Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaft... und Künste

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Digitized by Google

532-266
24

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Zweite Section.
H—N.

Herausgegeben von
August Leskien.

Fünfunddreißigſter Theil.

KAUFMANN—KHÔRASÂN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Digitized by Google

Wejs 150 (II, 35)

UNIVERSITY
LIBRARY

ANDOVER THEOL. SEM.
AUG 12 1904
LIBRARY

36,316

Digitized by Google

HD
Ref
Folio
AE
27
.E78
v.99

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Zweite Section.

H—N.

Fünfunddreißigſter Theil.

KAUFMANN—KHÔRASÂN.

Digitized by Google

K.

(Artikel, die unter K nicht ſtehen, ſuche man unter C.)

KAUFMANN, der Name einer Familie von ausgezeichneten Mechanikern und Akuſtikern, die in Dresden ihren Sitz hat, und unter der Firma „Akuſtiſches Cabinet" eine Ausſtellung ſelbſt erfundener und ſelbſtgefertigter muſikaliſcher ſelbſtthätiger Kunſtwerke veranſtaltet. Der Begründer dieſer Anſtalt iſt Johann Gottfried Kaufmann, geboren 1752 zu Siegmar bei Chemnitz von armen Aeltern, die ihn zu einem Strumpfwirker in Chemnitz in die Lehre gaben. Er verließ jedoch die Profeſſion und ging zu einem Manne in Dresden, der ſich mit Reparatur von Uhren und andern mechaniſchen Arbeiten beſchäftigte. Hier entwickelte ſich bei Kaufmann das Talent zu Conſtruction neuer Uhren, und ohne muſikaliſche Vorkenntniſſe unternahm er die Anfertigung von Spieluhren und mechaniſchen Muſikwerken, unter denen ſich 1789 eins durch Vereinigung von Harfe und Flöte anszeichnete und vom damaligen Kurfürſten von Sachſen angekauft wurde, jetzt im Beſitze des Königs Albert iſt. Schon 1800 wurden ähnliche Inſtrumente von ihm nach Oeſterreich, Italien und Rußland verſandt und als Meiſterwerke anerkannt. Anfang des 19. Jahrh. begann der mit muſikaliſchem Talent ausgeſtattete Sohn des Vorigen, Friedrich Kaufmann, geboren 1786 und geſtorben am 1. Dec. 1866 zu Dresden, ſeinen Vater bei deſſen Arbeiten zu unterſtützen; es gelang beiden im J. 1806, ein großes Muſikwerk mit natürlichen Trompeten und Pauken unter dem Namen „Bellonion" zu erbauen, welches als beſonders zur Aufführung von Märſchen, Chören und Fanfaren geeignet vom Könige von Preußen angekauft und im Schloſſe zu Charlottenburg aufgeſtellt wurde. Es ſchließt ſich hieran folgendes hiſtoriſche Curioſum. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Napoleon I. ſein Hauptquartier im Charlottenburger Schloſſe. Er hatte ſich kaum zu Ruhe begeben, als durch die Stille der Nacht die preußiſche Cavalerie-Attake ſchmetterte. Napoleon fährt erſchrocken von ſeinem Lager auf, glaubt ſich überfallen und läßt Alarm ſchlagen. Allein bald zeigte es ſich, daß die Töne aus dem Marmorſaale des Schloſſes kamen, in welchem das mit zwölf Trompeten ausgeſtattete Bellonion aufgeſtellt, aber durch eine unvorſichtige Berührung eines Knöpfchens in Bewegung geſetzt war und ſo die preußiſche Cavalerie-Attake mit allen Trompeterſtückchen herſchmetterte. Friedrich Kaufmann kam ſehr bald auf die Idee, alle Töne der Trompete auf einem einzigen Inſtrument hervorzubringen und conſtruirte eine in altdeutſcher Trompeterkleidung coſtümirte Figur, den Trompeten-Automat, welcher eine Trompete an den Mund ſetzt und mit fertigſtem Zungenſtoße alles bläſt, was lebenden Trompetern zugänglich iſt. Das „Harmonichord" wurde 1812 von Kaufmann erfunden, ein Inſtrument in Form eines aufrecht ſtehenden Flügel-Fortepiano, deſſen Saiten jedoch nicht durch Hammeranſchlag, ſondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Kolophonium durcharbeiteten Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton iſt äolsharfenartig mit allen Nuancirungen von großer Tragweite. K. M. von Weber componirte für dieſes Inſtrument ein beſonderes Concert mit vollem Orcheſter. Noch ſpäter conſtruirten Vater und Sohn das „Chordaulodion", eine Verbindung des Pianoforte mit Flöten und Piccolo, auf welchem ein Saiten-Flöten-Geſang hervorgebracht wird. — J. G. Kaufmann ſtarb 1818 in Frankfurt a. M.; ſein Sohn Friedrich Kaufmann vollendete 1839 in Dresden ein neues, großes und ſelbſtthätiges Muſikwerk, von ihm „Symphonion" genannt, welches Fortepiano, Clarinetten, Flöten, Piccolo, Schallſtäbe und Pauken in ſich vereinigt. Schafhäuſel in München ſchrieb über dieſes Inſtrument: „Das Spiel dieſer Maſchine iſt entzückend, der Vortrag brillant, der Anſchlag des Fortepiano friſch und rund." Dieſer Friedrich Kaufmann unternahm mit ſeinem 1823 zu Dresden geborenen Sohne Friedrich Theodor Kaufmann große Kunſtreiſen durch Deutſchland, Rußland, Schweden und Dänemark, auf welchen er ſeine Inſtrumente mitnahm und mit ihnen viele Auszeichnungen erlangte. Der jüngere Kaufmann verbeſſerte die bisherigen Inſtrumente und ſchuf 1851 ein vollſtändiges, ſelbſtſpielendes Orcheſterwerk, das Orcheſtrion, welches Clarinetten, Flöten, Flageolets, Hörner, Cornets, Trompeten, Fagotts, Tuba, Pauken, Trommeln, Triangel und Becken in ſich vereinigt. Auch mit dieſem Inſtrument unternahm er Kunſtreiſen und erregte namentlich auf der internationalen Induſtrie-

Digitized by Google

Ausſtellung zu London 1851 große Senſation. Er ſtarb am 5. Febr. 1872, das bisherige Akuſtiſche Cabinet iſt aber als Kunſtſalon geblieben und wird von der vierten Generation der Familie, dem am 4. Febr. 1861 geborenen Sohne Friedrich Kaufmann, durch Anfertigung muſikaliſcher Inſtrumente, von denen ſich das Harmonium und die Aeolsharfe auszeichnen, in Dresden mit Erfolg fortgeſetzt. *(C. Reinwarth.)*

KAUFMANN (Konstantin Petrowitsch von), Kaiſerlich-Ruſſiſcher Ingenieur-General und General-Gouverneur von Turkeſtan, iſt am 19. Febr. 1818 (a. St.) zu Maidani geboren. In früher Jugend kam er nach Petersburg, wo er in die Nikolajewskiſche Ingenieur-Schule eintrat, 1837 die gleichnamige Akademie bezog und 1839 als Ingenieur-Lieutenant nach Neu-Georgien verſetzt wurde. — Nach mehrfachem Wechſel der Garniſonen trat er 1843 als Stabs-Kapitän in die Adjutantur des Oberbefehlshabers der kaukaſiſchen Armee und zeichnete ſich in den Feldzügen gegen Schamyl (ſ. d. Art.) mehrfach aus. Der officielle Bericht erwähnt Kaufmann bei der Expedition gegen Salatawia, bei der Wegnahme der Terengulskiſchen Poſition, bei der Eroberung von Burtunai und bei der Erſtürmung von Aſal. Im J. 1845 bei Dargo verwundet und zum Kapitän ernannt, erwarb er ſich 1848 zu den früher erhaltenen Ehrenzeichen durch die Leitung der Belagerungsarbeiten bei Dergebil noch das Georgskreuz und den Majorsrang. Im J. 1849 abermals verwundet, wurde er mit der Befeſtigung des Samurthales beauftragt und löſte dieſe Aufgabe mit vielem Geſchick. — Nachdem er ſich 1851 als Oberſtlieutenant im Infanterie-Regiment Turkeſtan durch ein ſiegreiches Gefecht an den Gergebiliſchen Abhängen einen goldenen Ehrenſäbel mit der Inſchrift: „Für Tapferkeit" erworben hatte, trat er im Laufe des Krimkrieges an die Spitze der Sappeure der Belagerungs-Armee von Kars und wurde durch die heroiſche Tapferkeit, welche er bei dem mislungenen Sturme auf Thamasp-Tabia am 17. Sept. 1855 (a. St.) an den Tag legte, auch in weiteren Kreiſen bekannt. Kaufmann's Ernennung zum Oberſten war die unmittelbare Folge dieſes für ihn ſo ruhmvollen Tages, auch den Wladimir-Orden erhielt er.

Im Mai 1856 wurde Kaufmann als Mitglied der Ingenieur- und Kriegs-Akademie nach Petersburg berufen. Rangerhöhungen und andere Beweiſe des kaiſerlichen Wohlwollens folgten nun in kurzen Zwiſchenräumen. Schon im Auguſt deſſelben Jahres wurde Kaufmann zum Generalmajor befördert und mit der Befeſtigung der Landenge von Kertſch und des Bugthales betraut.

Bei ſeiner Rückkehr trat er zunächſt an die Spitze eines Comité zur Verbeſſerung der Schulen der Kriegsabtheilung und wurde im April 1858, unter Verſetzung in das kaiſerliche Gefolge, zum Director der Kanzlei des Kriegsminiſteriums ernannt. Neben den Geſchäften dieſes Amtes hat ſich Kaufmann durch ſeine anderweitige Thätigkeit dauernde Verdienſte um die ruſſiſche Armee erworben. So ſind die in jener Zeit erfolgten Verbeſſerungen der Militärſchulen, die Feſtſtellung der Rechte und der Privilegien der Unteroffiziere, die Reformirung der militäriſchen Strafvollſtreckung, ſowie namentlich auch das neue „Kriegs-Kreisſyſtem" unter ſeiner hervorragenden Mitwirkung durchgeführt worden. In Anerkennung ſeiner erfolgreichen Thätigkeit wurde Kaufmann im April 1864 zum Generallieutenant, Ende des Jahres zum General-Adjutanten des Kaiſers und im Frühjahre 1865 zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und Mohilew ernannt. Die ſtrengen Maßregeln, welche er in dieſer Stellung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Orduung ergriff, erfuhren in der Preſſe des Auslandes die ſchärfſte Verurtheilung.

Im October 1866 erhielt Kaufmann zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit einen längeren Urlaub; nach Ablauf deſſelben wurde ihm das General-Gouvernement von Turkeſtan (ſ. d. Art.) übertragen. Als er im Auguſt 1867 in Taſchkend eintraf, war weder eine geordnete Landesverwaltung vorhanden, noch waren die Beziehungen mit den Nachbarſtaaten geregelt. Der Kaiſer hatte ihm die ausgedehnteſten Vollmachten verliehen. Die ganze Stellung trug mehr den Charakter eines Vice-Kaiſers als den eines General-Gouverneurs. Da überdies die Sitten der Aſiaten an Aeußerlichkeiten und Ceremoniell beſonders hängen und eine gewiſſe perſönliche Prachtentfaltung der Machthaber verlangen, wenn dieſe Reſpect und Hochachtung bei der Bevölkerung und den Nachbarſtaaten genießen ſollen, ſo war Kaufmann auch genöthigt, bei ſeinem öffentlichen Auftreten ein großes Gepränge zur Schau zu tragen; er hieß im Volksmunde der Aſiaten nicht anders als der Jarim oder Pol-Padiſchah, d. h. Halb-Sultan oder Vice-Kaiſer. Auf Grund der ihm ausdrücklich übertragenen Befugniß, mit den im Gebiet des Syr-Darja und den öſtlich des Kaspi-Sees gelegenen Khanaten in unmittelbare Verbindung zu treten, hatte Kaufmann die Geſandten dieſer Staaten empfangen und eine Reihe ſtändiger Geſandtſchaften in Taſchkend eingerichtet, welche bei der Perſon des General-Gouverneurs beglaubigt waren. Die diplomatiſche Abtheilung ſeines Stabes fand bei ſolchen Verhältniſſen ſehr bald ein reiches Feld für ihre Thätigkeit; es kam zunächſt darauf an, die Nachbarſtaaten an die Beobachtung der internationalen Gebräuche zu gewöhnen, ſie dem Einfluſſe Englands zu entziehen und dauernd an das ruſſiſche Intereſſe zu feſſeln.

In adminiſtrativer Beziehung hat Kaufmann während ſeiner funfzehnjährigen Wirkſamkeit in Turkeſtan unverrückt das Ziel im Auge behalten, die Verwaltung des Landes nach dem Muſter der im europäiſchen Rußland beſtehenden Verhältniſſe einzurichten; nur wenige, durch die abnormen aſiatiſchen Verhältniſſe bedingte Ausnahmen ſollten ſtatthaben. Großen Nachdruck legte er auf die dringende Nothwendigkeit, die Civil- und Militär-Gewalt dauernd in den Händen der Militär-Chefs zu concentriren. Die „Steppen-Commiſſion" erklärte ſich 1867 mit dieſen Grundſätzen einverſtanden, aber es fanden ſich ſehr bald erhebliche Bedenken gegen die Durchführung derſelben, und der Kampf, welchen Kauf-

Digitized by Google

mann einerſeits gegen die mistrauiſche Bevölkerung Turkeſtans und andererſeits mit der Regierung in Petersburg zu führen hatte, zog ſich bis in ſeine letzten Lebenstage hin. Der enge Rahmen dieſer Biographie geſtattet nicht, auf die adminiſtrativen Einrichtungen näher einzugehen, welche Kaufmann unter ſorgſamſter Schonung der traditionellen Volks- und Stammesrechte zum großen Segen des Landes durchgeführt hat. Gelang es ihm auch nicht, den Widerſtand der fanatiſchen Geiſtlichkeit dauernd zu brechen, ſo erreichte er doch, daß die überwiegende Mehrzahl der Bewohner die Wohlthat einer geregelten Verwaltung anerkennt und der ruſſiſchen Regierung treu ergeben iſt. Sehr viel trug zu dieſem Umſchwunge der Geſinnungen der wachſende Einfluß bei, welchen Kaufmann durch die Beſiegung der Nachbarſtaaten in Central-Aſien erlangte. Es iſt ihm bei dieſen Kriegen häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er dieſelben abſichtlich herbeigeführt habe, um dieſe Länder dem ruſſiſchen Reiche zu erwerben. Wer die Verhältniſſe unbefangen beurtheilt, wird ihn von dieſem Verdachte freiſprechen; denn es waren im weſentlichen dieſelben Urſachen, welche Rußland in Central-Aſien auf den unabſehbaren Weg der Eroberungen drängten, welche England zur Ausbreitung ſeiner Macht in Oſtindien zwangen und welche überall da, wo die Civiliſation mit der Barbarei in Contact tritt, ähnliche Erſcheinungen hervorrufen werden. — Die Veranlaſſung zu dieſen Kriegen iſt faſt immer dieſelbe. Rußland hatte die Pflicht, die eigenen Unterthanen gegen die Ueberfälle und ähnliche Gewaltthaten der unruhigen Nachbarſtaaten zu ſchützen, während dieſe das von jeher geübte Recht der Raubzüge für ſich in Anſpruch nahmen und jede Genugthuung verweigerten. Dies war 1867 auch mit dem Emir von Buchara der Fall; er ließ die Friedens-Vorſchläge Kaufmann's unbeantwortet und rüſtete ſich zum Kriege. Mit 8000 Mann ſtürmte Kaufmann am 1. Mai 1868 (a. St.) die feſte Stellung der Bucharen auf den Höhen von Samarkand, ſchlug ein zweites Heer des Emirs am 2. Juni 1868 auf den ſirabulakiſchen Höhen und züchtigte Samarkand, welches ſich in ſeinem Rücken empört hatte, nach einem hartnäckigen Kampfe mit den zahlloſen Horden, welche ſich in der Stadt feſtgeſetzt hatten. Zur Charakteriſtik der Kriegführung ſei erwähnt, daß Kaufmann nach der Erſtürmung der Stadt einen Theil der Empörer vor den Thüren ihrer eigenen Häuſer aufhängen ließ. In dem Frieden vom 23. Juni 1868 (a. St.) trat der Emir von Buchara einen Theil ſeines Gebietes an Rußland ab. Der Kaiſer verlieh Kaufmann für dieſen Feldzug den Georgsorden III ſowie den Weißen Adlerorden und errichtete in der Ingenieur-Akademie zu Petersburg eine Marmortafel mit der Inſchrift: Kaufmann, Samarkand. 1868.

Ende 1872 war aus ähnlichen Urſachen der Krieg mit Chiwa unvermeidlich geworden und der Ausgang desſelben hätte bei den gegenſeitigen Machtverhältniſſen nicht zweifelhaft ſein können, wenn nicht die Natur der Wüſte, welche bei einem Feldzuge gegen Chiwa durchſchritten werden mußte, dem Vormarſche ein Hinderniß entgegengeſtellt hätte, an welchem bisher alle Expeditionen der Ruſſen geſcheitert waren. — Die Geſammtſtärke der Armee Kaufmann's überſtieg nicht 14,000 Mann und war in fünf Colonnen vertheilt; ein ungeheurer Troß, bei welchem ſich allein 19,200 Kamele befanden, war zur Fortſchaffung der Lebensmittel, der Munition und anderweitiger Armee-Bedürfniſſe erforderlich. Kaufmann brach am 18. März 1873 (a. St.) von Dſhiſak auf, vereinigte ſich mit einer zweiten von Kaſalinsk abgegangenen Colonne, ſchlug feindliche Angriffe bei dem Brunnen Adam Kirilgan und Uetſch-Utſchuk zurück, erzwang den Uebergang über den Amu-Darja und ſtand Ende Mai bei Hezaraſp, ſüdlich von Chiwa. Hier erhielt er die Nachricht, daß die von Orenburg und der Kinderli-Bucht abgerückten Colonnen vor dem Nordthore Chiwas angelangt ſeien. Nur die fünfte Colonne, welche unter dem Oberſten Markoſſow von Tſchykyſchlar am Kaspi-See abgerückt war, hatte nach heroiſchen Anſtrengungen, durch Waſſermangel gezwungen, den Rückzug angetreten. Trotz dieſes Misgeſchicks war der glückliche Ausgang des Feldzuges durch das Zuſammenwirken der andern Colonnen geſichert. Am 29. Mai 1873 (a. St.) zog Kaufmann an der Spitze ſeiner Armee in Chiwa ein und dictirte den Frieden.

Der Kaiſer verlieh ihm den Georgsorden II und ernannte ihn am 1. Jan. 1874 (a. St.) für beſondere Verdienſte zum Ingenieur-General.

Im Frühjahre 1875 führte ein Aufſtand der Khokandzen, welcher urſprünglich nur gegen die Bedrückungen ihres eigenen Khans gerichtet war, aber ſchnell um ſich gegriffen hatte und für die Stellung der Ruſſen in Turkeſtan gefährlich werden konnte, zum Kriege mit Khokand. Infolge des Sieges, welchen Kaufmann am 22. Aug. 1875 bei Machram am obern Syr-Darja errang, wurde Khokand dem ruſſiſchen Reiche einverleibt.

Zur Erinnerung an dieſen Feldzug erhielt Kaufmann vom Kaiſer einen reich geſchmückten Degen mit entſprechender Inſchrift.

Die kriegeriſche Thätigkeit Kaufmann's hatte hiermit ihr Ende erreicht und ſeine letzten Lebensjahre waren faſt ausſchließlich der Organiſation und Verwaltung der unterworfenen Länder gewidmet. Wie bereits angedeutet, hatte das von Kaufmann entworfene Project der Landesadminiſtration vielfache Anfechtungen erfahren. Die im J. 1874 eingeſetzte Commiſſion erklärte die Einrichtung einer europäiſchen Verwaltung für nicht dringlich und für viel zu koſtſpielig. Die Gelder, welche eine ſo umfangreiche Beamtenwirthſchaft verſchlingen würde, ſeien zweckmäßiger direct zur Hebung des Landeswohls zu verwenden. Ebenſo wenig wurde die ausſchließlich militäriſche Verwaltung in Rückſicht auf die inzwiſchen erfolgte Aenderung der politiſchen Lage für nothwendig erachtet. Obgleich Kaufmann mit ſeinen Vorſchlägen vollſtändig abgewieſen und beauftragt wurde, einen neuen Verwaltungs-Plan auszuarbeiten, ſo iſt eine weſentliche Veränderung in den Principien der Landesadminiſtration bis zu ſeinem Tode nicht eingetreten, und die Regierung war um ſo mehr geneigt, Kaufmann freie Hand zu laſſen, als der wachſende Wohlſtand und eine geregelte Steuer-

Digitized by Google

erhebung ihn in den Stand ſetzten, auf die früher ſeitens des Mutterlandes gewährten Zuſchüſſe zu verzichten.

In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit von Afghaniſtan für die Machtſtellung Rußlands in Central-Aſien hatte Kaufmann im J. 1878 den engliſchen Einfluß daſelbſt beſeitigt und die Zulaſſung einer ruſſiſchen Miſſion in Kabul erwirkt, während gleichzeitig die Engländer in beleidigender Weiſe an den Grenzen des Landes zurückgewieſen wurden. Als Rußland ſich bei den weiteren Verwickelungen darauf beſchränkte, dem aus ſeinem Lande vertriebenen Khan von Afghaniſtan ein Aſyl zu gewähren, ſoll Kaufmann um Enthebung von ſeinem Poſten gebeten haben. Authentiſche Nachrichten ſind darüber ebenſo wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie über die Gründe, welche ihn beſtimmten, bis zu ſeinem Tode in ſeiner Stellung zu verbleiben. Er ſtarb zu Taſchkend am 4. Mai 1882.

Quellen: Ruſſkij Invalid (Nr. 103. 1882). — Hugo Stumm, Der ruſſiſche Feldzug nach Chiwa. Beihefte zum preußiſchen Militär-Wochenblatt 1873, 1881. *(Major Ulbrich.)*

KAUFMANN (Maria Angelika), Malerin und Künſtlerin der Radirnadel, geb. 30. Oct. 1741 zu Chur, geſt. 5. Nov. 1807 zu Rom. Ihre Geburt fällt in die Zeit, da die deutſche Kunſt ſich in tiefſter Erniedrigung befand. Um ſo bemerkenswerther erſcheint es, daß ihr Vater, ein ſonſt mittelmäßiger Maler, ſein kleines Töchterchen, das ausgeſprochenes Talent für die Kunſt beſaß, nach der Antike zeichnen und malen ließ, wodurch nicht allein ein feines Kunſtgefühl geweckt, ſondern auch die Leichtigkeit erworben wurde, nach lebenden Vorbildern ſicher zu zeichnen. In früheſter Jugend kam Angelika, wie ſie in England gewöhnlich genannt wird, in die ſchöne Gegend von Como, deſſen See und reizende Landſchaft das jugendliche Herz entzückten. Ihre erſten Lebensjahre blieben ihr auch für ihr ganzes Leben eine frohe Erinnerung. Als elfjähriges Kind malte ſie den greiſen Biſchof von Como. Unter Zeichnen, Sprach- und Muſikunterricht floß ihr die Zeit angenehm dahin; mit einer vorzüglichen Stimme begabt, hätte ſie eine glänzende Bühnenlaufbahn vor ſich gehabt. Angelika entſchied ſich für die darſtellende Kunſt. Später hat ſie ſich ſelbſt auf dieſem Scheidewege zwiſchen Muſik und Malerei dargeſtellt. Im J. 1754 kam ſie mit den Aeltern nach Mailand, wo ihr in den Kirchen und Muſeen zum erſten mal die Herrlichkeit der Kunſt in den Werken der beſten Maler vor die Augen und die Seele trat. Drei Jahre darauf, als ihr Vater die Stadtkirche in Chur ausmalte, verſuchte ſie ſich ebenda gleichfalls in der Frescomalerei. Die zwölf Apoſtel, die ſie nach Piazetta malte, ſind daſelbſt noch zu ſehen. Darauf beſuchte ſie mit dem Vater Italien, bewunderte Correggio's Fresken in Parma, ſtudirte nach Gemälden in den Sammlungen von Bologna und Florenz und kam als aufgeblühte Jungfrau nach Rom. Hier zeichnete ſie ſogleich nach der Antike; Winckelmann wurde ihr Rathgeber und ſpäter ihr Freund. Rafael Mengs, der die Wiederbelebung der Kunſt inaugurirte, wurde ihr Vorbild. Um Stoffe für hiſtoriſche Compoſitionen zu gewinnen, las ſie die beſten Hiſtoriker und Dichter des Alterthums wie der Neuzeit. Die antike Welt und die Romantik ſind die beiden Quellen, aus denen ſie ſchöpfte. Wenn ihre griechiſchen Helden und Frauen ſich von jenen der romantiſchen Dichtungen nicht unterſcheiden und, im ganzen genommen, an einer gewiſſen Monotonie leiden, ſo iſt daran der Zeitgeiſt mit ſchuld, dem ſich auch der Beſte nicht ganz entziehen konnte. Doch iſt Reinheit des künſtleriſchen Ausdrucks wie ein poetiſches Gemüth ihnen nicht abzuſprechen. Wenn auch ihre hiſtoriſchen, allegoriſchen und mythologiſchen Compoſitionen vor der Kritik der Gegenwart nicht den Enthuſiasmus wecken, den ſie bei ihrem Erſcheinen gefunden haben, einen kunſthiſtoriſchen Werth behalten ſie doch. Beſonders ihre vielen Porträts laſſen ſie als eine Künſtlerin erſcheinen, die es mit der Kunſt immer ernſt nahm. Als ſie ſich 1765 in Venedig aufhielt, erhielt ſie einen Ruf nach England, den ſie auch annahm. Am 22. Juni 1766 kam ſie, mit vielen Empfehlungen verſehen, in London an. Sie wurde mit Arbeiten wie mit Ehren überhäuft. Reynolds war ihr Bewunderer und Freund und bot der reizenden Künſtlerin ſogar die Hand an, jedoch vergeblich. Sie malte in London die Königin, den König Chriſtian VII. von Dänemark und viele Große des Hofes. In dieſe Zeit ihrer Triumphe fällt eine Begebenheit, die ihr viel Kummer und Leid bereitete. Ein Schwindler, der ſich Graf von Horn nannte, wußte ihr Mädchenherz zu bethören und zu einem geheimen Ehebunde zu überreden. Als der unbedachte Schritt gethan war, entlarvte ſich der Mann als gemeiner Schwindler, der es nur auf das Geld ſeines Opfers abgeſehen hatte. Mit 300 Pfund St. erkaufte ſich endlich Angelika ihre Freiheit, ihre Ehe wurde 1768 annullirt. Sie fand bei hoch und niedrig aufrichtiges Bedauern. Dem Wunſche des Vaters gehorchend, gab ſie 1781 ihre Hand dem Maler Antonio Zucchi und kehrte mit ihm und dem Vater nach Venedig zurück. Als der letztere das Jahr darauf geſtorben war, beſuchte ſie mit dem Gatten Neapel, wo ſie die königliche Familie malte, und ſiedelte ſich darauf in Rom an, wo ſie bis zu ihrem Tode blieb. Hier entfaltete ſie eine wunderbare Thätigkeit. Neben vielen Bildniſſen malte ſie auch im Auftrage fürſtlicher Perſonen hiſtoriſche Bilder, ſo für den Kaiſer Joſeph II., für die Kaiſerin Katharina II. von Rußland. In Stunden der Muße war ihr Haus der Sammelplatz von Künſtlern und Gelehrten. Goethe, der zu ihren Hausfreunden gehörte und, wie ſeine römiſche Correſpondenz beweiſt, ſich von der graziöſen Erſcheinung Angelika's angezogen fühlte, ſchildert ſie und ihre Kunſt mit warmen Worten. Im J. 1795 ſtarb ihr Gatte. Um ſich zu tröſten, beſuchte ſie nochmals Como, wo ſie nach ihren eigenen Worten „im glücklichſten Jugendalter die erſten Freudengenüſſe des Lebens empfing“. Zwölf Jahre ſpäter folgte ſie dem Gatten nach und wurde in San-Andrea delle Fratte begraben. — Die beſten Stecher ihrer Zeit beeilten ſich, ihre Compoſitionen auf die Platte zu übertragen; man zählt über 300 Kupferſtiche nach ihren Bildern und Zeichnungen. Ihr Eigenbildniß befindet ſich

Digitized by Google

in den Ufficien zu Florenz, Goethe ſpendet ihm großes Lob; auch ſonſt noch finden ſich in Sammlungen ihre Eigenbildniſſe, ſo in Berlin. In freien Stunden beſchäftigte ſie ſich auch mit der Radirnadel. Ihre Arbeiten erheben ſich durch die freie und kräftige Behandlung durchweg über die Mittelmäßigkeit; beſonders gelungen ſind: ein Bildniß Winckelmann's, Venus und Adonis, Kalypſo und Ulyſſes, Rinaldo und Armida, L'Allegra, La Penſeroſa, die Zopfflechterin. Im Deutſchen Peintre-graveur habe ich 36 ihrer Blätter beſchrieben. Wenn wir die Zeit, in welcher Angelika thätig war, und die Thätigkeit derſelben zuſammenfaſſen, werden wir auch bei hohen Anforderungen an die Kunſt zugeben müſſen, daß ſie ein nicht zu verachtendes Glied in der Kette der Kunſtentwickelung bildet und darum ein freundliches Beachten von ſeiten des Kunſthiſtorikers verdient.

Vgl. Weſſely in Dohme's Kunſt und Künſtler. — Andreſen, Deutſcher Peintregraveur, Bd. V.

(J. E. Wessely.)

KAUFUNGEN (Kauffungen), eine alte adelige Familie in Meißen und Thüringen, deren Stammhaus gleichen Namens im Amte Borna liegt. Eine Linie in Böhmen und Schleſien führt auch den Namen Chlump. Volquin von Kauffungen wird bei einer Schenkung eines Herrn von Waldenburg an die Kirche zu Wolkenburg 1308 als Zeuge genannt. Hildebrand von Kauffungen auf Landsberg in Ober-Schleſien erſcheint 1435 als des Herzogs Heinrich zur Oelße Rath. Ein Heinrich von Kauffungen iſt 1499 Mannrechts-Beiſitzer zu Glatz. Siegesmund von Kauffungen von Hummel aus der Grafſchaft Glatz ſagte 1522 der ganzen Krone Böhmen ab, zog viel Volks an ſich, wurde aber, nachdem er am 24. Aug. 1534 endlich gefangen, alsbald zu Wien enthauptet. In der Pfarrkirche zu Frankenſtein in Schleſien iſt das Grabmal des 1573 verſtorbenen Siegesmund von Kauffungen von Chlumb und ſeiner ihm 1578 gefolgten Gattin Apollonia geborenen von Alſchatz. Der bekannteſte des ganzen Geſchlechts iſt der durch ſeinen Prinzenraub berüchtigte Ritter Kunz (Konrad) von Kauffungen. Anfangs am Hofe Friedrich's des Gütigen, Kurfürſten von Sachſen, in gutem Anſehen, auch von dieſem zum Vogte von Altenburg ernannt, hielt er getreu ſeines Herrn Partei in deſſen Kriege wider den eigenen Bruder, den Herzog Wilhelm. Letzterer nahm Kunz beim Entſatze von Gera gefangen und legte ihm ein Löſegeld von 4000 Gulden auf. Hierdurch ſowol an ſeinem Vermögen wie ſonſt durch die Kriegsläufe an ſeinen Gütern ſtark geſchädigt, räumte ihm Kurfürſt Friedrich zum Erſatz Apel von Vitzthum's Meißniſche Güter ein, da Vitzthum es mit Herzog Wilhelm hielt, ſtellte ihm aber die Bedingung, ſolche Güter bei eintretendem Frieden zurückſtellen zu müſſen. Der Friede wurde bereits 1450 zwiſchen den Brüdern zu Naumburg geſchloſſen, die gegenſeitigen Eroberungen ſollten zurückgegeben, ſo auch die Kauffungen'ſchen auf die Vitzthum'ſchen Güter eingetauſcht werden. Der Kurfürſt ſah ſich, da Kunz gutwillig zur Herausgabe nicht zu bewegen war, zur Gewalt gezwungen und zog des letzteren heftigſten Haß hierdurch auf ſich und ſein Haus. — Kunz erklärte offen, daß er ſich nicht an des Kurfürſten Land und Leuten, ſondern an deſſen Fleiſch und Blut zu rächen gedenke. Bald ſchritt er zur That. Des Landes verwieſen, erwarb er Schloß Iſenberg in Böhmen und ſammelte dort Unzufriedene von Adel und ſonſtige dem Kurfürſten Abgeneigte. Zur Ausführung ſeines lange vorbereiteten Planes bediente er ſich im altenburger Schloſſe als Kundſchafter eines Koches, Namens Schwalbe. Nachdem er von dieſem die Nachricht erhalten, der Kurfürſt habe eine Reiſe nach Leipzig gethan, kam Kunz am 7. Juli 1455 nachts mit zwei meißniſchen Edelleuten, Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels, ſowie 36 andern Reitern vor das kurfürſtliche Schloß, erſtieg daſſelbe mit ſeinen beiden Geſellen mittels Leitern und bemächtigte ſich der Perſonen der beiden Prinzen Ernſt und Albrecht. Kauffungen eilte der Verabredung gemäß mit dem Prinzen Albrecht nach Böhmen, während Moſen und Schönfels mit dem Prinzen Ernſt den Weg nach Franken einſchlagen ſollten, damit, würde auch eine Partei ergriffen, die andere zu deren etwaiger Begnadigung einen Druck noch auszuüben in der Lage ſei. Alsbald machte man ſich von Altenburg aus auf die Verfolgung der frechen Räuber, die Sturmglocken klangen von Dorf zu Dorf, ſodaß Kunz gezwungen war, die unwegſamſten Pfade einzuſchlagen. Die Entdeckung des Kurprinzen dicht an der böhmiſchen Grenze und deſſen vielfach von der Sage umwobene Befreiung durch den Köhler Georg Schmidt (Stammvater der ſpäteren, ſeit 1592 Adelsfamilie Namens Triller, die noch heute, freilich in wenig adeligen Verhältniſſen blüht) iſt bekannt. Ritter Kunz wurde vorerſt mit dem befreiten Prinzen nach dem benachbarten Kloſter Grünhain in Verwahrung gebracht. Während deſſen hielten ſich Moſen und Schönfels tagelang unfern des Schloſſes Stein mit ihrem Prinzen in einer Höhle verſteckt, knüpften aber, da ſie an einem erfolgreichen Entkommen zweifelten, mit dem Amtshauptmann von Zwickau, Friedrich von Schönburg, Auslieferungs-Verhandlungen an, falls ihnen Straffreiheit zugeſichert würde. Dies geſchah und Prinz Ernſt wurde nach Schloß Hartenſtein abgeliefert. Kunz von Kauffungen büßte ſeinen Frevel bereits am 14. Juli deſſelben Jahres, indem er zu Freiberg öffentlich enthauptet wurde. Sein Leichnam ruhte anfangs dort in der St.-Petrikirche, wurde aber ſpäter nach Neukirch bei Freiberg überführt. Sein der Mitſchuld wie der Auflehnung gegen ſeinen Lehnsherrn überführter Bruder Dietrich erlitt die gleiche Strafe. — Es ſcheint, daß die Familie nach dem tragiſchen Ende dieſer Brüder nicht mehr zu rechter Bedeutung habe aufblühen können. Sie ſaß noch längere Zeit beſonders im Vogtlande, wo ſie die Güter Hirſcha, Langenwetzendorf und Böhmersdorf innehatte, auch eine Linie nach Oſtpreußen abſetzte, und hier erloſch ſie am 23. Mai 1860 im Manns-, im J. 1868 auch im Weibsſtamme, nachdem ſie mit landesherrlicher Genehmigung bereits im J. 1853 zur Erhaltung ihres alten Namens dieſen einer Familie „Brunn“ übertragen hatte. — Das einfache Wappen iſt von Gold über Roth durch eine ganze und

Digitized by Google

eine halbe Schrägſpitze getheilt. Auf dem Helme erſcheint ein geſchloſſener Adlerflug, der dem Schilde entſprechend gezeichnet iſt. Decken: roth-gold.

(H. von Borwitz und Harttenstein.)

KAUKASIEN, ruſſiſche Statthalterſchaft im weſtlichen Aſien. Unter dieſem Namen verſteht man das nach Schweizer 799,735 □Kilom. große Ländergebiet, welches zwiſchen dem Schwarzen und Kaspiſchen Meere liegt und das europäiſche Rußland mit Weſtaſien verbindet. Hiſtoriſch iſt Kaukaſien ſeit alter Zeit bekannt. Die armeniſchen und gruſiniſchen Chroniken führen die Gründung des Armeniſchen und Kartaliniſchen Reiches auf mehr als zwanzig Jahrhunderte vor Chriſti Geburt zurück: ſchon in ſehr früher Zeit war Armenien von den Eroberungsgelüſten der Babylonier bedroht und der am Schwarzen Meere gelegene Theil Transkaukaſiens wurde früh von den Griechen beſucht. Auf dieſe Weiſe war Kaukaſien ſchon in den früheſten Zeiten der Zielpunkt von Eroberern theils wegen des Reichthums ſeiner Naturproducte, theils weil es eine der wichtigſten Straßen aus Aſien nach Europa war. Armenien, das ſeine Unabhängigkeit von Babylonien erſt nach dem Tode Sardanapal's in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wiedererhielt, wurde zuſammen mit Kolchis im J. 558 die Beute des Perſerkönigs Cyrus. Im 7. Jahrhundert v. Chr. gründeten die Griechen auf der kaukaſiſchen Küſte des Schwarzen Meeres viele blühende Colonien, wie Dioskuria u. a. Im J. 322 erſcheint Armenien wieder als ſelbſtändiges Reich und im J. 302 auch Georgien unter der Regierung des Pharnabazes. Im J. 182 diente das freie Armenien dem flüchtigen Hannibal als Zufluchtsort, auf deſſen Rath die Stadt Artaſchad in der Nähe des Fluſſes Araxes erbaut wurde, die in der Folge die Hauptſtadt von Armenien wurde. Welche Wichtigkeit ſchon zu jener Zeit Kaukaſien für den internationalen Verkehr hatte, erſehen wir daraus, daß der iberiſche König Mirwan an dem Eingange der Darjalskiſchen Schlucht, durch welche die Hauptſtraße führte, eine Feſtung anlegte. Im 1. Jahrhundert v. Chr. zeigten ſich auch römiſche Legionen in Kaukaſien. Im J. 67 wurde Kolchis von Pompejus zur römiſchen Provinz gemacht. Indem er längs dem Fluſſe Phaſis bis zum Meschirskiſchen Gebirge vordrang, überſchritt er 65 dieſes Gebirge und bemächtigte ſich Iberiens (Georgien und Imeretien) und Albaniens (Kachetien und die Gegend, die ſüdlich vom Fluſſe Samur liegt). — Im J. 34 unterwarf Marc Anton Armenien; 56 nach Chr. Geburt zerſtörten die Römer unter Nero die Hauptſtadt Armeniens Artaſchad und im J. 38 unternahm Trajan einen Kriegszug nach Armenien. Vom 2. Jahrhundert an begannen hier die Bewegungen der großen Völkerwanderung. Im J. 150 ſetzten ſich die Gothen, nachdem ſie die Alanen verdrängt hatten, an der Küſte des Schwarzen Meeres feſt. Im J. 204 brachen die Chazaren in Kaukaſien ein und gelangten über den Kaukaſiſchen Gebirgsrücken nach Georgien und Armenien. Erſt im J. 300 wurden ſie von dem Armeniſchen Könige Tiridates aus Armenien und Albanien verdrängt. Im J. 513 drangen die Hunnen in Armenien durch die Darjalskiſche Schlucht ein. Die Macht der Römer war zu dieſer Zeit in Kaukaſien ſchon ſehr geſchwächt, dennoch war Kolchis von Zeit zu Zeit noch immer Schauplatz von Kriegen zwiſchen den Römern und Perſern, wie z. B. zwiſchen den Jahren 522 und 556. Im J. 558 brachen die Awaren in Kaukaſien ein, die ſich auf den Kaukaſiſchen Bergen feſtſetzten; 640 die Ariwitanen, 683 die Chazaren, 697 wiederum die Ariwitanen, die 722 den Kaukaſus überſchritten. Die Ruſſen ſahen zum erſten mal das Kaukaſus-Gebirge im Anfange des 10. Jahrhunderts. Im J. 914 und 943 bemächtigten ſie ſich der Feſtung Barda (jetzt ein Dorf im jeliſawetpolſchen Kreiſe) und machten von hier aus Einfälle dem Kaspiſchen Meere zu, namentlich nach Dſhil, Dſheilan, Tabariſtan, Abiskan und nach dem Naphthagebiet. Im J. 967 beſiegte der Großfürſt Swätoſlaw am Fuße des Kaukaſus die Jaſſen und Koſſogen (die heutigen Oſſeten und Tſcherkeſſen). Im 11. Jahrhundert führte Mſtiſlaw Udaloi (d. h. der Verwegene), der auf der Halbinſel Taman das tmutarakanſkiſche Fürſtenthum gegründet hatte, einen glücklichen Krieg gegen die Koſſogen. Mit der Schwächung des tmutarakanskiſchen Fürſtenthums hörte zwar der Einfluß der Ruſſen in Kaukaſien auf, doch damit keineswegs der Verkehr zwiſchen Rußland und Kaukaſien. So heirathete z. B. die verwitwete georgiſche Königin Tamara (1184—1222) den Sohn des Großfürſten Andreas Bogolubski, Georg. — Zur Zeit der Mongolenherrſchaft in Rußland hörte der Verkehr zwiſchen Rußland und Kaukaſien ganz auf, wurde aber nach der Befreiung vom Mongolenjoche wiederhergeſtellt. Um Schutz vor den häufigen Ueberfällen ihrer räuberiſchen Nachbarn zu ſuchen, ſahen ſich die ſchwachen Fürſten Kaukaſiens und Transkaukaſiens genöthigt, die Hülfe der moskowitiſchen Großfürſten in Anſpruch zu nehmen. So ſuchte 1492 der Fürſt Kachetiens, Alexander, den Schutz Johann's III. nach und im J. 1555 erkannten die Bewohner von Pätigorsk die Oberhoheit Rußlands an. Im J. 1567 erbauten die Ruſſen an der Mündung des Terek die Feſtung Terki. Im J. 1586 erbat ſich der kachetiſche Fürſt Alexander II. den Schutz des Zaren Fedor Johannowitſch; 1604 unternahmen die Ruſſen einen Kriegszug in das Gebiet des tarkowskiſchen Schamchal und eroberten Tarki. Von 1618—1650 nahmen verſchiedene kaukaſiſche Fürſten die Hülfe des Zaren Michael Fedorowitſch in Anſpruch. Im J. 1718 nahm der kumuchskiſche Schamchal Adil-Girei die ruſſiſche Unterthanſchaft an. Im J. 1722 eroberte Peter I. Derbent und erbaute am Fluſſe Sudak die Feſtung des heiligen Kreuzes. Im J. 1723 bemächtigten ſich die Ruſſen der Stadt Baku, doch ſchon 1735 wurden ſämmtliche ruſſiſche Eroberungen an Perſien abgetreten. Im J. 1770 überſchritt ein ruſſiſches Heer zum erſten mal das Kaukaſiſche Gebirge und eroberte Kutais. Im J. 1785 wurde aus den an der Nordſeite des Kaukaſus liegenden Ländern die kaukaſiſche Statthalterſchaft eingerichtet, die damals aus den jetzigen Kreiſen: Jekaterinograd, Kisljarsk, Mosdok, Alexandrowsk und Stawropol beſtand. Im J. 1796 unterwarf der ruſſiſche General Graf Subow die am Kaspiſchen Meere liegenden Länder mit

Digitized by Google

den Städten Kuba, Derbent und Baku und 1801 wurde auch Georgien Rußland einverleibt. Im J. 1801 wurde Georgien ein beſonderes Gouvernement; 1802 wurde Oſſetien unterworfen, 1804 auch Mingrelien, 1810 Imeretien und im J. 1813 trat Perſien an Rußland folgende Khanate ab: Karabach (der jetzige Schuſchinskiſche Kreis), Ganſchinsk (Kreis von Jeliſawetpol), Schakinsk (der Nuchinskiſche Kreis), Schirwan (Schemachinskiſcher Kreis), Derbent, Kuba, Baku und Tolyminsk (Lenkoranſcher Kreis). So beſaß Rußland ſchon im J. 1815 ſeine jetzigen Beſitzungen in Transkaukaſien mit Ausnahme des Achalzinskiſchen Kreiſes und des ſüdlichen Theiles der Kreiſe Etſchmiadſin, Eriwan, Nachtiſchewan und Ordubat, während die kaukaſiſchen Gebirgsvölker ihre Unabhängigkeit bewahrten mit Ausnahme des Landſtriches, der längs der georgiſchen Militärſtraße das freie Tſcherkeſſengebiet in zwei Hälften ſchied, die unter dem Namen der rechten und linken Flanke bekannt waren. Vom J. 1815 begann ein hartnäckiger Kampf gegen die freien Gebirgsvölker, der ungefähr ein halbes Jahrhundert fortdauerte. Die erſte Periode deſſelben fiel in die J. 1815—1845. Während derſelben gelang es nur, die Gebirgsvölker enger durch Befeſtigungswerke einzuſchließen. Unterdeſſen hatte Perſien im J. 1828 die Khanate Eriwan und Nachitſchewan und ein Jahr darauf die Türken den jetzigen Achalzinskiſchen Kreis und die Feſtungen Anapa und Poti an Rußland abgetreten.

In der zweiten Periode (1846—1856) des Kaukaſiſchen Krieges gingen die Ruſſen ſchon ſyſtematiſcher zu Werke und erlitten auf ihren Expeditionen weniger große Verluſte wie auf den früheren. Sie faßten auf dem Küſtendiſtricte Dagheſtan feſten Fuß und richteten die Lesghiniſche und Kaukaſiſche Linie ein, doch gelang es ihnen noch immer nicht, die freien Gebirgsbewohner zu unterwerfen. Erſt in der letzten Periode (1856—1864), in welcher der Krieg mit Aufbietung aller Kräfte und nach einem vollkommen ſyſtematiſchen Plane geführt wurde, wurde die vollkommene Unterjochung der kaukaſiſchen Gebirgsvölker zu Stande gebracht. Die Zahl der mit Rußland im Kampfe geweſenen Kaukaſier wird auf 700—800,000 Seelen beiderlei Geſchlechts geſchätzt, von denen ſpäter mehr als 200,000 nach der Türkei auswanderten.

Die geſammten kaukaſiſchen Länder zerfallen in ciskaukaſiſche und transkaukaſiſche, Armenien und das Transkaſpiſche Gebiet, welche in militäriſcher Hinſicht unter einem zu Tiflis reſidirenden Statthalter (jetzt Generalgouverneur) vereinigt ſind, während ſie in adminiſtrativer Hinſicht einerſeits organiſirte Gouvernements, andererſeits unter Militärbehörden ſtehende Bezirke und Gebiete bilden. Gegenwärtig beſteht die kaukaſiſche Statthalterſchaft aus ſechs Gouvernements: Tiflis, Kutais, Jeliſawetpol, Eriwan, Baku, Stawropol; ſechs Gebieten: Dagheſtan, Kuba, Ter, Kars. Batum und Transkaſpien, und aus drei Bezirken: dem Tſchernomoriſchen, Sakatalſchen und Suchumſchen Militärbezirke.

Ciskaukaſien umfaßt: 1) das eigentliche Gouvernement Ciskaukaſien oder Stawropol mit den vier Kreiſen: Stawropol, Pätigorsk, Nowogeorgiewsk und Medweſhenskaja Staniza, enthält auf 68,710 □Kilom. 475,051 Einwohner. Die Hauptſtadt iſt Stawropol mit 34,328 Einwohnern.

2) Den Kubanſchen Oblaſt (Gebiet) mit den ſieben Kreiſen: Jekaterinodar, Jeisk, Temrjuk, Maikop, Batalpaſchinsk, Sakubansk und Kawkask. Der Kubanſche Oblaſt umfaßt die vom kubanſchen Koſakenheer eingenommenen Landſtriche zu beiden Seiten des Fluſſes Kuban, ferner die von tſcherkeſſiſchen Stämmen (die beiden Priſtawſchaften des oberen und unteren Kuban, ſowie die Bezirke der Schapſug, Abadſechen und Bſhebuchen) bewohnten Striche, desgleichen auch die ſeit der Auswanderung einiger Tſcherkeſſenſtämme verödeten Küſtenſtriche an der Küſte des Schwarzen Meeres zwiſchen den Flüſſen Tuapſe und Mſymta, zuſammen alſo ein Areal von 94,523 □Kilom. und 843,247 Einwohnern. Die Hauptſtadt iſt Jekaterinodar am rechten Ufer des Kuban mit 32,303 Einwohnern.

3) Den Terſche Oblaſt, vom Fluſſe Ter benannt, welcher in die Länder des Terſchen Koſakenheeres und die ſieben Bezirke: Wladikawkas, Kisljar, Grosny, Chaſſawjurt Mosdok, Argun und Weden zerfällt und auf 60,987 □Kilom. 530,980 Einwohner enthält. Die Hauptſtadt iſt Wladikawkas am Terek mit 23,766 Einwohnern.

Der oberſte Militärbefehlshaber für alle ciskaukaſiſchen Länder, die ſomit ein Areal von 224,221 □Kilom. mit 1,849,278 Einwohnern begreifen, hat ſeinen Sitz zu Stawropol.

Zu Transkaukaſien mit der Hauptſtadt Tiflis gehören zunächſt die fünf organiſirten Gouvernements: 1) Tiflis mit den acht Kreiſen: Tiflis, Gory, Achalzych, Telaw, Signach, Duſchet, Achalkalaki und Tioneti. Es enthält auf 40,345 □Kilom. 660,800 Einwohner. Die Hauptſtadt iſt Tiflis an den beiden Ufern der Kura mit 104,024 Einwohnern (ſ. Tiflis). 2) Kutais mit den ſieben Kreiſen: Kutais, Oſurgety, Scharopan, Ratſcha, Letſchgun, Senaki und Sugdidi, enthält auf 20,661 □Kilom. 570,691 Einwohner. Die Hauptſtadt iſt Kutais an beiden Seiten des Fluſſes Rion mit 12,165 Einwohnern. 3) Jeliſawetpol mit den ſieben Kreiſen: Jeliſawetpol, Schuſcha, Nucha, Kaſach, Dſhewanſchir, Areſch und Dſhebrail, enthält auf 44,153 □Kilom. 593,784 Einwohner. Hauptſtadt iſt Jeliſawetpol mit 16,167 Einwohnern. 4) Eriwan mit den ſieben Kreiſen: Eriwan, Alexandrapol, Nowo-Bajaſet, Etſchmiadſin, Nachitſchewan, Surmalin, Scharur-Daralagos, mit der Hauptſtadt Eriwan (15,000 Einwohner), enthält 27,725 □Kilom. und 547,693 Einwohner. 5) Baku mit den ſechs Kreiſen: Baku Schemacha, Lenkoran, Kuba, Göktſchai und Dſhewad, enthält 40,187 □Kilom. und 540,773 Einwohner. Hauptſtadt iſt Baku an der Bucht gleichen Namens mit 15,480 Einwohnern. — Den Reſt Transkaukaſiens bildet das Gebiet Dagheſtan, 29,705 □Kilom. und 481,524 Einwohnern. Hauptſtadt iſt der Hafenort Derbent mit 15,191 Einwohnern. — Der Tſchernomoriſche Bezirk mit den zwei Kreiſen Anapa und Noworoſſijsk enthält 7313 □Kilom. und 15,735 Einwohnern. Der Suchumſche Militärbezirk, mit der Hauptſtadt Suchum-Kale

Digitized by Google

am Schwarzen Meere (1612 Einwohner), enthält 8369 □Kilom. und 41,364 Einwohner. Der Sakataliſche Militärbezirk mit der Hauptſtadt Sakataly enthält 4168 □Kilom. mit 68,839 Einwohnern. Ganz Transkaukaſien umfaßt ſomit 222,625 □Kilom. mit 3,521,203 Einwohnern, die ganze Statthalterſchaft 446,846 □Kilom. mit 5,370,481 Einwohnern. Hierzu kommt das Gebiet von Kars, 18,587 □Kilom., 95,086 Einw., mit der Hauptſtadt Kars; es enthält die Kreiſe: Temir-Chan-Schura, Gunib, Kaſikumuch, Andi, Awar, Kaitag-Tabaſſaran, Dargini, Kuri und Samur; ferner das Gebiet von Batum, 7233 □Kilom. mit 80,987 Einw., Hauptſtadt Batum. Beide zuſammen bilden das Gebiet von Armenien mit zuſammen 25,820 □Kilom. und 176,073 Einwohnern. Zur Verwaltung Kaukaſiens gehört auch das Transkaspiſche Gebiet mit der Hauptſtadt Krasnowodſk, 327,069 □Kilom. und 203,000 Einwohner.

Die Bevölkerung Kaukaſiens iſt aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengeſetzt. Die größere Hälfte derſelben bekennt ſich zur chriſtlichen Religion, während die kleinere dem Mohammedanismus angehört. In der Zahl der Chriſten gibt es mehr als eine halbe Million Armenier, circa 8000 Proteſtanten und Katholiken (über 15 Colonien); der Reſt gehört der griechiſch-orthodoxen Kirche an. Außerdem leben hier 15,000 Juden und über 7000 Buddhiſten (im Gouvernement Stawropol). Die Religion der übrigen Bewohner iſt ein Gemiſch von Heidenthum, Chriſtenthum und Mohammedanismus. In Betreff der Abſtammung dieſer Bevölkerung ſind die Angaben noch ſehr unſicher. In erſter Reihe ſtehen die Bewohner des kaukaſiſchen Hauptgebirges, die kaukaſiſchen Bergvölker, die Abchaſen oder Aſegavölker, von den Ruſſen unter dem Namen Abiſinzen zuſammengefaßt, circa 150,000 Köpfe ſtark; die Tſcherkeſſen oder Adighe am nördlichen und nordweſtlichen Abhange des Kaukaſus nach dem Schwarzen Meere zu oder in dem neu eingerichteten Kubanſchen Oblaſt circa 291,000; die Suanen oder Suanethi, welche Glieder des iberiſchen Völker- und Sprachſtammes ſind (circa 6000); die Ubychen am Südabhange des Hauptgebirges zwiſchen den Flüſſen Choſta und Sache, etwa 25,000 Köpfe ſtark; die Oſſeten, deren Sprache entſchieden zu der iraniſchen Familie des indogermaniſchen Stammes gehört, mehr als 27,000 Köpfe ſtark; die Völker türkiſchen oder tatariſchen Stammes, wie die unter Peter dem Großen am Kuban und Kuma angeſiedelten Nogaier, die Karatſchai am nordöſtlichen Abhange des Gebirges, die Malkarzen an den Quellen der Flüſſe Tſchegem und Tſcherek und die Kumyken im Oſten der Tſchetſchnja (circa 45,000), zwiſchen den Flüſſen Terek und Sulak; die Tſchetſchenzen, von den Georgiern „Khiſten" genannt, circa 117,000 Köpfe ſtark; die erſt zum kleinſten Theil bekannten Völker des ſogenannten lesghiſchen Stammes in Dagheſtan und den ſüdweſtlich anliegenden Landſchaften, circa 560,000; die Thuſchino-Pſchawo-Chewſuren, circa 71,000. — Nach den Gebirgsvölkern nehmen die Ruſſen der Kopfzahl nach den erſten Platz ein (circa 900,000), die vorzugsweiſe im Gouvernement Tiflis, im Kubanſchen und im Terſchen Gebiete leben. Dann folgen die Georgier, die aus den eigentlichen Georgiern, den Imeretinzen, Mingreliern und Guriern beſtehen und hauptſächlich in den Gouvernements Tiflis und Kutais leben (circa 830,000). Ihrer Kopfzahl nach die vierte Stelle nehmen die früheren Herren der ſüdlichen Provinzen Transkaukaſiens, die Türken und Perſer, ein (circa 790,000), namentlich in den Gouvernements Baku und Eriwan, und theilweiſe auch in den Gouvernements Tiflis und Kutais. Den fünften Platz nehmen die Armenier ein (circa 520,000), die vorzugsweiſe in den Kreiſen von Tiflis, Baku und Achalzych, ſowie in den Gouvernements Stawropol und Kutais leben. Endlich gehören zu den Bewohnern Kaukaſiens auch die tatariſchen Steppenſtämme des Stawropolſchen Gouvernements, die Kurden und Kalmyken.

Kaukaſien iſt ein Gebirgsland, das ſeinen Namen dem Kaukaſusgebirge verdankt, welches aus dem Kaukaſiſchen Hauptgebirgsrücken und dem Transkaukaſiſchen Gebirge (letzteres auch unter dem Namen „der Kleine Kaukaſus" bekannt) beſteht. Der Hauptgebirgsrücken erſtreckt ſich von der Mündung des Kuban in das Schwarze Meer bis zur Halbinſel Apſcheron am Kaspiſchen Meere in der Richtung von WNW. nach OSO., hat eine ungefähre Länge von 1125 Kilom. und bedeckt nach Humboldt's Berechnung einen Flächenraum von 83,695 □Kilom. Der bequemeren Ueberſicht wegen wird er von den Ruſſen in 7 Theile oder Glieder eingetheilt, den Tſchernomoriſchen Kaukaſus, den Kubanſchen, den Elbruſiſchen, den Terſchen, den Dagheſtanſchen, den Samurskiſchen und den Kaspiſchen oder Schemachinskiſchen Kaukaſus. Die höchſten Gipfel des Gebirges ſind: der Kasbek (5043 Met.), der Dychtau (5160 Met.), der Koſchtantau (5219 Met.) und der Elbrus (5652 Met.). Eine Merkwürdigkeit des kaukaſiſchen Gebirges ſind die vielen Gebirgskeſſel, die von parallel zueinander laufenden Gebirgskämmen gebildet werden. So iſt z. B. der ganze unter dem Namen Dagheſtan bekannte Landſtrich weiter nichts als ein ſolcher ungeheurer Gebirgskeſſel, der circa 110,000 □Kilom. umfaßt und von den Audiiskiſchen und Anuchskiſchen Gebirgskämmen eingeſchloſſen wird.

Der ſogenannte Kleine Kaukaſus beſteht aus einem Conglomerate von Hochebenen, Gebirgskeſſeln und Gebirgskämmen und erſtreckt ſich vom Berge Tſchechatai (59°37′ öſtl. Länge und 41°49′ nördl. Br.) im Oſurgetiſchen Kreiſe des Gouvernements Kutais bis zum Berge Bartas (64° 10′ öſtl. Länge und 38° 58′ nördl. Br.) im Ordubatſkiſchen Kreiſe des Gouvernements Eriwan. Seine Länge beträgt circa 670 Kilom. Die höchſten Berge auf ihm ſind der kleine Ararat auf der ſüdlichen Grenze des Etſchmiadſinskiſchen Kreiſes (62° 5′ öſtl. Länge und 39° 39′ nördl. Br.), der eine abſolute Höhe von 3915 Met. hat, und weſtlich von dieſem der große Ararat (61° 58′ öſtl. Länge und 39° 42′ nördl. Br.) 4890 Met. hoch.

Der Kaukaſus iſt zwar ohne eigentliche Vulkane, aber reich an vulkaniſchen Erſcheinungen aller Art. Zahlreiche kalte und heiße Mineralquellen finden ſich im Terſchen Gebiete zwiſchen den Flüſſen Terek und Sunſcha, längs des ganzen Kaukaſiſchen Gebirgsrückens bis zur

Digitized by Google

Halbinſel Apſcheron und an vielen Stellen des kleinen Kaukaſus.

Kaukaſien hat einen großen Reichthum an Mineralien, beſonders Metallen, wie Eiſen, Kupfer, Gold (jedoch nur in geringer Menge), Silber, Blei und Steinſalz; auch gibt es reiche Lager von Lignit und Brandſchiefer hier. — Eine reiche und üppige Vegetation iſt beſonders auf den ſüdlichen Abhängen des Gebirges vorhanden, wo alle Obſtarten, Wein, Reis, Kaſtanien, Feigen, Mandeln, Maulbeeren, Baumwolle, Krapp, Safran und andere ſüdliche Producte auf das vortrefflichſte gedeihen. Herrliche Urwaldungen von Nußbäumen, Eichen, Ahorn und Buchen bedecken den Rücken des Tſchernomoriſchen Kaukaſus; dagegen iſt Kaukaſien arm an größeren Flüſſen. Die bedeutendſten Flüſſe ſind der Kuban (Hypanis oder Vardanes der Alten), der an den nordweſtlichen Bergen des Elborus entſpringt und ſich nach einem Laufe von 760 Kilom. theils in das Aſowſche, theils in das Schwarze Meer ergießt, der Rion (Phaſis der Alten), der bei Oni entſpringt und nach einem Laufe von 230 Kilom. bei Poti in das Schwarze Meer mündet; die Kura (griech. κῦρος) in Transkaukaſien, der auf den Armeniſchen Bergen entſpringt, eine Länge von circa 1000 Kilom. hat und ſich zwiſchen Baku und Lenkoran in das Schwarze Meer ergießt; der Terek, der aus den Gletſchern der Berge Sürchu-Barſons, Siwera-uta und Silga-Choch entſteht und ſich nach einem Laufe von 480 Kilom. in das Kaspiſche Meer ergießt, und die vier Flüſſe Kroiſſu, von denen der Averskiſche und Andijskiſche Kaukaſus bei ihrer Vereinigung den Fluß Sulak bilden.

Hinſichtlich der Bodenbeſchaffenheit Kaukaſiens iſt zu bemerken, daß die nach Rowan zu ſich vom Kaukaſus erſtreckende Gegend eben und faſt ganz waldlos iſt. Der Boden iſt hier 1) im weſtlichen Theile theils lehmig-ſandig oder ſandig, theils Humuserde, ſtellenweiſe auch ſumpfig und überhaupt fruchtbar. Das Klima iſt hier unbeſtändig und häufigen Veränderungen unterworfen. 2) Der mittlere Theil enthält fruchtbare Felder und zeichnet ſich durch ein vortreffliches Klima aus. 3) Der Norden iſt größtentheils eine ſandige, waſſerloſe Steppe. 4) Der öſtliche Theil iſt gleichfalls eine ungeheure Steppe und nur in der Umgegend von Mosdok und Kisljar fruchtbar. Das Klima in demſelben iſt für die Geſundheit ſchädlich. 5) Der centrale Theil Kaukaſiens von den Quellen des Kuban bis zum Fluſſe Sulak iſt faſt ganz mit dichten Wäldern bedeckt und hat eine wilde, düſtere Phyſiognomie ſowie einen ſehr verſchiedenartigen Boden. So iſt z. B. die Kabardiniſche Ebene humusreich, während die kumytkiſche ſandig iſt. 6) Der im Süden vom Berge Ararat liegende Landſtrich hat in ſeinem nordöſtlichen Theile ein continentales Klima. Der Boden iſt hier faſt überall fruchtbar, Ackerbau wird jedoch nur ſtellenweiſe betrieben. Sehr verbreitet iſt in dieſer Gegend die Felderberieſelung. Wein- und Gartenbau ſtehen beſonders in den Kreiſen von Telaw und Signach ſowie in der Umgegend von Derbent im Flor. Viehzucht wird im Gouvernement Jeliſawetpol, der Seidenbau beſonders im Gouvernement Baku betrieben, welches auch eine große Quantität von Naphtha und Salz liefert. Auch die Bienenzucht gibt einen nicht unbedeutenden Ertrag. An verſchiedenen Orten Kaukaſiens wird Krapp, Indigo, Baumwolle, Safran, Taback und Reis mit Erfolg angebaut. Fiſcherei wird an der Küſte des Kaspiſchen Meeres und auf dem Fluſſe Kura betrieben. (*A. von Wald.*)

KAUKASUS (geographiſch). Der Kaukaſus ſtellt ein typiſches Kettengebirge dar, welches ſich über einen Flächenraum von 83,695 □Kilom. (nach Humboldt's Berechnung) und in einer Länge von 150 d. Meilen (1100 Kilom.) in nordweſt-ſüdöſtlicher Richtung auf der Grenze von Europa und Aſien von der Halbinſel Taman bis zur Halbinſel Apſcheron erſtreckt. Dieſe Hochgebirgskette wird als „Großer Kaukaſus" von dem armeniſchen Gebirgslande, dem „Kleinen Kaukaſus", unterſchieden. Stellt der erſtere ein Kamm- und Kettengebirge dar, ſo repräſentirt in ſcharfem Gegenſatze hierzu der letztere ein ausgedehntes Plateaugebirgsland. Auf jenes Kettengebirge allein pflegt der Name „Kaukaſus" gewöhnlich angewandt zu werden. Derſelbe wird mit dem ſanskritiſchen kâç (glänzen) und grâvan (Fels) in Zuſammenhang gebracht und bedeutet ſomit „glänzendes Gebirge". Von den Bewohnern der nordkaukaſiſchen Gebiete wird das ſchneebedeckte Hochgebirge von den bewaldeten nördlichen Vorbergen unterſchieden, und das erſtere tatariſch als Kar-Daghlar = Schneeberge, die letzteren als Kara-Daghlar = ſchwarze Berge, ruſſiſch als Tſchernyje Gory bezeichnet. [1])

Der Kaukaſus wird im Norden durch die zum Theil unter dem Meeresſpiegel liegenden flachen Ebenen des ponto-kaspiſchen Tieflandes begrenzt, und zwar im Weſten durch den Unterlauf des Kuban, im Oſten durch denjenigen des Terek. Nur in der Mitte des Iſthmus breiten ſich die Vorberge des Hochgebirges im Quellgebiete der Kuma, des Kalaus und des Jegorlyk in der Landſchaft Stawropol bis über den 45. Parallelkreis nach Norden aus und bilden hier die Waſſerſcheide zwiſchen den genannten Zuflüſſen des Kaspiſchen und Aſowſchen Meeres. Gegen Süden, alſo gegen das armeniſche Hochland bilden im Oſten die mittlere und untere Thalſtufe der Kura, im Weſten das Becken des untern Rion die Grenzen des Kaukaſus. Im Gegenſatze zu dem letzteren, den reichbewaldeten, kolchiſchen Landſchaften, ſtellt das untere Kuragebiet eine öde Steppe dar, in welcher die aus dem Gebirge heraustretenden Flüſſe nach kurzem Laufe verſiegen. Dieſen Steppencharakter tragen auch die ſich um die mittlere Kura ausbreitenden, durch Gebirgszüge und Bergketten mannichfach geſtalteten Gebiete Gruſiens, des früheren Königreichs Georgien. Auf der Scheide zwiſchen Kura- und Rionbecken verknüpft das im Mozechu 2260 Met. hoch aufragende meſkiſche Gebirge den Kaukaſus mit dem armeniſchen Hochlande. Ein etwa 1200 Met. hoher Paß bei Suram, über welchen gegenwärtig die wichtige transkaukaſiſche Eiſenbahn von Poti nach Baku führt, vermittelt die Verbindung der beiderſeitigen Becken der Kura und des Rion. Während ſomit der Kaukaſus nach der europäiſchen Seite hin durch

1) Egli, Etymologiſch-geographiſches Lexikon (Leipzig 1880).

Digitized by Google

die ponto-kaspiſchen Steppentiefländer ſcharf abgegrenzt iſt, beſteht im Süden in den genannten Gebirgslandſchaften von Kutais und Tiflis ein unmittelbarer Zuſammenhang des europäiſchen Grenzgebirges mit den aſiatiſchen Erhebungsſyſtemen.

Ueber die Reliefverhältniſſe des Kaukaſus haben erſt die umfaſſenden Aufnahmen des ruſſiſchen Großen Generalſtabes in den J. 1847—1864 genauere Kenntniß verbreitet. Die Zahl der barometriſchen und trigonometriſchen Höhenmeſſungen beläuft ſich in dem geſammten Kaukaſusgebiete auf weit über 2000. Beſondere Verdienſte um die Erforſchung des Hochgebirges, und zwar einmal ſeines orographiſchen Charakters und weiter namentlich ſeines geologiſchen Baues, hat ſich der ruſſiſche Akademiker von Abich erworben.[2])

Der Kaukaſus fällt im allgemeinen nach Süden zu mit ſteilem, ſchroffem Abſturz gegen die vorgelagerten Tief- und Berglandſchaften Transkaukaſiens ab. Auf europäiſcher Seite dagegen vermitteln die ausgedehnten Vorberge in Dagheſtan, in Stawropol und im kubanſchen Landſtriche einen allmählicheren Uebergang zu den angrenzenden Tiefebenen. Das Hochgebirge läßt ſich in drei Abſchnitte zergliedern, und zwar in ein ſchmales, aber am höchſten aufragendes Mittelſtück, und zwei breitere, dabei aber minder hoch erhobene, ſeitlich angegliederte Theile, welche jenes Mittelſtück nach Südoſten und nach Nordweſten fortſetzen. Die Verſchmälerung des mittleren Abſchnittes, welcher gegen Südoſten durch den Domvulkan des Kasbek, auf der andern Seite durch den Kegel des Elbrus begrenzt wird, iſt dadurch bedingt, daß ſich von Norden her das etwa 600—700 Met. hohe, vom obern Terek durchſtrömte Plateau von Wladikawkas bis an den Hauptkamm des Gebirges heranerſtreckt. Wie erwähnt, ſtellt dieſes Mittelſtück den höchſten Theil des Gebirges dar und trägt in dem Kasbek (nach Abich 5043 Met.), dem Dych-tau, Koſchtan-tau (5220 Met.) und Elbrus (nach Abich 5632 Met.) die Culminationsſpitzen des Gebirges.[3]) Der Elbrus wurde am 31. Juli 1868, der Kasbek am 1. Juli deſſelben Jahres zum erſten mal, und zwar von den Mitgliedern des Londoner Alpenclubs: D. W. Freſhfield, A. W. Moore, C. C. Tucker und dem Alpenführer Fr. Devonaſſoud aus Chamounix[4]) erſtiegen. Beide Gipfel ſind vulkaniſchen Urſprungs, und zwar repräſentirt der Kasbek einen glockenförmigen Domvulkan, der Elbrus dagegen beſitzt eine Kegelgeſtalt und läßt auf der Höhe einen deutlichen Krater erkennen.

Der mittlere Abſchnitt des Gebirges beſteht im weſentlichen aus einem Hauptkamme.[5]) Nur dem weſtlichen Theile deſſelben ſind auf der Südſeite einige Nebenketten parallel vorgelagert. Mehrere Querkämme gliedern ſich von Norden und Süden her jenem Hauptkamme an. Auf ihnen erheben ſich drei jener oben genannten Culminationsgipfel, vor allen der Elbrus und weiter nach Südoſten der Dych-tau und Kasbek. Auf dem Hauptkamme ſelbſt bilden die ſchroffen Felsgrate das Koſchtantau die höchſte nicht-vulkaniſche Spitze des Gebirges. In dem weſtlichen, vom Elbrusmaſſiv bis zur Kubanmündung ſich erſtreckenden Gebirgsabſchnitte tritt eine Reihe von parallelen Nebenketten zu beiden Seiten des Hauptkammes hervor, ſo namentlich auf der Südſeite, wo dieſelben ſteil zu den Geſtaden des Schwarzen Meeres abfallen und von den Thälern der an dem Hauptkamme entſpringenden und dem Pontus zueilenden Gebirgsflüſſe vielfach durchbrochen ſind. Die höchſten Erhebungen in dieſem Theile des Gebirges ſind der Baltakaja, der Schugus, der Fiſch-Dagh und Oſchten. Dieſem in mehrere Ketten gegliederten Weſtabſchnitte ſteht das Gebirgsland von Dagheſtan gegenüber, welches ſich vom Kasbek öſtlich bis zu dem Geſtade des Kaspiſchen Meeres ausbreitet. In ihm treten Parallelketten in nur untergeordneter Weiſe auf, es ſtellt vielmehr ein durch zahlreiche Querthäler wild zerriſſenes Bergland dar, welches ſich aus zahlreichen einzelnen Berggruppen und nach den verſchiedenſten Richtungen hin verlaufenden, von ſteil und ſchroff abfallenden Felsgehängen umrandeten und dadurch tafelbergartig geſtalteten Bergmaſſen zuſammenſetzt. Als bedeutende Erhebungen ragen in dieſem Gebirgsabſchnitte die beiden Schawiklde, der Salawat, der Wyſyrh, der Schach-dagh und als Culminationsgipfel der Schebulos-mta, der Diklos-mta und im Oſten der Baſardjuſi auf.

Die geologiſchen Verhältniſſe des Kaukaſus ſind, wie erwähnt, hauptſächlich durch den ruſſiſchen Akademiker von Abich aufgeklärt worden, welcher ſich mehr als 40 Jahre in erfolgreichſter Weiſe der Erforſchung derſelben gewidmet hat. Erſt neuerdings haben ſich auch andere Gelehrte an der letzteren betheiligt, ſo namentlich E. Favre, deſſen in den J. 1868 und 1871 angeſtellte Unterſuchungen vornehmlich auf die centralen Theile des Gebirges gerichtet waren.[6]) Dieſen zufolge bilden kryſtalliniſche Geſteinsarten beſonders in den mittlern und weſtlichen Abſchnitten einen Hauptbeſtandtheil des Kaukaſus. Die Centralaxe der Hochgebirgskette beſteht im Meridian des Elbrus aus Granit, welchem ſich auf beiden Seiten Gneiſe und kryſtalliniſche Schiefer, und zwar am Nordabhange in normaler Auflagerung, am ſüdlichen Steilabſturze unter erheblichen Schichtenſtörungen anreihen. Auf dieſen azoiſchen Geſteinen lagern, wiederum unter ſtarken Schichtenſtörungen, verſteinerungsarme Thonſchiefer, welche Abich zur untern Juraformation, Favre dagegen zur paläozoiſchen Formationsgruppe rechnet; doch läßt er es unentſchieden, ob dieſen Schiefern devoniſches oder ſiluriſches

2) Die zahlreichen Arbeiten deſſelben finden ſich in den Bulletins de l'Acad. imp. des sciences de St.-Pétersbourg, ſowie in den Bulletins de la Société des Naturalistes de Moscou. 3) Petermann's Mittheil. (1869) XV, 59. 4) Douglas W. Freſhfield, Travels in the Central Caucasus etc. and ascents of Kasbek and Elbruz. With maps and numerous woodcuts. London 1869 (cf. auch Alpine Journal, 1868, p. 160—168). 5) Vgl. hierzu die vortreffliche Karte in Stieler's Handatlas, Oſteuropa Nr. 6: Südrußland und Kaukaſien von A. Petermann.

6) Vgl. Röttger's Ruſſiſche Revue (1876) VIII, 252 fg. und Geographiſches Jahrbuch (1880) VIII, 358.

Digitized by Google

Alter zuzuſchreiben ſei. Auf beiden Flanken des Gebirges ſchließen ſich dieſen älteren Ablagerungen Kalkſteinſchichten der Juraformation an, welche ſtellenweiſe Kohlenflötze führen und local eine Mächtigkeit von über 1000 Met. erreichen. Auf dem Nordabhange fallen dieſe Schichten wiederum regelmäßig nach Norden ein, während ſie auf der Südſeite des Gebirges ſtarke Windungen und Faltungen erkennen laſſen und von Spalten und Verwerfungsklüften durchſetzt ſind, auf welchen mannichfaltige vulkaniſche Geſteine und zwar Melaphyre, Diabaſe, Augit-Porphyre und Teſchenite emporgedrungen ſind.

In überaus mächtiger Entwickelung ruhen auf dieſen Juraablagerungen die Schichten der Kreideformation, beſtehend aus Kalkſteinen, Mergeln, Sandſteinen und Dolomiten. Indeſſen weiſen dieſe Kreidebildungen auf der Südſeite des Gebirges einen andern Charakter auf als an der Nordflanke, wo ſie eine Mächtigkeit von 500—600 Met. erreichen. Die Tertiärformation iſt neben eocänen Nummulitenſchichten und dem Alpen-Flyſch entſprechenden Bildungen in Dagheſtan namentlich durch miocäne Ablagerungen vertreten. Dieſelben gehören der ſarmatiſchen Stufe an und beweiſen durch ihre beſonders am Südrande des Gebirges ſtark geſtörte und ſteil aufgerichtete Schichtenſtellung, daß die letzte Hebung des Kaukaſus erſt nach der Miocänzeit erfolgt iſt. Jüngere, Petroleum und Ozokerit führende Ablagerungen der Pliocänzeit, welche am Nordabhange des Gebirges auftreten, ruhen in horizontaler Schichtenlage auf jenen älteren aufgerichteten Gebilden auf.

Gewaltige vulkaniſche Ausbrüche haben ſich am Ende der Tertiär- und zu Anfang der Poſttertiärzeit im Kaukaſus vollzogen. Ihnen verdanken die Andeſitkegel des Elbrus und Kasbek ſowie die iſolirte Trachyt-Porphyr-Maſſe des mit ſteilen und zackigen Felsgipfeln zwiſchen Terek und Kuban bis zu einer Höhe von 1400 Met. aufragenden Beſch-tau ihre Entſtehung. Andere minder bedeutende Eruptionen haben an zahlreichen Stellen auf dem Südabhange des Gebirges ſtattgefunden.

Die Diluvialzeit kennzeichnet ſich nach Favre, wie in andern Gebirgen der nördlichen Hemiſphäre, ſo auch im Kaukaſus durch eine mächtige Entwickelung der Gletſcher.[7] Ungeheure Trümmeranhäufungen glacialen Urſprunges bedecken namentlich bei Naltſchik und im Terekthale den Nordabhang bis zum Fuße des Gebirges hinab.

Der Kaukaſus zeigt, wie aus vorſtehenden Darlegungen erhellt, einen unſymmetriſchen Bau. Auf der Nordſeite beſitzen die ſtufenweiſe aneinander gereihten Schichten der Jura-, Kreide- und Tertiärformation ein gleichmäßiges Einfallen gegen Norden; der Südabhang dagegen zeigt außerordentlich verwickelte Lagerungsverhältniſſe, Faltenbildungen, Ueberkippungen und Verwerfungen umfaſſendſter Art, auf welchen letzteren gewaltige Verſchiebungen und Abbrüche ausgedehnter Schichtencomplexe ſtattfanden und auf deren Klüften und Spalten vulkaniſche Geſteine ihren Weg an die Erdoberfläche nahmen. Noch jetzt geben ſich dieſe Lagerungsſtörungen namentlich an dem ſüdlichen Bruchrande des Gebirgslandes von Dagheſtan durch das Hervortreten heißer Quellen, durch Erderſchütterungen und vulkaniſche Erſcheinungen deutlich zu erkennen.[8] Im Einklange mit dieſen geologiſchen Verſchiedenheiten des Nord- und Südabhanges ſteht der unſymmetriſche orographiſche Bau des Gebirges: auf der einen Seite der Steilabſturz gegen die Becken der Kura und des Rion, auf der andern Seite die ſanfteren Abdachungen gegen das aralo-kaspiſche Tiefland.

Die Modellirung des Gebirges durch die Thalbildung unterſcheidet ſich weſentlich von derjenigen unſerer Alpen. Herrſchen in den letzteren infolge des Vorhandenſeins zahlreicher Parallelketten Längsthäler erſter Ordnung weitaus vor, ſo iſt im Gegenſatze dazu der Kaukaſus durch Querthäler charakteriſirt, welche, ſchluchtartig eingeſchnitten und von ſteilen Felswänden umrandet, von dem Hauptkamme des Gebirges ſich abzweigen. Dies gilt namentlich von dem Hochlande von Dagheſtan, welches von einer Reihe derartiger Querthäler durchfurcht iſt und wo auch auf dem ſteilen Südabhange zahlreiche kurze Thäler rechtwinkelig zu der Hauptaxe des Gebirges gegen die vorgelagerte Tiefebene verlaufen. Weſtlich vom Abaichoch aber ändert ſich mit dem Auftreten einer größeren Zahl von Nebenkämmen die Erſcheinungsweiſe der Thäler. Hier durchſtrömen die Gebirgsflüſſe in ihrem Oberlaufe zunächſt die von jenen Parallelketten gebildeten Längsthäler, um alsdann umzubiegen und die Vorketten in engen Querthälern zu durchbrechen. Beſonders die Thäler des Rion, Tskenis-Tskali, des Ingur, Bſyb und der Mdſymta am Südabhange, der Pjelaja auf der Nordſeite laſſen dieſen Charakter der Thalbildung erkennen. Aber nicht nur Vorketten, ſondern ſelbſt die Hauptkette wird von ſolchen Querthälern durchfurcht, ſo durch diejenigen des Ardon und des Terek; beide Flüſſe entſpringen ſüdlich vom Hauptkamme und durchbrechen denſelben ſodann auf ihrem nordwärts gerichteten Laufe in engen und finſtern Felsſchluchten. Durch dieſes Querthal des Terek, die wilde Darjalſchlucht, nordöſtlich vom Kasbek, führt die wichtigſte Kaukaſuspaſſage, die große gruſiniſche Heerſtraße, durch das Gebirge hindurch. Von Mosdok verläuft dieſelbe dem Terekfluſſe entlang nach Süden und überſchreitet oberhalb der Darjalſchlucht auf dem 2300 Met. hohen Paß von Wladikawkas die Waſſerſcheide zwiſchen Terek- und Kuragebiet, um ſich ſodann durch das Thal des Aragwi nach Tiflis hinabzuwinden. Außer dieſer auch zum Theil nur durch Felsſprengungen ermöglichten Hauptübergangsſtraße, den ſarmatiſchen Pforten der Alten, bietet nur noch im Oſten am Ufer des Kaspiſchen Meeres die Straße von Derbent nach Baku, die porta Caspia oder Albania der Alten, eine leichter paſſirbare Verbindung zwiſchen Cis- und

7) Vgl. James Geikie, The Great ice age (London 1877), 2. Ed. p. 402.

8) Mémoires de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1863) VI, 43; vgl. Krümmel, Europäiſche Staatenkunde (1880), Bd. I, Abth. 1, S. 38.

Digitized by Google

Transkaukaſien; abgeſehen von dieſen Stellen aber iſt der Hauptkamm des Gebirges nur auf eis- und ſchneebedeckten Einſchartungen, welche bis nach dem abachſiſchen Kaukaſus hin nirgends unter 3000 Met. herabreichen, zu überſchreiten.

In klimatiſcher Beziehung beſitzt der Kaukaſus dadurch eine große Bedeutung, daß er infolge ſeiner geſchloſſenen Maſſenerhebung einerſeits den kalten, winterlichen Luftſtrömungen der kaspiſchen Steppen den Zugang zu den transkaukaſiſchen Gebieten wehrt, andererſeits aber den warmfeuchten ſüdweſtlichen Winden ihren Feuchtigkeitsgehalt in hohem Grade entzieht und dieſelben als trockene und ausdörrende Luftſtrömungen in die dem Gebirge nördlich vorgelagerten Tieflandſchaften gelangen läßt. Der Einfluß, welchen der Kaukaſus als klimatiſche Scheide auf die Wärmevertheilung ausübt, iſt aus folgenden Angaben der Mitteltemperaturen des Jahres und des wärmſten und kälteſten Monats der drei Beobachtungsſtationen Redut-Kale und Tiflis auf der Südſeite, Aſtrachan im Norden des Gebirges erſichtlich:

	Jahr	Juli	Januar	Differenz
Redut-Kale . .	13,7	23,0	5,1	17,9
Tiflis (409 m) .	12,5	24,4	—0,4	24,8
Aſtrachan . . .	9,5	24,5	—6,4	30,9

Der ſtarke Unterſchied in der Erwärmung der nach Süden gekehrten poutiſchen Gehänge des weſtlichen Kaukaſus gegenüber den kälteren Nordabdachungen iſt die Urſache für das Auftreten plötzlich und ſtoßweiſe losbrechender Bora-artiger Winde. Namentlich in Nowo-Roſſiiſk ſind dieſelben häufig beobachtet. Mit zerſtörender Gewalt weht dieſe locale Bora oft mehrere Tage lang und hat häufig eine bedeutende Erniedrigung der Temperaturen zur Folge, ſodaß die unter ihrem ſtürmiſchen Anprall aufſpritzenden Waſſermaſſen des Pontus gefrieren und das Verdeck und das Takelwerk der Schiffe mit Eis überziehen.[9]) Der Kaukaſus bildet ferner die Scheide zwiſchen dem regenarmen Steppengebiete des ponto-kaspiſchen Tieflandes und den reich benetzten Landſchaften des Rionbeckens. In letzterem hat Redut-Kale eine jährliche Niederſchlagsmenge von 1601 Milm., Kutais eine ſolche von 1421,3 Milm. aufzuweiſen. Nach Oſten zu nimmt die Höhe der Niederſchläge ab, ſodaß jenſeit des meſkiſchen Gebirges bereits Tiflis an der mittlern Kura nur noch eine jährliche Regenmenge von 454,9 Milm. zeigt und den Gebieten des untern Kurabeckens noch ſpärlichere Niederſchläge zutheilwerden. Dürre und Trockenheit herrſchen hier gerade in den Sommermonaten, in welchen in den kolchiſchen Landſchaften die Niederſchläge am reichlichſten fallen. Der Kaukaſus ſelbſt erhält infolge ſeiner bedeutenden und geſchloſſenen Kettenerhebung überall bedeutende Niederſchläge von über 1000 Milm. Nach Norden zu aber, alſo auf der Leeſeite für die Feuchtigkeit ſpendenden Südweſtwinde nehmen die Niederſchläge raſch an Menge ab, bis ſie in den ponto-kaspiſchen Steppenlandſchaften zu dem geringſten Betrage in dem Gebiete des europäiſchen Continents herabſinken und z. B. in Aſtrachan im Jahresmittel nur noch 120 Milm. betragen. Dieſer Vertheilung der Niederſchläge entſprechend geſtalten ſich die Vegetationsverhältniſſe des Kaukaſus und ſeiner Umrandungen. Die ſommerlichen Niederſchläge des Rionbeckens laſſen daſelbſt eine Reihe von Pflanzenformen Mitteleuropas Verbreitung finden. Gleichzeitig aber miſchen ſich begünſtigt durch die hohen Sommertemperaturen zahlreiche Gewächſe der Mediterranflora mit jenen mitteleuropäiſchen Formen. Gegen das Kaspiſche Meer hin nimmt, entſprechend der geſteigerten Trockenheit der Luft, die Vegetation mehr und mehr den Charakter einer reinen Steppenflora an. Es ſtoßen mithin hier an der Südſeite des Kaukaſus drei Klima- und Florengebiete zuſammen: das europäiſche Waldgebiet, das Mediterrangebiet und das aſiatiſche Steppengebiet.[10])

Am Gebirge ſelbſt ſind die tieferen Regionen durch einen Kranz von Laubwäldern bedeckt, welche hier und da noch einen vollkommenen Urwaldcharakter bewahrt haben, an manchen Stellen aber, und zwar namentlich auf der Südſeite, auf ausgedehnte Strecken hin ohne Sorge für Nachwuchs gelichtet ſind. An der Zuſammenſetzung derſelben betheiligen ſich hauptſächlich Baumformen des europäiſchen Waldgebietes, wie Buchen, Eichen, Birken, Linden, Ulmen, Erlen, Ahorn und Pappeln, ferner von Nadelhölzern die Kiefer und die Edeltanne. Dazu geſellen ſich aus dem Mediterranfloragebiet die Kaſtanie, die behaarte Eiche (Q. pubescens) und ein Ahorn (A. Lobelii), ſowie die breitblätterige Erle (A. cordifolia), endlich von orientaliſchen Baumformen die bis nach Indien reichende Platane, der Walnußbaum und mehrere Linden- und Eichenarten, ſodaß alſo der Kaukaſus die Waldregionen Europas mit denen Aſiens verbindet.[11])

Die Baumgrenze verläuft in dem Hochgebirge in einer durchſchnittlichen Höhe von 2000—2700 Met. Bereits bei etwa 1900 Met. verſchwindet die Kiefer, höher hinauf reicht die Birke, welche noch am Fuße des Kasbek ein dürftiges, aber ſeit alten Zeiten als Heiligthum geſchontes Wäldchen bildet. Darüber folgt die Region der alpinen Sträucher, Kräuter und Gräſer, welche in ähnlicher Weiſe wie die Waldvegetation verwandtſchaftliche Beziehungen einerſeits zu den Alpen (Rhododendren und Genzianen), andererſeits zu den aſiatiſchen Hochgebirgen bis zum Altai und Himalaja hin erkennen läßt.

Getreidebau iſt im Kaukaſus faſt bis zur Waldgrenze hinauf möglich; ſo reicht die Gerſte bis nahezu 2700 Met. Meereshöhe, der Roggen bis 2600 Met., der Weizen bis über 2300 Met., ja ſelbſt die auf der Nordſeite fehlende Weinrebe gedeiht am dem Südabhange bis nahezu 1200 Met. hinauf. In den tieferen Regionen gedeihen ferner Reis, Maulbeeren, Kaſtanien, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Krapp, Safran und andere ſüdlichere Producte ſowie mitteleuropäiſche Obſtarten. Die Gunſt des Kli-

9) Vgl. Theobald Fiſcher, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Ergänzungsheft Nr. 58 zu Petermann's Mittheil. (1879) S. 36.

10) Griſebach, Die Vegetation der Erde, I, 411. 11) Griſebach l. c. I, 485. 486.

Digitized by Google

mas, welche ſich in dieſer ausgedehnten Anbaumöglichkeit von Culturgewächſen zu erkennen gibt, findet ihren Ausdruck auch in der Bewohnbarkeit des Hochgebirges bis zu Regionen hinauf, welche in unſern Alpen bereits an die Schneegrenze hinanreichen. Die höchſtgelegene, bewohnte Ortſchaft im Kaukaſus iſt das Dorf Kuruſch in Dagheſtan in einer Meereshöhe von nahezu 2700 Met., die zweithöchſte das Dorf Kolata in Oſſetien in einer Höhe von faſt 2600 Met.[12])

Ueber der Region der Alpenkräuter und Gräſer folgt endlich das Bereich des ewigen Schnees. In einer Länge von nahezu 315 Kilom. ſind die höchſten Theile des Kaukaſus von dem letztern bedeckt; und dieſe Gebiete ſind es vor allen, welche mit ihren Schnee- und Eismaſſen, mit ihren ſteilabſtürzenden Gletſchern, mit ihren wildzerriſſenen, jäh und ſchroff aufſteigenden Felsgipfeln das eigentliche kaukaſiſche Alpenland darſtellen, ein Hochgebirgsland, welches nach den Schilderungen aller Kaukaſusreiſenden an Großartigkeit der Gebirgsſcenerien ſeinen europäiſchen Rivalen weit übertreffen ſoll.

Nach Favre[13]) liegt die Schneegrenze in den mittlern Theilen des Gebirges auf dem den feuchten ſüdweſtlichen Luftſtrömungen ausgeſetzten Südabhange in einer Meereshöhe von 2900 Met., auf der Nordſeite aber unter dem Einfluſſe der trockenen Steppenwinde um 300—450 Met. höher. Auch in der Längsrichtung des Gebirges verändert ſich die Höhenlage der Schneegrenze. In dem weſtlichen Kaukaſus ſenkt ſich dieſelbe nach Abich bis auf 2700 Met. hinab, um dann nach Oſten zu allmählich anzuſteigen, ſodaß ſie am Elbrus bereits in einer Höhe von 3300 Met., an den öſtlichen Gipfeln der Hauptkette ſogar in einer ſolchen von 3700 Met. verläuft.[14])

Während noch Agaſſiz das Vorhandenſein von Gletſchern erſter Ordnung im Kaukaſus in Abrede ſtellte, haben die neueren Unterſuchungen gezeigt, daß auch ſolche größere Gletſcher dieſem Hochgebirge nicht fehlen, wenn dieſelben auch nicht die Ausdehnung unſerer alpinen Eisſtröme erreichen. Der größte unter den Kaukaſusgletſchern, der Kaltſchi-don, am Nordabhange des Adai-choch, beſitzt nach Abich eine Breite von 450 Met. und reicht von allen am weiteſten, nämlich bis 1740 Met. Meereshöhe hinab. Im Gegenſatze zu der Lage der Schneegrenze ſenken ſich die Gletſcher auf dem Nordabhange bis in tiefere Regionen als auf der Südſeite. Die Urſache dieſer zunächſt befremdenden Erſcheinung liegt in dem orographiſchen Bau des Gebirges, indem der ſteile ſüdliche Abſturz weniger geeignete Reſervoirs für die Bildung des Firns bietet als der flacher abgedachte breitere Nordabhang.

Verleihen dieſe Schnee- und Eisregionen dem Kaukaſus den Charakter eines Alpenlandes, ſo fehlt demſelben dagegen vollſtändig der belebende Reiz der Seeflächen und Waſſerfälle, wie dieſe unſer europäiſches Hochgebirge in ſo ausgezeichneter Weiſe zieren. Dagegen iſt der Kaukaſus reich an Quellen, und zwar namentlich an Thermen, deren Zahl ſich auf mehr als 100 beläuft. Ein großer Theil derſelben wird vom Volke zu Heilzwecken benutzt. Schon zur Zeit Peter's des Großen kannte man einzelne der Quellen des Sundſha-Terekplateaus, und aus dieſer Zeit (dem J. 1717) ſtammen die erſten Unterſuchungen der Thermalwaſſer. Das Auftreten derſelben concentrirt ſich hauptſächlich auf die Gegend von Pjätigorſk an der Nordſeite des Gebirges im Gebiete des Beſch-tau. Eine zweite Gruppe findet ſich in dem mittlern Theile des Terekgebietes in der ſogenannten Tſchetſchua an der untern Sundſha. Unter ihnen ſind die Quellen von Gorjatſchewodſk die heißeſten, welche der Kaukaſus aufzuweiſen hat. Dieſelben beſitzen an der Quellenmündung eine Temperatur von 71½° R. und ſtrömen in ſolcher Fülle hervor, daß durch ihre Waſſermaſſe unmittelbar unterhalb der Quellen bereits mehrere Mühlen getrieben werden. Erſt weiter abwärts werden die auf dem Wege bis dahin auf 48° abgekühlten Gewäſſer zu Badezwecken benutzt. Die wichtigſten Beſtandtheile ſind kohlenſaures und ſchwefelſaures Natron, ſowie in geringer Menge Kochſalz und kohlenſaurer Kalk. Letzterer ſcheint indeſſen in früheren Perioden in bedeutenderer Menge vorhanden geweſen zu ſein; wenigſtens deuten darauf die mächtigen Kalkſinter-Ablagerungen hin, welche die Plateaufläche bedecken, auf welcher die Quellen in kleinen natürlichen, durch jenen Kalkabſatz gebildeten Baſſins hervortreten. Die ausgezeichnete Heilkraft dieſer Quellen wird hauptſächlich den Beimiſchungen von Gaſen, und zwar von Schwefelwaſſerſtoff, von Sauerſtoff, von Kohlenſäure, Kohlenwaſſerſtoff-Verbindungen und Stickſtoff zugeſchrieben. Nicht minder wichtig ſind die Quellen von Michajlowka im Sundſhagebiete, welche zu den ſchwefelwaſſerſtoffreichen Halothermen gehören. Die Hauptquelle zeigt eine Temperatur von über 55° R., die zwei andern eine ſolche von 26° und 29°. Kochſalz, ſchwefelſaures Natron, Kalk- und Magneſia-Verbindungen repräſentiren die wichtigſten feſten Beſtandtheile; daneben ſind Schwefelwaſſerſtoff und Kohlenſäure auch dieſen Quellwaſſern beigemiſcht.

Die Thermen des Kaukaſus ſtehen nach den Unterſuchungen Abich's in keinem directen Zuſammenhange mit den umfangreichen altvulkaniſchen Erſcheinungen des Gebirges. Das Auftreten derſelben knüpft ſich vielmehr an das Vorhandenſein von Bruch- und Verwerfungsſpalten, welche bei der Hebung des Gebirges entſtanden ſind. Dadurch erklärt ſich die nicht ſelten reihenförmige Anordnung dieſer Quellen, wie ſich dieſelbe namentlich bei zahlreichen Säuerlingen am Südrande des Gebirges zu erkennen gibt.[15])

12) Vgl. Petermann's Mittheil. (1869) XV, 58; Griſebach l. c. S. 465. Beſonders ausführlich iſt die Vegetation des Kaukaſus behandelt in Radde l. c. S. 18 fg. Vgl. auch Petermann's Mittheil. XIX, 118 (1873). 13) Röttger's Ruſſiſche Revue (1876) VIII, 532 fg. 14) Cf. Bulletin de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1877) p. 258—288.

15) V l. Karte von Kaukaſien von A. Petermann. Ergänzungsheft Nr. 36 zu Petermann's Mittheil. (1874) Taf. 1; ſowie G. Radde l. c. S. 36 fg. 3. Vortrag: Die unorganiſche Welt im Kaukaſus und ihre Benutzung durch den Menſchen. Daſelbſt findet ſich auch Näheres über die chemiſche Beſchaffenheit und mediciniſche Verwendung der kaukaſiſchen Bäder.

Digitized by Google

Von nutzbaren Mineralien ſind in dem Kaukaſus bisher namentlich Steinkohlen, Schwefel und ſilberhaltige Bleierze nachgewieſen. Die Steinkohlen ſind ſeit Anfang der vierziger Jahre vom obern Riongebiete im kolchiſchen Berglande bekannt. Ein zweites Vorkommen findet ſich auf der Nordſeite des Gebirges am obern Kuban. Die kolchiſchen Steinkohlen ſind u. a. von Abich unterſucht worden. Sie beſitzen nach den angeſtellten Verſuchen eine ausgezeichnete Heizkraft und ſind in wenige Zoll bis zu einem Meter mächtigen Flötzen den thonigen Sand- und Kalkſteinſchichten des obern Riongebietes zwiſchengelagert. Nach neueren Berechnungen beträgt das Kohlenquantum dieſes Lagers von Tkwibula 76,000,000 Pud. Indeſſen ſteht die Ausbeutung dieſes für den Betrieb der Poti-Tiflis-Baku-Bahn beſonders wichtigen Kohlenvorkommens zu dem Bedarf der letztern noch in keinem Verhältniß, ſodaß nach wie vor die dadurch immer mehr gelichteten kolchiſchen Wälder die Hauptmaſſe des Heizmaterials liefern.

Ausgedehnte Torflager ſind namentlich in Dagheſtan vertreten, und zwar hauptſächlich in der Region zwiſchen 2000—2600 Met. Die Ausbeute wird hier bereits jetzt in großartigem Maßſtabe betrieben. An zwei Stellen allein wurden im J. 1870 gegen 11,000 Kubikfaden Torf geſtochen.

Schwefelführende Geſteine treten auf der Nordſeite des Gebirges in Dagheſtan auf, und zwar in der Nähe von Aul-Tſchirkat. Den Erzählungen der Eingeborenen zufolge im Anfange dieſes Jahrhunderts entdeckt, wurden dieſe Schwefelablagerungen von den Anwohnern, namentlich im Beginn der funfziger Jahre, abgebaut. Seitdem aber liegt die Schwefelproduction im Kaukaſus, hauptſächlich wegen der Schwierigkeit des Abſatzes, vollſtändig danieder. Nach den Unterſuchungen von Abich und den Ingenieuren der kaukaſiſchen Bergverwaltung finden ſich die ſchwefelführenden, ſchiefrigen Thone zwiſchen den Dolomiten der untern Kreideformation und den Schichten des obern Jura dieſer Gebiete.

Der Erzreichthum des Großen Kaukaſus ſcheint den bisherigen Unterſuchungen zufolge beträchtlich hinter demjenigen des Kleinen Kaukaſus, alſo des armeniſchen Hochlandes, zurückzuſtehen. In erſterm ſind hauptſächlich ſilberhaltige Bleierze ſüdlich von Alagir in der Nähe von Wladikawkas ſeit alten Zeiten abgebaut worden. Der neuere Betrieb dieſer Minen datirt von dem Jahre 1839, ohne daß ſich derſelbe aber bisher in einträglicher Weiſe entwickelt hätte. Gold findet ſich in den Flußalluvionen der kolchiſchen Gebirgswaſſer inmitten von Schiefer- und Granit-Detritus. Die Ausbeute deſſelben hat ſich indeſſen ſtets in engen Grenzen gehalten.

Eine ungleich größere Bedeutung beſitzen die Kaukaſusländer durch ihren Reichthum an Naphtha- und Steinölquellen, deren Ausnutzung in neuerer Zeit namentlich einen großartigen Aufſchwung genommen hat, ſeitdem die Naphthabrunnen durch Verkauf ſeitens der Regierung der freien Concurrenz zugängig gemacht worden ſind. Auf weite Strecken hin iſt das Gebirge von Naphtha-führenden Schichten umſäumt.[16] Das Vorkommen dieſer Kohlenwaſſerſtoff-Verbindungen concentrirt ſich auf ſieben Gebiete, von denen je zwei auf der Nord- und Südſeite des Kaukaſus beſonders große Ausdehnung beſitzen. In Transkaukaſien breitet ſich als weitaus wichtigſtes und reichſtes das Naphthagebiet von Baku, von der Nordſeite der Halbinſel Apſcheron über die ſüdöſtlichen Ausläufer des Kaukaſus bis zum Südende des Kuradeltas aus. Eine zweite Naphtharegion erſtreckt ſich aus der Gegend von Tiflis in öſtlicher Richtung bis zu der Einmündung des Alaſan in die Kura. Auf der Nordſeite des Gebirges finden ſich zahlreiche Naphthaquellen in einer ſchmalen Zone, welche ſich von der Halbinſel Taman und der Straße von Kertſch in ſüdöſtlicher Richtung nahezu 35 d. Meilen dem Rande des Gebirges entlang ausbreitet. Weiter im Oſten folgt die Naphtharegion des terekſchen Landſtriches ſüdöſtlich von Mosdok. Endlich tritt Naphtha in drei kleineren Gebieten bei Derbent, Petrowſk und an der Mündung des Ata-Tſchai in der Nähe der Halbinſel Apſcheron an dem Ufer des Kaſpiſchen Meeres hervor. Wie durch zahlreiche Bohrungen und natürliche Aufſchlüſſe erwieſen iſt, findet ſich das Naphtha hauptſächlich in den Schichten der Flyſch-Formation, alſo in jüngeren eocänen Ablagerungen und zwar namentlich da, wo dieſelben eine gemiſchtfeſte und klaſtiſche Ausbildungsform beſitzen. Doch zeigt ſich das Naphtha-Vorkommen nicht immer an die Geſteine einer und derſelben Flyſch-Facies gebunden. Nach Abich's Darlegungen ſchließt ſich daſſelbe auf der Nordſeite des Gebirges einer durch Faltungs- und Verwerfungserſcheinungen gekennzeichneten Bruchlinie an.[17] Auf ſolchen Klüften und Spalten tritt das Erdöl vielfach auf natürlichem Wege an die Erdoberfläche, an andern Stellen wird daſſelbe durch Saugpumpen und Schachtbrunnen heraufbefördert, und zwar aus einer Tiefe von ſelten mehr als 30 Met. Das Geſammtareal der Naphtharegionen des Kaukaſus beläuft ſich auf 612 □Meilen. Im J. 1870 wurden mehr als 2,600,000 Eimer Erdöl gewonnen und in zahlreichen Etabliſſements verarbeitet. Die Hauptproduction concentrirt ſich auf das Gebiet von Baku und der Halbinſel Apſcheron.

In Zuſammenhang mit dem Hervortreten dieſer Mineralöle ſteht die Erſcheinung der ewigen Feuer von Baku. Dienten dieſelben ehedem den indiſchen Feueranbetern zu vielbeſuchten Wallfahrtsſtätten, ſo ſind ſie in neuer Zeit der Induſtrie nutzbar gemacht und werden zum Heizen der mächtigen Retorten der Naphtha-Raffinerien verwendet. Ebenfalls eine Folge des Emporquellens jener Kohlenwaſſerſtoff-Verbindungen ſind die zahlreichen Schlammvulkane (Salſen, Schlammſprudel, Macaluben), welche an den beiden Enden des Kaukaſus, auf den Halbinſeln Taman und Apſcheron auftreten, und zwar in ſolcher Zahl und Großartigkeit, daß dieſe Gegenden hierin

16) Vgl. die Karte bei Radde l. c. Tafel 1. 17) Vgl. dazu Abich, Das Petroleum und die geologiſchen Bedingungen ſeines Erſcheinens im Kaukaſus. Verhandlungen der K. K. geologiſchen Reichsanſtalt (Wien 1883, Nr. 8).

Digitized by Google

von keinen andern der Erde übertroffen werden. Einer der bekannteren Schlammvulkane iſt der Arſena am Kaspiſchen Meere. Der Kegel deſſelben iſt gegen 300 Met. hoch; auf ſeiner Höhe öffnet ſich ein elliptiſch geſtalteter, nach innen zu ſteil abſtürzender Krater, welcher faſt $^2/_3$ der Größe des Veſuv-Kraters erreicht. An ſeinen tiefſten Stellen bilden ſich Waſſeranſammlungen, welche ſchwefelſaures Natron enthalten und Salzkruſten abſetzen. Die Gewäſſer treten aus ſtark mit Kohlenwaſſerſtoff-Gaſen gemiſchten Quellen hervor. Mächtige Schlammſtröme nehmen von hier ihren Ausgang und bewegen ſich an den Gehängen des Berges hinab.[18]) (*Rudolf Credner.*)

KAUKASUS (ethnographiſch). Das kaukaſiſche Gebirgsland bietet eine große Menge kleinerer und größerer Stämme, über deren ethnographiſche Gruppirung und ſprachliche Verwandtſchaft die Forſchung nicht abgeſchloſſen iſt, zum Theil noch in den Anfängen liegt. Von den verſuchten Gruppirungen der eigentlich ſogenannten Kaukaſusvölker (abgeſehen von Armeniern, Tataren u. ſ. w.) empfiehlt ſich als die einfachſte die Theilung in eine nördliche Völkerabtheilung (Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukaſus) und eine ſüdliche (Bewohner des Südrandes). Zu der letztern gehören die ſprachlich miteinander verwandten Völker: Gruſier (Gruſiner, Georgier), die ſich ſelbſt Karthuhli (Karthweli) nennen; Imerethier, mit den Gruſiern gleichſprachig, aber durch andere ethnologiſche Merkmale ſtark von ihnen verſchieden; Suanen oder Suanethen; Mingrelier; Lazen; die drei letztgenannten Völker ſprachlich entfernter von den Gruſiern. Dieſe ganze Gruppe faßt man auch als karthweliſche oder iberiſche zuſammen; dazu gerechnet werden noch die kleinen Stämme der Thuſchinen, Pſchawen und Chewſuren. Die Gruſier im engeren Sinne bewohnen in einer Zahl von circa 300,000 den Strich von etwa Sakataly oder dem Unterlaufe des Alaſan bis Achalzik; die Imerethier, circa 380,000, das Flußgebiet des Rion, von der Einmündung des Zchenis-zkali an jedoch nur deſſen ſüdlichen Theil; die Suanethen, circa 12,000, das Quellgebiet des Ingur und Zchenis-zkali; die Mingrelier, circa 197,000, das Gebiet zwiſchen Rion, Ingur und Zchenis-zkali, ſüdweſtlich von den Suanethen; die Lazen den Küſtenſtrich am Schwarzen Meere etwa von Batum bis Trebiſond (Laziſtan). Thuſchinen, Pſchawen und Chewſuren, deren Geſammtzahl auf 20,000 angegeben wird, wohnen nördlich vom Quellgebiet des Alaſan und Aragwa (öſtlich und ſüdöſtlich vom Kasbek). — Die nördliche Abtheilung wird getheilt in eine weſtliche und öſtliche (von andern in eine weſtliche, mittlere und öſtliche) Gruppe. Zu der weſtlichen Gruppe gehören: 1) die Abchaſen (Aſega), in eine Menge kleinerer Stämme zerfallend (zu ihnen zählen auch die jetzt verſchwundenen Ubychen und die faſt verſchwundenen Dſchigeten); ihr Gebiet bildet der Küſtenſtrich vom Ingur bis über Suchumkalé hinaus, ihre Zahl beträgt, nachdem die Mehrzahl des Volkes in die Türkei gewandert iſt, nur circa 13,000; 2) die Tſcherkeſſenſtämme (Adyche, Adighe), einſt ein großes Volk mit weitem Gebiete bildend, ſind durch maſſenhafte Auswanderung nach der Türkei, Folge des ruſſiſchen Vordringens, ſehr zuſammengeſchmolzen; die Hauptmaſſe, circa 66,000, bilden jetzt die Kabardiner in der Großen Kabardah (zwiſchen den Flüſſen Malka und Terek) und der Kleinen Kabardah (in dem Süd-Oſt-Winkel des Terek); die im Kaukaſus ſonſt noch vorhandenen Stämme, zum Theil auf einige hundert und weniger Volksgenoſſen reducirt, wohnen in größeren und kleineren Sprachinſeln an den ſüdlichen Zuflüſſen des Kuban (an den beiden Selentſchuk, am untern Urup, an Laba und Fars) und gehen weſtlich bis etwa Jekaterinodar am Kuban. — Die öſtliche Gruppe wird durch das von der Hauptkette des Kaukaſus nordöſtlich ſtreichende andiſche Gebirge in zwei Untergruppen geſchieden: 1) weſtlich vom andiſchen Gebirge bis an die Kleine Kabardah die Tſchetſchenzen (dies iſt die ruſſiſche Bezeichnung; der einheimiſche Name iſt Nachtſchuoi, die Georgier brauchen die Bezeichnung Khiſten, die Lesghier Mizdſcheghen), circa 164,000; ſie zerfallen in mehrere Stämme (unter dieſen die Thuſch oder Moſok); 2) die Lesghier, deren Gebiet das Land Dagheſtan oder Lesghiſtan, das Dreieck zwiſchen dem andiſchen Gebirge, der Kaukaſus-Hauptkette und dem Kaspiſchen Meere ſüdöſtlich etwa bis Kuba bildet; vom Kaspiſchen Meere ſind ſie jedoch bis auf einen kleinen Strich an der Samurmündung durch die Kumüken abgeſchnitten; die Zahl der Lesghier beträgt ungefähr 500,000. Von ihren Stämmen mögen als die bedeutenderen genannt werden: Awaren am Awarſkoi Koi-ſu, Kara-Koi-ſu und Sulak, circa 155,000, Andier, am Oſtrande des andiſchen Gebirges, circa 35,000; Laken oder Kaſi-Kumüken (nicht zu verwechſeln mit den Kumüken) öſtlich vom Kara-Koi-ſu; Darginen, öſtlich und nordöſtlich von den zuletztgenannten, öſtlich faſt bis Derbent, circa 88,000; Küriner, zu beiden Seiten des Samur, circa 131,000; abgeſondert von den übrigen Stämmen wohnen die Uden (Udiner) in zerſtreuten Anſiedelungen, 10,000 an Zahl, am Südabhange des Kaukaſus ſüdöſtlich von der Stadt Nucha. — Nach der oben erwähnten andern Gruppirung wurden die Tſchetſchenzen als die mittlere, die Lesghier als die öſtliche Abtheilung der Kaukaſusvölker bezeichnet. — Gegen das Gebiet der genannten Kaukaſusvölker dringt von Norden wie von Süden eine Reihe anderer Völker, die zum Theil ſchon tief in daſſelbe einſchneiden, ſo vor allem von Norden her die ruſſiſche Coloniſation, welche ſich ſchon jetzt am ganzen Nordufer des Terek hinzieht, und zum Theil den vom Laufe des Terek gebildeten Winkel ausfüllt, außerdem das Land zwiſchen dem Kuban und dem Abfalle des Gebirges beherrſcht. Von Norden her hat der tatariſch-türkiſche Stamm der Kumüken ſüdlich vom untern Terek bis Derbent ſich zwiſchen die lesghiſchen Stämme und das Kaspiſche Meer geſchoben; nördlich an die Abchaſen und Suanethen ſtoßen zu beiden Seiten des Elbrus ebenfalls kleinere tatariſche Stämme (weſtlich vom Elbrus Karatſchai, öſtlich ſogenannte Berg-Kabardiner). — Von Süden her drangen armeniſche Anſiedelungen bis gegen

18) Vgl. Humboldt, Centralaſien l. c. I, 476—478, 647—653. Sitzungsberichte der Königl. Baier. Akademie der Wiſſenſch., mathem.-phyſik. Abtheil. (München 1879) Heft 2.

Digitized by Google

die mittlere Kura vor, in der Gegend von Tiflis darüber hinaus. Das Gebiet zwiſchen mittlerm Aras und Kura mit den Armeniern theilend, bewohnen das Kura-Thal von Tiflis bis zur Mündung die ſogenannten aderbeidſchaniſchen Tataren; von der Halbinſel Baku aus bis an das Gebiet der Küriner wohnen perſiſche Einwanderer (Taten genannt; von ihnen durch beſondere Mundart unterſchieden die Talyſchiner im Süden um Lenkoran); auch Kurden kommen in kleinen Partien nördlich bis Achalzik vor. Während aber dieſe iraniſchen Völker (Tat, Kurden) in neuerer Zeit nach Norden gerückt ſind, beſteht inmitten der eigentlich ſogenannten Kaukaſusvölker, faſt im Centrum der Kaukaſuskette eine alte Niederlaſſung eines iraniſchen Stammes, aus unbekannter Zeit, der Oſſeten (Iron, wie ſie ſich ſelbſt nennen). Ihr Gebiet reicht von etwas nördlich Goris an der Kura bis nach Wladikawkas und Nikolajewsk am Terek, an der Weſtgrenze liegt der Adai Choch, an der Oſtgrenze der Kasbek; über die Kura nach Süden haben die Oſſeten erſt in neuſter Zeit ihre Niederlaſſungen ausgedehnt. Die Geſammtzahl des Volkes beträgt circa 111,000. — N. von Seidlitz, Ethnographie des Kaukaſus in Karte und Tabelle, Petermann's geographiſche Mittheilungen 26. Bd., 1880; Derſelbe, Die Völker des Kaukaſus nach ihrer Sprache und topographiſchen Verbreitung, Ruſſiſche Revue herausgegeben von C. Röttger, XIX. Bd. (1881); vgl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie (Wien 1873). *(R.)*

KAUKASISCHE SPRACHEN. Sprachen der kaukaſiſchen Bergvölker. Die wiſſenſchaftliche Erforſchung derſelben gehört zu den jüngſten Errungenſchaften der Sprachwiſſenſchaft. Abgeſehen von den durchaus ungenügenden Sammlungen Klaproth's und Güldenſtädt's iſt das Studium dieſer hochintereſſanten Sprachenwelt erſt ſo recht eigentlich durch die bahnbrechenden Unterſuchungen Anton Schiefner's und des Barons Peter von Uslar begründet worden. Namentlich gebührt dem erſtern das Verdienſt, die in ruſſiſcher Sprache lithographirt und nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren erſchienenen, daher ſchwer zu erlangenden Arbeiten Uslar's durch ſeine vorzüglichen Bearbeitungen derſelben der Wiſſenſchaft zugänglich gemacht zu haben. Seit dem verfrühten Tode der beiden unermüdlichen Forſcher hat dieſer fruchtbare Boden, trotz der ſichern Ausſicht auf die reichſte Ernte, brach gelegen, bis endlich erſt in den letzten Jahren ein im Kaukaſus lebender ruſſiſcher Gelehrter, L. Zagurski, ſich deſſelben angenommen hat.

Eine auf genauerer Beſtimmung des Verwandtſchaftsverhältniſſes der einzelnen Sprachen untereinander beruhende Klaſſifikation dieſes Sprachgebietes bleibt zur Zeit noch ein Problem, deſſen Löſung erſt durch eine viel umfaſſendere und zugleich mehr ins Einzelne gehende Erforſchung ſämmtlicher zugehöriger Sprachen ermöglicht werden wird. Alles, was bisher nach dieſer Richtung geleiſtet worden iſt, muß, ſolange eine feſtere Baſis fehlt, lediglich als ein vorläufiger Nothbehelf betrachtet werden. Friedr. Müller, der die Sprachen der kaukaſiſchen Bergvölker unter dem Namen „nordkaukaſiſche Sprachen" zuſammenfaßt, theilt dieſelben in folgende drei Gruppen:

1) Lesghiſch, Awariſch, Akuſcha, Kaſikumükiſch, Küriniſch, Kubetſchi, Udiſch.

2) Abchaſiſch, Tſcherkeſſiſch.

3) Khiſtiſch (Tſchetſchenziſch), Thuſch.[1]

Bei Zagurski[2] werden die in der erſten und dritten Gruppe enthaltenen Sprachen (mit Ausnahme des Lesghiſchen, welches eigentlich nur eine Geſammtbezeichnung für die dagheſtaniſchen Sprachen iſt) als Sprachen der oſtkaukaſiſchen, das Abchaſiſche und Tſcherkeſſiſche als Sprachen der weſtkaukaſiſchen Bergvölker unterſchieden. Die letztere Eintheilung dürfte als eine proviſoriſche den Vorzug verdienen, da ſie ſich an ein geographiſches Moment hält und dadurch einer in Zukunft zu liefernden ſprachlich begründeten Eintheilung in keiner Weiſe vorgreift.

Von den erwähnten Idiomen ſind bisjetzt einer eingehenderen Unterſuchung unterzogen worden: das Awariſche, Hürkaniſche (Akuſcha), Kaſikumükiſche, Küriniſche, Udiſche, Abchaſiſche, Tſchetſchenziſche und Thuſch. Seinem Bau nach nimmt unter ihnen das Abchaſiſche eine Sonderſtellung ein. Das Tſcherkeſſiſche, welches demſelben gewöhnlich an die Seite geſtellt wird, iſt ſeiner Structur nach noch zu wenig bekannt, als daß ſich über ſein Verhältniß zu einer der übrigen Sprachen etwas annähernd Sicheres ſagen ließe. Die Sprachen der oſtkaukaſiſchen Bergvölker hingegen haben bei aller Verſchiedenheit doch ſo viele gemeinſame Merkmale, daß es zuläſſig erſcheint, dieſelben in der vorliegenden Skizze zuſammenfaſſend darzuſtellen.

Um mit der lautlichen Seite zu beginnen, muß bemerkt werden, daß alle hier zu behandelnden Sprachen (mit Einſchluß der weſtkaukaſiſchen Gruppe) ſich durch einen ungewöhnlich großen Conſonanten-Reichthum auszeichnen. So beſitzt z. B. das Abchaſiſche allein nicht weniger als 23 Ziſchlaute, eine Zahl, welche auf den erſten Blick vielleicht unmöglich erſcheinen mag, die indeſſen durch den Umſtand erklärlich wird, daß mehrere dieſer Laute in doppelter Weiſe geſprochen werden, nämlich entweder rein oder mit nachtönendem u oder w — eine Erſcheinung, die Schiefner nicht unpaſſend der Mouillirung entgegenſtellt. Dieſe Art paraſitiſcher Labialismus, wie man ihn bezeichnen möchte, tritt allerdings von den bisher bekannt gewordenen Sprachen des Kaukaſus nur im Abchaſiſchen auf, beſchränkt ſich jedoch hier nicht allein auf die Ziſchlaute, ſondern zeigt ſich auch an einigen Gutturalen und Dentalen. Vier höchſt eigenartige Conſonanten-Verſchmelzungen ganz anderer Art finden ſich im Awariſchen: davon ſind zwei dental-lingual, eine guttural-lingual und eine ſogar dental-guttural-lingual. Man kann dieſelben annähernd durch tl, tll, xl (x = ch

1) Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl. (Wien 1879), S. 27. Vgl. auch deſſelben Grundriß der Sprachwiſſenſchaft I, 94. 2) L. P. Zagurskij, Zamêška ob izslêdovanii kavkazskich jazykov (Notiz über die Erforſchung der kaukaſiſchen Sprachen (Moskau 1880.) Nach ihm N. von Seidlitz, Die Völker des Kaukaſus nach ihrer Sprache und topographiſchen Verbreitung (Ruſſiſche Revue, X. Jahrgang, S. 97 fg.).

Digitized by Google

in „lachen") und tql bezeichnen. Dieſe Miſchlaute mögen wol dem Klange nach den hottentottiſchen Schnalzlauten ähneln, unterſcheiden ſich jedoch dadurch ſehr weſentlich von jenen, daß ſie reine Exploſivlaute ſind. — Conſonantenhäufungen ſind ebenfalls ein charakteriſtiſches Merkmal des kaukaſiſchen Sprachtypus. Der Vocalismus bietet nichts Bemerkenswerthes dar.

Da es viel zu weit führen würde, auf alle Einzelheiten des Sprachbaues des nähern einzugehen, ſollen in den folgenden Zeilen nur die Hauptmomente, durch welche derſelbe in ſeiner Eigenartigkeit gekennzeichnet wird, Berückſichtigung finden. Als ſolche ſind hervorzuheben: 1) die Wortkategorien, 2) die Bezeichnungsweiſen für die Raumverhältniſſe, 3) das Verbum. Es werden ſich alsdann die übrigen grammatiſchen Erſcheinungen mehr oder weniger von ſelbſt um dieſe Hauptfactoren des Sprachbaues gruppiren.

Die meiſten der zum oſtkaukaſiſchen Sprachkreiſe gehörenden Sprachen beſitzen die Eigenthümlichkeit, einzelne Wörtergruppen nach gewiſſen Begriffs- oder Vorſtellungskreiſen unter entſprechende Kategorien zu vertheilen und dieſelben lautlich zu charakteriſiren. Weit entfernt, ſich mit dem Begriffe des grammatiſchen Geſchlechts zu decken (da ſie denſelben vielmehr in ſich einſchließen), bieten dieſe Kategorien doch manche Analogie zu jenem, ſo z. B. durch den Umſtand, daß ſie die Congruenz zur Folge haben (welche ſich jedoch, beiläufig bemerkt, auf die Caſus nicht erſtreckt).

Im Kaſikumükiſchen dienen die Laute u, d und b, welche ſowol als Anlaute wie auch als Inlaute auftreten, zur Bezeichnung der Kategorien. Sie werden dabei in folgender Weiſe verwendet:

1) Die erſte Kategorie erfordert im Sing. u, im Plur. b, z. B. adamina uri, der Menſch iſt; arantal buri, die Menſchen ſind (arantal iſt eine ſelbſtändige Pluralform zu adamina). Sie gilt nur für vernünftige Weſen männlichen Geſchlechts.

2) Die zweite Kategorie umfaßt die vernünftigen Weſen weiblichen Geſchlechts, und es entſpricht hier dem Sing. d im Plur. b, z. B. ninu duri, die Mutter iſt; ninuxlu buri, die Mütter ſind.

3) Sing. b, Plur. b, z. B. ču buri, das Pferd iſt; dučri buri, die Pferde ſind (dučri iſt ein unregelmäßiger Plural). Hierher gehören: a) die unvernünftigen belebten Weſen ohne Unterſchied des Geſchlechts, b) Gegenſtände der äußern Natur, c) einige Stoffnamen, d) Theile des menſchlichen oder Thierkörpers, e) Producte des Pflanzenreichs, f) Gegenſtände der menſchlichen Kunſt.

4) Sing. d, Plur. d, z. B. us duri, der Stiefel iſt; usru duri, die Stiefel ſind. Auch dieſe Kategorie umfaßt Wörter, welche einer ganzen Reihe verſchiedener Begriffskreiſe angehören: Gegenſtände der äußern Natur und der menſchlichen Kunſt, Zeitbeſtimmungen, Stoffnamen, Körpertheile und alle Nomina verbalia auf -abu und -ibu.

Das Awariſche braucht zur Bezeichnung vernünftiger Weſen männlichen Geſchlechts w (dem im Auslaute u entſpricht). Das weibliche Geſchlecht wird durch j, reſp. i, ausgedrückt, b dient zur Bezeichnung vernunftloſer Weſen und unbelebter Gegenſtände, und r entſpricht (abgeſehen von beſondern Pluralendungen, die außerdem noch angewandt werden) dem Plural. So z. B. bedeutet wači, jači, bači, rači Ankunft, je nachdem ſich das Wort auf einen Mann, ein Weib, Thiere, Gegenſtände oder eine Mehrheit bezieht. Aehnlich verhält ſich die Artſchi-Sprache, welche dem Awariſchen verwandt zu ſein ſcheint.

Im Hürkaniſchen dienen w und d zur Bezeichnung vernunftbegabter Weſen männlichen und weiblichen Geſchlechts im Singular, und v wird für alle übrigen Weſen und Gegenſtände im Singular und Plural gebraucht. Im Plural findet ſich für das männliche und weibliche Geſchlecht d, wenn ſich die Gegenſtände auf die erſte und zweite Perſon beziehen, für die dritte Perſon aber v.

Das Tſchetſchenziſche kennt ſechs Kategorien mit vier charakteriſtiſchen Lauten: w, j, d, b. Da hier jedoch auch die Perſon von Einfluß auf die Wahl des Lautes iſt, hat Uslar dieſe Kategorien an dem Verbum substantivum in Verbindung mit dem Perſonalpronomen durch folgende Tabelle dargeſtellt:

1.	2.	3.	4.
suo wu, ich bin	suo ju	suo ju	suo bu
ťxuo du, wir ſind	ťxuo du	ťxuo ju	ťxuo du
izuš bu, ſie ſind	izuš bu	izuš ju	izuš du

5.	6.
suo du	suo bu
ťxuo	ťxuo bu
izuš du	i zuš bu

Die zweite und dritte Perſon Sing. werden der erſten Perſon Sing., die zweite Perſon Plur. wird der erſten Perſon Plur. gleich behandelt. Was die Vertheilung der Wörter unter dieſe Kategorien betrifft, ſo ſtimmt das Tſchetſchenziſche darin, unbeſchadet einzelner Abweichungen, mit dem ihm nahe verwandten Thuſch im allgemeinen überein. In der fälſchlich ſogenannten Thuſch-Sprache, einer khiſtiſchen Mundart, welche in der Gemeinde Tſow geredet wird, laſſen ſich ebenfalls ſechs Kategorien unterſcheiden:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Sing.	w	j	j	b	b	d
Plur.	b	d	j	j	b oder j	d

Die beiden erſten Kategorien beſchränken ſich auf lebende Weſen männlichen und weiblichen Geſchlechts, z. B. wašo wa, der Bruder iſt; Plur. wažar ba; bstuino ja, das Weib iſt; Plur. bstei da. Die dritte Kategorie gilt für unbelebte Gegenſtände weiblichen Geſchlechts; d und b dienen meiſt zur Bezeichnung von Gegenſtänden aus der Thier- und Pflanzenwelt; d vorzugsweiſe zur Bezeich-

Digitized by Google

nung geſchlechtsloſer Gegenſtände (6). Im Plural der Wörter, welche im Singular b erfordern, tritt bei belebten Weſen j (4), bei unbelebten Gegenſtänden theils b, theils j ein (5): bstu ba, der Ochſe iſt, Plur. bstarč da; niq ba, der Weg iſt, Plur. naqiš ba; tark ba, der Finger iſt, Plur. tarki ja.

Aus dieſer gedrängten Darſtellung ergeben ſich als die für die Eintheilung in Kategorien maßgebenden Factoren: 1) das Geſchlecht, 2) Belebtheit und Unbelebtheit, 3) die Begriffskategorie und 4) wol auch die grammatiſche Form (wenigſtens iſt das bei den Nomina verbalia auf -abu und -ibu im Kaſikumükiſchen augenſcheinlich der Fall). Von modificirendem Einfluſſe ſind Numerus und Perſon — letztere, wie es ſcheint, nur im Hürkaniſchen und Tſchetſchenziſchen. Zu beachten iſt auch, daß ſich dieſelben Begriffskreiſe oft in mehrern verſchiedenen Kategorien vertreten finden.

Es iſt nicht leicht zu entſcheiden, ob man in jenen charakteriſtiſchen Lauten Affixe oder aber urſprünglich im Worte vorhandene motionsfähige Laute zu erblicken habe. Schiefner ſcheint die erſtere der beiden Annahmen zu adoptiren, und wo dieſe Laute im An- oder Auslaute vorkommen, wird man in der That vielleicht mit einigem Rechte Prä- und Suffixe vorausſetzen dürfen, ſo z. B. in ſolchen Fällen, wo der reine Stamm neben dem durch beweglichen Anlaut erweiterten vorkommt (aq neben waq, jaq, baq, daq, ſ. Verſuch über die Thuſch-Sprache, §. 178; übrigens ſcheinen ſolche Fälle ſehr ſelten zu ſein). Indeſſen braucht die eine Annahme durch die andere keineswegs ausgeſchloſſen zu ſein. Wenn in der awariſchen Adjectivbildung die Auslaute: -au, -ai, -ab zur Bezeichnung der Geſchlechter verwendet werden (z. B. ḳudíjau, ḳudíjai, kudíjab, großer, -e, -es, und das davon durch Reduplication des Suffixes abgeleitete ſubſtantiviſche Adjectivum: ḳudíjawau, kudíjajai, ḳudíjabab), ſo wird man wol nicht fehlgehen, wenn man darin das ſuffigirte Demonſtrativpronomen áu, ái, ab erblickt. Tritt hingegen die Motion im Inlaute auf, wie bei cewéẋan (c lautet gleich dem deutſchen z), Anführer, neben cejéẋan, Anführerin, oder auch ſelbſt im Anlaute bei Wörtern, wie wac, Brüder, neben jac, Schweſter, was, Sohn, neben jas, Tochter, ſo liegt die Vermuthung wol nahe, daß in ſolchen Wörtern bereits urſprünglich einer der motionsfähigen Laute vorhanden geweſen ſei und alsdann nach Analogie des Pronomens áu, ái, ab zum Zweck der Geſchlechtsbezeichnung umgemodelt wurde. Es muß überdies hervorgehoben werden, daß Präfixe, mit alleiniger Ausnahme der mit präfigirten Partikeln zuſammengeſetzten Verba, in den oſtkaukaſiſchen Sprachen nicht geduldet werden.

Dieſe Kategorienbezeichnung zieht gleich einem rothen Faden durch den ganzen Bau der Sprachen hindurch. Wie ſchon an den citirten Beiſpielen erſichtlich iſt, beſchränkt ſich dieſelbe keineswegs auf das Subſtantivum und Adjectivum, ſondern tritt in gleicher Weiſe am Verbum, am Pronomen, auch am Zahlworte, ſelbſt am Adverbium auf, z. B. cewé, cejé, cebé, Plur. ceré, vorn, wovon das oben erwähnte cewéẋan, cejéẋan abgeleitet iſt, ferner: kiw, kíi, kib, Plur. kir, wo? kiwe, kíje, kibe, Plur. kire, wohin? roqówe, roqóje, roqóbe, nach Hauſe u. dgl. m. Ja ſogar bis in die Interjectionen ſcheint ſich die Kategorienbezeichnung verirrt zu haben, wenigſtens findet ſich die Angabe, daß im Awariſchen der Ruf le! an Männer oder an mehrere Weiber, jo! ju! nur an Weiber gerichtet wird. Nicht alle motionsfähigen Sprachen ſind in dieſem Punkte von einer ſo großen Beweglichkeit wie das Awariſche. Das Hürkaniſche läßt die Motion im Inlaute nicht zu, das Kaſikumükiſche duldet dieſelbe zwar im An- und Inlaute, nicht aber im Auslaute, und das Tſchetſchenziſche und Thuſch nur im Anlaute. Dem Küriniſchen und Udiſchen ſind derartige Kategorien überhaupt unbekannt; ſie gehören zu den geſchlechtsloſen Sprachen.

Bemerkenswerth durch ihren Reichthum an Caſusformen iſt die Declination der oſtkaukaſiſchen Sprachen. Allein zum Ausdruck logiſcher Beziehungen gibt es hier außer dem Nominativ noch folgende Caſus: Genitiv, Dativ, Inſtrumental, drei Aequative: einen quantitativen, einen qualitativen und einen modalen, ferner Comparativ, Cauſativ, Comitativ, Inſtructiv, Factiv, Affectiv, wobei jedoch hinzugefügt werden muß, daß dieſe Caſus auf das ganze Sprachgebiet vertheilt ſind und nicht etwa ſich in einer Einzelſprache vollzählig vorfinden. Noch bei weitem zahlreicher und mannichfaltiger ſind aber die Localcaſus, wie denn überhaupt die verſchiedenartigen Ausdrucksweiſen für räumliche Verhältniſſe eins der hervorſtechendſten Merkmale dieſer Sprachen ſind. Zunächſt wird am „Wo?“, am Orte der Ruhe unterſchieden, ob es ſich um ein In, Auf, Unter, Bei, Um-herum (oder in der Gegend von ...) oder Hinter handelt; das Vor iſt merkwürdigerweiſe in keiner der in Rede ſtehenden Sprachen durch einen beſondern Caſus vertreten. Auf dieſe Weiſe ergeben ſich folgende locale Grundcaſus: Ineſſiv, Supereſſiv, Subeſſiv, Adeſſiv I (bei oder neben), Adeſſiv II (um herum oder in der Gegend von ...) und Poſſeſſiv. Je nachdem nun ferner die Richtung nach dem Ruhepunkte hin oder von demſelben her ins Auge gefaßt werden ſoll, läßt ſich von jedem dieſer Grundcaſus je ein Illativ und ein Elativ bilden, und zwar geht das Kaſikumükiſche hierin ſogar noch weiter, indem es einen zweiten Elativ und einen ſogenannten Converſiv bildet, durch welche, wie es ſcheint, neben der Richtung noch ganz beſonders der Zielpunkt betont wird. Endlich gibt es noch für jede der genannten Grundformen einen Proſecutiv, welcher die eigentliche Bewegung längs etwas hin bezeichnet. Folgendes dem Kaſikumükiſchen entnommene Beiſpiel mag das Geſagte veranſchaulichen. Von dem Worte ẋaṭa, Haus (ẋ iſt ein rauher aſpirirter Kehllaut und ṭ iſt ein verſtärktes t) laſſen ſich folgende Localcaſus ableiten:

Ineſſiv	ẋatlubu im Hauſe
Elativ I.	ẋatluba aus dem Hauſe
Elativ II.	ẋatlubatu aus dem Hauſe fort
Illativ	ẋatlubun in das Haus
Proſecutiv	ẋatlubux durch das Haus
Converſiv	ẋatlubunai in das Haus hinein

Digitized by Google

Ineſſiv	ẋ̣atlulu unter dem Hauſe
Elativ I.	ẋ̣atlula unter dem Hauſe her
Elativ II.	ẋ̣atlulatu unter dem Hauſe her
Illativ	ẋ̣atlulun unter das Haus
Proſecutiv	ẋ̣atlulux unter dem Hauſe durch
Converſiv	ẋ̣atlulunai unter das Haus hin
Ineſſiv	ẋ̣atluç bei dem Hauſe
Elativ I.	ẋ̣atluça von dem Hauſe
Elativ II.	ẋ̣atluçatu von dem Hauſe
Illativ	ẋ̣atluçun zum Hauſe
Proſecutiv	ẋ̣atluçox neben dem Hauſe hin
Converſiv	ẋ̣atluçunai zum Hauſe hin
Ineſſiv	ẋ̣atlui auf dem Hauſe
Elativ I.	ẋ̣atluja vom Hauſe her
Elativ II.	ẋ̣atlujatu vom Hauſe her
Illativ	ẋ̣atluin auf das Haus
Proſecutiv	ẋ̣atluix über das Haus
Converſiv	ẋ̣atluinai auf das Haus hinein
Ineſſiv	ẋ̣atlux hinter dem Hauſe
Elativ I.	ẋ̣atluxa hinter dem Hauſe her
Elativ II.	ẋ̣atluxatu hinter dem Hauſe her
Illativ	ẋ̣atluxun hinter das Haus
Proſecutiv	ẋ̣atluxux hinter dem Hauſe entlang
Converſiv	ẋ̣atluxunai hinter das Haus hin
Ineſſiv	ẋ̣atluç̂â um das Haus
Elativ I.	fehlt
Elativ II.	ẋ̣atluç̂âtu von dem Hauſe
Illativ	ẋ̣atluç̂ân zum Hauſe
Proſecutiv	ẋ̣atluç̂âx um das Haus herum
Converſiv	ẋ̣atluç̂anai in der Richtung um das Haus herum.

Auch auf dem Gebiete der Localbezeichnungen gilt, was oben im Hinblick auf die Kategorien bemerkt wurde, daß nämlich nicht alle Sprachen ſich hierin einander gleich verhalten, und das Hürkaniſche z. B. beweiſt, daß mit dem obigen Paradigma das Bereich möglicher Localbezeichnungen noch keineswegs erſchöpft iſt, indem daſſelbe noch beſondere Formen für die Richtungen hinauf und hinab beſitzt. Von waçalizi, in den Wald, bildet es waçaliziwad, aus dem Walde hinauf, und waçaliziwhad, aus dem Walde hinab, ſowie auch analoge Formen aus waçaliču, zum Walde, und waçali'i, in die Nähe des Waldes.

Uebrigens bleiben die Bezeichnungsweiſen räumlicher Verhältniſſe nicht auf die ſoeben beſprochenen Caſusformen beſchränkt, ſondern machen ſich, von beſondern Ortsadverbien und Poſtpoſitionen abgeſehen, noch in ganz anderer, pſychologiſch intereſſanter Weiſe geltend. Das Awariſche beſitzt beiſpielsweiſe folgende einfache Demonſtrativpronomina: dóu, áu, éu, ǵóu und xlóu, die alle als Pronomina der dritten Perſon gebraucht werden, jedoch mit folgender Nuancirung: áu wird gebraucht, wenn von einem Anweſenden oder von einem Gegenſtande, der vor unſern Augen iſt, geſprochen wird; éu bezeichnet einen entfernten oder abweſenden Gegenſtand, der nicht unmittelbar unſeru Sinnen unterworfen iſt, aber auch denjenigen, der dem Angeredeten näher ſteht als dem Redenden; ǵóu bezieht ſich auf denjenigen, der ſich unterhalb des Sprechenden befindet; xlóu auf denjenigen, der ſich oberhalb deſſelben befiudet, endlich dóu auf denjenigen, der ſich mit ihm auf derſelben Ebene aufhält. Aehnliches findet ſich im Hürkaniſchen, Küriniſchen und Kaſikumükiſchen. Hierher gehören ferner die hürkaniſchen Verba: liwra, tiwra, k'iwra, xiwra, šiwra und uwra, welche „ſein, ſich befinden" bedeuten und ſich in folgender Weiſe unterſcheiden: liwra bezeichnet ein fortgeſetztes, dauerndes Sein; tiwra wird gebraucht, wenn der in Rede ſtehende Gegenſtand mit dem Sprechenden in derſelben Ebene iſt; k'iwra, wenn er ſich höher, xiwra, wenn er ſich unterhalb, šiwra, wenn er ſich oben, uwra, wenn er ſich unten befindet. Offenbar ſtehen dieſe Verba in etymologiſchem Zuſammenhange mit den entſprechenden Demonſtrativpronomen hil, hit, hik', hix, hiš, ganz ähnlich, wie das Verbum ſubſtantivum saira, sarra, savra mit dem Pron. refl. sai, sari, savi (nach den drei Kategorien) zuſammenhäugt. Endlich mag an dieſer Stelle ebenfalls erwähnt werden, daß das Pronomen der erſten Perſon im Tſchetſchenziſchen, Thuſch und Awariſchen eine excluſive und eine incluſive Pluralform unterſcheidet, erſtere mit Ausſchluß, letztere mit Einſchluß des Angeredeten. Uebrigens wiederholt ſich dieſe Erſcheinung in einer ganzen Reihe von Sprachen, die ſonſt keinerlei Zuſammenhang untereinander aufweiſen.

Der Umſtand, daß allen hier beſprochenen Sprachen der Accuſativ fehlt, charakteriſirt zugleich das Verbum. Ein Verbum trauſitivum im eigentlichen Sinne gibt es nicht. Subject (als Urheber einer Handlung) und Object werden einfach als nähere Beſtimmungen des Verbums, mithin in adverbialem Sinne aufgefaßt, ſodaß der Inſtrumental ſowol als Subjects- wie auch als Objectscaſus vorkommt. Es ſcheint kein durchaus zwingender Grund vorzuliegen, mit Schiefner in ſolchen Fällen das Verbum als ein paſſives aufzufaſſen, wenn man nur im Stande iſt, ſich in die Anſchauungsweiſe hineinzuverſetzen, daß Subject und Object als adverbiale Beſtimmungen verſtanden werden können.

Das Verbum iſt beſonders im Awariſchen höchſt lehrreich, welches in dieſer Hinſicht unſtreitig unter den Sprachen der oſtkaukaſiſchen Bergvölker den erſten Platz einnimmt. Keine der übrigen Sprachen hat einen ſo ſtaunenswerthen Reichthum au Verbalformen aufzuweiſen wie das Awariſche. Daſſelbe unterſcheidet zwei Conjugationen. Die Verba der erſten Conjugation bilden den Infinitiv auf -ne, die der zweiten auf -ze. Bei den einſilbigen Verbis unterliegt der Wurzelvocal der Ablautung, z. B. i-ne, gehen, hat im Präſ. ú-na, im Präter. á-na, im Fut. í-na. Die zweiſilbigen Stämme verändern nur den Vocal der zweiten Silbe, während der erſte Vocal unverändert bleibt, z. B. wúḳine, ſein, Präſ. wúḳuna, Präter. wúḳana, Fut. wúḳina; hárize, bitten,

Digitized by Google

Präſ. hárula, Präter. hárana, Fut. hárila; xoxóze, ſterben, Präſ. xoxóla, Prät. xoxóna oder xoxána, Fut. xoxéla. Die Ablautung richtet ſich bei den zweiſilbigen Verbis theils nach dem Vocal der zweiten Silbe, theils nach dem Conſonanten, welcher demſelben vorhergeht.

Ferner zerfallen die Verba in Iterativa, Frequentativa, Inchoativa, Interrogativa und Negativa, die theils durch Affixe, theils durch Reduplication, theils durch Zuſammenſetzung mit Hülfsverben gebildet werden. Vor allem aber zeichnet ſich das awariſche Verbum durch eine Ueberfülle modaler Formen aus. Neben den fünf Grundmodi: Indicativ, Conditional, Conſecutiv, Optativ, Imperativ (und zwar unterſcheidet es einen Conditional der wirklichen und der gedachten oder vorausgeſetzten Bedingung) gibt es noch eine ganze Reihe anderweitiger modaler Beſtimmungen, deren jede in einer zuſammengeſetzten Form ihren beſondern Ausdruck gefunden hat, und bei denen temporale und modale Momente vielfach miteinander verflochten ſind. Es verlohnt ſich daher wol der Mühe, dieſes pſychologiſch ſo überaus intereſſante Getriebe des awariſchen Verbums an einem Beiſpiele zu veranſchaulichen. Von dem Verbum ſubſtantivum wúḳine, ſein, laſſen ſich folgende Formen ableiten:

Indicativus.

Einfaches Präſens: wúgo, jígo, búgo, rúgo.
Unbeſtimmtes Präſens: wúḳuna, jíḳuna u. ſ. w.
Präſens des Beginnens: wúḳuna wúgo.[3])
Präſens des Sollens: wúḳine wúgo.
Präſens der Abſicht: wúḳinex̣ina wúgo.
Präſens der Abſicht frequent.: wúḳinex̣ina wúḳuna.
Einfaches Präteritum: wúgoan.
Einfaches Präter. der abgeſchloſſenen Handlung: wúḳun wúgoan.
Einfaches Präter. des Beginnens: wúḳuna wúgoan.
Einfaches Präter. des Sollens: wúḳine wúgoan.
Einfaches Präter. der Abſicht: wúḳinex̣ina wúgoan.
Präteritum perfectum: wúḳana.
Indirectes Präter. perfectum: wúḳun wúgo.
Prät. Perf. frequent.: wúḳunaan.
Beſtimmtes Präter. des Beginnens: wúḳuna wúḳana.
Indirectes beſtimmtes Präter. des Beginnens: wúḳuna wúḳun wúgo.
Präteritum des Sollens: wúḳine wúḳana.
Indirectes Präter. des Sollens: wúḳine wúḳun wúgo.
Präteritum der Abſicht: wúḳinex̣ina wúḳana.
Indirectes Prät. der Abſicht: wúḳinex̣ina wúḳun wúgo.
Präteritum der Abſicht frequent.: wúḳinex̣ina wúḳunaan.
Beſtimmtes Futurum: wúḳina.

Das Verbum wúḳine wird als Hülfsverbum verwendet, wodurch ſich noch mehr Formen bilden laſſen. Der Indicativ von x̣ámize, jagen, lautet z. B. in ſeinen verſchiedenen Formen folgendermaßen:

Unbeſtimmtes Präſens: x̣ámula.
Beſtimmtes Präſens: x̣ámula wúgo.
Präſens frequent.: x̣ámula wúḳuna.

3) Die entſprechenden Kategorien ergeben ſich von ſelbſt.

Präſens des Sollens: x̣ámize wúgo.
Präſens des Zulaſſens: x̣ámize wúḳuna.
Präſens des Zulaſſens und Beginnens: x̣ámize wúḳuna wúgo.
Präſens der Abſicht: x̣ámizex̣ina wúgo.
Präſens der Abſicht frequent.: x̣ámizex̣ina wúḳuna.
Einfaches Präteritum perfectum: x̣ámun wúgoan.
Einfaches Präteritum des Beginnens: x̣ámula wúgoan.
Einfaches Präteritum des Sollens: x̣ámize wúgoan.
Einfaches Präteritum der Abſicht: x̣ámizex̣ina wúgoan.
Präteritum perfectum: x̣ámuna.
Indirectes Präteritum perfectum: x̣ámun wúgo.
Präteritum perfect. der Wiederholung: x̣ámun wúḳuna.
Präteritum perfectum frequentativum: x̣ámulaan.
Beſtimmtes Präteritum des Beginnens: x̣ámula wúḳana.
Indirectes beſtimmtes Präter. des Beginnens: x̣ámula wúḳun wúgo.
Continuirliches Präteritum: x̣ámula wúḳunaan.
Präteritum des Sollens: x̣ámize wúḳana.
Indirectes Präter. des Sollens: x̣ámize wúḳun wúgo
Präteritum des Sollens und Zulaſſens frequentativum x̣ámize wúḳunaan.
Präteritum der Abſicht: x̣ámizex̣ina wúḳana.
Indirectes Präteritum der Abſicht: x̣ámizex̣ina wúḳun wúgo.
Präteritum der Abſicht frequent.; x̣ámizex̣ina wúḳunaan.
Plusquamperfectum: x̣ámun wúḳana.
Indirectes Plusquamperfectum: x̣ámun wúḳun wúgo.
Plusquamperfectum frequent.: x̣ámun wúḳunaan.
Beſtimmtes Futurum: x̣ámila.
Unbeſtimmtes Futurum: x̣ámula wúḳina.
Futurum des Zulaſſens: x̣ámize wúḳina.

Alsdann folgen die übrigen Modi mit einer ganzen Reihe von Formen, Participia und eine große Anzahl von Gerundien, bei denen überdies beſondere Cauſalformen und Formen der Gleichzeitigkeit vertreten ſind.

Obwol, wie geſagt, die übrigen hierher gehörigen Sprachen einen ſo großen Reichthum an Verbalformen nicht darbieten, ſo beſitzen dieſelben doch andererſeits manche Formen, welche wiederum dem Awariſchen abgehen. Dahin gehören beiſpielsweiſe im Hürkaniſchen die verſchiedenartigen Gerundia zum Ausdruck unſers „auf daß, bis, obwol, zu der Zeit als, nachdem, ſeitdem, kaum", ſowie die Unterſcheidung einer Momentan- und Continuativform. Das Kaſikumükiſche beſitzt außer dem eigentlichen Präſens, Präteritum, Präteritum perfectum und Futurum noch eine beſondere emphatiſche Form für jedes dieſer Tempora, durch welche die Wirklichkeit oder Thatſächlichkeit der Handlung betont wird. Das Thuſch bildet durch Einfügung eines b in den Verbalſtamm ſogenannte Pluralitätsverba; während ſich z. B. die Verba dož, fallen, und ťox, ſchlagen,' auf einzelne Gegenſtände beziehen, werden die mit infigirtem b verſehenen Formen dobž und ťobx in Hinblick auf eine Menge angewandt. Auch hinſichtlich der Perſonenbezeichnung herrſcht große Mannichfaltigkeit. Das Awariſche kennt keinen Unterſchied der Perſon, ebenſo wenig das Küriniſche. Im Thuſch iſt die Perſonalbezeichnung „zwiefacher Art, entweder ſteht die

Digitized by Google

Perſon vor dem Zeitworte oder wird demſelben nachgeſetzt, in welchem Falle eine innigere Verſchmelzung des Pronomens mit dem Verbalſtamme eintreten kann. Dies kann aber nur mit dem Pronomen der erſten und zweiten Perſon ſtattfinden, welches entweder in der Nominativ- oder in der Inſtructivform nachfolgt. Im erſtern Falle verlieren die Pronomina so, ich, und ho, du, ihren Auslautsvocal, z. B. was, ich bin, ſtatt waso; wah, du biſt, ſtatt waho; oder falls ſie an conſonantiſch auslautende Formen treten, ſo bleiben ſie unverändert, werden jedoch durch einen Bindevocal a mit ihnen verbunden" (Schiefner, Verſuch, §. 177). Das Tſchetſchenziſche unterſcheidet beim Imperativ die zweite Perſon von der dritten, beſchränkt ſich jedoch im übrigen auf die bei Gelegenheit der Kategorienbezeichnung beſprochenen Perſonalunterſchiede. Im Kaſikumükiſchen richtet ſich die Endung der Verba, welche eine tranſitive Natur haben, theils nach der Perſon, auf welche die Handlung gerichtet iſt, theils nach der handelnden Perſon. Beim hürkaniſchen und udiſchen Verbum werden die Perſonen durchgehends unterſchieden, und zwar im Hürkaniſchen durch beſondere Endungen, die je nach dem Tempus verſchieden ſind, während die Perſonalbezeichnung im Udiſchen auf dreierlei Art ſtattfinden kann: entweder hinter dem Verbum oder zwiſchen den beiden Elementen des Compoſitums, oder aber es tritt das zum Verbum gehörige Perſonalpronomen enklitiſch an ein vorhergehendes Wort.

Es würde zu weit führen, noch näher auf den Bau des kaukaſiſchen Verbums einzugehen; daher genüge die Bemerkung, daß das Udiſche, ohnehin die formenärmſte dieſer Sprachen, auch an Verbalformen die wenigſt reiche iſt. Es beſitzt vorwiegend zuſammengeſetzte Verba.

Wie aus dem Geſagten erhellt, geht die Wort- und Formenbildung zumeiſt auf dem Wege der Suffigirung und Infigirung vor ſich. Präfigirung iſt nur bei den (immerhin zweifelhaften) Kategorien-Präfixen und den mit präfigirten Partikeln zuſammengeſetzten Verben zu conſtatiren.

Das Abchaſiſche nimmt, wie bereits bemerkt, ſeinem Baue nach eine Sonderſtellung ein. Daſſelbe ſteht morphologiſch dem Baskiſchen und den einverleibenden Sprachen der Neuen Welt bei weitem näher als ſeinen nächſten Nachbarn, indem es vollkommen deutlich den Typus der einverleibenden Sprachen repräſentirt. Ob es ungeachtet ſeiner morphologiſchen Iſolirtheit dennoch genealogiſch mit den übrigen bisjetzt bekannten Sprachen der kaukaſiſchen Bergvölker zuſammenhängt, muß zunächſt noch als eine offene Frage betrachtet werden. Desgleichen iſt auch ſein Verhältniß zum Tſcherkeſſiſchen unſicher. Allerdings weiſt das Pronomen auf einen näheren Zuſammenhang hin. Daſſelbe lautet in den beiden Sprachen wie folgt:

	Abchaſiſch	Tſcherkeſſiſch (Nach Lhuillier)	Tſcherkeſſiſch (Nach Loewe)
Ich	sara	sere	sayray
Du (masc.)	uara	vuore	weyroo
Du (fem.)	bara		
Er	ui	i, ie, ma, ari	seeshâ
Sie	ra		
Wir	hara	tere	teyroo
Ihr	s'ara	sôre	sôreesher
Sie	urt'	a, ma, aryx	âreesher.

Das Verhältniß der Zahlwörter ergibt ſich aus der weiter unten folgenden Ueberſicht.

Gleich den meiſten Sprachen der oſtkaukaſiſchen Gruppe unterſcheidet auch das Abchaſiſche zwiſchen männlichen und weiblichen ſowie vernünftigen und vernunftloſen Weſen. Dem Charakter der einverleibenden Sprachen treu, hat es das Verbum zu ſeinem Mittelpunkt; das Verbum beherrſcht den ganzen Bau der Sprache. Beziehungen, welche ſonſt durch Caſus ausgedrückt werden, finden hier ihren Ausdruck durch beſondere Verba. Das gilt vor allem von den Localbezeichnungen, für welche gewiſſe Verba, die einen Oertlichkeitsbegriff in ſich ſchließen, Verwendung finden; doch gibt es außerdem eine bedeutende Anzahl localer Poſtpoſitionen. Es liegt auf der Hand, daß in einer Sprache, die ſozuſagen ganz in dem Verbum und durch daſſelbe lebt, das Verbum einen ſehr beträchtlichen Vorrath an Formen für alle irgend möglichen Verhältniſſe und Ausſageweiſen beſitzen muß. Es ſind folgende Arten des Verbums zu unterſcheiden: zunächſt affirmative, negative und fragende Verba; ferner Activa (tranſitive und intranſitive), Paſſiva, Factitiva, Reflexiva, Reciproca, Cooperativa und Verba commodi. Die Frageverba zerfallen ihrerſeits in Interrogativa der Perſon, der Sache, des Orts und der Zeit, z. B. vom Verbum ſubſt. qa, ſein: iqouda, wer iſt? iqowzi, was iſt? sabáqou, wo bin ich? sanbaqou, wann bin ich? Auch exiſtiren beſondere Verba der Art und Weiſe, der Bedingung und der Gleichzeitigkeit (während). Es iſt ein beſtändiges In- und Durcheinanderziehen genereller, modaler und temporaler Beſtimmungen. Die Modi ſind: Indicativ, Conjunctiv, Conditional, Conſecutiv, Optativ, Imaginativ (z. B. sqalážša, als wenn ich würde) und Imperativ. Neben den aus den übrigen kaukaſiſchen Sprachen bekannten Temporibus gibt es noch ein Präteritum interruptum, impeditum und antecipativum. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, daß das Abchaſiſche als eine echt einverleibende Sprache Subject und Object (ſowol das directe wie das entferntere) am Verbum ſelbſt zum Ausdruck bringt und zwar durch Pronominalpräfixe.

Das Nomen iſt ſtets mit einem Pronominalaffix verſehen, und zwar meiſt mit dem beſtimmten oder unbeſtimmten Artikel. Der erſtere iſt ein Demonſtrativpronomen, lautet a und wird präfigirt, der letztere lautet k (aus dem Zahlworte aky, eins, verkürzt) und wird ſuffigirt, z. B. ap'a, der Sohn, p'ak, ein Sohn. Aus jedem Nomen kann ohne weiteres eine Ausſage gebildet werden, indem daſſelbe mit einem Perſonalpräfix und dem Verbalſuffix -up verbunden wird, wobei das No-

Digitized by Google

men oft in verſtümmelter Geſtalt erſcheint, z. B. aogy, der Menſch, sara syogup, ich bin ein Menſch.

Hinſichtlich des Zahlwortes muß erwähnt werden, daß es in dreierlei Geſtalt auftritt: erſtens in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, zweitens in beſondern Formen, welche nur für vernünftige Weſen angewandt werden, und drittens, wenn es in Verbindung mit einem Nomen auftritt, in verkürzter Geſtalt, als Präfix.

Als Ergänzung dieſer kurzen Schilderung und zur Veranſchaulichung des Verhältniſſes, in welchem die beſprochenen Idiome zueinander ſtehen, diene folgende Ueberſicht der Zahlwörter in den bisher bekannt gewordenen Sprachen der kaukaſiſchen Bergvölker.

Awariſch:

	Chunzach	Antſuch		Artſchi
	Nach Schiefner-Uslar		Nach C. Graham	
1.	ćo	so	tzo, go oder ko	os
2.	ķigo	ķigo	gigo	ḱue
3.	xlabgo	tabgo	tlabgo	xlew
4.	unqo	un'qo	onķo	ewq
5.	šugo	šugo	šago	ḫo
6.	antllgo	antllgo	antlgo	dixl
7.	antqlgo	antqlgo	antltlgo	uiḱ
8.	mitqlgo	mitqlgo	mitligo	meqe
9.	iċgo	iċgo	iċgo	uç̌
10.	ançgo	ançgo	anžgo	uic

Andi-Sprachen:

	Andi	Tſchamalal	Achwach	Botlik
1.	seb	seb	čebe	ćeb
2.	ċego	ċeda	ķedabe	ķeda
3.	xlobgu	qabuda	xladoabe	habuda
4.	boqogu	buuda	boqodabe	buguda
5.	išdugu	išduda	išdudabe	išduda
6.	ontlligu	antllida	intllidabe	intllida
7.	hotqlogu	hatqluda	atqludabe	hatqluda
8.	bitqligu	betqlida	bitqlidabe	bitqlida
9.	hoċogu	haç̌ada	apadabe	haç̌ada
10.	hoçogu	hazada	aç̌adabe	haçada

Dido-Sprachen:

	Dido	Beſhit		Dido	Beſhit
1.	ṣis	hos	6.	itlno	itlna
2.	qeno	qono	7.	otllno	atllna
3.	xlono	xlana	8.	bitllno	betllna
4.	uino	o'qona	9.	oç̌ino	oç̌ina
5.	xleno	tlina	10.	oċino	açona

	Hürkaniſch	Kaſikumükiſch
1.	ca	cawa, cara, caba
2.	ḱwel	ḱiwa, ḱira, ḱiba
3.	ḫ́aval	šanwa (šama), šanda, šanba
4.	awál	muqwa (muqa), muqra, muqba
5.	šwal	x́owa, x́ora, x́oba
6.	urigal	raxwa (rax́a), rax́aa, rax'ba
7.	werḫál	arulwa (arula), arulda, arulba
8.	gaḫál	m̓aiwa (m̓aja), m̓aira, m̓aiba
9.	urç̌imal	urç̌wa (urç̌a), urç̌ra, urç̌ba
10.	wiçal	aç̌wa (aça), aç̌ra, aç̌ba

	Kürinisch	Udiſch	Tſchetſchenziſch	Thuſch
1.	sad	sa	ca'	cḫa
2.	qwed	ṕa	ši'	ši
3.	p'ud	xib	x̣uoa	x̣o
4.	qud	bip	di' (wi', ji', bi')	dḫew
5.	wad	x̣o	ṕxi'	ṗxi
6.	rugúd	ux̣	jalx	jeťx
7.	erid	wug'	wuorh	worl$_x$
8.	müžúd	mug'	barh	barl$_x$
9.	k'üd	wui	is	iss
10.	çad	wiç	iť	itt

Abchaſiſch:

	Grundzahlwörter	Zahlwörter für vernünftige Weſen	
1.	aky	aʒ'y	(ʒ' = ds mit nachklingendem u oder w)
2.	ǵba	ǵýʒa	
3.	xṕa	xǵy	
4.	ṕšba	ṕšǵy	
5.	xuba	xuǵy	
6.	fba	fǵy	
7.	bžba	bžǵy	
8.	âba	âǵy	
9.	ž'ba	žǵy	
10.	žàba	žaǵy	

Präfigirte Zahlwörter [N. č'y, Pferd]
č'yk, 1 Pferd,
ǵč'yk, 2 Pferde u. ſ. w.
ṕšč'yk u. ſ. w.

Tſcherkeſſiſch:

	Nach Chuilier, in ruſſiſcher Umſchreibung	Nach Loewe
1.	зѐе	zee
2.	туу	ôh
3.	шше	shee
4.	плѣа	tley
5.	тѳе	tpey
6.	ххѐ	shoo
7.	бле	dley
8.	иñе	yee
9.	—	booghoo
10.	—	tsey

Literatur: A. Schiefner, Verſuch über das Awariſche (Mémoires de l'Acad. Imp. d. Sciences de St.-Pétersbourg, VII. Série, Tom. V), Petersburg 1862. — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's Awariſche Studien. Ebendaſ. Bd. XVIII (1872). — Derſ., Awariſche Texte. Ebendaſ. Bd. XIX (1873). — Derſ., Ueber Baron Uslar's neuere linguiſtiſche Forſchungen (Mél. Asiatiques T. V, 78—85 = Bulletin VII, 99—104). — Cyril Graham, The Avâr Language. Journal of the R. As. Soc. N. S. Vol. XIII. Pt. III. — Schiefner, Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's hürkaniſche Studien. Mém. T. XVII (1871). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's kaſikumükiſche Stu-

Digitized by Google

dien. Mém. Tom. X (1866). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's küriniſche Studien. Mém. Tom. XX (1873). — Derſ., Verſuch über die Sprache der Uden. Mém. Tom. VI (1863). — Derſ., Tſchetſchenziſche Studien. Mém. Tom. VII (1864). — Derſ., Kurze Charakteriſtik der Thuſch-Sprache. Mél. Asiatiques II, 402—426 = Bull. hist. phil. Tom. XII. — Derſ., Verſuch über die Thuſch-Sprache oder die khiſtiſche Mundart in Thuſchetien. Mém. VI. Série, Sciences politiques, histoire, philologie Tom. IX (1856). — Derſ., Ausführlicher Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar abchaſiſche Studien. Mém. Tom. VI (1863). — Люлье, Леонтiй, Словарь русско-черкесскiй или адигскiй, съ краткою грамматикою сего послѣдняго языка (Одесса 1846). — Loewe, Dr. L., A Dictionary of the Circassian Language. In two Parts: English-Circassian-Turkish, and Circassian-English-Turkish. Containing all the most necessary word for the Traveller, the Soldier, and the Sailor; with the exact Pronunciation of each word in the English Character (London 1854).

(*W. Grube.*)

KAUKONES (*Καύκωνες*), griechiſcher und kleinaſiatiſcher Volksſtamm; KAUKON (*Καύκων*), griechiſcher Heros.[1] Ausgedehntere Niederlaſſungen des in hiſtoriſcher Zeit verſchollenen (*Strabo* VII, p. 322, VIII, p. 355) Stammes der Kaukonen ſind nachzuweiſen im weſtlichen Peloponnes und nördlichen Kleinaſien. Die peloponneſiſchen Kaukonen werden zuerſt erwähnt *Hom.* Od. 3, 366.[2] Nach einigen Forſchern, deren Anſichten Strabo (VIII, p. 342 sq.) mittheilt, ſollten ſie die ganze Weſtküſte des Peloponnes von Meſſenien bis Dyme bewohnt haben; andere, darunter Ariſtoteles, unterſchieden zwei Gruppen, eine ſüdliche in Triphylien zwiſchen Elea und Pylos[3] und eine nördliche am Abhange des Skollisgebirges in der Gegend von Dyme, was in kaukoniſcher Zeit den Namen Paleia getragen haben ſoll (*Paus.* VII, 17, 6). Man wird wol mit Curtius (Pelop. I, 411) die an erſter Stelle erwähnte Tradition für die älteſte Zeit gelten laſſen dürfen, wie denn auch das meſſeniſche Pylos von H. D. Müller (I, 155) mit gutem Grunde für die Kaukonen in Anſpruch genommen iſt. Durch jüngere Einwanderer — Minyer (Deimling S. 137), Achäer, Aetoler und Dorier — wurde der Stamm vermuthlich zerſprengt und auf jene gebirgigen Grenzgebiete zurückgedrängt, wo ſich in der That die deutlichſten Spuren ſeiner Seßhaftigkeit — das *μνῆμα Καύκωνος* in der Lepreatis (*Strabo.* p. 345) und der Name des Flüßchens Kaukon bei Dyme (*Strabo* p. 342) — erhalten haben.

Die kleinaſiatiſchen Kaukonen[4]) erſcheinen als Bundesgenoſſen der Troer (Hom. X, 429, XX, 329). Sie waren Nachbarn der Paphlagonen (*Scholl.* z. St. und zu Od. 3, 366) und ſollten nach Kalliſthenes einſt zwiſchen dem Gebiete der Mariandyner und Kappadoker bei Tion und am Parthenios gewohnt haben (*Strabo* XIII, p. 594); dazu ſtimmt die Notiz bei *Steph. Byz.* s. v. *Ἀραβυζα· πόλις τῆς Καυκωνίδος, ἥ τις νῦν Πεσηνοῦς ὀνομάζεται*, wo man wol mit Recht *Πεσσινοῦς* gebeſſert hat.[5]) Reſte von ihnen, die Kaukoniten (*Καυκωνῖται*, vergl. *Steph. Byz.* s. v. *Καυκώνεια*), erhielten ſich, wie es ſcheint, bis in helleniſtiſche Zeit (*Strabo* XII, p. 542).

Auf die Frage nach der ethnographiſchen Stellung des Stammes iſt die gewöhnliche Antwort, ſie ſeien arkadiſche „Pelasger" geweſen.[6]) Man beruft ſich dafür auf die Anknüpfung des Kaukon an Lykaon (als Sohn: *Apollodor.* III, 8, 1) und die Autorität des einen der von Strabo berückſichtigten Gewährsmänner. Doch werden auch ſtammfremde, nur zeitlich ſich ablöſende Völkerſchaften vom Mythus durch ein genealogiſches Band verknüpft; gerade bei der — jedenfalls ſpät und durch bewußte Erdichtung vollzogenen[7]) — Benennung der funfzig Söhne des Lykaon liegt die Abſicht, möglichſt viele Stämme in den Bereich der achäiſchen Sage zu ziehen, klar am Tage, und ſo deutet denn auch ein ſtarker Bruchtheil jener Namen auf nicht peloponneſiſche, ja unhelleniſche Volkselemente.[8]) Ueberdies iſt mit jener Bezeichnung nicht viel gewonnen, denn der von den Alten in vager Allgemeinheit für die älteſte Bevölkerung des Landes angewandte Pelasgername iſt für den Ethnographen an und für ſich werthlos, da er ganz verſchiedenartige Stämme umfaſſen kann.[9]) Vielleicht können wir aber von der entgegengeſetzten Seite aus dem Ziele näher kommen. Mit Recht hat man für die Forſchung über prähiſtoriſche Völkerverhältniſſe den methodologiſchen Grundſatz aufgeſtellt: man ſolle, wenn irgendmöglich, die in hiſtoriſcher Zeit erhaltenen Reſte der Stämme als Ausgangspunkt nehmen.[10]) Nun berichtet uns Strabo (XII p. 542), *τοὺς δὲ Καύκωνας οὕς ἱστοροῦσι τὴν ἐφεξῆς οἰκῆσαι παραλίαν τοῖς Μαριανδυνοῖς . . . . οἱ μὲν Σκύθας*

1) Zur Orientirung: Clinton, Fast. Hell. p. 34 fg.; Burſian, Geogr. II, 272; Preller in Pauli's Realencyklopädie; Abel, Maked. S. 70 fg.; Deimling, Leleger S. 41. 132 fg.; Giſeke, Thrak.-pelasg. Stämme S. 126 fg.; H. D. Müller, Mythol. I, 147—187. 2) Ueber die ſachlichen Schwierigkeiten dieſer Stelle (Scholl. und Strabo a. a. O.), vgl. O. Müller, Orchom. S. 365; Deimling S. 131; H. D. Müller S. 142. 3) Daher heißt Lepreon *Callim.*, Hymn. in Jov. 39 *Καυκώνων πτολίεθρον*, Kaukon *Ael.* v. h. I, 24 Vater des Lepreos); ebenſo wird *Strabo* p. 345 Kypariſſos und der Makiſtos ausdrücklich als Sitz der Kaukonen bezeichnet.

4) Vgl. O. Kämmel, Heracleotica (Plauen 1869) S. 10. 5) Freilich müßte man dabei annehmen, daß ſich das Gebiet der Kaukoniaten urſprünglich in das Innere des Landes hineinerſtreckt habe, wofür weitere Anhaltspunkte fehlen. 6) Vgl. Curtius, Pelop. I, 75 und Burſian a. a. O. Homer proteſtirt ſtreng genommen dagegen, wenn er die kleinaſiatiſchen Kaukonen neben den Lelegern und Pelasgern (wol = Tyrſenern) anführt. 7) Das Verzeichniß bei Apollodor ſcheint auf Akuſilaos zurückzugehen. 8) So Makareus, Makednos, Linos, Kanethos, Phineus u. a. m. 9) Hiſtoriſch erkennbar iſt nur der Stamm der böotiſchen-attiſchen (tyrſeniſchen) Pelasger, deſſen Wanderungen ſich Schritt für Schritt verfolgen laſſen und dem der Kabirendienſt eigenthümlich war (vgl. den Art. Kabiren). Ueber den gewöhnlichen Misbrauch des Pelasgernamens vgl. die treffenden Bemerkungen H. D. Müller's Philol. XIV S. 132 und Mythol. I S. 39, Anm. 2. 100. 296. 10) A. von Gutſchmid in der Recenſion von Deimling's Lelegern, Fleckeiſen's Jahrb. 89 S. 670.

Digitized by Google

φασίν (1), *οἱ δὲ τῶν Μακεδόνων τινάς* (2), *οἱ δὲ τῶν Πελασγῶν* (3) . . . . *καὶ νῦν δ' ἔτι Καυκωνίτας εἶναί τινας περὶ τὸν Παρθένιον*. Während das dritte Zeugniß offenbar nichts iſt als ein Verſuch, die klein-aſiatiſchen Kaukonen mit den peloponneſiſchen in Verbindung zu ſetzen, beruhen die beiden erſten allem Anſchein nach auf Beobachtung. Sie widerſprechen ſich bei der allgemeinen Bedeutung, welche man dem Skythennamen oft genug vindiciren muß, nicht geradezu; man wird aus ihnen etwa folgern müſſen, daß jene Kaukoniaten als nordiſche Halbbarbaren erſchienen, als Verwandte der thrakiſchen Stämme (denen trotz Abel und Deimling auch die Makedonen nahe geſtanden haben werden); und ſo erklärt es ſich denn auch, wie ſie die Ilias als Feinde der Hellenen hinſtellen konnte. Schon hiernach würden wir die Kaukonen mit einiger Wahrſcheinlichkeit als einen der vielen thrakiſchen Stämme bezeichnen können, welche vor und neben den ſpäter eingewanderten helleniſchen Völkerſchaften in Griechenland anſäſſig waren. Dazu ſtimmt zunächſt ihr Name ſehr wohl, auch wenn man ihn nicht wie O. Abel (Maked. S. 70 fg.) mit dem der Kikonen zu identificiren wagt[11]); ebenſo der des kaukoniſchen Lykos und der Lykomiden, vgl. den von Kyknos getödteten *Λύκον θρᾶκας* (*Paus.* I, 27, 6) und den eng verwandten thrakiſchen Lykurg. Einen weiteren Anhalt werden wir in der Religion des Stammes finden.

Das Bewußtſein kaukoniſcher Herkunft ſcheint in hiſtoriſcher Zeit einzig die Familientradition etlicher Adelsgeſchlechter feſtgehalten zu haben. So nennt Herodot I, 147 (vgl. V, 65) die Neleiden, welche die Führer der joniſchen Wanderung waren (vgl. *Strabo* XIV, p. 632) *Καύκωνας Πυλίους ἀπὸ Κόδρου τοῦ Μελάνθου*, und dieſem Zeugniß gegenüber wird der mythiſche Bericht bei Pauſanias IV, 36, 1, ſie ſeien „Pelasger" aus Jolkos geweſen, zurückſtehen müſſen.[12]) Ebenſo betrachteten ſich die Lykomiden als kaukoniſches Geſchlecht, was insbeſondere aus der engen Verbindung ihres Archegeten Lykos mit Kaukon, dem Eponymos des Stammes, hervorgeht (Preller, Dem. und Perſeph. S. 148). Dieſe Nachrichten geben uns einen Anhalt, die religiöſen Anſchauungen der Kaukonen kennen zu lernen. Zwar wird man zunächſt kein großes Gewicht darauf legen dürfen, daß Kaukon und die Lykomiden in enge Beziehung zu den chthoniſchen Culten zu Eleuſis und Andania geſetzt werden.[13]) Dagegen legt ſchon die von H. D. Müller S. 158 nachgewieſene Beziehung ſämmtlicher Namen des Neleidenſtammbaumes — Neleus, Melanthos, Andropompos, Boros, Penthilos, Periklymenos, Chloris[14]) — auf Hades und Perſephone die Vermuthung nahe, daß Hades der *θεὸς πατρῷος* des Geſchlechts war. Ebenſo heißt aber auch Kaukon (*Paus.* IV, 1, 4) Sohn des Kelainos[15]) (vgl. Melanthos), und nach derſelben Richtung deutet der mehrern kaukoniſchen Städten gemeinſame Name Pylos, worin H. D. Müller S. 154 eine Anſpielung auf den Unterweltseingang erkannt hat. Was aber den Ausſchlag gibt: ſelbſtändiger Hadescult findet ſich nur in dem alten Stammgebiete der Kaukonen, bei den Eleern[16]) und am Berge Minthes beim triphyliſchen Pylos, in der Nähe des Baches Acheron (*Strabo* VIII, p. 344) — eine Thatſache, deren Bedeutung Preller in Fleckeiſen's Jahrb. 79, S. 184 vergebens wegzudiſputiren verſucht hat[17]) und die im Verein mit jenen andern Momenten mit Nothwendigkeit auf H. D. Müller's Annahme führt, daß Hades der Stammgott der eliſchen Kaukonen war.[18])

11) Man beachte vor allem die Endung *-ωνες*, die ſich bei den Namen der ſicher helleniſchen Stämme (Achäer, Argiver, Dorier, Aeoler u. ſ. w.) nicht findet, während ſie bei den thrakiſchen ſehr gebräuchlich iſt: *Ἀλιζῶνες Ὀλιζῶνες* (*Suid.*), *Ἤδωνες Ἠδῶνες Ἠδωνοί, Σιθῶνες Σιθόνες, Βιστόνες, Δόλλονες, Μυγδόνες, Παίονες*; auch die böotiſchen *Ἄονες* (thrakiſch wegen ihres Aresdienſtes, vgl. den Art. Kadmos Anm. 13 fg.), mit denen die *Ἰάονες* jedenfalls in nächſter Beziehung ſtehen (Dunker V, 24¹), gehören hierher. Welcker zu den „Etym. Andeutungen" Schwenck's (deſſen wüſte Combinationen S. 100 undiscutirbar ſind) leitet den Namen von *καίω* her (S. 306 Anm.), vom „herrſchaftlichen Opferamt" (Kret. Kol. S. 29), ohne jedoch die nöthigen ſprachlichen und ſachlichen Analogien nachzuweiſen; auch Benſeler's Anknüpfung an *καύκη* (Becher) entbehrt jeder Wahrſcheinlichkeit; beſſer geht H. D. Müller, „Indogerm. Sprachbau" S. 106 von *καυχάομαι* aus, vgl. die EN. *Καύχανος, Καύκας, Καύκων* u. ähnl. im C. J. Gr.
12) Ueber die Entſtehung dieſer Sage, in der das nachbarliche Verhältniß der eleiſchen Kaukonen und Minyer in die Urheimat der letztern zurückdatirt zu werden ſcheint, vgl. H. D. Müller I, 148. Eine Vermittelung beider Teaditionen ermöglicht die Anſicht Giſeke's (S. 126 fg.), daß die Kaukonen in der That, wie die Minyer, aus dem hohen Norden gekommen ſeien; doch bleibt auffällig, daß ſich bei Jolkos keine Spur von ihnen vorfindet. Deimling S. 132, 134 hält die Neleiden nach der Tradition des Pauſanias für ein zugewandertes Adelsgeſchlecht, gibt aber S. 136 zu, daß ſie mit den Kaukonen zu „einem Volke verſchmolzen".

13) Vgl. Lobeck, Agaloph. S. 663. 983. 1252; Chr. Peterſen, „Griech. Myth." Sect. I, S. 82, 253, 268, und Sauppe's Publication der „Myſterieninſchrift von Andania". 14) Die gleiche Beziehung ließe auch der Name *Κόδρος* zu (vgl. den Art.), wenn ihn Welcker mit Recht durch *κυδρός* erklärt hat; vgl. Hades *Κλύμενος*. 15) Bei *Ael.* v. h. I, 24 heißt er freilich Sohn des Poſeidon und der Aſtydameia und wird ſo in den Kreis der minyeiſchen Heroen herübergezogen (H. D. Müller S. 145). 16) *Paus.* VI, 52, 2 *ὁ δὲ ἱερὸς τοῦ Ἅιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἔστι γὰρ δὴ Ἠλείοις καὶ Ἅιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἀνοίγνυται μὲν ἅπαξ κατὰ ἔτος ἕκαστον ... ἀνθρώπων δὲ ὧν ἴσμεν μόνοι τιμῶσιν Ἅιδην Ἠλεῖοι κατὰ αἰτίαν τήνδε*: nun folgt die Sage, daß Hades *ἔχοντα ἐν τῇ Πύλῳ τιμὰς* den Eleern im Kampfe gegen Herakles und ſein Heer (d. h. die Dorier) Beiſtand geleiſtet habe. 17) Unbegreiflich iſt, wie Preller den unverkennbaren Sinn der Stelle wegleugnen, ja ſogar Müller eines „argen Misverſtandes" zeiben konnte (vgl. Welcker, Götterlehre II, 485 fg.). In der Folge ſchiebt Preller für den Stammgott Hades, neben dem Müller S. 125 und öfter ausdrücklich mehrere weſensgleiche Gottheiten (Kronos, Ares, Trophonios u. ſ. w.) anerkannt hatte, den allgemeinen Begriff des „chthoniſchen Gottes" unter und zieht dann *πανσυδίᾳ* gegen dieſen ſelbſtgeſchaffenen Unſinn zu Felde. 18) Ebenſo halte ich Müller's Hypotheſe, daß durch die nachweislich an der Ausbildung der eleuſiniſchen Myſterien betheiligten kaukoniſchen Familien Attikas (beſ. die Lykomiden) Hades und Perſephone in jenen Dienſt eingeführt ſeien, für hinlänglich geſichert (anders freilich Giſeke S. 126 fg., der wieder von dem dunkeln Hintergrunde ſeiner thrakiſch-pelasgiſchen Stämme aus operirt); der ältere Kern der eleuſiniſchen Göttergruppe, Hermes und Demeter, iſt in dem von Theben ausgegangenen Kabirendienſte erhalten, vgl. den Art. Kabiren. — Auch die hervorragende Stellung des Hades bei Homer und in der Vulgärmythologie iſt von Müller S. 153 wol mit Recht aus dem Einfluſſe der kaukoniſchen Königshäuſer in Jonien hergeleitet.

Digitized by Google

Wir können nicht erwarten, in den kleinaſiatiſchen Sitzen der Kaukonen, über die wir nur ſehr unzulängliche Nachrichten haben, ähnliche Spuren aufzufinden. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß in der Sage jener Landſchaft als Dämon des erſterbenden Naturlebens Βῶρμος, in der mythiſchen Königsreihe der Mariandyner neben Daſkylos Λύκος erſcheint[19]); Namen, die wol nicht zufällig an Βῶρος den Neleiden und Λύκος, den Ahnherrn der Lykomiden, anklingen. Auch hatte man in der Nähe von Heraklea eine κατάβασις εἰς Ἅιδου und eine acheruſiſche Quelle, gerade wie z. B. beim triphyliſchen Pylos; doch kann dieſe letztere Sage mit dem Heraklesmythos durch die doriſchen Beſiedler von Heraklea eingeführt und localiſirt worden ſein.[20]) Immerhin haben wir für die Conſequenz, daß auch bei den kleinaſiatiſchen Kaukonen Hadesdienſt beſtand, einigen äußern Halt gewonnen.

Durch dieſes Ergebniß erhält unſere ethnographiſche Fixirung des Stammes eine neue Beſtätigung. Denn daß von den „mythiſchen" Thrakern die Vorſtellungen vom Jenſeits in das Centrum ihrer religiöſen Anſchauungen geſtellt und zu beſonders feſten Formen von vorwiegend düſterm Charakter entwickelt wurden, wird von der Tradition unzweideutig und einſtimmig berichtet und iſt beſonders von O. Müller und Gerhard (Myth. §. 400) anerkannt und geltend gemacht worden. Ein ſelbſtändiger Beweis dafür iſt neuerdings geliefert durch H. D. Müller's Unterſuchungen über das Weſen des ſicher thrakiſchen Stämmen zugehörigen Ares, deſſen mythiſche Eigenſchaften und Verhältniſſe faſt durchweg aus ſeiner Beziehung zum Jenſeits (als Todesgott) hervorgegangen ſind.[21]) Dazu kommt, daß ſelbſt bei den hiſtoriſchen Thrakern, die man von den mythiſchen nicht wird trennen dürfen, den griechiſchen Beobachtern das Vorherrſchen ähnlicher Anſchauungen auffiel.[22]) Andere Anhaltspunkte könnten die Mythen des Hades und der Hadesheroen liefern, deren Analyſe jedoch zu weit führen würde. Hier mag nur noch hervorgehoben werden, daß das wichtigſte Attribut des Hades[23]); ſeine *κυνέη*, auf griechiſchen Vaſenbildern durchaus jenem Kopfſchmucke ähnelt, durch den die barbariſchen, beſonders thrakiſch-phrygiſchen, Könige charakteriſirt zu werden pflegen.[24])

Ueber den Verlauf der älteſten Wanderungen des Stammes beſitzen wir keinerlei Nachrichten. Giſeke's Vermuthung (S. 126 fg.), daß er im nördlichen Griechenland neben den Minyern geſeſſen habe, kann nicht einmal wahrſcheinlich genannt werden, da die reiche Tradition jener Landſchaften nichts von ihm zu berichten weiß.[25])

(O. Crusius.)

KAULBACH (Wilhelm von), berühmter Hiſtorienmaler der Neuzeit, geboren am 15. Oct. 1805 zu Arolſen im Fürſtenthume Waldeck, geſtorben 7. April 1874 als Director der Akademie zu München. Keine wohlthätige Fee lächelte dem Kinde in der Wiege zu, der Vater, ein geſchickter Graveur, hatte durch eigenes Verſchulden den Frieden der Familie zerſtört und das Kind mußte unter ſo trüben Verhältniſſen nothwendig leiden und der ihm angeborene ſarkaſtiſche Zug reichliche Nahrung erhalten. Zwar erhielt er vom Vater den erſten Unterricht im Zeichnen, aber er war nicht genügend, das offen vortretende Talent zur Meiſterſchaft zu führen. Dabei wurde der Schulunterricht faſt ganz vernachläſſigt. Es war darum für den künftigen Künſtler ein glücklicher Umſtand, daß der Vater des Kindes reiche Begabung erkannte und den rechten Weg einſchlug, ſie zur vollen Reife zu bringen. Im Herbſt 1821 kam Kaulbach nach Düſſeldorf, vorerſt um ſich durch Malen den Lebensunterhalt zu erkämpfen, dann auch um ſich in ſeiner Kunſt weiter auszubilden. Hier wirkte Cornelius, deſſen ernſte und claſſiſche Auffaſſung der Kunſt in den ſiebzehnjährigen Jüngling eine verwandte Saite berührt zu haben ſcheint. Dieſer wurde Schüler des großen Meiſters und bald galt er als der hervorragendſte unter deſſen Schülern, weshalb ihm auch viele und die beſten Aufträge durch die Vermittelung des Meiſters zufielen. Das Großartige der Conception, die ſtille Größe des künſtleriſchen Ausdrucks, die ſeinen Lehrer zu einem Meiſter der hiſtoriſchen Compoſition ſtempeln, hat ſich der Jünger voll angeeignet, Beweis dafür, daß in ihm dieſes Talent vorhanden war und nur der Anregung bedurfte, um durchzubrechen.

Keine künſtleriſche Thätigkeit, auch nicht des größten Meiſters, iſt frei vor Fehlgriffen oder Abſchweifungen vom rechten Wege. Wenn dieſe nicht permanent, ſondern durch raſche Umkehr corrigirt werden, bleiben ſie nicht ohne Nutzen für die weitere Vervollkommnung. Wir finden Kaulbach auch in ſolchen Momenten, in denen ſein Genius zu ſchlafen ſchien, aber ein kühnes Aufraffen bringt ihn gleich wieder auf die rechte Bahn. Zu ſeinen erſten Arbeiten gehören einige Engelsfiguren, die er in der Kapelle des

19) Kämmel, Heracleotica S. 15. 30 (deſſen Auffaſſung ich nicht ganz theilen kann). Lykos war hier auch Flußname, wie Kaukon bei Dyme. 20) Kämmel a. a. O. S. 50 und über das acheruſiſche Vorgebirge S. 52 fg. Hauptzeugniß *Apoll. Rhod.* VI, 470 fg. mit *Scholl* 21) Vgl. auch Tümpel in Fleckeiſen's Jahrbüchern, Suppl. XI, 707; über Ares als Thraker Cruſius ebend. Bd. 123,296. 22) Vgl. von Gutſchmid in Fleckeiſen's Jahrbüchern 89, 668 fg. Sie waren Eranier nach Lagarde, Geſ. Abhandlungen S. 281, alſo den Griechen immerhin nahe verwandt. 23) Der Gott ſelbſt wird ſonſt meiſt ganz nach griechiſchem Idealtypus gebildet, obgleich ſich auch von ſeiner Auffaſſung als Barbar vereinzelte Spuren erhalten zu haben ſcheinen: Hermann, „Die Hadeskappe" S. 16 fg. Daſſelbe gilt von Ares, der z. B. in der Gigantomachie in den „Monuments Grecs" 1875, 4, tab. 1. 2 durch die Form ſeines Helms wie durch ſein langes Gewand deutlich als Thraker charakteriſirt iſt. 24) Vgl. Hermann, „Die Hadeskappe" (Göttingen 1853), beſ. S. 11 fg., 20 fg., der ihn bei den Thrakern Phineus, Polymeſtor, Tereus, Orpheus, Thamyras (Anm. 62 fg.) nachweiſt; dazu kommt Ares in dem oben Anm. 23 angeführten Vaſenbilde. Hermann findet übrigens S. 20 den Grund zu dieſer Bildung der Hadeskappe in der Auffaſſung des Lebens nach dem Tode als Exil, was doch wol zu künſtlich und geſucht iſt; augenſcheinlich haben wir hier ein Stück alter ſacraler Tradition vor uns.

25) „Chthoniſche" Culte in Böotien beweiſen nichts, da ſelbſtverſtändlich nicht dieſe Eigenthum des Kaukonenſtammes ſind, ſondern nur die individuelle Figur des Hades. Ebenſo wenig wird man die angebliche Einwanderung der Neleiden aus Jolkos geltend machen dürfen; vgl. Anmerkung 12.

Digitized by Google

Irrenhauſes in Düſſeldorf zu malen hatte. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Anſtalt ſelbſt kennen und was er hier ſah, mußte ſein Innerſtes gewaltig berühren. Der Uebergang war zu raſch, von der idealen Sphäre, in der ſich die Engelsgeſtalten der Kapelle bewegen ſollten, für welche die ganze Schule thätig war, in die Tiefe des geiſtigen Elends, in die räthſelhaften Schatten des Irrſinns. Der gewonnene Eindruck mußte, pſychologiſch genommen, bei dem Künſtler zum Bilde werden, Form und Geſtalt gewinnen. So entſtand die Compoſition des Irrenhauſes, die aber erſt in München 1829 vollendet wurde (geſtochen von Merz). Kaulbach ſtellt ſich in derſelben ganz auf den naturaliſtiſchen Standpunkt und ſchildert den Geſichtsausdruck, das Gebaren der Geiſteskranken mit einer Anſchaulichkeit, wie der beſte Irrenarzt ſeine Kranken nicht treffender ſchildern könnte. Dieſe Compoſition begründete auch ſogleich den Ruf des Künſtlers. Und doch muß man dieſes Kunſtwerk als eine Verirrung anſehen, da die Kunſt nicht die Aufgabe hat, Irrthum, Laſter, phyſiſche oder geiſtige Gebrechen um ihrer ſelbſt willen, ohne Beimiſchung eines erklärenden oder ſühnenden Gedankens darzuſtellen. Hogarth hatte zwar auch das Innere eines Irrenhauſes mit packender Wahrheit dargeſtellt (das 6. Blatt der Folge: Leben eines Liederlichen), aber hier iſt das Bild nicht um des Gegenſtandes willen aufgefaßt, ſondern wird durch die vorhergehenden fünf Blätter, deren Schluß es als nothwendige Folge bildet, motivirt, der Irrſinn des Liederlichen als gerechte Strafe geſchildert. Der Künſtler hatte ſich übrigens in dieſer Zeit mit großer Vorliebe mit dem engliſchen Charakterzeichner beſchäftigt. Eine Frucht dieſer Studien war es wol, daß Kaulbach oft zur Wahl einer Folge griff, um einen Gedanken dramatiſch zu bearbeiten.

Im J. 1826 wurde der Künſtler von Cornelius, der das Jahr zuvor nach München übergeſiedelt war, dahin berufen und ſogleich für monumentale Arbeiten in Thätigkeit geſetzt. In den Arkaden des Hofgartens, an deren künſtleriſcher Ausſchmückung verſchiedene Maler beſchäftigt waren, malte Kaulbach die allegoriſchen Figuren der Bavaria, der Donau, der Iſar, des Rheins und des Mains. Sie gehören zu den ſchönſten Arbeiten des Künſtlers; derſelbe hat in der Allegorie einfach und treffend Land und Flüſſe charakteriſirt, das mangelhafte Colorit macht ſich dabei freilich um ſo ſtörender geltend. Bald nach dieſen Arbeiten entſtand das Deckenbild im Odeonſaale: Apollo mit den neun Muſen; noch reichhaltiger ſollte ſich ſeine Kunſt in dem von Klenze (ſ. d.) erbauten Palaſte des Herzogs Maximilian von Baiern entfalten. Hier wurde ihm eine Aufgabe geſtellt, wie er ſich dieſelbe nicht beſſer wünſchen konnte. Er führte im Tanzſaale 16 Bilder aus, Darſtellungen aus der Mythe des Amor und der Pſyche.

Der kunſtliebende König gab auch den Künſtlern vielfache Beſchäftigung. So wurde Kaulbach der Auftrag, den Salon der Königin mit einer Reihe Compoſitionen zu Wieland's Dichtungen zu zieren, die dann Ernſt Förſter auf der Wand ausführte. Ebenſo entſtanden für den Schlafſaal der Königin 36 Compoſitionen zu den Dichtungen Goethe's und im Thronſaale zu Klopſtock's Gedichten. Der Künſtler verſtand es eben ſo gut in das antike wie das romantiſche Element des ihm vorgezeichneten Stoffes einzugehen. Ließ er ſeine Phantaſie in allen erwähnten Arbeiten durch den Auftrag leiten, ſo ſehnte er ſich naturgemäß auch nach der Ausführung eines Kunſtwerkes, deſſen erſte Idee wie Geſtaltung ſeinem Geiſte entſtieg, ſein ganzes Eigenthum war. Ohne Ausſicht auf eine Verwerthung ſeiner Arbeit, ja auch ohne Ausſicht, ob ſein Entwurf je die vollendete Form eines als Bild ausgeführten Kunſtwerkes finden werde, machte ſich Kaulbach an die Arbeit und ſtellte im Frühjahre 1834 die in Bleiſtift in großem Maßſtabe ſorgfältig ausgeführte Zeichnung im münchener Kunſtvereine aus. Einſtimmig machte ſich von derſelben die Anſicht geltend, daß man es hier mit einem unſterblichen Meiſterwerke zu thun habe. Die Compoſition führt den Titel: Die Hunnenſchlacht; ſie baſirt auf der Sage, daß nach einer dreitägigen Schlacht zwiſchen den Römern und den Hunnen, den Scharen Attila's vor den Mauern Roms die Geiſter der Erſchlagenen in der Nacht erwachen und in der Luft hoch oben den Kampf fortſetzen. Mit richtigem Inſtinct fand Kaulbach hier die für alle Zeiten der Menſchengeſchichte gültige Wahrheit heraus, daß der Kampf zwiſchen Civiliſation und Barbarei keinen Abſchluß finde. Wenn man nun auch geneigt wäre, hier nichts weiter als eine Allegorie zu ſehen, ſo muß man doch wieder zugeben, daß der Inhalt der Compoſition von einer hiſtoriſchen Thatſache — der Hunnenſchlacht — ausgehend, die Geſchichte der Menſchheit in allen Jahrhunderten ſchildert. Wenn irgendein Stoff, ſo iſt dieſer ſicher ein eminent hiſtoriſcher. Hoch oben in der Luft wüthet der Kampf, unten auf der Erde erwachen allmählich die Erſchlagenen aus ihrem Todesſchlafe, um ſich aufwärts zu erheben und Theil am Kampfe zu nehmen. Die Compoſition war, wie geſagt, ohne Beſtellung ausgeführt worden; es war vorderhand auch keine Ausſicht, daß ſie als Wand- oder Galeriebild zur Vollendung gelange, da der Künſtler beim König in Ungnade gefallen war. Der Ruf indeß, den ſich der Carton in der Kunſtwelt erobert hatte, führte den Kunſtfreund Grafen Raczynski aus Berlin nach München und dieſer beſtellte ein Bild nach demſelben und zwar Grau in Grau. Es wird dem reichen Mäcen nicht verborgen geweſen ſein, daß das Colorit Kaulbach's ſchwache Seite war. Bei dieſer Malweiſe konnte ſich Kaulbach's Kunſt frei ergehen, auch paßte ſie ganz wohl für den Gegenſtand, für die Darſtellung eines Kampfes ſchemenhafter Weſen in fahler Nachtdämmerung.

Wie gewöhnliche Sterbliche war auch Kaulbach bei anſtrengender, tiefernſter Arbeit einer Erholung bedürftig. Aber ſeine Erholung war Schaffen zugleich. Ein Wechſel des Stoffes war ihm ſchon Erholung. Mußte der Schalk während der Bewältigung idealer Aufgaben ſchlafen, ſo war ihm dagegen in den Stunden der Ruhe die volle Herrſchaft eingeräumt. So entſtand der Reineke Fuchs, eine Illuſtrationsfolge zu Goethe's gleichnamigem Gedichte. Hier fand ſeine unerſchöpfliche Laune, ſein Witz, ſeine beißende Satire ein weites, offenes Feld als

Digitized by Google

Sammelplatz und wenn ſchon das Wort des Dichters die Welt gewann, ſo riß die bildliche Interpretation des Künſtlers noch mehr dieſelbe hin, um ſo mehr, als die Publication in eine politiſch ſtark gärende Zeit ſo recht wie gerufen fiel. Daß Kaulbach ſo manchen köſtlichen Einfall des Dichters durch ſeinen genialen Witz im Bilde noch potenzirte, greifbarer machte, iſt im Charakter des Künſtlers leicht begreiflich; es iſt aber ebenſo nicht zu verwundern, daß er mit ſeiner ätzenden Satire ſich in vielen Kreiſen auch Feinde machte. Die ausgeführten Stiche ſind von Verſchiedenen; wir finden ſie aber weder dem Gegenſtande noch dem Kunſtcharakter Kaulbach's entſprechend; ſie ſind zu hart und der Grabſtichel drängt ſich zu viel vor.

Nach derartiger Ruhepauſe nahm Kaulbach wieder zu einer großen heroiſchen Compoſition den Anlauf; in den J. 1837 und 1838 war der Carton fertig und fand bei ſeiner Ausſtellung abermals enthuſiaſtiſchen Beifall. Kaulbach wählte zum Stoff ſeines Gemäldes die Zerſtörung und Eroberung Jeruſalems durch Titus. Niemand wird dieſem Vorwurf einen eminent hiſtoriſchen Charakter abſprechen. Die heilige Stadt liegt in Trümmern, der Tempel ſteht in Flammen, Titus zieht mit ſeinem Heere im Triumphe ein, bereits iſt auf dem Heiligthume der römiſche Adler aufgepflanzt. In der Mitte des Bildes ſteht der letzte Hoheprieſter von den Leviten umgeben und gibt ſich ſelbſt mit dem Dolche den Tod. An die Schrecken der belagerten Stadt mahnt die Mutter aus Bettezob, die vom maßloſen Hunger gequält den eigenen Säugling ermordet, um ſich mit deſſen Fleiſche zu nähren. Links im Vordergrunde flieht der Ewige Jude aus der Stadt, aus der ihn Dämonen vertreiben. Rechts zieht eine Chriſtenfamilie ohne Schaden aus der gefallenen Stadt; Engel begleiten dieſelbe, um ſie mit dem Gefäße der Gnade, dem heil. Graal, zu ſchirmen. Verwaiſte Judenkinder bitten die Chriſten, ſie mitzunehmen. Ueber Wolken erſcheinen die vier größten Propheten der Vorzeit als Zeugen der Erfüllung jener Strafandrohungen, womit ſie das Volk Iſrael vergebens zur Buße aufgerufen hatten. — Wir ſehen, der Künſtler hat einen reichhaltigen Apparat ins Treffen geführt; dieſer iſt ſo reich, daß man im erſten Augenblick nicht alles gleich überſehen kann; Kaulbach hat ſich darum auch gezwungen geſehen, Erläuterungen zu der Compoſition drucken zu laſſen, was immer, beſonders bei einem im allgemeinen bekannten Thema, wie es die Zerſtörung Jeruſalems iſt, mislich iſt. Selbſt wenn wir den Vorwurf, den man gegen das Herbeiziehen von Propheten und Engeln in eine hiſtoriſche Compoſition gemacht hatte, nicht theilen, da ja Rafael auch in ſeinem Gemälde Begegnung des Papſtes Leo mit Attila die beiden Weltapoſtel als Schirmer des erſteren erſcheinen ließ, ſo werden wir doch manches auszuſetzen haben. Am meiſten macht ſich der Mangel einer Einheit der Handlung fühlbar; wir ſehen mehrere für ſich abgeſchloſſene Gruppen, die in keinem Wechſelverhältniß zueinander ſtehen und die man ſich leicht als für ſich beſtehende Bilder aus dem Rahmen der Compoſition herausſchälen kann, wie auch der Kupferſtecher Merz in der That die dem Publikum am meiſten ſympathiſche Gruppe der Chriſten als beſondern Stich ausgeführt hat. Mit Recht wird auch die allzu theatraliſch gegebene Gruppe des ſich tödtenden Hohenprieſters und ſeiner Umgebung getadelt, da ihr im Bilde eine centrale Bedeutung gegeben wird, die ſie im gegebenen Falle nicht haben kann. Ob das Herbeiziehen der Sage vom Ewigen Juden in eine hiſtoriſche Compoſition ſich rechtfertigen laſſe, wollen wir nicht weiter erörtern. Von dem großartigen Erfolge, den der Künſtler mit dieſer Schöpfung errang, kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der König den Künſtler wieder in Gnaden aufnahm und ihm ein großes Atelier einräumte, ihn auch zum Hofmaler ernannte. Kaulbach malte eine Oelſkizze und begab ſich ſodann 1839 nach Rom, da ihm Kränklichkeit eine Reiſe nach dem Süden zur Nothwendigkeit machte. In der ewigen Stadt wurden nun fleißig Studien zu dem Bilde gemacht. Um die alte Kunſt kümmerte ſich Kaulbach wenig, wie er bekanntlich auch in München ein ſeltener Beſucher der Pinakothek war. Zurückgekehrt, nahm er ſogleich die Arbeit auf und hatte die Genugthuung, daß zwei Könige (von Preußen und Baiern) den Beſitz der noch nicht vollendeten Bilder erſtrebten. Um einen ſehr hohen Preis gelangte es in den Beſitz des letzteren, der es in der neuen Pinakothek aufſtellen ließ. Dieſer Ausgang war für Kaulbach doppelt günſtig, da der König von Preußen beim Künſtler für das Treppenhaus des Berliner Neuen Muſeums ſechs große hiſtoriſche Compoſitionen beſtellte.

Dieſe Beſtellung fällt in das J. 1845; die Arbeit ſelbſt zog ſich bis 1863, faſt zwanzig Jahre hin. Es dürfte bekannt ſein, daß das Treppenhaus erſt infolge dieſer Beſtellung gebaut wurde; es mußte für die Wandbilder der Platz geſchaffen wurden. Wenn aber Wandgemälde den Zweck haben, einem Raume zur Ausſchmückung zu dienen, ſo wird man einſehen, daß hier Zweck und Mittel vertauſcht wurden, denn die Bilder ſind hier Zweck und der Raum wurde zum Mittel. Dies zeigt ſich auch beſonders klar, als das Treppenhaus nie als Eingang zum Muſeum gedient hat. Daß die wechſelnden Standpunkte für die Betrachtung der Bilder, wo man auch ſtehen mag, einen richtigen Ruheplatz nie bieten können, wird jeder Beſucher des Muſeums leicht herausfinden. Zu dieſem Raume wurden ſechs Flächen, je drei an den Wänden, die keine Fenſter haben, zur Aufnahme der Gemälde abgemeſſen. Kaulbach ſtellte ſich die Aufgabe, wie ſie ſeines Kunſtgenies ganz würdig war, die Geſchichte der Menſchheit, die Entwickelung der Cultur in ſechs Hauptmomenten zur Darſtellung zu bringen. Man wird billig zweifeln müſſen, daß der reiche Inhalt dieſes Gedankens in ſechs Bildern abgethan werden kann, ſelbſt wenn man die wichtigſten Momente dieſer Entwickelung feſthält. Auch verlangt man von Wandgemälden, daß ihr Inhalt mit dem Zwecke des Gebäudes, das ſie zieren ſollen, in irgendeiner Beziehung ſtehe, was man bei dieſer Bilderfolge vergebens ſuchen wird, es ſei, daß Homer's Ankunft in Griechenland als eine leiſe Anſpielung auf die Sammlungen der Antiken genommen werde. Kaulbach ordnete

Digitized by Google

ſich den Stoff ſo zurecht: Der Thurmbau zu Babel — Die Blüte Griechenlands — Die Zerſtörung Jeruſalems — Die Hunnenſchlacht — Die Kreuzfahrer vor Jeruſalem und Das Zeitalter der Reformation. Wenn es ſchon mislich erſcheint, daß zwei Compoſitionen früherer Zeit hier wiederholt werden, ſo iſt überdies zu betonen, daß die Hunnenſchlacht überhaupt nicht zu den wichtigen Momenten gehört, die hier in Frage kommen. Der Gegenſtand des letzten Bildes iſt erſt durch einen hartnäckigen Kampf mit dem Generaldirector der Muſeen, von Olfers, durchgeſetzt worden.

Kaulbach nahm die Arbeit mit allem Ernſt und allem Fleiße auf; er ſtand jetzt im Zenith ſeines Kunſtſchaffens. Im J. 1847 konnte bereits mit der Ausmalung begonnen werden, zu welcher er ſich ſeines Schülers Echter bediente. Ausgeführt wurden die Bilder nicht al fresco, ſondern in der von Fuchs und Schlotthauer erfundenen Stereochromie. Die Farbenwirkung derſelben iſt eine tiefere und wärmere als bei Frescobildern, man glaubt faſt Oelbilder vor ſich zu haben.

Betrachten wir nun die Bilder ſelbſt mit kritiſchem Auge. Im Thurmbau zu Babel ſchildert uns der Künſtler die Scheidung der Sprachen und Raſſen. Auf den Stufen des Thurmes, deſſen Weiterbau durch die Sprachverwirrung gehindert wird, thront in ohnmächtigem Trotze König Nimrod; im Vordergrunde vollzieht ſich die Scheidung der Völker nach der Sprache; das Auftreten der Arier als der bevorzugten Raſſe, welcher der Drang nach Freiheit, das Gefühl für alles Schöne und Edle leicht abzuſehen iſt, wird wirkungsvoll dargeſtellt, während in der Familie des Cham, deren Angeſicht ſich bereits dunkler zu färben beginnt, die Sklaverei fein durch die Magd angedeutet wird, die den Kleidesſaum des Familienhauptes küßt. Die Gruppe der ausziehenden Arier iſt zugleich ein herrliches Seitenſtück zu der Gruppe der ausziehenden Chriſten aus Jeruſalem auf dem dritten Bilde. Haben wir bereits die Hunnenſchlacht ein vollendetes Kunſtwerk genannt, der Thurmbau iſt es nicht minder, ja hier hat ſich der Künſtler noch übertroffen, da er ohne Zuhülfenahme allegoriſcher oder anderer überirdiſcher Geſtalten bei der Sache ſelbſt blieb und alle Gruppen zu einer maleriſchen Einheit verband. Die Erſcheinung des zürnenden Gottes über den Wolken hat bei einem bibliſchen Bilde eine innere, zwingende Berechtigung. Wir kennen kein zweites Bild des großen Meiſters, das in der Compoſition wie in der Farbe den Anforderungen der höchſten idealen Kunſt ſo voll entſpräche wie der Thurmbau zu Babel.

Das zweite Bild führt uns nach Griechenland. Vater Homer hat den griechiſchen Boden betreten und dem Volke, das ſeinen Geſängen aufmerkſam lauſcht, die neuen Götter und in ſeiner Ilias den Kanon der Geſittung gebracht. Der Gedanke iſt ganz glücklich gewählt; Poeſie und künſtleriſche Geſtaltungskraft iſt ihm nicht abzuſprechen. Der Künſtler hat ihn auch mit großer Genialität durchgearbeitet. Dennoch verliert das Bild neben dem nachbarlichen und leidet an einer gewiſſen Unruhe, die vielleicht am meiſten durch das Colorit verſchuldet wird. Störend wirkt der rechte Vordergrund; beſonders der Rücken des mittlern an den drei im Waſſer ſtehenden Mädchen, die dem wunderbaren Worte des Ankömmlings lauſchen, iſt ſtark verzeichnet und zu lang ausgefallen. Man ſtelle die Nymphe außerhalb des Waſſers an das Ufer und man wird über die Monſtroſität der Erſcheinung erſchrecken. Auch die in ekſtatiſcher Bewunderung ſich in die Luft erhebende Jungfrau rechts wirkt durch die unmotivirte geſpenſtiſche Bewegung, in der ſie von den Tönen des Barden gleichſam magnetiſch angezogen wird, nicht äſthetiſch angenehm. Dagegen iſt der feierliche Zug der Götter über dem Regenbogen meiſterhaft gelungen; voran ſchweben die Grazien mit Amor, es folgt in ſiegreichem Schritte Apollo, die herrliche Gruppe der Muſen anführend; rechts thront Zeus über dem Wolkenthrone in himmliſcher Ruhe, im Geiſte des Phidias aufgefaßt; neben ihm Hera und im Grunde ſeine hauptgeborene Tochter Pallas. Ein poetiſcher Rhythmus belebt das Reich der Götter; hier war Kaulbach vollkommen vom Geiſte der claſſiſchen Kunſt des Cinquecento beeinflußt worden.

Beim dritten Bilde, der Zerſtörung von Jeruſalem, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten, da es eine genaue Replik des bereits obenbeſprochenen Bildes iſt. Daſſelbe gilt von der Hunnenſchlacht, die dem vorigen Bilde gegenüber angebracht iſt und hier eine ſehr gute Wirkung macht, da die Farben gedämpft ſind und das Geſpenſtiſche des Kampfes in den Lüften zur rechten Geltung kommen laſſen. In der Frauengeſtalt rechts unten, die ſich emporrichtet und den Kopf träumeriſch nach oben wendet, hat Kaulbach die Frau des Prof. Hermann in ſomnambulen Zuſtande als Modell benutzt. Die Geſichtszüge erſcheinen denn auch gegen die andern individualiſirt und markirt; der Ausdruck der Hellſeherin, der ſo recht in dieſe Umgebung paßt, iſt mit großer Naturtreue wiedergegeben; der Kopf iſt der feſſelndſte von allen auf dieſem Bilde.

In den Kreuzfahrern vor Jeruſalem, dem fünften Bilde der Folge, begegnen wir einer neuen Compoſition. Der Gedanke und der demſelben entſprungene Drang, die heil. Stadt und mit ihr das Grab des Erlöſers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, hielt ganz Europa längere Zeit hindurch in Athem. Einen einzigen Glanzpunkt in der langen Reihe von Kreuzfahrern und ihren Kämpfen iſt es möglich zu verzeichnen, es iſt der Tag, wo das ſiegreiche Heer der bewaffneten Pilger vor der heil. Stadt erſcheint und in ihrem Anblicke neuen Muth, neue Kraft gewinnt. Dieſen Augenblick hat der Künſtler zur Darſtellung gewählt. Von einem Hochplateau gewahren die Kreuzfahrer zum erſten mal Jeruſalem vor ihren Füßen. Der Moment der Entzückung, des Jubels iſt glücklich gewählt und künſtleriſch zum Ausdruck gebracht. Diakonen tragen ein koſtbares Reliquiarium (wol mit der Kreuzpartikel), ihnen folgt Gottfried von Bouillon zu Pferde, Gott für den Sieg dankend und ihm die Krone zum Opfer darbringend. Ueber Wolken erſcheint der Heiland, neben ihm knieend Maria und im Halbkreiſe von ſechs Propheten umgeben. In dieſer Gruppe verleugnet

Digitized by Google

der Künſtler nicht im geringſten ſeine geiſtige Abſtammung von Cornelius; ſie erinnert unwillkürlich an eine ähnliche des großen Meiſters auf der koloſſalen Freske des jüngſten Gerichts in der Allerheiligen-Kirche zu München (vollendet 1840). Unſchön erſcheint dagegen auf Kaulbach's Gemälde der vom Rücken ſichtbare, in der Mitte vorn mit ausgebreiteten Händen kniende Einſiedler Peter von Amiens, der den erſten Impuls zu den Kreuzfahrten gegeben hat und es verdient hätte, daß man an Stelle ſeiner Glatze deſſen Geſicht ſehen könnte.

Wir kommen zum ſechsten und letzten Gemälde, das uns das Zeitalter der Reformation vergegenwärtigen ſoll. Wir befinden uns in einer gothiſchen Kirche. Warum in einer gothiſchen? wäre für die neue Zeit, der geſchichtlichen Entwickelung der Baukunſt entſprechend, der Renaiſſanceſtil nicht angemeſſener geweſen? Zu beiden Seiten des Hintergrundes gewahrt man von der Mitte des Raumes durch Säulen geſchiedene Räume nach Art von Seitenſchiffen, die ſich in Form von einer Apſis abſchließen. Im Grunde des Mittelſchiffes erblickt man den Chor mit der Orgel, beſetzt von Meiſtern des Kirchengeſanges; unter dem Chore ſitzen im Halbkreiſe die Vorläufer der Reformation, Savonarola, Wiklef, Huß, Petrus Waldus, Arnold von Brescia u. a. Rechts in dem Seitenſchiffe gewahrt man Dürer auf dem Gerüſte, an einem Wandgemälde arbeitend, mehr vortretend Peter Viſcher, Gutenberg u. a. In der Kapelle links entwirft Kopernicus an der Wand ſein Weltſyſtem, Galilei, Kepler und Newton leiſten ihm Geſellſchaft. Der Mittelgrund zeigt uns Luther und ſeine Mitarbeiter am Werke der Reformation, die ſie durch das Wort oder das Schwert verbreitet haben. Dieſer Mittelgrund, der zur Aufnahme der genannten Perſönlichkeiten beſtimmt iſt, erſcheint gegen den Vordergrund um mehrere Stufen erhöht. Hier ſteht Luther, im kräftigſten Mannesalter aufgefaßt, in der Mitte, die offene Bibel emporhaltend; zu beiden Seiten des Reformators reichen Zwingli und Melanchthon den Abendmahlkelch knienden deutſchen Fürſten dar, die ſich zu Luther hielten. Links nähert ſich die engliſche Königin Eliſabeth mit engliſchen und niederländiſchen Proteſtanten dem Reformator, während rechts vor dem Pfeiler König Guſtav Adolf mit gezogenem Schwerte, auch ein Pfeiler des Proteſtantismus, ſeinen Ehrenplatz erhielt.

Die lebendigſte und ungezwungenſte Gruppirung weiſt der Vordergrund nach. Links ſteht Columbus, die Rechte an den Globus ſtützend, den Martin Behaim, der berühmte Seefahrer aus Nürnberg, verfertigt hat und der hier zur Rechten des Columbus ſteht. Sebaſtian Frank, der Geſchichtſchreiber, der Arzt Paracelſus, der Kosmograph Münſter und Baco von Verulam hören aufmerkſam den Erklärungen des Columbus zu. Die gelungenſte Gruppe iſt aber rechts. Hier ſtehen in der Mitte Reuchlin und Erasmus von Rotterdam docirend; vor ihnen ſitzen Shakeſpeare, Cervantes, Thomas Morus, Hutten u. a., die aufmerkſam die Erörterungen der großen Gelehrten aufzunehmen ſcheinen; rechts zieht Petrarca aus einem antiken Sarkophag ein Manuſcript des Homer ans Tageslicht. Um beide Gruppen des Vordergrundes unbekümmert, ſitzt Hans Sachs, der nürnberger Schuſter und Volksdichter, in der ungezwungenſten Weiſe auf dem Erdboden und ſchreibt Verſe in ein Buch ein, die er bedächtig mit der linken Hand ſcandirt. Das wäre der Inhalt der figurenreichen Compoſition. Wie wir rühmend den Aufbau der Gruppen hervorgehoben haben, ſo ſei noch hinzugefügt, daß ſich der Meiſter angelegen ſein ließ, auch die Porträtähnlichkeit der Dargeſtellten zu wahren, wenn er auch dieſelbe zu idealiſiren beſtrebt war. Eine Ausnahme macht Columbus, der als eine Idealfigur aufgefaßt iſt. Es mag ihm ein echtes Porträt des Amerika-Entdeckers nicht vorgelegen haben.

Keins der ſechs Bilder hat ſo zahlreiche Vorwürfe und ſo ſtrenge Kritik gefunden wie gerade dieſes. Wenn man alle Perſonen des Gemäldes einzeln, jede für ſich betrachtet, ſo muß man jeder unbedingtes Lob ſpenden. Die herbe Kritik bezieht ſich auch nicht auf die Einzelperſon, ſondern auf die Compoſition des Ganzen, und hierin iſt der Künſtler leider nicht immer im Recht.

Die Compoſition führt den Titel: Zeitalter der Reformation; es kann mit demſelben Rechte Zeitalter der Renaiſſance genannt werden, da die vordern Gruppen — und auch die in den Niſchen — Repräſentanten der geiſtigen Gärung vorführen, wie ſie vor und während des Eintritts der Reformation in die Geſchichte die Geiſter aller Länder aufregten. Will man dieſe vordern Gruppen als das Fundament nehmen, auf dem ſich die Reformation aufbaute, dann iſt die Hauptſache, dieſe letztere nämlich, zu weit in den Hintergrund zurückgedrängt. Die Hauptperſon der Compoſition erſcheint durch ihren Standpunkt im Grunde nicht als ſolche und wenn man die beiden Gruppen vorn genauer anſieht, ſo ſtehen ſie in keiner Beziehung zum Reformator und bilden abgeſchloſſene Kreiſe für ſich, die alles das, was ſich hinten vollzieht, nicht im geringſten angeht und berührt. Um dieſer Gleichgültigkeit willen, die der Vordergrund zur Schau trägt, erſcheint die Handlung Luther's, der ihnen die Bibel zeigt, unmotivirt und der Witz hat eine gewiſſe Berechtigung, der in dem Reformator einen Auctionator erblickte, der irgendeine koſtbare Incunabel der Bibel ausruft. Faſſen wir das Bild ſchließlich als einen integrirenden Theil der Malereien des Treppenhauſes auf, die den Zweck hatten, in hiſtoriſchen Gemälden die Entwickelung der Cultur zum künſtleriſchen Ausdruck zu bringen, ſo müſſen wir einräumen, daß dieſes ſechste Bild, weil keine hiſtoriſche Compoſition, in dieſen Rahmen nicht paßt. Man kann freilich, wenn man den Geſammtinhalt der Compoſition in ſich aufgenommen hat, durch Reflexion ſich die hiſtoriſche Entwickelung der Reformation klarlegen, aber dazu genügt die Lektüre eines Geſchichtswerkes, für welches das Bild eine treffliche Illuſtration abgäbe.

Mit dieſen ſechs Bildern war Kaulbach's Thätigkeit im Treppenhauſe nicht erledigt. Zwiſchen den Bildern ſind breite, pilaſterartige Flächen, in deren oberer Hälfte die allegoriſchen Figuren Aegypten, Griechenland, Italien und Deutſchland enthalten ſind; darunter ſind vier Geſetzgeber, Moſes, Solon, Karl der Große und Friedrich der Große, angebracht. Daß ſich dieſe hiſtoriſchen Ge-

Digitized by Google

ſtalten mit den allegoriſchen über ihnen nicht durchweg decken, wird man leicht einſehen. Ueber den Bildern läuft als Abſchluß gegen die Wandflächen ein langer Fries mit Kindergeſtalten, welche die Weltgeſchichte im Spiegel der Parodie zur Darſtellung bringen. Hier hat Kaulbach eine Fülle geiſtreicher und launiger Einfälle verwerthet. Noch blieben vier Wandflächen über den Thüren und ebenſo viele an den Fenſterwänden zur Aufnahme bildneriſchen Schmuckes offen. Auf den erſtern brachte der Künſtler die allegoriſchen Figuren der Sage, der Geſchichte, der Dichtkunſt und der Wiſſenſchaft an. Die erſte Figur, die Sage, iſt vortrefflich concipirt und gehört zu dem Beſten, was Kaulbach erdacht hat. An den Fenſterwänden ſieht man ſchließlich die koloſſalen ſchwebenden Geſtalten (in pompejaniſcher Auffaſſung) der Baukunſt, Bildnerei, Malerei und Kupferſtecherkunſt. Kaulbach wählte dieſe Figuren ohne Zweifel, um denn doch auf irgendeine Art der Forderung des Muſeums und ſeines Inhaltes gerecht zu werden.

Von allen Bildern des Treppenhauſes exiſtiren treffliche Stiche in Linienmanier ſowie zahlreiche Photographien, denen wieder meiſtentheils die Stiche zu Grunde liegen.

Bei einem ſo großartigen Werke, wie die Gemälde des Treppenhauſes im berliner Muſeum, ſollte man glauben, daß des Künſtler's Arbeitskraft lahm gelegt wurde. Menſchlich betrachtet wäre es ganz natürlich. Aber ſchon während der Arbeiten für das berliner Muſeum nahm der Meiſter einen ungeſchwächten Anlauf zu neuen großartigen Schöpfungen. König Max II. ließ für das von ihm erbaute Maximilianeum Gemälde ausführen, die hervorragende Momente der Weltgeſchichte zum Gegenſtand haben ſollten. Auch Kaulbach's Kunſt wurde in Thätigkeit geſetzt, die Schlacht von Salamis ihm als Vorwurf gegeben. Dieſes entſprach vollkommen dem Kunſtcharakter des Meiſters. Freilich erzählt er uns nicht einfach den hiſtoriſchen Vorgang, ſondern webt Sage und Mythologie mit der Geſchichte zuſammen, um letztere auf dieſe Art zu erklären. Gleichſam als angeſchloſſene Moral erſcheint Poſeidon und hält höhnend dem fliehenden Perſerkönige die Kette entgegen, mit welcher dieſer im Uebermuthe die Meereswellen, das Reich Poſeidon's, züchtigen wollte.

Im Laufe der vierziger Jahre entſtand noch eine andere monumentale Arbeit in München. Kaulbach erhielt vom Könige den Auftrag, die Außenwände der neuen Pinakothek mit Bildern zu verzieren, welche die Entwickelung der modernen Kunſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts darſtellen ſollten. Insbeſondere ſollte die Thätigkeit der münchener Kunſtſchule während der Regierung des Königs ihren beredten Ausdruck finden. Kaulbach, der ja ſelbſt perſönlich ſich im Kreiſe der darzuſtellenden Zeit bewegte, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeinen Witz, ſeinen ätzenden Sarkasmus über Lebende und Todte ſtrömen zu laſſen, was ihm natürlich großes Misfallen und Feindſeligkeit von allen Seiten zuzog, um ſo mehr, als ſelbſt Cornelius nicht verſchont wurde. Das Wandgemälden im Freien ungünſtige Klima des Nordens zieht aber unbarmherzig (oder vielmehr barmherzig) den Schleier der Verblaſſung über das Object hartnäckigen Kampfes.

Neben dieſen umfangreichen Arbeiten entſtanden in der ganzen Zeit noch viele kleinere, manche, deren Kenntniß ſich ganz dem großen Publikum entzog, wie Bildniſſe, die er in Oel oder in Kreide ausführte. Außerdem ſchüttete er nur ſo aus dem unerſchöpflichen Füllhorn ſeiner Kunſt eine Fülle von Zeichnungen und Illuſtrationen, wie für die Werke Shakeſpeare's, welche geſtochen und für jene Goethe's und Schiller's, welche photographirt wurden und in zahlloſen Exemplaren den Kunſtmarkt bereicherten. In letzter Zeit ſeines Lebens (1866) wandte ſich ſein Zeichenſtift auch den Opern Wagner's zu, aus denen er mehrere Motive componirte. Die Illuſtrationen zu Shakeſpeare ſind nicht als durchweg gelungen zu nehmen; es iſt Kaulbach, der ſich hier vordrängt und den britiſchen Dichter zu ſich zieht, ſtatt daß der Illuſtrator ſich pietätvoll an den Dichter angelehnt hätte.

Aus Goethe's Werken wählte er die Frauengeſtalten zur Darſtellung, unter welchem Titel die Sammlung publicirt wurde. Jedenfalls ſind die Frauen auf dem Blatte: Goethe auf dem Eiſe, nur nebenſächliche Staffage. Dagegen iſt „Lotte“ vortrefflich aufgefaßt, auch längſt jedermanns Liebling geworden. Schiller's Muſe ſcheint dem Künſtler verwandter zu ſein, da ſich beide, der Dichter wie der Zeichner, zum Schwunghaften oder Pathetiſchen hinneigen. Deshalb gelingt ihm Tell in der bekannten Scene, da dieſer den Kahn durch die ſturmbewegte See führen will und in welcher Kaulbach für die menſchliche Leidenſchaft in dem tobenden Element eine treffliche Folie gewinnt. Nicht minder iſt Don Carlos und Maria Stuart gelungen. Wenn die Illuſtration der deutſchen Dichter mehr Anklang fand als die des Shakeſpeare, ſo mag dazu das hier gewählte Reproductionsmittel weſentlich beigetragen haben, da die Photographie naturgetreuer Kaulbach's Kohlenzeichnung wiedergab als der ängſtlich ausgeführte Stich der Shakeſpeare-Galerie, der ſich hart und kalt anſieht. Man ſollte es auch nicht unternehmen, eine breite, kühne Kohlenzeichnung durch enge und dünne Strichlagen wiedergeben zu wollen.

Wir müſſen noch eines größeren Gemäldes Erwähnung thun, das der Künſtler 1859 für die Kunſthalle in Nürnberg ausführte. „Kaiſer Otto III. beſucht die Leiche Karl's des Großen in der Gruft zu Aachen“, iſt der Gegenſtand deſſelben. Kaulbach hat das große Wandgemälde mit ſtaunenswerther Virtuoſität ausgeführt; es wirkt um ſo ruhiger und tiefer, als ſich der Meiſter hier ſtreng an das Hiſtoriſche hielt und der Allegorie keine Zugeſtändniſſe machte.

Man kann nicht gleiches Lob einer andern Compoſition ſpenden, wenngleich auch hier ein transſcendentaler Apparat vermieden wurde. Es iſt der 1869 componirte Ketzerrichter Don Pedro d'Arbues. Es iſt bekannt, daß der Künſtler, ſo ſcheu er ſich vor ſeinen Collegen zurückzog, doch an den politiſchen und religiöſen Kämpfen der Zeit den lebendigſten Antheil nahm. Als Arbues heilig geſprochen wurde (1868), da wurde bei dieſer Nachricht das Innere des Künſtlers gewaltig ergriffen, ſo gewaltig, daß ſelbſt ſein Witz verſtummte und nur der Groll, der

Digitized by Google

Zorn ſich ſeiner bemächtigte. In dieſer Gemüthsaufregung ergriff er die Kohle und warf auf die Wand ſeines Ateliers das erſchreckliche Bildniß des Ketzerrichters hin, wie ſich ſeine im Zorn erhitzte Phantaſie eben ein menſchliches Scheuſal dachte. Später entſtand die volle Compoſition, indem er dem Arbues noch zwei Gehülfen in Dominikanertracht zugeſellte und ſie das blutige Gericht über die unglücklichen Opfer der Inquiſition halten ließ. Den Helden der Compoſition ſelbſt hat er mit einer ſolchen diaboliſchen Häßlichkeit ausgeſtattet, daß man ſich mit Abſcheu wegwendet, um ſo mehr, als in der Compoſition kein mildernder Ruhepunkt zu entdecken, kein verſöhnender Accord angeſchlagen wird. Das iſt Tendenzkunſt der ſchlimmſten Sorte; eine ſolche Predigt belehrt und verſöhnt nicht. Wenn fliegende Blätter der Reformationszeit, wo die Geiſter aneinander platzten, ſolche Fratzen aufweiſen, die man ſich von beiden Lagern zuwarf, ſo liegt dies im Zeitgeiſte, von dem doch der unſerer Tage gottlob weit entfernt iſt. Als Caricatur in einem Witzblatte hätte die Compoſition ihre Berechtigung, ſo aber entweihte ſie die heilige Kunſt.

Ein Jahr früher hatte er die „Charitas" gemalt. Es iſt ein junges üppiges Weib, das einem halberwachſenen Jungen die Bruſt reicht. Von Liebe durchglüht iſt die ganze Erſcheinnng, Liebe fordert ihr ſinnlich-frivoler Blick, aber es iſt nicht die „Charitas" die himmliſche reine Liebe, wie ſie Rafael an der Predella zur Grablegung Chriſti ſo ideal aufgefaßt hat. Wie viel mag der Urbinate für dieſes Inwel der Kunſt erhalten haben?

Kaulbach erhielt für ſeine „irdiſche Liebe" zwanzigtauſend Gulden. Das Bild ging nach Boſton. Ueberhaupt ſcheint der Meiſter der Darſtellung der „irdiſchen Liebe" gern nahe getreten zu ſein; wie er auf ſeinem Gemälde der Schlacht von Salamis mit ſcheinbarer Vorliebe der Gruppe des im Meere verſinkenden Harems des Königs Xerxes eine beſondere Sorgfalt zuwendet, ſo hat er auch einige Compoſitionen hinterlaſſen, die freilich nicht für das große Publikum beſtimmt waren, aber dennoch, vielleicht eben deshalb, weite Verbreitung fanden. „Wer kauft Liebesgötter?" heißt eine derſelben, und wer ſie kennt, wird bei aller Genialität, mit der ſie gezeichnet iſt, gewiß bedauern, daß das reizende, naive, anmuthige Bild, das man in Pompeji fand und das denſelben Namen hat, durch dieſes Monument der Libertinage ſo arg beleidigt werde. Die Zeichnung trieb ſich lange in Wien und Berlin herum, ohne einen Käufer zu finden. Der Preis und auch die Größe derſelben mag den Ankauf erſchwert haben.

An dieſe Arbeiten reihen wir gleich einige Zeichnungen an, die durch die Photographie vervielfältigt wurden und in das Kapitel der Todtentänze gehören. Es war vorauszuſehen, daß Kaulbach bei ſeinem Charakter ſich weder an die Idee noch an die Form der alten Todtentänze, wie ſie durch Holbein, Manuel Deutſch u. a. in die Kunſt eingeführt wurden, anſchließen werde. Es ſind vier Blätter erſchienen. Auf einem erſcheinen die Fürſten, um dem Sohne Napoleon's I. die Krone von Italien anzutragen und ihm zu huldigen. Der Tod, im Gewande des Nuntius, führt das Wort und ſetzt dem danach verlangenden Kinde die Krone, die aus Menſchenknochen gebunden iſt, auf. Auf dem zweiten packt der beflügelte Tod die Köpfe eines Dominikaners und eines proteſtantiſchen Geiſtlichen und ſtößt ſie aneinander; auf dem dritten zeigt Papſt Pius IX. die Himmelſchlüſſel, während der Tod mit der Senſe, mit der Freiheitsmütze und dem Roſenkranze (!) ihm das Stundenglas weiſt und ein zweiter Tod im Gewande eines Paſtors an das Thor pocht. Renan's Leben Jeſu und Kant's Kritik liegen zu ſeinen Füßen auf der Erde. Das vierte endlich zeigt uns Humboldt, dem der Tod, als Indianer coſtumirt, artig den Kosmos von der Schulter abnimmt und ihm das offene Grab zeigt. Vielleicht wird die Nachwelt viele geiſtreiche Erklärungen auf dieſe enigmatiſchen Darſtellungen verſchwenden; hier iſt nicht der Ort, den Witz zu zergliedern, nur ſei bemerkt, daß in den drei erſtgenannten ſich die Caricatur ſehr breit macht und kein äſthetiſches Behagen aufkommen läßt. Es iſt immerhin traurig, wenn man die Gegenwart eilig in die hohe Kunſt übertragen will, die man denn doch der Nachwelt und ihrem Urtheile überlaſſen ſollte. Die Zeichnungen ſind 1868 entſtanden.

Dieſe kleineren Arbeiten fallen in die letzte Lebensperiode des Künſtlers. Vor denſelben aber hatte er noch ein Kunſtwerk geſchaffen, das zu ſeinen beſten zu rechnen iſt. Es iſt ſein „Nero", vollendet 1866, nachdem bereits zehn Jahre früher ihn der Gedanke anfing zu beſchäftigen. Aus dem Kaiſerpalaſte iſt der Imperator auf die Terraſſe herausgetreten, von der eine Treppe herabführt; er erſcheint als Apollo, um ſich als improviſirender Dichter zu zeigen. Der zahlreiche Hofſtaat bildet deſſen Gefolge, halbnackte Römerinnen drängen ſich durch die Palaſtgarde, um dem Kaiſer, der ſich zum Gott erhoben hat, Blumen zu ſtreuen; Tigellinus, der Hofſchmeichler Nero's, klatſcht ihm Beifall zu. Den Hochmuth und die Schlemmerei des römiſchen Despoten hat der Künſtler meiſterhaft ausgedrückt; von üppigen Weibern umgeben hebt er den Weinpokal mit einer Hand empor, während die andere in die Saiten der Lyra greift, die ihm ein nackter Knabe vorhält. Sicher wollte der Künſtler auf dieſe Weiſe die bekannte Trias Wein, Weib und Geſang betonen. In den ſchönen Knaben, die die Rolle von Mundſchenken üben, iſt leiſe eine andere Schattenſeite des aus Griechenland ererbten römiſchen Sybaritismus angedeutet. Während uns die auf der Terraſſe oben verſammelte vornehme Geſellſchaft die verrottete Wirthſchaft der Neroniſchen Regierung zeigt, ſpielt ſich auf der Ebene unten eine ganz andere Geſchichte ab. Hier wird das Martyrium der beiden Weltapoſtel Petrus und Paulus dargeſtellt; links ſieht man die Kreuzigung mehrerer Chriſten, denen in der Mitte auch Petrus zugeſellt wird, rechts wird Paulus, der ſich mit Abſcheu von der ſodomitiſchen Geſellſchaft auf der Terraſſe abgewendet hatte, gefangen weggeführt. Zu beiden Apoſteln drängen ſich Gläubige muthig hinzu, um Abſchied zu nehmen oder ſich offen als Chriſten zu bekennen, um mit den Märtyrern deſſelben Heldentodes zu ſterben. Gerade die Schilderung dieſer Scenen iſt dem Meiſter in hohem Grade gelungen;

Digitized by Google

der Vordergrund böte ein ergreifendes Gemälde für ſich, auch wenn deſſen tiefe Bedeutung durch den Gegenſatz, den der trunkene Cäſar mit ſeiner bacchantiſchen Umgebung hervorruft, nicht noch greller beleuchtet wäre. Wie hängen nun beide Gruppen, die im Uebermuth jauchzende auf der Terraſſe und die der Leidenden und Sterbenden unten, zuſammen? Die rauchenden Lehmhütten Roms im Hintergrunde geben die Antwort. Nero will Paläſte um ſich haben, er ſelbſt läßt das Feuer anlegen, die Schuld aber auf die Chriſten wälzen. So erreicht er zwei Zwecke zugleich. Der nie zu verſöhnende Gegenſatz von Heidenthum und Chriſtenthum mußte die grauſame Verfolgung des letzteren im Gefolge haben, denn erſteres war im Beſitz der Macht. Dieſer Gegenſatz prägt ſich im Bilde deutlich aus; der Machtbeſitzer oben auf der Terraſſe im Vollgenuſſe ſeiner Herrlichkeit, das Chriſtenthum in ſeinen Hauptſtützen erniedrigt, gefeſſelt, gemordet. Und doch iſt die ganze Compoſition ſo durchſichtig, daß man in der Erſcheinung des Paulus das bald ſiegreiche Princip erkennen kann, vor dem die Heidenwirthſchaft oben in den Abgrund herabſtürzen muß. So hat dieſe letzte größere Compoſition des Künſtlers einen durch und durch hiſtoriſchen Charakter. Kaulbach hatte auch einzelne Epiſoden in das große Ganze einzuflechten verſtanden, die ergreifend ſind; ſo wenn die Gattin ſich dem links am Feigenbaume gekreuzigten Gatten nähert und dem Sterbenden das Kind zum Abſchiedskuſſe darhält, oder das an der Treppe des Palaſtes mit ihren zwei Kindern getödtete Chriſtenweib, das feſt noch das Kreuz an ihre Bruſt drückt.

Wenn wir die lange Reihe Arbeiten überblicken, die Kaulbach in ſeinem Leben vollendet hatte und dabei auf die vielen koloſſalen Compoſitionen Rückſicht nehmen, die ſich darunter finden, ſo müſſen wir ſtaunen über den Fleiß, die Arbeitsſeligkeit und ungeſchwächte Productivität ſeiner Phantaſie. Darunter ſind viele Werke, die unſterblich bleiben und auch ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichern. Daß ſich einem ſo reichen Lebenswerke auch Menſchliches mit ſeinen Schwächen und Irrungen beimiſcht, wird uns nicht hindern, dem anerkannt Vollkommenen Anerkennung und Würdigung zu zollen. Seine Mitwelt hat ihm dieſe in reichem Maße entgegengebracht. Der König hatte ihm das Groß-Komthurkreuz des heil. Michael verliehen und ihn in den Adelſtand erhoben, in Paris erhielt er die goldene Ehrenmedaille und das Offizierskreuz der Ehrenlegion, von Oeſterreich das Commandeurkreuz des Franz-Joſeph-Ordens. Seit 1837 war er bairiſcher Hofmaler, Mitglied aller hervorragenden Kunſtanſtalten und ſeit 1849 Director der münchener Akademie, als welcher er am 7. April 1874 an der Cholera ſtarb.

(*J. E. Wessely.*)

KAULBARSCH iſt der verbreitetſte Name einer Fiſchart aus der Familie der Barſche (Percoidei), welche in Deutſchland noch die localen Namen Schroll, Pfaffenlaus, Rotzwolf, Rotzkahr, Autz (Baſel), Kugelbarſch und Goldfiſch (Schleſien) trägt. In Schweden heißt er Gors, in Frankreich perche goujonnière oder Gremille, in England ruffe oder pope. Der Fiſch gehört zur Gattung Acerina (*Cuvier*), welche von dem Flußbarſch (Perca) und Sander (Lucioperca), ihren Familiengenoſſen, durch den Mangel von Zähnen an Gaumenbeinen und Zunge, durch den bedornten Vordeckel, vom Sander noch durch die Vereinigung der bei dieſem vorhandenen zwei getrennten Rückenfloſſen zu einer nur eingekerbten abweicht und beſonders noch durch die Einſenkung der ſogenannten Schleimkanäle am Kopfe in tiefe Gruben ausgezeichnet iſt. Die mit dem Namen Kaulbarſch bezeichnete Art, A. cernua, weicht von der größeren, auf das Donaugebiet beſchränkten Art, dem Schrätzer, durch die breite, rundliche, abgeſtumpfte Schnauze und überhaupt gedrungenere Geſtalt und durch die geringere Zahl der Stachelſtrahlen in der Rückenfloſſe (12—14, gegen 18—19 beim Schrätzer ab. Ihre Farbe iſt am Rücken und an den Seiten olivengrün (nach unten heller), mit unregelmäßig zerſtreuten dunkeln Punkten und Flecken, Rücken- und Schwanzfloſſe mit ſchwärzlichen Punkten. Sie iſt durch ganz Mitteleuropa, England, Skandinavien, Rußland bis Sibirien verbreitet, iſt in Norddeutſchland häufiger als in Süddeutſchland und fehlt in den Alpengewäſſern. Ihre Größe beträgt 20—25 Centim. Sie findet ſich in ſchnell und langſam fließenden Wäſſern und nährt ſich von Fiſchbrut, Inſekten, Würmern, auch von Gras und Erde. Ihr Fleiſch wird in manchen Gegenden ſehr geſchätzt.

(*J. Victor Carus.*)

Kaulkopf, ſ. Cottus.

Kaulquappe, ſ. Batrachia.

KA-ULUNG, Stadt und Halbinſel an der Südküſte Chinas in der Provinz Kuangtung, der ſeit 1841 den Engländern gehörenden Inſel Hongkong gegenüber; die Engländer ließen ſich hier, jenſeit der Lei-i-mun-Paſſage, im J. 1861 dieſe Küſtenſtrecke von zwei deutſchen □Meilen abtreten, weil dieſelbe den Monſunen zugänglich und daher geſund iſt. Man hat deshalb in Ka-ulung Sanitarien errichtet und dient dem im Aufblühen begriffenen Orte, namentlich den Bewohnern von Victoria, der Hauptſtadt Hongkongs, als beſuchter Sommeraufenthalt.

(*Richard Oberländer.*)

KAUMUSKELN ſind ein Syſtem von Muskeln, die den Unterkiefer gegen den Oberkiefer bewegen und ſo die Zerkleinerung der Speiſen bewirken. Das Syſtem beſteht beiderſeits aus dem Musc. temporalis, masseter, pterygoideus internus und externus. Der M. temporalis, der größte von ihnen, entſpringt vom Planum temporale (Schuppe des Schläfenbeins, großer Flügel des Keilbeins und anſtoßender Theil des Stirn- und Scheitelbeins); ſeine Faſern convergiren nach dem Processus coronoideus des Unterkiefers hin, woſelbſt ſie ſich inſeriren. Der M. masseter entſpringt vom Jochbogen mit einer ſtärkeren, vordern und einer ſchwächeren hintern, tiefer gelegenen Portion. Die Faſern ziehen ſenkrecht und etwas ſchräg nach unten und inſeriren ſich an der äußern Fläche des Unterkieferaſtes. Der M. pterygoideus internus kommt aus der Fossa pterygoidea des Keilbeins, und geht nach abwärts zur innern Fläche des Unterkieferaſtes, woſelbſt ſeine Inſertionsfläche genau der der vordern Portion des Meſſeter

Digitized by Google

entſpricht. Der M. pterygoideus externus liegt in der Tiefe der Schläfengrube, entſpringt vorzugsweiſe von der äußern Fläche der Lamina ext. des Processus pteryg., zieht mit ſeinen Faſern horizontal nach hinten und inſerirt ſich an der vordern und innern Seite des Unterkieferhalſes.

Bei den Kaubewegungen concurriren die genannten Muskeln in der Weiſe, daß der Unterkiefer durch die gleichzeitige Contraction mehrerer von ihnen gehoben, vor-, rück- oder ſeitwärts bewegt wird. Das Heben des Kiefers — die eigentliche Beißbewegung — geſchieht durch Tempor., Masset. und Pteryg. int.; die Vorwärtsbewegung durch den Pteryg. ext. und die vordere Portion des Masset.; die Rückwärtsbewegung durch die hintere Portion des Masset. und die faſt horizontal verlaufenden hintern Faſern des Temporalis. Die ſeitlichen Verſchiebungen endlich kommen zu Stande durch einſeitige Wirkung des Pteryg. int. und ext.

Den genannten Muskeln reiht ſich der M. biventer mandibulae an. Er entſpringt mit ſeinem hintern Bauche von der Incisura mastoidea des Schläfenbeins; ſeine mittlere Sehne durchbohrt den M. stylohyoideus; ſein vorderer Bauch ſetzt ſich an den untern Rand des Unterkiefers an. Die Wirkung des M. biventer beſteht in dem Herabziehen des Unterkiefers.

Die Innervation der Kiefermuskeln geſchieht vom dritten Aſte des Nerv. trigeminus aus und zwar durch die Faſern der ſogenannten motoriſchen Wurzel des Trigeminus. Die Reizung dieſer Wurzel bewirkt Beißbewegungen, ihre Durchſchneidung vollſtändige Lähmung der Kiefermuskeln.

Kaumuskelkrampf iſt meiſt Theilerſcheinung eines allgemeinen Tetanus und tritt entweder als kloniſche oder als toniſche Form auf. Beim toniſchen Kaumuskelkrampf, Trismus, Kieferklemme ſind die Kiefer gegeneinandergepreßt und iſt das Oeffnen des Mundes, das Einführen von Speiſen ſowie das Kauen unmöglich; die feſt contrahirten Kaumuskeln ſpringen deutlich hervor und ſchmerzen lebhaft. Bei einſeitigem Krampfe der Pterygoidei wird der Unterkiefer nach der entgegengeſetzten Seite verſchoben. Beim kloniſchen Kaumuskelkrampf wird der Unterkiefer entweder auf- und abwärts- oder ſeitlich hin- und herbewegt; ſo entſtehen das Zähneklappern im Fieberfroſt, das Zähneknirſchen bei vielen Gehirnkrankheiten, die krampfhaften Kaubewegungen bei epileptiſchen, hyſteriſchen und andern Krampfanfällen.

Aetiologiſch bedingt iſt der Trismus am häufigſten durch Erkältungen, ſelten durch directe Reizzuſtände an den entſprechenden Nerven. Die kloniſche Form iſt meiſt centralen Urſprungs. Selbſtändige, iſolirte Formen des Kaumuskelkrampfs entſtehen meiſt reflectoriſch von verſchiedenen Nervengebieten aus, am häufigſten vom dritten Aſte des Trigeminus bei Affectionen der Zähne, des Zahnfleiſches und des Unterkiefers. — Die Prognoſe iſt günſtiger bei den rheumatiſchen und reflectoriſchen Formen, zweifelhaft bei centralem Urſprunge.

Die Behandlung des Kaukrampfs wird ſich nach der Art ſeines Urſprungs zu richten haben. Bei centralen Störungen und den allgemeinen Krampfformeu wird die Therapie ſich allgemein gegen dieſe richten. Bei den rheumatiſchen Formen empfiehlt ſich energiſche Diaphoreſe, Ableitung auf die Haut, Jodkalium; bei den reflectoriſchen Formen die entſprechende Cauſalbehandlung. Die directe Behandlung des Kaukrampfs beſteht in der Anwendnng beider Arten des elektriſchen Stromes, der Hautreize, in der innerlichen Darreichung der Narcotica, beſonders des Opium und Morphium, der Cannabis indica, des Atropin; in hartnäckigen Fällen werden Arſen, Jodkalium, Zincum valerian. empfohlen.

Kaumuskellähmung kommt ſelten vor und zwar bei Erkrankungen der Schädelbaſis, welche die motoriſche Portion des Trigeminus mitbetreffen oder bei Affectionen des Pons oder der Medulla oblongata. Der Unterkiefer hängt bei Kaumuskellähmung ſchlaff herab und die Muskeln können atrophiren oder durch ſecundäre Contractur den Unterkiefer heben. Nicht ſelten beſtehen gleichzeitig Lähmungen benachbarter Gehirnnerven, z. B. der Augenmuskelnerven, des Facialis; häufiger iſt gleichzeitige Anäſtheſie im Gebiete des Trigeminus, zuweilen nur auf den dritten Aſt beſchränkt. Gegen Kaumuskellähmung empfiehlt ſich außer der cauſalen die örtliche elektriſche Behandlung. (*Gustav Schütz.*)

KAUNITZ (Wenzel Anton, Fürst von), Graf von Rittberg, öſterreichiſcher Staatsmann. Kaunitz, einer der jüngeren Söhne des Grafen Max Ulbrich Kaunitz und der Gräfin Rittberg, Enkel des einflußreichen Staatsmanns Dominik Andreas Kaunitz, ward am 2. Febr. 1711 zu Wien geboren. Zunächſt für den geiſtlichen Stand beſtimmt, dann nach dem Tode der älteren Brüder für den Staatsdienſt, ſtudirte er auf den Univerſitäten zu Wien, Leipzig und Leyden, machte dann vielfache Reiſen durch England, Frankreich und Italien, vermählte ſich 1736 mit der Gräfin Marie von Starhemberg (geſtorben 1749), trat 1737 als Mitglied in den Reichshofrath, fungirte als Commiſſar am Reichstage zu Regensburg und von 1740 in diplomatiſchen Miſſionen zu Florenz, Rom, Turin, bis er 1744—1746 als Beirath an der Seite des Statthalters der Niederlande ſeinen Platz fand, in welcher Thätigkeit er jedoch wiederholt um ſeine Entlaſſung bat, bis er im December 1747 den Botſchafterpoſten in London erhielt, den er im Februar 1748 verließ, um an den Verhandlungen des Aachener Congreſſes Antheil zu nehmen. Maria Thereſia hatte längſt ihr Augenmerk auf den jungen, geſchickten Diplomaten gerichtet und berief ihn als ihren Berather nach Wien, wo er als geringſtes Conferenzmitglied in den Kreis ihrer Räthe eintrat. Neid und Eiferſucht ließen ihn jedoch noch nicht in die Stelle einrücken, welche Maria Thereſia ihm zugedacht hatte, und er ging 1751 nach Verſailles, wo er als Geſandter eine vollſtändige Umwälzung in der traditionellen franzöſiſchen Politik bewerkſtelligte. Am 13. Mai 1753 wurde Uhlefeld zum Oberſthofmeiſter der Kaiſerin ernannt und Kaunitz rückte in ſeine Stelle als Hof- und Staatskanzler. Er organiſirte die neue Staatskanzlei in der Weiſe, daß er von allen übrigen Miniſtern unabhängig war, und wählte Friedrich Freiherrn von Bin-

Digitized by Google

der (geboren 1708 zu Wetzlar) zu ſeinem Hülfsarbeiter und Vertrauten. Nach langen Verhandlungen mit Frankreich, welche er jedoch ſo führte, daß er ſich auch nach England hin die Hände frei behielt, wurde im Mai 1756 der öſterreichiſch-franzöſiſche Allianzvertrag abgeſchloſſen. Gleichzeitig wurde Rußland in das öſterreichiſche Intereſſe gezogen und das deutſche Reich gegen Friedrich von Preußen aufgeboten, der gegen die große Coalition nun ſeinen ſiebenjährigen Kampf zu beſtehen hatte. Wenn in dem Siebenjährigen Kriege die ruſſiſchen Armeen ihre Schuldigkeit gethan hätten und Frankreich nicht im tiefſten Verfalle geweſen und die deutſche Reichsarmee nicht, wie man in Berlin mit Recht ſie nannte, eine Reißausarmee geweſen wäre, unzweifelhaft wäre Friedrich, bei all ſeinem Heroismus, erlegen und die engliſche Hülfe, die ihm durch Pitt zutheil wurde, hätte gegenüber den Mitteln des vereinigten Europas wenig genutzt. Nachdem die Franzoſen bei Roßbach ſchmählich erlegen waren, und die Zarin Eliſabeth erkrankt war, hatte der franzöſiſche Miniſter Bernis nicht übel Luſt, Oeſterreich im Stiche zu laſſen und Frieden zu ſchließen, aber die Energie und Gewandtheit des Kanzlers Kaunitz hielt die gelockerte Allianz gegen Preußen feſt, durch Choiſeuil wurden neue Vereinbarungen getroffen und ſo der Krieg gegen Preußen fortgeſetzt. Ebenſo gelang es der diplomatiſchen Meiſterſchaft des Kaunitz gegenüber den Ryswiker Declarationen vom J. 1759, eine Contredeclaration Oeſterreichs, Rußlands und Frankreichs durchzuſetzen und in der Frage des Friedenscongreſſes Frankreich an der Seite Oeſterreichs zu erhalten. Choiſeuil's Abſchluß des Bourboniſchen Familienpactes mit Spanien hatte den Rücktritt des franzöſiſchen Miniſters, aber auch den Sturz des großen ſtaatsmänniſchen Gegners von Kaunitz, nämlich des älteren Pitt in England, zur Folge. Friedrich ,von Preußen war jetzt ohne jegliche Hülfe, total erſchöpft, als ihm plötzlich Hülfe ward durch den Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland (1762). Dieſer Umſtand brachte eine völlige Veränderung der Lage hervor. Der Thronfolger Peter III., der Verehrer des preußiſchen Königs, war dem Frieden geneigt, ſogar einem Bunde mit Preußen, und bald wurde ein ruſſiſcher Waffenſtillſtand mit Preußen geſchloſſen. Die Ruſſen ſchwenkten ſogar auf die Seite der Preußen hinüber und ſtanden gegen Oeſterreich, als Peter III. das Opfer einer Verſchwörung wurde und Katharina II. den Thron der Zaren beſtieg. Im J. 1762 wurden die Verhandlungeu zwiſchen Frankreich und England eröffnet und ſo ſah ſich denn Kaunitz, um der Gefahr der Iſolirung zu entgehen und ebenſo einer läſtigen Vermittelung Katharina's auszuweichen, zu Friedensverhandlungen mit Preußen genöthigt, als deren Frucht der Hubertsburger Friede erſcheint, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigt mit der Beſtätigung des Statusquo, in ſeinen beiden geheimen Artikeln aber Preußen verpflichtet, ſeine Kurſtimme dem Erzherzoge Joſeph zuzuwenden und die Anerkennung der Succeſſion eines öſterreichiſchen Erzherzogs in Modena zu fördern.

Unbeſtritten war das Anſehen Kaunitz' in Europa, den man ſprichwörtlich den „Kutſcher von Europa" nannte. Oeſterreich wurde durch ſeine Staatskunſt der Mittelpunkt der Allianzen. Nach außen hin war Kaunitz beſtrebt, eine Politik des Friedens zu erhalten und dem aufſtrebenden Machteinfluſſe Preußens Schach zu bieten. In der innern Staatsverwaltung iſt er der Träger der centraliſtiſchen, germaniſirendeu Politik, der eigentliche Repräſentant des Syſtems vom aufgeklärten Abſolutismus. Er ſuchte dem Staate einheitliche Inſtitutionen zu geben, die verſchiedenen Königreiche und Länder zu einem Staate zu vereinigen, die Macht der Kirche zu begrenzen, die landesfürſtliche Autorität gegenüber der ſtändiſchen zu ſtärken — und in allen dieſen Beſtrebungen ſah er ſich von Maria Thereſia wohl verſtanden und unterſtützt. Ihre Achtung vor ſeiner Weisheit, ſeinem Talent war unbegrenzt, wie ihre Anhänglichkeit an ihn und ihre Ueberzeugung von deſſen Unentbehrlichkeit. Dieſe Meinung und die Empfindung der Kaiſerin ſprechen ſich in den Beſcheiden auf die wiederholten Entlaſſungsgeſuche des Staatskanzlers aus. Durch den Staatsrath ſicherte ſich Kaunitz ſeinen Einfluß auf die Entſcheidung in allen Angelegenheiten des Reiches. Bald nach dem Siebenjährigen Kriege beſchäftigten die polniſchen Angelegenheiten die Staatskunſt des Fürſten Kaunitz und er ſuchte eine Verſtändigung mit Preußen über die ſchwebeuden Fragen. Sie wurde angebahnt durch die erſte Begegnung Joſeph's mit Friedrich in Neiſſe am 25. Aug. 1769 und diente Kaunitz dazu, die öſterreichiſch-ungariſchen Anſprüche auf dreizehn Orte der polniſchen Zips zu erheben und dieſem Anſpruche militäriſchen Nachdruck zu geben. Eine zweite Begegnung Friedrich's und Joſeph's im Lager von Neuſtadt in Mähren (3.—7. Sept. 1770) führte Kaunitz mit Friedrich perſönlich zuſammen. Es wurde ihm nicht ſchwer, dem Könige don Preußen begreiflich zu machen, daß Rußland die polniſche Beute für ſich allein behalten wolle und daß Oeſterreich die Erfolge Rußlands im Türkenkriege mit Recht beunruhigen. Für Oeſterreich drohte nun ein Krieg mit Rußland und Kaunitz wollte ſich in demſelben vor allem der preußiſchen Neutralität verſichern. Aus der Denkſchrift Kaunitz' vom 25. Sept. 1771 ſieht man, wie Oeſterreich durch die Haltung Friedrich's immer mehr vorwärts geſchoben wurde, und aus einer andern Denkſchrift Kaunitz' vom 20. Jan. 1772 erſieht man, wie der auskunftsreiche Kaunitz die Vergrößerung Preußens und Rußlands in Polen gern zugeben wollte, wenn Oeſterreich Bosnien und Serbien mit Belgrad und vor allem Theile von Schleſien wieder erhielt. Es folgt nun die Occupation Polens, die Tripleconvention vom Auguſt 1772, die Declaration vom 18. Sept. und Oeſterreich gewinnt durch die Theilung Polens die polniſche Zips, Rothrußland, die Hälfte des krakauer Palatinats, die Herzogthümer Zator und Auſchwitz, Stücke von Podolien, Sandomir, Belz und Pokutien, ein Gebiet von 1300 □Meilen.

Bald darauf beſchäftigte Kaunitz die Frage der Succeſſion nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der bairiſchen Wittelsbacher. Er glaubte dieſe Frage um ſo günſtiger löſen zu können, als durch die Vermählung der Maria Antonia mit dem Dauphin von Frankreich Louis

Digitized by Google

(ſpäter XVI) ihm Frankreich gewonnen war. Ganz Europa intereſſirte ſich diplomatiſch für den kurbairiſchen Erbſtreit. Lange währten die Unterhandlungen, bis endlich der ehrgeizige Joſeph an der Spitze dreier kaiſerlicher Corps den Bairiſchen Erbfolgekrieg gegen Friedrich unternahm, der ohne eine Schlacht verlief, deſto mehr aber von einem diplomatiſchen Feldzuge erſetzt werden mußte, in welchem Kaunitz ſich als Muſter erwies. Gegen Joſeph's Willen verhandelte die Kaiſerin Maria Thereſia mit Friedrich und ein Friedenscongreß zu Teſchen im J. 1779 brachte den Teſchener Frieden zu Stande, in welchem Oeſterreich auf die Erbfolge in Baiern verzichtet, hingegen das Innviertel von Baiern erhält. Eine weitere diplomatiſche Campagne führte Kaunitz in der kurkölniſchen Angelegenheit, als der Erzherzog Maximilian entgegen dem preußiſchen Einfluſſe zum Erzbiſchof von Köln und Münſter gewählt wurde. Der Theilung Polens parallel liefen die ruſſiſch-türkiſchen Kriege, die mit dem Frieden von Kutſchuk-Kainardſchi ihren Abſchluß fanden. Inmitten dieſer ruſſiſch-türkiſchen Streitfrage war Oeſterreich's Haltung für beide Theile von großer Wichtigkeit. Im Bewußtſein deſſen verlangte Kaunitz durch ſeinen tüchtigen Schüler Thugut eine Grenzabrundung und erhielt dieſelbe durch die Beſitzergreifung der Bukowina. Kaunitz hatte nun zum Stützpunkt ſeiner Politik die Freundſchaft mit Rußland und hielt in ſeinen Schachzügen die Staatskunſt Friedrich's fortwährend in Athem.

Mit dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia bricht für Kaunitz eine neue Epoche ſeiner Thätigkeit an. Er iſt jetzt mehr und mehr beſchränkt auf die Leitung der auswärtigen Politik. Er war mit Joſeph häufig nicht übereinſtimmend, doch einigten ſie ſich in den großen Fragen (1782 ſtarb Freiherr von Binder, der Vertraute des Kanzlers, 1785 ſtarb ſein Sohn als Geſandter in Spanien). Der Beſuch des Papſtes Pius VI. bei Kaunitz in Wien in des Kanzlers Villa in Mariahilf zeigt ihn uns auf der Höhe ſeiner großen diplomatiſchen Macht. Vergebens ſuchte der Papſt ihn für die Zurücknahme der Joſephiniſchen Decrete zu gewinnen. In der Streitfrage mit Holland warnte er den Kaiſer, die Sache auf die Spitze zu treiben. Als Holland die Barrièren räumte, verlangte Joſeph die Aufhebung der Scheldeſperre. Was Kaunitz beſorgte, traf ein, die kaiſerliche Brigantine wurde beſchoſſen, zu ſeinem Erſtaunen ſah Kaiſer Joſeph die Weſtmächte und Preußen auf Hollands Seite treten und nur Kaunitz' Kunſt des Temporiſirens und diplomatiſche Geſchicklichkeit verhinderten einen großen Krieg, der um ſo gefährlicher war, als der wiener Hof die Erbfolge in Baiern durch ein Tauſchproject zu gewinnen ſuchte. Kaunitz machte große Anſtrengungen, nachdem der Kurfürſt von der Pfalz dafür gewonnen war, Baiern gegen die Niederlande, die der Kurfürſt als König von Burgund erhalten ſollte, Oeſterreich zu übergeben, der preußiſchen Action entgegenzuwirken, England und Frankreich ſowie Rußland zu gewinnen; aber Friedrich II. ſtellte Oeſterreich den deutſchen Fürſtenbund vom 23. Juli 1785 entgegen, in welchem zum erſten mal Preußen an der Spitze von Deutſchland erſcheint. Dieſe letzte That Friedrich's machte den großen und geſchickten Plan Kaunitz' zu Nichte. Bald darauf befreite der Tod Kaunitz von ſeinem Gegner und Kaunitz ſetzte ſofort alles daran, den neuen König von Preußen Friedrich Wilhelm II. für Oeſterreich zu gewinnen. Enger ſchloß er ſich an Rußland an, als dieſes gegen die Türkei losbrach. Aber der preußiſche Kanzler Herzberg arbeitete Kaunitz mit großer Geſchicklichkeit entgegen, lehnte ſich an die Pforte, ſodaß der ſchwerkranke Joſeph in ſeinen Correſpondenzen mit Kaunitz das Ende der Dinge gekommen ſah. In der That fehlte es dem öſterreichiſchen Feldherrn Lacy, der alle Kräfte zerſplitterte, an jeglichem Erfolge. Als aber Laudon und der Prinz Joſias von Koburg (vereinigt mit Suwarow) den Befehl erhielten, ſchlugen ſie die Türken in mehrern Schlachten und Gefechten und Laudon gewann ſogar Belgrad wieder. Joſeph II. ſtarb in jenen Tagen und auch unter ſeinem Nachfolger Leopold II. blieb Kaunitz an der Spitze der Staatskanzlei (an ſeiner Seite Graf Philipp Cobenzl und Freiherr von Spielmann). Am 26. April 1790 reichte Kaunitz ſeine Entlaſſung ein, als Leopold einen Frieden mit Preußen und damit eine neue Politik machen wollte. Doch beſtimmte ihn der Kaiſer zum Bleiben. Der Congreß von Reichenbach bringt gute Beziehungen mit Preußen, die deutſche Kaiſerwahl Leopold's II. vollzieht ſich in Ruhe und Graf Mercy gelingt es, die aufſtändiſchen Niederlande zu beruhigen. Die Franzöſiſche Revolution, die es Oeſterreich unmöglich machte, mit Frankreich alliirt zu bleiben, ſtürzte das Kaunitz'ſche Syſtem. Die bewaffnete Coalition gegen Frankreich ſchloß ſich zuſammen, Oeſterreich wurde von ſeinem Bündniſſe mit der Zarin abgedrängt und die Pillnitzer Verhandlungen führten zu einer preußiſch-öſterreichiſchen Allianz, die Leopold II. perſönlich entwarf. Aber ſchon am 28. Febr. 1792 ſtarb Kaiſer Leopold II. und der greiſe Kaunitz überlebte auch dieſen Herrſcher und diente ſogar noch als Kanzler dem Kaiſer Franz II.

Er bat jedoch — inmitten dieſer neuen Welt ganz fremd geworden — am 2. Aug. 1792 um ſeine Entlaſſung. Doch blieb ſeine Stimme noch immer von Gewicht, nominell ſtand er an der Spitze des Staates, in Wahrheit leitete von 1793 ſein Schüler Thugut die auswärtige Politik Oeſterreichs. Der nahm die antipreußiſche Politik Kaunitz' wieder auf und ſtellte das Bündniß mit Rußland wieder her.

Am 27. Juni 1794 ſtarb Kaunitz in ſeinem Gartenhauſe zu Mariahilf in Wien; 54 J. lang hat er dem Staate gedient.

Er hinterließ als Erben ſeiner Güter den älteſten Sohn Ernſt mit dem Fürſtentitel. Sein zweiter Sohn Dominik hatte das Vermögen ſeiner Tante der Gräfin von Queſtenberg geerbt und nannte ſich ſeit 1761 Graf Kaunitz-Rittberg-Queſtenberg. Er diente im Reichshofrath, war an mehrern Höfen Geſandter und trat dann in den Hofdienſt. Ein dritter Sohn Joſeph Clemens ſtarb als Geſandter in Spanien. Der vierte Sohn Franz war General in der Armee. Nach dem frühen Tode ſeiner Frau führte ſeine Schweſter, die verwitwete Gräfin Queſtenberg, den Haushalt des Kanzlers, dann die Gräfin

Digitized by Google

Clary und zuletzt die Frau von Burghauſen. Seine Sonderbarkeiten haben einen ganzen Sagenkreis um ſeine Geſtalt gewoben; ſeine Arbeitskraft war erſtaunlich, ſeine Denkſchriften ſind Meiſterwerke des Stils. Seine Bildung war eine vielſeitige. Er ſtand ganz im Gedankenkreiſe Voltaire's und der Encyklopädiſten. Seine Beleſenheit ſetzte die Welt in Erſtaunen. Eine Zeit lang hatte er Jean Jaques Roſſeau zu ſeinem Secretär. An den Künſten hatte er lebhaftes Wohlgefallen und zeigte ſich ihnen als freigebiger Mäcen. Groß iſt die Zahl der ihm dedicirten Werke, Wieland widmete ihm ſeine Uebertragungen aus den römiſchen Claſſikern. Die Akademie der bildenden Künſte in Wien, deren Protector er war, ward durch ihn mächtig gehoben ſowol durch Berufungen als durch reiche Stiftungen und den Glanz, den ihr ſein Name verlieh. Ungeheuer war der Reichthum an Bildern und Kunſtgegenſtänden aller Art, die er hinterließ. Er war ein reicher, unabhängiger, feingebildeter Edelmann, beſaß in Mähren 6 Güter, 1 Palaſt in Wien und 2 Landhäuſer mit Gärten in den wiener Vorſtädten.

Literatur: Die ältere Literatur über deutſche Staatengeſchichte bei Weber, Literatur der deutſchen Staatsgeſchichte I; die einſchlägige allgemeine Geſchichte behandelt Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrh. (Heidelberg 1864—70); Arneth, Maria Thereſia nach dem Erbfolgekriege (Wien 1870) als Hauptquelle zu betrachten, 5. und 6. Band des ganzen Werkes; A. Schäfer, Geſchichte des Siebenjährigen Krieges (1867—1874); Friedrich des Großen Oeuvres (Histoire de la guerre de sept ans und Briefe b. 26. Bd., 1850—56); Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Thereſia's (Wien 1858) und für die ſpätere Zeit: Adam Wolf, Marie Chriſtine, Erzherzogin von Oeſterreich (Wien 1863). Für Kaunitz's Bedeutung in der innern Staatsverwaltung: Freiherr von Hock-Bidermann, Der Staatsrath (Wien 1868 u. fg.); Kaunitz, Denkſchriften im Archiv für Kunde öſterreich. Geſchichte (48. Bd.), enthaltend: Grundzüge für auswärtige Politik. In der Frage der Theilung Polens: Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II. Ihre Correſpondenz ſammt Briefen Joſeph's an ſeinen Bruder Leopold (Wien 1867); Beer, Die erſte Theilung Polens (Wien 1873); Arneth, Maria Thereſia's letzte Regierungsjahre (Wien 1877). Ueber den Bair. Erbfolgekrieg das bez. Werk von E. Reimann (Leipzig 1869); Beer, Joſeph II., Leopold II. und Kaunitz — ihr Briefwechſel (Wien 1873); Ranke, Die deutſchen Mächte I und II in der Zeit unter Joſeph; Dohm, Denkwürdigkeiten, enthält wichtige preuß. Staatsſchriften; E. Hermann, Geſchichte Rußlands. Für die letzte Zeit ſehr wichtig; Arneth, Marie Antoinette, Joſeph II. und Leopold. Ihr Briefwechſel (Wien 1866); Alfred von Virenoti, Die Politik des öſterr. Staatskanzlers Fürſten Kaunitz unter Kaiſer Leopold II. bis zur franzöſiſchen Kriegserklärung (Bd. I der Quellen zur Geſchichte der deutſchen Kaiſerpolitik, Wien 1873); Beer, Leopold II., Franz II. und Katharina. Ihr Briefwechſel (Wien 1874), E. Hermann, Diplomatiſche Correſpondenz aus der Revolutionszeit (Gotha 1867), und E. Hermann, Die öſterreichiſch-preußiſche Allianz (Gotha 1861). Die Verträge in Recueil des traités par Leop. Neumann (Leipzig 1855—59, 6 Bde.), und Vesque von Püttlingen, Regeſten zur diplomatiſchen Geſchichte Oeſterreichs (Wien 1868).

(H. M. Richter.)

Kaunos, Bruder und Geliebter der Byblis (ſ. d.).

KAUP (Johann Jakob), bedeutender Zoolog, beſonders hervorragend auf dem Gebiete der Paläontologie, war geboren zu Darmſtadt am 10. April 1803. Mit ſeinen Altersgenoſſen, dem Vater der neueren Chemie, Juſtus Liebig, und dem Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur, Gervinus, beſuchte er das damals heruntergekommene Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, jedoch mit ſo ſchlechtem Erfolge, daß er, kaum 14 Jahre alt, aus der Anſtalt genommen wurde. Kaup warf ſich nun, nachdem er mit Latein und Griechiſch nicht mehr gequält wurde, mit um ſo größerem Eifer auf das Studium der Säugethiere und Vögel. Die zur Beſtreitung ſeines Lebensunterhalts und der Koſten ſeiner Studien erforderlichen Mittel erwarb er ſich nothdürftig durch Schreibſtunden, die er gab, und durch Ausſtopfen von Thieren. Im J. 1822 bezog er die Univerſität Göttingen, damals die erſte Deutſchlands. Indeſſen weder hier noch ſpäter in Heidelberg fand er das, was er ſuchte; ſeine Lehrer vermochten nicht, ihm zu genügen. Nun entſchloß er ſich, die bedeutendſten europäiſchen Sammlungen zu durchwandern und dort durch Selbſtſtudium das zu erlangen, was er auf den Univerſitäten nicht hatte erlangen können. Zunächſt war es das leidener Muſeum, das mit ſeinen großen Schätzen der europäiſchen und indiſchen Thierwelt ihn anzog. Mühſelig, weil mit Geld gar knapp verſehen, erreichte er Holland und fand bald eine Anſtellung an den Sammlungen zu Leiden, dem damals der berühmte Temminck vorſtand. Man wies ihm die Abtheilung der Amphibien und Fiſche zu und bald leiſtete er Hervorragendes. Doch das weckte die Eiferſucht ſeiner Collegen, die ihm das Leben in Leiden und das Wirken am dortigen Muſeum dergeſtalt verleideten, daß er ſeine Stelle aufgab und mit reicher Ausbeute und der größten Erweiterung ſeiner zoologiſchen Kenntniſſe nach der Heimat zurückkehrte. Hier übertrug man ihm die Leitung des Großherzoglichen Naturaliencabinets mit dem für heutige Begriffe kärglichen Gehalte von 600 Gulden. Die ungemeine Thätigkeit des Mannes entfaltete ſich jetzt in der ſelbſtändigen, wenn auch anfangs mit den verſchiedenſten Schwierigkeiten, die er kämpfend beſeitigen mußte, verknüpften Stellung. Faſt jedes Jahr bringt ein neues Werk oder doch eine größere Abhandlung. Sein merkwürdigſtes Buch aus dieſer Periode iſt ſeine „Skizzirte Entwickelungsgeſchichte und natürliches Syſtem der europäiſchen Thierwelt" (Darmſtadt 1827), ein Werk, worin der Gedanke einer Entwickelung höherer aus niederen Thiergattungen zum erſten mal ſyſtematiſch auszuführen und an Beiſpielen zu erläutern verſucht wurde. Seltſamerweiſe fand dieſes Buch, das Kaup ſelbſt in ſpäteren Jahren als eine Jugendſünde bezeichnet, in der Gelehrtenwelt wenig Beachtung und dem Engländer Dar-

Digitized by Google

win blieb es vorbehalten, den Gedanken des deutſchen Forſchers, wenn auch in eigener Manier, zu behandeln und ihm zahlreiche Bewunderer zuzuführen. Trotzdem war Kaup kein Anhänger der Darwin'ſchen Lehre und der aus ihr von ihrem Entdecker gezogenen angeblichen Conſequenzen, im Gegentheil, er bekämpfte die neue Lehre aufs heftigſte. „Jede Zeile meines neuen Werkes", ſchreibt er ſpäter (es wurde leider nicht vollendet, da den Forſcher der Tod ereilte, aber, ſoweit es fertig gearbeitet war, nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde Prof. Röder in Heidelberg durch den Druck veröffentlicht), iſt gegen den Unſinn von Darwin und ſeinen Nachbetern gerichtet. Die Natur war doch wahrlich eine ſolche Baumeiſterin, daß ſie nicht zuerſt einen Viehſtall entworfen hat, um dieſen in einen Tempel umzuformen."

Das Bedeutendſte leiſtete Kaup auf dem Gebiete der Paläontologie. Bereits 1829 veröffentlichte er eine Abhandlung über das Dynotherium giganteum, das damals in Rheinheſſen aufgefunden wurde und jetzt eine Zierde des darmſtädter Naturaliencabinets, nächſt dem des Britiſh Muſeum das bedeutendſte der Erde, bildet.

Daß ihm, dem würdigen Nachfolger des großen Cuvier, auch die äußere Anerkennung nicht verſagt blieb, iſt eine erfreuliche Thatſache. Er war Mitglied zahlreicher naturwiſſenſchaftlicher Geſellſchaften und Akademien und in Neuſeeland benannte man ſogar einen Berg nach ihm. Kaup ſtarb am 4. Juli 1873 nach kurzer Krankheit. — Seine Werke ſind: Beiträge zur näheren Kenntniß der urweltlichen Säugethiere (1—3, Darmſtadt 1854). Klaſſification der Säugethiere und Vögel (Darmſtadt 1844). Description d'Ossements fossiles de mammifères inconnus qui se trouvent au Museum de Darmstadt (Darmſtadt 1832—1839, 5 Cahiers). Skizzirte Entwickelungs-Geſchichte und natürliches Syſtem der europäiſchen Thierwelt I. (Darmſtadt 1829). Grundriß zu einem Syſtem der Natur E. Röder (Wiesbaden 1877). Das Thierreich in ſeinen Hauptformen I—III. (Darmſtadt 1835). (Dr. *Walther*.)

KAURI (engl. Cowrey, Plural Cowries). Verſchiedene Arten der Schneckengattung Cypraea, Porzellanſchnecke, Otter- oder Schlangenköpfchen, werden unter dieſem aus dem Sanſkrit ſtammenden Namen verſtanden (Sanſkrit kapardi, Mahratta-Dialekt kavari, Hinduſtani kewree, Gudjerati cori), beſonders Cypraea moneta, von andern Arten noch C. annulus (beide zur Untergattung Aricia *Gray* gehörig). Die Schalen von C. moneta ſind oval, auf dem Rücken gewölbt, auf der Mundſeite platt, Mundſpalte eng linienförmig, die beiden Lippenränder gezahnt, außen weiß, nach innen blau; Größe bis zu 40 Millim. C. annulus iſt größer, bläulich mit gelbem Ringe. Beide Arten werden im Indiſchen Ocean bis nach den Philippinen und noch öſtlich in dem Pacifiſchen Ocean gefunden (Paumotu-, Geſellſchafts-, Cooks-, Tongo-, Fidſchi-, Kingsmill und Marqueſas-Inſeln). Der Hauptfundort von C. moneta war früher beſonders die Küſte von Malabar, Koromandel und die Malediven, von C. annulus die Oſtküſte von Afrika und ſpärlicher die Philippinen. Die Kauries ſind ſeit vielen Jahrhunderten Zahlungsmittel bei Völkerſchaften Aſiens und Afrikas, früher vielleicht ſogar auch Europas geweſen. Bei Ausgrabungen in Schweden hat man Kauries zuſammen mit kufiſchen Münzen aus den Jahren 893—963 gefunden; ebenſo fand man neben angelſächſiſchen Gegenſtänden in England, in den Geſichtsurnen Pomerellens, in heidniſchen Gräbern in Litauen Kauries, welche indeß vielleicht ebenſo wie die in den Ruinen von Ninive gefundenen als Schmuckgegenſtände Verwendung gefunden haben dürften. Im 13. Jahrh. erwähnt Marco Polo ausdrücklich den Gebrauch der Kauries als Scheidemünze in Yünnan. Im 14. Jahrh. fand ſie Ibn Batuta am Niger, und Cadamoſto, welcher 1455 bis zum Grünen Vorgebirge kam, erwähnt „kleine weiße Muſcheln, wie ſie aus der Levante nach Venedig kommen", als Münze. Jetzt werden Kauries als Scheidemünze nur in dem Theile von Weſt- und Mittelafrika benutzt, der vom Niger und Benur durchſtrömt wird, beſonders in Segu, Timbuktu, Sokoto und Bornu. Nördlich und nordweſtlich davon, nach Senegambien, ebenſo in Bagirmi und Wadai hören ſie auf, als Tauſch- und Zahlungsmittel verwendbar zu ſein. Außer in Afrika werden Kauries nur, wie es ſcheint, auf den Malediven und unter den Eingeborenen Bengalens als Scheidemünze verwendet. Als Schmuckgegenſtände werden Kauries dagegen vielfach in Nord-, Mittel- und Oſtafrika gebraucht, wie ſie ſich ja hier und da ſelbſt im nördlichen Europa (durch den früheren Umweg ihrer Verſendung dahin gelangt) als Schmuck an Ledergürteln, am Riemenzeug der Pferde u. ſ. f. fanden.

Früher hatten die Holländer, ſolange ſie noch Ceylon beſaßen, die Verſorgung der afrikaniſchen Küſte mit Kauries vermittelt, indem ſolche in Körben zu 12,000 Stück gepackt nach Holland und von dort nach Guinea geſandt wurden. An die Stelle der Holländer traten dann die Engländer, welche die von den Malediven nach Ceylon und Kalkutta gelangenden Kauries ebenſo nach England und von da erſt nach der Weſtküſte von Afrika brachten. In den vierziger Jahren führten hamburger Rheder Kauries von den Malediven und von Zanzibar direct nach der afrikaniſchen Weſtküſte. Das Aufhören des Sklavenhandels ließ den Bedarf vorübergehend bedeutend ſinken; der faſt gleichzeitig eintretende Aufſchwung des Palmölhandels hob den Abſatz wieder. Neuerdings iſt infolge der durch Betheiligung mehrerer franzöſiſchen Häuſer entſtandenen Concurrenz der afrikaniſche Markt ſo mit Kauries überführt worden, daß nur ſelten und gelegentlich kleine Quantitäten abgeſetzt wurden.

Was den Werth der Kauries betrifft, ſo war derſelbe wie der jedes Tauſchmittels ſchwankend; doch ſtellte ſich local und zeitweilig ein gewiſſer Mittelwerth feſt, welcher zuweilen durch förmliche Coursnotirungen fixirt wurde. Beiſpielsweiſe ſei erwähnt: der franzöſiſche Reiſende Mage theilt mit, daß in Segu 1000 Stück 3 Frcs. werth waren, daß als Werthbeſtimmung 20,000 Stück auf einen Sklaven gerechnet wurden (es wurde dann weiter der Werth eines Ochſen auf $1\frac{1}{2}$ Sklaven,

Digitized by Google

eines Pferdes auf 2—5 Sklaven u. ſ. w. feſtgeſtellt). Beckmann gibt dagegen an, daß (1794) 500 Sklaven um 120 Centner Kauries zu kaufen waren; da ein Centner weißer Malediven-Kauries etwa 45,000—48,000 Stück enthält, koſtete alſo damals ein Sklave zwiſchen 11,000—12,000 Kauries. Nachtigall erwähnt, daß in Kuka (Bornu) 4000 Stück einen ſpaniſchen Thaler werth waren, alſo billiger als in Segu. Die als Schmuckgegenſtände verwandten Kauries ſind natürlich theuerer, da hierzu ausgeſuchte Schalen genommen werden und zu dem Werthe derſelben als Tauſchmittel noch der Liebhaberwerth hinzukommt. (Vgl. u. a. den Aufſatz von Hertz, Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuſchel, in den Mittheil. der Geograph. Geſellſch. in Hamburg, 1880—1881, 1. Heft, S. 14.) *(J. Victor Carus.)*

KAUSLER (Franz von), Königl. würtembergiſcher Oberſt, gehört zu den fruchtbarſten und hervorragendſten Militärſchriftſtellern der erſten Hälfte des 19. Jahrh. Am 28. Febr. 1794 als Sohn des Profeſſors und Hofraths Ch. F. Kausler in Stuttgart geboren, erhielt er ſeine erſte Bildung im Gymnaſium und im Cadetten-Inſtitute daſelbſt und wurde 1811 Lieutenant in der reitenden Artillerie. Als ſolcher nahm er am Feldzuge 1812 in Rußland theil und zeichnete ſich namentlich in der Schlacht bei Moſaisk dergeſtalt aus, daß er zum Ritter des würtembergiſchen Militär-Verdienſtordens ernannt wurde. In Moskau vom Nervenfieber befallen, wurde er doch ſo weit wiederhergeſtellt, daß er mit der Großen Armee den Rückzug ausführen und auch im J. 1813 beim 4. franzöſiſchen Armeecorps dem Feldzuge in Sachſen beiwohnen konnte. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er von dem commandirenden General Grafen Franquemont zu Napoleon I. nach Erfurt geſendet, um die Rückkehr der würtembergiſchen Truppen in ihre Heimat zu erwirken. Ungeachtet mancher Schwierigkeiten gelang es ihm, ſich ſeines Auftrags glücklich zu entledigen; er wurde Oberlieutenant, erhielt im Feldzuge von 1814 das Commando einer reitenden Batterie, erwarb ſich auf dem Schlachtfelde von Brienne den Wladimirorden 4. Klaſſe und wurde bei Montereau gefährlich verwundet. Schon hatte man beſchloſſen, ihm das Bein abzunehmen, als er, zum Bewußtſein erwacht, ſich nachdrücklichſt dem Ausſpruche der Aerzte widerſetzte. Nach einem halben Jahre vollſtändig wiederhergeſtellt, wurde er dem Feldzeugmeiſter Cammerer als Adjutant zugetheilt und nahm am Feldzuge 1815 theil. Im J. 1817 wurde ihm der Unterricht in den Artilleriewiſſenſchaften an der Offizier-Bildungsanſtalt übertragen, 1819 wurde er zum Hauptmann befördert, 1821 zum General-Quartiermeiſterſtabe verſetzt, 1829 Major, am 26. Sept. 1836 Oberſtlieutenant und ſpäter Oberſt. Er ſtarb am 10. Dec. 1848, nachdem er 1843 verabſchiedet worden war. Seine literariſche Thätigkeit begann er ſchon früh. Er gab anfangs in Gemeinſchaft mit dem würtembergiſchen Oberſtlieutenant Breithaupt, ſpäter allein die Zeitſchrift für Kriegswiſſenſchaft (1819—1823) heraus, von der 18 Hefte erſchienen ſind. Dann publicirte er eine Ueberſetzung von Dumas, Précis des événements militaires unter dem Titel: „Darſtellung der militäriſchen Begebenheiten von 1799—1814 von Mathieu Dumas" (5 Bde., Stuttgart 1820—1825), nachdem er eine „Darſtellung des Feldzugs im Spätjahre 1813 in Deutſchland vom Bruch des Waffenſtillſtandes bis zum Uebergang der franzöſiſchen Armee über den Rhein" (Stuttgart 1819) veröffentlicht hatte. Zu gleicher Zeit gab er dann drei Werke heraus: den „Verſuch einer Kriegsgeſchichte aller Völker nach den Quellen bearbeitet", deſſen 1. Band von dem Urſprunge der Völker bis zur Verſchwörung des Catilina (Ulm 1825) reicht, während der 2. Band bis zum Untergang des Weſtrömiſchen Reiches (Ulm 1826), der 3. Band bis zum Anfang der Kreuzzüge (Ulm 1828) geführt iſt, der 1. Theil des 4. Bandes die Kreuzzüge, die Kriegsgeſchichte der geiſtlichen Ritterorden, der Byzantiner, der Deutſchen innerhalb 1094—1494 und der 2. Theil des 4. Bandes die Kriegsgeſchichte der Böhmen, Polen, Ruſſen, Mauren von 1094—1494 (Ulm 1830) umfaßt. — 2) „Synchroniſtiſche Ueberſichten der Kriegsgeſchichte, der Fortſchritte der Kriegskunſt und der gleichzeitigen Quellen", von denen 4 Hefte (Ulm 1825, 1826, 1829 und 1830) erſchienen. — 3) Das „Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker", das ſich in ſeiner Bandeintheilung dem Verſuche einer Kriegsgeſchichte aller Völker anſchloß (1. Bd., Ulm 1825; 2. Bd. 1825; 3. Bd. 1826; 1. Thl. 4. Bd. 1829; 2. Thl. 4. Bd. 1833). Während das erſte Werk in zuſammenhängender Erzählung die politiſchen Veranlaſſungen und die ſtrategiſchen Operationen der Kriege entwickelt, die einzelnen Kämpfe aber nur kurz berührt, werden letztere in dem dritten Werke in chronologiſcher Ordnung ausführlich dargelegt und in dem zweiten die gleichzeitigen Ereigniſſe der Kriege der verſchiedenen Völker und die Fortſchritte der Kriegskunſt nebeneinandergeſtellt. Den drei ſich einander ergänzenden, auf gründlichen Quellenforſchungen beruhenden Werken folgte der „Atlas der merkwürdigſten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittleren und neueren Zeit" (Karlsruhe und Freiburg 1831—1837), der, mit deutſchem und franzöſiſchem Text verſehen, auf 213 Blättern die Pläne zu 31 Kriegshandlungen der alten, 59 der mittleren und 154 der neueren Zeit enthält und ſich die Anerkennung competenter Richter erworben hat. Vorher ſchon hatte Kausler „Napoleon's Grundſätze, Anſichten und Aeußerungen über Kriegskunſt, Kriegsgeſchichte und Kriegsweſen" (Leipzig 1827) zuſammengeſtellt und zur Bearbeitung deſſelben ſich fünf Monate lang in Paris aufgehalten, um Napoleon's Correſpondenz zu excerpiren und manche literariſche Verbindung anzuknüpfen. Während der Publication des Atlas folgte die Veröffentlichung des „Verſuchs einer militäriſchen Recognoſcirung des geſammten Gebietes der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer" (Freiburg im Br. 1835). Dieſe Schrift war nach dem Mémorial topographique frei bearbeitet. Ebenfalls in Freiburg erſchien 1838—1839 in 2 Bänden „Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptſächlich aus dem militäriſchen Geſichtspunkte. Mit Noten verſehen von v. Bis-

Digitized by Google

marck". Den beiden letztgenannten Werken war ein „Chronologiſcher Abriß der Geſchichte der europäiſchen Staaten" (Ludwigsburg 1834) vorangegangen. Ihnen folgte die in höherem Auftrage bearbeitete „Beſchreibung der Kriegsübungen des 8. deutſchen Armeecorps im September 1840 (Ludwigsluſt 1840, mit 1 Karte und 7 Plänen). Nachdem von Kausler dann des Generals Paixhans Werk: „Militäriſche Stärke und Schwäche Frankreichs. Ein Verſuch über die Frage der Vertheidigung der Staaten und über den Defenſivkrieg" (Stuttgart 1841) frei ins Deutſche übertragen hatte, gab er in Verbindung mit Profeſſor S. E. Wörl: „Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Aegypten mit beſonderer Rückſicht auf die Schlachten Napoleon's und ſeiner Zeit" (Karlsruhe und Freiburg 1842) heraus. An vielfachen Anerkennungen hat es einem dergeſtalt fruchtbaren literariſchen Wirken nicht gefehlt. Im J. 1826 wurde Kausler infolge ſeiner Verdienſte um die Kriegsgeſchichte zum Mitglied der ſchwediſchen Akademie der Kriegswiſſenſchaften in Stockholm ernannt; bei einer zweiten Reiſe nach Paris zur Sammlung von Materialien für ſeinen Schlachtenatlas erhielt er 1833 das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm ſchon 1813 nach der Schlacht von Bautzen zugedacht worden war. *(von Loebell.)*

Kaustik, ſ. Brennraum.

KAUTERISIREN. Die Kauteriſation, das Aetzen, iſt eine abſichtliche Zerſtörung von Geweben zu therapeutiſchen Zwecken. Die dabei zur Verwendung kommenden Mittel, die Kauterien, zerfallen in Brenn- und Aetzmittel; jene wirken durch hohe Hitzegrade, dieſe auf rein chemiſchem Wege; während erſtere ſchon im Alterthum eine ausgedehnte und auf beſtimmten Indicationen beruhende Verwendung hatten, kamen letztere erſt in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mehr und mehr in Aufnahme, finden aber gegenwärtig theils ihre Mannichfaltigkeit, theils ihrer ſicherern und mitunter auch ſchmerzloſeren Wirkung halber vorwiegend Verwendung. Die Wiſſenſchaft bezeichnet letztere als Cauterium actuale, die chemiſch wirkenden Aetzmittel als Cauterium potentiale.

Die Wirkung der Glühhitze iſt eine abſolutere, tiefer und gründlicher das Gewebe zerſtörende — weil durch Verbrennen tödtende —, während die Aetzmittel zwar eine gleich tiefe Gewebsvernichtung bewirken können, man es aber bei ihnen mehr in der Hand hat, dieſe Wirkung zu moderiren, ſodaß ſie dann mehr als umſtimmende, den Gewebsbildungsproceß erneuernde und auf ſein normales Verhalten zurückführende örtliche Heilmittel wirken. Während jene daher noch heute zum Zweck der Vernichtung bösartiger Neubildungen, wie Polypen, Krebsgeſchwülſte, vielfach benutzt werden, bedient man ſich in ſolchen Fällen, wo es ſich um ſchlecht eiternde Geſchwürsflächen, um perniciöſe Ausſchwitzungen oder Ablagerungen, um Stillung exceſſiver Blutungen handelt, der Aetzmittel.

Die Glühhitze, das Cauterium actuale, kann auf dreifache Art applicirt werden, und zwar erſtens durch das Glüheiſen, zweitens durch den Brennkegel — die ſogenannte Moxa — und endlich drittens durch die Galvanokauſtik. Das Glüheiſen iſt ein mit einem entweder kugeligen, koniſchen oder prismatiſchen Endſtück verſehener Stahlſtab; beim Gebrauch wird dieſes Endſtück bis zum Glühen erhitzt, und je nach der beabſichtigten Wirkung entweder punktartig oder ſtrichweiſe applicirt. Dieſe Wirkung iſt je nach der Dauer der Application eine verſchiedene; iſt letztere nur eine momentane, ſo wirkt das Kauterium mehr als ein Reizmittel, indem die oberſte Hautſchicht — die Epidermis — zwar verbrennt und einen todten Brandſchorf bildet, die darunterliegenden tieferen Gewebsſchichten aber, namentlich deren Nerven- und Blutgefäße, zu einer geſteigerten Reaction angeregt werden, wie dies z. B. bei Lähmungen, bei Gelenkentzündungen, bei Knochenaffectionen u. a. geſchieht, wo man das Glüheiſen ſtrichartig wirken läßt. Weſentlich anders iſt der Erfolg bei länger dauernder Einwirkung; hierbei wird nicht blos ein oberflächlicher Brandſchorf, ſondern auch eine Zerſtörung der tiefer gelegenen Gewebsſchichten und einfache Abſtoßung der necrotiſirten Partien mit nachfolgender friſcher Wundfläche erzielt. So hat man z. B. namentlich in früherer Zeit das Glüheiſen vielfach zur Eröffnung von Abſceſſen, zur Zerſtörung von Karfunkeln, carcinomatöſen Geſchwüren und bei Hoſpitalbrand benutzt.

Die Moxa iſt ein aus Baumwollen-Watte oder ſonſtigem aufſaugungsfähigem Stoffe geformter Kegel, welchen man mit einer leicht brennbaren Flüſſigkeit tränkt, auf den betreffenden Körpertheil ſetzt, dann anbrennt und ihn bis zur Haut niederbrennen läßt. Der Gebrauch der Moxa iſt ſehr alten Datums, ſie wurde ſchon in uralten Zeiten von den Japaneſen als Präſervativ gegen Seuchen angewandt. In neuerer Zeit finden jedoch die Moxen faſt nur noch in Fällen Verwendung, in denen es gilt, eine kräftige Ableitung von andern erkrankten Organen zu bewirken, oder eine örtliche Reizung hervorzurufen.

Will man mit der Glühhitze in die Tiefe wirken, ſo hat uns die Neuzeit in der Ignipunctur ein nach dieſer Richtung hin ſehr präcis wirkendes Verfahren kennen gelernt, welches im weſentlichen darin beſteht, glühende Eiſenſtifte mehr oder weniger tief in die erkrankten Gewebe einzuſenken. Daſſelbe hat ſich namentlich bei granulirenden Gelenkentzündungen, Knochenentzündungen und Lymphdrüſenanſchwellungen, ſowie auch bei Gefäßgeſchwülſten und Sehnenſcheidencyſten — Unterbeinen — ſehr erfolgreich bewieſen.

Daß hohe Hitzegrade in verſchiedenſter Form — als Heißwaſſereinſpritzungen in Eiterhöhlen, Auftröpfeln brennenden Siegellacks zur Belebung Scheintodter und zur Entlarvung von Simulanten u. a. — von Aerzten benutzt werden, ſei hier nur im Vorübergehen bemerkt.

Dagegen ſind hier noch als werthvolle Erfindungen der Neuzeit anzuführen der Nélaton'ſche Gasbrenner, der Pacquelin'ſche Thermokauter und der Middeldorpff'ſche — galvanokauſtiſche — Porzellanbrenner.

Der Nélaton'ſche Apparat beſteht aus einem Gummiballon, der mit Gas gefüllt wird und in einen mit feiner durch einen cylinderförmigen Drahtmantel geſchützten

Digitized by Google

Spitze verſehenen Schlauch ausläuft. Wird das Gas durch Fingerdruck aus dem Ballon getrieben und angezündet, ſo entſteht eine feine Flamme, welche an ihrer nicht leuchtenden Spitze einen hohen Hitzegrad entwickelt. Dieſer Apparat hat vor dem Glüheiſen den großen Vorzug, daß die Flamme mit großer Schnelligkeit eine tiefgreifende Verkohlung bewirkt, ihre Wirkung aber auf den Punkt beſchränkt, auf den ſie gerichtet iſt. Dieſer Apparat wurde bisher mit Vorliebe als blutſtillendes Mittel bei friſch verletzten Gefäßen, ſowie zur Zerſtörung thieriſcher Gewebe benutzt, hat aber den Nachtheil, daß man mit ihm nicht in der Tiefe von Höhlen operiren kann, und außerdem das dazu nöthige Gas nicht immer da, wo man es braucht, zu haben ſein dürfte.

Der Pacquelin'ſche Platin-Brennapparat beſteht aus einem hohlen Platinbrenner mit durchbohrtem Griff, der ſeinerſeits am obern Ende eines Gummiſchlauches angebracht iſt, deſſen anderes Ende durch ein gläſernes Doppelrohr in Verbindung mit einer Benzin enthaltenden Flaſche ſteht, aus welcher die ſich entwickelnden Dämpfe mittels eines am gläſernen Doppelrohr angebrachten Gummigebläſes durch den erſtgenannten Schlauch in den Platinbrenner getrieben werden. Sobald nun letzterer über einer Flamme bis zur Rothglühhitze erwärmt, das Gebläſe in Gang geſetzt iſt und die Benzindämpfe in die Platinhülſe getrieben ſind, entzünden ſich dieſe und halten den Brenner für längere Zeit — bei ruhigem Blaſen bis zu mehrern Stunden — hellrothglühend, während durch forcirtes Blaſen bloße Weißglühhitze erzeugt werden kann. Der Vorzug dieſes Brennens vor dem Glüheiſen beruht hauptſächlich darin, daß er beliebig lange glühend erhalten werden kann.

Der galvanokauſtiſche Porzellanbrenner Middeldorpff's endlich beſteht aus einem auf zwei Meſſingſtäben befeſtigten und ſpiralförmig mit einem Platindraht umwundenen Porzellankegel, deſſen Drahthülle durch die Meſſingdrähte mit der Leitung in Verbindung ſteht. Bei Schluß der letzteren überträgt der in Glühhitze verſetzte Draht dieſe auf den Porzellankegel, der auch nach Unterbrechung des Stromes noch kurze Zeit weiter glüht. Mittels dieſes Apparats kann man auch an tiefgelegenen Theilen, welche dem Glüheiſen und dem Thermokauter nicht mehr zugängig ſind, mit Leichtigkeit operiren, da man ihn kalt ein- und ausführen und ſo lange glühend erhalten kann, als man will.

Im Anſchluſſe an die zuletzt genannte Kauteriſationsmethode Middeldorpff's mögen hier noch einige kurze Bemerkungen über Galvanokauſtik im allgemeinen Platz finden, welche in den chirurgiſchen Arzneiſchatz eingeführt zu haben das große bleibende Verdienſt des genannten Gelehrten iſt.

Zur Erzeugung des für galvanokauſtiſche Operationen erforderlichen conſtanten galvaniſchen Stroms benutzt man gewöhnlich eine Batterie mit möglichſt großer auf wenige Elemente vertheilter wirkſamer Oberfläche; die Grove'ſche Batterie, aus Platin und Zink beſtehend, iſt zwar die für ſolche Zwecke geeignetſte, aber bei ihrem hohen Preiſe und ihrer des großen Volumens wegen ſchweren Transportabilität nicht allgemein benutzbar. Man benutzt daher jetzt ziemlich allgemein die Stöhrer'ſchen Immerſionsbatterien, welche lange Zeit gefüllt ſtehen können, ohne daß die dabei benutzten Metalle durch Zerfreſſen einen Schaden erleiden, und nebenbei jeden Augenblick in Thätigkeit geſetzt werden können. Der Stöhrer'ſche Apparat beſteht aus einem oder zwei Paaren großer Zink- und Kohlenplatten, die mittels Kurbelbewegung ſo auf und ab gedreht werden können, daß ſie in die mit einer Miſchung von chromſaurem Kali und Schwefelſäure gefüllten Glaströge mehr oder weniger tief oder auch gar nicht eintauchen. Die Leitungsdrähte, welche die Verbindung zwiſchen dem den galvaniſchen Strom erzeugenden Apparat und den galvanokauſtiſchen Inſtrumenten herſtellen, müſſen von Kupfer oder Silber und hinreichend dick gearbeitet ſein, während deren Länge von geringerer Bedeutung iſt. Als eigentlich wirkſamen und daher weſentlichen Theil haben die galvanokauſtiſchen Inſtrumente eine Schlinge von Platindraht oder Platinblech, die vermöge ihres Leitungswiderſtandes von dem galvaniſchen Strome in Glühhitze verſetzt wird; die Enden dieſer Schlinge müſſen in dicken Kupferſtäben befeſtigt ſein, welche durch den aus einem Nichtleiter (Holz) gearbeiteten Handgriff iſolirt voneinander verlaufen und in ſeitlich oder am Hintertheil des letzteren hervortretenden Fortſätzen endigen, die zum Anſchrauben der Leitungsdrähte dienen. Ihrer Form nach entſprechen die galvanokauſtiſchen Inſtrumente bald einem gewöhnlichen Glüheiſen, bald einem Meſſer, einer Säge, einem Troikar, bald einem Ligatur- (Unterbindungs-) Werkzeuge, genannt Schneideſchlinge. In Betreff der Wirkſamkeit iſt letztere dadurch ausgezeichnet, daß ſie Ligatur mit Glühhitze combinirt, während alle übrigen analog dem Glüheiſen wirken, nur mit dem Vorzuge, daß ſie ihre Hitzquelle in ſich ſelbſt tragen, kalt eingelegt und beliebig lange im Glühzuſtande erhalten werden können. Ein weiterer Vorzug der Galvanokauſtik iſt die Möglichkeit, an Stellen zu operiren, welche dem Meſſer nicht zugänglich ſind, ſowie der Vortheil eines möglichſt geringen Blutverluſtes, weshalb ſie auch vielfach als blutſtillendes Mittel in Anwendung kommt; auch als antiſeptiſches — fäulnißwidriges — Mittel iſt ſie mannichfach empfohlen worden, doch ſteht ſie nach Bardeleben's Anſicht in dieſer Beziehung hinter andern Kauſticis, namentlich dem Chlorzink, zurück.

Von der zweiten Hauptklaſſe der Kauſtica, den chemiſchen Aetzmitteln, waren, wie ſchon erwähnt, im Alterthum nur wenige bekannt, welche meiſt nur als Blutſtillungsmittel Verwendung fanden. Gegenwärtig iſt jedoch ihre Zahl eine ſehr erhebliche und ſie finden theils in feſter, theils in flüſſiger Form bei den verſchiedenſten Krankheitsproceſſen Verwendung, wo es gilt, Krankheitsproducte zu zerſtören, reizend, alterirend, ſecretionsbefördernd oder beſchränkend auf Wund- und Geſchwürsflächen einzuwirken.

Als die bekannteſten nennen wir das Aetzkali, den Aetzkalk, den Höllenſtein, den Kupferoſtriol, den Sublimat, das Chlorzink, den weißen Arſenik, die Chromſäure, die Wiener Paſte (5 Aetzkali, 6 Aetzkalk), die Schwefel-

Digitized by Google

ſäure, Salpeterſäure, die Antimonbutter nebſt verſchiedenen andern in Paſten- Pflaſter- oder Salbenform benutzten Präparaten der genannten Mittel.

Dem Glüheiſen gegenüber wirken die Aetzmittel langſamer, der Schmerz iſt weniger heftig, hält aber länger an; der durch ſie erzeugte Schorf iſt weniger trocken und wird nur langſam abgeſtoßen; einzelne derſelben (Arſen, Sublimat) können reſorbirt werden und Intoxication veranlaſſen; alle irgend in die Tiefe dringenden Aetzungen bedingen Subſtanzverluſt und oft entſtellende Narbenbildung.

Zum Aetzen aus freier Hand bedient man ſich der Aetzmittelträger, von denen namentlich die Emmert'ſche Aetzpincette als praktiſch zu empfehlen iſt. Pulverförmige Aetzmittel werden mit dem Spatel aufgeſtaut oder mit dem Pinſel aufgepudert, Aetzpaſten mit einem Holzſpatel meſſerrückendick aufgetragen und mit einer Compreſſe bedeckt, pflaſter- oder ſalbenförmige Mittel auf Leder oder Leinwand geſtrichen und auf der Hand befeſtigt, bis die beabſichtigte Wirkung eingetreten iſt. Flüſſige Kauterien mit Holz- oder Glasſtäbchen, am beſten jedoch mit einem Asbeſtpinſel aufgeträufelt. Den nach der Aetzung längere Zeit zurückbleibenden, mitunter ſehr peinlichen Schmerz kann man durch Auflegen von Eis oder kalten Compreſſen, im Nothfalle auch mittels einer Morphiuminjection oder einer Doſis Chloralhydrat lindern.

(Alfred Krug.)

Kautſchuk, ſ. Caoutchouc.

Kauz, ſ. Strix.

KAVANAGH (Julia), engliſche Schriftſtellerin, wurde am 7. Jan. 1824 zu Thurles in der iriſchen Grafſchaft Tipperary geboren. Ihr Vater, Morgan Kavanagh, der ſich durch einige linguiſtiſche und hiſtoriſche Schriften bekannt machte, brachte ſie frühzeitig nach Paris, wo ſie eine vortreffliche Erziehung erhielt. Im J. 1844 begab ſie ſich nach London, wo ſie Mitarbeiterin an Chamber's Journal und andern Zeitſchriften ward. Ihr erſtes Buch war eine Weihnachtsſchrift für die Jugend, „The Three Paths“ (London 1847), in der ſich alsbald die Vorzüge dieſer begabten Erzählerin erkennen ließen. Darauf folgte der Roman „Madeleine“ (1848), die Lebensbeſchreibung eines frommen Landmädchens in der Auvergne, welches das Vorhaben faßt, in ihrem Geburtsdorfe ein Hoſpital zu gründen und daſſelbe nach Ueberwindung aller Hinderniſſe ſchließlich ausführt. Mit dem nächſten Werke, dem Roman „Nathalie“ (1851) trat Miß Kavanagh ſofort in die Vorderreihe der Romandichterinnen. Es iſt ein ebenſo gehaltvolles wie geiſtvoll vorgetragenes Werk. Die Erzählung ſpielt wieder in Frankreich, deſſen Norden vorwiegend teutoniſcher Abſtammung mit dem Süden iberiſch-celtiſch-griechiſch-römiſcher Abſtammung in ſcharfen Gegenſatz gebracht wird, wobei infolge der celtiſchen Abſtammung der Verfaſſerin der Süden in ein bei weitem vortheilhafteres Licht kommt.

„Women in France during the 18. century“ (London 1851) enthält eine Reihe geiſtreicher biographiſcher Skizzen von Frauen, die im 18. Jahrhundert als beaux esprits im grand monde von Paris glänzten. Die Verfaſſerin hatte ſich damit eine Aufgabe geſtellt, die ihrem keuſchen Weſen keineswegs genehm war, ſodaß die Schilderungen nicht ſo lebhaft ſind, wie man von ihrer Feder wol erwarten ſollte. Die Biographien beginnen mit der Periode der Regence, welche in der Einleitung im allgemeinen geſchildert wird, und endigt mit der Revolutionszeit.

„Women of Christianity, exemplary for Acts of Piety and Charity“ (London 1852) war ein Thema, das ſich Miß Kavanagh nach ihrer Beſchäftigung mit den franzöſiſchen Damen des vorigen Jahrhunderts als ein ihrer Gemüthsrichtung angemeſſeneres gewiſſermaßen wol von ſelbſt empfehlen mußte. Sie beabſichtigte, in dieſe Folge alle Biographien von Frauen aufzunehmen, welche ſich unter dem Einfluſſe des chriſtlichen Glaubens, geduldig, wenn zu ertragen, heroiſch, wenn zu handeln und zu dulden war, durch ihre Selbſtverleugnung als Muſter des Chriſtenthums bewährt und bemerklich gemacht hatten. Es war dies jedoch eine zu umfaſſende Aufgabe, weshalb die Behandlung ungleich ausfiel, ſodaß einige eingehend, andere ſkizzenhaft ſind, während manche, die dem Plane nach hätten aufgenommen werden ſollen, fehlen.

Mit dem Romane „Daisy Burns“ (3 Bde., London 1853) betrat Miß Kavanagh engliſches Terrain, wo ſie aber bei weitem nicht ſo heimiſch war wie auf dem franzöſiſchen. Im Einzelnen bekundete die Verfaſſerin ihre große Kraft, namentlich ihr ſo zartes wie ergreifendes Pathos. Der Erzählung fehlt jedoch Wahrſcheinlichkeit, und im ganzen bezeichnet das Werk einen Rückſchritt.

Im J. 1853 und 1854 machte Miß Kavanagh eine Reiſe durch Frankreich, die Schweiz und Italien, welche ſie in „A Summer and a Winter in the Two Sicilies“ (London 1858) beſchrieb.

„Grace Lee, a tale“ (3 Bde., London 1855) hat die Vorzüge und Fehler des letzten Romans, anſchaulichen Vortrag und mangelhafte Wahrſcheinlichkeit.

„Adele, a Tale“ (3 Bde., London 1858) iſt gleichfalls ein im Einzelnen vorzüglicher, im Ganzen verfehlter Roman. Beſonders iſt die Charakteriſirung ſehr fein ausgearbeitet.

„French Women of Letters“ (2 Bde., London 1862) enthält ausführliche Biographien der bedeutendſten franzöſiſchen Romandichterinnen, indem Miß Kavanagh hier unter „Letters“ ausſchließlich den Roman verſteht. Ihr Zweck bei dieſem und dem nachfolgenden (English Women of Letters, 2 Bde., London 1862) war, darzulegen, wie weit Frauen zur Entwickelung des Romans „in den beiden größten Literaturen der Neuzeit, der engliſchen und franzöſiſchen, beigetragen haben“. Von ſämmtlichen Romanen der angeführten Schriftſtellerinnen ſind ausführliche Réſumés und eingehende Kritiken gegeben.

„Queen Mab, a Tale“ (3 Bde., London 1863) iſt ein vortrefflich geſchürzter Roman, welcher eine ergreifende Folge von Conflicten der Leidenſchaften und Pflichten mit großer Anſchaulichkeit vorführt.

Digitized by Google

Miß Kavanagh ſchrieb ſonſt noch die Romane „Beatrice“ (London 1865), „Sybil's second lore“ (3 Bde., London 1867), „Dora“ (3 Bde., London 1868), „Silvia“ (3 Bde., London 1870).

Die geiſtreiche Frau iſt jedenfalls eine der Spitzen der engliſchen belletriſtiſchen Literatur unſerer Zeit. Während der letzten Jahre ihres Lebens wohnte ſie mit ihrer Mutter in Nizza, woſelbſt ſie am 28. Oct. 1877 plötzlich ſtarb. *(W. Bentheim.)*

KAWALA, auch Kawalla mit Doppel-l, theils durch Einfluß des Italieniſchen, theils um die Oxytonie zu markiren, während die türkiſche officielle Schreibweiſe der zweiten Silbe ein gedehntes a und nur ein l gibt, iſt der Name einer Hafenſtadt am Aegeiſchen Meere und liegt innerhalb einer Bucht, welche die thraciſch-macedoniſche Küſte gegenüber der Inſel Thaſos beſchreibt, an einem kleinen Vorgebirge. Mit ſeinen mehrſtöckigen Häuſern, Minarets, Moſcheen, Cypreſſen und andern Ziergewächſen ſich terraſſenmäßig die Höhe hinanziehend und oben von den feſtungsähnlichen Trümmern einer alten Kaſerne überragt, gewährt der Ort, welchem eine ſtattliche Waſſerleitung von drei Bogen übereinander das Waſſer zuführt, einen herrlichen Anblick; andererſeits wird von den Balkons und Fenſtern ſeiner Häuſer aus der reizende Golf mit der durch kühne Bergformen ſich auszeichnenden Inſel Thaſos überſchaut. Kawâla zählt ungefähr 3000 Einwohner und iſt der Vorort der von dem Sandſchak Drama abhängigen, zum Vilajet von Salonik gehörigen Diſtricte Bereketli und Sary-Schâban, zugleich aber dient es als Stapelplatz für die an werthvollen Rohproducten reichen Gegenden von Seres und von Drama, ſowie für einen großen Theil des Strymonthales. Der koſtbare oſtmacedoniſche Taback, welcher zum Theil auf dem eigenen Territorium von Kawâla, hauptſächlich aber in dem Gebiet der benachbarten Binnenſtadt Jenidſche gebaut wird, findet faſt ausſchließlich über Kawâla ſeinen Weg nach Konſtantinopel und den übrigen großen Handelsplätzen der Levante.

Die Vortheile der Lage von Kawâla waren ſchon dem Alterthum nicht entgangen und ſchon früh wurde dieſelbe als Wohnſtätte benutzt. Urſprünglich eine Colonie der Thaſier, kam der Ort im J. 464 unter die Herrſchaft der Athenienſer, welche ſich das Mutterland unterworfen hatten. Dieſelben erneuerten die Anſiedelung und nannten ſie Neapolis, unter welchem Namen ſie hier und da erwähnt wird, ohne zu hiſtoriſcher oder politiſcher Bedeutung gelangt zu ſein. Bekannt iſt, daß der Apoſtel Paulus, von Alexandria Troas kommend, in Neapolis anlandete, um ſich den folgenden Tag nach dem (nur 12 M. P.) entfernten Philippi zu begeben (Act. 16, 11). Ueber den Untergang des Namens Neapolis und den Urſprung von Kawâla iſt Näheres nicht bekannt. Aus der byzantiniſchen Geſchichte erfahren wir, daß, als Kaiſer Michael II. den Aufſtand des Thomas niedergeworfen und die rebelliſchen Land- und Seeſtädte Thraciens erobert, in der Rhodopegegend zwei Kaſtelle, Kawâla (*Καβάλα*) und Saniana, ſich noch hielten und endlich durch Beſtechung der Beſatzungen gewonnen wurden.*) Es iſt zwar nicht geſagt, daß dieſe Kaſtelle am Meere lagen; da aber ihre Commandanten auf der Flucht nach Syrien ergriffen wurden, ſo iſt dies anzunehmen und die Identität des Kaſtells (*φρούριον*) Kawâla mit der heutigen Stadt wahrſcheinlich. Bemerkenswerth iſt die letztere dadurch, daß Mehemed-Ali Paſcha, der Begründer des Vicekönigreichs Aegypten, im J. 1769 daſelbſt als der Neffe eines Muſſellim das Licht der Welt erblickte und in dem Divan ſeines Oheims den Grund zu der praktiſchen Tüchtigkeit legte, welche ihn zu dem hervorragendſten Manne ſeiner Zeit im Orient machte. — Der den 3. März 1878 zu San-Stefano bei Konſtantinopel zwiſchen Rußland und der Türkei abgeſchloſſene Friede würde, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, Kawâla dem geplanten Bulgariſchen Reiche einverleibt haben. Der Congreß von Berlin, welcher Macedonien und das Rhodopegebirge der Pforte zuſprach, befreite Europa von der Beſorgniß, einen ſlawiſchen Hafen am Aegeiſchen Meere entſtehen zu ſehen. *(G. Rosen.)*

KAWASSEN nennt man in der Türkei eine Klaſſe von Unterbedienſteten, welche, hochgeſtellten Staatsbeamten beigegeben, einerſeits eine Sicherheits- und Ehrenwache dieſer vorſtellen und andererſeits bei ihnen die Geſchäfte einer militäriſchen Ordonnanz zu verſehen haben. Der Kawas erhält ſeine Löhnung ausſchließlich von ſeinem Dienſtherrn, zu deſſen Privatgeſinde er inſofern zählt, als der Staat von ihm keine Notiz nimmt. Wenn ihm nichtsdeſtoweniger eine gewiſſe Autorität (Polizeidiener-Befugniß um die Perſon ſeines im Publicum verkehrenden Gebieters ſowie vor dem Eingange von deſſen Wohnung, Eintrittsrecht bei den Landesbehörden zu Beſtellungen aller Art u. dgl. m.) zugeſtanden wird, ſo kann dies nur als ein Ausfluß der amtlichen Stellung ſeines Herrn betrachtet werden. Wie ſich hiernach von ſelbſt verſteht, gibt es auch keine eigene Kawaſſen-Uniform; ob und wie er durch beſondere Kleidung ausgezeichnet wird, hängt lediglich vom Willen des Gebieters ab, welcher ſelber der localen Sitte Rechnung zu tragen pflegt. Ohne Seitengewehr und Piſtolen erſcheint indeſſen ein Kawas ſo gut wie nie in der Oeffentlichkeit, und meiſtens führt er als charakteriſtiſches Abzeichen, wenn er ſeinem Gebieter voranſchreitet, einen langen mit Silber beſchlagenen Stab. — Ihre häufige Erwähnung in den Reiſeberichten aus dem Orient verdanken die Kawaſſen dem Umſtande, daß auch die fremden Geſandtſchaften und Conſulate in der Levante Bedienſtete dieſer Kategorie führen, welche außer den oben angegebenen auf den Dienſtherrn bezüglichen Attributionen noch mit Amts-, Gerichts- und Polizeidienergeſchäften unter die im Jurisdictionsbezirk der betreffenden diplomatiſchen Behörde ſich aufhaltenden, nach dem Rechte der Exterritorialiät der letzteren unterſtehenden Conationalen und Schutzgenoſſen betraut ſind und demnach die alltäglichen Berührungen, wie der Geſandtſchaft, reſp. des Conſulats, ſo der fremden Unterthanen mit den Landesbehörden vielfach vermitteln. Durch fälſch-

*) Georg. Cedrenus II, 90.

Digitized by Google

liche Uebertragung dieſer bei den fremden Vertretungen beſtehenden Einrichtung auf die intimen türkiſchen Civilbehörden werden auch die Saptièh, die drei türkiſchen Polizeiſoldaten, ein unſern Schutzleuten entſprechendes eigenes uniformirtes Corps, welchem, wie in Konſtantinopel, ſo in den Provinzialhauptſtädten der Türkei die Sorge für die öffentliche Sicherheit obliegt, von den Europäern gemeinhin Kawaſſen genannt. Andererſeits findet man bei Franzoſen, Engländern und Italienern noch häufig für die Geſandtſchafts- und Conſulatskawaſſen die Benennung Janitſchar (Janiſſäre, Gianzzaro) als Reminiſcenz der früheren Zeit, wo zu dem betreffenden Dienſte nur Affiliirte des bis zu ſeiner Vernichtung (1826) vorwiegend privilegirten Truppenkörpers herangezogen wurden. Die Etymologie des Wortes Kawas iſt nicht ganz klar; wahrſcheinlich iſt es von dem arabiſchen Kawwâs, ſpr. Kauâs, Bogenmacher, Bogenſpanner herzuleiten. *(G. Rosen.)*

KAWÉRI, engliſch Cauvery, *Χαβηρος* des Ptolemäus, iſt ein großer Fluß im ſüdlichen Indien, berühmt wegen ſeiner traditionellen Heiligkeit wie auch wegen ſeiner maleriſchen Landſchaften und ſeiner Wichtigkeit für die Bewäſſerung. Sie entſpringt in Kurg, mitten in den Weſt-Ghats, in 12° 25′ nördl. Br. und 94° 10 Lg. von Ferro, fließt in ſüdöſtlicher Richtung über das Plateau von Maiſur, und ergießt ſich durch zwei Hauptmündungen innerhalb des Madrasdiſtricts von Tandſchur in den Buſen von Bengal. Sie iſt etwa 103 □Meter lang und ihr Stromgebiet umfaßt 1317 □Meter. Der fromme Hindu nennt ſie Dockſhini-Ganga oder den Ganges des Südens, und ihr ganzer Lauf iſt heiliger Boden. Nach einer in den Agneja- und Skanda-Purânas aufbewahrten Legende iſt einſt auf Erden ein Mädchen geboren worden, Namens Viſhnumaja oder Lopamudra, eine Tochter Brahma's; ihr himmliſcher Vater erlaubte ihr, als das Kind eines Sterblichen, des Kavera-muni, betrachtet zu werden. Um nun für ihren Adoptivvater die Seligkeit zu erlangen, beſchloß ſie, ein Fluß zu werden, deſſen Waſſer von allen Sünden reinigen ſollte. Deshalb weilt einmal im Jahre die Heilige Ganga unterirdiſch bei der Quelle der Kawéri, um ſich von der Verunreinigung zu reinigen, welche ſie durch die Menge der Sünder empfangen hat, die ſich in ihrem Waſſer gebadet haben. Bei Tala Kawéri, wo der Fluß entſpringt, und bei Bhagamandala, wo ſie den erſten Nebenfluß empfängt, ſtehen alte Tempel, die jährlich von einer Fülle von Pilgern im Monate Tulamajat (October und November) beſucht werden. Der Lauf der Kawéri in Kurg iſt ſehr gewunden. Ihr Bett iſt im allgemeinen felſig; ihre Ufer ſind hoch und mit der üppigſten Vegetation bedeckt. In der trockenen Jahreszeit iſt ſie faſt überall zu durchfurten; aber in der Regenzeit ſchwillt ſie zu einem 7—10 Meter tiefen Strome an. In dieſem Theile ihres Laufes empfängt ſie viele Nebenflüſſe: die Kakabe, Kadimur, Kumma-hole, Muttaramutta, Schikka-hole und Suvarnati. Nahe der Grenze, an der Station Fragerpat, führt eine prachtvolle Steinbrücke von 157 Meter Länge hinüber. Beim Eintritt in Maiſur läuft ſie durch eine enge Schlucht, die aber gegenwärtig auf 275—366 Meter Breite erweitert iſt. Ihr Bett bleibt felſig, ſodaß keine Schiffahrt möglich iſt; aber ihre Ufer ſind hier von einem reichen Streifen friſcher Vegetation eingefaßt. Auf ihrem Laufe durch Maiſur wird ihr Bett durch nicht weniger als zwölf Anikats oder Dämme zur Bewäſſerung unterbrochen. Von dem wichtigſten derſelben, dem bekannten Madadkatte, iſt ein 20 g. Meter langer künſtlicher Kanal abgeleitet, welcher eine Fläche von 4000 Hekt. (mit einem Einkommen von 7000 Pfd. St.) bewäſſert, und ſchließlich noch eine Waſſerzufuhr zur Stadt Maiſur bringt. In dieſem Theile ihres Laufes bildet ſie zwei Inſeln, die von Saringapatam und von Sivaſamudram, welche an Heiligkeit mit der Inſel Srirangam, weiter unten im Tritſchinopoli-Diſtricte, wetteifern. Die Inſel Sivaſamudram umſchließen die berühmten Waſſerfälle der Kawéri, welche rückſichtlich ihrer romantiſchen Schönheit nicht ihres gleichen haben. Der Strom theilt ſich hier in zwei Arme, deren jeder 44 geogr. Meilen weit in einer Aufeinanderfolge von Stromſchnellen und gebrochenen Cascaden weiter herabfließt. Durch private Freigebigkeit eines Eingeborenen von Maiſur iſt die Scenerie den Beſchauern zugänglich gemacht, indem er zwei rohe, aber feſte Steinbrücken hat bauen laſſen, welche von jedem Ufer zur Inſel hinüberführen. Um dieſe maleriſche Stelle hat mehr als eine tragiſche Erzählung aus früheren Tagen ſich geſammelt. — Die Nebenflüſſe der Kawéri ſind die Hemavati (die Goldene), die Lakſchmantirtha, Lokapâvani, Kabbani und Suvarnavati. Nachdem ſie den Boden von Madras betreten, macht ſie die Grenze zwiſchen den Diſtricten Koimbatur und Salem auf eine anſehnliche Strecke, bis ſie den Tritſchinopoli-Diſtrict betritt. Den hiſtoriſchen Fels von Tritſchinopoli umfließend, theilt ſie ſich wieder in zwei Arme, und zwar bei der Inſel Srirangam, welche zwiſchen ſich das Delta von Tandſchur, den Garten des ſüdlichen Indiens, umſchließen. Der nördliche dieſer Arme heißt der Kolerun (Kolidam); aber der, welcher weiterhin den Lauf der Kawéri nach Oſten fortſetzt, behält den Namen Kawéri. An der Seeſeite des Delta befinden ſich die Ankerplätze Negapatam und Franzöſiſch-Karikal. Nur auf einem Theile ihres Laufes befährt man ſie in Booten aus Flechtwerk. In Madras ſind die wichtigſten Nebenflüſſe die Bhavani, Nojel und Amravati. Bei Erode kreuzt der Fluß die Hauptlinie der Madras-Eiſenbahn mittels einer eiſernen Brücke, 40,000 Rubel koſtend, 468 Meter lang, mit 72 Spannungen auf Pfeilern, welche in den Fels eingelaſſen ſind.

Obwol das Waſſer der Kawéri in Maiſur und im Koimbatur-Diſtricte für den Ackerbau benutzt wird, ſo wird ſein wahrer Werth für die Bewäſſerung doch erſt im Delta erſichtlich. Bei Srirangam, gerade an der Theilungsſtelle, wird die Flutausladung auf 472,000 Fuß in der Secunde geſchätzt. Mit der Aufgabe, dieſen Agricultur-Reichthum nutzbar zu machen, hat ſich zuerſt ein vorhiſtoriſcher Hindu-König beſchäftigt, welcher einen maſſiven Damm aus unbehauenen Steinen, 330 Meter lang und 12—18 Meter breit, quer über den Strom der

Digitized by Google

eigentlichen Kawéri führen ließ. Dieſer Damm, von dem man glaubt, daß er aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. datire, iſt noch trefflich im Stande, und hat den engliſchen Ingenieuren als typiſches Muſter gedient. Als im J. 1801 die Briten in Beſitz des Tandſchur-Diſtriets kamen, fand man, daß die große Waſſermenge damals den Korelum ungenützt hinablief, welcher jetzt nur ein Abzugskanal iſt, während die eigentliche Kawéri allmählich vermoderte, und die Bewäſſerungs-Kanäle, welche von ihr ausgingen, trocken wurden. Der Hauptgegenſtand der Ingenieurarbeiten, welche ſeitdem ausgeführt wurden, iſt, dieſe fatale Tendenz zu beſeitigen, und jeden der beiden Kanäle zu veranlaſſen, das Maximum an Waſſer zu führen, welches zur Verwendung kommen kann. Das neuere Hauptwerk iſt der Damm oder Anikat quer über den Koterum, welchen Sir Arthur Cotton zwiſchen 1836 und 1838 hat bauen laſſen. Dieſer Damm iſt 686 Meter lang und zerfällt durch Inſeln in drei Abtheilungen; der Körper beſteht aus Ziegeln, iſt aber mit gehauenen Steinen gedeckt. Seine Dicke iſt 1,8 Meter und er iſt an der Rückſeite durch einen 6,4 Meter breiten gemauerten Schutz geſtützt. Mittels eines mühſamen Syſtems von Schleuſen, welche in den folgenden Jahren angelegt ſind, iſt die Ausladung beider Flüſſe jetzt ſo geregelt, daß keiner von beiden durch Schlamm überladen wird, während der Waſſerüberfluß beider durch eine Anzahl von Vertheilungsgräben für Bewäſſerung nutzbar gemacht wird. Die jetzt ſchon aus dieſer Quelle bewäſſerte Fläche iſt in den drei Diſtrieten Tandſchur, Tritſchinopoli und Süd-Arkot etwa 61,4 g. □Meter, welche eine Revenue von 353,000 Pfd. St. geben. (Hunter.) *(G. A. von Klöden.)*

KAWI-SPRACHE. Unter den Völkern malaiiſchen Stammes waren die Javanen wo nicht das erſte, ſo doch ſicher eins der erſten, zu welchen indiſche Cultur und Schrift gedrungen ſind, und jedenfalls iſt jetzt ihre Sprache innerhalb der ganzen Familie diejenige, welche die älteſten Literaturdenkmäler aufzuweiſen hat. Es ſind dies mehr oder minder getreue Ueberſetzungen oder Nachbildungen indiſcher Werke, zumal epiſcher und dramatiſcher, dann aber auch buddhiſtiſch-religiöſer. Wann dieſe Literatur ihren Anfang genommen, dürfte ſchwer feſtzuſtellen ſein; jedenfalls läßt ihre Sprache auf ein verhältnißmäßig hohes Alter ſchließen.

Dieſe Sprache iſt ihrem Grundweſen nach altjavaniſch, aber bald ſtärker bald ſchwächer mit indiſchen, dem Sanskrit oder dem Pali angehörigen Culturwörtern verſetzt. Die Miſchungsverhältniſſe ſind in der That ſo ſchwankend, daß von einem Wortſatze des Kawi kaum die Rede ſein kann. Der Fall liegt bier nicht wie im Engliſchen, wo ja auch der Schriftſteller ſo oft die Wahl hat, ob er den germaniſchen oder den romaniſchen Ausdruck wählen will: denn hier ſind ſo und ſo viele romaniſche Wörter in der germaniſchen Sprache eingebürgert. Das Kawi dagegen ſcheint ganz willkürlich den Wortſatz des Sanskrit als einen Theil ſeines eigenen zu behandeln und ſich nur hier und da die fremden Laute mundgerecht zu machen. Das ſogenannte Krâmâ, die vornehme Sprache der heutigen Javanen, hat ſich dann einen Theil dieſer indiſchen Elemente wirklich einverwebt.

Man hat gezweifelt, ob ſich die Sprachen des malaiiſchen Stammes in auf- oder abſteigender Formentwickelung befinden, ob alſo die formenärmſten oder die formenreichſten Sprachen des Stammes den urſprünglicheren Typus darſtellen. Eine grammatiſche Vergleichung des Kawi mit dem heutigen Javaniſch ſpricht entſchieden für die letztere Annahme. In Uebereinſtimmung mit den hochentwickelten Philippinenſprachen weiſt das Kawi noch morphologiſche Formen und grammatiſche Funetionen auf, welche ſeitdem im Javaniſchen verſchwunden ſind.

Gleichwol liegt die Bedeutung jener Sprache nur zum geringſten Theil in ihr ſelbſt; und auch ihre unſelbſtändige Literatur kann nur von ſecundärem Werthe ſein. Für die Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft aber ſollte ſie geradezu epochemachend werden. Wilhelm von Humboldt's bedeutendſtes Werk, Die Kawiſprache auf der Inſel Java, 3 Bde. (Berlin 1836 bis 1839), hat ſie zum Mittelpunkt, und ſo knüpft ſich an ſie einmal die tiefſinnige Abhandlung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues, und dann die eigentliche wiſſenſchaftliche Entdeckung des großen malaio-polyneſiſchen Sprachſtammes, für deſſen grammatiſche Vergleichung das Kawi-Werk noch heute mehr als blos grundlegenden Werth behauptet. *(G. von der Gabelentz.)*

KAYSER (Karl Philipp) gehört einer alten, in der heſſiſchen Rheinpfalz angeſehenen Familie an, aus der zahlreiche Geiſtliche und Schulmänner hervorgegangen ſind. Er war am 18. Nov. 1773 in Enzisheim bei Alzei geboren, hatte ſeine Schulbildung in Grünſtadt und Buchsweiler erhalten und dann in Göttingen ſtudirt. Die Theilnahme an dem dortigen philologiſchen Seminare beſtimmte die Richtung ſeiner Studien. Schon 1793 erlangte er die philoſophiſche Doctorwürde. Die dazu herausgegebene Schrift: Philetae Coi fragmenta quae reperiuntur collegit et illustravit, kann zwar heutigen Anſprüchen in Bezug auf die Unterſuchungen über die Lebensverhältniſſe des Elegikers, auf Anordnung und Verbeſſerung der Bruchſtücke nicht mehr genügen, war aber doch damals immer beachtenswerth und erhielt durch die vorausgeſchickte epistola Chr. G. Heynii ad J. G. Schlosserum eine beſondere Empfehlung. Noch in demſelben Jahre wurde er unter die rheinpfälziſchen Candidaten aufgenommen und 1794 als dritter Schullehrer am reformirten Gymnaſium in Heidelberg angeſtellt. An dieſer Anſtalt iſt er bis zu ſeinem Tode thätig geweſen und nach der Erweiterung derſelben einer der nach der Confeſſion wechſelnden Directoren geweſen, eifrig bemüht, die humaniſtiſche Entwickelung und Förderung der Schüler zu pflegen und zu ſichern. Daneben hatte er ſich an der Univerſität habilitirt, wurde ſchon 1804 als Gehülfe bei der Bibliothek ins Auge gefaßt, ſpäter zum Bibliothekar und zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Mit dem 1804 berufenen Creuzer war er innig befreundet. Im J. 1805 hatte er ſich mit Gertrud Keibel verheirathet, der Tochter eines reformirten Pfar-

Digitized by Google

rers in Mannheim, und dadurch eine energiſche und bedeutende Lebensgefährtin gewonnen, die fortan den Mittelpunkt eines anſehnlichen, durch Zöglinge beſonders aus England und Frankreich erweiterten und durch ausgedehnten geſelligen Verkehr belebten Hauſes bildete. Durch Creuzer traten die Romantiker Tieck, Brentano und deſſen Frau, Arnim, die Gebrüder Boiſſeree der Familie näher. Die reiche muſikaliſche Begabung der Frau ſammelte gute muſikaliſche Kräfte, deren Vereinigung im Wetteifer mit dem mehr der ältere Muſik zugewendeten Thibaut'ſchen Kreiſe ſich mehr der modernen Muſik eines Händel, Gluck, Mozart, Beethoven u. a. widmete. Im J. 1822 war ein Weingut in Wachenheim erworben, wo im Frühjahre und noch mehr im Herbſte zahlreiche Gäſte ſich einfanden und deſſen reiche Erträge die Keller des geräumigen heidelberger Wohnhauſes füllten.

Zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fand er wenig Muße. Im J. 1805 ließ er als eine Art Uebungsbuch für die Anfänger lateiniſcher Lektüre „Intereſſante Erzählungen aus den römiſchen Annalen des Livius" in Erlangen erſcheinen, welche 1824 abermals gedruckt wurden. Mureti institutio puerilis (1807) und deſſelben Scripta collecta (1809) ſollten die Kenntniß des Latein fördern; bei Erasmi institutio hominis christiani (1815) war wol mehr der Inhalt ins Auge gefaßt. Von Schriftſtellern hat er ſich viel mit Cicero beſchäftigt, aber nur ein kleines Programm „Einige Stellen des Cicero" (1827) und Beiträge zu Moſer's Ausgabe von De divinatione et de fato ſind uns überliefert. Dieſe 1828 erſchienene Ausgabe iſt gewidmet C. Ph. Kayser antiquae fidei amico suo von Creuzer und Moſer mit der Bemerkung: Haec inscripseramus antiquae fidei amico valenti, gaudenti florente domo, ludo — nunc inscribenda τῷ μακαρίτῃ. — Nam eheu! cum uxori, liberis, amicis, literis urgente fato eripuit maligna febris ne cum undecim lustra emensum ipso die natali XIV Kalend. Dec. MDCCCXXVII. — Multis ille bonis flebilis occidit, nulli flebilior quam nobis.

Sieben Kinder gingen aus ſeiner Ehe hervor, zwei Söhne, Karl Ludwig, der nachher behandelte Philolog, und Ludwig, der als Diakonus und Vorſtand der Schule in Gernsbach in der Blüte ſeiner Jahre geſtorben iſt, und fünf Töchter, von denen drei verheirathet waren. Der Kayſer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, gedenkt Fr. Jacobs in den Perſonalien S. 292. Noch exiſtirt von ihm ſein ſorgfältig geführtes Tagebuch, das in die Zeit des göttinger Aufenthalts zurückgeht und bis zum Tode 1827 fortgeſetzt iſt in einer Reihe von Bänden; nur die Jahre 1807—9 fehlen. Wie wichtig dieſe Aufzeichnungen für die Verhältniſſe der heidelberger Univerſität und überhaupt für das geiſtige Leben in der Pfalz ſind, ergeben die Mittheilungen des Geheimraths Bartſch in der Feſtrede über die Romantiker und über die germaniſtiſchen Studien 1882. *(F. A. Eckstein.)*

KAYSER (Karl Ludwig), Sohn Karl Philipp's, iſt am 3. Febr. 1808 in Heidelberg geboren. Seine Erziehung erhielt er im älterlichen Hauſe unter der eingehendſten Leitung ſeines Vaters und der etwas unruhigen, immer neue Anforderungen an den Sohn ſtellenden Einwirkung der Mutter. Dieſe Einflüſſe ergaben die Grundzüge ſeiner Jugendbildung, der humaniſtiſchen und der muſikaliſchen; dieſe wurde überdies geweckt und gepflegt durch den Verein, der die Pflege moderner Muſik ſich angelegen ſein ließ. Nachdem er im Mai 1822 confirmirt war, wurde er dem Muſiklehrer Vollweyler in Frankfurt a. M. übergeben, um Theorie der Muſik zu lernen, Klavierſpiel eifrig zu üben, Mathematik zu treiben und daneben auch das Gymnaſium zu beſuchen, an welchem Vömel und Wilhelm Ernſt Weber in friſcher Thätigkeit ſtanden. Aber die Neigung zu Homer mußte unterdrückt, ja im December 1823 das Gymnaſium verlaſſen werden, damit der Knabe ſeine ganze Zeit der Muſik und der Mathematik widmen konnte. Da war von einem frohen Jugendleben, von Verkehr mit Altersgenoſſen nicht die Rede. Im April 1824 kehrte er in das älterliche Haus zurück und beſuchte noch die oberſten Klaſſen des heidelberger Lyceums, wie damals das Gymnaſium hieß. Im Herbſte 1825 wurde er aus dieſem entlaſſen und begann ſeine theologiſchen und philologiſchen Studien unter Creuzer, Bähr und ſeinem Vater. Dem Hiſtoriker Schloſſer blieb er fern, weil der nahe Freund ſeines Hauſes und ſein eigentlicher Lehrer Creuzer dieſem fern ſtand und das Auftreten Schloſſer's, ſeine ganze Behandlung der Geſchichte ihm nicht zuſagte. Er hatte für Creuzer große Pietät, wie ein Sohn für den Vater, und nur ſo läßt ſich die Verbindung mit dem Symboliker bei der für verſtandesmäßige Analyſe angelegten Natur Kayſer's erklären. Im Juli und Auguſt 1826 begleitete der achtzehnjährige Jüngling Creuzer nach Paris, zugleich mit Profeſſor Becker aus Löwen. Aber der Aufenthalt war zu kurz, weil Creuzer die Stadt raſch ſatt hatte, und blieb ohne Ertrag für die philologiſchen Studien, weil Kayſer, der bis dahin viel Zeit auf muſikaliſche Compoſition verwendet hatte, vor allem eine von ihm componirte Meſſe Cherubini überreichen wollte und das muſikaliſche Intereſſe alles andere überwog. — Der Tod des Vaters 1827 veranlaßte eine gewaltige Aenderung der äußern Verhältniſſe. Die rührige Mutter erweiterte das Penſionat und verband es mit einem Inſtitut für Knaben, das in ſeinen fünf Klaſſen dem Gymnaſium bedenkliche Concurrenz machte und wegen ſeiner Ausdehnung die Mitwirkung der ganzen Familie, auch der Töchter, beanſpruchte. Auch unſer Kayſer fand ſofort Verwerthung ſeiner Kenntniſſe als Lehrer; ſpäter trat er wenigſtens dem Namen nach als Director an die Spitze, deſſen wahre Leitung immer die Mutter bis zu ihrem Tode 1843 behielt und das erſt im Jahre 1846 ganz aufhörte.

An der Univerſität hatte er 1827 einen Preis gewonnen durch Bearbeitung der von der philoſophiſchen Facultät geſtellten Aufgabe exhibeatur elogium Jac. Gruteri, eius res exponantur et in rem litterariam cum nostram tum universam merita, die erſte Anregung zur Bearbeitung der Geſchichte der heidelberger Philologie, zu der er ſpäter noch einmal 1865 zurückgekehrt iſt. Zum Druck dieſer Preisſchrift hat er ſich

Digitized by Google

nicht entſchließen können. Im Sommer 1830 beſtand er in Karlsruhe die theologiſche und philologiſche Prüfung. Am 20. Dec. 1830 folgte die Doctorpromotion nach einem insigni cum laude beſtandenen Examen. Am 22. Juni 1831 und zwar mit dem Abſchluſſe ſeiner Erſtlingsarbeit beginnt ſein Tagebuch, das anders als bei ſeinem Vater nur von ſeinen eigenen Studien und zahlreichen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten genaue Kunde gibt.[1]) Ueber Lebensereigniſſe findet ſich wenig. Er hat es gewiſſenhaft fortgeführt bis wenige Tage vor ſeinem Tode, bis zum 1. Mai 1872. Im Anfange 1833 habilitirte er ſich an der Univerſität, am 12. Jan. hielt er ſeine Probevorleſung, am 19. Jan.[2]) disputirte er ad facultatem docendi rite obtinendam über ſieben Theſen, die ſich auf ſeine ſpäteren Studien wie vorbedeutend beziehen. Oſtern 1833 begannen ſeine Vorleſungen. Seit 1835 nahm er freiwillig an der Leitung der Uebungen des philologiſchen Seminars theil, aber erſt 1845 wurde ſeine Einwirkung auf daſſelbe geregelt und officiell ausgeſprochen. Im J. 1841 war er zum professor extraordinarius ernannt; an Gehalt glaubte man bei dem Inſtituts-Director nicht denken zu müſſen; ſpärliche Remunerationen wurden ſpäter wol bewilligt, 1855 auch der erſte feſte Gehalt von 600 Gulden, der ſich langſam ſteigerte und erſt kurz vor ſeinem Tode auf das Dreifache ſich erhob. Bei der Uebernahme der außerordentlichen Profeſſur hat er die Abhandlung de interpolatore Homerico drucken laſſen. Die Uebertragung einer ordentlichen Profeſſur verzögerte ſich bis 1863 und zwar, wie er mir einmal ſchrieb, „infolge ungünſtiger Verhältniſſe“. Daß man den Propheten in ſeinem Vaterlande nicht gelten, daß man einen Lehrer an derſelben Univerſität nicht aufkommen läßt und was ſonſt bei den Kleinlichkeiten des Univerſitätslebens in derartigen Fällen angeführt zu werden pflegt, konnte bei Kayſer nicht der Grund ſein. Auch das Knabeninſtitut und die dadurch bedingte Arbeit konnte niemand vorrücken; es war 1846 aufgelöſt. Seine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen konnten nicht geltend gemacht werden, da er Anſehen nach außen hin ſicher genoß. Wohl fehlte es ihm an der Kunſt ſich geltend zu machen, Anſprüche für ſich zu erheben, aber ſchlimmer wurde die mangelnde Gunſt ſeiner unmittelbaren Amtsgenoſſen, die vielleicht durch den intriguirenden Einfluß eines Einzelnen[3]) ſich fortreißen ließen, die wohlverdiente Ehre und Anerkennung dem Collegen ſo lange vorzuenthalten. Als 1864 Köchly nach Heidelberg berufen war, wurde auch das philologiſche Seminar ſeiner Leitung und alleinigen Verantwortlichkeit übergeben. Kayſer hatte ſich zu einer Mitwirkung beſtimmen laſſen, aus der ihm bei der Selbſtherrlichkeit dieſes Vorſtehers viel Verdruß und mancher ſchwere Druck erwuchs. Beſondere Freude machte ihm 1869 die Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden, mit dem ihn ſein Landesherr nach Vollendung der Ausgabe des Cicero auszeichnete. Schon 1851 war er auswärtiges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in München geworden.

Im März 1837 hatte er ſich mit der Tochter ſeines frankfurter Lehrers Vollweyler verheirathet, aber das junge Paar trat in den Hausſtand der Mutter ein und fand kein häusliches Glück, keine Selbſtändigkeit. Als das Knabeninſtitut aufgelöſt war und ein Erſatz für die Einnahmen geſchafft werden mußte, gründete Frau Kayſer ein Mädchenpenſionat, das unſern Kayſer nöthigte, ſich immer mehr zurückzuziehen und auch ſich 1852 von der Frau zu ſcheiden. Zehn Jahre ſpäter ſchloß er eine zweite Ehe mit Sophie Hilger aus Langenkandel und fand in ihr wahres Lebensglück, weil dieſe Frau nicht blos das Hausweſen umſichtig leitete, ſondern auch Verſtändniß für ſeine wiſſenſchaftlichen Studien beſaß und die muſikaliſchen ſachkundig unterſtützte. Die Hochzeitsreiſe führte ihn nach München und Regensburg, 1864 begleitete Kayſer ſie nach Norderney, 1865 nach der Inſel Sylt, 1871 nach Brückenau. Dies waren durch Geſundheitsrückſichten veranlaßte Reiſen, von denen er ſonſt der gelehrten Arbeit gegenüber nichts wiſſen wollte. Nur muſikaliſche Aufführungen lockten ihn nach den benachbarten großen Städten, kleinere Ausflüge führten zu den Verwandten und Geſchwiſtern, doch beſchränkten dieſe ſich in der Regel auf einen Tag. Dagegen hat er die Philologen-Verſammlungen in Mannheim 1839, Gotha 1840, Bonn 1841, Darmſtadt 1845, Frankfurt, Augsburg und natürlich Heidelberg beſucht. An den Vorträgen und Debatten derſelben hat er ſich nie betheiligt, wohl aber Genuß gefunden in dem engeren Verkehre mit einzelnen Feſttheilnehmern, die ihn beſonders intereſſirten und die ihm angenehme Stunden bereiteten. Die Verſammlungen der mittelrheiniſchen Gymnaſiallehrer, welche in der Pfingſtzeit gehalten werden, hat er ſelten beſucht. Auch an den zahlreichen Vereinen Heidelbergs nahm er nicht theil, nur die 1864 gegründete Philoſophiſch-hiſtoriſche Geſellſchaft machte eine Ausnahme; hier hat er ſelbſt Vorträge gehalten, von denen einer, am 6. Juni 1863 gehalten, über Pindar nach ſeinem Tode gedruckt iſt.[4]) Bei ſolcher Neigung iſt es erſt recht erklärlich, daß er ſich um die Weltereigniſſe nicht kümmerte; höchſtens daß die badiſche Revolution 1849 und der Deutſch-franzöſiſche Krieg einen früheren Schluß der Vorleſungen veranlaßt haben, findet in ſeinem Tagebuche eine Erwähnung.

In ſtiller, emſiger Thätigkeit vergingen ihm Jahr um Jahr. Er hatte ſich in einem großen Gartenſaale einquartiert mit ſeinen Büchern und Collectaneen, aber auch mit ſeinem Inſtrument. Hier hielt er ſeine Vorleſungen, hier ſammelte er auch ſonſt die Studirenden um ſich zu Uebungen und gemeinſamer Lectüre; daß die ihm näher ſtehenden auch auf Spaziergängen um ihn waren, iſt

1) Die auf die Homeriſchen Studien bezüglichen Aufzeichnungen hat Uſener S. XXVII fg. zuſammengeſtellt. 2) Nicht Mai, wie Stark ſagt. 3) Uſener S. XXV ſpricht ſich offen darüber aus.

4) In Maſius' Jahrb. für Pädagog. 1875 S. 530—542. Schon früher (1865) hatte er in der Feſtſchrift zur Begrüßung der Philologen-Verſammlung die heidelberger Philologen des 16. Jahrh., beſonders Xylander und Sylburg, behandelt.

Digitized by Google

ſelbſtverſtändlich. Obſchon ſeine Lehrthätigkeit im Inſtitut viel in Anſpruch genommen wurde, trat dieſelbe doch an der Univerſität hervor, zumal hier viel gut zu machen war, was die Unfähigkeit der Collegen und die ſchwache Vorbildung der Studirenden verſchuldet hatte. Eine lebhafte Schilderung davon hat als dankbarer Schüler Uſener[5]) gegeben und beſonders hervorgehoben, wie Kayſer den häuslichen Fleiß in Bewegung geſetzt, wie er zum Denken, Prüfen und Urtheilen angeleitet habe. Seine Vorleſungen umfaßten ein weites Gebiet: Grammatik, wobei lateiniſche und griechiſche Schreibübungen regelmäßig veranſtaltet wurden, Metrik, die er ſeit 1835 achtzehnmal geleſen und wiederholt umgearbeitet hat, griechiſche und römiſche Antiquitäten, Epigraphik, Geſchichte der griechiſchen Poeſie, einmal auch Archäologie. Nicht minder zahlreich waren die Schriftſteller, die er zu erklären pflegte, die claſſiſchen Dichter der Griechen, darunter beſonders Pindar, Aeſchylos, Sophokles und Ariſtophanes; die Redner, Ariſtoteles und ſogar Pauſanias; von den Lateinern Plautus, Terenz, die Satiriker und Elegiker, von den Proſaikern Cicero beſonders in den rhetoriſchen Schriften, aber auch Quintilian und den Agricola des Tacitus. Eine Eigenthümlichkeit war es, daß er gegen Ende des Halbjahres mit den beſten ſeiner Zuhörer an einem Nachmittage ein ganzes Stück des Sophokles oder Plautus las und daß er für die Metrik und die grammatiſchen Uebungen auf Sammlung von Beiſpielen drang, welche eingeliefert werden mußten. Die geringen Leiſtungen der Landesgymnaſien nöthigten ihn ſogar zu einer beſondern Anweiſung und Einprägung der griechiſchen Accentlehre.

Manche ſchriftſtelleriſche Arbeit, die er früh geplant hatte, iſt nicht zur Ausführung gekommen. So ein Werk über Homer, über griechiſche Literaturgeſchichte, eine Geſchichte der griechiſchen Poeſie und Metrik, eine Geſchichte der Grammatik, eine Vita Ciceronis. Einerſeits nöthigten ihn die äußern Verhältniſſe zu der Uebernahme zahlreicher Recenſionen, die in den verſchiedenſten Zeitſchriften ſich finden und oft die Stelle ſelbſtändiger Aufſätze vertreten können, meiſt Vor- oder Ausläufer ſeiner größeren Arbeiten waren. Uſener hat ſich die Mühe gegeben, ſie, 157 an der Zahl, zu verzeichnen; ebenderſelbe hat auch die Ausgaben und Abhandlungen nach der Reihenfolge der Jahre zuſammengeſtellt.[6]) Gelegenheitsſchriften zu Creuzer's Geburtstage, 1841, über Hordeonius Lollianus oder zu deſſen vierzigjährigem Profeſſor-Jubiläum 1844 de pinacotheca quadam Neapolitana haben geringeren Umfang; auch die Mittheilungen aus Handſchriften der heidelberger Bibliothek, die ihn ſogar veranlaßten, in den Acta seminarii philologici Heidelbergensis 1839 darauf bezügliche Arbeiten der Seminariſten mit eigenen Anmerkungen zu einem erſten Hefte zuſammenzuſtellen, denen jedoch ein zweites nicht gefolgt iſt.

Eine ganze Reihe von Schriften bezieht ſich auf Philoſtratos vom J. 1831—1871. Die Wahl dieſes Schriftſtellers war ohne Zweifel unter dem Einfluſſe Creuzer's und der Romantiker geſchehen. Die Erſtlingsſchrift iſt notae criticae in Philostrati vitas sophistarum; dann folgten 1838 vitae sophistarum mit großem kritiſchen Apparate und eingehenden Erklärungen, beſonders aus der Geſchichte der Sophiſten[7]); 1840 liber de gymnastica, eigentlich nur Theile der Abhandlung, welche der Sophiſt *Γυμναστικός* betitelt hatte und deren Bruchſtücke Kayſer aus florentiner und münchener Handſchriften mit ſicherm Blicke entdeckte, zuerſt herausgab und erklärte. Auf Villemain's Betrieb war 1840 Minoides Mynas zur Aufſuchung von Handſchriften nach Griechenland und Konſtantinopel geſchickt und hatte auch den *γυμναστικός* mitgebracht, aber die Handſchrift iſt verſchwunden (wahrſcheinlich nach England verkauft wie Babrios), nur Abſchriften von der Hand des Griechen ſind vorhanden und danach zuerſt von Mynas ſelbſt ſehr nachläſſig, dann von Daremberg 1858 der vollſtändige Text herausgegeben und ſchließlich auch noch von Kayſer in die leipziger Ausgabe 1871 aufgenommen und dabei die Arbeiten von Cobet, Guttmann und Volkmar benutzt. Im J. 1844 erſchien die Geſammtausgabe des Philoſtratos in Zürich[8]), die 1853 einen neuen Titel als editio secunda erhalten hat; ſie iſt mit Recht Fr. Jacobs gewidmet. Wenn Kayſer in dieſer Widmung die Ausgabe als eine recensio Philostrati bezeichnet, ſo dürfen wir den Ausdruck nicht in dem Sinne faſſen, in welchem nach dem Vorgange großer Meiſter die moderne philologiſche Kritik ihn faßt. Es iſt allerdings mit großem Fleiße ein handſchriftliches Material zuſammengebracht und aus genauer Bekanntſchaft mit der Darſtellungsweiſe des Schriftſtellers vieles verbeſſert, aber es fehlt die Sicherheit in der Schätzung der Handſchriften und in der Handhabung diplomatiſche Kritik und daraus folgt die Mangelhaftigkeit, die Creuzer's Schule und ſelbſt die Freundſchaft eines L. Spengel nicht beſeitigen konnte. Das tritt auch noch in der letzten Ausgabe (Leipzig 1870/1871, bei Teubner, 2 Bde.) hervor, ſo ſehr man auch die unausgeſetzte Arbeit an dieſer Lebensaufgabe anerkennen muß.

Einen gleichen Abſchluß haben die Homeriſchen Studien nicht gefunden. Wie wir jetzt durch Uſener's Mittheilungen aus dem Tagebuche wiſſen, hat er ſie im Auguſt 1831 begonnen, die Dichtungen immer wieder genau ſtudirt, die einzelnen Theile derſelben nach allen Seiten hin verglichen und doch haben wir außer zahlreichen Recenſionen nur zwei kleine gehaltvolle Abhandlungen de diversa Homericorum carminum ori-

5) Homeriſche Abhandlungen S. XXII. 6) Homeriſche Abhandlungen S. XXXIV—XLVIII. Die Zweifel über die Plutarchea aus dem J. 1837 löſen ſich; der Aufſatz ſteht im 5. Bande der Supplemente zu Jahn's Jahrbüchern S. 84—113.

7) Gründlich beſprochen von Spengel in den Münchener Gel. Anz., 1838, Nr. 242—248 und von Bernhardy in der Halliſchen Allg. Literaturzeitung 1839, Nr. 43 fg., gegen den er eine Antikritik verfaßt hat. Jahn's Symbolae ad emendandum Ph. librum de vitis sophist. hatte Kayſer in der Zeitſchr. für Alt. Wiſſenſch., 1839, S. 211—219 recenſirt. 8) Selbſtanzeige in Heidelb. Jahrb. (1846) S. 774 und im Philol. XXI, 226. 395, von Preller in der Jenaer Allg. Literaturzeitung (1846) Nr. 116—118; Schanz im Rhein. Muſ. (1883) S. 305.

Digitized by Google

gine (1835) und de interpolatore Homerico (1842), außerdem aus ſeinem jetzt in Karlsruhe befindlichen Nachlaſſe zwei Abhandlungen: Verſuch einer Geſchichte des Homeriſchen Epos (1843), Betrachtungen über $H\,\Theta\,K$ (nicht Γ), welche Uſener veröffentlicht hat in der Homeriſchen Abhandlung (Leipzig 1881), dann auch aus der Recenſion von Hoffmann's Quaestiones Homericae ein Aufſatz über die Anwendbarkeit proſodiſcher Beobachtungen zu Schlüſſen über die Entſtehung der Homeriſchen Epen hinzugefügt iſt. Dieſe Zuſammenſtellung iſt höchſt verdienſtlich, weil ſie endlich die Selbſtändigkeit der Forſchungen Kayſer's in das rechte Licht ſtellt und in weiteren Kreiſen verbreitet. Mag auch die Anſicht, daß *A—H*, 16 das älteſte Stück der Ilias ſei, keine Billigung finden, ſo werden wir in der Hypotheſe über die Diaſkeuaſe der Odyſſee nicht blos eine Vorläuferin der Auffaſſung Kirchhoff's finden, ſondern auch reichhaltigere und richtigere Beobachtungen über die Reihenfolge (Noſtos, Telemachie und Rache). — Auf Pindar bezogen ſich die lectiones Pindaricae (1840) und eingehende Recenſionen; auf die Redner Aufſätze im Rheiniſchen Muſeum, in Fleckeiſen's Jahrbüchern oder in den Münchener Gelehrten Anzeigen.

Das Zuſammenleben mit dem ſeit 1841 nach Heidelberg berufenen und ihm ſchon vorher befreundeten L. Spengel führte in dem eifrigen *συμφιλολογεῖν* auch unſern Kayſer zu neuen Studien, die dem Freunde näher lagen, zu den Philoſophen, voran zu Ariſtoteles und zu den Rhetoren. Sie laſen Pauſanias zuſammen und Kayſer gab kritiſche Beiträge im Rheiniſchen Muſeum und in mehrern Jahrgängen der Zeitſchrift für A.-W., und mit Schubart, dem Herausgeber des Periegeten, ſtand er in eifrigem Briefwechſel. Ergebniſſe für Sextus Empiricus liegen in einigen Zeitſchriften; von Ariſtoteles beſchäftigte ihn die Politik und die Rhetorik in Vorleſungen. Als 1854 Cornifici rhetoricorum ad C. Herennium libri IV. (Leipzig bei Teubner) erſchienen [9]), widmete er ſie Leonardo Spengel amico unice caro, dem er die Anregung verdankte. Die drei Dinge, welche bis dahin der Herſtellung des Textes am meiſten geſchadet, incuria editorum in Bezug auf res, verba und codices, hat er hauptſächlich ins Auge gefaßt; bei den res ſind die rhetoriſchen Erklärungen vorwiegend und hierin bieten die notae einen Reichthum techniſcher Aufſchlüſſe, der noch immer nicht genug beachtet iſt, weil die Präciſion der Faſſung ein ſorgfältiges Studium verlangt. Für die Herſtellung des Textes hat Kayſer einen reichen handſchriftlichen Apparat zur Hand, den er ſogar in Familien vertheilt hat, denn dieſe rhetoriſche Schrift iſt zu allen Zeiten im Mittelalter viel geleſen und deshalb auch viel interpolirt. Eine Vereinfachung des Variantenwuſtes wird hier nichts ſchaden. Weil Kayſer ſchon ſeit 1851 in den Münchener Gelehrten Anzeigen, bei Fleckeiſen und in den Heidelberger Jahrbüchern bei der Anzeige von Cicero-Ausgaben vielfache Verbeſſerungen zu dieſem Schriftſteller mitgetheilt hatte, erſchien er beſonders berufen bei der neuen Ausgabe, die in Tauchnitz' Verlage ſeit 1860 begonnen wurde, als Mitarbeiter zu Baiter hinzuzutreten. Beide Gelehrte ſind an dem erſt 1869 vollendeten Werke gemeinſam thätig geweſen. Von den 11 Bänden kommt der erſte und zweite unter dem beſondern Titel opera rhetorica, der dritte bis fünfte die orationes und im elften orationum fragmenta und orationes suppositiciae zunächſt auf Kayſer's Antheil. Jedem Bande iſt eine adnotatio critica vorausgeſchickt, in welcher über die Hülfsmittel und die einzelnen kritiſchen Beiträge genau berichtet wird. Im Cicero iſt die Annahme von Interpolationen von Kayſer zu weit getrieben. — Die gründliche Betrachtung der neueren Arbeiten über Plautus und Terenz hat ihn in kritiſchen Zeitſchriften beſchäftigt.

Der Gratulationsſchrift über Hordeonius Lollianus 1841 liegt eine bis dahin noch nicht herausgegebene atheniſche Inſchrift zu Grunde. Noch mehr hatten ihn Creuzer, die heidelberger Sammlungen und die dort immer neuen Entdeckungen auf römiſche Epigraphik geführt, über die er auch öfter geleſen hat. Aber der Stubengelehrte war ohne Empfänglichkeit für die Anſchauung neuer Ausgrabungen und deren wiſſenſchaftliche Regelung. Lefman erzählt, daß Kayſer auch dem glänzenden Aufſchwunge der neueren Sprachwiſſenſchaft viel mehr als blos beobachtende Theilnahme gewidmet habe.

Aber der Philolog hatte neben ſeinen Büchern auch ſein Klavier ſtehen und übte außerdem Muſik in einem größeren Kreiſe von Damen und Herren und zwar ſelten gehörte größere Stücke von Händel, Gluck und Mozart. Kayſer war hier mehr als Dilettant, er war auch auf dieſem Gebiete Kenner und Kritiker auf der Unterlage unſerer claſſiſchen Periode und deshalb auch in Widerſpruch mit der anſpruchsvollen Zukunftsmuſik. So treffen wir ihn in der Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung mit einem Aufſatze über die Aufführung der Oratorien Händel's, über deſſelben Paſſion, wobei Bach's Arbeiten in Vergleich geſtellt werden, über Gluck's Orpheus und über Richard Wagner's Behandlung einer Gluck'ſchen Oper in Bezug auf die Interpolationen in der Iphigenia in Aulis. Auch Recenſionen muſikaliſcher Werke hat er öfter geſchrieben.

Bei dem Muſikfeſte in Darmſtadt 1868 trat plötzlich in einem ſtarken Krampfanfalle die Nierenkrankheit auf, die fortan an ſeinem Leben zehrte. Er arbeitete ihr entgegen durch ſtrenge Regelung ſeines täglichen Lebens und durch Vermeidung jeder Störung in demſelben. Er war aber alt geworden, die Arbeitskraft nahm ab, Heiſerkeit und leichte Neigung zur Grippe ſtellten ſich ein. Dies nöthigte ihn, ſeine Vorleſungen im Winterhalbjahre früher als ſonſt abzubrechen. Am 4. Mai 1872, einem Sonnabend, hatte er vormittags ſein Seminar und am Abend ein Doctor-Examen abgehalten, ohne daß die Anweſenden etwas Auffälliges an ihm bemerkten. Und ſo verging auch der Vormittag des folgenden Sonntags, 5. Mai, ohne Ahnung der bevorſtehenden Scheideſtunde. Gleich nach Tiſche iſt er kaum in ſein Studirzimmer zurückgekehrt, da wird er von heftigen Krämpfen ergriffen,

9) Spätere Kritik im Philol. XII, 271—279.

Digitized by Google

man ruft ſeinen Arzt, und der kommt nur, um die letzten Athemzüge des Sterbenden zu vernehmen. Am 7. Mai wurde er unter allgemeiner Betheiligung an dem Leichenzuge begraben; ſein College Stark ſprach am Grabe beredte Worte im Namen der Univerſität, auch einer ſeiner Schüler rief ihm Dankesworte in die Gruft nach.

Wer ihn perſönlich gekannt hat, wird die edle milde Perſönlichkeit, den ſtillen beſcheidenen Mann, den Anachoreten mit dem humoriſtiſchen Anfluge nicht vergeſſen. Als Lehrer hat er reiche Saat geſäet, als Schriftſteller durch tüchtige Arbeiten ſeines Namens Gedächtniß für alle Zeiten geſichert.

Vgl. K. B. Stark, Erinnerung an Prof. Dr. K. L. Kayſer (beſonderer Abdruck aus den Heidelberger Jahrbüchern XXV) Nr. 26, 27, S. 401—422 (Heidelberg 1872). Das Schriftchen hat in Stark's Vorträgen und Aufſätzen keine Aufnahme gefunden, obwol Biographiſches, das dort zuſammenſteht, mit Archäologie und Kunſtgeſchichte auch nicht zuſammenhängt. Nekrolog in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung (1872, Nr. 15 von — fn. — d. h. Leſman). Uſener, vor den Homeriſchen Abhandlungen (S. III—XLVIII), hat mit Liebe und Treue zu einer gerechteren Würdigung Kayſer's weſentlich beigetragen. *(F. A. Eckstein.)*

KAYSLER (Adalbert Bartholomäus), wurde am 24. Sept. 1769 in Landeck, dem in der Nähe von Glatz gelegenen Badeorte, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem aus einem Jeſuitencollegium hervorgegangenen katholiſchen Gymnaſium in Glatz, mit dem ein Convictorium verbunden war. Dann bezog er die Leopoldina in Breslau und zeichnete ſich hier ſo aus, daß er bald an das Gymnaſium in Sagan, das damals noch als eine zur Univerſität vorbereitende Anſtalt beſtand, und von da nach Oppeln verſetzt wurde, wo ein Exjeſuit Rector war. Auch hier blieb er nicht lange, weil er als ordentlicher Profeſſor an die Univerſität Breslau berufen wurde. Dieſe Stelle legte er 1803 nieder und benutzte die Muße zu einem Aufenthalte in Göttingen und Berlin. Im J. 1804 habilitirte er ſich in Halle mit Vertheidigung der Schrift „De philosophiae forma" und begann ſeine neue akademiſche Thätigkeit mit Vorleſungen über die Naturphiloſophie Schelling's. Auf dieſelbe bezogen ſich auch die Schriften: „Beiträge zur kritiſchen Geſchichte der neuen Philoſophie" (Halle 1801) und „Ueber die Natur in Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes" (Berlin 1804). Noch ein halbes Jahr lehrte mit ihm Steffens und wurde ſein Freund. In Halle that er auch den Schritt, zu dem ihn ſeine innerſte Ueberzeugung und gründliches Studium geführt und den er, wie ſich aus den Verfolgungen der katholiſchen Geiſtlichkeit vermuthen läßt, ſchon länger vorbereitet hatte; er trat aus der Kirchengemeinſchaft, in welcher er geboren und erzogen war und ging zur reformirten Kirche über.[1]) Unter dem Schutze der Behörden kehrte er 1806 nach Breslau zurück, allwo er zum Profeſſor (dieſen Titel führten die drei erſten Lehrer) und Directionsgehülfen der Friedrichsſchule ernannt wurde, denn die Direction führte der erſte Geiſtliche der reformirten oder Hofkirche. Die Schule, als Realſchule gegründet, wurde durch Kaysler's Bemühungen in ein Gymnaſium verwandelt und 1812 als ſolches anerkannt. Zu gleicher Zeit wurde das Alumnat aufgehoben. Erſt 1815 wurde Kaysler alleiniger Director, der das große Glück hatte, tüchtige Mitarbeiter zu finden, unter denen Schaub, ſpäter Provinzial-Schulrath in Magdeburg, und der früh verſtorbene Kephalides hervorzuheben ſind. Die Schule gelangte raſch zu großer Blüte; eine Anerkennung zeigte das beim Reformationsfeſte 1817 auf Kaysler's Veranlaſſung geſtiftete Schülerſtipendium. Einzelne Schulprogramme hat er 1814 und 1820 (über Plato's und Goethe's Pädagogik) geſchrieben, auch einige Schulreden veröffentlicht. Daneben hatte er bei der Vereinigung der Univerſitäten Frankfurt und Breslau eine ordentliche Profeſſur in der philoſophiſchen Facultät und die Leitung des pädagogiſchen Seminars übernommen. Auch ſeine literariſche Thätigkeit hat neben dieſem dreifachen Amte nicht geruht. Es erſchien 1812 „Einleitung in das Studium der Philoſophie" (Breslau), „Grundſätze der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie" (Halle 1816), „Begriff der Ethik als Wiſſenſchaft" (Breslau). War auch der ſpeculative Philoſoph manchen ungenießbar, ſo verſchaffte doch ſein edler Charakter und die ſtrenge Reinheit ihm zahlreiche Freunde ſelbſt in einer Zeit, wo die Parteiungen in Breslau leidenſchaftlich hervortraten. Es drehte ſich der Kampf hauptſächlich um das Turnen, das namentlich von Steffens als ſtaatsgefährlich verdächtigt, von andern allzu hitzig mit allerlei Schwärmereien verfochten war. Steffens[2]) hat einen einſeitigen Bericht über dieſe Turnſtreitigkeiten gegeben, weil er ſich rechtfertigen will. Auch Kaysler ergriff in dieſer Fehde das Wort in der Schrift: „Würdigung der Turnkunſt nach der Idee" (1818) und ſprach ſich entſchieden gegen Steffens aus, ruhiger als Paſſow mit ſeinem „Turnziel", das dieſer mit längerer Gefängnißſtrafe büßen mußte. Kaysler hatte einen großen Kreis der wackerſten Männer gewonnen, die ſich ſeiner Freundſchaft rühmten und zu ſeiner edeln und hohen Seele mit Anhänglichkeit aufſchauten. Ueber ſeine Verheirathung kann ich nichts berichten, als daß ſie am 2. März 1806 vollzogen war. Die Vielſeitigkeit und Gründlichkeit ſeines Wiſſens haben alle anerkannt, auch die Studirenden, die gern bei ihm hörten. Eine langwierige Krankheit erſchöpfte ſeine Kraft zu früh; er ſtarb am 12. Dec. 1821 ſanft und ruhig, oculis tabulae Redemptorem nostrum referenti infixis, absque cruciatu, absque angore deoque lubens reddidit animam, qua sanctiorem terrae non tulere. So ſagt ſein Freund[3]) Paſſow in der „Memoria", die er dieſem Collegen in dem „Index scholarum" für das Sommerhalbjahr 1822 widmete. Sie iſt in den „Opuscula academica" S. 330 abgedruckt. *(F. A. Eckstein.)*

1) Fr. Paſſow's Leben S. 240.

2) Was ich erlebte IX, 27 fg. Paſſow's Leben S. 250 fg.

3) Zeugniſſe dieſer Freundſchaft bietet Paſſow's „Tagebuch aus dem Gefängniſſe" auf jeder Seite.

Digitized by Google

KAZIKE, im Spaniſchen caçique, bezeichnet Häuptling, Oberhaupt, alſo daſſelbe wie das franzöſiſche chef, ſpaniſche jefe, arabiſche Scheich. Das Wort haben die Spanier der Sprache der ehemaligen Bewohner San-Domingos entnommen, und es gelangte mit den Spaniern nach Mejico, den mittelamerikaniſchen Staaten und bis weit nach Südamerika hinein. Bei des Cortez Ankunft in Mejico führten angeblich aber ſchon die Ortsvorſtände dieſen Titel, und die durch die Azteken von einem Meere zum andern unterworfenen Länder hatten ihre angeſtammten Häuſer als Kaziken behalten dürfen. Noch gegenwärtig führen in Mejico und Guatemala die Vorſtände von Gemeinden, welche blos aus Indianern beſtehen, officiell den Namen Kazike. — Oviedo ſagt in ſeiner Historia de las Indias, Theil IV, 1855, p. 595: Caçique, Herr, abſoluter Chef oder König in einer Provinz oder einem Staate. Jetzt gebraucht man das Wort nur bei einzelnen Volksſtämmen im öſtlichen Cuba, um den Verwalter eines Ayuntamiento oder Bezirks zu bezeichnen. Man ſagt auch Regidor caçique.

(G. A. von Klöden.)

KAZINCZY (Franz von), einflußreicher ungariſcher Schriftſteller, der Sproſſe einer alten ungariſchen Adelsfamilie reformirter Confeſſion, geb. am 27. Oct. 1759 in Ér-Semlyén im Biharer Comitate, erhielt ſeine erſte Erziehung im älterlichen Hauſe, worauf er 1766 die Schule von Debreczin, 1768 (der deutſchen Sprache wegen) die von Käsmark beſuchte, und 1769—1779 ſeine Gymnaſial- und akademiſchen Studien in Sárospatak abſolvirte. Mit beſonderer Vorliebe las er hier die lateiniſchen Dichter, die Lieder des Anakreon und deutſche und franzöſiſche Dichter, ſofern er derſelben habhaft werden konnte, denn beſonders deutſche Bücher waren in Sárospatak ſehr ſelten. Außerdem beſchäftigte er ſich fleißig mit ungariſcher Geſchichte, als deren Hauptquelle ihm Georg Pray's lateiniſch geſchriebene „Annalen" zugänglich waren. Noch auf der Schule verfaßte und veröffentlichte er, 15 Jahre alt, ſein erſtes Buch: „Magyarország geographika azaz földi állapotjának Lerajzolása" (Geographie von Ungarn, d. h. Beſchreibung ſeines Bodens, Kaſchau 1775), eine übrigens ganz werthloſe kleine Compilation; — dem bald ein zweites folgte, die Ueberſetzung von Beſſenyei's Deutſch geſchriebener Erzählung „Die Amerikaner" unter dem Titel: „Az Amerikai podoc és Kazimir keresztyén vallásra való megtérése" (Die Bekehrung des amerikaniſchen Kaſimir zum Chriſtenthum, Kaſchau 1776).[1] Nachdem er in Sárospatak ſeine juriſtiſchen und theologiſchen Studien beendet hatte, begab er ſich 1779 nach Kaſchau, um die juriſtiſche Praxis anzutreten, und von hier nach einem zweijährigen Aufenthalte zu demſelben Zwecke nach Eperies, wo er ein Jahr blieb. Im J. 1782 kam er als Juriſt nach Peſt, wirkte einige Zeit im Dienſte des Comitats Abauj und wurde im J. 1786, als die Regierung die Regelung des ungariſchen Schulweſens in Angriff genommen, zum Schulrath ernannt. Sein Diſtrict umfaßte die Comitate Zipſen, Sáros, Zemplin, Ung, Bereg, Gömör, Torna, Abauj, Borſod, Hewes, Jazygien und Klein-Kumanien.[2]

Während dieſer Zeit ſetzte Kazinczy mit ruheloſem Fleiße und ſtets wachſender Begeiſterung ſeine ſprachlichen und literariſchen Studien fort. Da er nun der deutſchen Sprache vollſtändig mächtig war, begeiſterten ihn beſonders die neueſten Erzeugniſſe der deutſchen Literatur, welche er ſich während ſeines wiederholten kurzen Aufenthalts in Peſt und Wien zu verſchaffen wußte, vor allem Geßner's Idyllen, Klopſtock's Meſſias, Stolberg's Gedichte, Wieland's Muſarion, Grazien und Diogenes von Synope u. a. Von den neueſten Erzeugniſſen der ungariſchen Literatur waren beſonders Báróczy's Marmontel-Ueberſetzung ihrer eleganten Sprache und Baróti's Gedichte durch ihre antiken Formen von nachhaltiger Wirkung auf ſeinen Geſchmack.

Fünf Jahre (1786—1791) war Kazinczy Schulrath. Während dieſer Zeit bereiſte er wiederholt ſeinen Bezirk und knüpfte mit den hervorragendſten Männern ſeiner Zeit perſönliche Verbindungen an. So gering die Muße war, welche ihm ſeine Amtsthätigkeit geſtattete, ſo reich und vielſeitig war Kazinczy's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und die perſönliche Einwirkung, welche er beſonders durch ſeinen erſtaunlich fleißigen und gehaltvollen Briefwechſel auf ſeine Zeitgenoſſen ausübte. Während ſeiner Amtszeit erſchienen von ihm: Geßner's Idyllen überſetzt (Kaſchau 1788), Bácsmezeinek összreszedett levelei (Báczmezei's geſammelte Briefe, daſ. 1789), die freie Bearbeitung eines übrigens unbedeutenden deutſchen Wertherromans („Adolf's geſammelte Briefe", Leipzig 1778), welche beſonders durch die ſorgfältig gefeilte Sprache und den eleganten Stil außerordentlichen Beifall fand[3]); und als Frucht ſeiner amtlichen Thätigkeit, in ungariſcher und deutſcher Sprache, die „Rede bei der Einſetzung der Königl. Nationalſchulen-Viſitatoren des kaſchauer Literärbezirks in ihr Amt, den 20. Dec. 1789, Kaſchau".

Im J. 1787 verband ſich Kazinczy mit Baróti und Bacſányi zur Herausgabe einer literariſch-kritiſchen Zeitſchrift[4]), welche 1788 in Kaſchau unter dem Titel: „Magyar Muzeum" (Ungariſches Muſeum) erſchien. Da jedoch Bacſányi bei der Redaction des „Muſeum" mit großer Willkür vorging, zog ſich Kazinczy im J. 1789 von demſelben zurück[5]) und gründete im J. 1790 eine

1) Beide Bücher verdanken ihre Entſtehung zunächſt dem Wunſche der Aeltern, die, nach damaliger Sitte, eine Jugendſchrift des begabten Knaben gedruckt zu veröffentlichen wünſchten.

2) Sein Gehalt betrug anfangs 600 fl., ſeit 1789 1500 fl. Vier Gehülfen waren ihm untergeordnet. Kazinczy betont wiederholt, daß ihn nicht das Gehalt, ſondern der große und wichtige Wirkungskreis des Amtes bewogen, daſſelbe anzunehmen. Oberſter Schulverweſer des kaſchauer Bezirks und als ſolcher Kazinczy's Chef war Graf Ludwig Török, deſſen Tochter er ſpäter heirathete. 3) Neu herausgegeben mit einer literarhiſtoriſchen Einleitung von Guſtav Heinrich (Budapeſt 1878). 4) Als Muſter ſchwebte ihnen Nicolai's „Deutſche Bibliothek" vor. 5) In den erſten zwei Jahrgängen des „Muſeum" erſchienen von Kazinczy Ueberſetzungen aus Klopſtock's Meſſias, aus Geßner's Idyllen und aus

eigene Zeitſchrift: „Orpheus", welche er unter dem Pſeudonym Vinzenz von Széphalom in Kaſchau herausgab. Doch erſchienen von dieſer Zeitſchrift blos acht Hefte in zwei Bänden, da die Theilnahme des Publikums eine ſehr ſchwache war.[6])

Inzwiſchen hatte Kaiſer Joſeph's II. Tod wie im ganzen Lande ſo auch in Kazinczy's Leben wichtige Veränderungen im Gefolge. Am 12. April 1791 enthob die Statthalterei Kazinczy ſeines Amtes, weil er nicht katholiſch war, vertröſtete ihn aber auf die Zukunft. Kazinczy that jedoch keine Schritte, um ein neues Amt zu erlangen, ſondern trat ins Privatleben zurück und widmete ſich ganz der Schriftſtellerei. Die Hebung der Literatur war das Hauptziel ſeiner raſtloſen Wirkſamkeit. Zu dieſem Zwecke hielt er ein Doppeltes für dringend nothwendig: einmal ſollte der Geſchmack des Publikums geläutert und für die Würdigung wirklich claſſiſcher Schöpfungen empfänglich gemacht werden; dann aber war die ungariſche Sprache, welche infolge langer Vernachläſſigung ungelenk und ärmlich geworden war, ſtofflich zu bereichern und formell zu bilden. Beide Ziele wähnte Kazinczy am ſicherſten und mit verhältnißmäßig geringeren Schwierigkeiten durch geſchmackvolle und ſorgfältig gearbeitete Ueberſetzungen der claſſiſchen Schöpfungen des Auslandes zu erreichen. Deshalb widmete er ſelbſt den größten Theil ſeiner literariſchen Wirkſamkeit der Ueberſetzung ausländiſcher Dichtungen und ſpornte auch ſeine Zeitgenoſſen zu ähnlichen Leiſtungen an; deshalb verwendete er auch erſtaunlich viel Fleiß und Sorgfalt auf dieſe Ueberſetzungen[7]), bei denen er ſeinen eigenen hochgeſpannten Anſprüchen nur ſchwer zu genügen vermochte. Das Ziel, das ihm vorſchwebte, hat Kazinczy mittels ſeiner literariſchen Wirkſamkeit vollſtändig erreicht: der Geſchmack des Publikums hob ſich ſichtlich, die vorzüglichſten Schöpfungen des Auslandes wurden jedem Magyaren zugänglich, die ungariſche Sprache entwickelte ſich in rapider Umgeſtaltung zu einem vollſtändig entſprechenden Vehikel jedes ſchriftſtelleriſchen, beſonders auch jedes dichteriſchen Strebens.

Von 1790—1794 erſchienen folgende Arbeiten Kazinczy's: Shakeſpeare's „Hamlet, wie er bei uns die Breter zu betreten vermag", nach Schröder's deutſcher Bearbeitung (Kaſchau 1790). — „Helikoni virágok" („Blumen vom Helikon"), Almanach auf das Jahr 1791 (Preßburg), in Verbindung mit Anyos, Dayka, Péczeli, Verſeghy u. a. — „Lanaſſa, Schauſpiel in vier Acten von Lemierre", aus dem Deutſchen (Kaſchau 1793). — Herder's „Paramythien", überſetzt (Wien 1793). — Wieland's „Diogenes von Synope", überſetzt (Peſt 1793).[8]) — Goethe's „Stella" und Veit Weber's „Blinder Sänger" (Preßburg 1794). — Vollendet waren, blieben aber vorläufig und theilweiſe auf immer ungedruckt, die Ueberſetzungen folgender Werke: Klopſtock's „Meſſias", Geſang I—X in Proſa und Geſang I in Jamben; Wieland's „Grazien"; Leſſing's „Emilie Galotti"; Shakeſpeare's „Macbeth" und „Hamlet" in neuer Bearbeitung; Goethe's „Geſchwiſter" und „Clavigo"; Molière's „Médecin malgré lui" und „Erzwungene Heirath"; Metaſtaſio's „Themiſtokles"; Geßner's „Idyllen" in vollſtändig neuer Bearbeitung und „Die Oekonomie der Natur" nach einem damals ziemlich beliebten deutſchen Original.[9])

Die Uebertragung zahlreicher Theaterſtücke hängt mit den Tendenzen des merkwürdigen ungariſchen Reichstags von 1790 zuſammen, der die Förderung der Nationalſprache und des nationalen Theaters als eine Hauptaufgabe des Staates bezeichnete. In der Theaterfrage ſpielte Kazinczy in Verbindung mit Graf Paul Ráday die wichtigſte Rolle, wenn auch ſeine Bemühungen zunächſt ohne thatſächlichen Erfolg blieben.

Mitten in dieſer reichen und fruchtbaren Wirkſamkeit traf Kazinczy ein ebenſo unvorhergeſehener als ſchwerer Schlag: er wurde am 14. Dec. 1794 zu Regmecz (Comitat Abauj) im Hauſe ſeiner Mutter plötzlich verhaftet und der Theilnahme an der ſogenannten Verſchwörung des Biſchofs Martinovics beſchuldigt. Am 8. Mai des folgenden Jahres wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, wurden Kazinczy und einige ſeiner Mitangeklagten, in Anbetracht mildernder Umſtände, zu Feſtungsſtrafe von unbeſtimmter Dauer, „bis ſie hinlängliche Beweiſe reuiger Beſſerung gegeben haben würden", begnadigt. Zur Abbüßung ihrer Strafe wurden die Verurtheilten auf den Spielberg (bei Brünn) gebracht, wo Kazinczy in einem unterirdiſchen feuchten Kerker bei ſchlechter Sträflingskoſt hinſiechte, bis ihm am 21. Dec. 1795 auf Intervention des Palatins Erzherzog Joſeph eine erträglichere Behauſung angewieſen und ihm geſtattet wurde, Bücher zu leſen und ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu verfaſſen. Im J. 1796 kam Kazinczy in das obrowitzer Strafhaus (bei Brünn), im J. 1799 nach Kufſtein, 1800 nach Munkács, bis er endlich am 28. Juni 1801 ſeine Freiheit zurückerhielt. So hatte er 6½ Jahr (2387 Tage) im Kerker zugebracht, ohne je ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als daß er ein Exemplar des ſogenannten Freiheitskatechismus beſaß, das er, um nicht als Denunciant betrachtet zu werden, verabſäumt hatte, der Polizei zu übergeben. Mit Martinovics und deſſen Genoſſen, deren „Verſchwörung" überhaupt nicht ernſt zu nehmen iſt, hatte Kazinczy entweder in gar keinem oder in einem gegneriſchen Verhältniſſe geſtanden.

Sofort nach ſeiner Freilaſſung wandte ſich der 42 Jahre alte, aber durch die Leiden der Gefangenſchaft ſtark

---

Young's Nachtgedanken, mehrere ſelbſtändige Gedichte und einige Kritiken.

6) Im „Orpheus" erſchienen von ihm Ueberſetzungen, Originaldichtungen, grammatiſch-literariſche Artikel und Kritiken.

7) So hat er z. B. Geßner's Idyllen, welche er ſehr hoch hielt, funfzehnmal ganz neu überſetzt und war auch mit der funfzehnten Bearbeitung noch nicht zufrieden.

8) Die Ueberſetzung war ſchon im J. 1790 vollendet, am 13. Juni 1794 wurde dieſelbe verboten und gehört infolge deſſen zu den ſelteneren ungariſchen Büchern.

9) Dieſe Ueberſetzungen befinden ſich (ſofern ſie nicht im Druck erſchienen ſind) in der Handſchriftenſammlung des budapeſter Nationalmuſeums.

Digitized by Google

gealterte Mann ſofort wieder ſeinen literariſchen Arbeiten zu, denen er auch im Kerker nicht vollſtändig entſagt hatte.[10] Gefördert wurde ſeine Wirkſamkeit durch das Glück des Familienlebens, welches er am 11. Nov. 1804 begründete, als er Gräfin Sophie Török, die Tochter ſeines frühern Chefs, zum Altar führte. Leider verbitterten ihm ſeine nächſten Verwandten mit Kränkungen aller Art, beſonders ſeit dem Tode ſeiner Mutter (12. Nov. 1812), durch Vorenthalt ſeines Erbes manche Stunde ſeines Lebens, das infolge deſſen wiederholt von Sorgen und Entbehrungen getrübt war. Sein Haus in Széphalom bei Sátoralja-Ujhely und ein kleiner Weingarten bei demſelben war ſein einziger reeller Beſitz, da alles übrige, was ihm von Rechts wegen gebührte, fortwährend in endloſen Proceſſen angefeindet wurde und ihm keinen Nutzen gewährte. Es war ein trübes, vom Schickſal überaus ſtiefmütterlich bedachtes Leben, das dem edeln, für die höchſten Ziele und ſchönſten Ideale der Menſchheit und ſeines Volkes begeiſterten und thatkräftig wirkenden Manne zutheil geworden war. Wohl konnte er in der allgemeinen Anerkennung und Hochſchätzung, mit der ihn die Beſten ſeiner Zeitgenoſſen auszeichneten, und in dem gewaltigen Aufſchwunge der nationalen Literatur und des nationalen Geiſtes, an dem er ſo weſentlichen Antheil hatte, Troſt finden für die Widerwärtigkeiten ſeines Privatlebens; die volle Entfaltung ſeines reichen Geiſtes war dennoch durch die ungünſtige Lage behindert, in welcher er ſich bis an ſeinen Tod befand, und Kazinczy iſt der Nation nicht alles geworden, was er ihr ſeiner vielſeitigen Begabung und ſeiner erſtaunlichen Arbeitskraft zufolge hätte werden können.

Mit der Heimkehr Kazinczy's aus der Gefangenſchaft beginnt die wichtigſte Periode in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn. Was er bisher nur furchtſam und gleichſam verſuchsweiſe gewagt hatte: die Reform der ungariſchen Sprache, das ſuchte er nun conſequent und energiſch durchzuführen. Gegenüber der beſchränkten Orthologie, welche den Stoff und Bau der Sprache in keiner Beziehung zu berühren wagte, ſuchte Kazinczy — daher ſein Standpunkt als Neologie bezeichnet wird — der Sprache ſowol aus alten Quellen als auch aus der Volksſprache und mittels ſelbſtändiger Nachbildung fremder Sprachen neuen Stoff zuzuführen, um den beſchränkten Wortſchatz derſelben zu bereichern; er ahmte die Wendungen und ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen möglichſt nach und war beſtrebt, die Vorzüge anderer Idiome ſeiner Mutterſprache anzueignen; er verſuchte es, bei der Uebertragung fremder Werke nicht nur deren Inhalt und äußere Form, ſondern auch ihren Stil und Ton, ihr Colorit und ſogar ihre Wortſtellung im Magyariſchen wiederzugeben. Auch ſeine hingebendſten Verehrer und treueſten Anhänger leugnen es heute nicht mehr, daß Kazinczy in dieſem ſeinem Streben zuweilen über die Grenze des Erlaubten hinausging; daß er der Sprache nicht ſelten Gewalt anthat, daß er ihr oft einen fremdartigen, gemachten Charakter verlieh; aber auch ſeine erbittertſten Gegner, die ihn während ſeines Lebens mit den gemeinſten Angriffen und niederträchtigſten Verleumdungen verfolgten[11], geſtehen es heute, daß Kazinczy auf die Entwickelung der ungariſchen Literaturſprache ſehr günſtig einwirkte, daß der beiſpielloſe Aufſchwung dieſer Sprache in den letzten funfzig Jahren ohne ſeine Wirkſamkeit gar nicht denkbar wäre und daß überaus vieles von dem, was Kazinczy auf dem Felde der ungariſchen Sprache geſchaffen hat, zum unverſiegbaren, werthvollen Beſitze des Magyariſchen geworden iſt. Kazinczy's Auftreten und literariſche Thätigkeit bezeichnet eine wichtige, entſcheidende Epoche in der Entwickelung der ungariſchen Sprache und Literatur.

Kazinczy's Schriften aus dieſer Epoche ſeines Lebens ſind die folgenden[12]: „Magyar Régiségek és Ritkaságok“ (Ungariſche Alterthümer und Curioſa; (Peſt 1808), I. Bd., welcher Sylveſter's ungariſche Grammatik und die „Orthographia Vngarica“ (Krakau 1549) enthält. — Ueberſetzung von Marmontel's Erzählungen, Széphalom (Wien 1808).[13] — Ueberſetzung von Rochefoucauld's Maximen (Wien und Trieſt 1810, mit dem franzöſiſchen Original und einer deutſchen Ueberſetzung von Schulz). — „Poetai Epistola Vitkovics Mihály barátomhoz“ (Poetiſche Epiſtel an meinen Freund Michael Vitkovics), Széphalom (Ofen 1811). — „Tövisek és Virágok“ (Dornen und Blumen) Széphalom (Sárospatek) 1811.[14] — „Hat Sonett“ (Sechs Sonette von Kazinczy und Szemere, herausgegeben von Stephan Horvát, Peſt 1812). Die letzten drei Schriften gegen die Orthologen. — „Bossányi Zsuzsánna emlékezete“ (Zur Erinnerung an ſeine Großmutter Suſanne Boſſányi, von ihrem älteſten Enkel Franz Kazinczy), Sárospatak 1813. — In demſelben Jahre gab er die geſammelten Schriften der beiden ungariſchen Dichter Gabriel Dayka (Peſt 1813, mit einer Sammlung eigener Gedichte; „Poetai Berek“,

10) Beſonders in Munkács war er mit einer Ueberſetzung Oſſian's und Salluſt's beſchäftigt geweſen.

11) Beſonders wurde er in einem anonymen Pamphlet („Mondolat“, Veſzprim 1813) in gemeinſter Weiſe angegriffen, indem auch alle Verirrungen ſeiner Nachfolger und ſelbſterfundene Wortſchöpfungen und Neuerungen ihm zum Vorwurf gemacht wurden. Eine würdige, ebenſo gründliche als beißende Antwort auf jenes Pamphlet verfaßte Franz Kölcſey („Felelet“, Peſt 1815). Der Kampf endete mit dem vollſtändigen Siege Kazinczy's, deſſen Verdienſte auch bei der Reviſion der Acten jenes Kampfes in jüngſter Zeit nichts eingebüßt haben. 12) Hierbei laſſen wir ſeine zahlreichen Beiträge für Zeitſchriften (auch für die Wiener „Annalen“) und ſeine ebenfalls ſehr zahlreichen kleineren Gelegenheitsſchriften unerwähnt. Ein vollſtändiges Verzeichniß von Kazinczy's ſämmtlichen literariſchen Arbeiten (gedruckten und ungedruckten) gibt Franz Toldy, Magyar költök élete (Leben ungariſcher Dichter), Peſt 1871, II, 1—51. 13) In demſelben Jahre ſchrieb er eine deutſche Schrift zur Beantwortung der Frage, ob die ungariſche Sprache zur Verwaltungs- und Staatsſprache erhoben werden könne. Auf dieſe Frage hatte Cotta, einer Anregung Baron Ladislaus Prónay's folgend, im J. 1808 in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage 10) einen Concurs ausgeſchrieben. Die Preisfrage wurde nie entſchieden und Kazinczy's Arbeit blieb Manuſcript. 14) Mit dem Motto: „Werke des Geiſtes und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da. Goethe.“ Dieſes Motto kann überhaupt als Deviſe von Kazinczy's geſammter ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit betrachtet werden.

Digitized by Google

Dichterhain, und Baróczy (Peſt 1813—14, 8 Bde.) mit vortrefflichen Biographien heraus. Nun folgte die erſte, bisher nicht vollſtändig gewordene Geſammtausgabe von Kazinczy's Werken unter dem Titel: „Kazinczy Ferencz Munkái. Szépliteratura" (Franz Kazinczy's Werke. Schöne Literatur. Peſt 1814—16, 9 Bde.) mit folgendem Inhalte: Vol. I. Marmontel's „Erzählungen" und Herder's „Paramythien". II. III. Salomon Geßner's Werke mit dem Leben des Dichters. IV. Yorik's und Eliſe's „Briefwechſel". Sterne's „Empfindſame Reiſen". Goethe, „Der römiſche Carneval". V. Goethe's „Stella, Clavigo und Geſchwiſter". VI. VII. Oſſian's ſämmtliche Dichtungen. VIII. Wieland's „Salamandrin" und Goethe's „Egmont" IX. „Adolf's Geſammelte Briefe", Veit Weber's „Blinder Sänger", Herder's „Fliegender Wagen", Drydon's „Aetna", Leſſing's „Fabeln in drei Büchern". — Die Fortſetzung der Ausgabe unterblieb aus Mangel an Theilnahme, ſodaß Kazinczy's Originaldichtungen, welche den Inhalt der folgenden Bände bilden ſollten, niemals geſammelt erſchienen ſind.[15])

Im J. 1816 unternahm Kazinczy eine Reiſe nach Siebenbürgen, es war dies ein wahrer Triumphzug des gefeierten Schriftſtellers, und im J. 1831 einen Ausflug nach St.-Martinsberg bei Raab. Beide Reiſen hat Kazinczy in meiſterhaften Reiſebriefen beſchrieben: „Erdélyi Levelek" (Briefe aus Siebenbürgen in Bruchſtücken 1817—31, vollſtändig nach ſeinem Tode 1839) und „Kazinczy utja Pannonhalmára" (Kazinczy's Reiſe nach Martinsberg, Gran und Waitzen), Peſt 1831.

Noch iſt ſeiner Ueberſetzung von Salluſt's Werken (Ofen 1836), welche er bereits vor zwölf Jahren in einer meiſterhaften Vorrede zu einer Uebertragung des Salluſt (Kaſchau 1824) angekündigt hatte, von Cicero's ausgewählten Reden und Briefen, ſammt Scipio's „Traum" (Ofen 1837), ſeiner Ausgabe von Nik. Zrinyi's ſämmtlichen Werken (Peſt 1817), ſeiner Ueberſetzung von Pyrker's „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1830), von Mailáth's „Ungariſchen Volksmärchen" (Peſt 1833), von Leſſing's „Miß Sara Sampſon" und „Minna von Barnhelm" (1834 und 1845) und vor allem ſeiner „Autobiographie" zu gedenken, welche er in mehrern, ſtofflich theilweiſe ſehr divergirenden Faſſungen ausgearbeitet, aber nur in Bruchſtücken veröffentlicht hat.[16])

Kazinczy wurde ein Opfer der Cholera. Er ſtarb nach der Heimkehr von Budapeſt, wo er in Angelegenheiten der Akademie, um deren Zuſtandekommen er die größten Verdienſte hat, kurze Zeit verweilt hatte, am 22. Aug. 1831, 72 Jahre alt, auf ſeinem Gute Széphalom. Nach ſeinem Tode begannen ſeine Freunde Franz Schedel und Joſeph Bajza eine Geſammtausgabe von Kazinczy's Originalwerken, von welcher aber nur zwei Bände erſchienen (Ofen 1836 und 1839), welche ſeine kleineren Gedichte und ſeine Reiſebriefe umfaſſen. Auch Kazinczy's überaus reicher und werthvoller Briefwechſel iſt erſt zum kleinen Theil veröffentlicht. Es erſchien ſein Briefwechſel mit Johann Kiß (Ofen 1842, 2 Bde.); mit Joſ. Szentgyörgyi (Peſt 1845); mit Paul Sipos (Leipzig 1846); mit Karl Kisfaludy (Peſt 1860); mit Daniel Berzſenyi (Peſt 1860); mit Graf Joſeph Deſſewffy (Peſt 1860—64, 3 Bde.); mit Iſidor Guzmics (Gran 1860), und einzelne Briefe in Zeitſchriften. Eine vollſtändige, groß angelegte Biographie Kazinczy's hat Franz Toldy (Peſt 1859) begonnen, aber nicht vollendet. Neuerdings hat die ungariſche Akademie beſchloſſen, das Leben dieſes ihres berühmten und einflußreichen Mitgliedes ausarbeiten zu laſſen. Die Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages im J. 1859 entfaltete ſich zu einem großartigen Nationalfeſte, dem die politiſche Stimmung der Zeit erhöhte Bedeutung verlieh.

Kazinczy gehört nicht zu jenen Schriftſtellern, deren Bedeutung hauptſächlich auf ihren Schriften und keinenfalls auf dem abſoluten Werthe ihrer Schriften beruht. Seine eigene dichteriſche Begabung war mehr anempfindend als ſchöpferiſch. Sein Geſchmack war durch das Studium der Meiſterwerke der Weltliteratur geläutert, den Grundzug derſelben aber bildete jener „deutſch-antike Idealismus", wie er beſonders in den reifſten Werken der Goethe'ſchen Dichtung ſeine vollendete Geſtalt erhalten. Goethe war für Kazinczy der größte aller Dichter; ſeine eigenen Dichtungen zeugen ebenſo für den durchſchlagenden Einfluß Goethe's wie ſeine theoretiſchen Grundſätze und ſeine ganze Lebensanſchauung. Seine Gedichte gehören, und die beſſeren faſt alle, den Gattungen des Epigramms, der Epiſtel[17]) und Ode an, alſo Gattungen, in denen die Reflexion eine größere Rolle ſpielt als die ſchöpferiſche Phantaſie; ſeine Lieder und Sonette zeichnen ſich beſonders durch gewählte Sprache und künſtleriſch vollendete Form aus. Alle ſeine Dichtungen haben aber mehr idealen als nationalen Charakter; ſie wurzeln in ſeiner individuellen Bildung und Weltanſchauung, welche mehr kosmopolitiſchen als nationalen Charakters war.

Aber, wie bemerkt, nicht in ſeinen Dichtungen wurzelt die epochale Bedeutung des Mannes, ſondern in ſeiner Perſönlichkeit und in ſeiner geſammten literariſchen Betriebſamkeit. Kazinczy hat einen Einfluß ohne gleichen auf ſeine Zeit geübt und zwar nicht blos auf die überwiegende Menge ſeiner Zeitgenoſſen, die zu ſeiner Fahne ſchwuren, ſondern auch auf jene Minderheit, die ihm gegneriſch gegenüberſtand. Er hat nicht einzelne Werke hinterlaſſen, ſondern, wie Baron Joſeph Eötvös in ſeiner zur Säcularfeier von Kazinczy's Geburt gehaltenen Rede kurz und treffend ſagte, „eine ganze Literatur, eine zu neuem Leben erwachte Nation". Das erſte Viertel der Entwickelungsgeſchichte der ungariſchen Literatur dieſes Jahrhunderts muß daher als „Kazinczy's Zeitalter" bezeichnet werden, als jene Epoche, welcher ſein Geiſt, ſeine

15) Blos die kleineren (lyriſchen) Gedichte Kazinczy's hat ſpäter Franz Toldy und jüngſt Ludwig Abafi in drei Bänden herausgegeben. 16) Pályám emlékezete (Erinnerung an meine Laufbahn). Jüngſt erſchien eine Ausgabe (welche auf willkürlicher Combination der verſchiedenen Faſſungen beruht) von Ludwig Abafi (Budapeſt, ohne Jahr).

17) Doch ſind ſeine überaus zahlreichen Briefe nicht nur inhaltlich, ſondern auch formell weit bedeutender.

Digitized by Google

Ideale, ſeine Anregungen den Stempel aufgedrückt. Denn anregend, anſpornend wirkte der raſtlos Thätige auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, und er ſuchte jeden auf, in dem er Talent und guten Willen erkannte. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſtand er, ein echter Altmeiſter, an der Spitze des geiſtigen Lebens in Ungarn, von allen verehrt, von allen um Rath angeſprochen, keinem Unternehmen fremd, jedem Beſtreben mit thätigem Wohlwollen zugewandt. Denn auch das iſt ein edler Zug in dem Charakter des Mannes, daß er die Fühlung mit ſeiner Zeit und das Verſtändniß für die Entwickelung der Dinge niemals verlor, daß er auch jüngere Kräfte, die über ihn hinausgingen, zu verſtehen wußte, daß er ſich vor den neuen Tendenzen neuer Generationen nicht verſchloß. Daher blickten die Jüngſten mit eben ſolcher Hochachtung und Liebe zu ihm empor wie ſeine Altersgenoſſen, daher erfüllte ſein Tod die ganze Nation mit aufrichtiger Trauer.

Beſonders nachhaltig war Kazinczy's Wirkſamkeit auf dem Gebiete der Sprache, die bei ſeinem Auftreten arm, ungelenk und pedantiſch geweſen, und die hauptſächlich und in erſter Reihe durch ſeine Wirkſamkeit Fülle und Beweglichkeit, Wohlklang und Eleganz gewann. Nicht ohne Gewaltſamkeit und Irrthümer war dieſe „Sprachneuerung" durchgeführt und durchgedrungen; die fortſchreitende Entwickelung der Sprache hat jedoch dieſe Auswüchſe ausgeſchieden. Daß heute die ungariſche Sprache fähig iſt, die größten Meiſterwerke des Auslandes mit überraſchender Treue und in tadelloſer Schönheit wiederzugeben, daß ſie jede Nuance in der Gefühls- und Gedankenwelt des Dichters und des Philoſophen in vollendeter Klarheit und Schönheit zum Ausdruck zu bringen vermag, das iſt zunächſt das unſterbliche Verdienſt Kazinczy's, welches ihm keine Zeit jemals ſtreitig machen kann.

Hauptquellen: Kazinczy's autobiographiſche Schriften und Briefwechſel und Franz Toldy's literar-hiſtoriſche und biographiſche Werke. (*Gustav Heinrich.*)

KEAN (Edmund), berühmter engliſcher Schauſpieler, wurde (nach den zuverläſſigſten Angaben) am 4. Nov. 1787 im Gray's Inn in London geboren. Die Mutter, Ann Carey, eine Schauſpielerin, war die Tochter des Dichters George Saville Carey und Enkelin des Dichters Henry Carey, ſtammte mithin von George Saville, Marquis von Halifax ab und war alſo ſtammverwandt mit einigen der erſten adeligen Familien Englands, den Dukes of Mancheſter u. a. George Saville, Marquis von Halifax (geſt. 1695), hatte mit einer ſchönen Irin namens Carey den illegitimen Sohn Henry Carey, Dramatiker, Lyriker und Componiſt. Dieſer ſchrieb eine überaus große Anzahl von Stücken für die Bühne, welche ihrerzeit mit Beifall aufgeführt wurden, jetzt freilich vergeſſen ſind. Von ſeinen von ihm ſelbſt in Muſik geſetzten lyriſchen Producten iſt wenigſtens eins noch gegenwärtig in aller Mund, das „Of all the girls that are so smart there is none like pretty Sally", auch wird ihm meiſtens das engliſche National-Anthem „God save the King" (Worte und Melodie) zugeſchrieben. Henry Carey ſtarb 1743 durch eigene Hand. George Saville Carey, Henry's Sohn, war gleichfalls Dichter, gleichfalls unglücklich und ſtarb 1807. Derſelbe hatte eine ungerathene Tochter, Ann Carey. Im Alter von 15 Jahren entlief ſie ihrem Vater und ward Mitglied einer wandernden Schauſpielertruppe. Ueber den Vater Kean's, Aaron Kean, nach einigen ein Zimmermann, nach andern Schneider, iſt Näheres nicht bekannt, man weiß nur, daß er der Bruder des Moſes Kean, Bauchredners und Mimikers, ſeines Zeichens gleichfalls ein Schneider, war. Der Vater verließ Ann bald nach der Geburt des Kindes, und es wurde ſeitdem nichts weiter von ihm vernommen. Als das Kind drei Monate alt war, wurde es von Ann Carey in der Nacht unter einem Thorweg ausgeſetzt und von armen Leuten gefunden, welche es in Pflege nahmen. Nach drei Jahren forderte die Mutter, die inzwiſchen davon Kunde erhalten hatte, das Kind von dieſen Leuten zurück.

Der kleine ſchöne Knabe mit den zierlich gebauten Gliedmaßen, den ſchwarzen glänzenden Augen und dem Lockenhaar mußte alsbald nicht nur ſeinen Unterhalt verdienen, ſondern auch zu dem ſeiner Mutter behülflich ſein, indem er als Figurant auf der Bühne verwandt wurde. Dem Poſturmeiſter übergeben, erhielt er ſo biegſame Glieder, daß er die außerordentlichſten Verrenkungen anſtellen konnte. Dieſe Schulung verurſachte jedoch eine Verrenkung und ein Verwachſen der Glieder, welche die Anlegung ſchwerer eiſerner Schienen und Bande erforderlich machte. Mit dieſer Bürde mußte der Knabe ſeine Arbeit im Theater fortſetzen, um einen weſentlichen Theil der Unterhaltungskoſten für ſich, die Mutter und eine kleine Schweſter beizuſteuern. Der Schulunterricht wurde darüber gänzlich vernachläſſigt. — Miß Tidswell, eine Schauſpielerin, vertraute Freundin der Ann Carey, nahm ſich des jungen Edmund thätigſt an, ſie bewog ſeinen Onkel, Moſes Kean, und ſeine Tante, Mrs. Price, eine Schneiderin, Ann's Schweſter, zuſammen mit ihr das Schulgeld zu entrichten, und Eduard wurde, obgleich Ann ſich heftig widerſetzte, zur Schule geſandt. Miß Tidswell war es auch, die Kean die erſten Grundlagen der Schauſpielkunſt beibrachte. Sie ſtudirte ihm die Rollen ein, indem ſie ihm dieſelben vorlas und ſie dann von ihm mit dem gehörigen Ausdruck und in der gehörigen Stellung wiederholen ließ. Um ihn an die Unterredung mit Perſonen zu gewöhnen, ſtellte ſie ein Porträt vor ihn, an das er ſeine Rede richten mußte. Ein anderer Freund ertheilte Edmund Unterricht in der Ballettanz- und in der Fechtkunſt.

Der ſtrenge Schulzwang wollte dem bereits etwas verwilderten Knaben keineswegs behagen. Er entlief ſeiner Mutter und wanderte geradewegs nach Portsmouth, wo ein nach Madeira ſegelndes Schiff ihn als Kajütenjungen mitnahm. Die romantiſchen Reize des Seelebens waren bald verflogen, und um wieder wegzukommen, ſtellte er ſich taub und lahm. Er wurde daraufhin in Madeira ans Land geſetzt, ins Hospital gebracht und dann nach Portsmouth zurückgeſandt. Zu Portsmouth ans Land gebracht, tanzte der bisher Taub und Lahme den

Digitized by Google

Bockspfeifentanz (hornpipe), und ehe sich die Umstehenden von ihrem Erstaunen erholen konnten, war der Knabe in den Straßen der Stadt verschwunden. In London fast verhungert und gänzlich erschöpft angekommen, begab er sich zu Onkel Moses. Dieser hielt Edmund zu fleißiger Fortsetzung seiner Studien in der Schauspielkunst an, verschaffte ihm häufig freien Zutritt zum Drurylane-Theater, ließ ihn in Shakespeare-Rollen Proben machen, wobei Edmund sich aber dem gemessenen Vortrage seines Onkels nach der damals vorherrschenden Weise John Kemble's keineswegs fügen wollte, sondern hauptsächlich Gewicht auf den natürlichen Ausdruck legte, was immer sein leitender Grundsatz blieb. Edmund befand sich nun zeitweilig bei seinem Onkel und zeitweilig bei Miß Tidswell. Sein Hang zum unsteten Herumschweifen veranlaßte ihn wiederholt, das gastliche Dach des Onkels oder der Tante Tidswell, wie er diese nannte, zu verlassen und sich auf dem Lande umherzutreiben, wo er sich vom Ertrage akrobatischer Vorstellungen oder Recitationen ernährte, auch trat in er einem Vorstadttheater in Sheridan's „Pizarro" auf. Die Tidswell that alles, was sie konnte, diesem wilden Treiben zu steuern; sie bemühte sich, Edmund den akrobatischen Kunststücken, in denen er allerdings eine beträchtliche Fertigkeit erlangte, abwendig zu machen und ihn zur Fortsetzung seiner Studien der Shakespeare-Charaktere anzuhalten.

Der frühzeitige Tod des Onkels Moses Kean machte Edmund gänzlich von Miß Tidswell abhängig, welche ihm Unterhalt, Schule und weiteren Unterricht in der Schauspielkunst gewährte. Hierauf mußte Edmund die Mutter wieder eine Zeit lang bei deren Hökerei in den Straßen begleiten, um ihr die Waaren tragen zu helfen. Mrs. Clarke, eine wohlhabende Dame, pflegte der Ann Carey Parfümerien abzukaufen und fand so viel Wohlgefallen an deren damals zehn Jahre altem Sohne, daß sie ihn zu sich beschied, um Proben seiner Schauspielkunst, von der sie gehört hatte, abzulegen. Vor einer eigens zu dem Behufe eingeladenen Gesellschaft trug Edmund Scenen aus Hamlet, Richard dem Dritten und andere Recitationen vor, wobei der kleine Schauspieler Bewunderung und Geldgaben erntete. Hierauf nahm Mrs. Clarke mit Zustimmung der Mutter den Knaben ganz zu sich. Edmund erhielt bei Clarkes Unterricht zur weiteren Ausbildung in der Tanz- und der Fechtkunst sowie im Singen und setzte seine dramatischen Vorstellungen fort. Der fast verwilderte Knabe wurde hier wie ein Kind des Hauses behandelt und lernte ein geregeltes, anständiges Leben kennen. Nach zwei Jahren indeß brach wieder einmal der Hang zum Herumstreichen aus, und als er nach einem heimlichen Ausfluge aufs Land zurückkehren wollte, brach Mrs. Clarke das Verhältniß ganz ab. Edmund ward aus der Behausung der Ordnung, der feinen Lebensart, des Wohlstandes zurückgeworfen in die der wilden Roheit und des Elends. Es war ein Schlag, den er zeitlebens empfand.

Edmund Carey, wie er sich jetzt noch nannte, begab sich zuvörderst zu Miß Tidswell zurück und trat sodann mit der Mutter in Richardson's (Saunder's) wandernde Schauspielergesellschaft. Edmund spielte Rollen der verschiedensten Art und producirte sich als Akrobat wie als Kunstreiter. Als die Richardson-Truppe nach Windsor kam, mußte er vor König Georg III. und den zahlreich versammelten Hofleuten seine Recitationen, von denen der König gehört hatte, vortragen, wofür dieser dem Burschen, welcher damals vierzehn Jahre alt war, zwei Guineen verabreichen ließ. Weil Ann Carey jedoch auch das Geschäft der Wahrsagerei trieb, wurde sie von der Ortsobrigkeit ausgewiesen. Edmund verließ jetzt Richardson und begab sich zurück nach London zur Tidswell und zum Shakespeare. Er ging dann nach Portsmouth, wo seine Mutter sich bei einer Schauspielertruppe befand. Als er dort ankam, war sie inzwischen abgereist, und er befand sich in der Stadt geldlos, obdachlos, der äußersten Noth preisgegeben. Der Bursche ermannte sich jedoch, miethete ein Zimmer, trug seine Recitationen aus Hamlet, Richard, Jane Shore vor, producirte seine Kunststücke und „Master Carey of the Theatre Royal Drurylane", wie er auf dem Anschlagezettel genannt wurde, hatte nach Abzug der Kosten 3 Pfund Verdienst bei dem Unternehmen.

Nach seiner Rückkehr von Portsmouth trat Edmund Carey zum ersten mal in London auf, nämlich im Sadler's Wells-Theater in Clerkenwell (Nordlondon). Hier wurde Edmund vom Director eines Theaters in York, welcher ihn hörte, engagirt. Er spielte in York Hamlet, Hastings, Cato, den Hamlet mit einem Pathos, einer Wärme, die Eindruck machten. Man bewunderte eine so reiche Auffassung in einem so jungen Menschen. Seine Stellungen waren aber damals noch steif, der Gesichtsausdruck unstet.

Im J. 1803 hatte Kean ein Engagement in der Hafenstadt Sheerneß, wo er in allen Gattungen des Dramas, im Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Pantomime bei einer Gage von 15 Shillung wöchentlich auftrat und besonders im Lustspiel, als Norval, als George Barnwell und als Harlekin entschiedenen Beifall hatte. Hierauf ging er mit Richardson's Truppe nach Windsor, wo er wieder in den verschiedensten Fächern verwandt wurde, und hielt hierauf in dieser Stadt Vorlesungen aus Shakespeare's Werken, wobei er durch Emphase, Pause, scharf charakterisirten Ausdruck sein durchdringendes Verständniß des Dichters bekundete.

Der gelehrte Dr. Drury, Director der Gelehrtenschule Harrow, faßte ein so lebhaftes Interesse für den vielversprechenden Jüngling, daß er ihn auf seine Kosten auf die berühmte Gelehrtenschule Eton sandte. Edmund konnte diese Gunst jedoch nicht vollständig benutzen, sondern ging bereits im März 1806 wieder von Eton ab. Er kam sofort als Komiker nach Dumfries und erhielt darauf ein Engagement zu Northallerton als komischer Sänger und für Nebenrollen im Schauspiel mit einer Gage von 15 Shilling wöchentlich, und sodann ein Engagement am Haymarket-Theater in London für untergeordnete Nebenrollen. Er fand es überaus schwierig, leitende Rollen zu erhalten und sich dadurch bemerklich zu machen, was der strebsame Jüngling sehr schmerzlich

Digitized by Google

empfand. — Er kam ſodann nach Hoddesdon in der Grafſchaft Hertford, wo er eine Zeit lang als Lehrer am dortigen Seminar eintrat, ſpielte dann in Birmingham, wo er keine Anerkennung fand, in Edinburgh, wo er günſtig aufgenommen wurde.

Das J. 1807 brachte Kean nach Belfaſt in Irland, wo er die berühmte Mrs. Siddons traf und zuſammen mit ihr auftrat. In der erſten Rolle, die er nicht hinlänglich einſtudirt hatte, erregte er den Abſcheu der großen Schauſpielerin; in der zweiten, in der er ſich beſſer zuſammennahm, erhielt er ihren lebhaften Beifall. Sie war überraſcht von dem lebhaften natürlichen Ausdruck des jungen Mannes, der von ihrem und ihres Bruders John Kemble getragenen Stile ſo weſentlich abwich, ſowie von der Meiſterſchaft, mit der er ſeine Rolle durch Stellung und Geſichtsausdruck illuſtrirte.

Hierauf kam er nach Sheerneß zurück, wo er leitende Luſtſpielrollen mit Erfolg darſtellte, dann nach Rocheſter und Dover. In Braintone in der Grafſchaft Eſſex im Norden der Themſe für einen Abend engagirt und keine Gelegenheit zum Ueberſetzen vorfindend, durchſchwamm er den Fluß.

In Glouceſter bei Beverley's Truppe hatte Kean im Luſtſpiel Erfolg und trat auch als Harlekin auf, allein es war tiefe Ebbe in der Kaſſe. Hier lernte Kean Miß Chambers kennen, eine Schauſpielerin von derſelben Truppe. Die Truppe ſpielte darauf in Stroud in der Grafſchaft Glouceſter, wo Kean im Juli 1808 Miß Chambers heirathete, eine Ehe, die damals allem Anſchein nach nur Glück verſprach. Beide traten zu Welsall bei Watſon's Truppe ein für eine Gage von 1 Guinee wöchentlich für jede Perſon. Sie gingen mit dieſer Truppe nach Birmingham, wo Kean zu Stephen Kemble's (des berühmten John Kemble's Bruder) Lear den Edgar machte. Als Hotſpur, John Kemble's beſondere Lieblingsrolle, erhielt Kean Stephen's lebhaften Beifall. Stephen Kemble erbot ſich, Kean ein londoner Engagement zu verſchaffen, allein Kean lehnte es ab, weil er noch nicht reif für London ſei. Noch ſollte Kean fünf Jahre Mühſal und Noth als herumziehender Schauſpieler — beim engliſchen Volke auf dem Lande gewöhnlich als ein Vagabund betrachtet — mit Frau und Familie beſtehen. In Birmingham erhielt er eine Anſtellung als Theater-Regiſſeur zu Swanſea in Wales mit 25 Schilling wöchentlicher Gage. Da Kean aber kein Reiſegeld hatte, mußten er und Frau den Weg von 150 Miles von Birmingham nach Swanſea zu Fuß wandern. Die Frau war obendrein ſchwanger. In Swanſea blieb Kean nicht lange. Er ſetzte nach Waterford in Irland über, wo er in tragiſchen Rollen, als komiſcher Sänger, als Seiltänzer und Akrobat auftrat, in einer Pantomime, „La Perouſe" genannt, einen Chimpanſe-Affen machte. Dann ging die Reiſe wieder hinüber nach Dumfries in Schottland, von dort nach Annam, dann nach Carlisle, überall wurde angepocht und nirgends Beſchäftigung gefunden. In York kam das arme Paar matt, müde, fußwund an. Ein dortiger Tanzlehrer nahm ſich der Familie an, indem er Kean ſeinen Tanzſalon zur Verfügung ſtellte, um theatraliſche Vorſtellungen zu veranſtalten. Von York ging dann die Fußwanderung nach London, wo Tante Price der Familie (Kean, Frau und zwei Kindern) ein Obdach gewähren mußte. Miß Tidswell weigerte ſich diesmal. Kean erhielt jedoch zuletzt ein Engagement von Jack Hughes, ſeinem frühern Genoſſen in Beverley's Truppe, dermalen Director der Geſellſchaft in Exeter, zu 2 Pfund die Woche. Ihm wurde Romeo zugetheilt, eine Rolle, gegen welche er einen beſondern Widerwillen hegte — er pflegte den Romeo einen „abgeſchmackten Liebhaber" zu nennen — weshalb er denn auch in der Rolle keinen Erfolg hatte. Als Zanga in Young's „Revenge", ſpäter eine ſeiner Glanzrollen, erhielt er entſchiedenen, theilweiſe ſtürmiſchen Beifall; dagegen ſpielte er Shylock, Richard, Othello, ſpäter ſeine großen Rollen, vor leeren Bänken. Nur ſein Harlekin zog, und er wurde ſonſt nur zu Nebenrollen verwandt. Auch wurde ſeine Gage von 2 auf 1 Pfund herabgeſetzt. Ein Freund, ein Buchhändler in der Stadt, wollte Kean bewegen, ſich als Fecht- und Tanzlehrer dort zu etabliren. In Guernſey, wohin er ſich jetzt begab, hatte er eine äußerſt ungünſtige Aufnahme; ſein Richard wurde verlacht und ein Sturm von Geziſch brach von allen Theilen des Hauſes aus; Kean mußte mit Gewalt von der Bühne entfernt werden.

In Dorcheſter traf Kean ſeinen alten Gönner, den Dr. Drury, welcher ſich in Verkehr mit dem Drurylane-Comité ſetzte, von welchem damals das engliſche Nationaltheater verwaltet wurde, und von dem der gelehrte Doctor ſelbſt ein Mitglied war. Das Comité ſandte den Regiſſeur Arnold nach Dorcheſter, um ſich mit Kean's Spiel bekannt zu machen und ihn geeignetenfalls ſofort zu engagiren. Arnold gefiel Kean's Spiel ſo wohl, daß er Kean für fünf Saiſons engagirte. Als Kean darauf vor dem Comité erſchien, wollte dieſem ſeine Figur gar nicht gefallen. Es war nicht die apolloartige Figur, wie man ſie für erſte Heldenrollen weſentlich erforderlich erachtete. Der kleine Mann in dem ſchäbigen Rocke machte dem Comité große Bedenken. Er wurde von demſelben mit Unhöflichkeit behandelt, von den andern Schauſpielern ſogar verhöhnt. Endlich am 22. Jan. 1814 trat der in der Geſchichte des engliſchen Theaters denkwürdige Tag ein, an welchem Kean als Shylock im Drurylane-Theater debutirte. Es war überaus ſchlechtes Wetter, Thauwetter mit Regen; das Haus war nur ſchwach beſetzt, die Logen leer. Kean hob beſonders die gegen Shylock ſelbſt und gegen ſeinen „heiligen Stamm", ſein „altes Geſetz" begangene ſchwere Ungerechtigkeit hervor, und verlieh damit dem Charakter eine bedeutſam vertiefte Motivirung. Der ergreifende Ausdruck der Rede, begleitet von fortwährend wechſelndem Ausdruck des glänzenden, durchdringenden Auges, der Stellung, die zärtlichen Töne gegen ſeine Tochter Jeſſica, ſeine wilde Angſt bei ihrer Flucht, ſein furchtbarer Zorn über die Chriſten, die ſeinen großen Schmerz verſpotten, ſeine vertrauensvolle Anrufung der „Gerechtigkeit" des Gerichts, ſeine Taubheit gegen alles Flehen um Barmherzigkeit, ſein Jauchzen, wenn die Gültigkeit der Verſchreibung

Digitized by Google

anerkannt wird, der teufliſche Ungeſtüm, mit dem er das Meſſer ſchleift, dann die plötzliche Verzagtheit, wenn er ſein böſes Erwarten vereitelt ſieht, die Aengſtlichkeit, mit der er wieder zu erlangen ſucht, was er vorher verſchmäht hatte, ſeine verbiſſene Wuth, wenn er ſich in allen Stücken abgewieſen ſieht, alles dieſes ſtellte die Rolle mit ſolcher überwältigender Kraft und ſolcher Naturwahrheit dar, daß Kean von Anfang des Stücks das Haus für ſich hatte und wiederholter Beifallsſturm ausbrach. Es war ein entſchiedener Erfolg. Die Einnahme am erſten Abend des Marchant of Venice betrug 164, am zweiten Abend 340 Pfund. Auf Lord Byron's, damaligen Mitglieds des Comité, Anhalten ſandte daſſelbe jetzt den Regiſſeur zu Kean, um für die erwieſene Gleichgültigkeit ſich zu entſchuldigen und ihm ein Geſchenk von 500 Guineen zu überbringen. Zugleich wurde ſeine Gage auf 20 Pfund wöchentlich erhöht. Nach der Vorſtellung von Richard III. ſandte das Comité ein ferneres Geſchenk von 100 Pfund. Solche ſubſtantielle Zeichen der Anerkennung erfolgten auch von Privatperſonen.

Richard III. galt bisher nach Garrick's früheren Triumphen für eine beſonders ſchwierige Rolle, von jetzt an wurde Kean's Ausführung als eine der großartigſten Leiſtungen im Tragiſchen anerkannt.

Am 12. März 1814 trat Kean als Hamlet auf. Dieſer dem großen Publikum unverſtändliche Charakter wurde von Kean mit einer Zartheit, einer Innigkeit, einer Wärme dargeſtellt, welche den Adel des Charakters zur lebendigen Darſtellung brachte, während John Kemble's Hamlet, welcher damals die Bühne beherrſchte, nur ein harter, trockener, pedantiſcher, ſpitzfindiger Gelehrter war. Eine Schwierigkeit für die Rolle war Kean's kleine Figur, welche im Shylock der lange Rock des alten Juden unbemerklich machte und im Richard nur der Rolle angemeſſen ſchien, aber keineswegs für den Prinzen paßte, „the glass of fashion and the mould of form“. Allein Kean's hinreißendes Spiel machte den Uebelſtand unmerklich.

Kean's Hamlet entſchied den Sturz der claſſiſchen oder John Kemble'ſchen Schule des Schauſpiels in England.

Am 5. Mai 1814 trat Kean als Othello auf, eine Rolle, in welcher die überwältigende Macht ſeines Pathos das Haus ſtets in Triumph einnahm. Kean beſeitigte die Schwierigkeit, welche bei dem früher für unerlaßlich erachteten Brauche entſteht, das Geſicht zu ſchwärzen, wobei das Mienenſpiel, das bei Kean ſo weſentlich war, größtentheils wirkungslos wird.

Am 5. Nov. 1815 trat Kean im Drurylane-Theater als Macbeth auf, die Rolle, welche nach der Tradition der engliſchen Bühne vor allen das Eigenthum der großen Tragiker war, der Burbage, Betterton, Garrick. John Kemble, Kean's Rivale, hatte für die Rolle den Vorzug der ſtattlichen Figur, verdarb aber das Spiel der leidenſchaftlichen Scene durch ſeinen kalten Declamations- und Predigerton. In Kean's Hand gewann die wunderbare Miſchung von Kühnheit und Unentſchloſſenheit, Ehrgeiz und Demuth, Liebe und Tücke die Sympathie aller Herzen. Feierliche Stille herrſchte im Hauſe, wenn er auf der Bühne war, rauſchender Beifall folgte ſeinem Abgange. Es geſchah auf Kean's Veranlaſſung, daß die Hexen, die bisher als grobkomiſche Figuren erſchienen, mit dem ihnen gebührenden feierlichen Ernſt eingeführt wurden.

Am 2. Jan. 1815 gab Kean den Romeo gegen ſeinen Willen, weil er gegen dieſe Rolle eine Abneigung hatte, Romeo einen abgeſchmackten Liebhaber nannte. Er verdarb die Rolle durch ſein leidenſchaftliches Spiel, doch war einzelnes wirkungsvoll, wie die Scene mit Friar Lawrence, die Sterbeſcene.

Am 9. März 1815 wurde Richard II. aufgeführt. Dieſes vortreffliche hiſtoriſche Schauſpiel war vernachläſſigt worden; Kean hatte auf ſeine Vorzüge als Bühnenſtück aufmerkſam gemacht.

Am 24. Mai 1815 gab er den Zanga in Edward Young's „Revenge“, eine ſeiner vorzüglichſten Glanzrollen. Die Erwartungen des Publikums waren ſo geſpannt und am Abend der Vorſtellung das Theater ſo voll, daß auch regelmäßige Theaterbeſucher ſich mit Sitzen in den obern Rängen begnügen mußten.

Gleichzeitig gab er eine Probe ſeines Talents für das Luſtſpiel als Abel Drugger im „Tabacconist“, einer drolligen, gemüthlichen, gemächlichen, behäbigen Figur. Am 20. Juni trat Kean ſodann als Leon in Beaumont und Fletcher's Luſtſpiel „Rule a Wife and have a Wife“ auf. Die ſcheinbar einfältige paſſive Unterwürfigkeit in den erſten Acten hatte eine mächtige komiſche Wirkung, z. B. wie er ihr den Fächer nachträgt, wie er ihr die Hand aufrecht hält u. ſ. w. Am 4. Juli gab Kean den Octavian in Colman's „Mountaineers“, ein rührendes Bild verſchmähter Liebe. Der ſchnelle Wechſel von Licht und Schatten im Geſichtsausdruck, von raſender Wuth zu troſtloſer Verzweiflung, von Betrübniß zu jauchzender Freude war erſtaunlich.

Kean's Sir Giles Overreach in Maſſinger's „A New Way to pay Old Debts“, zuerſt am 12. Jan. 1816 aufgeführt, übertraf an gewaltiger Wirkung noch alle ſeine bisherigen großen Erfolge. Kean gab dem Charakter die ſchwärzeſte Färbung. Sein Sir Giles war der Teufel der Erpreſſung, der abgefeimte, boshafte Geizhals und Unterdrücker, dabei von unbezwingbarem Muth. Es war ein Gemälde der ſchrecklichſten, unbezähmbarſten Leidenſchaft.

Am 28. Sept. 1816 gab Kean den Timon von Athen. Der Timon galt und gilt auch jetzt als für die Bühne ungeeignet. Kean ſpielte die Titelrolle jedoch mit ſolcher Energie und Innigkeit, daß er einen nachhaltigen Eindruck machte. Die intereſſanteſte Scene war die mit Alcibiades. — Am 1. Juni 1817 wurde „King John“ aufgeführt und brachte Kean neue Erfolge.

Um Störungen und Unannehmlichkeiten mit Buck, dem Verfaſſer der vom Comité des Theaters angenommenen, aber dennoch nicht zur Aufführung gebrachten Tragödie „The Italians“, hervorgerufen durch die Arroganz und Leichtfertigkeit der Miß Macauley, einer iriſchen Schauſpielerin, auszuweichen, machte Kean mit

Digitized by Google

ſeiner Frau eine Tour auf dem Continent. In Paris wurde er von Talma mit hohen Ehren empfangen. Am 11. März 1819 zog Kean als „Hotspur“ ein volles Haus heran und gab eine anſchauliche, anmuthige und feurige Darſtellung des feurigen jungen Percy, ſeiner Tapferkeit, ſeiner Ausdauer, ſeines Ungeſtüms. Im April 1819 beſuchte er Dumfries, Edinburgh und andere Städte in Schottland und trat dort überall mit dem gewohnten Erfolge auf. Beſonders großartigen Erfolg hatte ſein Macbeth in Edinburgh. Die Highland-Society ernannte Kean zum Mitglied, ſchenkte ihm ein Schwert. Am 26. Jan. 1820 trat Kean im Durylane-Theater als Coriolanus, eine der impoſanteſten, ſtatuesken, aber ſeelenloſen Rollen John Kemble's, auf. Kean's Coriolanus war mit größerer hiſtoriſcher Richtigkeit ein rauher, barbariſcher Krieger des urſprünglichen Roms, nicht die elegante, hochwürdige Perſönlichkeit John Kemble's, die nur für die ſpätere Zeit paßte.

Am 24. April 1820 trat Kean als Lear auf. Er ward ſowol in Zartheit wie in Gewaltigkeit dem großen Pathos dieſer Rolle gerecht. Dem alten Schauſpieler Banniſter zufolge übertraf er Garrick.

Die Auflöſung des Drurylane-Comité und die damit eintretende Veränderung in der Direction des Theaters veranlaßten Kean, eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen. Am 16. Sept. 1820 wurde Richard III. als Abſchiedsvorſtellung gegeben. Am Schluſſe nach dem üblichen Beifall wurde Kean vom londoner Publikum mit einem dreifachen Hurrah entlaſſen. Am 29. Nov. trat er in Neuyork als Richard III. mit entſchiedenem Erfolg auf. Am Schluſſe erhob ſich das geſammte Haus und gab ſeinen Beifall durch ein vielfach wiederholtes Bravo!, Hut- und Tuchſchwenken kund, eine völlige Neuerung bei dem gewöhnlich ſehr nüchternen neuyorker Publikum. Bei dieſer und den folgenden Vorſtellungen Kean's war das Haus gedrängt voll. Die Direction ließ die Billete für die Logen und die obern Ränge verſteigern; der Preis für eine Loge ſtieg auf 18 Dollar. Die abendliche Einnahme betrug an 20,000 Dollar. Die Elite von Neuyork wetteiferte, den intelligenten engliſchen Mimen in ihre geſelligen Kreiſe zu ziehen. Am 28. Dec. wurde Kean von den „Freunden und Förderern der Bühne“ ein großes Feſtmahl im City Hotel gegeben. Aehnliche Erfolge hatte er hierauf in Philadelphia und dann in Boſton, wo die Theaterbillete ebenfalls öffentlich verſteigert wurden. Der ganze Weg war ein Triumphzug. Im Mai 1821 ging er zum zweiten mal nach Boſton; allein um dieſe Zeit war hier die todte Saiſon. Am dritten Abend erſchienen zu Richard III. nur zwanzig Perſonen im Theater. Kean weigerte ſich aufzutreten, es entſtand ein Tumult im Theater, und er reiſte ohne weiteres ab. Als er ſodann in Neuyork auftrat, erneuerte ſich der Aufruhr. Kean verſuchte vergeblich ſich im National Advocate zu vertheidigen, und ſah ſich genöthigt, früher, als er beabſichtigt, nach England zurückzukehren.

Am 23. Juli 1821 erſchien Kean wieder als Richard III. im Drurylane-Theater in London, wo er nun ſein bisheriges Repertoire mit dem früheren Erfolge fortſpielte.

Sein Verhältniß zur Frau des Alderman Cox verwickelte Kean in einen Proceß, in welchem er im Januar 1825 zu einer Buße von 800 Pfund verurtheilt wurde. Er wurde hierauf in Edinburgh und London von der Bühne geziſcht. Kean begab ſich deshalb im J. 1825 wieder nach den Vereinigten Staaten. Er wurde dort anfänglich überall mit ſtürmiſchem Ausdrucke des Misfallens empfangen. Nachdem er jedoch öffentliche Abbitte gethan, konnte er wieder in Neuyork und Philadelphia, und zwar mit dem üblichen Erfolge ſpielen; in Boſton und in Baltimore wurde ihm aber nicht geſtattet aufzutreten. Um dieſe Zeit wurde er unter dem Namen Alantenonidet zum Häuptling der Tuscarora-Indianer erwählt.

Kean kehrte 1826 nach England zurück. Dem Trunke verfallen, verlor er raſch ſeine frühere Rüſtigkeit. Es war ihm jetzt Stimulation unentbehrlich, um ſeine alten Rollen geben zu können. Neue Rollen vermochte er nicht mehr zu bemeiſtern. Das Gedächtniß war ſo geſchwächt, daß er die Worte, die er ſorgfältig einſtudirt hatte, alsbald wieder vergaß. Im Februar 1833 ſollte er zuſammen mit ſeinem Sohne Charles im Othello auftreten. Am Abend der Aufführung gelang es ihm mit der äußerſten Anſtrengung die erſten zwei Acte des Stücks zu vollenden. Im dritten Acte fiel er bei den Worten „Villain, be sure!“ ohnmächtig in die Arme des Sohnes, welcher den Jago gab, und wurde von der Bühne getragen. Er trat nicht wieder auf und ſtarb zu Richmond bei London den 15. Mai 1833.

Vgl. F. W. Hawkins, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1869). — B. W. Procter, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1835). — Mich. Kelly, Reminiscenses (2 Bde., London 1826). — G. Lotz, Leben des berühmten engliſchen Mimen Edmund Kean (Hamburg 1836). — W. Hazlitt, A View of the English stage (London 1821). (*W. Bentheim.*)

KEAN (Charles), engliſcher Schauſpieler, Sohn des Edmund Kean, geboren am 28. Jan. 1811 zu Waterford in Irland, wurde an der berühmten Gelehrtenſchule zu Eton erzogen, widmete ſich aber, als er 16 Jahre alt war, der Schauſpielkunſt und debutirte 1827 im Drurylane-Theater in London, aber anfangs ohne beſondern Eindruck. 1830 ging er nach den Vereinigten Staaten, kehrte 1833 nach England zurück und arbeitete ſich allmählich zu einer hervorragenden Stellung an der engliſchen Bühne empor. 1839 ging er zum zweiten mal nach Amerika und kehrte im folgenden Jahre heim. 1842 heirathete er die ausgezeichnete Schauſpielerin Ellen Tree (geb. 1805 zu London, geſt. 20. Aug. 1880), mit welcher er dann 1843 abermals nach Amerika ging, wo ſie zwei Jahre Gaſtrollen gaben. 1847 war das Künſtlerpaar in den erſten Theatern Londons und der engliſchen Provinzialſtädte engagirt, und 1850 ward er Mitinhaber des Princeß-Theaters in London, wo er ſich eine Reihe von Jahren durch überaus großartig ausgeſtattete Aufführungen (Restorations, wie ſie genannt wurden),

Digitized by Google

wie Shakeſpeare's Macbeth, King John, Richard III., Richard II., von bemerklich machte, wobei jedoch mehr auf Pracht und hiſtoriſche Correctheit der Decorationen und Anzüge als auf Vortrefflichkeit des Spiels geſehen wurde. Byron's Sardanapal, 1833 producirt, übertraf an Pracht noch alle andern Restorations. Charles Kean war auch Director der im königl. Schloſſe zu Windſor veranſtalteten theatraliſchen Vorſtellungen. 1865 machte er, wie gewöhnlich in Begleitung ſeiner Frau, eine profeſſionelle Reiſe nach Auſtralien, von wo er 1866 über Californien zurückkehrte. Er ſtarb am 22. Jan. 1868 in Liverpool.

Charles Kean verſuchte ſich in den Rollen, in denen ſein Vater glänzte, hatte aber beiweitem nicht deſſen Erfolg. Moderne melodramatiſche Stücke ſagten ihm mehr zu als die Shakeſpeare's, in denen er nicht ſehr zu Hauſe war. (*W. Bentheim.*)

KEATS (John), engliſcher Dichter, geb. am 29. Oct. 1796 in London, verlor frühzeitig den Vater, von dem Näheres nicht bekannt iſt. John erhielt in der Schule zu Enfield einigen claſſiſchen Unterricht und kam, nachdem er auch die Mutter verloren hatte, ſodann zu einem Chirurgen in die Lehre. Er beſtand das chirurgiſche Examen, war jedoch zu nervös bei Operationen, weshalb er ſchließlich die Chirurgie aufgab, zumal eine Erbſchaft vom Großvater mütterlicherſeits ihm ein unabhängiges Leben ſicherte.

Angeregt durch die Lektüre von Spenſer's „Fairy Queen" entſchloß er ſich, die literariſche Laufbahn zu betreten. Einige Sonette, welche er zur Veröffentlichung in dem Examiner beſtimmt, deſſen Redacteur der einflußreiche Kritiker und Dichter Leigh Hunt war, erhielten Hunt's lebhaften Beifall und machten den vielverſprechenden jungen Mann mit den leitenden Literaten in London bekannt: mit Shelley, Byron, Dilke, Hazlitt. 1817 veröffentlichte er einen erſten Band ſeiner Gedichte, 1818 den poetiſchen Roman „Endymion". Keats, als ein neues, reichbegabtes Mitglied der radicalen „Cockney-Schule" der Poeten den Tories verhaßt, wurde von deren Organen, dem Quarterly Review und Blackwood's Magazine, heftig angegriffen. Der überaus reizbare Jüngling gerieth dadurch in die äußerſte Aufregung. Dennoch ließ er ſich durch dieſe Recenſionen nicht ernſtlich ſtören und veröffentlichte einen neuen Band Dichtungen, enthaltend: „Lamia", „Ode to the Nightingale", „The Grecian Urn", „Hyperion" u. a. Dieſe neue Gedichtſammlung wurde von Lord Jeffrey im Edinburgh Review nachdrücklich belobt und im allgemeinen von der Preſſe ſehr beifällig aufgenommen. Das Fragment „Hyperion" ſetzte ſelbſt Keats' Feinde in Erſtaunen und wurde von ihnen als großartig anerkannt. Byron ſagte darüber: „This fragment of Hyperion seems actually inspired by the Titans and as sublime as Aeschylus".

Keats' Geſundheit wurde inzwiſchen immer hinfälliger. Als er von einer Reiſe zur Wiederherſtellung der Geſundheit aus Schottland und Irland nach London zurückgekehrt war, gewannen ſeine Freunde die Ueberzeugung, daß er noch einen Winter in England nicht ertragen könne, und es wurde deshalb beſchloſſen, daß Keats eine Reiſe nach Italien unternehme. Er reiſte Ende September 1820 ab, begleitet von ſeinem ergebenen Freunde Severn, einem jungen Maler, der in Rom ſeine Studien treiben wollte. Keats verweilte einige Monate in Neapel und Rom und erkrankte ſchwer an letzterem Orte. Treu gepflegt von Severn ſtarb er am 27. Febr. 1821 im Alter von 25 Jahren und 4 Monaten. Er wurde auf dem proteſtantiſchen Kirchhofe zu Rom begraben. Keats' Grabſtein erhielt die von ihm ſelbſt gewählte Inſchrift: „Here lies one whose name was writ in water." Englands größter Lyriker, Shelley, hat ihm in der ſeinen ſo frühen Tod beklagenden prächtigen Elegie „Adonais" ein Denkmal errichtet, das länger als Erz dauern wird. In der Zeit des großen Aufſchwungs der lyriſch-epiſchen Poeſie in England am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gehörten die Dichtungen des jungen Keats mit zu den intereſſanteſten. Er hatte einen eigenſten Geſang, der unmittelbar aus einem tieferregten Gemüthe drang und ſich beſonders in einer mächtigen Fülle von Bildern ausſprach, die, überwuchernd wie der Pflanzenwuchs in der tropiſchen Waldung, ſcheinbar ohne unmittelbaren Zuſammenhang von einem Gedanken zum andern ſpringen, ein Bildergewirr, das auf ein ſympathiſch geſtimmtes Gemüth vielfach anregend und reizend wirkt.

Vgl. R. Monckton Milnes (Lord Houghton), Life, Letters and Literary Remains of J. Keats (2 Bde., London 1848 und öfter). — H. B. Forman, J. Keats' Letters to Fanny Brawne, written in 1819 and 1820 and now given from the original manuscripts with introduction and notes (London 1878). — D. Maſſon, Wordsworth, Keats and Shelley (London 1874). — Percy Byſhee Shelley, Adonais, an Elegy on the death of Keats (Piſa 1821 und öfter). (*W. Bentheim.*)

KEBES aus Theben war ein Schüler des Sokrates und außerdem des Philolaos (*Plato*, Phaed. 61 C). Er wird namentlich mit dem Thebaner Simmias, deſſen Mitſchüler er auch bei Philolaos war, zu jenen Schülern gerechnet, die mit Sokrates verkehrten, um gut und tüchtig zu werden und Hausweſen und Stadt gut verwalten zu lernen (*Xen.* Memor. I, 2, 48; III, 11, 17; *Plato*, Phaed. 59 C). Nach der Charakteriſtik, die Plato von ihm gegeben hat (Phaed. 63 A; 77 A.), der ihn zu einem der Theilnehmer im Dialog Phädon gemacht, war er ſchwer zu überzeugen und hegte bis zum letzten Augenblick Zweifel über einen Gegenſtand, bevor er daran glaubte, ſodaß er ein Skeptiker unter den Sokratikern war. Dieſer Philoſoph ſoll nun drei Dialoge geſchrieben haben, Pinax, Hebdome und Phrynichos (*Diog. Laert.* II, 124; Suidas und Eudoc. v. Κέβης; vgl. meine Ausgabe des Heſychios S. 119), von denen uns der erſtere nach der Anſicht der meiſten früheren Philologen erhalten iſt. Beſonders Schweighäuſer und Bähr (in Pauly's Realencyklopädie) zweifelten nicht an der Echtheit deſſelben. Die Schrift ſchien außerdem auch

Digitized by Google

im Alterthum viel geleſen worden zu ſein, da ſie nicht ſelten citirt wird, z. B. von Lucian an zwei Stellen (De merced. cond. 42; Rhetor. praec. 6), von Tertullian und Chalcidius in ſeinem Commentar zum Timäus (vgl. Menagius zu Diog. II, 124). Ein Verwandter des Tertullian ſcheint ſogar dieſe Schrift zum Gebrauch für die Chriſten in Verſe gebracht zu haben. Sie feſſelte aber beſonders die Neuzeit theils durch die Leichtigkeit und eine ihr nicht abzuſprechende Eleganz der Darſtellung, theils durch die einfache ethiſche Tendenz, daß wir nur im Beſitz wahrer Bildung und im Bewußtſein der Tugend glücklich werden können (die Inhaltsangabe in Suidas ἔστι δὲ ἐν Ἅιδου διήγησις beruht offenbar auf einem Irrthume). Deshalb iſt dies „Gemälde" des Kebes oder „Lebensgemälde", wie wir es richtiger bezeichnen können, nicht nur ſo oft herausgegeben wie ſelten ein claſſiſches Werk, ſondern es hat ſich auch in allen Ländern einen eifrigen Leſerkreis erworben und erhalten und iſt deshalb in faſt alle Sprachen Europas überſetzt worden, ſogar ins Ruſſiſche und Arabiſche; ins Franzöſiſche ſchon im J. 1529, ins Italieniſche in den Jahren 1530, 1536, 1538, in deutſche Verſe durch Hans Sachs im J. 1570, in Proſa durch Wilibald Pirkheimer (Nürnberg 1606). Dennoch ſteht heute feſt, daß dieſe Schrift von dem Sokratiker Kebes nicht herrühren kann. Schon früher war man auf zwei Stellen darin aufmerkſam, von denen die erſte eine Erwähnung der Anhänger des Ariſtipp, der Peripatetiker und der Kritiker enthält (c. 13), während an der andern Stelle (c. 33) die Platoniſchen Geſetze citirt werden (Leg. VII, 808), woraus man freilich den ſeltſamen Schluß zog, daß dieſe Stellen von einem unwiſſenden (?) Abſchreiber hinzugefügt ſeien (vgl. Menagius a. a. O.). Noch andere glaubten, daß nur eine Verwechſelung der Namen vorgekommen ſei, und der Stoiker Kebes von Kyzikos, ein Zeitgenoſſe Marc Aurel's (bei *Athen.* IV. 156 D), der wirkliche Verfaſſer ſei. Wie wenig eine ſolche Annahme ſich mit der Thatſache verträgt, daß die Schrift ſchon in der Lucianiſchen Zeit allgemein bekannt geweſen iſt, liegt auf der Hand. Uebrigens wird noch ein dritter Kebes von Donat in der Vita des Vergil genannt.

Die Schrift kann alſo ſpäteſtens aus dem erſten nachchriſtlichen Jahrhundert oder aus dem Anfange des zweiten ſtammen, und dies iſt die Anſicht von F. Droſihn in der Vorrede ſeiner Ausgabe und in ſeinem Programm über die Abfaſſungszeit dieſes Pinax (Neuſtettin 1873), der annimmt, daß die Schrift zwiſchen Dio Chryſoſtomos, dem Zeitgenoſſen des Nerva und Domitian, und Lucian entſtanden ſei. Wenn jedoch der Stoiker Panätios aus Rhodos (geboren um 180 v. Chr.) mit ſeinem Zweifel über die Echtheit der meiſten Schriften der Sokratiker (bei *Diog. Laert.* II, 64) auch an das „Gemälde" des Kebes denkt, was allerdings nicht nachweisbar iſt, ſo muß dieſe Schrift von einem Stoiker oder Kyniker des 3. Jahrhunderts v. Chr. geſchrieben ſein, der den Sokratiſchen Urſprung und Namen fälſchte. Daß demſelben eine ältere, wirklich aus der Sokratiſchen Schule ſtammende Bearbeitung des Gegenſtandes vorgelegen habe, war eine nicht zu erweiſende Annahme von Klopfer, De Cebetis tabula (Zwickau 1818, 1820, 1822). Inſofern iſt noch keineswegs feſtgeſtellt, aus welcher Zeit das Büchlein ſtammt, ebenſo wie es wol niemals gelingen wird, den wirklichen Verfaſſer herauszubekommen. Vgl. übrigens im allgemeinen Zeller, Geſch. d. Phil. d. Gr. II, 1³, 205 fg. Wichtige Ausgaben: Editio princeps, gedruckt um 1490, doch ohne Jahreszahl und Druckort (wahrſcheinlich Venedig), wird bereits im J. 1491 in einer Reiſebeſchreibung erwähnt; dann folgt Aldina vom J. 1494, bedeutendſte Ausgaben von Johnſon, London 1720 (nicht zu haben!), Schweighäuſer, Hamburg 1806, von Ad. Korai (mit Epiktet), Paris 1826, von Dübner (Paris 1840); beſte Textausgabe von Droſihn, (Leipzig, Teubner 1871). Ueberſetzungen von K. Pfaff in Verbindung mit Aeſchines (Stuttgart 1827) und in Verbindung mit Epiktet von Karl Conz (Stuttgart 1864).

Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen und Wortregiſter, von neuem von Büchling (Meißen 1796), bearbeitet von Wilh. Große (Meißen 1813).

(H. Flach.)

Keblah, ſ. Kiblah.

KEBLE (John), engliſcher Geiſtlicher und religiöſer Dichter, geboren zu Fairford in der engliſchen Grafſchaft Glouceſter am 25. April 1792, geſtorben zu Bournemouth in der engliſchen Grafſchaft Hants (Hampſhire) am 29. März 1866, ſtudirte in Oxford, ging mit großer Auszeichnung 1810 von der Univerſität ab, verblieb noch einige Jahre in Oxford als Fellow der Univerſität, Docent und Examinator, wurde 1815 als Geiſtlicher ordinirt, erhielt 1823 die Unterpfarrei Eaſtbeach, Barthorpe und Southrop, zuſammen von 100 Pf. Einkünften, ſchlug jedoch 1824 ein Archidiakonat in Weſtindien von 2000 Pf. Einkünften aus, ward 1825 Pfarrer zu Hursley, 1832 Profeſſor der Poeſie in Oxford und 1835 Rector (Oberpfarrer) zu Hursley, eine Stellung, die er dann zeitlebens innehatte. Keble war einer der Hauptrepräſentanten der ſogenannten Hochkirchen- (High Church) oder Puſeyiten-Partei in der Anglikaniſchen Kirche, gehörte mit zum urſprünglichen Bund der oxforder Theologen, welche die Puſeyiten-Bewegung begannen, und war mit Dr. Puſey und Dr. Newman einer der thätigſten Mitarbeiter an den wohlbekannten Tracts for the Times (Oxford 1834—1836). Mehrfach beſprochen wurde Keble's Tract „The value of Primitive Tradition in theology and its recognition by Scripture" (Tract 78). Eine Predigt, welche Keble im J. 1833 auf ſpeciellen Auftrag während der Sommeraſſiſen-Gerichtsſitzung in Oxford hielt, wurde von Dr. Newman in der Apologia näher beſprochen und als „der Anfang der religiöſen Bewegung der gegenwärtigen Zeit" bezeichnet.

Das Hauptwerk unter Keble's Schriften iſt: „The Christian Year; Thoughts in Verse for the Sundays and Holidays throughout the year" (2 Bde., Oxford 1827), eine Sammlung von Liedern, zunächſt beſtimmt als ein Begleitbuch für das Prayer-Book der engliſchen Kirche. Dieſes Buch erlangte eine außerordentliche Verbreitung und iſt ſchon als ein Ausdruck

Digitized by Google

der religiöſen Geſinnungen einer zahlreichen Klaſſe in Großbritannien bemerkenswerth. Nach einer Angabe des londoner Verlegers vom J. 1854 waren damals von dem Buche bereits 44 Auflagen in über 108,000 Exemplaren erſchienen. Als das Verlagsrecht 1873 erloſch, wurden innerhalb 5 Wochen 10 verſchiedene Ausgaben von londoner Verlegern herausgegeben. Von dem pecuniären Ertrage des Buches erbaute der Verfaſſer anſtatt der verfallenen Pfarrkirche zu Hursley eine neue, welche eine der prächtigſten Landpfarrkirchen in England iſt. Das Buch iſt durch und durch bibliſch, ſowol in den behandelten Gegenſtänden wie in Geiſt und Ausdruck. Es iſt in fließenden Verſen und edler Sprache geſchrieben. Die überall innigen und ſinnigen Lieder haben oft an ſich beträchtlichen lyriſchen Werth, beſonders meiſterhaft, anſchaulich und lebendig ſind die häufigen Beſchreibungen der Vorkommniſſe des Naturlebens. Man hat ſonſt noch von Keble „The Psalter or Psalms of David in English verse" (London 1839). — „Lyra Apostolica", (London 1836—1838). — „Praelectiones Academicae", (2 Bde. London 1840, die in Oxford über Poetik gehaltenen Vorleſungen.) — „Lyra Innocentium. Thoughts in verse on Children" (London 1846; Gedichte, nicht für, ſondern über Kinder, zunächſt für Mütter, Beſchreibungen des Kinderlebens). — Life of Thomas Wilson, D.D. Lord Bishop of Sodor and Man (London 1850). Occasional Papers and Reviews, ed. with a preface by Dr. E. B. Pusey (Oxford 1877). — Verſchiedene Bände Sermons. Er gab heraus „The complete Works of Richard Hooker, (4 Bde. London 1853). Froude's Remains (London 1837); in Gemeinſchaft mit Dr. Newman und Dr. Puſey Library of the Fathers (Oxford 1838 fg.).

Vgl. The Right Hon Sir J. T. Coleridge, A Memoir of the Rev. John Keble, Vicar of Hursley (London 1868, 4. Auflage 1874). — A. T. Ruſſell, Remarks upon the Rev. Prof. John Keble's, Visitation Sermon, entitled: Primitive Tradition recognized by Holy Scripture (London 1837). — C. Sharp (Prof. in St.-Andrews), An Essay on the Author of the Christian Year (Edinburg 1866). — (Miß) C. M. Yonge, Musings over the Christian Year (London 1871). *(W. Bentheim.)*

KECSKEMÉT (ſpr. Ketſchkemeht), Stadt im ungariſchen Comitat Peſt-Pilis-Solt und Klein-Kumanien, 75 Kilom. ſüdöſtlich von Budapeſt, an der öſterreichiſchen Staatsbahn Wien-Bazias, inmitten der ſog. Kecskeméter Heide (eine Sandſteppe, die ſich von Peſt an zwiſchen der Donau und Theiß 370 Kilom. weit erſtreckt), zählt (1880) 44,887 Einwohner magyar. Stammes, darunter über ein Drittel Reformirte. Im J. 1870 hatte die Stadt eine Civilbevölkerung von 41,195 Seelen. Der Ort war vormals der größte Marktflecken Ungarns, er wurde aber 1857 zur Stadt mit eigener Jurisdiction und Verwaltung erhoben. Wie alle Ortſchaften im ungariſchen Alföld, ſo iſt auch Kecskemét ſehr weitläufig gebaut, mit großen Marktplätzen und breiten Gaſſen, die meiſtens mit Akazienbäumen bepflanzt ſind. Die Privatgebäude ſind in der Regel klein und ebenerdig; von den öffentlichen Gebäuden ſind die merkwürdigſten: die katholiſche Pfarrkirche, die Kirche und das Kloſter der Franciscaner und die der Piariſten, die Kirche der Reformirten, das Gebäude der reformirten Hochſchule (Obergymnaſium, theologiſche Facultät und Lehrerpräparandie), das Rathhaus. Die Kirche der Franciscaner diente ehedem ſowol den Katholiken als auch den Reformirten zum Gottesdienſt und war deshalb mittels einer Bretterwand in zwei Theile getrennt. Später erhielten die Reformirten vom Grundherrn Grafen Stephan Kohary die Erlaubniß, eine eigene Kirche in der Nähe der Franciscanerkirche zu bauen, was ſie 1681—1683 ausführten. Beide Kirchen waren mit Mauern und Gräben umgeben und dienten in Zeiten der Kriegsgefahr als befeſtigtes Bollwerk. Die reformirte Hochſchule entſtand im Anfange des 17. Jahrhunderts, im J. 1820—1830 wurde das zwei Stock hohe ſchöne Gebäude derſelben erbaut, indem ſie zur Hauptſchule (Collegium) der Donauſuperintendenz der Reformirten erhoben wurde. Seit 1836 war damit auch der juridiſche Curs verbunden. Die Ereigniſſe von 1848 und 1849 erſchütterten die Lehranſtalt und erſt 1856 konnte das Obergymnaſium nebſt der theologiſchen Facultät und Präparandie wieder eröffnet und neu organiſirt werden. Ferner beſtehen in Kecskemét auch ein katholiſches Obergymnaſium und eine Realſchule. In neueſter Zeit wurden auch die Elementarſchulen ſowol in der Stadt ſelbſt als auch auf den Prädien oder Pußten vermehrt. Kecskemét iſt auch Sitz eines königlichen Gerichtshofes. Die Einwohner beſchäftigen ſich meiſtens mit Viehzucht, Wein- und Obſtbau, beſonders ſind die Aepfel berühmt. Wichtig iſt auch der Handel mit Vieh und Producten. Die Stadt gehörte einſt mehrern Grundherren, ſie hatte ſich aber ſchon vor 1848 freigekauft. Sie beſitzt ein ſehr großes eigenes Territorium und außerdem noch mehrere Pußten, die zum Theil in meilenweiter Entfernung liegen, z. B. Agaſegyháza, Monoſtor, Bugacz, Kis-Alpár. Auf dieſen Pußten ſind viele zerſtreut liegende Gehöfte (ungariſch tanya). Die ganze Gemarkung der Stadt beträgt über 14 □Meilen, aber ein großer Theil derſelben beſteht aus magern Weideflächen und unfruchtbaren Sandſtrichen. *(J. Hunfalvy.)*

KEDIRI, eine der 23 Reſidentien oder Provinzen der niederländiſchen Sunda-Inſel Java in Inſel-Indien, liegt zwiſchen 7° 20′ und 8° 21′ 40″ ſüdl. Br. und zwiſchen 129° 15′ und 130° 10′ öſtl. L. v. F. Im Süden grenzt ſie mit einer 90 Kilom. = 12,16 geogr. M. langen Küſte an das Meer; nach Norden an die Reſidentien Rembang und Surabaja; nach Weſten an Madiun und Patjitan; nach Oſten an Paſuruwan und Surabaja. Die Reſidentie beſteht aus den Abtheilungen Kediri und Ngrowo; erſtere umfaßt die Reſidentſchaft Kediri, die in fünf Diſtricte getheilt iſt, und die Regentſchaft Berbek, welche in acht Diſtricte zerfällt. Die Abtheilung Ngrowo umfaßt die Regentſchaft Ngrowo, die in fünf Diſtricte getheilt iſt, und die Regentſchaft Trengalek, welche aus ſieben Diſtricten beſteht. — Kediri wird regiert von einem Reſidenten mit vier Regenten und zwei Unterregenten; nur der von Kediri führt den Titel Radi-

Digitized by Google

Adipati, während die Regenten und Unterregenten blos Raden-Ngabehi ſind. Außerdem gibt es einen Aſſiſtenten für die Abtheilung Ngrowo, einen Hauptfiscal, einen Hauptprieſter und ein Haupt der Chineſen. — Die Provinz mißt von Weſten nach Oſten 86,26, von Norden nach Süden 80 Kilom. = 10,8 geogr. M. Der Flächeninhalt beträgt 122,76 geogr. □M. = 6717,79 □Kilom. Im J. 1879 war die Zahl der Bewohner 726,808, und zwar zählte man 817 Europäer, 6445 Chineſen und 719,546 Javanen (1845: 235,243 Geſammt-Bevölkerung).

Ein Theil des Landes iſt gebirgig, aber ſchwach bevölkert, obwol es fruchtbare Strecken hat. Die Diſtricte Blitar und Lodago ſind ausgedehnte Wildniſſe, unfruchtbar, ſollen indeß ehemals eine anſehnliche Bevölkerung gehabt haben. Der Diſtrict Ngrowo iſt fruchtbar und ſehr bevölkert. Die Grenzen ziehen ſich auf den Gebirgen hin, namentlich auf den Südbergen, dem Welis, dem Ngebel-Gebirge, dem Klut und dem Kawi. Der Klut (Kalut, Gelut) liegt im Oſten auf der Grenze gegen Paſuruwang; er iſt ein Vulkan von 1510 Met. Höhe, mit ſehr gekerbtem Kraterrande. Seine Ausbrüche 1785, 1825 und 1848 ſind ſehr verwüſtend geweſen; im Februar 1841 hatte er einen großen Waſſerausbruch, deſſen Gewäſſer ganze Waldſtücke herabbrachten und in den Fluß Brantas warfen. Auch 1857 war er wieder ſehr unruhig. — Der Kawi (Kaweh) wird zu 2865 Met. Höhe angegeben; er lehnt ſich an der Nordſeite an den Ardjuna an. — Die wichtigſten Flüſſe ſind: der Kediri oder Fluß von Surabaja, der zweitgrößte Fluß Javas; er kommt aus dem Sumpfſee Tranggul im Diſtrict Tranggul, fließt nördlich nach Ngudjang, wo er den Namen Kali-brantas annimmt, und erlangt dann ſeine größte Breite, Bengawan-Kediri genannt. Nun iſt er bis zur Mündung für große Schiffe fahrbar und hat ruhigen Lauf. Im Diſtrict Surabaja heißt er Kali-maas, d. h. Goldfluß. Er mündet in fünf Armen; der öſtlichſte heißt Panong; dann folgen Tangolangging, Sido-Keri, Kedong und Wono-Krone; letzterer geht mehrarmig durch die Stadt, und der nördlich von ihr mündende Arm heißt wieder Kali-maas. Bei dem genannten Ngudjang in der Regentſchaft Ngrowo mündet in den Kediri der Kali-brantas. Derſelbe entſpringt unfern von Batu in der Regentſchaft Malang in den ſüdlichen Vorbergen des Ardjunagebirges, fließt nach Süden, dann um den Berg Kawi herum und dann nach Norden, wo er von Süden her namentlich den anſehnlichen Leſti aufnimmt, und zwar bei Sringat. Darauf fließt er nach Nordweſten zum Kediri. Er hat ein felſiges Bett voller Steine; eine 100 Met. lange Hängebrücke führt bei Ngudjang über ihn. Für die Bodenbewäſſerung wichtig ſind: der vom Klut herabkommende Konto, welcher über Sringat fließt und ſich in mehrern Armen bei Paxa und Burwaſſi in den Bengawan-Kediri ergießt. Es iſt wildes Gewäſſer. Der nach Oſten zum Kediri ſtrömende Trengalek iſt in der Regenzeit bis Trengalek fahrbar. — Im ſüdlichen Landestheile liegt ein ziemlich großer See, der Rawa-Bening, d. h. Klarer See, der ehemals mit dem Meere in Verbindung geſtanden hat, und ſehr tief und überaus fiſchreich iſt. — Die mehr als 10 geogr. Meilen lange Südküſte iſt durch ihre ſenkrecht aufſteigenden Felsmaſſen unnahbar und erſcheint wie ein langes Gebirge. Sie hat mehrere Buchten; die Segara-Wedi- oder Sand-Bai iſt von der Gemak-Bai durch ein vortretendes Cap geſchieden. Im ganzen machen fünf Baien Einſchnitte in die Felsküſte; die erſtere der genannten hat eine enge Einfahrt, umſchließt Inſeln und iſt 23 Faden tief; die andere iſt offen und weniger gut. Die Sumbreng-Bai iſt riffig, offen und 26 Faden tief.

Am Berge Ngebel entſpringt in 650 Met. Höhe die 63,3° C. warme Salzquelle Telaga Ngebel und in 150 Met. Höhe die 32,5° C. warme ſalzhaltige Quelle Praga. In demſelben Gebirge finden ſich mehrere 1 Met. tiefe Einſenkungen des Bodens, aus welchen tödliches kohlenſaures Gas entweicht, alſo ſogenannte Fumarolen.

Der einzige Wald von Bedeutung iſt der von Beſowo im Diſtrict Sukoredjo, der ſich nach Oſten bis an den Klut erſtreckt und von da nach Sibis in den Djambejan. Er liefert ausgezeichnete Holzarten; aber die neueſten Producte ſind die gewöhnlichen javaniſchen, welche auf die Märkte gebracht werden. Man rechnet 217 □Kilom. Djati-Wälder. — Der fruchtbare Boden von Kediri liefert Reis, Indigo, Kaffee, Zucker, Zimmt, Pfeffer, Baumwolle, Taback und Kokosnüſſe. Man gewinnt 82,000 Pikul Padi (Reis), 54,000 Pikul Kaffee, 13,500 Pikul Zucker, 43,000 Pfund Indigo, 7000 Pfund Zimmt und 97,500 Pfund Pfeffer. Auch die Viehzucht iſt nicht unbedeutend; man zählte 58,600 Rinder und 14,000 Pferde. Die Waldwildniſſe in den Gebirgen bergen ſehr zahlreiche Tiger, indeß hat die ausgeſetzte Prämiirung für jeden getödteten Tiger doch die Zahl derſelben ſchon gemindert. — Es gibt hier Gold-, Silber- und Eiſenſchmiede, Lohgerber, Kupferſchläger, Töpfer u. ſ. w.; man macht Kris für die Inländer und Waſſerkrüge zur Ausfuhr. Auch beſteht eine Sägemühle. Beim Bening-See wird viel Kalk gebrannt. — Seit Uebernahme des Landes 1830 durch die niederländiſche Regierung ſind die Wege im Lande weſentlich verbeſſert worden; früher verbanden nur Fußpfade die Ortſchaften miteinander, die zu beiden Seiten mit Buſchwerk eingefaßt waren, aus denen die Raubthiere hervorſprangen und ſich der Wanderer bemächtigten. Von Kediri geht eine Straße nach Nordoſten auf Surabaja, eine nach Norden auf Brebek, welche einen Theil der großen Poſtſtraße nach Madiun bildet, und eine nach Süden auf Ngrowo und zum Meere und dann längs der Küſte durch die Regentſchaften Kalangbret und Trengalek bis an die Grenze von Madium; eine von Ngrowo nach Oſten über Watas, Sringat, Blitar, Tjandi Gambar und Antang in Paſuruwan; eine von Blitar nach Norden zur Grenze von Surabaja, gegenüber von Kartloſona; und von letzterem Orte nach Weſten zur Grenze von Madiun, und eine nach Süden auf Blitar.

Die Geſchicke von Kediri ſind in der Geſchichte von Java nicht ohne Wichtigkeit. Die Mythe nennt an der Südküſte das Reich Ludojo unter Bathara-Wisnu, dem Könige der Geiſter und Dämonen. Ebenſo hat die Be-

Digitized by Google

herrſcherin dieſer Weſen, Njahi Gede Segoro Kidul, hier einen hohen Ruf und die Javanen glauben an ihre Exiſtenz noch gegenwärtig. Die Südoſtküſte iſt noch wüſt und unbewohnt, als wenn dort noch jetzt die Geiſter hauſten.

Im J. 701 war das Land Sitz und Mittelpunkt des Reiches Doho unter Djojo Bojo, einem prophetiſchen Fürſten, von welchem die Ueberlieferungen Abſonderliches berichten. Später wurde der Sitz nach Purwotjarito in Bagelen verlegt, und Doho wurde eine bloße Provinz. Später wurde Doho durch ein Ausbrechen des feuerſpeienden Klut verwüſtet. — Seit dem Beſtehen von Madja-Pahit war Doho eine Provinz dieſes großen Reiches; und mit dem Untergange deſſelben im J. 1400 der javaniſchen Zeitrechnung verſchwindet der Name Doho aus der Geſchichte; 1400—1432 ſcheint Kediri theilweiſe unter der Herrſchaft von Madiun geſtanden zu haben, darauf kam es unter Padjang und erkannte den Adipati von Surabaja als Stellvertreter des Sultans dieſes Reiches an. Im J. 1525 eroberte Senopati I. von Mataram das Land, und von da ab theilte es die Geſchicke von Mobjokarto. — Zur Regierungszeit des Generalgouverneurs van Goens befand ſich in Kediri einer der Reichsgroßen von Mataram, Truno-Djaja genannt, welcher den Kaiſerthron erſtrebte; er fiel indeß 1679 den Niederländern in die Hände. Im J. 1688 kam das Land unter Senopati und blieb ſein Beſitz bis 1703. Im J. 1830 kam es unter niederländiſche Regierung.

Das Land hat mannichfaltige prächtige Ueberreſte von Hindutempeln und anſehnlichen Städten. Etwa 2,5 Kilom. weſtlich von der Hauptſtadt befindet ſich die Grotte von Sela-mangleng am Fuße des Berges Klotok, der zum großen Welis-Gebirge gehört, ſie beſteht aus vier kleinen, aus dem Fels gehauenen Gemächern, einer ſich ineinander öffnenden Reihe von Norden nach Süden. Die Wände der beiden mittleren größten Räume ſind mit Sculpturen bedeckt. — Oeſtlich vom Hauptorte Kediri ſind die Alterthümer von Sentul und von Prubung die merkwürdigſten. Sentul liegt in einem ſeit Jahrhunderten unberührten Walde. Das noch faſt ganz erhaltene Hauptgebäude iſt, ſo klein es an Umfang iſt, doch ſo zierlich wie nur irgendeins auf Java. Die Javanen nennen es ein Tjunkup, d. h. einen Ruheplatz der Todten. Es iſt faſt quadratiſch mit 12 Met. langen Seiten, ein feſter, ſchwerer Bau, mit einem Innenraume und oben einem Betplatze, zu welchem an der Weſtſeite eine Treppe hinaufführt. Alle Flächen ſind durch Leiſten getheilt und die Räume zwiſchen denſelben mit zierlichem Bildwerk bedeckt, zum Theil von ausgezeichneter Arbeit. Auf der Höhe ſteht ein ſehr zierliches Waſſerbecken von ungewöhnlicher Größe. An der Südſeite führt eine kleine Treppe zu einer Reihe von drei niedrigen Kellerräumen, einer immer tiefer liegend als der vorhergehende. Nahe dabei ſteht ein kleineres Gebäude von derſelben Art, mit ſchönem Bildwerk verziert. Die Ebene ringsum weiſt Spuren davon auf, daß ſie durch Mauern eingetheilt geweſen und das Ganze von einer Ziegelmauer umzogen geweſen iſt. Uebrigens ſcheint ſich eine ganze Reihe von Reſten ſolcher alter Bauten bis zu den berühmten Alterthümern von Malang hinzuziehen. — Der Tjandi von Prubung liegt etwa 12 Kilom. im Südweſten von Sentul. Dieſes ganz aus Ziegeln aufgeführte Gebäude übertrifft an Größe und Wichtigkeit alle andern ähnlichen Ziegelbauten. Zur Seite des Hauptgemaches, das den Eingang an der Weſtſeite hat, enthält es zu ebener Erde nach Norden und Süden kleinere Gemächer. Die Treppen ſind verfallen und man ſteigt mittels einer 7 Met. langen Leiter zum Innern des Tjandi hinauf. Die Größe der Verzierungen und Abbildungen an den Seiten iſt in völliger Uebereinſtimmung mit der Schwere des Bauwerkes, und die Sculpturen ſind in einem erhabenen Stile gearbeitet. Nach Süden hin findet man in faſt jedem Dorfe Götzenbilder, Waſſerbecken, Reſte von Gebäuden und Verzierungen. Der Tjandi Gedong, nahe bei Blitar, iſt ein Ziegelbau, aber beſſer gearbeitet als die gewöhnlichen und zum Theil mit Sculpturen aus Stein. Hier finden ſich auch die Mauerreſte einer ehemaligen Hauptſtadt. Nach Nordoſten hin ſind die Alterthümer von Penataram, der Größe und Arbeit nach zweiten Ranges, jetzt nur noch Trümmer, wo man aber aus den langen Mauerreſten noch den Plan des Baues erkennt. Auch ein Tjandi, ähnlich dem von Sentul, ſteht darin u. ſ. w.

Ziemlich in der Mitte der Provinz liegt der Hauptort Kediri, links am Kediri, 6 geogr. M. von der Südküſte, faſt 14 geogr. M. von Surabaja. Die Stadt hat 2100 Einwohner, in 405 Häuſern; die zu demſelben Rechtsgebiete gehörenden 3000 Familien wohnen entfernter. Der Handel des Ortes iſt von Wichtigkeit und durch die Lage am Fluſſe begünſtigt. Die Chineſen haben einige bedeutende Bazars. Die ſchöne Moſchee iſt aus Ueberbleibſeln von Buddha-Tempeln aufgebaut.

Literatur: A. J. van der Aa, Nederlands Oost-Indie (4 Bde. Breda 1857). — Roorda van Eysinga, Land en Volkenkunde van Nederlands Oost-Indie (4 Bde. 1836—1850). — Teenſtra, Ned. Overz. Bezittingen. — Temminck, Possessions Neerlandaises (2 Bde.). — Handleiding tot de Aardrijkskunde van Ned. Oost-Ind.-Bezittingen. — Raffles, History of Java (1830). — Kuſſendrage, Beſchr. von Java. — Valentijn, Oud en Nieuw-Oost-Indie (4 Bde). — Müller, Beſchreibung der Inſel Java (1860).

(G. A. von Klöden.)

KEERE, von der (auch von der Kehr), ein altes fränkiſches Adelsgeſchlecht, das mit den Truchſeß von Henneberg des gleichen Stammes und Wappens iſt. Albrecht, ein nachgeborener Truchſeß von Henneberg, erbaute auf dem Berge an der Keer zu Henneberg ein Schloß, von dem er und ſeine Nachkommen den Namen führten, während der Hauptzweig in ſeiner Erbamtsſtellung zu den henneberger Grafen fortblühte. Albrecht wird 1270 in einer Urkunde genannt, laut welcher er Roßheide vom Kloſter Bildhauſen um 46 Mark lautern Silbers erkaufte. Er hinterließ vier Söhne, die ebenſo viele Linien ſtifteten. Diejenige des älteſten Sohnes Berthold (Hauptlinie Einhartshauſen) erloſch mit Dietz von der Keer zu Einhartshauſen, deſſen Sohn Bartholomäus vor dem Vater ſtarb und deſſen Tochter Kunigunde

Digitized by Google

1477 mit Peter von Maßbach zu Maßbach und Madenhauſen, Hochfürſtlich Würzburgiſchem Rath und Ober-Schultheiß, vermählt war. Die Linie des zweiten Sohnes Seifried (Hauptlinie Keer) hielt den Stammſitz und erloſch nach 1400 mit Lamprecht von der Keer, dem von ſeiner Gattin Kunigunde von Buttlar aus dem Hauſe Brandenfels nur zwei Töchter Kunigunde und Margarethe geboren waren. Der Beſitz fiel der vierten oder Roßheider Hauptlinie zu. Dieſe, gegründet von Heintz, ſpaltete ſich unter ſeinen Enkeln (den zwei Söhnen ſeines Sohnes Hans), nachdem das Erbe der wie oben erwähnt früh ausgegangenen Keerer Linie angetreten war, in zwei Unterzweige. Der des Hans (Haus Roßheide) verblühte bereits in der vierten Generation mit Andreas von der Keer zu Roßheide bald nach 1541, der des Otto (ererbtes Haus Keer) gleichfalls in der vierten Geſchlechtsfolge mit Sittig von der Keer zu Keer und ſchließlich auch zu Roßheide (vom andern Zweige ererbt). Dieſes Sittig Tochter von ſeiner Gattin Eliſabeth Fauſt von Stromberg, Namens Wandula, brachte Roßheide ihrem Gemahl Jakob von der Keer auf Schweickertshauſen (aus der dritten Hauptlinie) zu. Dieſe dritte Hauptlinie (Frankenburg-Roßdorf), gegründet von Albrecht von der Keer, blühte am längſten. Seine vier Söhne ſetzten wiederum vier Zweige ab. Der des älteſten Berthold (Unterlinie Frankenburg) erloſch mit Kaspar von der Keer noch vor 1500, der des dritten Hans (Unterlinie Roßdorf) gleichfalls im 15. Jahrh. mit Kilian von der Keer zu Roßdorf, den eine mit ſeiner Gemahlin Barbara von Ehenheim genannt Grummat aus dem Hauſe Walmersbach erzeugte Tochter Margarethe überlebte; der des vierten Cuntz (Unterlinie Ellingshauſen) ungefähr zur ſelben Zeit mit Hans von der Keer zu Ellingshauſen, deſſen Tochter Chriſtine an Kaspar den Jüngern von Sternberg vermählt war. Es verblieb nur noch der Zweig des zweiten Sohnes Gobelins (Unterlinie Schweickertshauſen), deſſen Nachkomme Jakob, wie oben erwähnt, Roßheide von der vierten Hauptlinie erheirathete. Den Mannsſtamm dieſer Linie ſowie des ganzen Geſchlechts beſchloß Reinhard von der Keer auf Schweickertshauſen und Roßheide am 31. Juli 1570, von ſeiner Gattin Agnes von Hutten aus dem Hauſe Stöckelberg eine Tochter Anna Dorothea hinterlaſſend.

Wappen: Im Silber über Schwarz getheilten Schilde eine Adlerklaue in verwechſelten Tincturen. Auf dem Helme ein wachſender ſchwarzer Mannsrumpf zwiſchen offenem, je wie der Schild gezeichnetem Fluge. Helmdecken: ſchwarz und Silber.

(H. von Borwitz und Harttenstein.)

KEES oder KES (das) iſt die in Salzburg und Kärnten gebräuchliche Benennung der Gletſcher und bedeutet ein ſelten oder nie ganz ſchmelzendes Eislager im Hochgebirge. Kes iſt höchſt wahrſcheinlich ein eigener Wortſtamm, der ſich auf Kälte und Eis bezieht. Verkeſen bedeutet: ſich mit Gletſchereis füllen, d. i. vergletſchern. Keswaſſer = Gletſcherwaſſer. *(Ferd. Grassauer.)*

KEF, el Kef (Sicca veneria oder Cirtha nova), nächſt Tunis und Kairwan die wichtigſte Stadt in Tunis, liegt am Abhange eines ſteilen Felſenhügels über einer bewaldeten Ebene, und iſt der Mittelpunkt des Beled-el Dſcherid, der Heimat der ſüßen, großen Dſcheriddattel. Von der nach Salluſt vom libyſchen Herkules gegründeten früheren Hauptſtadt des alten Numidien, die eine Zeit lang die Reſidenz Jugurtha's bildete, ſind nur wenige Ruinen übrig, nur die numidiſchen Bäder laſſen ſich erkennen, in denen noch heute eine mineraliſche Quelle mit + 28° C. quillt.

Der größte und maſſivſte Bau iſt die Kasba oder Citadelle, in deren Hofraume zwei Moſcheen ſtehen, um die man die meiſten Ueberreſte der einſtigen römiſchen Stadt findet. Von dieſem erhöhten Standpunkte aus hat man eine prachtvolle Ausſicht auf äußerſt maleriſche Gebirge, die jenſeit der grünen Ebene liegen. Der Dſchebl-el-Kef bedeckt ſich im Winter mit Schnee.

Drei- bis viertauſend Araber, vielfach mit Berbern vermengt, bewohnen den einſt ſo blühenden Ort, indeſſen beſitzen dieſelben keinen geringen Reichthum in einem fruchtbaren Walde von etwa zweihunderttauſend Stämmen der herrlichen Dſcheriddattel, welche nicht nur ihnen ſelbſt zur Nahrung dient, ſondern auch weit und breit geſchätzt und ſogar in den Delicateſſenhandlungen unſerer Großſtädte, in Kiſten wohlverpackt, zu hohen Preiſen verkauft wird. *(Richard Oberländer.)*

KEFERSTEIN (Christian), verdienter Geognoſt, geboren am 20. Jan. 1784 zu Halle, ſtudirte daſelbſt die Rechte, war erſt Auscultator beim Stadtgericht, unter der weſtfäliſchen Regierung 1809 Tribunalsprocurator, nach Wiederherſtellung der preußiſchen Regierung 1815 Juſtizrath zu Halle, zog ſich aber bald von allen Dienſtgeſchäften zurück und wendete ſich vorzugsweiſe der Geognoſie und Geologie zu. Er veröffentlichte: „Beiträge zur Geſchichte und Kenntniß des Baſaltes", mit Meineke (Halle 1819); „Geognoſtiſche Bemerkungen über die baſaltiſchen Gebilde des weſtlichen Deutſchland (1820); „Mineralogiſches Taſchenbuch für Deutſchland" (1820); „Tabellen über die vergleichende Geognoſie" (1825); „Teutſchland, geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt" (7 Bde., 1821—1831); „Naturgeſchichte des Erdkörpers" (2 Bde. 1834); „Geſchichte und Literatur der Geognoſie" (1840); „Mineralogia polyglotta" (1849); außerdem verſchiedene Aufſätze in Schweigger's Journal, Karſten's Archiv, Oken's Iſis u. a. O. Im J. 1821 gab er die erſte allgemeine geognoſtiſche Karte von ganz Deutſchland heraus. Keferſtein ſtarb am 26. Aug. 1866 zu Halle. *(E. Geinitz.)*

KEGEL (*Κῶνος*, conus) im weiteſten Sinne iſt eine Fläche, die von einer Geraden erzeugt wird, welche bei ihrer im übrigen willkürlichen Bewegung ſtets durch einen feſten Punkt hindurchgeht. Die auf der Fläche gelegenen Geraden heißen die Erzeugenden oder Kanten, ihr gemeinſchaftlicher Punkt die Spitze oder das Centrum des Kegels. Durch dieſes Centrum wird die Fläche in zwei Felder, Kegel und Gegenkegel, getheilt. Nächſt der Ebene, die als Kegel definirt werden kann, indem die Erzeugende bei ihrer Bewegung in dem feſten Punkte zugleich längs einer andern feſten Geraden (Leitcurve)

Digitized by Google

geführt wird, iſt die einfachſte Kegelfläche der Kreiskegel, auch ſchlechthin häufig Kegel genannt, bei welcher die Leitcurve ein Kreis iſt. Die Verbindung der Spitze mit dem Mittelpunkte des Kreiſes heißt die Axe; ſteht dieſe ſenkrecht zur Ebene des Kreiſes, ſo iſt der Kegel ein gerader; andern Falles ein ſchiefer. Die griechiſchen Geometer behandelten zuerſt den geraden Kreiskegel, und definirten denſelben als durch Umdrehung eines rechtwinkeligen Dreieckes um eine Kathete entſtanden. Sie unterſchieden drei Arten, je nachdem die Umdrehungsaxe mit der Hypotenuſe einen Winkel bildet, der kleiner, gleich oder größer iſt als die Hälfte eines rechten Winkels. Eine durch die Axe gelegte Ebene ſchneidet den Kegel in einem Dreieck, bei welchem der Winkel an der Spitze ein ſpitzer, rechter oder ſtumpfer wird. Demnach werden auch die Kegel in ſpitzwinkelige, rechtwinkelige und ſtumpfwinkelige eingetheilt. Werden dieſe drei durch eine ſenkrecht zu einer Erzeugenden gelegte Ebene geſchnitten, ſo entſtehen die drei Arten von Kegelſchnitten (Ellipſe, Parabel, Hyperbel; ſiehe die bezüglichen Artikel). Es iſt nicht feſtgeſtellt, wer zuerſt die Identität der Kegelſchnitte mit dieſen drei Arten ebener Curven erkannt hat. Als erſter, welcher dieſe Curven und zwar gelegentlich des Problemes der Würfelverdoppelung überhaupt behandelt hat, wird Menächmus (Platoniſche Schule) genannt, und zwar von Geminus, einem Mathematiker des letzten Jahrhunderts v. Chr. in einer von Proklus übermittelten Stelle (ed. Friedlein, S. 111) und von Eutokius (6. Jahrhundert n. Chr.) in ſeinem Commentar zu den Kegelſchnitten des Apollonius und Archimedes. Pappus (ed. Hultſch, S. 672, 676) berichtet, daß Ariſtäus der Aeltere (c. 350 v. Chr.) in ſeinen nicht mehr erhaltenen fünf Büchern über die Kegelſchnitte die Identität dieſer Curven mit den ebenen Schnitten des Kegels feſtgeſtellt habe, desgleichen, daß die vier erſten Bücher des Apollonius von Pergä (c. 250—220 v. Chr.) nur eine Vervollſtändigung der vier erſten Bücher des Euklid über die Kegelſchnitte, die gegenwärtig nicht mehr vorhanden ſind, bilden. Selbſt bei Archimedes (ed. Torelli, Oxford 1792; deutſche Ausgabe von Nizze, Stralſund 1824) läßt ſich die vollſtändige Erkenntniß der Identität der Kegelſchnitte mit den Curven des Menächmus nicht nachweiſen, und ſo bilden die acht Bücher des Apollonius (ed. Halley, Oxford 1710) die älteſte vollſtändige Theorie, die uns erhalten iſt. Apollonius, bei welchem die Namen Ellipſe, Parabel, Hyperbel zuerſt auftreten, unterſucht auch den ſchiefen Kreiskegel, und zeigt, wie an jedem derſelben die drei Arten von Curven durch Schnitte ſenkrecht zum Axendreieck zu Stande kommen. Seine Schriften ſind von Pappus, Eudokius und Hypatia commentirt worden; der letztgenannte Commentar iſt nicht mehr vorhanden. Mit dem Werke des Pappus und einer jedenfalls noch älteren kleinen Schrift des Serenus (Anhang zur Halley'ſchen Ausgabe des Apollonius) findet die Theorie über die ebenen Schnitte des Kegels ihren Abſchluß in der Geometrie der Alten, und erſt Desargues (Brouillon projet d'une atteinte aux événements des rencontres du cône avec un plan, 1639) und faſt gleichzeitig Pascal (Essai pour les coniques, 1640) betrachteten alle möglichen Stellungen der ſchneidenden Ebene, und erwieſen die Identität des ſchiefen Kreiskegels mit dem Kegel auf elliptiſcher, paraboliſcher oder hyperboliſcher Baſis. Aus der Theorie des Kegels und des Cylinders und ihrer Schnitte iſt dann die deſcriptive und projective Geometrie hervorgegangen, als deren Begründer Monge (Traité de géométrie descriptive 1794), Poncelet (Traité des propriétés projectives des figures 1822) und Steiner (Syſtematiſche Entwickelung der Abhängigkeit geometriſcher Geſtalten 1832) zu nennen ſind, und in Bezug auf deren Ausbildung und überaus reiche Literatur auf das Hauptwerk von Chasles verwieſen werden muß: „Aperçu historique sur l'origine et développement des méthodes en géométrie", 2. ed. 1875.

Die Cubatur des Kreiskegels iſt zuerſt von Eudoxus, einem Zeitgenoſſen Plato's, im Anſchluß an die Cubatur der Pyramiden gelehrt worden durch den Satz, daß das Volumen des Kegels der dritte Theil des Volumens eines Cylinders von derſelben Grundfläche und Höhe iſt, wie Archimedes in der Einleitung zum erſten Buch von der Kugel und dem Cylinder berichtet (Nizze, S. 43). Die Mantelfläche eines geraden Kreiskegels, gleich dem halben Producte aus der Peripherie des Grundkreiſes mit der Seite, hat Archimedes (Kugel und Cylinder I, Satz 15—17) zugleich mit der Berechnung beliebiger Zonen beſtimmt.

Die Berechnung der Oberfläche eines ſchiefen Kreiskegels führt auf ein elliptiſches Integral und konnte erſt nach Ausbildung der Infiniteſimalrechnung mit Erfolg in Angriff genommen werden. Ein unzureichender Verſuch iſt von Richard Albius (Rom 1648), übermittelt in Käſtner's Geſchichte der Mathematik Th. 3, S. 218. Wichtiger iſt der Aufſatz von de la Hire, Sur les quadratures des superficies cylindriques, qui ont des bases paraboliques, elliptiques et hyperboliques (Mém. de Paris 1707), in welchem der Satz von Pascal über die Fläche des Cylinders, welcher gebildet wird, indem man in den Punkten eines Kreiſes die Längen der zugehörigen Sinus vertical aufträgt, verallgemeinert wird. Das elliptiſche Differential entwickelte Varignon (Miscell. Berol. 1727 cont. secunda) und zeigte, wie das Integral durch die Länge einer transſcendenten Curve ſich ausdrücken läßt, deren Conſtruction von der Quadratur des Kreiſes abhängt. Den in einem Anhange zu dieſer Arbeit von Leibniz gemachten Verſuch, eine algebraiſche Curve einzuführen, berichtigte und verallgemeinerte Euler (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. I., 1750) durch eine ausführliche Transformation des elliptiſchen Differentiale; die für den Ellipſenbogen geltende einfachſte Reihenentwickelung fand Euler im J. 1773 (Nov. Comment. Bd. 18). Die Reihenentwickelung für die Kegelfläche im J. 1785 (Nov. Acta Acad. Petrop. T. III), zugleich mit einer Methode der Abwickelung dieſer Fläche. Faſt gleichzeitig hat Käſtner (Göttinger Societät Bd. 9) die Reihenentwickelung des elliptiſchen Integrals behandelt.

Für die Kegel als allgemeine Flächenfamilie hat

Digitized by Google

zuerſt Monge die partielle Differentialgleichung ausführlich behandelt (Mém. présent. à l'Acad. d. Sc. Paris 1771, 1784); doch war ihm auch hierin ſchon Euler mit der allgemeinen Unterſuchung über abwickelbare Flächen (Comment. nov. Acad. Petropol. T. XVI. a. 1771) vorangegangen. *(Ax. Harnack.)*

KEGEL (in der Geologie) nennt man mehr oder weniger regelmäßig kegelförmige, verſchieden hohe und breite Berge oder Hügel, die entweder das Product der Eroſion ſind, Ueberreſte von früher zuſammenhängenden größeren durch das Waſſer zerſtörten Geſteinsmaſſen, oder Zuſammenſchwemmungsmaſſen darſtellen, oder endlich in den meiſten Fällen vulkaniſche Aufſchüttungsmaſſen (ſ. Vulkane) ſind. Je nach dem Eruptionsmaterial, welches die vulkaniſchen Kegel aufgebaut hat, unterſcheidet man nach von Hochſtetter Lavakegel, Tuffkegel, Schuttkegel und gemiſchte Kegel. Die Lavakegel ſind aus gefloſſenen, geſchmolzenen Geſteinsmaſſen aufgebaut, und zeigen infolge der Leichtflüſſigkeit der Laven zum Theil ſehr flache Böſchungen, die gewöhnlich nur 3—10 Grad betragen; ſie beſtehen aus lauter einzelnen, wenig geneigten Lavabänken, die den jedesmaligen Lavagüſſen entſprechen. Die großen Vulkane auf den Sandwichinſeln, der Manna-Loa und M.-Kea, beide gegen 4350 Met. hoch, ſind ſolche Lavakegel von durchſchnittlichem Neigungswinkel von 6—8 Grad. Andere Lavakegel, die aus zähflüſſigerer Lava entſtanden ſind, können viel ſteilere Böſchungen zeigen. Die Tuffkegel werden durch Anhäufung von breiartigen Tuffmaſſen oder mit heißem Waſſer gemengten Lapilli, Sanden und Aſchen gebildet und zeigen eine ſtärkere Neigung, 15—30 Grad. Die Schutt- und Aſchenkegel werden durch Aufhäufung der aus dem Eruptionskanal emporgeſchleuderten und in unmittelbare Umgebung des Kraters zurückfallenden loſen vulkaniſchen Auswürflinge gebildet und beſtehen aus Lavablöcken, Bomben, Lapilli, vulkaniſchen Sanden und Aſchen. Ihre Neigungswinkel betragen 35—45 Grad. Kegel von gemiſchtem vulkaniſchem Material ſind ohne Geſetzmäßigkeit aufgebaut; oft von Lavagängen ſeitlich durchſetzt, welche Nebenkegel, Nebenkrater liefern. Zur Klaſſe der gemiſchten Kegel gehören die meiſten Stratovulkane, wie der Veſuv, der Aetna u. a. — Die Kegel können ſehr verſchiedene Höhe haben, von wenigen Fußen bis zur größten Höhe, welche Berge auf der Erde erreichen. *(E. Geinitz.)*

KEGELGEBIRGE (vulkaniſche Gebirge) ſind Gebirge, die aus einer meiſt ordnungsloſen Anhäufung einzelner (vulkaniſcher) Kegel oder Kuppen beſtehen. Sie entſtehen allmählich durch Nebeneinanderſtellung einzelner Kegel von neu gebildeten Geſteinen; bei ihnen ſind die einzelnen Berge die zuerſt entſtandenen Elemente, im Gegenſatz zu den Maſſen- und Kettengebirgen, welche durch Ortsveränderung ſchon vorhandener Geſteine entſtehen und bei denen das Gebirge das erſte iſt, die einzelnen Berge erſt ſpäter durch Eroſion herausmodellirt werden. *(E. Geinitz.)*

Kegelſchnäbler, ſ. Conirostra.

Kegelſchnecke, ſ. Conus.

KEGELSPIEL heißt ein Spiel mit Kugeln, die nach einer beſtimmten, in einer gewiſſen Ordnung ſtehenden Anzahl von Kegeln gerollt werden. Es wird auch Kegelſchieben, oder Kegeln, auch wol Kugeln genannt, in älteren Schriften finden ſich hierfür noch die Ausdrücke Kegelen, Keigeln, Kögeln, Malen. Das Kegeln iſt ein uraltes Spiel. Im Grimm'ſchen Wörterbuche V, 384 fg. wird es als ein bei den Opferfeſten der alten Deutſchen gebräuchliches Spiel hingeſtellt. Hierfür ſind folgende Gründe maßgebend. Gewiſſe Knochen am vorderen Pferdeſchenkel heißen Kegel. Das Pferd war bei den alten Germanen ein ſehr hochgeſchätztes Thier und deshalb war unter allen Thieropfern das des Pferdes das vornehmſte und feierlichſte. Wuotan liebte Pferde- und Menſchenopfer und deshalb liege nichts näher, als daß man von dem Opfer wie das Fleiſch zum Opferſchmaus ſo die Knochen zu den Spielen nahm und beides dadurch gleichſam heiligte. Weitere Begründung erhält nach Grimm dieſe Annahme durch die merkwürdige Angabe, die das Vocab. incipiens teut. ante lat. bringt: „Kegel, pirameda, est quoddam os in pede thibie et sure cum quo luditur". Mit pede thibie et sure kann nichts anderes gemeint ſein als das Schien- und das Wadenbein, was zum Spiel genommen wurde. Weiter weiß das Volk an heiligen Orten, wo ſonſt die Faſtnachtsfeuer ihre Stelle hatten, nebſt allerlei Spielen und Leibesübungen, von geſpenſtigem Kegeln. Das Kegeln im Himmel, was das Volk im Donnern findet, gehört ja wol auch urſprünglich Wuotan an. Wer ſich überzeugt hat, wie erſtaunlich lange in ſolchen Redensarten Sitten fortleben, die längſt verſchollen und vergeſſen ſind, der zaudert nicht, die Redensart als ein blos verblaßtes Zeugniß anzuſehen, daß man einſt wirklich aus dem Kegel im Knochengebäude einen Kegel zum Spiel machte. Ich ſtehe nicht an, ſagt Grimm, dabei nicht blos an den Kegel des Pferdes zu denken, ſondern auch an Menſchen, wie eben das Zeugniß fordert. Grimm berichtet noch, daß ihm aus der leipziger Gegend mitgetheilt worden ſei, daß man da auf dem Lande noch jetzt ſich ein Kegelſpiel aus den Unterſchenkeln der Vorderfüße der Pferde ſelbſt herſtelle, indem man die Kugel, welche ſich über dem Hufe befindet, nachdem ſie vom Drechsler hergerichtet iſt, zur Kugel gebraucht und den über der Kugel befindlichen Knochen, ebenfalls ſo hergerichtet, zum Kegel.

In den altdeutſchen Götterſagen findet auch das Kegelſpiel ſeine Erwähnung. Unter dem badiſchen Schloſſe Hochberg ſitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder ſpielen mit goldenen Kegeln und Kugeln. Die zwölf Männer (die zwölf Aſen) ſind in die Burg verwünſcht, aber ſie kommen, wenn Deutſchland in großer Noth iſt, wieder heraus und befreien es von ſeinen Feinden (Simrock, Deutſche Mythologie S. 195.) Der ſogenannte pirniſche Mönch Johann Lindner berichtet: „an die ſtet des abgotstempel, der czu Halberſtadt czurüddet, wart auch in gots und ſant Steffans ehr ein thumkirche erbawet, der czum gedechtnis ſollen daſelbſt die thumherren jung und alt auf montag letare alle jar einen holzern Kegel an ſtat des abgots auffeczen und darnach alleſamb

Digitized by Google

werfen", (Grimm, Deutſche Mythologie 4. Ausg., 1875, S. 653). Weiter wird berichtet: „Alle jahr, ſonnabends nach laetare kommt auf den kleinen Hildesheimer domhof ein bauersmann ſonderlich dazu beſtellt, und bringt mit ſich zwei hölzer, jegliches einer klafter lang, daneben zwei andere kleinere kegelförmig geſpitzte. Die beiden großen ſetzt er gegeneinander in die erde, die Kegel oben darauf. Bald und in der eile verſammeln ſich dahin allerlei buben und jung geſindlein und werfen mit ſteinen oder ſtöcken die Kegel von den Klötzen herab; andere ſetzen ſie wieder auf und das abwerfen geht von neuem an." Unter dieſen Kegeln ſind die heidniſchen, teufliſchen Götzen zu verſtehen, welche die chriſtlich gewordenen Sachſen niedergeworfen haben (Grimm, Deutſche Mythologie S. 158.)

Das Kegelſpiel wird ſchon in mittelhochdeutſchen Gedichten erwähnt, ſo z. B. in der 1300 beendeten Dichtung „Der Renner" von Hugo von Trimberg. Vers 3727 heißt es:

Sin Kegel er nach gewinne ſtellet
Mit luſtlicher behendikeit
Und wol od' ubel ſie betreit (betrügt)
Vers 10,440: Riemenſtecher vnd Kegler
wurden nie ſo grozze trvgner (Betrüger)
als leider valſch geiſtlich levte.

Swer ſpielen welle der Kegel
der ſol gên ûf den plaz,
da vindet er mangen vürſaz. (Geſammtabenteuer 49,1184 von der Hagen, Stuttgart 1850.)

Als Vorläufer des Kegelſpiels iſt das Steinſtoßen und Steinwerfen anzuſehen, das ja wol mit andern Kraftübungen als Wettſpiel die Götterfeſttage verherrlichen half. Schon Homer läßt in der Odyſſee die Freier, die ſehr üppigen, vor des Hauſes doppelter Pfort' ihr Herz mit Steinſchieben erfreuen. Von dieſem Spiele gibt Athenäus (Bd. I, Kap. 29) eine allerdings nicht klare Beſchreibung. Es läßt ſich aus derſelben doch aber ſo viel erſehen, daß dieſes Spiel der Freier ein ähnliches geweſen iſt, wie es noch heutigen Tages in Italien unter dem Namen Boccia geſpielt wird. Die Freier, an der Zahl 108, ſtellten ebenſo viele Steine in gleicher Anzahl gegeneinander, ſodaß auf jeder Seite 54 ſtanden. In der Mitte blieb ein kleiner leerer Raum, auf welchen ein Stein, den man nach der vielumworbenen Gattin des Odyſſeus „Penelope" nannte, geſetzt wurde. Nach dieſem warf der Freier, den das Los beſtimmt hatte, mit dem andern Steine. Traf er die Penelope und ſchnellte ſie von der Stelle, ſo ſetzte er ſeinen Stein an die Stelle derſelben. Sodann richtete er die Penelope da auf, wohin ſie geſchnellt war und warf nun mit ihr nach ſeinem in der Mitte ſtehenden Steine. Traf er nun, ohne einen von den übrigen Steinen zu berühren, ſo hatte er geſiegt und viel Hoffnung, die ſchöne Königin zu heirathen.

Daß man in früheren Zeiten die Kugeln beim Kegeln nicht rollte, ſondern warf, iſt nicht zu bezweifeln. In der Augsburger Chronik des 15. Jahrh. heißt es: „welcher in drei Würfen am meiſten Kegel warf, der gewann das Beſt"; ferner bei Keller, Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften (Stuttgart 1855): „Kegelwerff und gampelſpil". In der Bedeutung von werfen wird auch „ſchießen" gebraucht: „wer vor den Kegeln ſteht, der hat im ſinn, er wölle alle Kegel umbſchießen". Agrikola, Sprich. (1582) 59. In einigen Theilen Süddeutſchlands wirft man jetzt noch die Kugeln ein Stück in die Bahn hinein. Auch da, wo man zur Zeit die Kugeln regelmäßig in der Bahn hinausrollt, trifft man immer noch Ausdrücke an, die der früheren Spielweiſe, dem Werfen, entlehnt ſind, z. B. „ich habe ſo und ſo viel Kegel geworfen", „ich habe einen guten Wurf gethan". Der jetzt zumeiſt beim Kegeln gebräuchliche Ausdruck „ſchieben" iſt auch ſchon früher angewendet worden. In einem Faſtnachtsſpiele heißt es:

het ich ſolcher Kegel neun
wolt umb ein Kleinot ſchieben lan.

Hier und da mag man in früheren Zeiten mit einer diskusartigen Scheibe nach den Kegeln geworfen haben, ja ſogar mit Stäbchen. „Inn etlichen Landen (Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 393) keglet man mit ſtecken, wie man in vnſern landen mit kugln keglet. Vn auff einmal da keglet man mit ſtecken, da wz ein blind' da, der wolt auch keglen, vnnd da er werffen ſolt, da traff er wer da ſtund, reich vnd arm, jung vn alt, es galt jhm gleich, wann er was blind."

Im Mittelalter durfte bei Kirchweihfeſten und bei Büchſen- und Armbruſtſchießen neben andern Ergötzlichkeiten ein Kegelplatz nicht fehlen. In der Beſchreibung des großen Herrenſchießens zu Ulm 1556 findet ſich Folgendes:

Dem Hahnenwerfen gang ich zu.
Der Hahn, der macht oft manchem heiß,
Mit Schranken macht man drum ein Kreis,
Daran ſtund der Welt ein große Zahl
Hinten und vorne, auch überall,
Es iſt oft lächerlich zugangen
Beim Hahnen ſah man Gewinneter hangen,
Kugel und Kegel war auch dabei (das heißt in der Nähe des Hahnenplatzes)
Jetzt habt ihr g'hört all Handlung frei,
Was ich beim Schießen geſehen han.
(Scheible, Schaltjahr 5. Bd. S. 622).

Auf der prächtigen Zeichnung von Hans Beham, eine Kirchweih von 1530, wo der Künſtler in kräftigen Strichen die Licht- und Schattenſeiten dieſes Feſtes zeigt (vgl. L. Racke, Deutſche Geſchichte, Bielefeld und Leipzig, 2. Bd. S. 171), findet ſich auch das Kegelſchieben dargeſtellt. Das Bild läßt erſehen, daß man damals bei Herrichtung eines Schubes keine beſondere Sorgfalt obwalten ließ; denn eine beſondere Bahn iſt nicht ausgehoben, nur hinter den Kegeln iſt ein Bret als Kugelfang angebracht, und da, wo der Kegler die Spitze des vordern Fußes beim Schieben hinſtellt, iſt ein Pflock in die Erde getrieben. Auf den meiſten alten Zeichnungen von Schützenfeſten ſind die Kegelplätze mit Pfählen und Stangen abgegrenzt. Regelmäßig findet ſich auch der Pflock vor, der den Standpunkt des Schiebers beſtimmt. Weitere Vorrichtungen kannte man nicht. Die Kegel wurden auf Wieſen- oder den gewöhnlichen Erdboden geſtellt. Aus

Digitized by Google

der Stellung des Schiebers in der Beham'ſchen Zeichnung iſt zu erſehen, daß man damals die Kugeln in der jetzt meiſtens gebräuchlichen Weiſe nach den Kegeln rollte. Auf der erwähnten Zeichnung kommen nur 5 Kegel zur Darſtellung. Möglich, daß wir es hier mit einer ſogenannten künſtleriſchen Freiheit zu thun haben; denn ſchon in den älteſten Zeiten ſind auch 9 Kegel beim Spiel gebräuchlich geweſen. Das ſchon oben angeführte Citat aus einem alten Faſtnachtsſpiele beweiſt dies; ferner heißt es in Rollenhagen's Froſchmeuſeler 2. Buch, 5. Kap.:

Denn mancher ſchauet das ſpiel mit an
Und verlachet nur jedermann,
Das ſie ſo wenig kegel ſchießen;
Wenn ſie ihm einen wurf zulißen,
All neun wolt er auf einmal fellen.
Soll es aber ſelbſt ins werk ſtellen,
So wirft er fern vom ganzen platz
Und macht keinen neuen aufſatz.

Mit der letzten Bemerkung will der Dichter ausdrücken, daß der Prahler nicht einmal den Platz, wo die Kegel ſtehen, trifft und daher ein neues Aufſtellen unnöthig macht.

Auf alten Zeichnungen finden ſich Kegelplätze mit nur drei Kegeln, die alsdann, vom Werfer aus betrachtet, in einer Reihe hintereinander ſtehen. Finden ſich neun Kegel vor, ſo iſt die Aufſtellung derſelben keineswegs eine gleichmäßige oder der jetzt gebräuchlichen entſprechend. Auf einem Bilde aus dem 16. Jahrh. ſtehen die Kegel in drei Reihen zu je drei nebeneinander . Auf dem augsburger Schießplatze von 1567 waren die Kegel folgendermaßen aufgeſtellt: . Dieſe Aufſtellung erinnert ſchon ſehr an die zur Zeit beliebte: . Als etwas ganz Ungewöhnliches muß das Kegelſpiel angeſehen werden, was J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 570, auf einem Bilde mit Kinderſpielen, das einem holländiſchen Buche von 1628 entnommen iſt, wiedergibt. Hier ſpielen u. a. zwei Knaben Kegel, die ſie auf gewöhnlichem Boden folgendermaßen aufgeſtellt haben:

Das Spiel mit 3 Kegeln muß früher ebenſo beliebt geweſen ſein als das mit 9; denn man ſieht auf den Abbildungen von Schießplätzen auch wol zwei abgegrenzte Kegelplätze, den einen mit drei und den andern mit neun aufgeſtellten Kegeln, wie dies z. B. der Fall iſt auf der „Contrafaktur Deſſ Schießplatzs Der Auff Den Sechſten tag Octobris zu Augspurg Zugerichtet Unnd gezieret iſt worden x. Anno Dominj 1567".

Daß beim Kegelſpiel von altersher die Zahl der Kegel drei und neun iſt, iſt für Grimm ein weiterer Beweis dafür, daß das Kegelſpiel bei den alten germaniſchen Opferfeſten Anwendung fand; denn drei und neun waren heilige, beim Opfergebrauch bedeutungsvolle Zahlen.

Am Geld oder ſonſtige Gewinne zu kegeln iſt von jeher gebräuchlich geweſen. Seb. Brant ſagt im Narrenſchiff 68, 8: „wer keiglen wil, der ſelb uffetz", d. h. er muß Geld aufſetzen, wagen. Im Ambr. Liederbuch 229, 25 heißt es:

weil ſie wöllen nun
ir Keglen thun,
ſo müſſen ſie aufſetzen.

Von einem Freudenſchießen im J. 1470 erzählt die Augsburger Chronik: „es waren auch aufgeworfen funf Klainater (d. i. Gewinne) darumb gemain geſellen kegelten, welcher in drei würfen an meiſten Kegeln warf, der gewann das beſt (d. i. den erſten Preis) und ain Baur von Menchingen warf ſieben Kegel in drei würfen".

In der Frankfurter Patrizier-Geſellſchaft Limburg fand 1463 ein Kegelſchieben ſtatt, für welches ein Mitglied drei ſilberne Kleinode als Preis ausgeſetzt hatte und bei dem jeder Spielende gegen einen Einſatz von drei Heller drei Würfe thun durfte (Dr. H. L. Kriegk, Deutſches Bürgerthum im Mittelalter.) Doch begnügte man ſich auch oft mit einfachen Preiſen. Hans Sachs ſchreibt von einem Hostuch, das bei einer Kirchweih bei Nürnberg im Kegeln zu gewinnen war:

ich gieng und ſchaut den kegelplatz,
da hieng ein rotes hostuch bei
da ſetzten ſie oft zwen an drei,
ich gedacht mir, ob dieſem Kegeln
werden ſie noch einander flegeln.

In einer dichteriſchen Beſchreibung des nürnberger Armbruſtſchießens von 1579, auf welchem neben dem „Kugel- (d. h. Kegel-) platz" es auch zur Beluſtigung des Volkes kleine hölzerne Pferde gab, auf denen eine ausgeſtopfte Mannspuppe ſaß, heißt es:

Darnach (nach dieſen Puppen) warff man ganz wolgemut
Je acht Wurff umb fünf Pfennig gut,
Wer ihn in acht Wurffen umbwerffen thett (d. h. den Reiter vom Pferdchen herabwarf)
Einen ſilbern pecher hett.
Daneben auch gehabt in gemein
Ein Kegelplatz groß und klein
Ein ſilbern pecher daß ihr weſt
Iſt geweſen im Kugeln das peſt (d. h. der Gewinn).
(J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 580.)

Mit acht Handbällen gegen einen Einſatz von fünf Pfennigen warf man alſo nach den ausgeſtopften kleinen Reitern. Wie viel man bei dem Kegelwerfen einſetzen mußte, wie oft man werfen durfte, wie lang der große und der kleine Kegelplatz war, das iſt nicht geſagt.

Im J. 1602 wurde in Zittau ein großes Landſchießen gehalten, ebenfalls mit Volksvergnügungen und Gewinnſten. „Ingleichen (wurden gewonnen) zwei Ochſen, davon der Garkoch einen auf dem Kegelplatz, den andern aber Paul Kühn auf den Würfeln durch den Trichter mit 35 Augen auf dreimal (auf 3 Würfen) gewann." (J. Scheible, Das Schaltjahr, 5 Bd., S. 199).

Nicht immer ſcheint man in dem Ausſetzen von Preiſen, wie das oben angeführte Beiſpiel zeigt, Maß gehalten zu haben. Es ſchritten deshalb die Behörden des Mittelalters gegen die Kegelſpieler oft verbietend ein, weil ſie ſtets auf Erhaltung der guten Sitte ängſtlich bedacht waren

Digitized by Google

und bei jedem einzelnen Bürger einem ſittlichen und finanziellen Schaden vorbeugen zu müſſen glaubten. Dies ließ ſich natürlich nicht unbedingt durchführen und deshalb kommt denn auch hierbei die Erſcheinung vor, daß man nicht immer verbietend, ſondern mehrmals blos beſchränkend einſchritt. In Frankfurt wurde den Schützen 1443 und 1447 das Kegelſchieben verboten, 1468 dagegen erlaubte man es ihnen mit einem Einſatz von einem Heller, 1487 aber ohne Beſchränkung (Dr. Kriegk, Deutſches Bürgerthum im Mittelalter.) In Veltheim herrſchte 1482 folgender Brauch: „wann Kirwyhen ſint in demſelben gericht, was dan von ſpielen und kegelſchieben geſcheen will, das moiſſ mit der drier herren erlaubunge ſament geſcheen" (Weisth. 2, 208).

Das Kegelſpiel war von altersher in Stadt und Land beliebt, ſelbſt in den vornehmſten und höchſten Kreiſen beluſtigte man ſich am Kegelſpiel, ſo z. B. vergnügte ſich bei dem jährlichen Hirſcheſſen der Frankfurter Rath auch mit Kegelſchieben. Doch mag es auch Orte und Zeiten gegeben haben, in denen man das Kegeln, wenigſtens für Geiſtliche, nicht für paſſend erachtete. In der 394. Erzählung von Pauli's Schimpf und Ernſt ſpielt, ſpringt und kegelt ein Prieſter mit den jungen Geſellen. Eine alte Frau fragt ihn, er ſei wol nicht der, der des Morgens Gottesdienſt gehalten habe, und des Nachmittags den „gauch" mit den jungen Geſellen triebe, und ſo ſelber thue, was er vor ein paar Stunden verboten.

Schon in den früheſten Zeiten gab es in manchen Orten ſtehende Kegelbahnen. Auch trieben manche Schützengeſellſchaften auf ihren Schießplätzen das Kegelſpiel fortwährend. Eine ſolche Kegelbahn für die Schießgeſellen befand ſich z. B. im 15. Jahrh. auf dem Fiſcherfelde in Frankfurt. Auch hier koſtete „ein Schieb" einen Heller, drei aber einen Weißpfennig. In der Stadt Memmingen wurden 1435 zwei Bäder vor der Stadt errichtet und dem pachtzahlenden Wirthe neben dem Weinſchank von Spielen geſtattet „das Brettſpiel und das Kegeln, das damals Malen hieß" (J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 1036.) Die ſtehenden Kegelbahnen waren immer in der Nähe der Wirthshäuſer. Es findet ſich daher der Kegel als Aushängeſchild von Wirthshäuſern vor, ja Kegel und Wirthshaus treten in eine ſo enge Beziehung, daß man für letzteres die Bezeichnung „Kegel", wie dies z. B. auch mit Krug der Fall iſt, ſetzt:

„Wo werdet ihr denn Bier hernehmen"?
Sprach die alte Schwieger.
„Wo der Kegel hangt, iſt der Bierſchank"
Sprach die Junge gleich wieder.
(Hofmann, Schleſ. Volkslieder 238.)

In manchen Orten gab es einen allgemeinen Kegelplatz. „Nach dem köſtlichen ländlichen Mahl", erzählt Fiſchart biene 240[b], „führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfes." Und Friſch 1,506[c] beſchreibt einen ſolchen Platz folgendermaßen: „Ein viereckter oder runder Platz, wo man von allen Seiten aus einem gegebenen Ziel nach den in der Mitte ſtehenden Kegeln ſchieben kann."

Die Form der Kegel iſt in den verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene geweſen. Als ſie dem Knochengerüſte entnommen wurden, beſtimmte natürlich die Form der benutzten Knochen auch das Aeußere der Kegel. Es ſcheint mehr als wahrſcheinlich zu ſein, daß man damals beim Kegeln die Kegel im Erdboden befeſtigte und nach denſelben warf. Nach alten Zeichnungen haben die Kegel die Geſtalt einer Pyramide. Dieſe Form läßt auch vermuthen, daß man nach ſolchen Kegeln nur mit der Kugel warf, um ſie entweder blos zu treffen oder von ihren Standorten zu ſchleudern, wie dies z. B. in dem oben angeführten Spiele der Freier im Hauſe des Odyſſeus der Fall war. Weiter ſind Kegel abgebildet, die langhalſigen, oben mit einem Köpfchen verſehenen Flaſchen gleichen, doch finden ſich auch Kegel vor, denen das Köpfchen fehlt, oder es haben die Kegel die Aehnlichkeit ſchwacher Säulchen mit einer etwas breiten Baſis. Mit den im Renner des Hugo von Trimberg angeführten „drei Kegelſtebelin" im Frankfurter Druck von 1549 „Kägelhölzelein" genannt, die ſich ein Schüler aus der Krambude ausſuchte, ſind die drei Kegel gemeint, welche in älterer Zeit ein Spiel Kegel ausmachten.

Zur Zeit ſind die Kegel walzenförmig mit mehr oder weniger geſchwungenem Aeußern, von dem ſich oben deutlich ein kugelförmiger Kopf abhebt. Der König der Kegel hat außerdem über demſelben noch eine knopfartige Verzierung. Die Kegel werden aus dem harten und dauerhaften Holze der Weißbuche (Carpinus), ſeltener aus dem der Rothbuche (Fagus) gefertigt. Sie ſind gegen 0,40 Met. hoch, der König iſt um 2—3 Centim. höher. Die Kugeln werden ebenfalls aus Weißbuchenholz gedreht, doch trifft man auch häufig Kugeln aus dem theuern, ſchweren und ungemein harten Holze des Buxbaums und des amerikaniſchen Guajakbaums an. Die Kugeln variiren zwiſchen 0,10 bis 0,15 Met. im Durchmeſſer, da bezüglich der Größe die Liebhaberei der Kegelſchieber eine ſehr verſchiedene iſt. In gewiſſen Gegenden des Rheins, der nördlichen Weſer und Elbe findet man Kugeln bis 0,20 Met. im Durchmeſſer. Wegen dieſer unhandlichen Größe ſind an der Fläche der Kugel Vertiefungen für die Finger angebracht. Wo man ſolche große Kugeln liebt, da ſind auch die Kegel größer, bis gegen 0,60 Met. ſind ſie anzutreffen.

Die Kegelbahn iſt ganz eben und horizontal, entweder offen oder bedeckt, 12 bis 30 Met. lang und 1,40 bis 2,35 Met. breit. Da, wo bei Anlage des Kegelſchubes der Platz beengt iſt, z. B. in großen Städten wie Berlin, gibt man der Bahn eine geringe Steigung. In ärmeren Gegenden genügt es ſchon, wenn der Erdboden der Bahn feſtgeſtampft iſt, dagegen da, wo man mehr Sorgfalt auf deren Herſtellung verwendet, wird ſie mit Lehm oder Thon ausgeſchlagen und mit feinem Sand oder beſſer mit Hammerſchlag beſtreut. Neuerdings belegt man die Kegelbahnen vielfach mit Marmor, Cement, Fruchtſchiefer und Asphalt. Am Anfange der Bahn iſt ein ungefähr 2 Met. langes Bret zum Auflegen, d. h. bequemen Abrollen der Kugel aus der ſchwingenden Hand, eingelaſſen. Es gibt aber auch Bahnen, bei denen das

Digitized by Google

Mittelbret bis hinaus zu den Kegeln führt. An den Seiten der Bahn befeſtigt man aufrecht ſtehende Breter, Banden genannt, damit die Kugel nicht abweichen kann. Am hintern Ende verſenkt man „übereck“ in den Boden ein hölzernes mit einem Rahmen verſehenes Kreuz, welches Leg heißt. Auf den 9 Kreuzungspunkten der Holztheile des Legs, die in der Regel noch durch eiſerne Scheiben beſonders markirt ſind, kommen die Kegel zu ſtehen. Dieſe Scheiben ſind von Mitte zu Mitte gegen 0,40 Met. voneinander entfernt. An der einen Seite der Bahn befindet ſich zum Zurücklaufen der Kugeln eine hölzerne Rinne. Um Unglücksfälle beim Zurückprallen der Kugeln von der Hinterwand zu verhüten, hängt man in der Regel eine Matratze an derſelben auf. Auch findet man als ſehr empfehlenswerthen Kugelfang eine Reihe oben beweglich angehängter 5—7 Centim. ſtarker Stangen.

In gegenwärtiger Zeit benutzt man beim Kegelſchieben in der Regel neun Kegel, auch werden bei dieſem Spiele nicht ſelten Wettſpiele ausgemacht, bei welchen man einen, zwei oder drei beſtimmte Kegel aufſetzt, die zu treffen die Wette gilt. Hierbei werden mitunter ganz nennenswerthe Beträge auf das Spiel geſetzt. Zumeiſt wird jedoch das Kegelſchieben als Geſellſchaftsſpiel betrieben. Beſtimmte Regeln ſtellen alsdann die Reihenfolge der Spieler, die Anzahl der hintereinander zu werfenden Kugeln, die Anzahl der abzuſchiebenden Punkte, den Werth der geworfenen Kegel, den Modus der Bezahlung feſt.

Das Kegelſchieben iſt in allen Kreiſen gleich beliebt. Selbſt der deutſche Kaiſer Wilhelm I. verſchmäht es nicht, zu ſeiner Erholung ein Spiel Kegel mitzuſchieben. Vielfach ſind in den einzelnen Orten Kegelſchieber zuſammengetreten und bilden Kegelgeſellſchaften, die meiſt den Zweck haben, neben den Freuden eines regelmäßigen Kegelſchiebens, durch die Gewinngelder, durch beſondere Steuern und Strafen eine Kaſſe zu bilden, um mit deren Zuhülfenahme ein Tanzvergnügen, ein Feſteſſen, eine gemeinſchaftliche Reiſe u. dgl. bewerkſtelligen zu können.

Daß das deutſche Kegelſpiel von überaus wohlthätigem Einfluß auf den menſchlichen Organismus iſt, bedarf wol kaum des beſondern Nachweiſes.

Weniger werthvoll für die Geſundheitsverhältniſſe iſt das ſogenannte amerikaniſche Kegelſpiel. Hier hängt am Ende eines winkelartigen Geſtells an einer Schnur eine Kugel und dieſe wird, nachdem die Schnur ſtraff gezogen iſt, in Bogenlinien nach den Kegeln geworfen. Die Stellung der Kegel und die Spielregeln ſind wie beim deutſchen Kegelſpiel.

Ein Gleiches gilt auch von dem Spielen am Kegeltiſch. Derſelbe iſt auf der einen Seite halbabgerundet und um den Rand geht ein langer Gang, die Kegelbahn, der am entgegengeſetzten Ende gegenüber den Kegeln ausmündet. Die Kugel wird mit einem Stock, der zu dieſem Behufe ein viereckiges breites Ende hat, fortgeſtoßen.

(*M. Zettler.*)

KEHDINGEN, Landſchaft in der preußiſchen Provinz Hannover, Landdroſtei Stade, bildet den von der Mündung der Schwinge bis zur Mündung der Oſte reichenden Stader-Marſchkreis, und zwar das Amt Freiburg und das Amt Jork. Der ganze Marſchkreis hat eine Fläche von 7,41 geogr. □Meilen, wovon $^2/_3$ auf das Amt Freiburg fallen. Von den 38,700 Bewohnern des Kreiſes kommen 20,638 auf eine Stadt und 35 Landgemeinden des Amtes Freiburg, und 18,062 auf 81 Landgemeinden des Amtes Jork; erſteres hat in 148 Wohnplätzen 3095 Haushaltungen, letzteres in 108 Wohnplätzen 2753 Haushaltungen. Katholiken ſind in beiden Aemtern 27 und 17, Juden 40 und 5; ohne Kenntniß von Leſen und Schreiben 1453 und 1007; Blinde 19 und 12, Taubſtumme 18 und 9, Blödſinnige 34 und 40. — H. Guthe ſagt von dieſem Ländchen: „Dieſes 30 Kilom. lange und 4 bis 7,5 Kilom. breite Ländchen bildet in ſeinen baumloſen, fetten Weiden gegen das weſtlicher gelegene, mit Fruchtbäumen bedeckte Gebiet des Alten Landes einen mächtigen Gegenſatz. Wir finden hier den fetteſten Boden der geſammten Elbmarſchen, weshalb denn auch wegen der Schwierigkeit des Pflügens der Ackerbau gegen die Viehzucht etwas zurücktritt.*) Auch die reinſächſiſche Bevölkerung von Kehdingen unterſcheidet ſich durch Tracht, Hausbau und Sitte weſentlich von ihren Nachbarn im Alten Lande. Früher als die übrigen Marſchdiſtricte haben ſich die Kehdinger dem Bremer Stuhle unterwerfen müſſen. Erzbiſchof Hartwig, ein Bruder des letzten ſtader Grafen, baute in ihrem Gebiete 1154 die Burg Freiburg, die dem noch jetzt beſtehenden Flecken (im Stande der Städte) Namen und Urſprung gab. Später haben ſich die Kehdinger mehrfach, zuletzt im J. 1300, aber ſtets ohne Erfolg, gegen die Erzbiſchöfe erhoben, welche in dem eroberten Lande eine große Zahl adeliger Hofſtellen einrichteten, deren Zahl jetzt freilich ſehr zuſammengeſchmolzen iſt. Aber trotzdem blieben die Gemeinden frei und bewahrten ſich bis auf die neueſte Zeit ihre eigenthümliche Verfaſſungs- und Gerichtsordnung. — Das Land zerfällt in den freiburger und den bützflether Theil; wo beide ſich berühren im Kirchſpiel Hamelwörden (1540 Einwohner), liegt ein freier Platz, der Schinkel genannt (9 Häuſer mit 55 Bewohnern), wo am ſogenannten Schinkeltage das Volk die Landeshauptleute wählte, und unter dem Thurme der hamelwörder Kirche wurde das Landgericht gehalten.“

Freiburg, der Hauptort, gegenüber von Brockdorf an der Elbe, zubenannt an der Elbe oder in Hannover, iſt mit der Elbe nur durch einen künſtlichen Kanal, ein ſogenanntes Tief verbunden, welches allmählich ſo verſandet iſt, daß der hauptſächlich auf Schiffsverkehr angewieſene Ort von der Elbe gänzlich abgeſchnitten zu werden drohte. Die Regierung hat deshalb das Fahrwaſſer auf 2 Met. vertieft und begradigt, und eine Spülſchleuſe erbaut, um fernere Verſandung zu verhüten. Seitdem hat ſich der Verkehr des Ortes ſehr gehoben. Oberhalb Freiburgs liegt die letzte größere Elb-Inſel, das unbedeichte Krautſand, lange Zeit nur zur Weide gebraucht und von

*) Im Süden, gegen die Geeſt hin, geht der Marſchboden in Moor über und bildet das fiscaliſche Kehdinger Moor.

Digitized by Google

zahlreichen Flußarmen durchzogen, bis im 17. Jahrh. ſich hier Coloniſten niederließen und eine eigene Gemeinde gründeten. — Der Flecken Freiburg hat 2455 Einwohner, wovon 1245 männl. Geſchlechtes, in 373 Wohngebäuden mit 539 Haushaltungen. Von den übrigen 9 Landgemeinden haben Drochterſen 3503, Aſſel 2635, Balje 2315, Bützfleth 2265, Oederquart 2078 Einwohner. Im Amte Jork hat die Landgemeinde Borſtel 2015 Einwohner, Jork 720 Einwohner in 89 Häuſern, Königreich 440 Einwohner in 93 Häuſern, Twielenfleth 430 Einwohner in 75 Häuſern. — Die Kehdinger unterwarfen ſich, um der Herrſchaft des Erzſtiftes Bremen zu entgehen, den Grafen von Oldenburg. Indeß wußten die Bremer doch in den Beſitz der Landesfeſte zu gelangen; denn Hartwig I., ein geborener Graf von Stade, hatte ſie eine Zeit lang inne; ſie wurde ſpäter von Heinrich dem Löwen zu Ende des 12. Jahrh. erobert und geſchleift. Dennoch behaupteten die Kehdinger ihre Unabhängigkeit noch über 150 Jahre und unterwarfen ſich Bremen erſt nach ſchweren Kämpfen. *(G. A. von Klöden.)*

KEHL, Amtsſtadt im badiſchen Kreiſe Offenburg, am Rhein und an der Kinzig gelegen, die unterhalb der Stadt in den Rhein mündet, mit 2067 Einwohnern (1880), während das ſüdöſtlich angrenzende gleichnamige Dorf 2931 Einwohner zählt. Stadt und Dorf bilden getrennte Gemeinden. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Holzhandel. Auch finden ſich einige Fabriken und größere Brauereien daſelbſt. Solange Kehl deutſche Grenzſtadt war, herrſchte ein reger Verkehr, namentlich mit dem gegenüberliegenden Straßburg, wohin eine Schiffbrücke führt, während die ſtehende Rheinbrücke nur dem Bahnverkehr dient. Dieſe Brücke iſt in den J. 1858—1861 erbaut worden und hat eine Länge von 309 Met. Ueber die Brücke führt die Zweigbahn Appenweier-Straßburg, welche die badiſche Hauptbahn mit der Elſaß-Lothringiſchen Bahn verbindet. Neuerdings hebt ſich Kehl wieder mehr und mehr, beſonders ſeit im J. 1881 der Amtsſitz von Kork dahin verlegt worden iſt. Im gleichen Jahre iſt das badiſche Pionnierbataillon nach Kehl verlegt worden. Auch dient die neu errichtete Trambahn nach Straßburg zur Hebung des Verkehrs. Militäriſch iſt Kehl dem Feſtungsgouvernement Straßburg unterſtellt und gehört in den Feſtungsrayon, ſeitdem auf badiſchem Gebiete die detachirten Forts bei Sundheim, Neumühl und Auenheim errichtet worden ſind.

Der Name Kehl wird von dem keltiſchen cai Weg und li oder lo (Waſſer) abgeleitet und bedeutet alſo ſoviel als Waſſerſtraße. Im Mittelalter lautete der Name Kelle, Kaiele, Keele, im 17. Jahrh. gewöhnlich Kahl.

Das Dorf Kehl, älter als die Stadt, beſtand früher aus zwei Theilen, Iringheim und Kehl, deren erſterer im 14. Jahrh. vom Rhein weggeſchwemmt worden iſt. Es gehörte urſprünglich dem Hauſe Gerolseck, ſpäter war es gemeinbann-herrlich und zwar ſtand ein Achtel Baden, ein Achtel Naſſau, ein Viertel den Böcklin von Böcklinsau und die Hälfte dem Stifte Frauenhaus in Straßburg zu. Zuletzt fiel das Dorf an Baden, nachdem es namentlich in den J. 1796 und 1797 viel gelitten hatte.

Zum Schutz der Rheinbrücke hatte die Reichsſtadt Straßburg beim Dorfe Kehl eine Schanze angelegt. Dieſelbe wurde im J. 1678 von dem franzöſiſchen General Montelas weggenommen und geſchleift. Nach dem Raube Straßburgs legten die Franzoſen am 1. Oct. 1681 den Grund zu der Feſtung Kehl, welche Ludwig XIV. als Stützpunkt für die Eroberungen dienen ſollte, welche der ländergierige König auf dem rechten Rheinufer beabſichtigte. Im Schutze der Feſtung bildete ſich die Stadt, welche durch den Frieden zu Ryswijk (1697) an das Reich kam und von dem Kaiſer dem Markgrafen Ludwig von Baden „zu einiger Belohnung ſeiner dem Reiche und kaiſerlicher Majeſtät geleiſteten Dienſte“ ſammt der Stadt Offenburg geſchenkt wurde. Im Falle des Ausſterbens der badenbadenſchen Linie ſollte Kehl an Baden-Durlach kommen. Im J. 1702 eroberte der franzöſiſche Marſchall Villars die Feſtung Kehl, welche 1714 wieder an Deutſchland abgetreten wurde. Doch ſuchten die Markgrafen von Baden die Unterhaltungskoſten der Feſtung vergeblich von ſich abzuſchütteln und thaten wenig für dieſelbe. Im J. 1734 von den Franzoſen mit Sturm genommen, fiel Kehl 1736 an Baden zurück, das die Feſtungswerke verfallen ließ, obgleich es ſich der Bedingung widerſetzt hatte, daß die Stadt den Charakter als Feſtung verlieren ſollte. Das Reich wollte zur Wiederherſtellung der Feſtung nichts thun, und 1754 zog der ſchwäbiſche Kreis ſeine Beſatzung weg. Auf Wall und Graben erhoben ſich Häuſer der Bürger, welche während des franzöſiſchen Revolutionskrieges faſt gänzlich zerſtört wurden. Die ſchwäbiſchen Kreistruppen hatten Kehl abermals beſetzt, bis ſie im J. 1796 von den Franzoſen überfallen und vertrieben wurden.

Der Waffenſtillſtand, welcher den Feldzug am Rhein (1795) beendet hatte, war Ende Mai 1796 abgelaufen, und die Franzoſen hatten alle Vorkehrungen getroffen zum Wiederbeginn der Feindſeligkeiten. Von Hüningen bis Saarbrücken ſtand die Rhein- und Moſelarmee unter Moreau, 79,600 Mann ſtark. Ihm gegenüber befand ſich die öſterreichiſche Oberrheinarmee unter Wurmſer, 82,800 Mann ſtark, von denen jedoch nur 57,800 Mann unter Latour verblieben, da Wurmſer am 31. Mai mit 25,000 Mann nach Italien abmarſchiren mußte. In aller Stille traf Moreau die Vorbereitungen zum Rheinübergang bei Kehl, während er ſcheinbar die verſchanzten Lager bei Mannheim und Mainz bedrohte. Um das Geheimniß zu bewahren, hatten die allmählich nach Straßburg abrückenden Brigaden die Weiſung erhalten, ſie ſeien für Italien beſtimmt. Ueber die bei Straßburg ſich ſammelnden Truppen führte General Deſaix den Befehl, und der Uebergang ſollte in der Nacht auf den 24. Juni ausgeführt werden.

Nach dem Plane des franzöſiſchen Obergenerals ſollten gegen 12,000 Mann in der Gegend von Gambsheim und 16,000 Mann unmittelbar bei Kehl übergeſchifft werden, worauf von Straßburg aus Brücken geſchlagen werden ſollten. Einige ſchwache Abtheilungen hatten den Zweck, durch falſche Angriffe den Feind zu täuſchen und ſeine Aufmerkſamkeit zu theilen. Zugleich wollte man

Digitized by Google

ihn durch heftiges Geſchützfeuer ober- und unterhalb der Uebergangsſtelle beunruhigen. Am Nachmittage des 23. Juni wurden die Thore von Straßburg geſchloſſen, damit das Geheimniß ſicherer bewahrt bleibe. Zum günſtigen Erfolg des Unternehmens trug auch beſonders die verzettelte Aufſtellung der Oeſterreicher bei, die eben deshalb nichts deckten, weil ſie alles decken wollten.

Zwar ſcheiterte der Verſuch der Franzoſen, bei Gambsheim überzuſetzen, an Naturhinderniſſen; auch wurde ein Rheinangriff bei Ichenheim zurückgeſchlagen; aber der Uebergang bei Kehl gelang vollkommen. Zwiſchen 1 und 2 Uhr Nachts waren die erſten 3500 Mann mit 4 Geſchützen eingeſchifft, fuhren in dem todten Arme des Rheins aufwärts und dann im eigentlichen Rheinſtrome etwas herab, bis ſie gegen 3 Uhr auf den Inſeln oberhalb Kehls am rechten Ufer landeten; die ſchwäbiſchen Poſten wurden überraſcht, ſodaß ihnen keine Zeit blieb, die kleinen Brücken abzuwerfen, welche von den Inſeln auf das rechte Ufer führten. Zwei Uferbatterien fielen nach wenigen unwirkſamen Schüſſen in die Gewalt der Franzoſen, ebenſo eine Redoute mit 3 Geſchützen auf der Inſel Erlenkopf. Die Transportſchiffe ſetzten neue Truppen über, und gleichzeitig ward eine fliegende Brücke begonnen, welche morgens 6 Uhr fertiggeſtellt war. Nach Ankunft der erſten Verſtärkungen drang der Feind gegen Kehl vor, die dabei liegende Redoute wurde erobert und die ſchwäbiſchen Truppen nach einigem Widerſtande vertrieben.

Die öſterreichiſche Reſerve, welche bei Willſtätt ſtand, hatte um 4 Uhr die Nachricht erhalten, daß die Franzoſen an verſchiedenen Punkten den Uebergang verſuchten; da man aber den wirklichen Uebergangspunkt nicht kannte, brachen die Truppen erſt um 7 Uhr gegen Kehl auf.

Inzwiſchen waren die feindlichen Streitkräfte ſo ſehr gewachſen, daß die Oeſterreicher nichts mehr ausrichten konnten. Sie wurden bei Sundheim mit einem Verluſte von 37 Offizieren, 693 Mann und 14 Geſchützen zurückgeworfen. Im Laufe des Tages wurden noch mehr franzöſiſche Truppen übergeſetzt; der Infanterie folgte am Nachmittage die Artillerie und Cavalerie, ſodaß bald 27,000 Mann Franzoſen auf dem rechten Rheinufer beiſammen waren.

Bis zum 29. Juni hatte Moreau, der inzwiſchen von Mannheim eingetroffen war, ſeine ganze Armee übergeſetzt und war damit ſeinen Gegnern ſo überlegen, daß er nach allen Richtungen vordringen konnte. Die Oeſterreicher wurden ins Renchthal zurückgedrängt, die ſchwäbiſchen Reichstruppen befanden ſich auf dem Rückzuge in ſo trauriger Verfaſſung, daß ſie durch die Oeſterreicher gedeckt werden mußten.

Moreau drang bekanntlich ſiegreich bis Baiern vor, wurde aber am 3. Sept. durch Erzherzog Karl bei Würzburg zum Rückzug genöthigt. Dadurch wurde Kehl ein entſcheidender Punkt, von deſſen Beſitz der Erfolg des Feldzuges zum großen Theil abhing. Erzherzog Karl hatte deshalb alsbald 11 Schwadronen unter dem Oberſten Merveldt nach Mannheim abgeſandt und dem General Petraſch befohlen, mit dieſen Schwadronen und 9 Bataillonen rheinaufwärts zu marſchiren und ſich Kehls zu bemächtigen. Am 16. Sept. langte Petraſch in Rheinbiſchofsheim an und beſchloß in der Nacht vom 17.—18. Sept. Kehl anzugreifen, welches nur ſchwach beſetzt war. Mit 3 Bataillonen und 2 Schwadronen griff Petraſch an und jagte den überraſchten Feind aus Kehl, der in wilder Flucht über die Rheinbrücke eilte. Da die Sieger aber ſich der Plünderung und dem Trunke überließen, ſo wurde es dem franzöſiſchen General Scheel, der Petraſch gefolgt war, nicht ſchwer, den Oeſterreichern die letzte Schanze zu entreißen, zumal dieſelbe nur von 200 Mann beſetzt war. Gleichzeitig hatte der Commandant von Straßburg einige in der Eile zuſammengeraffte Truppen über den Rhein geſandt — die Oeſterreicher hatten die Brücke nicht zerſtört — und ſo wurde Petraſch zum Rückzug gezwungen.

Die Franzoſen behielten Kehl bis zum Anfang des J. 1799. Nach den Schlachten bei Emmerdingen (19. Oct.) und bei Schliengen (24. Oct.) war Moreau bei Hüningen und Breiſach auf das linke Rheinufer zurückgegangen und hatte die Brückenköpfe bei Hüningen und Kehl ſtark beſetzt. Gegen letzteres rückte Erzherzog Karl vor und beſchloß, die durch General Deſaix vertheidigte Feſtung zu belagern. Die Belagerungsgeſchütze wurden aus Mainz, Mannheim und Philippsburg herbeigeſchafft.

Man begann am 10. Nov. eine aus 15 Schanzen mit Courtinen beſtehende Contravallationslinie aufzuwerfen und eröffnete in der Nacht zum 22. Nov. die Laufgräben. Die Franzoſen machten am Morgen des 22. einen Ausfall mit 18 Bataillonen und 12 Schwadronen. Von einem dichten Nebel begünſtigt erfolgte der Angriff in 3 Colonnen. Die erſte Colonne eroberte die beiden Redouten des linken Flügels, die beiden andern rückten gegen Sundheim und die dortigen Redouten vor. Das Dorf wurde von der dritten Colonne erobert, aber 10 öſterreichiſche Bataillone vertrieben den Feind, und auch die zweite Colonne ſah ſich durch Flankenfeuer zum Rückzug genöthigt. Da die franzöſiſche Reſerve keine Anſtalt machte, das Gefecht wiederherzuſtellen, zog ſich auch die erſte Colonne zurück. Der Verluſt der Belagerer betrug 29 Offiziere und 371 Mann an Todten und Verwundeten, 15 Offiziere und 741 Mann wurden gefangen, 8 Geſchütze erobert. Die Franzoſen hingegen zählten nach ihrem eigenen Geſtändniß 3000 Mann Todte und Verwundete, und ihre Truppen zeigten fortan großen Widerwillen gegen Ausfälle. Ungeachtet des heftigen Froſtes und der im December durch Platzregen verurſachten Ueberſchwemmung der Laufgräben hatten ſich die Oeſterreicher bis zum 6. Jan. 1797 in Beſitz aller vorgeſchobenen Werke geſetzt und konnten nun durch ihr Feuer die Rheinbrücke erreichen, welche ſehr beſchädigt wurde. Unter dieſen Umſtänden machte Moreau am 9. Jan. Vorſchläge zur Capitulation, laut welcher die Franzoſen am 10. Jan. den Platz zu räumen hatten. Durch außerordentliche Anſtrengungen brachten ſie in der kurzen Zeit ihr Material über den Rhein und retteten alle Geſchütze.

Von Straßburg aus nahmen die Franzoſen ſchon im April 1799 das ſchwach beſetzte Kehl mit leichter Mühe

Digitized by Google

wieder und behielten es bis zum Frieden von Luneville, durch welchen der faſt zerſtörte Ort an Baden zurückfiel, um 1808 abermals mit Frankreich vereinigt zu werden. Das Dorf Kehl, welches während der Belagerung faſt vollſtändig zerſtört worden war, blieb bei Baden. Die Franzoſen ſtellten die Feſtungswerke wieder her, aber nach dem Sturze Napoleon's wurden ſie geſchleift. Ein badiſcher Offizier blieb Commandant einer kleinen Grenzbeſatzung, die ſeit Errichtung der ſtehenden Brücke ein kleines Vorwerk zum Schutz des Rheinüberganges bewachte. Während des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges wurde der dem badiſchen Ufer zunächſt gelegene Pfeiler der Brücke durch badiſche Truppen geſprengt (22. Juli 1870) und Stadt und Dorf hatten während der Beſchießung Straßburgs abermals viel zu leiden. Am 19. und 24. Aug. wurde die Stadt beſchoſſen, wobei der dem Rheine am nächſten liegende Theil faſt völlig zerſtört wurde. Nach dem Frankfurter Frieden wurde die Brücke wiederhergeſtellt, und zum erſten mal erhielten Stadt und Dorf reiche Entſchädigung für die Verwüſtungen während des Krieges, ſodaß der Aufbau der Häuſer raſch erfolgen konnte. Da Straßburg auch wieder deutſch geworden, hoffen die Bewohner Kehls und mit ihnen alle Deutſchen, daß ſie von nun an vor einer Wiederholung der früheren Heimſuchungen verſchont bleiben. (Prof. *Höchstetter.*)

KEHLE (in der Baukunſt) nennt man den Zuſammenſtoß zweier Dachflächen unter einem Winkel, wie er ſich bei zuſammengeſetzten Grundformen von Gebäuden ergibt. Den Gegenſatz hierzu bildet der Grat, bei welchem zwei Dachflächen in einer Kante zuſammenſtoßen. Den einfachſten Fall einer zuſammengeſetzten Grundform bildet die ſogenannte Wiederkehr, d. h. zwei in einem (rechten) Winkel aneinanderſtoßende Gebäudeflügel, wobei in der Dachform ſich einerſeits ein Grat, andererſeits eine Kehle bildet. Während nun bei den Dachgraten das Regenwaſſer nach beiden Seiten rechtwinkelig gegen die Fronten zu abgeleitet wird, der Grat mithin gewiſſermaßen die Waſſerſcheide bildet, fließt das Waſſer bei der Kehle von den anſtoßenden Dachflächen zuſammen und läuft in derſelben entlang der Dachrinne zu. Da nun überdies die Kehlen, wie auch die Grate, ſtets eine flachere Neigung haben als die Dachflächen ſelbſt, ſo iſt es namentlich bei geringen Dachneigungen ſchwierig, die Kehlen dicht zu halten; ſie müſſen bei Schiefer- und Ziegeldächern mit breiten Kehlblechen von Zink-, Weiß- oder Kupferblech eingedeckt werden, welche möglichſt weit unter die anſtoßenden Schiefer oder Ziegel reichen. Man kann zwar Kehlen auch ganz von Ziegel decken, jedoch muß dies in einer ziemlich weiten Krümmung geſchehen, erfordert viel Verhau an den Ziegeln und gewährt ſelten die erforderliche Dichtheit. Die bei der Dachconſtruction oder dem Dachgeſpärre an den Kehlen ſich vereinigenden Schiftſparren (Aufſchifter, Reiterſparren) erhalten ihren Stützpunkt und ihre Befeſtigung an dem Kehlſparren, der, wie der Gratſparren, von größerer Stärke als die übrigen Sparren und auf ſeiner obern Fläche rinnenartig vertieft oder ausgekehlt ſein muß. Um dieſes koſtſpielige Auskehlen der Kehlſparren zu vermeiden, legt man den rechteckig belaſſenen Kehlſparren etwas tiefer als die Schiftſparren und läßt die letztern mit ihren Enden ſich auf den Kehlſparren etwas aufklauen, ſodaß ihre zugeſchärften Enden auf der Mittellinie der Kehlſparren-Oberſeite zuſammentreffen. Man nennt dieſe ſchrägen Klauen der Schiftſparren die Reiterſchmiege.

Ferner nennt man bei den Dachgerüſten auch den von zwei Sparren an der Dachſpitze gebildeten Winkel die Kehle, und dem zufolge den zwiſchen die Sparren eingezapften Balken Kehlbalken. Alle Dächer, bei denen die Stützung der Sparren durch Kehlbalken erfolgt, heißen Kehlbalkendächer. Sie beſitzen eine Kehlbalkenlage, welche einen Dachboden bildet, und ſtehen ſonach im Gegenſatz zu den einen freien Bodenraum gewährenden Pfettendächern. Die Stützung der Kehlbalken ſelbſt, wenn eine ſolche bei größerer freier Länge ſich nöthig macht, erfolgt durch ſogenannte (ſtehende oder liegende) Dachſtühle, wonach ſich die Bezeichnung: ſtehendes oder liegendes Kehlbalkenſtuhldach ergibt. Die Stärke der Kehlbalken iſt wegen geringerer Länge und Belaſtung nicht ſo groß als die der Stockwerksbalken; ihre Verbindung mit den Sparren erfolgt entweder durch Verzapfung, oder durch ſchwalbenſchwanzförmige Verplattung und Dübelung.

Die Kehle bildet endlich ein häufig vorkommendes architektoniſches Glied, das zur Vermittelung des Ueberganges von horizontalen zu verticalen Flächen dient und ſowol bei Hauptgeſimſen wie Zwiſchen- und Fußgeſimſen vorkommt, ſowol am Aeußern wie im Innern der Gebäude. In erſterer Beziehung ſei an die bei faſt allen ägyptiſchen Bauwerken als Hauptgeſims vorkommende Hohlkehle erinnert, die durch einen unterhalb befindlichen Rundſtab oder Wulſt an die ſchräg anſteigende Wandfläche geknüpft erſcheint und mit den charakteriſtiſchen Sculpturen der geflügelten Sonnenſcheibe u. ſ. w. verziert iſt.

Auch in den Gliederungen der Gothik ſpielt die Kehle eine große Rolle, ſei es, daß ſie als trennendes Glied der Rund- und Birnſtäbe an den Bündelpfeilern und den Einfaſſungen der Fenſter und Portale auftritt oder an den Gewölbrippen und dem Maßwerke in Verbindung mit Plättchen und Rundſtäben erſcheint.

Im Innern der Gebäude finden wir die Kehle bei geraden Decken als Uebergang von der Wand- zur Deckenfläche entweder in Form eines einfachen Viertelkreiſes oder in reicherer Ausbildung und geſtreckter Form mit Anfangs- und Endgliederungen, die ſich einerſeits der Wand-, andererſeits der Deckenfläche anſchließen. In dieſem Falle führt ſie ſpeciell den Namen Hohlkehle. In Hinſicht ihrer Färbung ſoll die Hohlkehle ebenfalls den Uebergang vom Wand- zum Deckenton vermitteln oder ſich neutral verhalten. Bei gewölbten Decken tritt die Kehle namentlich bei ſogenannten Spiegelgewölben oder Spiegeldecken auf (ſ. Gewölbe), wo ſie den Uebergang des horizontalen Deckenfeldes (Spiegel) zur Wand in Form eines großen Viertelkreiſes (voute) vermittelt. Da, wo der Uebergang von der Wand zur Decke in einem ſcharfen rechten Winkel erfolgt, wird die Kehle durch Ma-

Digitized by Google

lerei nachgeahmt. Bei den Gliederungen an Sockel-, Zwiſchen- und Hauptgeſimſen iſt die Kehle in Form eines Viertelkreiſes entweder als Ablauf tragendes oder bekrönendes Glied verwendet, und im erſteren Falle entweder ſtützend (Ablauf) oder hängend (Kehle), d. h. entweder ihre Unterkante oder ihre Oberkante vorſpringend. Demgemäß werden die Kehlen auch entſprechend ornamentirt. An Säulenbaſen, Gefäßen u. ſ. w. kommt die Doppelkehle häufig vor, d. h. eine Verbindung von Kehle mit Ablauf. In verticaler Richtung treten ſolche Kehlen bei den Canellirungen der Säulenſchäfte auf, außerdem kommen ſie bei den Kanälen der Voluten des Joniſchen Säulencapitäls vor.

Wegen des häufigen Vorkommens der Kehle bei allen Ziergliedern, namentlich an Holzconſtructionen, wie Thüren, Fenſtern, Verkleidungen aller Art u. ſ. w. werden letztere überhaupt Kehlleiſten, gekehlte Leiſten, auch Kehlſtöße oder Kehlungen genannt. Sie dienen beſonders zur Abgrenzung von Rahmenholz und Füllungen bei Tiſchlerarbeiten; je nachdem ſie direct an das erſtere angehobelt oder aus beſonders aufgeſetzten oder eingeſchobenen gegliederten Leiſten gebildet werden, unterſcheidet man angehobelte und aufgeſetzte, beziehungsweiſe eingeſchobene Kehlſtöße. Die Kehlung oder Profilirung wird mittels des Kehlhobels, deſſen Eiſen (Kehleiſen) das umgekehrte Profil der Kehle zeigt, hervorgebracht. (*A. Gottschaldt.*)

KEHLFLOSSER (oder Halsflosser), Jugulares, nannte Linné diejenigen Knochenfiſche, deren Bauchfloſſen vor den infolge der feſten Verbindung des Schultergürtels mit dem Schädel in ihrer Stellung fixirten Bruſtfloſſen ſtanden. Die neuere Syſtematik der Fiſche hat auf dieſes Merkmal nur in ganz untergeordneter Weiſe Rückſicht genommen. Cuvier unterſchied noch unter ſeinen Weichfloſſern, Malacopterygii, ſolche, welche er der Stellung der Bauchfloſſen wegen Subbrachii nannte; doch iſt ſelbſt dieſe Unterabtheilung neuerdings aufgegeben und in die einzelnen natürlichen Familien vertheilt worden. (*J. Victor Carus.*)

KEHLKOPF, das Organ für die Stimmbildung, hat ſeinen Sitz an der vordern Seite des Halſes unter der Zungenwurzel und bildet den obern Theil der Luftröhre, die Einmündung der ausſchließlich für den Durchgang der Luft zu und aus den Lungen beſtimmten Wege in den für Luft- und Speiſeweg gemeinſamen Theil des Schlundes. Den Eingang in den Kehlkopf von oben her bildet der von oben nach unten zu ſich an beiden Seiten verengende, ungefähr dreieckige obere Kehlkopfraum. Der mittlere Raum enthält das eigentliche Stimmorgan, die Stimmbänder, zwei von vorn nach hinten verlaufende ſchmale, oben flache, nach unten zu ſchräg gegen die Seitenwand abfallende, auf dem Querſchnitte dreieckig erſcheinende bandartige Maſſen, die die Ränder der Stimmritze bilden; über den Stimmbändern befinden ſich mit ihnen in gleicher Richtung verlaufende Einbuchtungen oder Höhlen in den ſeitlichen Kehlkopfwänden, die Morgagni'ſchen Ventrikel, die von oben her ſchräg dachartig überdeckt, aber nicht verſchloſſen werden von den Taſchenbändern, auch falſche oder obere Stimmbänder genannt; die obere Fläche dieſer letztern bildet die Abgrenzung des obern Kehlkopfraums. Der untere Kehlkopfraum hat in ſeinem obern, von den ſchräg nach den Seiten hin abfallenden untern Flächen der Stimmbänder gebildeten Theile die Form einer nach unten zu ſich erweiternden Spalte, in ſeinem untern, in die Luftröhre übergehenden Theile iſt ſein Lumen rund. Die Stimmbänder, deren hintere Enden nach den Seiten zu beweglich ſind, können an dieſen hintern Enden einander genähert werden, wodurch die beim gewöhnlichen Athmen die Geſtalt eines ſpitzen gleichſchenkeligen Dreiecks (mit der Baſis nach hinten zu) bildende Glottis geſchloſſen und linienförmig wird.

Die Grundlage des Kehlkopfs bildet ein hohles, aus beweglich untereinander verbundenen Knorpeln beſtehendes Gerüſt, das nach oben zu durch Weichtheile mit den Rachenwandungen und der Zungenwurzel in Verbindung ſteht, nach unten auf der Luftröhre aufſitzt. Die Baſis dieſes Knorpelgerüſtes bildet der Ringknorpel (Cartilago cricoidea); er gleicht ungefähr einem Siegelringe, deſſen Platte ſich nur nach einer Seite hin, nach oben, ausbreitet; der ſchmale Bogen iſt nach vorn, die Platte nach hinten gerichtet, die innere Fläche dieſer Platte bildet zum größten Theil die hintere Wand des Kehlkopfs. Den größten Theil des Kehlkopfgerüſtes bildet der Schildknorpel (Cartilago thyreoidea); er beſteht aus zwei nach vorn zu in einem Winkel miteinander verbundenen unregelmäßig viereckigen Seitenplatten, an deren hinterm Theile nach oben zu längere, nach unten zu kürzere Fortſätze abgehen. Die obern ſtehen durch Bandmaſſen mit den Hörnern des wagrecht an der Zungenwurzel angehefteten, hufeiſenförmigen, aus einem nach vorn gelegenen Mittelſtücke (Körper) und zwei ſeitlich davon nach hinten zu abgehenden Hörnern beſtehenden Zungenbeins (Os hyoideum) in Verbindung, die untern umfaſſen den Ringknorpel, an deſſen Seitentheilen ſie durch kurze Bandmaſſen befeſtigt ſind. Der obere Rand des Schildknorpels hat an ſeinem Vereinigungswinkel, der bei Männern ſtärker vorſpringt (Adamsapfel) als bei Weibern, einen tiefen Einſchnitt (Incisura thyreoidea), der untere Rand hat am Vereinigungswinkel eine flache ſtumpfe Spitze und an jeder Seite eine flache Einbuchtung. Der Schildknorpel bildet den vordern und ſeitlichen Theil des Kehlkopflumens. Auf dem obern Rande der Ringknorpelplatte ſind die beiden Gießkannenknorpel (Cartilagines arytaenoideae, auch Stimmknorpel, Stellknorpel genannt) nebeneinander beweglich aufgeheftet. Sie haben ungefähr die Geſtalt von dreiſeitigen, nach hinten und außen zu etwas gekrümmten Pyramiden, an der vordern Ecke ihrer Baſis befindet ſich ein Fortſatz zur Anheftung der Stimmbänder (Processus vocalis), an der äußern ein Fortſatz für Muskeln (Processus muscularis), die ausgehöhlte Baſis der Gießkannenknorpel reitet gleichſam auf den entſprechenden Gelenkflächen des Ringknorpels und die Conſtruction dieſes Gelenks läßt Bewegungen der Gießkannenknorpel nach allen Richtungen zu. An den Spitzen der Gießkannenknorpel ſind durch elaſtiſche Bandmaſſen kleine dreieckige Knorpelknöpfchen, die Santorini'ſchen Knorpel (Cartilagines Santorini) angeheftet, an

Digitized by Google

der vordern Kante dieſer letztern die Wrisberg'ſchen Knorpel, kleine Knorpelknöpfchen. An der innern Fläche des Vereinigungswinkels beider Schildknorpelplatten, nach oben zu, iſt der Kehldeckel (Epiglottis), eine dünne, herzförmige und ſattelförmig gekrümmte Knorpelplatte, mit ihrem etwas dickeren Stiele angeheftet, der Kehldeckel ſteht dicht unter dem Zungenbeine hinter der Zungenwurzel ſchräg nach aufwärts, mit nach oben und hinten zu gerichteter Baſis, deren etwas ausgeſchnittener freier Rand nach außen in geringem Grade umgebogen iſt.

Dieſe einzelnen Knorpel des Kehlkopfs ſind durch Bänder mit den umgebenden Theilen und untereinander verbunden. Die Verbindung mit dem Zungenbeine bewirken drei Bänder, ein nach vorn gelegenes, vom Körper des Zungenbeins nach der Incisura thyreoidea verlaufendes (Ligamentum hyo-thyreoideum medium) und zwei ſeitliche, von den Hörnern des Zungenbeins nach den obern Hörnern des Schildknorpels gehende (Ligg. hyo-thyr. lateralia); der von dieſen drei Bändern übriggelaſſene Raum zwiſchen Zungenbein und Schildknorpel wird von der flachen und dünnen Membrana hyo-thyreoidea ausgefüllt. Der Kehldeckel wird mit den benachbarten Theilen, dem Zungenbeine, der Zungenwurzel und den Seitenwänden des Schlundkopfs, nicht durch wahre Bänder, ſondern durch elaſtiſche, ſehr dehnbare Lamellen verbunden, die an verſchiedenen Stellen vorſpringende geſpannte Falten bilden. Zwiſchen Kehldeckel und Zungenwurzel finden ſich drei ſolche Falten, eine in der Mitte (Lig. glosso-epiglotticum medium) und zwei an den Seiten (Ligg. glosso-epigl. later.); ſie begrenzen zwei zwiſchen ihnen gelegene Vertiefungen (Fossae glosso-epigl. oder Valleculae). Ferner ziehen ſich auch ſolche Falten zwiſchen dem Kehldeckel und dem Gaumen hin (Plicae epiglott.-palatinae) und nach den Spitzen der Gießkannenknorpel (Plicae ary-epiglotticae). Von der hintern concaven Seite des Zungenbeinkörpers nach der Spitze der Epiglottis geht das Lig. hyo-epiglotticum. Die Verbindung des Kehlkopfs mit der Luftröhre bewirken zwei Bänder, zwiſchen dem vordern Theile des erſten Luftröhrenringes und dem Bogen des Ringknorpels und zwiſchen dem hintern Theile des erſten Luftröhrenringes und der Platte des Ringknorpels (Lig. crico-tracheale anticum und posticum).

Gewiſſermaßen als Ergänzung des die Grundlage der Kehlkopfhöhle bildenden Knorpelgerüſtes iſt zwiſchen dem obern Rande des Ringknorpelbogens, dem medialen Rande der Gießkannenknorpel und der Baſis ihrer Stimmfortſätze, dem Rande des Kehldeckels und dem Winkel des Schildknorpels auf jeder Seite die Membrana laryngis elastica ausgeſpannt; der untere, dickere Theil dieſer Membran nimmt Antheil an der Bildung der Stimmbänder, der mittlere Theil bildet die Grundlage der Morgagni'ſchen Ventrikel, der obere die der Plicae ary-epiglotticae. Zwiſchen Schildknorpel und Ringknorpel beſtehen drei Bänder, ein mittleres und zwei ſeitliche; das Lig. hyo-thyreoideum medium s. conoideum füllt den Raum zwiſchen dem untern Rande des Schildknorpels und dem obern Rande des Ringknorpelbogens aus, die Ligg. crico-thyreoidea lateralia verbinden die untern Schildknorpelhörner mit den Seiten des Ringknorpels. Zwiſchen der hintern Fläche des Schildknorpelwinkels am obern Theile derſelben und der Spitze der Epiglottis wird die Verbindung gebildet durch das Lig. thyreo-epiglotticum. Die Gießkannenknorpel werden mit der Platte des Ringknorpels durch die Ligg. crico-arytaenoidea verbunden und in ihrer Lage gehalten; die Santorini'ſchen Knorpel ſind durch die Ligg. ary-Santoriniana beweglich mit den Gießkannenknorpeln verbunden, untereinander und mit dem Ringknorpel durch die Ligg. crico-Santoriniana, einen Bandapparat, der von jedem der beiden Santoriniknorpel einen Strang ausſchickt, die ſich beide an einem in der Mitte zwiſchen den beiden Gießkannenknorpeln liegenden Seſamknorpelchen (Cartil. interarytaenoidea) vereinigen und in einem gemeinſamen Strange nach der Mitte des obern Ringknorpelplattenrandes gehen. Die Ligg. thyreo-arytaenoidea superiora liegen zunächſt unter dem Kehldeckel und gehen von der innern Fläche des Schildknorpelwinkels zur Mitte des vordern Randes der Gießkannenknorpel, ſie bilden die Grundlage der die Morgagni'ſchen Ventrikel nach oben und innen begrenzenden, noch mit drüſiger Einlagerung und Schleimhaut überzogenen Taſchenbänder. Die Ligg. thyreo-aryt. inferiora, ziemlich parallel mit den vorigen verlaufend, nehmen theil an der Bildung der Stimmbänder.

Von den Muskeln, die ſich am Kehlkopfe anſetzen, verändern folgende die Lage des ganzen Organs. Der Musculus sternothyreoideus, vom Bruſtbein auf beiden Seiten nach den beiden Seitenplatten des Schildknorpels gehend, zieht den Kehlkopf nach abwärts, der Musculus thyreo-hyoideus, von den Seitenplatten des Schildknorpels nach den Hörnern des Schildknorpels gehend, zieht ihn in die Höhe, der Musculus genio-epiglotticus, vom Kinn nach dem Kehldeckel gehend, hebt den letztern. Von den Muskeln, welche die Lage der einzelnen Kehlkopfknorpel gegeneinander verändern, bewirken die folgenden die Veränderungen der Stimmritze. Der Constrictor s. Sphincter rimae glottidis beſteht aus zwei Haupttheilen, den erſten bildet ein Muskel, der zweite beſteht aus zwei beſondern Muskeln auf jeder Seite des Kehlkopfs. Der Musculus arytaenoideus transversus geht quer vom äußern Rande des einen nach dem äußern Rande des andern Gießkannenknorpels und bewirkt (für ſich allein) eine Hebung und ſchraubenförmige Drehung dieſer Knorpel, ſodaß die medialen Ränder derſelben einander genähert werden, die Stimmfortſätze dagegen auseinanderweichen. Der Musculus thyreo-arytaenoideus, der eigentliche Stimmbandmuskel, bedingt weſentlich die auf dem Querſchnitte dreieckige Geſtalt des Stimmbandes, an deſſen äußerer Seite er liegt, er bewirkt Annäherung der Stimmbänder aneinander. Der Musculus crico-arytaenoideus lateralis geht vom ſeitlichen Theile des obern Randes und der äußern Fläche des Ringknorpelbogens nach dem Proc. muscularis des Gießkannenknorpels und nähert die Stimmfortſätze einander. Schildknorpel und Ringknorpel werden einander genähert durch die Mm. crico-thyreoidei,

Digitized by Google

die von der Außenfläche des Ringknorpelbogens nach der innern Fläche der Schildknorpelplatten gehen. Der Musculus crico-arytaenoideus posticus, von der Hinterfläche der Ringknorpelplatte an beiden Seiten nach dem hintern Rande des Proc. vocalis des entſprechenden Gießkannenknorpels gehend, zieht den letztern nach außen und erweitert dadurch die Stimmritze. — Die Bewegungen des Kehlkopfeinganges werden durch folgende Muskeln bewirkt. Der Constrictor vestibuli laryngis (Musculus ary-epiglotticus), beſtehend aus mehrern Muskelbündeln, die, vom Muskelfortſatz des einen Gießkannenknorpels entſpringend, um das obere Ende des andern Gießkannenknorpels ſich herumſchlagen und nach dem Kehldeckel hin verlaufen, verengen den Kehlkopfeingang. Der Dilatator vestibuli laryngis (Musculus thyreo-epiglotticus), der den Kehlkopfeingang erweiternde Muskel, entſpringt an der innern Fläche des Schildknorpels und ſtrahlt gegen den Kehldeckel hin aus.

Die Arterien des Kehlkopfes ſtammen aus den Arteriae thyreoidei; es ſind drei an jeder Seite, die durch mehrfache Anaſtomoſen miteinander in Verbindung ſtehen. Die Arteria laryngea superior entſpringt aus der Thyreoidea superior, manchmal auch aus der Carotis externa; ſie verläuft zwiſchen dem großen Horne des Zungenbeins und dem obern Schildknorpelrande, gibt Zweige nach dem Kehldeckel und der ſeitlichen Kehlkopfwand ab und bildet eine Anaſtomoſe mit der untern Kehlkopfarterie. Die Arteria laryngea media entſpringt aus einem Aſte der Thyreoidea superior und verläuft im weſentlichen ſchräg nach vorn, ſeitlich vom Schildknorpel. Die Arteria laryngea inferior entſpringt aus der Thyreoidea inferior und ſteigt unter der Articulatio crico-thyreoidea in die Höhe. Die Venen begleiten die Arterien, die Lymphgefäße ergießen ſich in die tiefen Halsdrüſen.

Von Nerven beſitzt der Kehlkopf zwei Stämme. Der Nervus laryngeus superior entſpringt vom Vagus, ſein Ramus externus s. crico-thyreoideus verſorgt vorzugsweiſe den Musculus crico-thyreoideus, der Ramus internus ſchickt Zweige nach dem Pharynx und nach dem hintern Theile des Larynx. Der Nervus laryngeus inferior beſteht aus einer Fortſetzung des Nervus recurrens, ſteigt an der Verbindungslinie des untern Schildknorpelhornes mit dem Ringknorpel zum Kehlkopf in die Höhe und verſorgt alle dem Larynx eigenen Muskeln mit Ausnahme des Musculus crico-thyreoideus.

Die das Innere des Kehlkopfs überall auskleidende Schleimhaut iſt eine Fortſetzung der Rachenſchleimhaut und geht nach unten zu auf die Luftröhre über. Drüſen finden ſich in ihr zahlreich an der hintern obern Fläche des Kehlkopfs und an der vordern Fläche der Gießkannenknorpel, ſowie am vordern Winkel des Kehlkopfeinganges und in den Morgagni'ſchen Ventrikeln. Von der Zungenwurzel aus tritt die Schleimhaut an die vordere Fläche des Kehldeckels, die drei Plicae glosso-epiglott. bildend, überzieht den Kehldeckel und geht theils von deſſen Rändern in Geſtalt von zwei Falten (Plicae ary-epigl.) ſchräg nach hinten zu den Santorini-Knorpeln und Gießkannenknorpeln, theils von der hintern Fläche des Kehldeckels über die Taſchenbänder, den Morgagni'ſchen Ventrikel auskleidend, zu den Stimmbändern, über dieſe hinweg, bekleidet die innere Fläche des untern Kehlkopfabſchnittes und geht auf die Luftröhre über. Die Farbe der normalen Kehlkopfſchleimhaut iſt überall gleichmäßig gelbröthlich, nur an den Stimmbändern gelblich weiß.

Der weſentliche Theil des Kehlkopfes als Stimmorgan ſind die Stimmbänder nebſt den zu ihrer Bewegung und Spannung dienenden Organen. Die Stimmritze wird in ihrem vordern Theile bis zu den Stimmfortſätzen der Gießkannenknorpel (etwa $^2/_3$ ihrer ganzen Länge) von den Stimmbändern begrenzt und deshalb Glottis ligamentosa genannt, ihr hinteres Drittel, das von den innern Rändern der Gießkannenknorpel begrenzt wird, heißt die Glottis cartilaginea, die zwiſchen den Grundflächen der Gießkannenknorpel liegenden Weichtheile bilden die hintere Glottiswand.

Beim ruhigen Athmen iſt die Stimmritze mäßig erweitert in Geſtalt eines ſpitzwinkeligen gleichſeitigen Dreiecks, das an ſeiner nach hinten gerichteten Baſis abgerundet iſt. Die Erweiterung der Stimmritze wird hauptſächlich durch die Musculi crico-arytaenoidei postici bewirkt, welche die Gießkannenknorpel ſo um ihre Längsachſe drehen, daß die Stimmfortſätze derſelben und mit ihnen die hintern Enden der Stimmbänder voneinander entfernt werden. Der Verſchluß der Glottis, der durch den als Constrictor rimae glottidis bezeichneten Muskelapparat bewirkt wird mittels Annäherung der Stimmfortſätze der Gießkannenknorpel und mit ihnen der Stimmbänder gegeneinander, geſchieht in mehr oder weniger vollſtändiger Weiſe behufs der Tonbildung, bei Huſtenſtößen oder behufs der Abwehr mit dem Luftſtrome eindringender fremder Subſtanzen. Bei vollſtändigem Verſchluß der Glottis iſt ſowol die Glottis ligamentosa als auch die Glottis cartilaginea geſchloſſen, bei unvollſtändigem Verſchluß bleibt entweder die Glottis cartilaginea offen oder die Stimmbänder ſind nicht bis zu vollſtändiger Berührung einander genähert.

Dadurch, daß eine Luftſäule durch die geſchloſſene Glottis hindurchgetrieben wird und die Stimmbänder in Schwingungen verſetzt, entſteht die Tonbildung. Der Ton iſt verſchieden nach dem Spannungsgrade und der Länge der Stimmbänder, der Dichtigkeit des Glottisverſchluſſes und dem Spannungsgrade der die Schwingungen hervorrufenden Luftſäule. Beim ruhigen Sprechen ſtehen die die Tonbildung bedingenden Factoren in einem gewiſſen Gleichgewichte zueinander, worauf die mittlere Tonlage beruht, die zunächſt von den Dimenſionsverhältniſſen der Stimmbänder und Kehlkopfknorpel bedingt wird. Hierauf beruht der Unterſchied der verſchiedenen Stimmlagen (Sopran, Alt, Tenor, Baß). Die Spannung der Stimmbänder einſchließlich des Stimmbandmuskels geſchieht in longitudinaler und in transverſaler Richtung. Bei Erhöhung der Längsſpannung wird auch die Tonſtufe erhöht, wobei es gleichgültig iſt, ob die quere Spannung mit erhöht wird oder nicht,

Digitized by Google

die Längsſpannung und Verlängerung der Stimmbänder wird durch die Musculi crico-thyreoidei bewirkt, die den Schildknorpel gegen den Bogen des Ringknorpels anziehen. Die transverſale Spannung der Stimmbänder entſteht durch Zuſammenziehung des Stimmbandmuskels mit Aneinanderpreſſen der Stimmfortſätze, die transverſale Spannung iſt am ſtärkſten bei gleichzeitiger longitudinaler Spannung der Stimmbänder, die höchſten und kräftigſten Bruſttöne werden auf dieſe Art gebildet, bloße Längsſpannung ohne gleichzeitige Transverſalſpannung beſteht beim Erzeugen des Falſettones. Die Stärkegrade erhält der Ton zunächſt durch die Quantität der dazu verwendeten Luft, die Intenſität durch die Compreſſion derſelben bei feſtgeſchloſſener Glottis, durch den entſprechenden Druck, den die Glottiswände von der Seite her auf die Luftſäule ausüben, die Klangfarbe durch das Verhalten der oberhalb der Glottis und des Kehlkopfs befindlichen Theile und Höhlen.

Die Morgagni'ſchen Ventrikel haben nicht, wie man früher geglaubt hat, die Beſtimmung, die Schallwellen zu verdichten, ſondern ſie haben blos die Bedeutung von Schleimhautfalten, die verſchwinden, wenn der Kehlkopf gewiſſe Stellungen einnimmt, wie bei ſtark anlautenden Tönen und beim Falſet. Die Unterſchiede in der Stimme bei verſchiedenen Individuen beruhen im weſentlichen in Verſchiedenheiten des Baues des Kehlkopfs. Bei Männern iſt er im allgemeinen größer, kräftiger, mit ſchärfer ausgeprägten Formen (daher das Vorſpringen des Adamsapfels bei Männern), bei Weibern kleiner, zarter und abgerundeter. Die Stimmbänder haben bei Männern im allgemeinen eine größere Länge und Stärke. Bei Neugeborenen iſt der Kehlkopf im Verhältniß zu dem übrigen Körper ziemlich groß, aber unentwickelt, die Knorpel ſind dünn und elaſtiſch, ſeine Geſtalt iſt von vorn nach hinten platt gedrückt. Bei kleinen Kindern iſt der Kehlkopf mehr rundlich und plump, die Dimenſion von einer Seite zur andern überwiegt noch über die von vorn nach hinten, die beiden Schildknorpelplatten ſtoßen vorn noch nicht in einem ſpitzen Winkel, ſondern in Form eines Bogens zuſammen, das Pomum Adami iſt faſt gar nicht bemerklich. Die Stimmbänder ſind kurz, aber verhältnißmäßig dick und wulſtig, die Glottis cartilaginea iſt faſt ebenſo lang als die Glottis ligamentosa, die Knorpel ſind weich und elaſtiſch. Um das 6. Lebensjahr iſt der Kehlkopf ſchon ziemlich entwickelt, die Stimmbänder haben an Dicke abgenommen. Vom 6. bis 15. Lebensjahre ſcheint ſich der Kehlkopf in ſeinen gröberen Dimenſionen wenig zu verändern. Bis dahin iſt zwiſchen dem Kehlkopfe der Knaben und dem der Mädchen wenig Unterſchied. Von da an (von der Zeit der Entwickelung der Mannbarkeit) aber verändert ſich beim männlichen Geſchlecht Geſtalt und Größe weſentlich, es treten die Eigenthümlichkeiten des Kehlkopfs hervor, welche den Unterſchied zwiſchen männlicher und weiblicher Stimme bedingen (Mutation), namentlich werden die Stimmbänder länger und ſtärker, was gewöhnlich binnen ſehr kurzer Zeit unter den Erſcheinungen einer Hyperämie mit ihren Begleiterſcheinungen vor ſich geht; daher kommt die Heiſerkeit und Rauhigkeit der Stimme während des Mutirens. Auch bei Mädchen findet zur Zeit des Eintritts der Pubertät eine analoge Veränderung ſtatt, ſie iſt aber weniger eingreifend, der Kehlkopf wächſt mehr in die Länge und bleibt zarter, die Stimmbänder bleiben kürzer und dünner. Bei Caſtraten, die vor Beginn der Geſchlechtsentwickelung entmannt werden, ſind die Größenverhältniſſe des Kehlkopfes denen des weiblichen ſehr ähnlich, doch ſind die Stimmbänder etwas länger als beim Weibe, die Glottis cartilaginea iſt ſo ziemlich der des Mannes gleich. Die Mutation iſt bei ihnen nicht eingetreten, die Stimme behält ihre hohe Lage und iſt ſogar höher wie die Frauenſtimme im allgemeinen. Im Mannesalter beginnen die Kehlkopfknorpel zu verknöchern, zuerſt der Ringknorpel an den Stellen, an welchen er den Schildknorpel trägt, und von da aus nach dem Bogen und nach der Platte zu; der Schildknorpel verknöchert zuerſt am hintern Rande und an den Hörnern, dann bilden ſich Knochenkerne in den Platten, von denen aus die Verknöcherung weiter um ſich greift; an den Gießkannenknorpeln geht die Verknöcherung von den hintern Fortſätzen aus.

Die Lage des Kehlkopfes als Ganzes verändert ſich unter verſchiedenen Verhältniſſen. Bei ruhigem Athemholen iſt kaum eine Bewegung des Kehlkopfes wahrnehmbar; wenn die Reſpiration tiefer wird, ſinkt er etwas bei der Inſpiration und ſteigt bei der Exſpiration, ebenſo ſteigt er ſtufenweiſe in die Höhe bei der Erzeugung immer höherer Töne und ſenkt ſich herab bei der Erzeugung tieferer Töne. Beim Schlucken hebt er ſich in einem raſchen Ruck in die Höhe gegen die Zungenwurzel, ſobald der Biſſen oder Schluck über ſeine hintere Fläche hinabgleiten ſoll; hierbei legt ſich der Kehldeckel über die obere Apertur hinweg. Daß der Kehldeckel zum Abſchluß des Kehlkopfeinganges beim Schlucken nicht unbedingt nöthig iſt, beweiſt der Umſtand, daß Leute, bei denen der Kehldeckel infolge von zerſtörenden Krankheitsproceſſen verloren gegangen iſt, trotzdem ſchlucken können; der Verſchluß geſchieht hier durch die Zungenwurzel.

Die Schleimbildung im Kehlkopfe, die im normalen Zuſtande nur gering iſt, wird durch Reize vermehrt. Der Schleim ſammelt ſich im Kehlkopfe an verſchiedenen Stellen in zuſammengeballten oder flachen ausgebreiteten Klümpchen, namentlich im untern Kehlkopfabſchnitte, wird durch Flimmerbewegung immer weiter nach oben befördert, ſchwingt ſich über die freien Ränder der Stimmbänder hinweg, verweilt mehr oder weniger lange auf ihrer obern Fläche, ballt ſich bei Intonationsbewegungen der Stimmbänder zuſammen und ſpannt ſich zwiſchen ihnen mitunter brückenförmig aus, wenn ſie auseinandergehen. Die Schleimbildung iſt im normalen Zuſtande wahrſcheinlich nicht continuirlich vorhanden, ſondern eine einmal abgeſonderte Schleimſchicht ſcheint durch Abhaltung der Reize auf die weitere Schleimabſonderung hemmend einzuwirken oder ſie wenigſtens zu verlangſamen, bis die obere Schleimſchicht entfernt iſt; dann produciren ſich durch fortgeſetzte Reizung neue Schleimmaſſen. Die

Digitized by Google

Schleimabſonderung in den Reſpirationswegen hat den Zweck, dieſe ſtets feucht zu erhalten und vor Austrocknung und conſecutiver Entzündung zu ſchützen, wobei im normalen Zuſtande nicht mehr Schleim abgeſondert wird, als gerade zu dieſem Zwecke nöthig iſt; ferner hat ſie auch den Zweck, die eingeathmeten und ſchädlichen Subſtanzen aufzufangen und feſtzuhalten. Die Ausſcheidung einer unnöthig großen Menge von Schleim verhütet der auf die Oberfläche ergoſſene Schleim; alle Momente, welche dieſen auszutrocknen vermögen, dienen gleichzeitig als Reize zur Schleimſecretion, größere Staubmengen, die für den Organismus ſchädlich wirken würden, rufen eine vermehrte Secretion von Schleim hervor, der ſie ihrerſeits wieder einhüllt und unſchädlich macht. Kältereize, die auf die äußere Haut einwirken, können ebenfalls eine vermehrte Schleimſecretion hervorrufen (Erkältung). Der maſſenhaft ergoſſene und dadurch dünnere Schleim wird durch vermehrte Flimmerbewegung nach oben und nach außen befördert.

Weſentlich fördernd auf die Kenntniß der phyſiologiſchen Vorgänge im Kehlkopfe und für die Kenntniß von den Krankheiten dieſes Organs geradezu bahnbrechend und Grund legend, hat die Erfindung gewirkt, den Kehlkopf mittels des Kehlkopfſpiegels zu unterſuchen, die Laryngoſkopie.

Nachdem im J. 1806 Bozzini in Frankfurt a. M. die Unterſuchung der Naſenrachenhöhle mittels eines Spiegels verſucht hatte, kam im J. 1825 Caignac de Latour auf die Idee, den Kehlkopf mittels eines Spiegels zu unterſuchen, erzielte aber damit keine entſchiedenen Erfolge; im J. 1827 machte Senn in Genf dieſelben Verſuche. Im J. 1829 empfahl Benjamin Guy Babington ein dem jetzigen Laryngoſkop ähnliches Inſtrument, 1832 verfertigte der Mechaniker Selligues ein ſolches, das aus zwei Röhren beſtand. Im J. 1836 wiederholten Trouſſeau und Belloc dieſe Verſuche, um 1838 unterſuchte Baumès in Lyon, 1840 Liſton den Kehlkopf mittels eines Spiegels, 1844 Warden. Im J. 1854 verwandte der ſpaniſche Geſanglehrer Garcia den Spiegel, um Unterſuchungen über die menſchliche Stimme nach directer Beobachtung anzuſtellen, und veröffentlichte ſeine Verſuche im J. 1855. Bis dahin waren die Verſuche immer nur vereinzelt geblieben und hatten ſehr wenig Beachtung gefunden, irgendwelche weitere Verwerthung und Verbreitung fand der Kehlkopfſpiegel nicht, trotzdem daß Babington und Baumès ihre Inſtrumente vor ärztlichen Geſellſchaften demonſtrirten und Liſton eingehend auf dieſe Unterſuchungsmethode hinwies. Man zweifelte an der allgemeinen Anwendbarkeit und ließ ſich vielleicht durch mislungene Verſuche abſchrecken, dieſelben zu wiederholen. Wirklich bahnbrechend für die laryngoſkopiſche Unterſuchung wurden erſt die Verſuche, die Ludwig Türck in Wien im Sommer 1857 zuerſt anſtellte. Türck, der zuerſt den Kehlkopfſpiegel methodiſch als Hülfsmittel zur Erkennung und Behandlung der Kehlkopfkrankheiten anwandte, iſt als der eigentliche Begründer der wiſſenſchaftlichen Laryngoſkopie zu betrachten. Kurz nach Türck, durch Türck's Verſuche angeregt, begann Johann Czermak, damals Profeſſor der Phyſiologie in Krakau, während eines längeren Aufenthaltes in Wien Anfang 1858 ſeine Unterſuchungen; er ging bald auf Reiſen und gab laryngoſkopiſche Demonſtrationen in den großen Städten Deutſchlands, Englands und Frankreichs und verſchaffte auf dieſe Weiſe der neuen Unterſuchungsmethode raſche Verbreitung. In den Jahren 1858 und 1859 wurde die laryngoſkopiſche Unterſuchung gefördert und praktiſch verwerthet von Semeleder und Störk in Wien, C. Gerhardt, damals in Jena, und C. L. Merkel in Leipzig, 1860 von G. Lewin in Berlin. Im J. 1862 vollbrachte Prof. Victor von Bruns in Tübingen die erſte Ausrottung eines Kehlkopfpolypen unter Beihülfe des Kehlkopfſpiegels und in demſelben Jahre wurde dieſe Operation wiederholt von Störk in Wien. Seitdem hat ſich die Laryngoſkopie immer weiter verbreitet und hat immer mehr Anwendung und auch Ausbildung erlangt.

Der laryngoſkopiſche Apparat beſteht im weſentlichen aus einem kleinen einige Centimeter im Durchmeſſer haltenden Spiegel von verſchiedener Form, entweder ganz abgerundet oder mit abgerundeten Ecken, der, an einem Stiele in einem Winkel von ungefähr 120 bis 125 Grad befeſtigt, in den Rachen eingeführt wird, ſodaß er an die Uvula zu ſtehen kommt und das Bild des darunterliegenden Kehlkopfeinganges unter demſelben Winkel reflectirt, unter dem es auf ſeine Fläche auffällt, ſodaß das vor dem geöffneten Munde befindliche Auge die ungefähr in ſenkrechter Richtung nach oben zu in den Kehlkopfſpiegel einfallenden Strahlen des Kehlkopfbildes in horizontaler Richtung austreten ſieht. Um den Kehlkopf ſelbſt zu einer genauen Unternehmung hinreichend zu beleuchten, benutzt man entweder das Sonnenlicht oder durch Concentration (Hohlſpiegel, Linſen) intenſiver gemachtes künſtliches Licht. Das Sonnenlicht wird entweder direct oder durch einen Planſpiegel aufgefangen, in den geöffneten Mund eingeleitet; die erſtere Methode hat indeſſen den großen Nachtheil, daß der Unterſuchende es ſchwer vermeiden kann, mit ſeinem Kopfe ſich ſelbſt das Geſichtsfeld zu beſchatten; ein anderer Nachtheil der Sonnenbeleuchtung iſt natürlich der, daß ſie nicht immer zugänglich iſt und, wenn dies der Fall iſt, auch der Stand der Sonne nicht gleichgültig iſt. Behufs der künſtlichen Beleuchtung wird eine möglichſt helle und ruhige Flamme durch Hohlſpiegel oder Linſenſyſteme concentrirt. Das durch den Mund in den in ſeiner Stellung am Zäpfchen befindlichen Kehlkopfſpiegel einfallende Licht wird von dieſem nach unten zu geworfen und auf die zu beobachtenden Theile geleitet; während dies aber bei Sonnenlicht, das mit parallelen Strahlen in den Kehlkopfſpiegel einfällt und von dieſem in derſelben Weiſe ausgeworfen wird, nichts weiter erfordert als eine Stellung des Kehlkopfſpiegels, in der die eingeleiteten Lichtſtrahlen unter dem richtigen Winkel auffallen, um auch wirklich die zu unterſuchenden Theile vollkommen zu beleuchten, iſt bei concentrirtem künſtlichem Lichte noch zu beachten, daß der Brennpunkt oder der Punkt, an welchem ſich die Strahlen des Lichtkegels vereinigen, in eine genügende Entfernung hinter den Kehlkopfſpiegel fällt, um noch eine vollſtän-

Digitized by Google

dige Beleuchtung der Spiegelfläche zu geſtatten. Den Reflector (den die Sonnenſtrahlen ablenkenden Planſpiegel oder bei der künſtlichen Beleuchtung den die Strahlen concentrirenden Hohlſpiegel) kann man entweder auf einem Stativ befeſtigen oder mittels verſchiedener Vorrichtungen an der Lichtquelle (Lampe), oder man kann ihn in der Hand halten oder am Kopf (an der Stirn) befeſtigen. Den Vorzug verdient immer diejenige Art, die es am leichteſten geſtattet, etwaigen Bewegungen des zu Unterſuchenden am raſcheſten und mit möglichſt einfachen Bewegungen zu folgen. Eine der beliebteſten und verbreitetſten Arten iſt die Befeſtigung des Reflectors vor der Stirn mittels eines Stirnbandes, ſodaß die Augen des Unterſuchenden neben dem untern Spiegelrande vorſehen. Durch ein in der Mitte des Hohlſpiegels angebrachtes Loch hindurchzuſehen bietet zwar den Vortheil, daß die Strahlen des Bildes in dieſelben Ebenen mit denen des einfallenden Lichtes fallen, aber es iſt nicht für jedes Auge paſſend und hat auch den Nachtheil, daß man nur mit Einem Auge ſehen kann. Der concave Reflexſpiegel hat am beſten einen Durchmeſſer von 8 bis 10 Centimetern und eine Brennweite von etwa zwiſchen 20 und 30 Centimetern. Außer Hohlſpiegeln ſind zur Concentration der Beleuchtungsſtrahlen noch Linſen, Linſenſyſteme und mit angeſäuertem Waſſer gefüllte Glaskugeln (Schuſterkugeln) verwendet worden. Die Unterſuchung im Dunkeln, wobei nur das Sehfeld beleuchtet iſt, bietet den Vortheil, daß ſtörende Lichteffecte fern gehalten werden. Es iſt auch verſucht worden, das Licht (Sonnenlicht oder concentrirtes künſtliches Licht) nicht durch den Mund auf den Kehlkopfſpiegel fallen zu laſſen, ſondern auf den Kehlkopf ſelbſt von außen, auf das Pomum Adami (Durchleuchtung), eine Methode, die unter Umſtänden auch Verwendung finden kann.

Zur Beobachtung an ſich ſelbſt (Autolaryngoſkopie) bedarf man außer dem erwähnten Apparate noch eines Beobachtungsſpiegels, der in geeigneter Weiſe angebracht ſein muß, um darin den Kehlkopfſpiegel und das von dieſem reflectirte Bild deutlich ſehen zu können.

Zum Gelingen einer laryngoſkopiſchen Unterſuchung iſt das Haupterforderniß, daß das zur Beleuchtung nöthige Licht ungehindert einfallen kann und das zu beobachtende Bild nicht von vorſpringenden Theilen bedeckt wird; zu dieſem Behufe muß die Zunge, die in dieſer Beziehung die meiſte Störung macht, zweckmäßig gehalten werden, d. h. möglichſt weit nach vorn gezogen (wobei der Kehldeckel, der den Einblick in den Kehlkopf am meiſten erſchweren kann, gehoben wird) und möglichſt platt am Mundboden liegend, wodurch der Einblick und das Einfallen des Lichtes erleichtert wird. Manche Menſchen haben ihre Zunge genügend in der Gewalt, um ihr dieſe Lage freiwillig zu geben, meiſt aber muß dadurch nachgeholfen werden, daß die Zunge vorgezogen und dabei gleichzeitig mit einem Spatel niedergedrückt wird. Um auch der übrigen Mundhöhle die genügende Weite zu geben, läßt man einen Vocal (ein mehr dem a ſich näherndes ä) articuliren und ſetzt dann den Kehlkopfſpiegel an ſeine Stelle. Der eingeführte Kehlkopfſpiegel erregt (bei verſchiedenen Menſchen und in verſchiedenen Verhältniſſen verſchieden) mehr oder weniger Würgbewegungen, man gewöhnt ſich aber meiſt ziemlich leicht daran, den Spiegel zu vertragen, namentlich wenn der Unterſuchende eine geübte und ſichere Hand hat.

Das Bild, das der Kehlkopfſpiegel umgekehrt wiedergibt, wird nach vorn (im Spiegel nach oben) begrenzt von der Zungenwurzel, nach den Seiten und nach hinten (im Spiegel unten) von den ſeitlichen Rachenwänden und der hintern Rachenwand. Dicht unter der Zungenwurzel ſieht man die Epiglottis und vor ihr, wenn ſie etwas nach rückwärts geneigt iſt, die von den drei Plicae glosso-epiglotticae begrenzten Valleculae glosso-epiglotticae, von den Seiten des Kehldeckels gehen die Ligamenta ary-epiglottica in flachen Bogen nach hinten (im Spiegel unten) und innen, einander ſich an ihrem untern Ende nähernd, ab; am hintern Ende gehen ſie in zwei kleine Anſchwellungen, die Wrisberg'ſchen und Santorini'ſchen Knorpel über und hinten ſchließen die beiden Gießkannenknorpel und die zwiſchen ihnen gelegene Schleimhautfalte den Rahmen des eigentlichen Kehlkopfbildes ab. Bei gehobenem Kehldeckel ſind die beiden Valleculae nicht ſichtbar, ſondern nur der freie Rand der Epiglottis und hinter (im Spiegel unter) demſelben in der Tiefe der Epiglottiswulſt. Zu beiden Seiten von dieſem erſtrecken ſich nach den Gießkannenknorpeln hin die beiden Taſchenbänder und unter ihnen, ungefähr parallel mit ihnen, verlaufen die beiden Stimmbänder, an denen bei weit geöffneter Glottis ihre Anheftung an die Stimmfortſätze als eine ſchwache Einknickung zu erkennen iſt, welche die Grenze zwiſchen Glottis cartilaginea und ligamentosa bezeichnet. Unterhalb der Stimmbänder ſieht man bei gerader Haltung des Spiegels die vordere Wand der Luftröhre, an der man die einzelnen Knorpelringe als quer verlaufende Streifen erkennen kann. Bei verſchiedenen Drehungen des Spiegels kann man die ſeitlichen Theile des Kehlkopfinnern, ſowie deſſen vordere und hintere Wand, die ſeitlichen Rachentheile, den Eingang in den Oeſophagus ſichtbar machen.

Beim ruhigen Athmen iſt die Glottis halb geöffnet. Beim Einſetzen eines Tones bewegen ſich die nach oben gekehrten Spitzen und die Stimmfortſätze der Gießkannenknorpel ſowie die Stimmbänder gegeneinander, die Glottis wird geſchloſſen und iſt linienförmig, die beiden Taſchenbänder nähern ſich auch etwas, jedoch ſtehen dabei ihre hintern Enden weit voneinander; alle Theile des Kehlkopfeingangs bewegen ſich ſeitlich gegeneinander und der Umfang des obern Kehlkopfraums erſcheint verengt, nur der Boden des obern Kehlkopfabſchnitts, den jetzt die Stimmbänder bilden, kommt in ſeiner ganzen Breite und Länge zum Vorſchein. Zwiſchen den Stimmbändern zeigt eine feine enge Spalte die Oeffnung an, durch welche ſich der den Ton erzeugende Luftſtrom hindurchdrängt. Dieſe Spalte iſt von verſchiedener Weite und an verſchiedenen Stellen der Glottis ſichtbar, je nach den Modificationen der Tonbildung, nach der die Erſcheinungen an der Glottis überhaupt variiren. Beim völlig tonloſen Flüſtern iſt die Glottis ligamentosa nur leicht geſchloſſen, die Glot-

Digitized by Google

tis cartilaginea offen, bei hauchender Flüſterſtimme findet etwas feſterer Glottisſchluß ſtatt, die Glottis cartilaginea iſt enger, die Stimmbänder berühren einander in ihrem hintern Theile leicht, im mittlern zeigt ſich eine in lange Spitzen ausgezogene Spalte. Beim feſten Toneinſatz wird Glottis ligamentosa und cartilaginea luftdicht geſchloſſen, die Taſchenbänder fahren mit großer Schnelligkeit gegeneinander, der Kehldeckel wird etwas nach unten und hinten gerückt, namentlich ſpringt der Kehldeckelwulſt ſtark nach innen und abwärts, die Spitzen der Gießkannenknorpel bewegen ſich etwas nach vorn. Sobald die Tonbildung mit den Stimmbandſchwingungen beginnt, werden die Taſchenbänder in auffallendem Grade verſchoben, die Oberfläche der tönenden Stimmbänder wird frei, der Kehldeckel ſteigt wieder aufwärts, die Gießkannenknorpel bewegen ſich wieder rückwärts. Bei Bruſttönen in hoher Lage iſt Glottis ligamentosa und cartilaginea in ganzer Länge geſchloſſen, die Stimmbänder ſchwingen in ihrer ganzen Länge, die verſchieden iſt nach der Höhe der Töne; je tiefer der Ton wird, deſto mehr verkürzen ſich die Stimmbänder, deſto mehr deckt der bei hohen Tönen aufrecht ſtehende und die Stimmbänder in ihrer ganzen Länge zeigende Kehldeckel den vordern Theil der Glottis, bei der tiefen Lage öffnet ſich die Glottis cartilaginea und iſt erſt ſchmal ſpaltförmig, immer weiter werdend, je tiefer die Töne werden. Beim Falſet iſt die Glottis cartilaginea ſtets geſchloſſen und je höher die Töne ſteigen, deſto weiter bleibt der hintere Theil der Glottis ligamentosa geſchloſſen und deſto weiter nach vorn rückt die den Durchtritt der Luftſäule bezeichnende Spalte, die Stimmbänder, auf deren Ränder die Schwingungen beſchränkt ſind, geben dabei dem von unten kommenden Luftdrucke leicht nach und erſcheinen infolge deſſen leicht convex nach oben. — Beim Huſten wird zuerſt die Glottis geſchloſſen, der Kehldeckel vollſtändig auf den Kehlkopfeingang gedrückt und dann wird die Luft mit einem Ruck hervorgeſtoßen, wobei die Stimmritze, namentlich die knorpelige, ſich in geringem Maße öffnet und der Kehldeckel, ohne ſeine Neigung zu ändern, mit ſeinem Stieltheile etwas in die Höhe und nach hinten geſchoben.

Die allgemeinen Erſcheinungen von Erkrankung des Kehlkopfs beſtehen bald in abnormen Empfindungen (Stechen, Drücken, Kratzen, Brennen, Spannen, Zuſammenziehen, Gefühl von Trockenheit, Rauheit, ſelten heftige Schmerzen) im Kehlkopfe ſelbſt, bald in Veränderungen der Stimme (die belegt, rauh, heiſer, tonlos, lispelnd oder pfeifend ſein kann), oder in Beſchwerden beim Schlingen (namentlich bei Erkrankungen des Kehldeckels oder der Gießkannenknorpel) oder in Anomalien der Athmung (ſcharfes, rauhes, ziſchendes, pfeifendes, raſſelndes, erſchwertes Athmen), vermehrter oder verminderter Schleimabſonderung, Veränderungen im Auswurf, häufigerem Räuspern und Huſten. Anomalien der Stimme, ſoweit ſie nur den Klang und die Reſonanz betreffen, können entweder im Kehlkopfe ſelbſt oder in dem oberhalb des Kehlkopfs gelegenen Anſatzrohre (Rachen-, Naſen-, Mundhöhle) ihren Grund haben. Belegtheit, Heiſerkeit, rauhe Stimme und Stimmloſigkeit haben indeſſen meiſt ihren Sitz am Orte der Stimmbildung ſelbſt, in den Stimmbändern, je nachdem dieſe mit Schleim belegt, entzündet und verdickt, in ihrer Schlußfähigkeit oder ihren Bewegungen und ihrer Spannung geſtört ſind. Eine ſehr ſelten vorkommende, eigenthümliche Störung der Stimme iſt die Doppeltönigkeit (Diphthonie), gleichzeitiges Zuſtandekommen von Tönen verſchiedener Höhe bei der Phonation. Sie entſteht entweder dadurch, daß Geſchwülſte oder vorſpringende Geſchwürsränder an dem einen Stimmbande ſich bei der Phonation an das andere anlegen und dadurch die Glottis in einen vordern und einen hintern Abſchnitt theilen, in deren jedem ein eigener Ton gebildet wird, oder infolge von ungleicher Spannung der beiden Stimmbänder bei einſeitigen Lähmungszuſtänden. Der Huſten, eine Reflexbewegung, welche durch Reizung der Kehlkopfſchleimhaut, hauptſächlich zwiſchen den Gießkannenknorpeln und an der hintern Kehlkopfwand, hervorgerufen wird, kann kurz, hoch, tief, grob, rauh, bellend, pfeifend, ziſchend, trocken oder locker, mit Auswurf verbunden ſein. Der aus dem Kehlkopfe ſtammende Auswurf iſt gewöhnlich kleinklumpig oder wenigſtens nicht umfangreich, weil größere Mengen ſelten erzeugt und durch den Huſten ſehr bald ausgeworfen werden. Der Kehlkopfauswurf enthält gewöhnlich nur wenige Luftblaſen.

Von den einzelnen ſpeciellen Krankheitszuſtänden des Kehlkopfs kann hier nur eine allgemeine Skizze gegeben werden, wobei die Behandlung nur ausnahmsweiſe Berückſichtigung finden kann.

Anämie des Kehlkopfs iſt Folge allgemeiner Anämie, ſie kann aber auch bei geſunden, friſch ausſehenden Individuen, namentlich weiblichen Geſchlechts, vorkommen, ſowie beim Beginn der Lungenſchwindſucht. Kehlkopfſchmerz, Kitzel und Huſtenreiz, Krampfhuſten, Empfindlichkeit gegen Temperaturwechſel ſind Folge localer Ernährungsſtörungen.

Hyperämie iſt meiſt Folge mechaniſcher Reizung, paſſive Hyperämie entſteht durch ſtarke Huſtenparoxysmen. Die Symptome der Hyperämie ſind Heiſerkeit, Trockenheit und leichter ſtechender Schmerz im Kehlkopfe; ſie können unter geringer Schleimſecretion binnen wenigen Stunden wieder verſchwinden, wenn der Reiz aufhört und der Kehlkopf die nöthige Ruhe hat, bei öfterer Wiederkehr des Reizes und Vernachläſſigung der Schonung geht die Hyperämie in Katarrh über; der Uebergang in katarrhaliſche Entzündung iſt ein ganz unmerklicher.

Blutungen kommen nach Verletzungen, bei Geſchwüren, aber auch ſchon bei lebhafter Entzündung mitunter vor; die Menge des entleerten Blutes iſt meiſt gering, gewöhnlich zeigt es ſich nur in Form von Streifen an dem katarrhaliſchen Auswurfe; ſtärkere Blutungen werden nur ſelten beobachtet außer bei Verletzungen des Kehlkopfs. Blutinfiltrationen (Erguß in das Zellgewebe unter der Schleimhaut) kommen bei manchen krankhaften Zuſtänden und Verletzungen vor, namentlich beim Skorbut.

Cyanoſe des Kehlkopfs iſt bei Lungenödem und allgemeiner Cyanoſe, Icterus des Kehlkopfs bei allgemeinem Icterus beobachtet worden.

Digitized by Google

Acuter Katarrh (katarrhaliſche Entzündung) des Kehlkopfs iſt am häufigſten Folge von Erkältung, aber auch alle diejenigen Schädlichkeiten, welche Hyperämie erzeugen, können zum acuten Katarrh führen, beſonders Witterungseinflüſſe; ſpecifiſche Infectionsreize werden bei Grippe und dem das Heufieber begleitenden Katarrh angenommen. Auch bei verſchiedenen Infectionskrankheiten kommt Kehlkopfkatarrh als Begleiterſcheinung vor. Die Symptome beſtehen in leichteren Fällen nur in unbedeutenden Empfindungen von Reiz oder Kitzel im Kehlkopfe, leichter Belegtheit der Stimme, die ſich bei angeſtrengtem Reden zu Heiſerkeit ſteigert, bei höherem Grade der Erkrankung kommen noch hinzu Gefühl von Trockenheit, Spannung, mitunter auch Stechen. Außerdem beſteht geringe Abſonderung von zähem Schleim, der Huſten iſt rauh, kurz, bellend; das anfangs rein ſchleimige und ſpärliche Secret wird im weiteren Verlaufe reichlicher, conſiſtenter und gelber. Schlingbeſchwerden ſind nur dann vorhanden, wenn der Kehldeckel, die hintere Fläche der Gießkannenknorpel und die Plicae aryo-piglotticae beſonders ſtark afficirt ſind. Bei der Unterſuchung mit dem Kehlkopfſpiegel findet ſich roſige Injection, hauptſächlich im hintern Theile des Kehlkopfeinganges. Bei mittelſchweren Fällen ſind die erwähnten Symptome in geſteigertem Maße vorhanden, die Heiſerkeit mitunter bis zur vollſtändigen Stimmloſigkeit (Aphonie), dazu kommt brennender Schmerz oder ſtörender Kitzel, Reiz zum Räuſpern, ohne daß erhebliche Schleimmengen herausbefördert werden oder die Stimme reiner wird, mitunter auch Schmerz bei Druck auf den Kehlkopf. Athemnoth kommt faſt nur bei Kindern vor, meiſt in der Nacht. Es beſteht ſtärkere Entzündung, Röthung und Schwellung der Schleimhaut, namentlich im Kehlkopfeingange und beſonders nach hinten zu. Die ſchwerſte Form der acuten katarrhaliſchen Entzündung, die auch bei Erwachſenen die Erſcheinungen der Glottisverengung und ſogar ein tödliches Ende herbeiführen kann, iſt im allgemeinen ſehr ſelten. Laryngitis acutissima mit Ausgang im Kehlkopfödem kann bei einfachem acutem Katarrh, wenn neue Schädlichkeiten einwirken, unter Steigerung der Symptome zu ſchweren Erſcheinungen der Kehlkopfverengung führen. Wenn die Injection der Kehlkopfſchleimhaut übermäßig ſtark iſt, kann es zu Blutaustritt auf die freie Fläche der Kehlkopfſchleimhaut kommen, durch welche ſich die Erſcheinungen der Stenoſe vorübergehend mildern, oder zu blutiger Infiltration der Schleimhaut und des ſubmukösen Gewebes. Zu den ſchweren Formen der acuten katarrhaliſchen Laryngitis gehört auch die bei Infectionskrankheiten, die namentlich bei Maſern oft ſehr heftig auftritt. Die Diagnoſe der acuten katarrhaliſchen Laryngitis bietet in den meiſten Fällen keine Schwierigkeit und iſt oft auch ohne laryngoſkopiſche Unterſuchung ſicher zu ſtellen, doch darf dieſe trotzdem nicht verſäumt werden, namentlich bei Kindern, bei denen übrigens die Diagnoſe mehr Schwierigkeit bietet, und dann, wenn es ſich um die Differentialdiagnoſe von andern Affectionen handelt. Schwieriger iſt die Diagnoſe bei raſch wachſenden Stenoſenerſcheinungen, welche die Laryngoſkopie erſchweren, ja unmöglich machen können. Die Dauer der Krankheit beträgt von wenigen Tagen bis zu mehrern Wochen. Die Behandlung beſteht zunächſt in Abhaltung der Reize (namentlich iſt der Reiz durch Sprechen möglichſt zu vermeiden und der durch die Witterungseinflüſſe bedingte zu verhüten), Anwendung von ſchweißbefördernden Mitteln (Prießnitz'ſche Umſchläge um den Hals, Fliederthee), Verminderung des Huſtenreizes durch Thee, warmes Zuckerwaſſer, heiße Milch mit Selterswaſſer zu gleichen Theilen, Inhalationen mit Kochſalzlöſung. Unter Umſtänden hat heißer Grog, kurz vor dem Schlafengehen getrunken, eine ſehr gute Wirkung, auch die Maſſage (Streichungen zu beiden Seiten des Halſes von den Unterkieferwinkeln nach dem Bruſtbein zu) hat eine ſehr vortheilhafte Wirkung, namentlich durch Regelung der Circulation. Im weitern Verlaufe ſind Expectorantia (den Auswurf befördernde Mittel) anzuwenden (Salmiak, Liquor ammonii anisatus). In ſchweren Fällen ſind kalte Umſchläge (wenn dieſe nicht vertragen werden, heiße Umſchläge, in heißes Waſſer getauchte Schwämme), Blutegel anzuwenden, auch Senfteige auf den Hals können gut wirken; zur Inhalation iſt Kochſalzlöſung oder Löſung und Bepinſelung mit narkotiſchen Mitteln anzuwenden, Adſtringentia (Höllenſtein, Tannin, Alaun) ſind im acuten Stadium nicht zu empfehlen, noch weniger Aetzungen. Als innerliche Mittel ſind Narcotica und Abführmittel (bei Kindern jedoch nur mit Vorſicht) anzuwenden. Bei Stenoſenerſcheinungen iſt die Anwendung eines Brechmittels indicirt, bei Oedem im Larynxeingange ſind Scarificationen vorzunehmen.

Der chroniſche Katarrh (die chroniſche katarrhaliſche Entzündung) des Kehlkopfs entwickelt ſich am häufigſten aus vernachläſſigtem acutem Katarrh und infolge fortdauernder Einwirkung von Reizen, wie ſie den acuten Katarrh hervorbringen, oder nach wiederholten Recidiven des acuten Katarrhs; er tritt auch zu andern chroniſchen Affectionen des Kehlkopfs (bei Phthiſis, Typhus, Syphilis, Lupus, Polypen, Krebs und Perichondritis) und des Rachens hinzu. Die Symptome beſtehen in Trockenheit, Reizgefühl, Kitzel und Huſtenreiz, namentlich früh, die Stimme iſt entweder für gewöhnlich rein, wird aber durch Sprechen und Anſammlung von Schleim leicht geſtört, oder auch andauernd klanglos und heiſer; bei höheren Graden iſt ſie beſtändig heiſer, rauh und tief. Das Secret iſt vermehrt, graulich, nach längerem Beſtehen der Erkrankung gelblich und Eiterzellen enthaltend. Im Kehlkopfe beſteht Röthung und Schwellung von verſchiedener Intenſität und Ausdehnung, manchmal kommt es zu partiellen Verdickungen der Schleimhaut im Kehlkopfeingange. Die Stimmbänder zeigen gewöhnlich nur leichte Röthung und Injection, in verſchleppten Fällen werden ſie uneben durch Verdickungen in der Schleimhaut. Hypertrophie der Drüſen kann eine granulöſe Beſchaffenheit der Schleimhaut hervorrufen, nicht ſelten wird ſehr vernachläſſigter chroniſcher Katarrh der Ausgangspunkt von Wucherungen und Polypen, in ſehr ſeltenen Fällen entſteht Hypertrophie des Bindegewebes an der untern Fläche der Stimmbänder (Chorditis vocalis inferior

Digitized by Google

hypertrophica), die zu Stenoſe führen kann. Mitunter kommt es auch zur Bildung von oberflächlichen Geſchwürchen. — Der Verlauf iſt immer langwierig, bei ſchlechter Haltung treten leicht Verſchlimmerungen ein; vollſtändige und dauernde Heilung iſt indeſſen bei zweckmäßiger Haltung und Behandlung nicht ſelten. — Die Behandlung beſteht außer in Vermeidung der Schädlichkeiten in Inhalationen mit adſtringirenden Mitteln (Tannin), bei großer Reizbarkeit mit Kali- und Natronſalzen, auch Bromkalium. In ſchweren Fällen ſind Aetzungen mit Höllenſtein anzuwenden oder Bepinſelung mit Jodglycerin. Einſpritzung der adſtringirenden Löſungen mit einer Spritze oder die Application von Adſtringentien in Pulverform iſt nicht zu empfehlen. Anwendung von gelind abführenden Mitteln iſt namentlich bei Plethoriſchen zur Unterſtützung der Behandlung nützlich, ebenſo Regulirung der Diät, namentlich Beſchränkung der ſtickſtoffhaltigen Nahrungsmittel und Vermeidung der Alcoholica. Hautreize ſind bei der localen Behandlung unnöthig. Von Trinkcuren ſind namentlich die Glauberſalzwäſſer bei Plethoriſchen nützlich, beſonders Marienbader Kreuzbrunnen und die kühleren Quellen von Karlsbad; die warmen Natron-Kochſalz-Quellen von Ems, ſowie die Soolquellen von Reichenhall eignen ſich mehr bei Reizbarkeit der Reſpirationsſchleimhaut.

Vom Katarrh zu unterſcheiden iſt die chroniſche Blennorrhöe des Kehlkopfs, die von der Naſe ausgeht und ſich abwärts auf die Reſpirationswege ausbreitet. Infolge von Anſammlung des reichlichen eitrigen Secrets im vordern Winkel des Kehlkopfs kommt es zu Eroſionen und infolge davon zu Verſchmelzung der Stimmbänder, die indeſſen nicht als Verlöthung, ſondern als Folge einer Wucherung an den Kanten der Stimmbänder aufzufaſſen iſt. Mit Syphilis hat die Affection nichts zu thun. Sie kommt endemiſch in Galizien, Polen, der Walachei und Beſſarabien vor.

Die croupöſe Kehlkopfentzündung kommt primär faſt nur bei Kindern vor, ſecundär als Complication bei acuten Infectionskrankheiten, allgemeinen conſtitutionellen Erkrankungen, pyämiſchen Proceſſen und andern acuten oder chroniſchen Krankheiten, beſonders bei Maſern, Scharlach, Diphtheritis, auch bei Pocken. Auf der Oberfläche der Schleimhaut ſondert ſich ein fibrinöſes Exſudat ab in Form von Pſeudomembranen, die gewöhnlich das Lumen des Kehlkopfs in ſeinem ganzen Umfange umgeben. Manchmal iſt der Croup mit Katarrh complicirt und neben croupöſen finden ſich katarrhaliſch afficirte Stellen. Der Verlauf iſt ſtets acut, fieberhaft und ſehr häufig tödlich.

Vom Keuchhuſten ſei hier nur erwähnt, daß der Sitz des Huſtenreizes an der hintern Kehlkopfwand geſucht worden iſt.

Die phlegmonöſe oder ſubmuköſe Entzündung des Kehlkopfs, bei der außer der Schleimhaut gleichzeitig das unter derſelben befindliche Zellgewebe mit entzündet iſt, führt je nach dem Grade der Schwellung der Schleimhaut die Symptome der katarrhaliſchen oder der croupöſen Kehlkopfentzündung oder auch des Glottisödems mit ſich. Ihre Ausgänge ſind je nach der Natur und der Umwandlung des Exſudates Oedem, Abſceßbildung, Verſchwärung und Brand oder, infolge der Organiſation des Faſerſtoffexſudates ſchwielige Verdickung der Schleimhaut mit Misgeſtaltung und Verengung der Stimmritze. Die chroniſche ſubmuköſe Kehlkopfentzündung, das chroniſche Oedem, iſt faſt immer auf gewiſſe Theile beſchränkt und geſellt ſich zu langſam fortſchreitenden Verſchwärungsproceſſen; ihr Lieblingsſitz ſind die Theile des Kehlkopfeinganges. Die umſchriebene Form der phlegmonöſen Laryngitis, welche zur Abſceßbildung führt, verläuft bald ganz acut binnen wenigen Tagen, bald langſamer. Die genaue Diagnoſe iſt nur mittels des Kehlkopfſpiegels möglich. Der Ausgang der phlegmonöſen Laryngitis kann bei leichteren Graden günſtig ſein, bei höheren Graden entwickelt ſich, wenn nicht zeitig Kunſthülfe eingreift, durch die ſubmuköſe Infiltration Kehlkopfſtenoſe.

Abſceſſe im Kehlkopfe ſind ſehr ſelten primär, in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle ſind ſie Folge der phlegmonöſen Entzündung oder von Perichondritis oder einer allgemeinen Krankheit.

Entzündung des Perichondriums der Kehlkopfknorpel kommt häufig bei Männern um das 30. Jahr herum vor und betrifft vorzugsweiſe den Ringknorpel, ſeltener primär und idiopathiſch als ſecundär bei andern Kehlkopfkrankheiten. Die Ausgänge ſind Vereiterung und Verſchwärung der Weichtheile mit Nekroſe des Knorpels oder ſchwielige Verdickung des Perichondriums mit Knorpel- und Knochenneubildung. Perichondritis der Gießkannenknorpel kommt vorzüglich durch phthiſiſche Geſchwüre an der hintern Kehlkopfwand zu Stande. Die Perichondritis des Ringknorpels betrifft meiſtens die Platte und iſt, namentlich bei phthiſiſchen Geſchwüren, oft mit Nekroſe der Gießkannenknorpel verbunden, deren Bewegungen dann infolge der Affection der Gelenkflächen geſtört werden. Perichondritis des Schildknorpels kann ſich auf die Innenfläche beſchränken und durch Vorwölbung der Abſceßwand und Oedem des umgebenden Gewebes zur Kehlkopfſtenoſe führen; nicht ſelten aber betrifft ſie auch die äußere Fläche und endet mit Durchbruch des Abſceſſes nach außen.

Die Chondritis laryngea, die Entzündung der Knorpel ſelbſt, betrifft meiſt die Epiglottis, obwol auch die andern Knorpel durch Entzündungsproducte benachbarter Theile zerſtört werden können. Entzündung der Epiglottis tritt am häufigſten infolge von Mandelentzündung und Syphilis auf, ein Hauptſymptom iſt neben dem Schmerze hinter der Zungenwurzel das ſehr erſchwerte Schlingen, beſonders von Flüſſigkeiten, und das häufige Verſchlucken.

Entzündung des den Kehlkopf umgebenden Zellgewebes, Perilaryngitis, hat ihren Sitz bald an der Seite des Schild- und Ringknorpels, bald vor und zwiſchen dieſen Knorpeln. Der Ausgang iſt gewöhnlich Eiterung, ſeltener ſchwielige Verhärtung.

Die Kehlkopfſchwindſucht kann anſcheinend primär vorkommen, wenn die Erkrankung der Lungen noch latent iſt, am häufigſten aber iſt ſie eine Begleiterſcheinung der

Digitized by Google

Lungenſchwindſucht. Sie beſteht in Geſchwürsbildung und oberflächlichen Subſtanzverluſten, meiſt an denjenigen Stellen, die bei der Phonation und Deglutition am meiſten Reizen ausgeſetzt ſind, an der Schleimhaut an den Stimmfortſätzen der Gießkannenknorpel, zwiſchen den Gießkannenknorpeln, an den Stimmbändern, den Santorini'ſchen Knorpeln und an den Plicae ary-epiglotticae. Die Geſchwüre ſind vielfach für rein katarrhaliſche angeſehen worden, aber ſowol ihr Ausſehen als ihr ganzes Verhalten ſpricht gegen dieſe Annahme und dafür, daß ſie ſpecifiſchen Urſprungs ſind. Sie können ſich über die ganze Schleimhaut des Kehlkopfs, auch am untern Theile deſſelben, ſowie in die Trachea ausdehnen und zugleich durch die Betheiligung der Muskeln, der Knorpel und der Gelenke und durch ödematöſe Schwellung des ſubmuköſen Gewebes die Function des Kehlkopfs in hohem Grade beeinträchtigen. Heilung iſt bei den chroniſch verlaufenden Geſchwüren zweifellos möglich, allein ſie iſt jedenfalls ſehr ſelten und gewöhnlich entwickeln ſich in der Folge neue Geſchwüre, ſodaß die Heilung eines einzelnen Geſchwürs für die Prognoſe nur eine ſehr geringe Bedeutung hat. Der Geſchwürsbildung geht als Vorläufer Entzündung und Anſchwellung, namentlich an den genannten, für die Einwirkung von Reizen beſonders zugänglichen Stellen, voraus, mit Empfindlichkeit des Kehlkopfs, Klangloſigkeit und leichter Ermüdung der Stimme, Heiſerkeit nach leichten Erkältungen. Dieſe katarrhaliſchen Zuſtände treten immer häufiger auf und werden zuletzt permanent, dann entwickeln ſich die Geſchwüre. Der Huſten iſt, ſoweit er nur von der Kehlkopfaffection und nicht von der Lungenerkrankung abhängt, nicht bedeutend; auch der Schmerz iſt meiſt gering und fehlt oft ganz, wenn aber die Verſchwärung weiter um ſich greift, beſteht gewöhnlich Schmerz, der durch alle Reize vermehrt wird; der Huſten wird dann heftiger und quälender.

Lupus des Kehlkopfs iſt im ganzen eine ſeltene Erkrankung; er beſteht in Wucherungen aus knötchenförmigen Gebilden mit theilweiſer Geſchwürsbildung. Der Verlauf iſt chroniſch mit fortlaufender Zerſtörung der ergriffenen Theile, ſpontane Begrenzung der Neubildung ſcheint zweifelhaft.

Auch bei Lepra (Knotenausſatz, Elephantiasis Graecorum) kann knotige Granulation der Kehlkopfſchleimhaut eintreten, die in Ulceration übergehen und zu ausgedehnten Defecten führen kann.

Bei Rotz tritt ebenfalls nicht ſelten eine Infiltration der Kehlkopfſchleimhaut auf, die bei höheren Graden zur Entwickelung von Stenoſe führen kann.

Syphilitiſche Erkrankungen des Kehlkopfs ſind häufig; oft tritt Erkrankung des Kehlkopfs noch ein, wenn ſchon längſt, vielleicht ſchon ſeit Jahren, jedes Symptom der Syphilis verſchwunden war. Die auf Syphilis beruhenden Veränderungen im Kehlkopfe kommen vor als einfache Katarrhe, Condylome oder Schleimpapeln, als Gummaknoten und Geſchwüre. Der ſyphilitiſche Katarrh bietet nichts Beſonderes dar, er zeigt die Symptome und die Veränderungen, wie ſie beim einfachen Kehlkopfkatarrh gefunden werden. Die Condylome erſcheinen meiſt als flache, warzenähnliche Papeln mit dickem, weißgrauem Belag, ihr Sitz iſt an den Stimmbändern, an der hintern Kehlkopfwand und an den Taſchenbändern; ſie beeinträchtigen infolge ihres Sitzes die Stimmbildung in der Regel beträchtlich. Die Gummata, die übrigens nicht häufig vorkommen, ſind Anſchwellungen von der Farbe der Schleimhaut, die ziemlich raſch zur Verſchwärung führen können, zum Theil wol infolge der mechaniſchen Reizungen, denen die Infiltrate am Kehldeckel, an den Stimmbändern, an den Taſchenbändern und an der hintern Kehlkopfwand ausgeſetzt ſind. Die Zerſtörungen, die der ſyphilitiſche Verſchwärungsproceß herbeiführt, können, wenn nicht zeitig durch geeignete Behandlung eingegriffen wird, außerordentlich ausgebreitet ſein und Verluſt des Kehldeckels, der Gießkannenknorpel, der Stimmbänder nach ſich ziehen und den ganzen Kehlkopfeingang in eine unkenntliche Maſſe verwandeln und das Kehlkopflumen derart verengen, daß zur Verhütung der Erſtickung die operative Eröffnung der Luftwege nöthig wird. Beſonders zeigen die Narben nach Verheilung der ſyphilitiſchen Ulcerationen große Neigung, ſich zuſammenzuziehen, und dieſe Zuſammenziehung kann, namentlich bei größerer Ausdehnung der Narben, zur Stenoſe des Kehlkopfs führen.

Stenoſen des Kehlkopfs, Verengungen des Kehlkopflumens, können entweder acut oder chroniſch ſein. Sie können ihren Grund haben in Verſtopfung durch fremde Körper, croupöſes Exſudat, nekrotiſche oder gebrochene und dislocirte Knorpelſtückchen, Blutgerinnſel, Hydatiden, oder in krampfhafter Contraction oder in Lähmung der die Glottis erweiternden Muskeln oder in Anſchwellung der Schleimhaut und der Knorpelhaut bei verſchiedenen Entzündungs- und Verſchwärungsproceſſen, bei Abſceſſen und Oedem im Kehlkopfe oder an demſelben, bei Hypertrophie der Schleimhaut, oder in Geſchwulſtbildungen verſchiedener Art, in Zuſammenziehung von Narben oder ſchwieliger Zuſammenziehung nach verſchiedenen Affectionen oder auch in Druck von außen durch die vergrößerte Schilddrüſe oder andere Geſchwülſte. Die Symptome ſind Erſchwerung der Reſpiration und Athemnoth, oft bis zur Erſtickungsgefahr geſteigert und ſelbſt zur Erſtickung führend, anhaltend oder auch anfallsweiſe auftretend, manchmal, aber nicht immer, mit abnormen Empfindungen und Schmerzen an der verengten Stelle, mit oder ohne Huſten, in der Regel geräuſchvolles, pfeifendes, keuchendes Athmen. Bei fortgeſetzter Verengung des Kehlkopfs bildet ſich ſehr bald Lungenemphyſem aus. Das ſogenannte Glottisödem, Oedem des Kehlkopfeingangs, beſteht in Hyperämie mit ſeröſer Exſudation in die Schleimhaut und das ſubmuköſe Zellgewebe, welche ſehr acut infolge von acuten Kehlkopfentzündungen und heftigen Reizzuſtänden, mehr chroniſch als Begleiter von Ulcerationsproceſſen im Kehlkopfe auftritt. Die Symptome ſind keuchendes und pfeifendes Athmen (beſonders beim Einathmen), Stimmloſigkeit, Athemnoth, Angſt, Gefühl eines fremden Körpers in der Kehle, Erſtickungsanfälle. Es betrifft namentlich die Plicae ary-epiglotticae und Taſchenbänder, ſeltener die Stimmbänder ſelbſt. Polypöſe Neubildungen, namentlich wenn ſie geſtielt und

Digitized by Google

beweglich ſind, können ebenfalls, oft ganz unerwartet, ganz ähnliche Erſcheinungen hervorrufen wie das Glottisödem, jedoch ſind bei ihnen die Erſtickungsanfälle in ihrem Erſcheinen und Verſchwinden plötzlicher. Chroniſches Oedem betrifft meiſt nur einzelne Theile des Kehlkopfeinganges. Durch Narben bedingter Stenoſe des Kehlkopfs liegen am häufigſten ſyphilitiſche Geſchwüre zu Grunde, ſeltener lupöſe, typhöſe, diphtheritiſche Proceſſe oder Verletzungen. Die narbige Stenoſe kann am Eingange des Kehlkopfs, an den ſeitlichen Falten deſſelben oder an den Taſchenbändern, aber auch mitten im Kehlkopfe in der Gegend der Stimmbänder, an dieſen ſelbſt oder unterhalb derſelben ihren Sitz haben. Wenn wegen zu beträchtlicher Ausdehnung des Narbengewebes eine Operation (entweder durch ſchneidende Inſtrumente oder durch Erweiterung mittels Sonden, die allmählich von immer dickerem Volumen angewendet werden) nicht ausführbar iſt, bleibt bei Erſtickungsgefahr nur die Eröffnung der Luftwege zur Rettung des Lebens übrig.

Die nervöſen Affectionen des Kehlkopfs beſtehen entweder in Störungen der Senſibilität oder der Bewegungen. Echte Neuralgien des Kehlkopfs ſind ſehr ſelten, dagegen kommen Störungen der Senſibilität bei verſchiedenen andern Affectionen des Kehlkopfs vor. Hyperäſtheſie der Kehlkopfnerven iſt äußerſt ſelten als reines, ſelbſtändiges Nervenleiden, ſondern meiſt iſt ſie eine Begleiterſcheinung anderer, allgemeiner Nervenkrankheiten, namentlich der Hyſterie und Hypochondrie; gewöhnlich beſtehen dabei auch Erſcheinungen im Rachen. Hyperalgeſie (abnorme Steigerung des Schmerzgefühls) kommt am häufigſten bei entzündlichen und geſchwürigen Affectionen des Kehlkopfs vor. Anäſtheſie des Kehlkopfs kommt nur ſehr ſelten vor, und zwar bei Diphtherie, Hyſterie, Cholera, allgemeinen Lähmungen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior beſteht gänzlicher Mangel der Berührungs- und Schmerzempfindung im obern und mittlern Theile der Kehlkopfhöhle. Die früher häufig als Dysphonia clericorum bezeichnete Schwäche der Stimme, die oft bei Kanzelrednern, Schullehrern und Rednern beobachtet wird, beruht wahrſcheinlich zum Theil auf einem durch Ueberreizung bedingten Schwächezuſtande der Muskeln und Nerven des Kehlkopfs; gleichzeitig ſind bei dieſem Zuſtande die Erſcheinungen des chroniſchen Katarrhs vorhanden.

Lähmung der den Kehlkopf verſorgenden Nerven kann entweder ihre Urſache in einer Erkrankung des centralen Nervenſyſtems haben oder die die Function ſtörende Urſache kann den Nerven in ſeinem Verlaufe treffen, entweder den Nervenſtamm ſelbſt oder nur Zweige deſſelben, ſie kann in langwierigen Katarrhen, Einathmung intenſiv kalter Luft, übermäßiger Anſtrengung des Stimmapparats, Einwirkung traumatiſcher Reize oder Druck von Geſchwülſten oder Anſchwellungen in der Umgebung des Nerven beſtehen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior beſteht außer der erwähnten Anäſtheſie nach Lähmung der Musculi cricothyreoidei und infolge davon rauhe, tiefe Stimme, mit der Unmöglichkeit, hohe Töne zu erzeugen bei mangelnder Annäherung des Ringknorpels an den Schildknorpel. Bei Lähmung des Nervus recurrens auf der einen Seite ſteht das betreffende Stimmband bei Inſpiration und Exſpiration ſowie bei der Phonation ſtill und zwar der Mittellinie näher als das andere geſunde Stimmband bei der Inſpiration; bei der Phonation entſteht der Glottisſchluß dadurch, daß das geſunde Stimmband die Mittellinie überſchreitet und ſich an das unbeweglich ſtehende anſchließt. Bei längere Zeit beſtehender Lähmung des Nervus recurrens wird das unbewegliche Stimmband atrophiſch. Bei Lähmung des Nervus recurrens auf beiden Seiten ſtehen beide Stimmbänder unbeweglich zwiſchen der Mittellinie und der Inſpirationsſtellung, es iſt weder Schluß, noch größere Erweiterung der Glottis möglich und deshalb vollſtändige Stimmloſigkeit vorhanden, ſowie Unvermögen zu huſten und zu expectoriren. Bei Lähmung des Musculus crico-arytaenoideus posticus ſteht, wenn dieſelbe einſeitig iſt, das betreffende Stimmband in der Mittellinie feſt, während das andere ſich bewegt; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden iſt, ſtehen beide Stimmbänder in der Mittellinie feſt, die Glottis bildet eine ſchmale Spalte, die ſich bei der Inſpiration noch mehr verengt, die Inſpirationsluft muß ſich durch ſie hindurchdrängen und erzeugt dabei tönende Schwingungen der Stimmbänder, während die Exſpiration weniger behindert vor ſich geht. Die dadurch bedingte Athemnoth kann gefährlich werden und zu Erſtickung führen. Lähmung des Musculus thyreo-arytaenoideus internus, des eigentlichen Stimmbandmuskels raubt dem betreffenden Stimmbande die Fähigkeit der Spannung, es bleibt beim Glottisſchluß bogenförmig geſchweift mit der Concavität nach der Mittellinie zu; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden iſt, ſtellt die geſchloſſene Glottis eine ſpindelförmig ausgeſchweifte Spalte vor. Bei Lähmung des Musculus arytaenoideus transversus bleibt die Glottis cartilaginea beim Glottisſchluß als ein dreieckiger Spalt offen, durch den Nebenluft bei der Phonation entweicht. Wenn dabei gleichzeitig Lähmung des Stimmbandmuskels vorhanden iſt, bleibt die ganze Glottis klaffend und wird nur an der Grenze der Glottis ligamentosa und cartilaginea durch die vorſpringenden Stimmfortſätze eingeengt. — Die Lähmungen die Kehlkopfmuskulatur können raſch in Heilung übergehen, ſie können aber auch, ſelbſt in ſolchen Fällen, in denen heilbare Störungen zu Grunde liegen, der Behandlung hartnäckig widerſtehen; namentlich die hyſteriſchen Lähmungen weichen bald der Behandlung wunderbar raſch, bald widerſtehen ſie ihr äußerſt hartnäckig. Bei der Behandlung iſt das wirkſamſte Mittel die Elektricität, die entweder von außen (Aufſetzen der Elektroden an entſprechenden Stellen auf die Haut am Halſe) angewendet wird oder im Innern des Kehlkopfs ſelbſt unter Beihülfe des Kehlkopfſpiegels.

Der ſogenannte Stimmritzenkrampf (Spasmus glottidis), der bei verſchiedenen Krankheiten und Reizzuſtänden des Kehlkopfs, auch bei andern nervöſen Zuſtänden, namentlich bei Hyſterie, auftreten kann, beſteht in einem Verſchluß des Kehlkopfs, entweder durch krampfhaften Verſchluß der Glottis ſelbſt oder des Kehlkopfeinganges

Digitized by Google

infolge von Annäherung der Taſchenbänder aneinander oder durch Annäherung der Gießkannenknorpel gegen den Kehldeckelwulſt hin, kann auch durch den herabgezogenen Kehldeckel oder die Zungenwurzel entſtehen. Bei Kindern, die wegen der Enge ihres Kehlkopfes beſonders dazu geneigt ſind, kommt Glottiskrampf in leichtem Grade als ſogenanntes Ausbleiben vor, in höherem Grade iſt er mit verſchiedenen andern Krankheiten verbunden, namentlich mit nervöſen Reizzuſtänden und mit Rhachitis. Er ſtellt ſich ohne Vorboten oder nach leichten katarrhaliſchen Erſcheinungen ein, in Anfällen von verſchiedener Dauer und Intenſität, die einige Secunden bis höchſtens zwei Minuten dauern und durchſchnittlich eine kürzere Dauer haben, je leichter ſie ſind, doch können auch kurze Anfälle ſchnell eine Gefahr drohende Höhe erreichen. Je älter die Kinder werden, um ſo ſeltener pflegt ſich Glottiskrampf zu entwickeln, er iſt dann auch gewöhnlich weniger heftig und gefährlich, weil der Kehlkopf nicht mehr ſo eng iſt. Bei Erwachſenen tritt Glottiskrampf im ganzen ſelten auf; er iſt dann entweder Folge einer krankhaft geſteigerten Erregbarkeit des Nervenſyſtems oder örtlicher Reizzuſtände im Kehlkopfe.

Geſchwülſte und Neubildungen kommen im Kehlkopfe von verſchiedener Art vor, theils gutartige, theils bösartige; bei der Entſtehung der gutartigen ſteht unter den Urſachen chroniſcher Katarrh oben an. Die häufigſte Art der Neubildungen im Kehlkopfe ſind die Papillome, die am häufigſten an den Stimmbändern vorkommen. Sie ſtellen entweder röthliche, mit mehr oder weniger deutlich bemerkbaren Erhabenheiten beſetzte, oder weißlich graue, mit breiter Baſis an den Stimmbändern aufſitzende, oder große röthliche, trauben-, maulbeer- oder blumenkohlähnliche Geſchwülſte dar, die den Kehlkopfeingang mehr oder weniger ausfüllen, raſch wachſen und nach der Exſtirpation leicht wiederkehren. Die Fibrome oder fibröſen Polypen des Kehlkopfs gehören ebenfalls zu den häufigen Neubildungen, ſind aber nicht ſo häufig wie die Papillome. Am häufigſten kommen ſie an den Stimmbändern vor, ſind mehr oder weniger geſtielt und mehr oder weniger beweglich. Recidive ſcheinen nach der Exſtirpation von Fibromen nicht vorzukommen. Schleimpolypen und Cyſtengeſchwülſte ſind nicht gerade häufig; ſie wurzeln vorzüglich im Morgagni'ſchen Ventrikel mit breiter Baſis und können ſich, allmählich wachſend, weit in das Lumen der obern Kehlkopfhöhle vorwölben; ſie wachſen, wie es ſcheint, langſam und erreichen ſelten eine erhebliche Größe. — Krebsgeſchwülſte ſind verhältnißmäßig ziemlich häufig. Sie beginnen entweder von vornherein als umſchriebene Geſchwulſt oder erſcheinen als diffuſe Infiltration des ſubmukõſen Gewebes, als gleichmäßige knollige Anſchwellung der Weichtheile. Sie können eine ſehr bedeutende Ausdehnung erlangen und tiefgreifende Zerſtörung der Gewebe bedingen. Nach vollſtändiger oder theilweiſer Exſtirpation tritt mit ziemlicher Sicherheit ſehr bald Recidiv ein. Drüſengeſchwülſte und Gefäßgeſchwülſte ſowie Knorpelgeſchwülſte kommen im Kehlkopfe nur ſelten vor. — Was die Behandlung der Geſchwülſte im Kehlkopfe betrifft, ſo kann Aetzung nur bei kleinen und weichen Polypen zum Ziel führen, bei allen größeren und reſiſtenteren Geſchwülſten iſt die Exſtirpation unumgänglich, die entweder mit ſchneidenden, meſſerförmigen oder ſcherenförmiger Inſtrumente geſchieht oder mit Drahtſchlingen oder durch Abreißen mittels Quetſchvorrichtungen oder zangenförmiger Inſtrumente oder mittels der galvanokauſtiſchen Schneideſchlinge. Auch die Elektrolyſe (Einſtechen einer mit dem negativen Pole einer galvaniſchen Batterie in Verbindung ſtehenden ſpitzen Nadel in die Geſchwulſt und Aufſetzen des andern Pols auf eine beliebige Körperſtelle, wobei Schorfbildung in der Umgebung der eingeſtochenen Nadel entſteht) iſt mit Vortheil verſucht worden.

Verletzungen im Kehlkopfe können entweder von außen her durch Schnitt-, Hieb-, Stich- und Schußwaffen oder ſtumpf wirkende Gewalten oder von innen her durch fremde Körper hervorgebracht werden. Die Schnittwunden ſind am häufigſten infolge von Selbſtmordverſuchen entſtanden und haben infolge deſſen eine ziemlich übereinſtimmende Richtung, ſie verlaufen quer und befinden ſich meiſt oberhalb des Kehlkopfes. Schnittwunden zwiſchen Zungenbein und Schildknorpel, wo ſich nur Weichtheile befinden, gehen öfters bis tief in den Pharynx. Schnittwunden, die den Schildknorpel treffen, gehen, da dieſer größeren Widerſtand bietet, namentlich wenn er verknöchert iſt, ſelten ſo tief als in den häutigen Zwiſchenräumen. Bei penetrirenden Wunden dringt ſogleich die Luft ein und aus. Wenn Blutung aus einem großen Gefäße ſtattfindet, ſo kann das Blut in die tieferen Luftwege eindringen und den Tod durch Erſtickung herbeiführen. Bei gleichzeitiger Durchtrennung der Speiſeröhre dringen verſchluckte Flüſſigkeiten aus der Wunde und gelangen theilweiſe in die Luftwege. Schußwunden und Stichwunden ſind ſeltener als die Schnittwunden. Stichwunden führen öfters zu Emphyſem, indem die Luft in das Bindegewebe ſich verbreitet und mehr oder weniger bedeutende Schwellung herbeiführt; namentlich kommt ſolche Luftgeſchwulſt nach Zerreißung vor, die infolge plötzlicher heftiger Bewegungen an membranöſen Theilen zu Stande kommen können, wie z. B. in einem Falle Zerreißung der Stimmbänder durch heftiges Schreien beobachtet worden iſt. Contuſionen kommen nicht ſelten vor; ſie können von Fractur der Kehlkopfknorpel begleitet ſein und den Anſtoß zu nachfolgenden Krankheiten geben.

Fiſteln am Kehlkopfe ſind zuweilen Folge von Kehlkopfabſceſſen, am häufigſten aber von Wunden mit Subſtanzverluſt, zumal wenn dabei Knorpelſtücke verloren gegangen ſind, vorwiegend finden ſie ſich zwiſchen Zungenbein und Kehlkopf. Wenn ihr Umfang gering iſt, verurſachen ſie nur wenig Störung, bei großen Oeffnungen wird nur durch dieſe geathmet und Tonbildung iſt (vorausgeſetzt, daß der Kehlkopf durchgängig iſt) nur bei Zuhalten der Fiſtel möglich. Bei Fiſteln zwiſchen Zungenbein und Schildknorpel iſt der durch ſie hindurchgehende Luftſtrom ſtets ſchwächer, aber Mundſchleim und Getränke dringen zum Theil aus der Fiſtel heraus.

Fracturen kommen nur an den größeren Kehlkopfknorpeln vor, am häufigſten am Schildknorpel; ſeltener

Digitized by Google

am Ringknorpel; begünſtigt wird das Entſtehen von Fracturen durch Verknöcherung der Knorpel, wodurch ſie an Elaſticität verlieren. Die Erſcheinungen, welche die Fracturen hervorrufen, können unter Umſtänden geringfügig ſein, meiſt aber wird durch die Lageveränderung der gebrochenen Knorpel und durch Blutextravaſate der Raum im Kehlkopfe mehr oder weniger beſchränkt, beſonders wenn in der Folge noch entzündliche Anſchwellung dazu eintritt, ſodaß Erſtickung, manchmal ſofort nach der Verletzung, nicht ſelten die Folge iſt; Heilung derartiger Brüche iſt indeſſen doch auch möglich.

Von den Gelenkaffectionen am Kehlkopfe haben nur die des Gelenks zwiſchen Ringknorpel und Gießkannenknorpeln Bedeutung, an ihnen kann durch Erkrankung des Gelenks ſelbſt oder ſeiner Umgebung Luxation und Ankyloſe (mehr oder weniger vollſtändige Aufhebung der Bewegungsfähigkeit) zu Stande kommen, durch die Störungen der Stimmbildung und Athmung bedingt werden.

Fremde Körper (verſchiedener Art, ſehr häufig Knochenſtücke), die in die Luftwege gelangen, können oberhalb der Glottis ſtecken bleiben, namentlich wenn ihre Größe den Durchgang durch dieſelbe nicht geſtattet. Die dadurch bedingte Verſchließung der Glottis kann, wenn der fremde Körper nicht ausgehuſtet wird, Erſtickung zur Folge haben, ebenſo verhält es ſich bei Einkeilung von fremden Körpern in die Stimmritze. Wenn der fremde Körper im Morgagni'ſchen Ventrikel ſitzt, bewirkt er permanente Reizung mit Huſtenanfällen und größeren oder geringeren Athembeſchwerden, die ſich ebenfalls zu Erſtickungsanfällen ſteigern können.

Die künſtliche Eröffnung der Luftwege am Kehlkopfe (die Laryngotomie) wird meiſt in Form von Spaltung deſſelben am Schildknorpel (Thyreotomie, Laryngofiſſion) ausgeführt zur Entfernung von fremden Körpern, die im Kehlkopfe ſitzen, oder von Geſchwülſten, wenn die Entfernung derſelben auf dem natürlichen Wege nicht ausführbar iſt; oft wird zu dieſem Zwecke auch die Oeffnung oberhalb des Schildknorpels zwiſchen dieſem und dem Zungenbeine angebracht (Pharyngotomia subhyoidea). Die totale oder theilweiſe Exſtirpation oder Reſection des Kehlkopfs iſt wiederholt mit Erfolg ausgeführt worden bei ausgebreiteten, die Kehlkopfshöhle ausfüllenden Wucherungen, hauptſächlich krebſiger Natur, die auf andere Weiſe nicht zu beſeitigen waren. Da nach Exſtirpation des Kehlkopfs natürlich vollſtändige Stimmloſigkeit beſteht, hat man, um eine deutlich vernehmbare Sprache zu erzielen, mit der Trachealkanüle in Verbindung ſtehende Vorrichtungen (ſogen. künſtlicher Kehlkopf) conſtruirt. Mit der Tracheotomiekanüle ſteht ein nach oben zu gerichtetes Rohr in Verbindung, in welchem eine tönende Zunge angebracht iſt, die durch die Exſpirationsluft in Schwingungen geräth und tönt, wenn die Oeffnung in der Trachealkanüle geſchloſſen iſt. Natürlich iſt eine Veränderung des Tones nicht möglich und die Sprache hat einen monotonen, fremdartigen Klang.

Künſtliche Kehlköpfe, die den Mechanismus der Stimmbildung veranſchaulichen ſollen, ſind verſchiedentlich conſtruirt worden, doch ſind alle derartige Apparate immer mehr oder weniger unvollkommen.

(Walter Berger.)

KEHREIN (Joseph), Pädagog, Sprachforſcher und Literarhiſtoriker, wurde am 20. Oct. 1808 zu Heidesheim bei Mainz, als Sohn ſchlichter Landleute, welche in ſehr beſchränkten Vermögensverhältniſſen lebten, geboren. Nachdem er den erſten Unterricht in ſeinem Geburtsorte erhalten hatte, beſuchte er ſeit Herbſt 1823 die Schule des biſchöflichen Seminars zu Mainz und nach deren Aufhebung ſeit Herbſt 1829 noch anderthalb Jahre das dortige Gymnaſium. An der Seminarſchule unterrichteten ihn Ludwig (ſpäter Pfarrer in Dieburg), M. A. Nickel (ſpäter Regens des biſchöflichen Seminars) und Dr. Lüft (ſpäter Oberſchulrath in Darmſtadt), deſſen Geſchichtsunterricht ihn ſehr anzog und dem er ein beſonders dankbares Andenken bewahrte. An dem Gymnaſium war es Profeſſor F. Baur, der ihn mit Liebe für die deutſche Poeſie erfüllte, der Gymnaſialdirector J. B. Steinmetz, der ihn in die Dichtungen des Horaz einführte, und der ihm ſtets unvergeßliche G. Braun [1]), der ihm den Geiſt des Sophokles und der griechiſchen Elegiker erſchloß. Zu Oſtern 1831 bezog er die Univerſität Gießen und widmete ſich unter der tüchtigen Leitung des gelehrten Friedrich Oſann dem Studium der Philologie, beſuchte auch die geiſtvollen Vorträge Hillebrand's über Aeſthetik und Literaturgeſchichte, Schmitthenner's, in deſſen Hauſe er eine beſonders liebevolle Aufnahme fand, über Geſchichte, und wurde durch Dr. Adrian auch zur Bekanntſchaft mit der italieniſchen und engliſchen Literatur (Arioſt, Taſſo, Shakeſpeare) angeleitet. Durch die Beſchränktheit ſeiner Vermögensverhältniſſe den Vergnügungen des Studentenlebens zu entſagen genöthigt, pflog er nur mit wenigen Freunden Umgang, mit welchen er ſich zu Privatſtudien und gemeinſchaftlicher Lektüre vereinigte. Nach Beendigung ſeines akademiſchen Trienniums wurde er Hofmeiſter des einzigen Sohnes des Freiherrn von Weichs in Darmſtadt und am 31. Oct. 1835 als Acceſſiſt an dem dortigen Gymnaſium angeſtellt. Am 18. Febr. 1837 wurde er in gleicher Eigenſchaft an das Gymnaſium zu Mainz verſetzt und am 22. Nov. 1839 zum ordentlichen Lehrer an demſelben ernannt.

Aus dieſer Stellung wurde Kehrein durch Vermittelung des Geheimen Regierungsraths Dr. Seebode, damaligen Schulreferenten bei der Herzoglich-Naſſauiſchen Landesregierung, am 12. März 1845 als Prorector an das Gymnaſium zu Hadamar berufen und am 1. April 1846

1) Georg Chriſtian Braun, Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am Gymnaſium zu Mainz, verfaßte das treffliche Werk: „Die Weiſen von Hellas oder Blumen griechiſcher Lyrik, Elegie und ethiſcher Dichtkunſt, aus Bruchſtücken verlorener Werke überſetzt und erläutert" (Mainz 1822), welches Fragmente des Tyrtäus und Kallinus, des Solon, Mimnermus, Archilochus, Steſichorus, Alkman, der Sappho, des Alcäus, Ibykus, Simonides, Bacchylides, des Kleanthes und anderer Hymnendichter, das goldene Lehrgedicht des Pythagoras, Skolien, Fragmente aus einigen Komikern und anderes enthält. Von keinem ſeiner Lehrer ſprach Kehrein mit ſolcher Begeiſterung wie von dem Profeſſor Braun.

Digitized by Google

zum Profeſſor an demſelben ernannt. Zehn Jahre widmete er dieſer, kurz vor ſeiner Berufung an dieſelbe aus einem Pädagogium zu einem vollſtändigen Gymnaſium erhobenen Anſtalt, welcher damals der Regierungsrath Matthäus Kreizner als Director vorſtand, ſeine Lehrthätigkeit, bei welcher er ſich beſonders die Förderung des Studiums der hiſtoriſchen Grammatik und der altdeutſchen Literatur angelegen ſein ließ. Am 13. Jan. 1855 wurde er zum Director des katholiſchen Schullehrerſeminars zu Montabaur ernannt, neben welchem Amte ihm zugleich die Inſpection über die Elementarſchulen der Stadt Montabaur und einiger Dörfer der Umgegend übertragen wurde. In dieſer Stellung, welche ihm in der erſten Zeit beſonders dadurch ſehr erſchwert wurde, daß er ſeither nur in dem Amte eines Gymnaſiallehrers, für welches er ſich ausgebildet hatte, thätig geweſen war, mit dem Elementarſchulweſen aber ſich niemals beſchäftigt hatte, blieb er bis zu ſeinem Tode, der am 25. März 1876 erfolgte.

Kehrein hat ſich durch ſeine gründlichen und vielſeitigen Kenntniſſe in gleichem Grade Achtung wie durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften Liebe erworben. Er war ein offener, biederer Charakter, ein treuer Freund, ein liebevoller und ſorgſamer Familienvater, verband mit aufrichtiger Religioſität die größte Duldſamkeit und Milde und war wegen ſeiner Unterhaltungsgabe und ſeines heitern Humors auch in geſelligen Kreiſen eine gern geſehene Erſcheinung. Bei einer eifrigen und gewiſſenhaften amtlichen Wirkſamkeit hat er zu einer ſehr großen literariſchen Thätigkeit, welche er ſchon auf der Univerſität begonnen und bis zu ſeinem Tode ununterbrochen fortgeſetzt hat, Muße gefunden. Die meiſten ſeiner Schriften können, da ſie nur der Förderung von Schulzwecken gewidmet ſind, nur eine mehr oder weniger vorübergehende Bedeutung in Anſpruch nehmen, viele aber haben einen bleibenden wiſſenſchaftlichen Werth, und es gereicht ihm zum beſondern Verdienſte, zum hiſtoriſchen Studium der Mutterſprache vielfach angeregt und die Ergebniſſe der Forſchungen Jakob Grimm's auf dem Gebiete der deutſchen Grammatik und Mythologie in weiten Kreiſen verbreitet zu haben.

Seine Schriften ſind: Amor und Pſyche. Freie metriſche Bearbeitung nach dem Lateiniſchen des Apulejus. (Gießen, 1834). — Beiſpielſammlung zu der Lehre von den Figuren und Tropen in Theodor Heinſius' Teut (Berlin 1839). — Sammlung deutſcher Muſterreden zum Gebrauche bei dem rhetoriſchen Unterrichte (Mainz 1840—1844, 2 Hefte). — Lateiniſche Anthologie aus den chriſtlichen Dichtern des Mittelalters. Für Gymnaſien und Lyceen herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet, Thl. I: die acht erſten chriſtlichen Jahrhunderte (Frankfurt a. M. 1840). — Die dramatiſche Poeſie der Deutſchen. Verſuch einer Entwickelung derſelben von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart (2 Bde., Leipzig 1840). — Grammatik der neuhochdeutſchen Sprache nach Jakob Grimm's deutſcher Grammatik (Leipzig 1842—1852, 4 Abth.). — Leben der Heiligen. Die älteſten Originallegenden, geſammelt und mit beſonderer Beziehung auf die Culturgeſchichte bearbeitet von zwei Katholiken, Bd. 9 und 11, 13. Jahrh. und 12. Jahrh. erſte Hälfte (Regensburg 1842). — Geſchichte der katholiſchen Kanzelberedſamkeit der Deutſchen von der älteſten bis zur neueſten Zeit, 2 Bde. (Regensburg, 1843). Der erſte Band enthält die Geſchichte, der zweite Proben und Exemplificationen. — Das hohe Lied Frauenlob's überſetzt (Mainz 1843, kam nicht in den Buchhandel). — Die Beredſamkeit der Kirchenväter. Nach J. A. Weißenbach überſetzt und bearbeitet von M. A. Nickel und Kehrein (Regensburg, 1844—1846, 4 Bde.); (1. Bd. Homiletik, 2. Bd. Beiträge zur Moral und Dogmatik, 3. Bd. das Feſtjahr der katholiſchen Kirche, 4. Bd. Patrologie.)[2]) — Gymnaſialblätter unter Mitwirkung heſſiſcher Gelehrten herausgegeben von Fr. Baur und Kehrein, 1. (einziger) Bd. (Mainz 1845). — Die weltliche Beredſamkeit der Deutſchen von der älteſten bis zur neueſten Zeit. Aus den Gymnaſialblättern beſonders abgedruckt (Mainz 1846). — Scenen aus dem Nibelungenliede zum Gebrauch bei dem Unterrichte in der mittelhochdeutſchen Sprache, mit Anmerkungen und Wörterbuch (Wiesbaden 1846). — Onomatiſches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der claſſiſchen Schriftſteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutſchen Sprache (Wiesbaden 1847—1853, 2 Bde., 2. Aufl., 1862). — Tabellen der gothiſchen, althochdeutſchen, mittelhochdeutſchen und neuhochdeutſchen Declinationen und Conjugationen, zunächſt für ſeine Schüler zuſammengeſtellt (Wiesbaden 1848). — Kurze Lebensbeſchreibungen der Dichter und Proſaiker, aus deren Werken Proben in den beſſeren deutſchen Leſebüchern ſich finden (Weilburg 1848). — Ueberblick der deutſchen Mythologie. Auszug aus J. Grimm's deutſcher Mythologie, beſonders für die ſtudirende Jugend bearbeitet (Göttingen 1848). — Proben der deutſchen Poeſie und Proſa vom 4. bis in die erſte Hälfte des 18. Jahrh., 1. Thl. 4.—15. Jahrh. Proben im Original mit neuhochdeutſcher Ueberſetzung und ſprachlichen Anmerkungen (Jena 1849, 2. Aufl., 1851; 2. Thl. 16.—18. Jahrh. Proben im Original mit ſprachlichen Anmerkungen, daſelbſt 1850). — Deutſches Leſebuch mit ſachlichen und ſprachlichen Erklärungen, nebſt vielfachen Andeutungen zu einem praktiſchen Unterricht in der deutſchen Sprache (Leipzig 1850). Seit der 3. Aufl. 1852 in 2 Bden. mit dem Beiſatze: Für Gymnaſien, Seminarien, Realſchulen, Untere Lehrſtufe 4. Aufl. 1856, 5. Aufl. 1868. Obere Lehrſtufe 4. Aufl. 1863. (Der „Unteren Lehrſtufe" iſt ein „Ueberblick der deutſchen Grammatik", der „Oberen Lehrſtufe" ein „Geſchichtl. Ueberblick der deutſchen Verskunſt", ein „Ueberblick der Dichtungsarten", ein „Ueberblick der Figuren und Tropen" beigegeben.) — Kleine

---

2) Nach Uebereinkunft wollte Kehrein den 1. und 2. (nun 4.) Bd., Nickel die beiden andern Bde. bearbeiten. Als der 1. Bd. gedruckt und der 2. (4.) im Manuſcript faſt vollendet war, zeigte es ſich, daß der 2. Bd. der 4. werden mußte, und da Nickel mit andern Arbeiten beſchäftigt war, ſo bearbeitete Kehrein das Ganze, indem er nur in zweifelhaften Fällen, beſonders wo es ſich um kirchliche Ausdrücke handelte, ſeinen früheren Mitarbeiter zu Rathe zog.

Digitized by Google

deutſche Schulgrammatik (Leipzig 1852, 3. Aufl. 1858) (beſonderer Abdruck des „Ueberblicks“ in der „Unteren Lehrſtufe“ des Leſebuchs). — Zur Geſchichte der deutſchen Bibelüberſetznng vor Luther nebſt 34 verſchiedenen deutſchen Ueberſetzungen des 5. Kapitels aus dem Evangelium des heil. Matthäus (Stuttgart 1851). — Kirchen- und religiöſe Lieder aus dem 12.—15. Jahrh. Theils Ueberſetzungen lateiniſcher Kirchenhymuen (mit dem lateiniſchen Text), theils Originallieder, aus Handſchriften der K. K. Hofbibliothek zu Wien zum erſten mal herausgegeben. Mit Wörterbuch (Paderborn 1853). — Entwürfe zn deutſchen Aufſätzen und Reden, nebſt einer Einleitung, enthaltend das Wichtigſte aus der Stiliſtik und Rhetorik, für Gymnaſien, Seminarieu, Realſchulen und zum Selbſtunterricht (Paderborn 1854), 4. Aufl. mit Proben zu den einzelnen Gattungen der proſaiſchen Darſtellung (1865; 5. Aufl. 1868). — Grammatik der deutſchen Sprache des 15.—17. Jahrh. (Leipzig 1854—1856, 3 Bde.; 1. Bd. Laut- und Flexionslehre, 2. Bd. Wortbildungslehre, 3. Bd. Syntax). — Handbuch deutſcher Proſa für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Anhange: Kurze Lebensbeſchreibungen der Verfaſſer der Stücke und der in denſelben vorkommenden Perſonen (Leipzig 1855, 2 Bde., 2. Aufl. 1859; 1. Bd. Hiſtor. Proſa, 2. Bd. Rhetoriſche und Poetiſche Proſa). — Auswahl dramatiſcher Declamationsſtücke, 1. Bd. (Koblenz 1856). — Schulgrammatik der deutſchen Sprache (Leipzig 1856), 3. Aufl. mit beſonderer Berückſichtigung der Claſſiker des 18. und 19. Jahrh., 1865. — Laienbrevier für katholiſche Frauen und Jungfrauen (Leipzig 1856, 2. Aufl. 1859). — Aufgaben zu deutſchen Sprach- und Stilübungen in den Oberklaſſen der Elementarſchule (Hadamar 1858). — Anhang zum Leſebuch für die obern Klaſſen der Elementarſchulen des Herzogthums Naſſau, enthaltend Lebensbeſchreibungen der Verfaſſer der Leſeſtücke und der in denſelben erwähnten Perſonen (Hadamar 1858). — Katholiſche Kirchenlieder, Hymnen, Pſalmen aus den älteren deutſchen gedruckten Geſang- und Gebetbüchern zuſammengeſtellt (Würzburg 1859—1865, 3 Bde.). — Kurze Geſchichte des deutſchen katholiſchen Kirchenliedes von ſeinen erſten Anfängen bis zum J. 1631. Beſonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1858). — Ebenfalls als beſonderer Abdruck des genannten Werkes erſchien: „Das deutſche katholiſche Kirchenlied in ſeiner Entwickelung“ (Würzburg 1874). — Aelterneuhochdeutſches Wörterbuch. Beitrag zur deutſchen Lexikographie. Beſonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1865). — Volksſprache und Volksſitte im Herzogthume Naſſau, 2 Bde. (Weilburg 1860—1864). Der 1. Bd. enthält die Volksſprache und zwar 1) Lautverhältniſſe, 2) Wörterbuch; der 2. Bd. enthält die Volksſitteln und zwar: Sprachproben, Kinderliedchen, Märchen, Rä hſel, Sprichwörter, Volkswitze, Sprüche beim Loſen oder Auszählen, Kinderſpiele und dabei vorkommende Liedchen, Gebräuche, Aberglauben, Mythologiſches. Dieſes Werk zeugt von dem bewunderungswerthen Sammelfleiße des Verfaſſers, der demſelben auch ſchätzbare Anmerkungen und Erläuterungen beigefügt hat. — Naſſauiſches Namenbuch, enthaltend alle Perſonen-, Orts- und Gemarkungsnamen des Herzogthums Naſſau (Weilburg 1864). — Wörterverzeichniß zur Einübung der deutſchen Rechtſchreibung, zunächſt für Elementar- und Realſchulen (Leipzig 1861, 2. Aufl. 1868). — Sammlung alt- und mitteldeutſcher Wörter aus lateiniſchen Urkunden. Zugleich eine Ergänzung der lexikaliſchen Werke von Graff, Müller-Zarncke, Förſtemann (Nordhauſen 1863). — Hülfsbüchlein zur Erklärung kirchlicher Ausdrücke für jedermann, namentlich für den katholiſchen Elementarlehrerſtand (Paderborn 1864). — Deutſches Stilbuch. Zum Gebrauch für Schüler in Volks-, Real- und Fortbildungsſchulen und in den mittlern Klaſſen der Gymnaſien (Paderborn 1864). — Hülfsbuch zum deutſchen Sprachunterricht in allen Klaſſen der Elementarſchule (Paderborn 1865). — Das Annolied. Genauer Abdruck des Opitz-Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch (Frankfurt 1865). — Pater Noster und Ave Maria in deutſchen Ueberſetzungen. Nebſt einem Anhange: Die altdeutſchen Namen Gottes und Maria’s (Frankfurt 1865). — Lateiniſche Sequenzen des Mittelalters (1873). Die beiden folgenden Schriften Kehrein’s ſind nach ſeinem Tode in neuen, von andern bearbeiteten Auflagen erſchienen: Handbuch der Erziehung und des Unterrichts, zunächſt für Seminarzöglinge und Elementarlehrer (Paderborn 1876), 3. Aufl. nach des Verfaſſers Tode bearbeitet von Dr. A. Keller, Seminarlehrer in Montabaur (Paderborn 1878). — Ueberblick der Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts für Zöglinge der Lehrerſeminare und zur Vorbereitung auf die in den Allgemeinen Beſtimmungen angeordneten Prüfungen (Paderborn 1873). Neubearbeitet von Dr. Joh. Kayſer, Schulrath (in Danzig), 6. Aufl. (Paderborn 1880). — Zu erwähnen iſt noch, daß Kehrein das im Auftrage des Hiſtoriſchen Vereins für Naſſau von Dr. Karl Roſſel herausgegebene Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau (Wiesbaden, Bd. I, 1862, Bd. II. Abth. 1. 1865, Abth. 2. 1870) mit einem ausgiebigen und mit größter Sorgfalt ausgearbeiteten Regiſter ausgeſtattet und dadurch den Gebrauch des genannten Werkes für die Specialforſchungen weſentlich erleichtert hat.

Benutzt ſind bei vorſtehendem Artikel: Scriba, Biogr.-liter. Lexikon der Schriftſteller des Großherzogthums Heſſen im 19. Jahrh. (Darmſtadt 1843), 2. Abth., S. 368 fg. und das von Kehrein verfaßte: „Biographiſch-literariſche Lexikon der katholiſchen deutſchen Dichter, Volks- und Jugendſchriftſteller im 19. Jahrh. (Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868), Bd. I, S. 185 fg. An letzterer Stelle ſind auch die von Kehrein verfaßten Programme, Poeſien und Gelegenheitsgedichte ſowie die zahlreichen Zeitſchriften und Encyklopädien angeführt, für welche der unermüdlich thätige Mann gearbeitet hat. Kehrein’s ſprachwiſſenſchaftliche Forſchungen auf dem Gebiete des Altdeutſchen und die Verdienſte, welche er ſich durch werthvolle Mittheilungen aus dem Sprachſchatze der mittelalterlichen religiöſen Proſa und Poeſie erwarb, ſind von Dr. Karl Werner in ſeiner „Geſchichte der katholiſchen Theologie“ (München 1866), S. 524, 562 und 596 mit gebührendem Lobe hervorgehoben worden.

Digitized by Google

Schließlich bemerken wir noch, daß es ſeiner Wirkſamkeit auch an äußerer Anerkennung nicht gefehlt hat; er war ſeit 1845 correſpondirendes Mitglied des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Alterthümer in Mainz, ebenfalls ſeit 1845 auswärtiges Mitglied der Geſellſchaft für deutſche Sprache zu Berlin, ſeit 1853 ordentliches Mitglied der Königlich-Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen, ſeit 1857 Ehrenmitglied des hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, insbeſondere die alte Erzdiöceſe Köln, durch Breve vom 31. März 1865 Ritter des päpſtlichen St.-Gregoriusordens, ſeit dem 10. Dec. 1865 Inhaber des Ordenskreuzes IV. Klaſſe des Militär- und Civil-Verdienſtordens Adolf's von Naſſau.

Die „Allgemeine Deutſche Biographie" enthält (Bd. XV, S. 527) einen von Profeſſor Dr. Reuſch verfaßten Artikel über Kehrein, bei welchem auf deſſen Biograph.-liter. Lexikon S. 186 ſowie auf die Liter. Rundſchau 1876, S. 173 und den Liter. Handweiſer 1876, S. 235 hingewieſen wird. *(C. Schwartz.)*

KEHREN (Joseph), Hiſtorienmaler der Neuzeit, geb. am 30. Mai 1817 zu Hülchrath bei Düſſeldorf, ſollte, was ſein Vater war, Gärtner werden. Die in der Schule ſeines Heimatsortes ausgeführten Zeichnungen erregten aber Aufmerkſamkeit, und ſo zog er, durch Gönner unterſtützt, 1834 zum Beſuch der Akademie nach Düſſeldorf, wo er an W. von Schadow eine Stütze fand. Zuerſt zeichnete er für dieſen die Cartons, 1839 aber trat er mit ſeiner erſten Compoſition, die heil. Agnes, Altarbild für die Schloßkapelle des Grafen Trips, hervor. Bald folgten andere Gemälde, deren Stoff der Bibel oder Heiligenlegende entlehnt war: 1841 der heil. Hubertus, 1842 eine Madonna mit dem Chriſtkind und andere kleinere Bilder, von denen einzelne den Zweck hatten, Kirchenfahnen zu ſchmücken. Für die Kirche zu Glottau entſtanden zwei Altarbilder, 1844 Chriſtus und Petrus in der Scene, wo letzterer zum Heiland ſagt: „Zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens", und 1852 Chriſtus mit den beiden Jüngern in Emmaus. In der Zwiſchenzeit, wo dieſe beiden Bilder entſtanden, fand Kehren Gelegenheit, ſich in einer neuen Ausdrucksweiſe der Kunſt, dem Fresco, auszubilden. H. Stilke, der das Schloß Stolzenfels am Rhein mit Frescomalereien verzierte, berief nämlich 1846 unſern Künſtler zur Theilnahme an der Arbeit. Nach Vollendung derſelben führte Kehren in der Apollinariskirche zu Remagen kleine Wandbilder grau in grau nach O. Müller's Entwürfen aus. Dieſe Vorarbeiten kamen ihm ſehr gut zu ſtatten, als ihn Rethel, der 1846 den Kaiſerſaal in Aachen auszumalen begann, zu ſich berief, um ihm einen Theil der Ausführung zu übertragen. Als Rethel vier Bilder vollendet hatte, wurde er 1859 in der Blüte des Lebens durch den Tod der Kunſt geraubt. Der Carton zur Taufe Wittekind's blieb nach ihm zurück. Kehren, dem die Fortſetzung der Arbeit nun übertragen wurde, führte gewiſſenhaft nach dem Carton das Gemälde und außerdem noch drei andere aus, zu denen Rethel kleine Skizzen hinterlaſſen hatte, nämlich die Kaiſerkrönung Karl's durch Leo III., die Erbauung des Münſters zu Aachen und die Ernennung Ludwig's des Frommen zu Karl's Nachfolger. Dieſe Arbeiten waren 1862 vollendet, in welchem Jahre Kehren nach Düſſeldorf zurückkehrte. Hier erwartete ihn eine neue Aufgabe, das Cultusminiſterium gab ihm den Auftrag, ein großes Bild, die Juſtitia, für den Schwurgerichtsſaal in Marienwerder zu malen. Für einen Hiſtorienmaler, der concrete Menſchencharaktere ſchildert, iſt eine Allegorie, die Perſonificirung einer Idee immerhin kein anlockender Vorwurf; der Künſtler löſte aber ſeine Aufgabe zur Zufriedenheit der Auftragſteller. In dieſe Zeit dürfte auch ſeine erſte Compoſition des Saulus zu verſetzen ſein. Dieſe befand ſich neben andern Arbeiten, Studien und Schriften in Kehren's Atelier, als bekanntlich im Akademiegebäude am 19. März 1872 Feuer ausbrach und auch ſein Atelier mit dem ganzen Inhalte vernichtet wurde. Ein ſolcher Verluſt iſt unerſetzlich und kann einen ſchwachen Geiſt zur Verzweiflung bringen. Unſer Künſtler fühlte wol die ganze Schwere des Schickſals, das ihn ſo plötzlich getroffen hatte, aber er verlor den Muth nicht, der wol durch einen großen Auftrag der preußiſchen Regierung neu belebt ward. Es wurde ihm die Aufgabe, in Verbindung mit F. Commans die künſtleriſche Ausſchmückung der Aula des Lehrerſeminars in Mörs zu übernehmen. Es ſollten in einem friesförmig geordneten Cyklus die Hauptmomente der Weltgeſchichte zur Darſtellung gebracht werden. Kehren malte die Ereigniſſe bis zur Geburt Chriſti und dann von deſſen Grablegung bis zur Erneuerung des Kaiſerthums durch Karl den Großen. Commans malte das Leben Jeſu und der Reſt wurde P. Janſſen übertragen. Jede Geſchichtsſtation iſt durch möglichſt wenige Figuren zum Ausdruck gebracht, aber Kehren verſtand es, in dieſem engen Kreiſe die beſten Gedanken in würdiger Auffaſſung und klarer Gliederung zu verkörpern. Es erübrigt noch, einige ſeiner Einzel-Compoſitionen hervorzuheben. Im Rheinlands-Album, das zur Silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen (jetzigen Kaiſers) entſtand, befindet ſich von ihm eine ſchwungvolle Compoſition als Zeichnung: Chlodwig bekehrt ſich in der Schlacht bei Zülpich zum Chriſtenthum. Weiter zeichnete er die Compoſitionen des aachener Kaiſerſaales auf Holz, die dann vom Kunſtvereine für die Rheinlande vervielfältigt wurden. Zu ſeinen beſten Bildern gehört Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt. Hier ſind noch zwei Entwürfe zu nennen, die als Prolog und Epilog zur Geſchichte Karl's des Großen und als Abſchluß der Fresken von Rethel zu nehmen ſind: Karl als Verbreiter des Chriſtenthums und die Wallfahrt zu Aachens Heiligthümern. Sein Gemälde: Chriſtus am Kreuz mit Maria und Magdalena (Consummatum est) wurde von Nik. Barthelmeß geſtochen, ein anderes mit dem guten Hirten wählte ſich A. G. Glaſer zum Stich aus. Vom J. 1872 datirt ſeine Compoſition: Mater dolorosa, die Marterwerkzeuge ihres Sohnes betrachtend. Daß ihn das Unglück des Brandes nicht völlig niederdrücken konnte, beweiſt der Umſtand, daß er den verbrannten Carton wieder neu zeichnete. Es iſt die Scene der Steinigung des Protomartyrs Stephanus. Alles hat bereits den Richtplatz verlaſſen,

Digitized by Google

nur einer der Feinde des Blutzeugen Chriſti iſt noch, von geheimnißvoller Macht feſtgehalten, zurückgeblieben. Es iſt der frühere Freund und Jugendgenoſſe des Erſchlagenen, Saulus, deſſen erbitterter Feind, als Stephanus Chriſt wurde. Noch einen Blick wirft er auf den Todten, der in verklärter Ruhe daliegt, aber dieſer Blick blieb wie ein fruchtbares Samenkorn feſt in ſeiner Bruſt haften nnd aus ihm entwickelte ſich, als die Gnade von oben es befruchtete, die Umwandlung des Saulus in einen Paulus. Der Künſtler verſtand es, dieſe ſchwere Aufgabe glücklich zu löſen; im Blick des Saulus iſt die Morgenröthe ſeiner Bekehrung bereits deutlich wahrzunehmen. Der Carton war in Düſſeldorf 1874 ausgeſtellt, wurde aber leider nicht gemalt. Der Künſtler beſaß eine lebhafte Phantaſie, die aber von dem Beſtreben, ſcharf zu individnaliſiren, in Zaum gehalten wnrde. Die Farbe beſitzt Kraft und die Zuſammenſtellung der Farben wirkt harmoniſch. In ſeinen Compoſitionen religiöſer Richtung iſt er ſehr maßvoll, Zeichnung und Ausführung ſind einfach und natürlich, und ein idealer Ernſt verleiht denſelben die entſprechende Weihe. Am 12. Mai 1880 ſtarb der Künſtler. (*J. E. Wessely.*)

KEI, oder Grosser Kei, Fluß an der Oſtgrenze der britiſchen Capcolonie, kommt, durch äußerſt zahlreiche Quellſtröme genährt, von der zweiten, höheren Gebirgsſtufe herab und durchfließt die Karoo. Sein Lauf iſt vielfach gewunden, bei trockenem Wetter iſt er waſſerarm, zu zeiten verſiegt er völlig und läßt nur eine Reihe von Lagunen zurück. Nach heftigem Regen dagegen ſchwillt er plötzlich an und unterbricht den Verkehr. Der Keifluß bildete lange Zeit die Grenze zwiſchen dem jetzt unter britiſcher Herrſchaft vereinigten Britiſch-Kaffraria und dem ſogenannten eigentlichen Kaffraria; aus den Gegenden am Keifluſſe kamen die Kafferhorden, welche in langen, blutigen Kriegen den Engländern die Herrſchaft ſtreitig machten. (*Richard Oberländer.*)

KEIGHLEY (ſpr. Kihle), Stadt im Weſt-Riding der engliſchen Grafſchaft York, am Fluſſe Aire, am Liverpool- und Leeds-Kanal und an der Preſton- und Leeds-Eiſenbahn, 25 Kilom. nordweſtlich von Leeds, hat Papier-, Leinwand-, Woll- und Baumwollfabriken und 19,775 Einwohner. (*W. Bentheim.*)

KEIL (Christian August Karl) iſt geboren am 17. Mai 1812 in Weißenfels an der Saale. Nach einer Vorbereitung in der Stadtſchule fand er am 22. April 1824 Aufnahme in der Landesſchule Schulpforte. Noch ſtand Ilgen an der Spitze der Anſtalt, aber bald folgte dieſem A. Lange; dieſer und von den jungen Lehrern Naue und Steinhart übten beſonders Einfluß auf den ſtrebſamen und begabten Schüler. Auch fehlte es ihm nicht an Schulgenoſſen, die in gleicher Liebe die claſſiſchen Studien pflegten, wie Lepſius (in Berlin), Stürenburg, Adler, Wunderlich. Am 9. Sept. 1829 verließ er die Schule und ging mit der Abſicht Philologie zu ſtudiren nach Leipzig. Drei Jahre hatte er hier das Glück, G. Hermann zu hören und in dem Verkehr mit gleichſtrebenden Freunden eine glückliche Zeit zu verleben. Er war natürlich nicht blos im Philologiſchen Seminar, ſondern auch in der Griechiſchen Geſellſchaft. Aber die grammatiſch-kritiſche Richtung, die man in Leipzig pflegte, genügte ihm nicht; er ging 1832 nach Berlin, wo Böckh und Lachmann vorzüglich Einfluß auf ihn gewannen, auch Zumpt gehört wurde. Er konnte nie genug rühmen die anregende und herzliche Freundlichkeit Böckh's, der auch ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien eine beſtimmte Richtung gab und ihn für das Schulamt vorbereitete. Denn Keil wurde nach glücklich beſtandener Candidatenprüfung zugleich mit dem leider verunglückten Friedrich Vater Oſtern 1834 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und als ſolches verpflichtet, wöchentlich ſechs bis acht Lehrſtunden zu geben (er that dies am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium) und außerdem an den wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Seminariſten (Anfertigung und Beurtheilung von gelehrten Aufſätzen) ſich zu betheiligen. Dadurch trat er Böckh näher, der mit ſicherm Blick in ihm den geeigneten Mann zur Anfertigung der Regiſter für das große griechiſche Inſchriftenwerk erkannte. Er hat bis an ſein Lebensende daran gearbeitet und die Regiſter zum erſten Band vollendet. Die preußiſche Unterrichtsbehörde, immer bemüht, ausgezeichnete Lehrer für Pforta zu gewinnen, beſtimmte ihn im Januar 1837 für die vierte Adjunctur; er trat an die Stelle von F. Haſe und wurde am 23. Jan. von dem Rector Kirchner in ſein Amt eingeführt. Johannis 1840 rückte er in die dritte Adjunctur auf, Michaelis 1841 in die zweite. Um ihn der Anſtalt zu erhalten, wurde er am 28. Febr. 1843 zum Profeſſor ernannt, eine Gehaltszulage und zugleich die Erlaubniß gewährt, einen eigenen Hausſtand zu begründen. So iſt er allmählich bis zur vierten Profeſſur aufgerückt. Er trat in einen Kreis von Collegen, die er zum Theil als Lehrer gehabt hatte und ein jüngeres Geſchlecht (Grubitz, Fickert, Dietrich u. a.) ſchloß ſich an. Seine Lehrthätigkeit bezog ſich zunächſt auf Franzöſiſch und Geſchichte, nur wenig auf die beiden alten Sprachen, aber dieſe traten immer mehr in den Vordergrund und brachten ihn in die oberſte Klaſſe. Seine Schüler haben ſeinen Unterricht nicht friſch und anregend gefunden. Bei der Erklärung der Schriftſteller hatte er aus dem Schatze ſeiner vielſeitigen Beleſenheit eine Maſſe von Citaten und Belegſtellen zur Hand, mit denen die Schüler nicht verſchont wurden, und nur ſelten wurde die Monotonie ſeines Vortrags durch einen trockenen Witz unterbrochen. Die Aufſätze corrigirte er mit unglaublicher Sorgfalt, weil er häufig Zeile für Zeile ausſtrich und ſeine eigenen Worte darüber ſchrieb. Eine außerordentliche Gewandtheit beſaß er in der lateiniſchen Verſification, mit der er den Schülern beſonders imponirte. Bei ſolcher Schularbeit dürfen wir uns nicht wundern, daß er über Mangel an Muße zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit klagt, zumal in Pforta die erzieheriſche Thätigkeit viel Zeit von dem Lehrer als Berather und Tutor beanſprucht und darum die silentia noctis von dem fleißigen Arbeiter benutzt werden mußten. Den Mangel einer großen Bibliothek ſcheint er weniger geſpürt zu haben, wenn man die Fülle von Citaten in ſeinen Schriften ſieht. Die Zahl derſelben iſt nicht gering, aber die be-

Digitized by Google

vorzugte Epigraphik bedingte auch den geringen Umfang derſelben. Denn auf dieſe Wiſſenſchaft, die damals noch im Entſtehen war, beziehen ſich die meiſten und auf die damit in Verbindung geſetzte griechiſche Namenkunde. Im J. 1840 erſchien das „Specimen onomatologi graeci", A. Böckh gewidmet zum 54. Geburtstag; 1842 „Analecta epigraphica et onomatologica", 1845 und 1866 in pförtner Schulprogrammen die „Sylloge inscriptionum Boeoticarum und „Schedae epigraphicae". Zu der Feſtſchrift bei dem Jubiläum der Schule 1843 lieferte er das „Scholion Arateum" und in demſelben Jahre die Gratulationsſchrift zu der Säcularfeier der Schweſteranſtalt in Meißen, der er als Deputirter beiwohnte, „Vindiciae onomatologicae". In gleicher Abſicht war im Namen des Lehrer-Collegiums 1869 die Gratulationsſchrift für Rector Nobbe in Leipzig „De inscriptione Attica commentariolus" verfaßt. Andere Ergebniſſe dieſer epigraphiſchen Studien liegen in Zeitſchriften zerſtreut, wie im Rheiniſchen Muſeum (zum C. J. Gr. im 14., 18., 19., 20. Bde.; Gr. Inſchriften in Spanien Bd. 17, aus Delphi Bd. 18, auch Onomatologiſches der Griechen Bd. 19 und für Römer Bd. 16), in der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft, in den Archäologiſchen Beigaben zur Halliſchen Literaturzeitung, in den Jahrbüchern für claſſiſche Philologie (1858 Epigraphiſche Excurſe und 1864 zur Sylloge inscriptionum Boeoticarum), in den Mélanges gréco-romains der kaiſerlichen Akademie zu Petersburg (1856 zur griechiſchen Anthologie, 1858 Epigraphiſche Beiträge). Durch dieſe Arbeiten war er in freundſchaftlichen Verkehr mit L. Roß in Halle getreten, deſſen archäologiſche Aufſätze er in zwei Sammlungen 1855 und 1861 zuſammenſtellte und einen Nekrolog des Freundes hinzufügte. Ueber ſeinen Antheil an der fünften Bearbeitung des Paſſow'ſchen Wörterbuchs fehlen mir genauere Nachrichten. Den ausgezeichneten Arbeiten hat die Anerkennung nicht gefehlt. Die philoſophiſche Facultät der Univerſität Bonn ertheilte ihm bei der Jubelfeier der Univerſität ihre Doctorwürde honoris causa, die Akademien zu Petersburg und zu Berlin ernannten ihn zum correſpondirenden Mitglied, ebenſo das Archäologiſche Inſtitut in Rom. Körperliche Leiden hatten ihn in der Erfüllung ſeines Berufes niemals geſtört, er hatte alle ſeine Obliegenheiten unausgeſetzt und mit gewohnter Pünktlichkeit bis zum 8. Dec. 1865 erfüllt. An dieſem Tage legte er ſich mit Widerſtreben aufs Krankenbett, von dem er nicht wieder aufſtehen ſollte. Er ſtarb am 15. Dec. Am 17. Dec. fand ſein feierliches Begräbniß ſtatt, am Abend deſſelben Tages hielt Rector Peter ihm nach pförtner Sitte das Ecce. Eben dieſer hat ihn in dem Programm von 1866 alſo charakteriſirt: „Er war ein Mann ebenſo vielſeitiger als gründlicher Gelehrſamkeit und von ſeltener Berufstreue, der als Lehrer ſeine ganze Kraft und Zeit ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien und den Pflichten ſeines Amtes widmete, ein uns allen freundlich zugethaner, ſtets zur Hülfe durch Rath und That bereiter College, ein gewiſſenhafter und fürſorglicher Lehrer und Berather ſeiner Schüler, ein warmer Freund und Anhänger der Pforta, der der Anſtalt die ſeit ſeiner Schülerzeit tief in ihn gepflanzte Dankbarkeit ſtets bewahrt und ihr das Empfangene durch die ihr im Laufe ſeiner 28jährigen Lehrerwirkſamkeit geleiſteten Dienſte reichlich vergolten hat." *(F. A. Eckstein.)*

KEIL (Ernst), einer der hervorragendſten Repräſentanten des deutſchen Buchhandels und durch die Gründung und langjährige Leitung der Zeitſchrift „Die Gartenlaube" hochverdient um die deutſche Volksbildung. Geboren am 6. Dec. 1816 in Langenſalza als Sohn eines preußiſchen Gerichtsdirectors, genoß er in dem angeſehenen Aelternhauſe, dem der Glanz der Wohlhabenheit zwar gebrach, das aber vom Geiſte feiner Sitte und edler Bildung durchweht war, eine ſorgfältig überwachte Erziehung. Später beſuchte er das Gymnaſium in Mühlhauſen, wo er, im ſchroffſten Gegenſatze zu dem, was er als Jüngling und Mann erſtrebte, in den alten Sprachen und in der Religion ſich beſonders hervorthat, ein Factum, auf das er in ſpäteren Lebensjahren, als die Welt ihn als rückſichtsloſen Kämpfer gegen den Zopf des Claſſicismus und den Ungeiſt der Kirche genugſam kennen gelernt, mit lächelnder Selbſtironie hinzudeuten liebte. Bei fehlenden Mitteln zum Studium, dem er ſich ſo gern gewidmet hätte, entſchloß ſich der Schüler von Mühlhauſen, Buchhändler zu werden; ſtellte ihm dieſer Beruf doch reichliche Nahrung zur Stillung ſeiner Neigung für Literatur und Poeſie in Ausſicht. Man darf es wol als einen beſondern Glückszufall bezeichnen, daß der junge Keil in dem geiſtig ſo regen Weimar, über dem noch das ſcheidende Abendroth unſerer claſſiſchen Literaturperiode lag, ſeine buchhändleriſche Laufbahn beginnen durfte. In dem alten Kranachhauſe am weimarſchen Marktplatze fand er eine Stellung als Lehrling der Hoffmann'ſchen Hofbuchhandlung. Goethe lebte noch. Der Altmeiſter bezog ſeine Bücher durch die Hoffmann'ſche Firma, und der Lehrling Keil zählte es zu ſeinen Obliegenheiten, dem Dichterfürſten allwöchentlich die literariſchen Novitäten zur Einſichtnahme ins Arbeitszimmer zu tragen. Goethe hatte ſein Wohlgefallen an dem ſchmucken blondlockigen Knaben und ſah ihn gern bei ſich eintreten. Aber nicht vorwiegend an der claſſiſchen Sonne Goethe's erwärmte ſich der junge Buchhändleraſpirant. Die jungdeutſche Literaturbewegung war es in erſter Reihe, die ihn hier, zwiſchen den Regalen des Hoffmann'ſchen Buchladens, mächtig ergriff, und dieſe Inſpiration iſt entſcheidend geblieben für ſein Leben. Nach Beendigung ſeiner Lehrzeit wandte ſich Keil nach Erfurt, um ſeiner preußiſchen Militärpflicht als Freiwilliger zu genügen, und dort, ſo recht in der Vollkraft jugendlicher Blüte, genoß er im „Rock des Königs" die fröhlichſte und ſorgenloſeſte Zeit ſeines Lebens, pflegte aber dabei die von Weimar her liebgewonnene jungdeutſche Lektüre aufs eifrigſte. Im engſten Zuſammenhange mit dieſer geiſtigen Richtung des jungen Mannes ſtand auch ſein im J. 1837 erfolgter Eintritt als Gehülfe in die Weygand'ſche Buchhandlung in Leipzig, welche den journaliſtiſchen Mittelpunkt der jungdeutſchen Bewegung bildete. Das war die beſte Schule für den nunmehr Einundzwanzigjährigen, der ſich mit allen Gedanken und Empfindungen ſeines lebhaften

Digitized by Google

Naturells zur journaliſtiſchen Bethätigung hingezogen fühlte. Er widmete in jener Zeit ſeine ganze Muße ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; er lieferte für Zeitſchriften und Zeitungen kritiſche und raiſonnirende Aufſätze und documentirte namentlich in der novelliſtiſchen Skizze mit lyriſch-ſentimentalem Anhauch, wie jene Zeit ſie liebte, ein warmblütiges und feinſinniges Talent. Eine Sammlung ſolcher Keil'ſcher Skizzen erſchien 1845 unter dem Titel „Melancholie" (Bautzen, Schlüſſel). Es waren wol namentlich ſeine kritiſchen Arbeiten, welche ihm bald die allgemeine Aufmerkſamkeit zuwandten und Veranlaſſung wurden, daß man ihm ſchon im J. 1838 die Redaction des Journals „Unſer Planet" (ſpäter „Wandelſtern") übertrug. Mit jugendlicher Friſche leitete er das ihm anvertraute Blatt — es war Eigenthum des Philippi'ſchen Verlags in Grimma — und wußte es durch Fleiß und Geſchick ſchnell zu einem der geleſenſten unter den damaligen Journalen emporzuheben. Aber mitten in ſeiner ſchönſten Blüte wurde das keck und freimüthig der Wahrheit huldigende Blatt von einem engherzigen polizeilichen Verbot ereilt; es wurde zu Grabe getragen, und keine Auferſtehung blühte ihm. Von nun ab war Keil's unabläſſiges Sinnen auf die Gründung eines neuen Journals gerichtet; denn das flotte Schwimmen auf der Welle der Zeit, wie es das journaliſtiſche Leben mit ſich bringt, ein Wirken in der ewig an- und aufregenden Welt der Publiciſtik war ihm geiſtiges Bedürfniß geworden. Inzwiſchen hatte er ſich, nachdem er eine Zeit lang als Geſchäftsführer der Firma Naumburg u. Comp. in Leipzig fungirt, im J. 1845 ſelbſtändig etablirt. Es war kein kleines Kunſtſtück, aus nichts etwas zu ſchaffen; die Firma Ernſt Keil fing im ſtrengſten Sinne des Wortes mit nichts an: ohne alle Geldmittel. Und zu wie hohem Anſehen, zu wie reichen materiellen Ernten hat ſie es im Laufe der Jahre gebracht! Schon ein Jahr nach ihrer Gründung erſchien in ihrem Verlage das von Keil ſelbſt redigirte Monatsblatt „Der Leuchtthurm" — ein Unternehmen, das, ſeinem Namen entſprechend, wirklich ein Pharus wurde, der in dem Meere der freiheitlichen Beſtrebungen der vormärzlichen Zeit leuchtend emporragte und den Mitſtrebenden die Bahn wies. „Der Leuchtthurm" war auf ſocialem und literariſchem, auf religiöſem und politiſchem Gebiet das erſte deutſche Organ, welches in volksthümlicher Weiſe den liberalen und revolutionären Ideen jener Tage zum Ausdruck verhalf; Keil hat ſich durch dieſe publiciſtiſche Schöpfung das große Verdienſt erworben, zuerſt die Maſſen in Deutſchland aus dem Schlafe aufgerüttelt zu haben, in den die Schergen des Metternich'ſchen Syſtems ſie eingewiegt; als Gründer des „Leuchtthurms" gehört Keil zu den eigentlichen Schöpfern einer öffentlichen Meinung in unſerm Vaterlande; mit ſeinem ſtets ſchlagfertigen Organe half er den Schulmeiſter und Paſtor, den Junker und Beamten, die bisher den deutſchen Kleinbürger und Bauer im geiſtigen Joche hielten, aus dem Felde ſchlagen; tapfer, wenn auch nicht immer ohne politiſche Fehlgriffe und äſthetiſchen Dilettantismus, hat er mittels ſeiner bald weithin verbreiteten Monatsſchrift dazu beigetragen, daß der vom Bureaukratismus und Abſolutismus unterjochte Volksgeiſt in Deutſchland zu ſelbſtändigerem Denken und freierem Empfinden ſich aufraffte, und die beſten und ehrlichſten Volksmänner jener Zeit ſtanden ihm dabei zur Seite: Johann Jacoby, Robert Blum, Uhlich u. a. wurden Mitarbeiter des „Leuchtthurms". Aber es war kein leichtes Ding, das kühn und energiſch geſchaffene Werk nun auch klug und umſichtig zu erhalten und zu ſtützen. Es war eine Kette hoher und allerhöchſter Verfolgungen, mit denen „Der Leuchtthurm" unaufhörlich zu kämpfen hatte. Polizei und Cenſur hatten ſich gegen ihn verſchworen. Der Verlagsort mußte fortwährend gewechſelt werden, ſechsmal in zwei Jahren: heute Leipzig, morgen Zeitz, nun Halle und Magdeburg, dann Deſſau und Bremen, endlich Braunſchweig! Erſt die mit den Märztagen von 1848 geſchaffene Preßfreiheit machte dieſer Hetze von Pontius zu Pilatus ein Ende, und das Blatt, nunmehr in eine Wochenſchrift verwandelt, fand jetzt in Leipzig eine dauernde Stätte. Während des Revolutionsjahres focht „Der Leuchtthurm" im Vordertreffen der Bewegung, und manche ſeiner Wochennummern erregen durch ihre Kühnheit und Schlagfertigkeit unſer Erſtaunen. Aber kaum lag die Revolution am Boden, ſo begann für den „Leuchtthurm" aufs neue die alte Miſere der Flucht von einem Orte zum andern, und im J. 1851 hatte die Reaction das Keil'ſche Blatt glücklich todt gemacht. Es war erdrückt, erſtickt — es hörte auf zu erſcheinen. Der verhaßte Herausgeber eines ſo rückſichtslos für die Intereſſen des Volkes eintretenden Blattes war inzwiſchen in die ernſteſten Preßproceſſe verwickelt worden, und im April 1852 mußte er als Staatsverbrecher eine neunmonatliche Gefängnißhaft in Hubertusburg antreten. In der Stille der engen Zelle reifte eines Abends dem Gefangenen ein Gedanke, den er beim ſpärlichen Lichte der Cigarre — nach acht Uhr war den Inhaftirten der Gebrauch der Lampe nicht geſtattet — zu Papier brachte, ein Gedanke, der das ſpätere Lebensglück Keil's begründete: er faßte den Plan zu einem illuſtrirten Volks- und Familienblatte mit belehrend-unterhaltender Tendenz; ſo wurde Hubertusburg die Wiege der „Gartenlaube". Mit richtigem Inſtinct fühlte Keil heraus, daß man in Deutſchland der von der Preſſe bis dahin in allen möglichen und unmöglichen Tonarten behandelten und mishandelten Politik herzlich müde ſei und daß ein neuer Leſeſtoff an die Stelle der ſocialen Polemik und der zeitgeſchichtlichen Debatte zu treten habe, wenn man das Publikum feſſeln wolle. Das Saatkorn, das Keil aus dem Gefängniſſe heim brachte, ging zu reicher Ernte auf: vom 1. Jan. 1853 ab erſchien das neue Blatt. Die Tendenz der „Gartenlaube" war von vornherein eine entſchieden liberale und polemiſche, polemiſch in dem Sinne, als die Bekämpfung aller dem geſunden und frei aufſtrebenden Volksleben gefährlichen und verderblichen Elemente eine Hauptaufgabe des Keil'ſchen Journals wurde. Servilismus und Orthodoxismus, Dunkelſeligkeit und Knechtsſinn, geiſtiger und materieller Schwindel ſtanden permanent auf der Proſcriptionsliſte der „Gartenlaube"; das poſitive Beſtreben des Blattes dagegen war von An-

Digitized by Google

fang an gerichtet auf die Erweckung und Förderung geſunden Denkens, auf die Pflege aller humanitären Beſtrebungen, vor allem aber auf die Wacherhaltung des Freiheitsſinnes dem Staate und der Kirche gegenüber, wie auf die Pflege des patriotiſchen Empfindens im Volke. Sorgte für die würdige Löſung dieſer Aufgaben eine Reihe von ſtets kernhaft und friſch geſchriebenen Artikeln aus den beſten Federn der Zeit, ſo wurde das ausſchließlich unterhaltende Gebiet der „Gartenlaube“ durch Cultivirung der Familiennovelle und der Lyrik wie durch belletriſtiſche Beiträge verſchiedenen Genres eifrig gepflegt, indem auch für dieſe Seite des Blattes erſte und beſte Kräfte gewonnen und andauernd an das Unternehmen gefeſſelt wurden. Die ungemein glückliche Verbindung dieſer beiden Elemente, des Belehrenden und Polemiſchen einerſeits, mit dem Unterhaltenden und Anmuthigen andererſeits, eine Verbindung, zu welcher als dritter Factor die einſichtsvolle Pflege der illuſtrativen Ausſtattung des Blattes kam — dieſes glückliche Zuſammenwirken verſchiedener Elemente, denen man ſonſt im deutſchen Journalismus nur getrennt zu begegnen gewohnt war, erklärt wol zu einem großen Theile die in Deutſchland bisher ungekannte gewaltige Verbreitung dieſer Wochenſchrift. Zwei Elemente, die in Ernſt Keil's Charakter das Hervorſtechende und eigentlich Significirende ſind, übertrugen ſich von dem Schöpfer des Blattes auf das Blatt ſelbſt: eine auf ehrliche Ueberzeugung gegründete durchgreifende Energie und eine gewiſſe von einem leiſen Anfluge der Sentimentalität nicht ganz freie Weichheit des Gemüths. Dieſe zwei an ſich ſo heterogenen, hier aber wunderbar harmoniſch verbundenen Elemente machten das Blatt volksthümlich: die Energie der Keil'ſchen Kampfweiſe gewann die Herzen der Männer, der warme Gemüthston dagegen, der aus jeder Zeile der „Gartenlaube“ ſprach, eroberte dem jungen Unternehmen die Sympathie der Frauen. In wahrhaft beiſpielloſen Progreſſionen wuchſen die Abonnenten des Blattes: 1863 bereits, alſo nach nur zehnjährigem Beſtehen, hatte die „Gartenlaube“ 157,000 Abonnements zu verzeichnen, und 1876 mußte die Druckerei des Blattes wöchentlich 390,000 Exemplare liefern. Das iſt in der That ein Erfolg, auf den Keil mit gerechtem Stolze und freudiger Genugthuung blicken durfte. Ein ſchwerer Schlag für den raſtlos ſeinem Werke dienenden Mann war der Ende December 1871 zu Kairo erfolgte Tod ſeines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, der um jene Zeit eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach dem nördlichen Afrika unternommen hatte. Dieſes ſchmerzliche Ereigniß warf einen dauernden Schatten auf die letzten Lebensjahre Keil's, und es war wol dieſer Schmerz, welcher ihn einem vorzeitigen Tode entgegenführte. Ernſt Keil ſtarb am 23. März 1878 infolge eines Gallenleidens. Die Führung der „Gartenlaube“ übernahm nunmehr der unterzeichnete Verfaſſer dieſer biographiſchen Skizze, legte ſie aber im Winter 1883 nieder. Am 1. Januar 1884 ging die „Gartenlaube“ nebſt dem übrigen Verlage Keil's an Gebrüder Kröner in Stuttgart über und wird von jenen unter der Firma „Ernſt Keil's Nachfolger“ in Leipzig fortgeführt. *(Ernst Ziel.)*

KEIL (Franz), ausgezeichneter Geograph und, wie er ſich ſelbſt nennt, Geoplaſtiker, geb. am 22. Juni 1822 zu Graslitz im böhmiſchen Erzgebirge, ſtudirte am Gymnaſium in Eger, mußte aber, bald verwaiſt, ſeine Gymnaſialſtudien unterbrechen und ſich einer praktiſchen Berufsſphäre zuwenden; er kam als Apothekerlehrling nach Königsberg und Falkenau im nördlichen Theile Böhmens und beſchäftigte ſich fleißig mit naturwiſſenſchaftlichen Studien; er conditionirte ſodann in Schlan und Teplitz und während ſeiner pharmaceutiſchen Studien in Prag. Hier lernte der bekannte Botaniker und Profeſſor an der Univerſität in Prag Koſteleckŷ den ſtrebſamen jungen Mann als Botaniker ſchätzen und nahm ihn zu ſeinem Aſſiſtenten. Die lehramtliche Thätigkeit wurde durch das J. 1848 unterbrochen. Keil zog nach Wien und Graz und ging, nachdem er kurze Zeit in Wildbad-Gaſtein an der Apotheke ſervirt, 1850 nach Lienz im Puſterthal als Proviſor an der dortigen Apotheke. Der großartige Eindruck der Alpenwelt ergriff ihn hier mit aller Macht; er orientirte ſich bald in ſeinem neuen Aufenthaltsorte und durchforſchte, mit ſoliden Kenntniſſen in der Botanik, Mineralogie und Geologie ausgerüſtet, als rüſtiger Touriſt und Bergſteiger die Alpen ſeiner Umgebung; beſonders die atmoſphäriſchen und meteorologiſchen Erſcheinungen intereſſirten ihn, er wurde der Begründer der meteorologiſchen Station in Lienz und machte zahlreiche Höhenmeſſungen und andere Beobachtungen. In Lienz traf er mit dem verdienſtvollen Geologen Dionys Stur zuſammen, der 1853 und 1854 mit der geologiſchen Aufnahme von Lienz beſchäftigt war. In inniger Freundſchaft mit Stur wurde fleißig an den Höhenmeſſungen weiter gearbeitet (ſie finden ſich gedruckt im 7. Jahrgange des Jahrbuches der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien 1856, III. Vierteljahr S. 459.) — Im Jahrbuche des Ferdinandeums in Innsbruck finden ſich ſeine meteorologiſchen und phänomenologiſchen Beobachtungen in Oſttirol (1858), in den Sitzungsberichten der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien (1859, Bd. XXXVII, S. 393) eine phyſikaliſch-geographiſche Skizze der Kreuzkofelgruppe, in den Abhandlungen des Zoologiſch-botaniſchen Vereins in Wien (1859) eine Abhandlung über Fauna und Flora derſelben.

Keil's erſte Glocknerbeſteigung (1855) gab ſeinen Studien eine neue Richtung. Es entſtand in ihm die Idee, die Alpenwelt plaſtiſch in Form einer Reliefkarte darzuſtellen. Er begann mit einem Relief der Umgebung des Großglockners, dann mit dem Relief der Kreuzkofelgruppe und zeigte ein ſolches Geſchick, daß das öſterreichiſche Miniſterium des Unterrichtes dieſe Arbeiten unterſtützte. Durch unabläſſiges Studium und die anſtrengende Arbeit der Eigenforſchung war Keil reif geworden zur Herſtellung eines großen Relief-Werkes über die deutſchen Alpen; Keil wollte einen Durchſchnitt der deutſchen Alpen geben, der einem Flächenraume von 110 □Meilen entſpricht und faſt alle Bodenformen in ſeinem Rahmen umſchließt, die in den Alpen vorkommen. Vierzehn Sectionen waren beabſichtigt. Keil begab ſich nach Salzburg und vollendete im Sommer 1861 das Minia-

Digitized by Google

turbild der Berchtesgadener Gebirgsgruppe. Intereſſant iſt der Proſpect des ganzen Werkes 1862, worin Keil ſeine durchaus richtigen und klaren Anſchauungen über Geoplaſtik entwickelt; bis Ende 1862 vollendete er weitere 12 Sectionen. Die Colorirung wurde nach dem landſchaftlichen Charakter geregelt und Begleitkarten dazu herausgegeben. Dieſe Arbeiten ſind anerkannt von hohem Werth für die darſtellende Geographie und die bedeutendſten geographiſchen Autoritäten haben ſich lobend und nach jeder Richtung anerkennend über dieſelben ausgeſprochen. Im J. 1864 arbeitete Keil, ſeine bisherigen Arbeiten unterbrechend, das Relief der Umgebung von Reichenau für S. Kaiſ. Hoheit den Kronprinzen Rudolf aus und erhielt für dieſes Werk die goldene Medaille pro litteris et artibus. Der rieſige Aufwand von Kraft im Dienſte der Wiſſenſchaft, die Entbehrungen aller Art im Hochgebirge zogen dem unermüdlichen Manne ein Rückenmarksleiden zu, das ſeinen Beſtrebungen für immer ein Ziel ſetzte. Umſonſt ſuchte er Heilung in Reichenau; er ſiedelte nach Marburg in Steiermark über, wo er am 10. März 1876 ſeinem Leiden erlag, keineswegs von Hülfe verlaſſen, ſondern von treuen Freunden gepflegt. Die beſte Würdigung ſeiner geoplaſtiſchen Arbeiten gibt Profeſſor Karl Aberle (Salzburg 1867) in ſeiner Schrift über Franz Keil's geoplaſtiſch-colorirte topographiſche Relief-Karte des größten Theils der Salzburger Alpen; vgl. auch die lobende Anerkennung in Petermann's Geographiſchen Mittheilungen 1861, Heft IX. S. 444. Es fehlte Keil nicht an äußerer Anerkennung. Im J. 1862 erhielt er die Ehrenmedaille bei der Londoner Induſtrieausſtellung, er war Correſpondent der Geologiſchen Reichsanſtalt in Wien, Ehrenmitglied des Ferdinandeums in Innsbruck u. ſ. w. Ein warmer Nachruf findet ſich in der Bohemia (Prag 1876, Nr. 87) und in den Mittheilungen des Deutſch-hiſtoriſchen Vereins (Prag 1882, Heft 1) eine genauere Würdigung von Keil's Verdienſten und richtige Angaben über ſeine Lebensverhältniſſe. Am 29. Juni 1882 wurde von der dankbaren Mitbürgerſchaft zum Angedenken an Keil an deſſen Geburtshauſe in Graslitz eine Gedenktafel errichtet.
(L. Schlesinger.)

KEIL iſt in der Mechanik ein meiſt aus Eiſen, Stahl oder Holz hergeſtelltes, häufig in eine ſcharfe Schneide endigendes dreiſeitiges Prisma. Man verwendet Keile zum Spalten von Holz, für welchen Zweck ſie nicht ſelten mit einem Holzſtiel armirt ſind, der durch einen eiſernen Ring verſtärkt beſtimmt iſt, die Schläge aufzunehmen, mittels deren in dieſem Falle der Keil eingetrieben zu werden pflegt. Außerdem dienen Keile zur Hervorbringung einer ſtarken Preſſung, z. B. bei den zum Auspreſſen des Oelſamens beſtimmten Preſſen; zur Erzielung langſamer, genauer Bewegungen (Bewegungskeile), in welchem Falle der Keil als ſchiefe Ebene wirkt; zur Hebung großer Laſten, wobei die Wirkung des Keils dieſelbe iſt wie bei der vorſtehend genannten Anwendung; zur Verbindung, reſp. Befeſtigung von Riemenſcheiben, Schwungrädern, ſonſtigen Rädern und Kuppelungen auf Achſen und Wellen. Im letztern Falle entbehren die Keile der Schneide und ſind nur wenig verjüngt; dieſelben liegen einerſeits in einer Nuth der Welle, andererſeits in einer Nuth der Nabe des zu befeſtigenden Rades. Man unterſcheidet Federkeile, die in der Nuth der Welle unwandelbar befeſtigt ſind und auf welche das betreffende Rad oder die Riemenſcheibe aufgetrieben wird, und Naſenkeile, welche in die Nuthen eingetrieben werden und mit einer vorſpringenden Naſe verſehen ſind, die zum bequemen Löſen des Keils dient. Falls für die Naſe kein Raum bleibt, wie dies beiſpielsweiſe bei den aufeinanderzuſchraubenden Kuppelungen vorkommt, läßt man dieſelbe fort, reſp. meißelt ſie nach dem definitiven Eintreiben des Keils ab; alsdann muß bei einem ſpäter etwa nothwendig werdenden Löſen der Kuppelung der Keil mittels des Keiltreibers — eines aus Stahl hergeſtellten, flachen, von der andern Seite dem Keil entgegengetriebenen, rechteckigen Werkzeuges — entfernt werden. *(W. H. Uhland.)*

KEILBEIN (Os sphenoideum) iſt einer der acht eigentlichen Schädelknochen und bildet den mittlern Theil des Bodens und der Seitenwand der Schädelhöhle; es liegt hinter dem Stirn- und Siebbein und vor dem Hinterhauptbein, mit dem es im Mannesalter verwächſt; ſeitlich lagern ſich die beiden Schläfenbeine an; nach unten zu tritt es mit Geſichtsknochen, beſonders dem Oberkiefer- und Gaumenbeine in Verbindung. Das Keilbein hat ein keilförmiges, hohles Mittelſtück, den Körper, und ſechs Fortſätze, nämlich die beiden großen Flügel, die mit einem Theile ihrer Oberfläche die Augenhöhle und Schläfengrube bilden helfen, die beiden kleinen Flügel und die beiden flügelförmigen Fortſätze, welche den hinterſten Theil des Geſichtsſchädels bilden helfen. Das Keilbein iſt an ſeiner Schädelhöhlenfläche von der harten Hirnhaut bedeckt, darüber trägt es die großen Blutgefäße der Hirnbaſis und von Hirntheilen die Sehnervenkreuzung, den Hirnanhang, ſowie die vordern Theile der Schläfenlappen. Das Keilbein iſt von einigen Kanälen durchſetzt, in denen Gehirnnerven, unter andern der Sehnerv, das Schädelinnere verlaſſen, oder ernährende Blutgefäße in die Schädelhöhle eintreten.

Keilbeine (Ossa cuneiformia) heißen die drei kleinen Fußwurzelknochen, welche an dem innern Fußrande vor dem Kahnbein liegen und nach vorn zu mit den Mittelfußknochen der erſten, zweiten und dritten Zehe in Verbindung ſtehen. Das dritte Keilbein berührt das am äußern Fußrande liegende Würfelbein, welches ebenfalls zur Fußwurzel gehört. Die Keilbeine ſtehen untereinander und mit den genannten andern Knochen in ſehr ſtraffer Gelenkverbindung, welche nur eine geringe Verſchiebung aneinander zuläßt. *(Karl Schütz.)*

KEILBERG (der), der höchſte Punkt des Sächſiſch-böhmiſchen Erzgebirges, erhebt ſich 1243 Met. über die Nordſee (nach früheren Meſſungen 672 Klafter nach David, 654 Klafter nach Hallaſchka) an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze in der Nähe der alten Bergſtädte Gottesgab und Wieſenthal. Er bildet mit den ihn umgebenden Höhen einen Gebirgsknoten, von dem aus das Erzgebirge ſich einerſeits nordöſtlich bis zur Elbe, andererſeits ſüdweſtlich bis zu den Ausläufern des Fichtelgebirges hinzieht. Der

Digitized by Google

Gebirgsſtock des Keilberges, der nach einer weſtlichen Kuppe auch den Namen Sonnenwirbel (zugleich Anſiedelung von drei Häuſern) trägt, hat faſt das Anſehen eines Hochgebirges, da ſich eine größere Anzahl von bedeutenderen Anhöhen eng aneinander gruppiren. Auf ſächſiſcher Seite lagert ſich der mit einem ſteinernen Ausſichtsthurme gezierte Fichtelberg, am nördlichen Abhange des Keilberges erheben ſich die iſolirten Kuppen des Gattersberges, des Hofberges, des Riegelberges, der Wolfsberge und des Blaſelsberges, öſtlich am Hauptkamme ſteigen der Wirbelſtein und Eiſenkopf, nordöſtlich der Buchberg empor, und an der Südſeite fügen ſich die Hohe Wieſe, der Schubertrücken, weſtlich davon der Hohe Berg und der Graue Stein an. Das Joch des Keilberges wird gebildet durch den ſteilen ſüdlichen Abfall des Gebirgsſtockes ſelbſt, an deſſen Fuß unmittelbar die Thalebene grenzt. Weſtlich zieht ſich das Hauptjoch bis zu dem tiefeingeſchnittenen Weſeritzthal, in welches einige enge, von ſteilen Gehängen umgebene Seitenthäler einmünden. — Granit, Glimmerſchiefer und im Oſten Gneis bilden die herrſchenden Geſteinsarten des Keilberges; am Gipfel deſſelben befindet ſich ein kleiner Stock von Quarzfels. Die Vegetation iſt die dem Erzgebirge eigenthümliche; Wald-, beſonders Fichtenbeſtände ziehen ſich bis zum Gipfel der Kuppe. Die Umgebung hat das rauheſte Klima und wird mit dem Namen des „böhmiſchen Sibiriens" bezeichnet. In der Regel liegt der Schnee vom October bis Mai, ſtellenweiſe bis Juni. Die Beſteigung des Keilberges, die am beſten von Sächſiſch-Wieſenthal oder von Gottesgab in Böhmen vorgenommen wird, iſt nicht beſchwerlich, wegen der impoſanten Ausſicht aber äußerſt lohnend. Es erſchließt ſich dem Blicke nach Süden ein großer Theil des fruchtbaren ſtädtereichen nördlichen Böhmen im weiten Bogen vom Fichtelgebirge und Böhmerwalde bis zum Rieſengebirge. Die Baſaltkegel des böhmiſchen Mittelgebirges heben ſich ſcharf ab, und weit hinter ihnen erreicht das bewaffnete Auge die Höhen des Weißen Berges bei Prag. Dermalen befindet ſich auf dem Gipfel des Berges ein 21 Fuß hohes Ausſichtsgerüſt aus Holz; doch ſtrebt der rührige Erzgebirgsverein von Joachimsthal im Vereine mit den andern böhmiſchen Erzgebirgsvereinen die Errichtung eines ſteinernen maſſiven Thurmes mit Reſtauration an, welches Project alle Ausſicht hat, in nächſter Zukunft zur Durchführung zu gelangen. *(L. Schlesinger.)*

KEILHAU, Dörfchen mit 200 Einwohnern, im Fürſtenthume Schwarzburg-Rudolſtadt, 6 Kilom. weſtlich von Rudolſtadt, bemerkenswerth durch die dort beſtehende weitberühmte, nach Peſtalozzi'ſchen Grundſätzen geleitete, 1817 durch Friedrich Fröbel in Verbindung mit einigen Freunden gegründete Erziehungsanſtalt. *(A. Schroot.)*

KEILHAU (Balthasar Matthias), berühmter norwegiſcher Geolog, geboren am 2. Nov. 1797 zu Birid in dem Gebirgslande nördlich von Chriſtiania. Sein Vater, der Pfarrer war, war aus Holſtein dorthin gekommen; es ſtammte die Familie urſprünglich aus Sachſen. Keilhau beſuchte die gelehrte Schule in Chriſtiania, wurde 1816 Student und machte im J. 1821 das theoretiſche Bergamtsexamen an der Univerſität, wonach er ſich nach Kongsberg begab, wo er 1823 die praktiſche Prüfung beſtand. Nachdem Keilhau auf Staatskoſten eine Reiſe ins Ausland unternommen hatte, wurde er 1826 zum Lector (außerordentlichen Profeſſor) der Bergwiſſenſchaften an der Univerſität von Chriſtiania ernannt. Er erhielt dabei die Verpflichtung, „wiſſenſchaftliche Reiſen in die weniger erforſchten Gegenden des Vaterlandes zu unternehmen, ſolange dies nützlich und nothwendig erachtet würde". Als Hauptziel ſetzte ſich Keilhau das Zuſtandebringen einer Karte, welche die großen geognoſtiſchen Abtheilungen, die das Land zeigt, angeben ſollte. Zu dieſem Zwecke fing Keilhau mit den entfernteſten Gegenden an; im J. 1827 begab er ſich nach Finnmarken, wo er zuerſt die Gegend bei Vadsöe und Vardöe beſuchte, er machte bei dieſer Gelegenheit einen mehrwöchentlichen Ausflug nach Beeren-Eiland und Spitzbergen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, neues Licht über die geologiſchen Formationen von Finnmarken zu werfen. In den J. 1828 und 1829 bereiſte er die Nordlande, ſpäter andere Theile Norwegens zu geognoſtiſchen Unterſuchungen des Landes. Die von Keilhau ausgearbeiteten geognoſtiſchen Karten wurden allgemein als werthvolle Arbeiten anerkannt und haben als Grundlage für ſpätere geognoſtiſche Arbeiten gedient. Als Univerſitätslehrer hielt Keilhau zuerſt Vorleſungen über die Geognoſie Norwegens, ſpäter über verſchiedene Theile der Bergwiſſenſchaften. Im J. 1834 wurde Keilhau zum Profeſſor der Mineralogie befördert, ohne daß dies jedoch ſeine Stellung an der Univerſität und ſeine übrige Wirkſamkeit veränderte. Auch für nicht ausſchließlich wiſſenſchaftliche Fragen wurde Keilhau in Anſpruch genommen, 1833 als Mitglied der Silberwerkscommiſſion, 1834 als Conſulent des Finanzdepartements in Bergwerksangelegenheiten und 1837 als Mitglied der Berggeſetzgebungscommiſſion. Die erſtgenannte Commiſſion hatte ſich über die Frage des Betriebes der Silbergrube von Kongsberg zu äußern; Keilhau verfocht dabei die Anſicht, daß der Staat das Silberwerk betreiben ſolle, eine Anſicht, die auch ſchließlich zur Geltung kam. Im J. 1838 fing Keilhau an, unter Mitwirkung von mehrern Verfaſſern in deutſcher Sprache eine beſondere Publication für die Geognoſie Norwegens unter dem Titel „Gaea Norwegica" herauszugeben. Die erſte Lieferung erſchien 1838 und befand ſich darin vom Herausgeber eine mit einer großen Karte und mehrern kleinen Tafeln ausgeſtattete Abhandlung: „Chriſtiania's Uebergangs-Territorium"; die zweite Lieferung erſchien 1844 und enthielt vom Herausgeber: „Ueber den Bau der Felſenmaſſe Norwegens" (erſte Abtheilung) mit einer Karte unter dem Titel „Erſter Verſuch einer geognoſtiſchen Karte von Norwegen, erſtes Blatt"; ſchließlich erſchien die dritte und letzte Lieferung 1850 und enthielt die Fortſetzung und den Schluß von „Ueber den Bau der Felſenmaſſe Norwegens" mit dem Reſte der oben erwähnten Karte. Im „Magazin for Naturvidenskaberne", deſſen Redacteur Keilhau einige Jahre hindurch war, publicirte er mehrere wichtige Abhandlungen. So erſchienen unter andern die zweite und dritte Suite der ſkandinaviſchen Formationen; Nach-

Digitized by Google

richten von Erdbeben in Norwegen, Theorie des Granits und der übrigen ſogenannten maſſiven Gebirgsarten ſowie der kryſtalliniſchen Schiefer; Unterſuchungen darüber, inwiefern in Norwegen ſowie in Schweden ſich Zeichen des Steigens des Landes in der neueren und neueſten geologiſchen Zeit finden; einige Verhandlungsgegenſtände für die Geologen bei der Verſammlung der ſkandinaviſchen Naturforſcher in Chriſtiania 1844. Im J. 1840 wurde Keilhau zum Mitglied der Direction der königlichen Zeichen- und Kunſtſchule in Chriſtiania gewählt, in welcher Function er bis zum J. 1853 verblieb. Die letzten Jahre ſeines Lebens litt Keilhau an einer Krankheit, die ſeine Arbeitskraft beeinträchtigte und ihn verhinderte, eine Menge eingeſammelter Beobachtungen über die Geognoſie von Norwegen zu bearbeiten. Keilhau ſtarb in Chriſtiania am 1. Jan. 1858. Eine Selbſtbiographie, die wir für obige Schilderung benutzt haben, erſchien in dem Jahre vor ſeinem Tode. *(O. Printzsköld.)*

KEILSCHRIFT. Mit dem Namen Keilſchrift[1] bezeichnet man alle diejenigen Schriftarten, deren graphiſcher Grundbeſtandtheil ein ſogenannter Keil iſt, das heißt ein geradliniger Strich, welcher von einem dreikantig vertieften oder, wie es ſich dem Auge darſtellt, dreieckigen Kopfende ausläuft, die eine Seite des ſcheinbaren Dreiecks verlängernd. Zu dieſem Keil, welcher ſeinerſeits weſentlich[2]) in vier Stellungen vorkommt, nämlich als wagerechter (►), ſenkrechter (▼) und ſchräger (◢, ◣) Keil, geſellt ſich dann noch der ſogenannte Winkelhaken (<), welcher ſeinem im babyloniſch-aſſyriſchen Schriftſyſtem noch klar erkennbaren Urſprung zufolge theils ein einfacher abwärts gehender ſchräger Keil mit nach oben hin verlängerter oberer Kante, theils das Ergebniß einer Verſchmelzung zweier mit ihrem Kopfende unter einem Winkel ſich berührender ſchräger Keile (⋎), beziehungsweiſe Linien (<) iſt. Sämmtliche Keilſchriftarten ſind rechtsläufig. Sämmtlich ſind ſie auch auf der Stufe der Wort- und Silbenſchrift ſtehen geblieben, mit alleiniger Ausnahme der altperſiſchen Keilſchrift, welche Buchſtabenſchrift iſt. Die Keilſchrift iſt eine Erfindung der älteſten, nichtſemitiſchen Bevölkerung Babyloniens, welche man mit dem Namen ſumeriſch oder akkadiſch oder ſumeriſch-akkadiſch zu benennen pflegt; die Semiten Babyloniens machten ſich dieſe Erfindung ihrer in der Civiliſation ſchon beträchtlich vorgeſchrittenen Landsleute zu eigen; die Aſſyrer nahmen ſie mit in ihre neue Heimat und verbreiteten ſie ſpäterhin zu den Armeniern am Van-See; von Babylonien ſelbſt aus kam ſie zu den Elamiten nach Suſa und erhielten ſie die Meder aus der Hand der Semiten; daß endlich ebendort, nämlich in Babylonien, auch die altperſiſche Keilſchrift, deren ſich die Achämenidenkönige bedienten, im letzten Grunde ihren Urſprung hat, iſt wenigſtens in hohem Grade wahrſcheinlich. Natürlich mußte dieſes Schriftſyſtem, wie es ſeine Erfinder nach und nach herausgebildet hatten, bei ſeiner Wanderung nach Weſt, Nord und Oſt, bei ſeiner Entlehnung ſeitens anderer Völker für ſo verſchiedene Sprachen und zu ſo verſchiedenen Zeiten und durch ſo verſchiedene Vermittelung zum Theil große Umgeſtaltungen erfahren, und ſo unterſcheiden wir denn geradezu ſechs Keilſchriftgattungen, nämlich die nichtſemitiſch babyloniſche, die ſemitiſch babyloniſch-aſſyriſche, die elamitiſche, die ſog. mediſche, die armeniſche und die altperſiſche Keilſchrift. Von dieſen ſpielt die altperſiſche in der Geſchichte der Keilſchriftentzifferung die erſte Rolle, nimmt dagegen zur Zeit die babyloniſch-aſſyriſche durch die Maſſenhaftigkeit der in ihr geſchriebenen, aus den Trümmerhügeln der Euphrat- und Tigrisebene zu Tage geförderten Literatur, durch die weittragende Bedeutſamkeit der Sprache und des Inhalts ebendieſer Texte, endlich durch die Länge der Zeit, während deren ſie in Gebrauch geweſen — nicht weniger als vier Jahrtauſende ſind jetzt ſicher nachweisbar[3]) — weitaus die wichtigſte Stelle ein. Wir beginnen daher mit der ſemitiſch babyloniſch-aſſyriſchen Keilſchrift und werden damit zugleich, da dieſe nur in engſter Verbindung mit der nichtſemitiſch babyloniſchen oder ſumeriſchen Schrift behandelt werden kann, zu dem Urſprunge aller Keilſchrift zurückgeführt.

Die babyloniſch-aſſyriſche Keilſchrift iſt, wie bereits bemerkt wurde, Wort- und Silbenſchrift: die einzelnen Schriftcharaktere bezeichnen theils ganze Wörter (Gegenſtände, Begriffe) — Ideogramme; theils einzelne Silben, einfache (*na*, *ni*, *nu*, *nê*; *an*, *in*, *un*, *ên*) und zuſammengeſetzte (*nam*, *nim*, *num*) — Silbenzeichen; theils beides, Wörter und Silben zugleich; und zwar kann ein und daſſelbe Schriftzeichen nicht etwa nur Ein Wort und Eine Silbe, ſondern mehrere Wörter und mehrere Silben bezeichnen — Polyphonie der aſſyriſchen Schriftzeichen. Dieſes auf den erſten Blick unbegreifliche Schriftſyſtem wird verſtändlich durch Betrachtung ſeines Urſprungs und der verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung. Die babyloniſch-aſſyriſche Keilſchrift iſt, wie zuerſt Oppert mit genialem Blicke erkannt hat und wie jetzt über allen Zweifel erhaben iſt[4]), eine Erfindung

1) Die griechiſchen Schriftſteller erwähnen die Keilſchrift unter den Namen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. So erzählt Herodot (IV, 87), daß Darius zwei Säulen aus weißem Marmor am Bosporus errichtet habe, *ἐνταμὼν γράμματα ἐς μὲν τὴν Ἀσσύρια, ἐς δὲ τὴν Ἑλληνικά*; gemeint iſt die altperſiſche Keilſchrift. Strabo (XIV, 5) unterſcheidet zwiſchen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. — Tychſen, Grotefend u. a. nannten die Keilinſchriften inscriptiones cuneatae; die Franzoſen nennen die Keilſchrift écriture cunéiforme („traits en forme de coin, de clou ou de tête de flèche“), die Engländer arrow-headed scripture, cuneiform writing, auch wedge-writing. 2) In einigen wenigen Zeichen, wie z. B. in den neubabyloniſchen für *ki* und *di*, findet ſich auch ➤.

3) Dies durch einen 1882 von Raſſam in Abu Habba, das iſt Sepharwaim, ausgegrabenen Thoncylinder des letzten babyloniſchen Königs Nabonid, welcher conſtatirt, daß Naram-Sin, der Sohn des altbabyloniſchen Königs Sargon I., 3200 Jahre vor Nabonid regiert hat, wodurch für Sargon I. etwa das Jahr 3800 v. Chr. feſt beſtimmt iſt. 4) Die Hypotheſe Halévy's, daß es ein ſumeriſch-akkadiſches oder nichtſemitiſches Volk ſo wenig wie eine ſumeriſch-akkadiſche Sprache jemals in Babylonien gegeben habe, daß jene vermeintliche Sprache vielmehr nur ein von den

Digitized by Google

des nichtſemitiſchen Volks Babyloniens und war urſprünglich lineare Bilderſchrift. Wohl ſind die urſprünglichen Bilder, welche die zu veranſchaulichenden Gegenſtände in flüchtigen, vorzugsweiſe geradlinigen Umriſſen malten, ſchon auf den älteſten uns erhaltenen, nichtſemitiſchen wie ſemitiſchen (ſogenannt hieratiſchen) Schriftdenkmälern, deren Schriftzeichen noch unverkürzt den älteſten vollen Formen ſich nähern und in denen noch die Linie ausſchließlich oder doch überwiegend gebraucht iſt, ſowie in den ſpäteren nichtſemitiſchen, in den altbabyloniſchen und altaſſyriſchen Texten, in welchen Linien und Keile ſich miſchen, meiſt nur ſchwer noch zu erkennen, und ſind in der neubabyloniſchen und altaſſyriſchen Schrift, in welcher die Linie faſt völlig dem Keil gewichen iſt und die Schriftzeichen ſelbſt infolge des immer allgemeiner gewordenen Schriftgebrauchs ſyſtematiſcher Vereinfachung verfallen ſind, vollends unkenntlich geworden.[5]) Trotzdem liegt bei einer Reihe von Schriftzeichen, z. B. für Sonne, Hand, Herz (Mitte), Wage, Rohr, Fiſch, Stier, in deren älteſten erreichbaren Form das urſprüngliche Bild noch klar genug zu Tage, um den hieroglyphiſchen Urſprung der Keilſchrift außer Zweifel zu ſetzen, wozu obendrein kommt, daß die einheimiſchen Gelehrten ſelbſt ſolchen Urſprung ausdrücklich bezeugen und auf Tafeln veranſchaulicht haben.[6]) Durch Vereinigung zweier oder mehrerer ſolcher einfacher Bilderzeichen oder Ideogramme ſei es zu Einem geſchloſſenen Zeichen oder aber zu einer Zeichengruppe wurde dann weiter die graphiſche Wiedergabe einer neuen Reihe von Gegenſtänden, vor allem auch von Begriffen ermöglicht; ſo ergab z. B. die Combination von Mund und Waſſer „trinken", von Tag und dreißig „Monat", von Waſſer und Himmel „Regen, regnen", von Waſſer und Auge „Thräne, weinen". Alle dieſe Bilder wurden nun natürlich mit dem Namen geleſen, den das betreffende Ding bei dem nichtſemitiſchen Volke hatte: der Fiſch *ḫa*, die Hand *šu*, die Sonne *babbar*, das Rind *gud*; nicht minder ſelbſtverſtändlich konnte auch Ein Bild zum Ausdruck mehrerer Wörter dienen, ſofern dieſe gleiche oder doch verwandte Bedeutung beſaßen: der Stern konnte gleichzeitig auch Himmel und Gott ſymboliſiren, das Zeichen für Auge gleichzeitig auch ſehen, ſchauen, blicken bedeuten. Die Schrifterfinder thaten nun aber noch einen Schritt weiter, einen Schritt, der geradezu nothwendig war, ſollte die Erfindung nicht eine ziemlich müßige ſein. Mit allen ihren Ideogrammen, von denen uns jetzt etwa 450 bekannt ſind, konnten ſie ja doch nur Begriffswurzeln wiedergeben, die Formbeſtandtheile eines Wortes konnten gar nicht oder, unter Hinzunahme vielleicht von allerlei ſymboliſchen Zeichen, nur höchſt mangelhaft ausgedrückt werden. So wählten ſie denn, in klarer, durch den agglutinirenden Charakter ihrer Sprache erleichterter Erkenntniß des Unterſchiedes von Wurzel und Formbeſtandtheilen, zur graphiſchen Wiedergabe dieſer letzteren Ideogramme mit einſilbiger Wortbedeutung aus und verwendeten ſie als Silbenzeichen ſchlechthin, z. B. *ḫa* Fiſch auch für die Silbe *ḫa*, *an* Himmel auch für die Silbe *an*. Bis jetzt laſſen ſich etwa 50 ſolcher Silbenzeichen für die nichtſemitiſch babyloniſche Keilſchrift nachweiſen.

Von den Nichtſemiten überkamen die ſemitiſchen Babylonier und Aſſyrer die Schrift. Sie behielten die Ideogramme mit allen ihren Sinnwerthen bei, dieſe natürlich durch die entſprechenden Wörter ihrer eigenen, ſemitiſchen Sprache erſetzend, ſie verwandten alſo z. B. das Ideogramm *ḫa* für *nûnu* „Fiſch", das Ideogramm *babbar* für *šamšu* „Sonne" und *ûmu* „Tag", das Ideogramm *gud* für *alpu* „Rind". Sie nahmen ferner die jenen Ideogrammen entſprechenden nichtſemitiſchen Wörter, ſofern dieſe einſilbig waren, herüber und verwandten ſie als Silbenzeichen, benutzten alſo die Ideogramme *ḫa* (Fiſch), *an* (Himmel), nicht minder auch das Ideogramm mit den Bedeutungen *sil* (ſchneiden), *kud* (abhauen), *tar* (entſcheiden) für die Silben *ḫa*; *an*; *sil*, *kud*, *tar*. So alſo erklärt ſich der ebenſowol ideographiſche als ſyllabiſche Charakter der aſſyriſchen Keilſchrift, desgleichen die Polyphonie ſo vieler aſſyriſcher Schriftzeichen. Der der Leſung aſſyriſcher Wörter und Texte hiernach ſcheinbar geſtattete bedenklich weite Spielraum erweiſt ſich übri-

ſemitiſchen Babyloniern ausgeklügeltes Schriftſyſtem ſei, kann, nachdem für das Sumeriſche ein jüngerer Dialekt ſprachwiſſenſchaftlich feſtgeſtellt iſt, nachdem die Ausgrabungen de Sarzec's in Tello einſprachige ſumeriſche Königsinſchriften zu Tage gefördert haben, nachdem endlich ein Thoncylinder des babyloniſchen Königs Samas-ſum-ukin gefunden worden iſt, welcher den nämlichen Text links in der Sprache des Dialekts, rechts in dem gewöhnlichen ſemitiſchen Babyloniſch enthält, jetzt in erhöhtem Grade als für immer beſeitigt gelten.

5) Es mag hier nochmals betont werden, daß der Keil als ſolcher keine weſentliche Eigenthümlichkeit der ſogenannten Keilſchriftſyſteme iſt. Es gibt lange Texte, in welchen die Schrift noch reine Linearſchrift iſt. Inſchriften auf hartem Stein, deren ſich jetzt etliche im Britiſchen Muſeum finden, ſcheinen neben den Linien auch eingebohrte kreisförmige Höhlungen als Schriftzeichen aufzuweiſen. Daß man anfangs auf hartes Material zu ſchreiben pflegte, ſcheint aus dem vorzugsweiſe geradlinigen Charakter der älteſten babyloniſchen Bilderſchrift zu erhellen. Linien waren natürlich auch für anderes Schreibmaterial, wie Papyrus, Holz, Baumrinde, ſehr paſſend. Erſt mit der Verwendung weichen Thons als Schreibmaterials und des drei- oder vierkantigen (hölzernen) Schreibgriffels kam das keilförmige Ende der früher einfachen Linien in Aufnahme; die Schriftzüge wurden dadurch, was auf Thon durchaus nothwendig war, klarer, beſtimmter, regelmäßiger, und dieſen keilförmigen Einſatz behielt man dann auch für hartes Material, wenn er gleich hier eingemeißelt werden mußte, um ſo lieber bei, als ſich dieſe Keilſchriftzüge gerade zu Monumentalſchrift ganz vorzüglich eigneten. — Die Unterſcheidung eines alt- und neubabyloniſchen, alt- und neuaſſyriſchen Schriftſtils läßt ſich im allgemeinen nach Zeit und nach Ort, wie die Namen beſagen, wohl durchführen; immerhin iſt zu beachten, daß die babyloniſchen wie die aſſyriſchen Tafelſchreiber (*dupsarrê*) nachweislich in jedem dieſer Stile erfahren waren und oft, größerer Künſtelei halber, auch in jüngeren Zeiten die älteren Schriftcharaktere anwendeten, wie andererſeits z. B. die Texte des aſſyriſchen Königs Sargon ein ſtark babyloniſches Gepräge tragen. 6) Siehe die Abbildung einer „Assyrian Tablet inscribed with early hieroglyphic forms of cuneiform characters and their hieratic equivalents. From the South-East Palace Nimrod" in William Houghton's intereſſantem Aufſatze: „On the hieroglyphic or Picture Origin of the characters of the Assyrian Syllabary: Transactions of the Society of Biblical Archaeology, vol. VI, 1879, pag. 454 seq.

Digitized by Google

gens in den meiſten Einzelfällen ziemlich beſchränkt, bald durch das folgende Zeichen, bald durch den Zwang des Zuſammenhangs und der ſemitiſchen Lautgeſetze, bald durch die zahlloſen Varianten (ein Zeichen z. B. in dem einen Texte ſowol *mis* als *šit* als *lak* lesbar, iſt in dem wörtlich gleichlautenden Paralleltexte *la-ak* geſchrieben) — auf alles das näher einzugehen iſt hier nicht der Ort. Ebenſo wenig ſollen hier die Nothbehelfe erörtert werden, welche für die Wiedergabe der dem Nichtſemitiſchen fehlenden Laute, vor allem der emphatiſchen Conſonanten des Semitiſchen, beſchafft werden mußten; es genüge zu ſagen, daß auch dieſe und ähnliche Mängel präciſer Conſonantenbezeichnung für die Leſung aſſyriſcher Texte jetzt nur noch von geringer Bedeutung ſind: wer nur einigermaßen die umfangreiche Literatur überſchaut, wird durch die vielen auf den gleichen Stamm zurückgehenden verwandten Formen im Verein mit den Varianten über die etymologiſch allein berechtigte Leſung auf die Dauer nicht in Zweifel bleiben. Eine große Erleichterung für das Verſtändniß aſſyriſcher Texte ſind die ſogenannten Determinative, d. i. Keilſchriftzeichen, welche faſt ausnahmslos den Götternamen, männlichen und weiblichen Perſonennamen, Länder-, Städte-, Berg-, Fluß-, Holz- und Steinnamen vortreten. Einen Worttrenner kennt die aſſyriſche Schrift nicht, ebenſo wenig, im allgemeinen wenigſtens, einen Satztrenner; dagegen findet ſich das Geſetz, jede Zeile mit dem Wortende zu ſchließen, mit äußerſter Strenge befolgt.

Von den Achämenideninſchriften ſogenannter dritter Gattung, von der Felſeninſchrift Tiglathpileſer's I. an den Quellen des Subnatfluſſes, der ſechzigzeiligen Sanherib-Inſchrift am Bergabhange von Bawian und wenigen andern Inſchriften abgeſehen, verdanken wir den Beſitz der babyloniſch-aſſyriſchen Keilſchriftliteratur, wie ſie jetzt vorzugsweiſe in den Muſeen von London und Paris aufbewahrt wird, ausſchließlich der Ausgrabung. Das Ergebniß dieſer Ausgrabungsarbeiten auf den Trümmerhügeln Meſopotamiens, welche von Emil Botta (1842—1845) begonnen, von Auſten Henry Layard (1845—1847; 1849—1851), Victor Place (1852), Hormuzd Raſſam (1852—1854), George Smith (1873—1876) fortgeſetzt, neuerdings abermals von Hormuzd Raſſam (1877—1883) aufgenommen und von all dieſen hochverdienten Männern mit Geſchick, Energie, aber auch unerwartetem Erfolge betrieben wurden, iſt nicht allein die Wiederauffindung der vier aſſyriſchen Hauptſtädte: Aſſur, Kelach, Ninewe und Dûr-Sarrukin, die Entdeckung und topographiſche Erforſchung der babyloniſchen Städte Babylon, Borſippa, Ur, Erech, Nippur, Kutha und Sepharwaim, ſondern zugleich eine ſchier unabſehbare Menge von Literaturdenkmälern aus der Zeit des altbabyloniſchen, aſſyriſchen und neubabyloniſchen Weltreiches und weiter herab bis auf „Antiochus, König von Babylon, Sohn des Seleucus, König der Macedonier“ (*Anti'akus šar Bâbili apal Silukku šar Makkadunâ'a*). Der Inhalt dieſer älteſten uns erhaltenen ſemitiſchen Literatur, die wir jetzt bis weit über 3000 v. Chr. zurückzuverfolgen vermögen, iſt ein außerordentlich mannichfaltiger: Königsannalen und chronologiſche Liſten, Gebete, Pſalmen, Götterlegenden, Texte aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Inhalts, grammatiſch-lexikaliſche, mathematiſche Arbeiten, dazu eine Unzahl von Privaturkunden, Kauf- und Heirathsverträge, Steuerquittungen, Briefe, Berichterſtattungen u. ſ. w. — es ſind zum Theil ganze Bibliotheken und Tempelarchive alter und älteſter Zeit, die nach Jahrtauſenden wohlerhalten dem Erdboden entriſſen worden ſind und noch fortdauernd entriſſen werden. Alle dieſe Texte ſind in ſemitiſch babyloniſch-aſſyriſcher Keilſchrift geſchrieben. Für das Sumeriſch-Akkadiſche war man bis vor kurzem, was Schrift ſowol als Sprache anlangte, faſt ausſchließlich auf ſemitiſche Abſchriften angewieſen; erſt neuerdings treten durch die von dem franzöſiſchen Conſul de Sarzec auf dem Trümmerhügel Tello, der Stätte der altbabyloniſchen Stadt Zirgula, ebenfalls erfolgreichſt begonnenen Nachgrabungen (1875—1881) einſprachige ſumeriſche Keilinſchriften in größerer Anzahl und Ausdehnung in unſern Geſichtskreis.

Die übrigen Keilſchriftſyſteme, das elamitiſche, ſog. mediſche, armeniſche und altperſiſche, zu denen wir nunmehr übergehen, können weit kürzer behandelt werden; die beiden erſteren müſſen es ſchon deshalb, weil ihre wiſſenſchaftliche Erforſchung nur erſt begonnen hat.

In *elamitiſcher Keilſchrift* ſind die elamitiſchen oder ſuſiſchen Inſchriften geſchrieben, vor allem alſo jene von dem engliſchen Reiſenden William Kenneth Loftus in den Trümmern von Suſa gefundenen Backſteine, welche von Königen der einheimiſchen elamitiſchen Dynaſtie aus dem 8. und 7. Jahrh. v. Chr., von Sutruk-Nachunte, Kudur-Nachunte u. a. herrühren, wahrſcheinlich auch die einen einfacheren Schriftſtil aufweiſenden, von Layard copirten Felſeninſchriften von Kul Faraun und Schikafti Suleiman bei Mal Amir in Suſiana. Die Schriftcharaktere ſind weſentlich die babyloniſchen, die mit ihnen verbundenen Silbenwerthe ebenfalls die gleichen wie in Babylonien. Wie im Babyloniſch-Aſſyriſchen werden Silben wie z. B. *naḫ* bald durch Ein beſonderes Zeichen wiedergegeben, bald in *na-aḫ* zertheilt. Auch die Determinative vor männlichen Perſonen- und vor Götternamen ſind in Gebrauch; nur die Anwendung von Ideogrammen ſcheint äußerſt beſchränkt geweſen zu ſein. Aeußerlich iſt der elamitiſchen Keilſchrift eigenthümlich, daß ſie faſt durchweg den im Babyloniſch-Aſſyriſchen wagerechten Keilen eine ſchräge, nach rechts ſich neigende Lage gibt; indeß finden ſich auch hierzu Analogien in der babyloniſchen Keilſchrift. Ueber manche wichtige Frage, z. B. wann wol die Elamiten dieſe Schriftart angenommen haben mögen, iſt man zur Zeit noch im Dunkeln.

Gleich der elamitiſchen kann auch die ſog. *mediſche Keilſchrift*, welche bisjetzt nur in den Achämenideninſchriften ſogenannter zweiter Gattung erhalten iſt, ihren babyloniſchen Urſprung nicht verleugnen. Faſt ſämmtliche zur Zeit bekannte mediſche Schriftzeichen, etwa 110 an Zahl, ſowol die für die einfachen und zuſammengeſetzten Silben als auch die Ideogramme, laſſen ſich auf babyloniſche völlig gleichen oder doch nahe verwandten Werthes zurückführen, wie bereits Norris und Oppert

Digitized by Google

vor vielen Jahren erkannten; der Stil ähnelt ſtark dem elamitiſchen der Felſeninſchriften von Mal Amir. Ein einziges Zeichen wie z. B. das für *rab*, das genau dem babyloniſchen Ideogramm für *rabû* „groß" entſpricht, genügt, um den ſemitiſch-babyloniſchen Urſprung der mediſchen Keilſchrift außer Zweifel zu ſetzen. Ein großes Hinderniß für Leſung und Erklärung des Mediſchen bildet die außerordentliche Unvollkommenheit ſeiner Schrift, welche Silben wie *da* und *ta; di* und *ti; du* und *tu* nur durch je Ein Zeichen wiedergibt, überhaupt die verſchiedenen Unterarten der einzelnen Conſonantenzeichen, alſo z. B. *k, g, gh; p, b, f,* in Ein Zeichen zuſammenmengt. Offenbar hat ſich in dieſen wie in andern Mängeln die alte Unvollkommenheit der ſumeriſch-akkadiſchen Keilſchrift fortgeerbt, welche, wie im Auslaut einfacher und zuſammengeſetzter Silben, auch im Anlaut der zuſammengeſetzten Silben die Härtegrade der Conſonanten nicht zu ſcharfer Unterſcheidung gebracht hat. Die babyloniſch-aſſyriſche Schrift leidet ja auch ihrerſeits unter dieſen Mängeln; der Unterſchied iſt nur, daß dieſelben hier infolge der ausgedehnten Literatur und der Menge von Paralleltexten-, -ſtellen und -ſchreibungen ſich uns jetzt kaum mehr fühlbar machen, dagegen bei dem ſo geringen Umfange der mediſchen Schriftſtücke das tiefere und feinere Sprachverſtändniß gewaltig beeinträchtigen.

Die armeniſche Keilſchrift kam zu den Anwohnern des Van-Sees wie zu den Armeniern überhaupt durch die Vermittelung der Aſſyrer, und zwar war ſie, wie ſchon der Schriftſtil vermuthen läßt und die in den Inſchriften vorkommenden Königsnamen beweiſen, auf der Scheide des 9. und 8. vorchriſtlichen Jahrhunderts alldort in Gebrauch. Die Schriftzeichen ſind die neuaſſyriſchen, wie ſie zur Zeit Aſurnazirpal's und Salmanaſſar's II. üblich waren; bisjetzt ſind 60 Zeichen für Vocale und offene Silben (*ba, bi, bu*), 18 für geſchloſſene (*ab, ib, al, il, ul*), 18 für zuſammengeſetzte (*bad, bar*), dazu gegen 40 (einfache) Ideogramme nachgewieſen. Die Härtegrade der Conſonanten (*da* und *ta; ga, ka, ka*) werden unterſchieden. Intereſſant iſt, daß, um den Vocal noch klarer zur Geltung zu bringen, man nach dem betreffenden Silbenzeichen gewöhnlich auch noch den Vocal ſchrieb, alſo z. B. *ba-a*; eine verwandte Erſcheinung ſiehe unten bei der altperſiſchen Keilſchrift, doch finden ſich Anſätze zu ſolcher an das Alphabetiſche ſtreifenden Schreibart auch im Babyloniſch-Aſſyriſchen. Eine äußere Eigenthümlichkeit der armeniſchen Keilſchrift, wenigſtens ihrer jüngeren Denkmäler, beſteht darin, daß, wenn ein wagerechter Keil einen andern ſenkrechten einfach zu kreuzen, zu durchſchneiden hätte, der armeniſche Schreiber dieſſeit dieſes ſenkrechten Keils abſetzt und jenſeit deſſelben mit einem neuen keilförmigen Meißeleinſatz beginnt, was augenſcheinlich durch das Material der Steine und Felſen veranlaßt war. Von armeniſchen Inſchriften, welche in Van und Umgegend, aber auch in Palu, bei Malatijeh, Erzerum und Edſchmiadzin, zumeiſt von Fr. Ed. Schulz, dann aber auch von Walpole, Layard, Sir Henry Rawlinſon, Raſſam und andern gefunden und abgeſchrieben wurden, ſind zur Zeit mehr denn ſechzig bekannt.

Von allen bisher beſprochenen Keilſchriftſyſtemen (den anariſchen, wie ſie Oppert früher nannte) unterſcheidet ſich die (ariſche) altperſiſche Keilſchrift dadurch, daß ſie kein Syllabar, ſondern ein Alphabet darſtellt. Zugleich iſt ſie von allen die einfachſte Keilſchriftgattung, indem ſie nur über 40 Zeichen verfügt. Sie könnte noch einfacher ſein, wären nicht für etliche Conſonanten zwei, ja ſogar drei Zeichen in Gebrauch, je nachdem ein *a* oder *i* oder *u* folgt. Es iſt dies eine ganz befriedigend noch nicht erklärte Erſcheinung; die gewöhnliche, allerdings auch nächſtliegende Annahme iſt, daß die altperſiſche Keilſchrift urſprünglich ebenfalls Silbenſchrift geweſen, ſpäter jedoch, obwol nicht ganz conſequent, zur Buchſtabenſchrift vereinfacht worden ſei. Daß gleich allen übrigen Keilſchriftſyſtemen auch das altperſiſche trotz aller von den Perſern ſelbſt vorgenommenen Aenderungen im letzten Grunde doch auch auf Babylonien als ſeine Heimat zurückgehe, wurde ſchon im Eingange als höchſt wahrſcheinlich bezeichnet. Es zu beweiſen, hat bisjetzt allein Oppert verſucht:[7] er nimmt an, daß Cyrus ſelbſt, im Anſchluſſe an die babyloniſche Schrift, die altperſiſche erfunden habe, indem er 36 Worte auswählte, für welche es babyloniſche Ideogramme gab, und dann jedes dieſer Ideogramme, welches gleichzeitig eine planmäßige Vereinfachung ſich gefallen laſſen mußte, zu dem Lautwerthe des Buchſtabens ſtempelte, mit welchem das ihm entſprechende perſiſche Wort anfing. Wir würden dieſer ſehr ſcharfſinnigen Hypotheſe gern zuſtimmen, unterlägen nicht bei einer ganzen Reihe dieſer Ideogramme die ihnen beigelegten babyloniſchen Wortbedeutungen allerhand ſchweren Bedenken. Die altperſiſche Keilſchrift verfügt auch über einen Worttrenner, einen einfachen ſchrägen Keil, welcher jedes einzelne Wort vom andern ſcheidet. Urſprünglich freilich war dieſer Keil, wie Oppert gezeigt hat, dazu beſtimmt, vor das Wort zu treten, und in dieſer ſeiner Function ſtellt ihm das Babyloniſch-Aſſyriſche mit dem Gebrauche ſeines einfachen ſenkrechten Keils in den lexikaliſchen Arbeiten der babyloniſchen Gelehrten eine ſehr ähnliche Erſcheinung zur Seite. Bedient haben ſich dieſer jüngſten Keilſchriftgattung die Achämenidenkönige von Darius (vielleicht ſogar ſchon von Cyrus) bis auf Artaxerxes III. Die meiſten dieſer Achämenideninſchriften ſtammen aus Perſien im engeren Sinne: aus Murghâb, von den Paläſten zu Perſepolis, vom Berge Nakſch-i-Ruſtam; indeſſen wurden deren auch in Suſa, in Medien, Van, ja ſelbſt in Aegypten auf dem Iſthmus von Suez gefunden, ja gerade die umfangreichſte und werthvollſte von ihnen allen iſt auf altmediſchem Gebiete in die Felſenwand von Behiſtân oder Biſitûn (unfern der modernen Stadt Kermanſchâh) eingehauen. Die unvergleichliche Bedeutſamkeit ebendieſer Achämenideninſchriften beruht darin, daß ſie faſt ſämmtlich neben dem altperſiſchen Grundtexte auch deſſen Ueberſetzung in die Sprache der Meder und der Babylonier darbieten,

7) In einer kleinen Abhandlung des Journal Asiatique 1874, pag. 238—245.

Digitized by Google

daß ſie die nämliche Inſchrift faſt durchweg in drei Sprachen[8]) und damit in drei Schriften, wie wir jetzt wiſſen, der altperſiſchen, ſog. mediſchen und babyloniſchen Keilſchrift, wiedergeben; war demnach die eine enträthſelt, ſo konnte auch die Entzifferung der beiden andern nur eine Frage der Zeit ſein.

Dieſe Entzifferung der Keilſchrift begann mit dem Altperſiſchen.

Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts war durch engliſche und franzöſiſche Kaufleute, welche Perſien des Handels wegen beſucht hatten, die Kunde von ſeltſamen Inſchriften auf den Ruinen von Perſepolis und anderwärts nach Europa gekommen. Als dann ſpäter durch den Franzoſen Chardin und den Deutſchen Kämpfer Abzeichnungen jener Inſchriften veröffentlicht wurden, begann auch das Streben nach Entzifferung. Aber die Schriftart war eine ſo ſchlechthin neue Erſcheinung, daß die Texte zwei Jahrhunderte hindurch ein todter Buchſtabe blieben. Einige und gar nicht ungelehrte Männer hielten dieſe Schriftzeichen ſogar für ungeſchickte Verſuche eines perſiſchen Künſtlers, Verzierungen an Thüren und Fenſtern anzubringen, für zufällige Riſſe in den Felſen, oder gar für die Arbeit nagender Würmer. Als jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem durch den bekannten Reiſenden Carſten Niebuhr, welcher 1765 vier Wochen in Perſepolis weilte, neue zuverläſſigere Zeichnungen nach Europa gelangten, nahm die Forſchung, von einer Reihe abermals nutz- und werthloſer Verſuche abgeſehen, einen neuen glücklicheren Anlauf, und am 14. Sept. 1802 veröffentlichte der Hannoveraner Georg Friedrich Grotefend, damals Collaborator am Gymnaſium in Göttingen und erſt 27 Jahre alt, die erſte Ueberſetzung eines Keilſchrifttextes, nämlich einer altperſiſchen Achämenideninſchrift, vor der göttinger Akademie der Wiſſenſchaften. Schon Niebuhr war es beim Abſchreiben der Inſchriften von Perſepolis aufgefallen, daß immer drei derſelben zuſammengehörten, daß jede von ihnen ein verſchiedenes Alphabet beſitze, auch daß dieſe Schriftarten immer in einer gewiſſen Rangordnung eingehauen waren. Tychſen ſowol wie Münter hatten ferner auch ſchon den Worttrenner entdeckt und eben damit das Weſen der einfachſten Keilſchriftgattung als einer Buchſtabenſchrift (denn bei einer Silbenſchrift hätte man ja „wahre Wortungeheuer" vor ſich gehabt). Grotefend zeigte nun aber nicht allein die Beſtandtheile auf, aus denen alle Keilſchrift gebildet wird, nämlich den Keil und den Winkelhaken, und bewies nicht nur aus deren Richtung, daß die Keilſchrift von links nach rechts zu leſen ſei, ſondern er fing auch an die Inſchriften ſelbſt zu leſen. Er wählte zwei ganz kurze Inſchriften in der wenigſt verwickelten Schriftgattung aus, welche beide über den Häuptern von Königsbildern angebracht waren (die eine, von Niebuhr mit B bezeichnet, an der Thürpfoſte eines Gebäudes auf der zweiten Palaſtterraſſe, die andere, mit G bezeichnet, an der Mauer eines Baues auf der dritten Terraſſe von Perſepolis). Die alten Schriftſteller ſagten ihm, daß die Paläſte von Perſepolis von Achämenidenkönigen erbaut waren, und indem er weiter von einer Vermuthung Münter's, daß ein gewiſſes in den Inſchriften auffällig oft ſich wiederholendes Wort „König" bedeuten müſſe, Gebrauch machte, ſtellten ſich ihm jene beiden Inſchriften etwa in folgender Geſtalt dar:

I.: A König ——— C —.
II.: B König ——— A König —.

Grotefend ſah nun unmittelbar, daß dieſe Zeichengruppen A, B und C Eigennamen enthielten, welche in genealogiſchem Verhältniſſe zueinander ſtänden: B mußte der Sohn des A, A der von C ſein; C aber konnte, gemäß dem ſtändigen Fehlen des Königstitels nach ſeinem Namen, nicht König, geborener König geweſen ſein. Sonach war A Gründer einer Dynaſtie. Hier war nun, da es ſich um Achämenidenkönige handelte, nur zweierlei möglich: entweder enthielt A den Namen Cyrus oder Darius. Aber die erſtere Möglichkeit kam ſofort in Wegfall; denn dann wäre ja B Kambyſes geweſen, ſein Name hätte alſo den nämlichen Anfangsbuchſtaben haben müſſen; ſodann hätten B und A, da ja Vater wie Sohn des Cyrus Kambyſes hieß, gleich ſein müſſen, und überdies war das Wort A für Cyrus auch zu lang. Somit blieb für A nur Darius übrig, und Grotefend las nun, an die bekannten perſiſchen, griechiſchen und hebräiſchen Namensformen anknüpfend,

A: D-a-r-h-w-u-sch
B: Kh-sch-h-a-r-sch-a
C: V-i-sch-t-a-s-p.

Die folgenden Forſchungen beſtätigten, daß er wirklich richtig geleſen; irrig war nur das h, das ſich als j herausſtellte.[9])

Obwol nun aber die Keilſchriftforſchung durch dieſe wahrhaft genialen Blicke Grotefend's auf ſichern Boden geſtellt war, nahm ſie doch zunächſt keinen weiteren Fortgang. Kannte man doch zu Anfang unſers Jahrhunderts in Europa weder das Sanskrit noch das Zend, alſo gerade die beiden der Sprache der Achämeniden nächſtverwandten Idiome. Die Sache ruhte daher ſcheinbar von 1802—1836; nur eine einzige Entdeckung iſt aus dieſer langen Zeit zu verzeichnen, nämlich die Erkenntniß der in der Endung des Gen. Pl. enthaltenen Buchſtaben *n* und *m* durch den däniſchen Sprachforſcher Rask. Plötzlich gewannen aber dieſe Studien eine entſcheidende Ausdehnung. Während des Jahres 1836 vervollſtändigten nämlich drei Gelehrte durch gleichzeitige und unabhängige

8) Die Inſchriften von Suez haben auch noch eine vierte, ägyptiſche, Ueberſetzung.

9) Grotefend's eigenen Bericht über den Gang und das Ziel ſeiner Unterſuchungen ſiehe im Anhange zu Heeren's Ideen Bd. I (Göttingen 1815). — Die Richtigkeit ſeiner Entzifferung wurde bald nachher durch eine im Medaillen-Cabinet zu Paris aufbewahrte Vaſe über allen Zweifel erhoben. Auf dieſer befindet ſich nämlich eine vierſprachige Inſchrift: die erſte in Hieroglyphen wurde von Champollion als der Name des Königs Xerxes entziffert; die drei andern waren mit Keilſchriftcharakteren geſchrieben, und ſiehe da! die erſte von ihnen, die altperſiſche, beſtand aus eben den Schriftzeichen, welche Grotefend auf den Denkmälern von Perſepolis als Xerxes gedeutet hatte.

Digitized by Google

Arbeiten das von Grotefend begonnene altperſiſche Alphabet — dieſe Forſcher waren Chriſtian Laſſen in Bonn, Eugène Burnouf in Paris, und Henry Rawlinſon, damals in Perſien. Vor allem war es Laſſen, deſſen glänzende Arbeit[10]) ſehr wichtige Fortſchritte brachte: er erkannte ſcharfſinnig in der mit J bezeichneten Darius-Inſchrift ein Völkerverzeichniß und gewann dadurch ein beträchtlich größeres Material für die Erkenntniß der einzelnen Buchſtabenwerthe, er bewies aber auch ferner, daß der *a*-Vocal nur initial geſchrieben werde, dagegen in der Mitte eines Wortes allen Conſonanten inhärire, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeſchloſſen werde. Mit dieſem ſo weſentlich vervollkommneten Alphabete war es nun bereits möglich, die Inſchriften auch philologiſch zu erklären; man konnte neben immer ſchärferer Feſtſtellung der Schriftzeichen (Beer, Jaquet) an den grammatiſchen und lexikaliſchen Ausbau der altperſiſchen Sprache gehen (Laſſen, Weſtergaard, Holtzmann). Freilich zog die Kürze der damals bekannten Denkmäler dem Fortſchritte leidige Schranken: dieſer war durch Erlangung neueren umfänglicheren Materials bedingt. Solches zu entdecken war nun aber inzwiſchen Henry Rawlinſon geglückt. Auf der Grenze des alten Mediens unweit der Stadt Kermanſchâh erhebt ſich jäh und ſteil ein ungefähr 1700 Fuß hoher Berg aus der Ebene. In die Felſenwand dieſes Berges mit Namen Behiſtun findet ſich, 300 Fuß hoch über dem Boden, eine große vierhundertzeilige Inſchrift des Königs Darius, des Sohnes des Hyſtaſpes, mit wunderbarer Sorgfalt eingemeißelt, zur Zeit freilich theilweiſe durch einen Bach beſchädigt, welcher ſich ſeit lange von oben herab ſeinen Weg über die Inſchrift gebahnt hat. Dieſe Inſchrift hatte Rawlinſon, allen Schwierigkeiten trotzend, 1837 copirt, nachdem er zuerſt 1835 den altperſiſchen Studien ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt und durchaus unabhängig von Grotefend zu gleichen, ja noch weiter gehenden Reſultaten gelangt war. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer umfangreiche Text der Entzifferung der Schrift wie dem Verſtändniß der Sprache neue Erkenntniſſe zuführte, welche wetteifernd von Rawlinſon wie von Hincks und Oppert ausgebeutet wurden. Seit 1846, aus welchem Jahre auch Rawlinſon's Erklärung der Behiſtun-Inſchrift datirt, kann das Altperſiſche als ſicher entziffert gelten: das Schriftſyſtem liegt abgeſchloſſen vor uns, auch die Sprache ſelbſt, deren Kenntniß ſeitdem durch die werthvollen Arbeiten Benfey's (1847), Oppert's (1851) Spiegel's (1860) und anderer immer mehr erweitert, vertieft und geſichert wurde, iſt wohl beſtimmt und analyſirt, in Grammatik und Wörterbuch zuſammengefaßt und, als dem Zend und Sanskrit nächſt verwandt, der großen indogermaniſchen Sprachfamilie definitiv eingegliedert.

Mit der Entzifferung des altperſiſchen Grundtextes war die ſeiner beiden Ueberſetzungen im Princip gegeben. Anfangs zwar ſchien die Beſchäftigung mit dieſen beiden complicirten Keilſchriftgattungen wenig lohnend, da die in ihnen geſchriebenen Texte ja doch nur Ueberſetzungen waren und deshalb nicht viel neue Belehrung verſprachen. Als nun aber auf einmal die kaum begonnenen Ausgrabungen in den Trümmerhügeln Aſſyriens und Babyloniens Inſchriften zu Tage förderten, deren Schriftſyſtem durch aufmerkſame Beobachtung als mit der dritten Gattung der Achämenideninſchriften übereinſtimmend erkannt wurde (Botta, de Longpérier), und beider Entzifferung ſich als unauflöslich miteinander verbunden herausſtellte, da warf ſich die Forſchung mit geſteigertem Eifer auf die babyloniſche Keilſchrift. Was der Stein von Roſette durch ſeinen griechiſchen Text dem Entzifferer der ägyptiſchen Hieroglyphen geweſen, wurden hier, nur in noch ausgiebigerer Weiſe, die altperſiſchen Denkmäler. Mit Hülfe von etwa 90 phonetiſch beſtimmten Eigennamen der altperſiſchen Originale mußte das Leſen auch der dritten Keilſchriftgattung gelingen und zwar um ſo leichter und ſicherer, als man wahrnahm, daß ſämmtliche Perſonen-, Länder-, Städte- und Götternamen je durch ein beſtimmtes, ihnen vorſtehendes Zeichen, ein ſog. Determinativ, kenntlich gemacht waren. Die Leſung dieſer Eigennamen ermöglichte die Feſtſtellung einer ganzen Reihe von Schriftzeichen wenigſtens nach ihren ungefähren Werthen. Im J. 1849 erkannte de Saulcy, daß die Sprache dieſer babyloniſchen Keilſchrift eine ſemitiſche ſei, und er bewies ſie als ſolche in ſeinen beiden Memoiren vom 14. Sept. und 27. Nov. 1849, welche Leſung, Analyſe und Erklärung ſämmtlicher damals bekannter babyloniſch-perſiſcher Texte enthielten und für Genus, Numerus, Pronomina und etliche Verbalformen ſichere, ſeitdem nie umgeſtoßene Aufſtellungen darboten.[11]) Ihm folgte Sir Henry Rawlinſon, welcher 1851 Text und Ueberſetzung des babyloniſchen Theils der Behiſtun-Inſchrift veröffentlichte und dabei die Polyphonie der Schriftzeichen conſtatirte; es folgten weiter die ausgezeichneten Arbeiten des Irländers Dr. Hincks, welcher zuerſt den ſyllabiſchen Charakter der aſſyriſchen Schrift nachwies und zuerſt in ſyſtematiſcher Weiſe die Elemente der Grammatik feſtſtellte, ſowie die Arbeiten Oppert's, der zum erſten mal einen aſſyriſchen Text überſetzt und erklärt, auch die aſſyriſche Grammatik zuſammenhängend dargeſtellt hat. Die verhältnißmäßig ſehr raſchen und ſichern Fortſchritte, welche die babyloniſche Keilſchriftentzifferung trotz des außerordentlich verwickelten Schriftcharakters und trotz der „Chicanen“ von Homophonie, von Polyphonie und von gemiſchter ideographiſcher und phonetiſcher Schreibung machte, ſind freilich zu einem guten Theil mit ein Verdienſt der aſſyriſchen Gelehrten, nämlich der uns überkommenen unſchätzbaren Hülfsmittel der ſog. Syllabare, welche die Zeichen für zuſammengeſetzte Silben, wie *kal*, *lip*, *muk*, durch ſolche für einfache, *ka-al*, *li-ip*, *mu-uk*, erklären und die Ideogramme in überſichtlicher Zuſammen-

10) Die altperſiſchen Keilinſchriften von Perſepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebſt geographiſchen Unterſuchungen über die Lage der im Herodoteiſchen Satrapien-Verzeichniſſe und in einer Inſchrift erwähnten altperſiſchen Völker von Dr. Chriſtian Laſſen (Bonn 1836).

11) Recherches sur l'écriture cunéiforme du système assyrien. Mémoires autographiés par M. F. de Saulcy (Paris 1849).

Digitized by Google

ſtellung durch das oder die jedesmal entſprechenden aſſyriſchen Aequivalente überſetzen. So kann auch die Entzifferung der babyloniſch-aſſyriſchen Keilſchrift ſchon ſeit geraumer Zeit nicht nur als feſt begründet, ſondern ſo gut wie vollendet gelten. Vgl. Schrader, Die aſſyriſch-babyloniſchen Keilinſchriften. Kritiſche Unterſuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung: ZDMG. XXVI, 1872. Von ausführlicheren Darſtellungen der Geſchichte der Entzifferung, ſei es der altperſiſchen Keilſchrift allein oder der babyloniſchen zugleich, ſeien erwähnt: Friedrich Spiegel, Geſchichte der Entzifferung der Keilſchrift: Ausland, 6. Mai 1865, S. 409—420. Derſ., Die altperſiſchen Keilinſchriften. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig 1881, S. 133—148 (Kurze Geſchichte der Entzifferung). Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie. Tome II, Paris 1859, p. 1 fg. Joachim Ménant, Les écritures cunéiformes. Exposé des travaux qui ont préparé la lecture et l'interprétation des inscriptions de la Perse et de l'Assyrie. 2e édit., Paris 1864. Derſ., Leçons d'épigraphie assyrienne. Paris 1873, p. 4—10.

Die Entzifferung der zweiten Gattung der Achämenideninſchriften oder der ſog. mediſchen Keilſchrift, an welcher ſich Weſtergaard und de Saulcy, auch Hincks, Holtzmann und Mordtmann mit mehr oder weniger Glück verſuchten, welche aber weſentlich Norris (Memoirs on the Scythic Version of the Behistun Inscription: IRAS, XV, 1853) zu verdanken iſt, ging natürlich ebenfalls von den Eigennamen aus; das Verdienſt Oppert's iſt es, das auch von Norris erkannte Princip der Gleichheit der babyloniſchen und der mediſchen Schriftzeichen für ſchärfere Faſſung einer Reihe mediſcher Keilſchriftcharaktere verwerthet zu haben. Siehe betreffs des Mediſchen überhaupt Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes, Paris 1859, XI, 296 pp. Daß das Elamitiſche und das Armeniſche, was ihre Schrift anbelangt, nicht erſt entziffert zu werden brauchten, wurde bereits oben bemerkt. Der elamitiſchen Sprache widmete Oppert eine Abhandlung, Les inscriptions en langue susienne. Essai d'interprétation: Extrait no. 13 des Mémoires du Congrès international des Orientalistes, t. II. (Paris 1873). Mit dem Armeniſchen beſchäftigten ſich erfolgreich Hincks, Lenormant, Guyard, vor allem aber Sayce; ſiehe des letzteren erſt jüngſt erſchienene, höchſt verdienſtvolle Schrift: The Cuneiform Inscriptions of Van, deciphered and translated: IRAS. Vol. XIV. Part. 3 and 4, p. 377—732. *(Friedrich Delitzsch.)*

KEIM nennt man die Grundlage, aus welcher ſich jedes organiſche Geſchöpf unter den dazu erforderlichen Bedingungen allmählich entwickelt. Insbeſondere ſpricht man aber vom Keim der Pflanzen und verſteht darunter die Knospen (Augen) am Wurzelſtocke oder an andern Stengeltheilen ausdauernder Gewächſe, vorzugsweiſe aber bei den Blütenpflanzen (Phanerogamen) den weſentlichſten Theil des Samens, die nach der Befruchtung hervorgegangene Anlage zu einer neuen Pflanze. In ſeiner einfachſten Geſtalt ſtellt der Keim oder Keimling (Embryo) ein Zellkörperchen ohne jede Gliederung dar, wie bei den Orchideen, bei Cuscuta, Pirola u. a., in der Regel laſſen ſich aber an demſelben ſchon das Würzelchen (radicula), das Stengelchen oder die embryonale Achſe (cauliculus) mit dem Endknöspchen oder Federchen (plumula) und die Keimblätter (cotyledones), mithin ein vollſtändig angelegtes Pflänzchen, unterſcheiden. Die beginnende Entfaltung des Keims aus dem Samen nennt man das Keimen oder die Keimung. Bei dieſer dehnt ſich das Würzelchen nach unten zur Wurzel aus, während das Stengelchen ſich nach oben verlängert und zum Stengel oder Stamm der Pflanze wird. Am Stengelchen ſtehen die Keimblätter (Cotyledonen, auch Samenlappen oder Keimlappen genannt), welche die Beſtimmung haben, dem jungen Keimlinge während des Keimens Nahrung zuzuführen, die bald in den Keimblättern ſelbſt, bald in einem ſogenannten Eiweißkörper (Sameneiweiß, Endoſperm, albumen) aufgeſpeichert iſt. In Bezug auf dieſen Eiweißträger unterſcheidet man beim Keim verſchiedene Vorkommniſſe; letzterer kann nämlich vom Eiweißträger umgeben ſein, wie bei den Umbelliferen, Euphorbiaceen und vielen andern Pflanzenfamilien, oder er kann denſelben umſchließen (embryo periphericus), wie bei den Caryophylleen, Chenopodeen und den verwandten Familien, oder er kann außerhalb des Eiweißes liegen, wie bei den Gramineen, Cyperaceen, Polygoneen u. a. Betrachtet man den Keim für ſich allein, ohne auf den Eiweißkörper Rückſicht zu nehmen, ſo hat man zunächſt darauf zu achten, ob er gerade, gekrümmt oder ſpiralig eingerollt iſt, und in Bezug auf ſeine Richtung, ob ſein Grund dem Nabel zugewandt iſt, in welchem Falle man ihn als aufrecht bezeichnet, oder ob dies mit ſeiner Spitze ſtattfindet, wo er umgekehrt (inversus) genannt wird. In der Regel iſt in jedem Samen nur ein Keim vorhanden, es kommen jedoch bei einigen Pflanzen faſt immer 2 oder 3 Keime vor, ſo bei Viscum album, Citrus, Funkia u. a. Vor der Keimung bedarf der Same der meiſten Pflanzen einer kürzeren oder längeren Ruhezeit, doch gibt es auch Gewächſe, welche faſt unmittelbar nach der Reife keimen oder ihre Keimkraft ſehr bald verlieren. Die Zeit, in welcher der Same ſeine Keimkraft einbüßt, iſt bei den Pflanzen ſehr verſchieden. Während dieſelbe bei einigen Arten nach ſorgfältigen Beobachtungen mehrere Jahre und Jahrzehnte dauert, erliſcht ſie bei andern ſchon nach Tagen. Ganz unrichtig iſt die Anſicht, daß der Same ſich Jahrtauſende keimfähig erhalte, wie man dies früher von dem ſogenannten Mumienweizen behauptete, wo aber abſichtliche Täuſchung vorlag. Ueberhaupt können die Verſuche mit angeblich aus alten Gräbern ſtammenden Samen nicht ſorgfältig genug angeſtellt werden. In den meiſten Fällen entfaltet ſich der Keim erſt nach der Trennung des Samens von der Mutterpflanze, wenn letzterer einen zur Keimung günſtigen Boden gefunden hat. Es gibt jedoch auch Beiſpiele, wo der Keim ſich ſchon zu entfalten beginnt, wann der Same noch in der auf der Mutterpflanze befindlichen Frucht eingeſchloſſen iſt. Das merkwürdigſte Beiſpiel dieſer Art bietet Rhizophora. — Da bei den Kryptogamen kein Same, alſo auch kein Keim vorhanden iſt, wie bei den Phanerogamen, ſo kann auch

Digitized by Google

nicht von einer Keimung die Rede ſein, obgleich man bisweilen von der Keimung der Sporen ſpricht, weil ſie durch verſchiedene Umgeſtaltung entweder unmittelbar ein neues Pflanzenindividuum entwickeln oder einen ſogenannten Vorkeim (prothallium) bilden, aus dem ſpäter eine neue Pflanze hervorgeht. *(Garcke.)*

KEIM (Theodor), hervorragender proteſtantiſcher Theolog, ward am 17. Dec. 1825 zu Stuttgart geboren. Als Sohn eines Oberpräceptors am dortigen Gymnaſium erhielt er eine ernſte Erziehung und wurde von Jugend auf zu unausgeſetztem Fleiß angehalten. Zu Stuttgart vorgebildet, ſtudirte Keim 1843—1848 zu Tübingen als Zögling des Stiftes. Mit beſonderm Eifer widmete Keim ſich unter Ewald orientaliſchen und unter Baur kirchengeſchichtlichen Studien, doch bewahrte er auch gegenüber letzterem ſo große Selbſtändigkeit des Urtheils, daß darüber geſtritten worden iſt, ob er der Tübinger Schule angehöre. — Im Winter 1847—1848 bearbeitete und löſte er die Preisaufgabe der Theologiſchen Facultät über „Das Verhältniß der Chriſten zum römiſchen Reich in den drei erſten Jahrhunderten". Vom Auguſt 1848 bis Juni 1850 lebte Keim als Hauslehrer im Hauſe des Gouverneurs von Ulm, des Grafen Sontheim, und benutzte ſeine Mußeſtunden zu eifrigen Quellenſtudien zur ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte. Nach einem kurzen Beſuche der Univerſität Bonn wirkte Keim 1851—1855 als Repetent in Tübingen, ward darauf Stadtvicar in Stuttgart und 1857 Diakonus in Eßlingen, wo er bis 1860 als ungewöhnlich beliebter Prediger wirkte. Obgleich bisher ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt, widmete er ſich mit ganzer Hingabe dem praktiſchen Amte. Ueber ſeine Predigtweiſe ſagt er ſelbſt: „Die lebendige Vermittelung des alten Schriftwortes mit der Gegenwart, das war der Grundton meiner Predigten. Dieſe Vermittelung ſuchte ich nicht blos in der ſteten Beziehung des Schriftwortes auf die Lagen und Schäden der Gegenwart, auch des ganzen großen deutſchen Vaterlandes, welches mit Fug und Recht an den Prediger die Forderung ſtellt, auf der Kanzel ein Patriot für Himmel und Erde zu ſein; mein Wunſch war auch, der Bildung, der Aufklärung im edelſten Sinne, dem Fortſchritte des Jahrhunderts gerecht zu ſein und anerkennend und abwehrend durch die Gänge dieſer Bildung die ewige, jugendfriſche Wahrheit des chriſtlichen Glaubens den Gemüthern und den Geiſtern fühlbar zu machen."

Nach langen Verhandlungen und wiederholtem Schwanken entſchloß ſich Keim, 1860 als Profeſſor der Theologie, und zwar für die neuteſtamentlichen Fächer, nach Zürich zu gehen. Hier verlebte er 13 Jahre der fleißigſten Arbeit, geehrt von ſeinen Schülern, geliebt von ſeinen Collegen, geachtet von jedermann. Allerdings fehlte es nicht an Anfechtung; als Mann der Mitte war Keim berufen, aber dann machten beide Parteien, von rechts und von links, ihm einen Vorwurf daraus, daß er von allen kirchlichen Parteikämpfen ſich fern hielt; empfindlich und reizbar, litt Keim ſchwer unter der häuslichen Einſamkeit und mancherlei wiſſenſchaftlichen Anfeindungen. Mit Freuden folgte er deshalb 1873 einem Rufe nach Gießen, empfand aber nur zu bald, daß damit nichts gewonnen ſei. Freilich hatte er jetzt das ganze Gebiet der Kirchengeſchichte zu behandeln, aber die Lehrthätigkeit war an enge Grenzen gebunden und ein langjähriges Gehirnleiden, das ſchon früher durch Kopfſchmerz und Nervoſität läſtig geworden war, trat immer ſtärker hervor. Die letzten Jahre ſeines Lebens wurden ihm überdies dadurch verbittert, daß er von der Regierung zu Darmſtadt genöthigt wurde, ſich wider ſeinen Willen penſioniren zu laſſen. Nach langem Leiden beendete der Tod am 17. Nov. 1878 ein Leben, reich an entſagungsvoller, aber fruchtbarer Arbeit im Dienſte der Wiſſenſchaft.

Keim war ein Charakter, in dem ſtrenge Wahrheitsliebe und perſönliche Frömmigkeit in ſeltener Weiſe vereinigt waren. Daher zeigen auch ſeine Arbeiten auf der einen Seite ein gewiſſenhaftes Forſchen, ein ſorgfältiges peinlich genaues Verhör der Quellen, auf der andern Seite ein ſtarkes religiöſes Pathos, ein tiefes Durchdrungenſein von der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion. Seine Arbeiten gehören ſämmtlich dem Gebiete der Kirchengeſchichte an, und zwar ſind es hier zwei weit voneinander entfernte Zeitabſchnitte, deren Kenntniß durch ſie weſentlich gefördert worden iſt. Der ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte ſind die erſten ſelbſtändigen Schriften gewidmet. Hier hat Keim ein reiches handſchriftliches Material zugänglich gemacht und vor allem in den biographiſchen Arbeiten gezeigt, daß er als Hiſtoriker zugleich Künſtler war. Künſtler nämlich in der anſchaulichen, abgerundeten Schilderung von Perſonen und Verhältniſſen. Mit der Berufung nach Zürich kehrte Keim wieder zu den Studien zurück, welche ihn ſchon in Tübingen beſchäftigt hatten, zur Erforſchung des Urchriſtenthums. Vorbereitet durch mehrere kürzere Darſtellungen erſchien als die reife Frucht langjähriger mühſamer Studien die dreibändige „Geſchichte Jeſu von Nazara". Gibt es überhaupt wenige wiſſenſchaftliche Werke, in welchen eine bis ins Kleinſte und Entlegenſte gehende Detailforſchung mit großen leitenden Geſichtspunkten ſo glücklich verbunden iſt, ſo iſt ohne Frage unter den zahlreichen Bearbeitungen des Lebens Jeſu keine, welche unparteiiſche Erforſchung der Quellen zur Klarſtellung der menſchlichen Entwickelung Jeſu und warmes Verſtändniß für ſeine religiöſe Größe in ſo fruchtbarer Vereinigung zeigt. Als er den Tod bereits herannahen fühlte, gab Keim, verzichtend auf die zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, unter dem Titel „Aus dem Urchriſtenthum" eine Reihe einzelner Abhandlungen heraus, um „dem Leben in ſeiner Weiſe noch einige Früchte abzuringen". Erwähnt ſeien davon diejenigen über „Die Präconiſation des Markus" und über „Das Todesjahr Polykarp's". Hier tritt er der von Waddington aufgeſtellten und von manchen deutſchen Gelehrten adoptirten Beſtimmung des Jahres von Polykarp's Martyrium entgegen, dort vertheidigt er gegen die Annahme, das Markus-Evangelium ſei das älteſte und urſprünglichſte, die Bevorzugung des Matthäus, frei-

Digitized by Google

lich mit dem Zugeſtändniß, daß er auf Grund erneuerter Studien „der Theorie der Redequelle und Geſchichtsquelle ſich nicht mehr unbedingt in den Weg ſtelle“. Das Opus posthumum zeigt leider ſtarke Spuren des Unvollendetſeins.

Chronologiſches Verzeichniß der Schriften und wichtigſten Abhandlungen Keim's (nicht aufgenommen ſind die Artikel in Herzog's Real-Encyklopädie, in Schenkel's Bibellexikon und in der Proteſtantiſchen Kirchenzeitung):

1) Die Reformation der Reichsſtadt Ulm. Ein Beitrag zur ſchwäbiſchen und deutſchen Reformationsgeſchichte, XVI, 420 S. (Stuttgart, Belſer'ſche Buchhandlung 1851). 2) Die römiſchen Toleranzedicte für das Chriſtenthum (311—313) und ihr geſchichtlicher Werth. In den Theologiſchen Jahrbüchern von Baur und Zeller (Jahrgang 1852, S. 207—258). 3) Wolfgang Richard, der Ulmer Arzt, ein Bild aus der Reformationszeit (Ebda. 1853, S. 307—373). 4) Ein Wort über Reuchlin's Bruch mit Luther und Melanchthon (Ebda. 1854, S. 288—294). 5) Die Stellung der ſchwäbiſchen Kirche zur zwingli-lutheriſchen Spaltung vom kirchlichen und politiſchen Geſichtspunkte (Ebda. 1854, S. 536—584, 1855, S. 169—226, S. 356—411). 6) Schwäbiſche Reformationsgeſchichte bis zum Augsburger Reichstag. Mit vorzüglicher Rückſicht auf die entſcheidenden Schlußjahre 1528—1531. Zum erſten mal aus den Quellen dargeſtellt. Mit einem Anhang ungedruckter Reformationsbriefe (XX, 308 S. Tübingen, L. F. Fues 1855). 7) Bedenken gegen die Echtheit des Hadrianiſchen Chriſten-Reſcriptes. Theologiſche Jahrbücher 1856 (S. 387—400). 8) Ludwig Hetzer. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der Sektenbewegungen in der Reformationszeit. Jahrbücher für deutſche Theologie (1856, S. 215—288). 9) Das Nachtmahl im Sinne des Stifters. (Ebda. 1859, S. 63—116). 10) Ambroſius Blarer, der ſchwäbiſche Reformator. Aus den Quellen überſichtlich dargeſtellt (156 S. Stuttgart, Belſer 1860). 11) Reformationsblätter der Reichsſtadt Eßlingen. Aus den Quellen (VII. 167 S. Eßlingen, Weychardt, 1860). 12) Die menſchliche Entwickelung Jeſu. Akademiſche Antrittsrede (17. Dec. 1860) 44 S. (Zürich. Orell, Füßli u. Co. 1861). 13) Freundesworte zur Gemeinde. Eine Sammlung Predigten aus den Jahren 1857—1860. Erſte Hälfte, XII. 339 S. Zweite Hälfte, VIII. 351 S. (Stuttgart, Lindemann 1861, 1862). 14) Der Uebertritt Conſtantin des Großen zum Chriſtenthum. Akademiſcher Vortrag, gehalten am 12. Dec. 1861 im Großrathsſaal in Zürich, nebſt geſchichtlichem Nachweis. VIII. 106 S. (Zürich, Orell, Füßli u. Co. 1862). 15) Die geſchichtliche Würde Jeſu. Eine Charakteriſtik in zwei Vorträgen mit chronologiſchem Anhang. X. 58 S. (Ebda. 1864). 16) Der geſchichtliche Chriſtus. Drei Reden mit Rückſicht auf die neueſten Werke und mit literariſchen Beigaben. Zweite vielfach umgearbeitete Auflage der Schriften „Die menſchliche Entwickelung Jeſu“ und „Die geſchichtliche Würde Jeſu“. 146 S. (Ebda. 1865). 17) Daſſelbe. Eine Reihe von Vorträgen mit Quellenbeweis und Chronologie des Lebens Jeſu. Dritte, vielfach erweiterte Auflage, mit einer Schlußabhandlung über die religiöſe Bedeutung der evangeliſchen Grundthatſachen. XXIV. 241 S. (Ebda. 1866). 18) Geſchichte Jeſu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Geſammtleben ſeines Volkes frei unterſucht und ausführlich erzählt. I. Bd. der Rüſttag, XII, 646 S. (Ebda. 1867). II. Bd. das galiläiſche Lehrjahr. 1. Abtheilung, der galiläiſche Frühling. VIII. S. 1—333 (1871). 2. Abtheilung, die galiläiſchen Stürme. S. 335—618 (1871). III. Bd. das Jeruſalemiſche Todesoſtern. 1. Abtheilung. Der Meſſiaszug. S. 1—290 (1871). Der Jeruſalemiſche Meſſiastod. XI. S. 291—674 (Ebda. 1872). 19) Geſchichte Jeſu, nach den Ergebniſſen heutiger Wiſſenſchaft für weitere Kreiſe überſichtlich erzählt. Dritte Bearbeitung. VIII. 378 S. (Ebda. 1873). Zweite vielfach veränderte, mit kritiſchem Schlußworte vermehrte Auflage. XII. 398 S. (Ebda. 1874). 20) Celſus' wahres Wort. Aelteſte Streitſchrift antiker Weltanſchauung gegen das Chriſtenthum vom J. 178 n. Chr. wiederhergeſtellt, aus dem Griechiſchen überſetzt, unterſucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen. XV. 293 S. (Ebda. 1873). 21) Aus dem Urchriſtenthum. Geſchichtliche Unterſuchungen in zwangloſer Folge. I. Bd. XII. 229 S. (Ebda. 1878). 22) Rom und das Chriſtenthum. Eine Darſtellung des Kampſes zwiſchen dem alten und dem neuen Glauben im römiſchen Reiche während der beiden erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung. Aus Theodor Keim's handſchriftlichem Nachlaß herausgegeben von H. Ziegler, Paſtor prim. an St.-Peter-Paul in Liegnitz (Berlin, G. Reimer 1881). *(Bernhard Pünjer.)*

Keimblatt, ſ. Bryophyllum.

KEISER (Reinhard) war nicht nur einer der allererſten deutſchen, ſondern auch wol der productivſten ſämmtlicher Operncomponiſten und hat außerdem das hohe Verdienſt gehabt, den weltlichen deutſchen Kunſtgeſang neu zu beleben und weſentlich zu verbeſſern. Er wurde im J. 1673 auf einer Reiſe ſeiner Aeltern von Leipzig nach Weißenſels geboren, urkundliche Nachrichten über Ort und Datum der Geburt ſind jedoch nicht zu erlangen geweſen. Sein Vater, ein tüchtiger Muſiker und Componiſt, lebte in freier Stellung und ertheilte muſikaliſchen Unterricht, wobei er öfter ſeinen Aufenthaltsort wechſelte, indem er zeitweilig in Hamburg, Lübeck, Leipzig und in andern Städten lebte. Derſelbe widmete ſeinem mit muſikaliſchem Talent begabten Sohne beſondere Sorgfalt, nicht ſowol in deſſen muſikaliſcher Ausbildung, ſondern auch in der höheren wiſſenſchaftlichen Durchbildung deſſelben, indem er ihn die Thomasſchule und Univerſität zu Leipzig beſuchen ließ. Hier kamen dem jungen Keiſer Opern und Concerte zu Gehör und ſo geſchah es, daß ſich derſelbe mit beſonderer Vorliebe den muſikaliſchen Studien hingab und ſich namentlich der Compoſition zuwandte und zwar letzteres mit ſolchem Erfolg, daß er als Componiſt bald bekannt und ſchon im J. 1692 — alſo kaum 19 Jahre alt — einen Ruf an den braunſchweigiſchen Hof nach Wolfenbüttel und daſelbſt

den Auftrag erhielt, das Schäferſpiel „Ismene“ und das Jahr darauf die Oper „Baſilios“ zu componiren, zwei Werke, welche dazu beitrugen, ſeinen Ruf als Componiſt raſcher und immer weiter zu verbreiten. So kam es, daß er ſchon im J. 1694 die letztgenannte Oper in Hamburg zur Aufführung bringen konnte. Dort war bereits im J. 1678 ein eigenes Opernhaus errichtet und eine ſtändige Oper mit reicher Ausſtattung gegründet worden. Angefeuert von ſeinen Erfolgen fuhr er in Operncompoſitionen, deren Sujets er meiſt der antiken Mythologie entnahm, mit ſeltener Schaffenskraft fort und brachte ſo von 1697 an eine Reihe weiterer Werke, ſo namentlich die Opern „Adonis“, „Irene“, „Janus“, „Almira“ und andere zur dortigen Aufführung. Die allgemeine Beliebtheit derſelben brachte es mit ſich, daß ſie oft wiederholt gegeben werden mußten und daß ſich ſo Keiſer immer mehr die Gunſt des muſikliebenden Publikums erwarb und ſchließlich der Mittelpunkt der muſikaliſchen Beſtrebungen auf der Bühne und im Concertſaal wurde. In dieſer Stellung behauptete er ſich faſt vierzig Jahre hindurch und bewirkte durch ſein unermüdliches Schaffen, daß Hamburg in jener Zeit den weitverbreiteten Ruf genoß, die einzige gute deutſche Oper zu beſitzen. Dies ſein Verdienſt erſtreckte ſich aber, wie ſchon geſagt, auch auf den Concertſaal, denn er veranſtaltete ſchon im J. 1700 in Gemeinſchaft mit dem damaligen erſten Tenoriſten an der hamburger Oper C. L. Mattheſon, einen Cyklus von Winterconcerten, welche den ungetheilteſten Beifall fanden und durch ihre reizende Geſtaltung allgemeines Entzücken hervorriefen. Unaufhaltſam ſchritt Keiſer auf der betretenen Bahn weiter und übernahm im J. 1703 in Gemeinſchaft mit einem hamburger Gelehrten Drüſike die Oper von der Eigenthümerin, einer Witwe Schott, in Pacht und Selbſtverwaltung und zwar mit ſolchem Glück, daß ihm dieſelbe mit ſeinen Compoſitionen eine reiche Einnahme brachte und das Geld in ſeinen Händen überfloß, ihn aber auch zu einem verſchwenderiſchen Leben hinriß. Unerwähnt kann hier nicht bleiben, daß damals, alſo im nämlichen Jahre, der nachmalige Heros der Tonkunſt, Georg Friedrich Händel, in die Kapelle als Violiniſt bei Keiſer eintrat, wol ein untrüglicher Beweis dafür, daß dieſelbe unter Keiſer's Directorium einen weitverbreiteten Ruf genoß. In dieſer Stellung begann Händel ſeine erſten Compoſitionen. — Doch ſchon 1706 endete Keiſer's Thätigkeit als Operndirigent, nachdem Drüſike ausgeſchieden und Keiſer ſich außer Stande ſah, allein ſein Unternehmen aufrecht zu erhalten. Verſchwendung und Mangel einſichtsvoller Benutzung der ihm gebotenen Vortheile waren die Urſache, welche dieſen Nothſtand herbeigeführt hatte. Von Schulden erdrückt und von ſeinen Gläubigern hart heimgeſucht, kehrte er ſeiner Ruhmesſtätte den Rücken, erſt wieder dahin zurückkehrend, als er im J. 1709 wieder mit neuen Opern hervortreten konnte. Wieder verſchafften ihm dieſe und zwar: „Helena“, „Heliates und Olympia“, „Deſiderius“, „Orpheus“ und andere den alten ungetheilten Beifall und er ſtieg ſo raſch wieder in der allgemeinen Gunſt, daß ſich ſeiner Verheirathung mit der Tochter eines reichen Patriciers, des Rathsmuſikus Oldenburg, kein Hinderniß in den Weg ſtellte, dieſe ihn vielmehr wieder in den Stand ſetzte, ſein ehemaliges opulentes Leben von neuem zu beginnen. Wiederum nahm er mit Mattheſon im J. 1716 die Veranſtaltung von Concerten auf, beſuchte auch 1722 Kopenhagen. Dort componirte er Inſtrumentalwerke und wurde zum königlichen Kapellmeiſter ernannt. Nach Hamburg zurückgekehrt, bekleidete er an der dortigen Katharinenkirche von 1728 an die Stelle eines Cantors und Kanonikus, ſchrieb als ſolcher auch einige geiſtliche Compoſitionen, bei deren Aufführung ſeine Gattin, eine vortreffliche Sängerin, mitwirkte; damit trat die bis dahin in Hamburg ungewohnte Erſcheinung der Frauen bei Aufführung von Kirchenchören ein. Von 1729 bis 1730 ſoll dann Keiſer auch als Opernkapellmeiſter nach Moskau und Petersburg gegangen ſein, doch findet ſich hierüber keine zuverläſſige Quelle. Im J. 1735, in welchem er ſeine Gattin durch den Tod verlor, begab ſich Keiſer wiederum nach Kopenhagen zu ſeiner Tochter, welche daſelbſt Hofſängerin war, und ſtarb dort unter deren Pflege am 12. Sept. 1739.

Wie oben ſchon hervorgehoben worden, war Keiſer einer der productivſten ſämmtlicher Operncomponiſten, dafür ſpricht auch, daß er, wie angenommen zu werden pflegt, 116 bis 120 Opern geſchrieben habe, diejenigen ausgenommen, an denen er nur als Mitarbeiter betheiligt geweſen und zu denen vorzugsweiſe „Parthenope“ (1733) und „Circe“ (1734) zählen. Ein vollſtändiges Verzeichniß aller Keiſer'ſchen Opern hat E. O. Lindner auf Grund der Operntextbücher, welche ſich in den Bibliotheken in Berlin und Weimar befinden, in ſeinem Werke: „Die erſte ſtehende deutſche Oper“ (Berlin 1855) zuſammengeſtellt. Den Opern reihen ſich Compoſitionen anderer Art, ſo Cantaten, Serenaden und Inſtrumentalwerke an, welche ebenfalls im Druck erſchienen ſind. Beſonders bemerkenswerth iſt ſein durch den Reichthum an lieblichen und tiefempfundenen Melodien weit und breit bekannt gewordenes und geſuchtes, in Hamburg im J. 1714 im Druck erſchienenes Werk: „Muſikaliſche Landluft“, welches an Melodienfülle wol unübertroffen daſtehen dürfte, was auch Händel und Haſſe ausdrücklich anerkannt haben. Letzterer, ein berühmter und gefeierter Operncomponiſt und Sänger, war aus ſeinem Geburtsorte Bergedorf nach Hamburg übergeſiedelt, um ſeine muſikaliſche Ausbildung fortzuſetzen, und hatte ſo als Schüler Keiſer's in Geſang, Klavierſpiel und Tonſatz aus nächſter Nähe Gelegenheit, die Vortrefflichkeit ſeines Meiſters zu erkennen und ein begeiſterter Jünger deſſelben zu werden. Auch der Componiſt und Muſikſchriftſteller Johann Friedrich Reichardt, Kapellmeiſter der königl. italieniſchen Oper in Berlin, rühmt, wie hochbedeutend Keiſer für die Entwickelung des deutſchen Liedes geweſen und wie derſelbe namentlich den rechten Ton für die Goethe'ſche Lyrik angeſchlagen habe. Außerdem preiſen auch Mattheſon, welcher ſich auch als muſikaliſcher Schriftſteller hervorthat und als ſolcher die culturgeſchichtliche Bedeutung eines Chroniſten ſeiner Zeit beſitzt, und Johann Adolf Scheibe, ein ebenfalls bedeutender Theore-

Digitized by Google

tiker damaliger Zeit, ihren Freund und Zeitgenoſſen Keiſer als den erſten Operncomponiſten der Welt. Alles in allem zuſammengefaßt. kann als unbeſtreitbare Wahrheit hingeſtellt werden, daß Keiſer nicht nur ein genialer Schöpfer der Oper, ſondern auch der Förderer und Beſſerer des weltlichen deutſchen Kunſtgeſangs geweſen iſt und daß er das bedeutſame Verdienſt gehabt hat, darin überall, namentlich auch in der Cantate und dem Oratorium, das Lyriſch-dramatiſche zur vollen Geltung gebracht zu haben.

(*Eduard Langenhan.*)

KEITH (George), ein durch die Freundſchaft Friedrich's des Großen bekannt gewordener Diplomat und Führer der Jakobiten, iſt am 2. April 1685 zu Kinkardine in der gleichnamigen ſchottiſchen Grafſchaft geboren. Von der in ſeiner Familie erblichen Würde eines Marſchalls von Schottland nannte er ſich gewöhnlich Lord Mariſhal.

In früher Jugend widmete er ſich dem Kriegsdienſte, machte 1712 den Feldzug in Flandern unter Marlborough mit und trat dann als Kapitän in die Leibgarde der Königin Anna (ſ. d. Art.) Beim Tode derſelben wandte er ſich nach kurzem Schwanken zwiſchen den Parteien der Sache des Prätendenten (Jakob III., ſ. d. Art.) zu und gehörte zu den eifrigſten Förderern des Aufſtandes von 1715. Er befehligte in der Schlacht zwiſchen Dumblaine und Sherifmoor am 22. Nov. 1715 den rechten Flügel der ſchottiſchen Armee und errang einige Vortheile, die jedoch durch die Niederlage der andern Heerestheile wieder verloren gingen. Nach der Auflöſung der Armee hielt er ſich eine Zeit lang in den Hochlanden und ſpäter auf einer kleinen zur Hebridengruppe gehörigen Inſel verborgen. Im J. 1716 durch Parlamentsbeſchluß unter Verluſt ſeiner Güter und Würden zum Tode verurtheilt, rettete er ſich auf einem vom Prätendenten geſandten Schiffe nach Frankreich und trat 1719 als maréchal de camp (Generalmajor) in ſpaniſche Dienſte. In dieſer Stellung landete er im März deſſelben Jahres zur Unterſtützung der Jakobiten mit 2 Fregatten und 6 Compagnien Fußvolk in der Bucht von Stornoway. Die Uneinigkeit der Führer, das Misgeſchick der Flotte und die geringe Betheiligung der Schotten an der ganzen Unternehmung waren die Urſachen, daß die Armee ſich nach wenigen Wochen auflöſte. Die ſpaniſchen Hülfstruppen gaben ſich gefangen, aber Lord Mariſhal, welcher nicht darauf rechnen durfte, als Kriegsgefangener behandelt zu werden, zog es vor, bei ſeinen Freunden in den Hochlanden eine Zuflucht zu ſuchen; einige Monate ſpäter entkam er nach Holland und verſuchte von hier aus auf dem Landwege nach Spanien zu gelangen. In Toulouſe wurde er jedoch bei dem Verſuche, ohne Legitimation die Grenze zu überſchreiten, verhaftet, ſechs Monate im Gefängniß behalten und dann nach Italien ausgewieſen. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Prätendenten in Rom begab ſich Lord Mariſhal nach Spanien und gerieth während der Reiſe in die Gefahr, den Engländern ausgeliefert zu werden. Durch die Unterſtützung einflußreicher Freunde gelang es ihm, in Madrid ſeine Wiederanſtellung als Generallieutenant im Dienſt des Königs von Spanien zu bewirken; ſeine Beſoldung war indeſſen ſehr kärglich bemeſſen und wurde ihm nicht regelmäßig ausgezahlt. Mit Ausnahme eines Feldzuges gegen die Mauren, wo Lord Mariſhal die Expedition 1732 als Generalſtabsoffizier begleitete, trat derſelbe nie in Function, ſondern lebte als Privatmann abwechſelnd in Avignon und Valencia.

Im J. 1738 begab ſich Lord Mariſhal infolge der ſchweren Verwundung ſeines Bruders Jakob Keith (ſ. den folg. Art.) nach der Ukraine und begleitete denſelben auf den Reiſen nach Petersburg und Paris. Auf der Durchreiſe hatte Lord Mariſhal in Berlin die Ehre, bei Gelegenheit einer Audienz, welche der König ſeinem Bruder gewährte, dem damaligen Kronprinzen und ſpäteren Könige Friedrich dem Großen vorgeſtellt zu werden. Dieſe flüchtige Begegnung bildet den Anfangspunkt der intimen Beziehungen, in welche Lord Mariſhal einige Jahre ſpäter zu demſelben trat.

Im J. 1740 reiſte er unter dem Schutze ſeines Bruders Jakob nach England, wo es ihm gelang einige Trümmer ſeines Vermögens zu retten, und kehrte darauf wieder nach Valencia zurück.

Im J. 1744 vom Prinzen Karl Eduard (Le chevalier de St. George (ſ. d. Art.), zur Uebernahme eines Commandos nach Dünkirchen berufen, entzweite ſich Lord Mariſhal mit den Führern der Expedition und nahm ſeine Entlaſſung aus allen Dienſtverhältniſſen. Nachdem er unter Einſchränkungen und Entbehrungen aller Art in Venedig gelebt hatte, reiſte er 1746 nach Rußland, in der Hoffnung, dort mit Hülfe ſeines Bruders eine Anſtellung zu finden; er wurde jedoch infolge ſeiner Betheiligung an den jakobitiſchen Erhebungen auf Betreiben des engliſchen Geſandten an der Grenze zurückgewieſen und kehrte nach einer Unterredung mit ſeinem Bruder ohne Aufenthalt nach Venedig zurück. Einer Einladung Friedrich's des Großen folgend, ſiedelte er 1748 nach Potsdam über, wo er, geehrt durch die Freundſchaft des Königs, im Umgange mit ſeinem Bruder und einigen andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, die glücklichſten Jahre ſeines Lebens verlebte. Im J. 1750 verlieh ihm der König den Schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Geſandten in Paris, von wo er 1753 als Gouverneur nach Neufchatel verſetzt wurde. Im J. 1759 bat Lord Mariſhal in Rückſicht auf die daſelbſt ausgebrochenen religiöſen Streitigkeiten um Enthebung von ſeinem Poſten. Friedrich der Große ſträubte ſich lange, dieſes Geſuch ernſthaft zu behandeln, da es ſich lediglich um eine theologiſche Streitfrage über die Dauer der Höllenſtrafen und die Mitwirkung des Teufels dabei handelte, und entſchloß ſich erſt dann dazu, Lord Mariſhal einen Nachfolger zu geben, als die Aufregung der Bevölkerung in offene Empörung überzugehen drohte. Die Geiſtlichkeit von Neufchatel, welche den Streit geſchürt und ſich bei dem Könige beſchwert hatte, erhielt den Beſcheid: „que puisqu'ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait très-bon que le diable ne s'en fît faute“. Gleichzeitig erhielt Lord Mariſhal den Auftrag, ſich als Geſandter des Königs nach Madrid zu begeben und ſeine Bemü-

Digitized by Google

hungen darauf zu richten, die ſpaniſche Regierung für einen allgemeinen Frieden günſtig zu ſtimmen. Die Verhältniſſe am ſpaniſchen Hofe waren jedoch der Art, daß Lord Mariſhal ſich ſehr bald von der völligen Ausſichtsloſigkeit ſeiner Beſtrebungen überzeugte, und er bat nun um ſo dringender um Enthebung von ſeinem Poſten, als er inzwiſchen durch die Vermittelung Friedrich's des Großen von Georg II. amneſtirt worden war. Aus dem preußiſchen Dienſt entlaſſen, begab ſich Lord Mariſhal zunächſt nach England, wo er bei Hofe mit allen Ehren empfangen wurde Eine Erbſchaft von 30,000 Livres Renten ſetzte ihn in den Stand, ſeine confiscirten Güter wieder zu erwerben, und, den Bitten ſeiner Landsleute nachgebend, beſchloß er, dauernd ſeinen Wohnſitz in Schottland zu nehmen. Dieſer Entſchluß wurde jedoch durch einen Beſuch, welchen Lord Mariſhal 1762 Friedrich dem Großen in Potsdam abſtattete, ſtark erſchüttert; er kehrte zwar noch einmal nach Schottland zurück, gab jedoch ſehr bald den wiederholten Einladungen ſeines königlichen Freundes nach und ſiedelte für immer nach Potsdam über, wo er bis zu ſeinem Tode eine Zierde jenes Kreiſes geiſtreicher Männer bildete, welche der große König ſeines vertrauteren Umganges würdigte.

Lord Mariſhal ſtarb am 25. Mai 1778 und wurde ſeinem letzten Willen gemäß ohne jede Ceremonie in der einfachſten Weiſe von ſeinen Dienern auf dem Friedhofe in Potsdam beſtattet.

Die Zeitgenoſſen erkennen einſtimmig die Reinheit ſeines Charakters und die Schärfe ſeines Geiſtes an.

Quellen: D'Alembert, Éloge de Milord Maréchal (Berlin 1779); Varnhagen von Enſe, Leben des Feldmarſchalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(*Ulbrich.*)

KEITH (Jakob), Bruder des Vorigen, preußiſcher General-Feldmarſchall, iſt nach Douglas, Peerage of Scotland, am 11. Juni 1696 zu Inverugie-Caſtle in Schottland geboren; andere Quellen nennen Fretereſſa und Dennottar ebendaſelbſt. Im älterlichen Hauſe von dem ſpätern Biſchofe Robert Keith ſorgfältig unterrichtet, ſtudirte Keith 1714 in Edinburgh, ergriff die Partei der Jakobiten und theilte die Schickſale ſeines Bruders (ſ. den vorhergehenden Art.) bei den Aufſtänden von 1715 und 1719. Nachdem er ſeine Studien in Frankreich vollendet hatte, trat er nach vergeblichen Bemühungen, in andern Armeen eine Anſtellung zu erhalten, 1728 auf die Empfehlung des ſpaniſchen Geſandten in Petersburg als Generalmajor in ruſſiſche Dienſte und wurde 1730 zum Commandeur des Ismailowſchen Garde-Regiments ernannt. Im J. 1733 führte Keith anläßlich der Wahl Stanislaus Leszczynski's (ſ. d. Art.) ein Corps von 6000 Mann nach Polen, trat jedoch ebenſo wenig damit in Action wie im folgenden Jahre, wo er unter Laſch mit 20,000 Mann an den Rhein rückte und infolge des inzwiſchen eingetretenen Friedens nach Kiew zurückbeordert wurde.

In den Türkenkriegen commandirte er 1736 unter Münnich ein Corps bei der Belagerung von Aſow und wurde 1737 beim Sturm auf Oczakow ſchwer verwundet. Auf Veranlaſſung ſeines aus Valencia herbeigeeilten Bruders (ſ. den v. Art.) wurde Keith zu ſeiner Wiederherſtellung zunächſt nach Petersburg und ſpäter nach Paris transportirt. Bei Keith's Ankunft in Berlin wünſchte der König von Preußen ihn kennen zu lernen und ließ ihn, da er ſelbſt krank daniederlag, in einem Seſſel vor ſein Bett bringen. Von dieſer eigenthümlichen Audienz datiren die freundlichen Beziehungen Keith's und ſeines Bruders zu Friedrich dem Großen, welcher damals als Kronprinz dieſer Unterredung beigewohnt hatte.

In Paris empfahl ſich Keith nach Heilung ſeiner Wunde der Zarin durch diplomatiſche Dienſte und wurde 1740 als Geſandter Rußlands nach England geſchickt, von wo er nach Erledigung ſeines Auftrages nach Rußland zurückkehrte und die Statthalterſchaft der Ukraine übernahm.

Im J. 1741 errang Keith in dem Kriege gegen die Schweden am 3. Sept. einen glänzenden Sieg bei Wilmanſtrand und vertrieb den Feind auch von den Alandsinſeln. — Nach dem Frieden von Abo ging Keith 1743 als außerordentlicher Geſandte nach Stockholm, erwarb ſich in einer überaus ſchwierigen Stellung das Vertrauen aller Parteien und kehrte 1744, mit Ehrenbezeigungen überhäuft, nach Rußland zurück. Die Kaiſerin belohnte Keith in der freigebigſten Weiſe; zu dem ihm ſchon früher verliehenen Alexander-Newsky-Orden fügte ſie den Andreas-Orden, vermehrte Keith's Einkünfte, überließ ihm ein Gut in Livland zum lebenslänglichen Nießbrauch und ſchenkte ihm einen auf 8000 Rubel geſchätzten Ehrendegen. Gleichwol wurde Keith's Stellung in Rußland durch die Feindſchaft des Vicekanzlers Beſtuſchew, welchen er durch ſeine Berichte aus Stockholm bloßgeſtellt hatte, unerträglich und Keith bat, nachdem ſeinem Bruder (ſ. d. v. Art.) der Eintritt in die ruſſiſchen Staaten verſagt und ihm ſelbſt unter einem nichtigen Vorwande der bereits übertragene Oberbefehl über die bei Narwa zuſammengezogenen Truppen wieder entzogen wurde, um ſeinen Abſchied, der ihm im Auguſt 1747 unter der Verpflichtung gewährt wurde, nie gegen Rußland Dienſte zu nehmen. Von Kopenhagen, wohin er ſich zunächſt begab, ſchrieb Keith an Friedrich den Großen und bot dem Könige ſeine Dienſte an; eine überaus huldvolle Antwort desſelben erwartete ihn bei ſeiner Landung in Hamburg. Ohne Aufenthalt eilte er nach Potsdam und empfing am 18. Sept. 1747 aus den Händen des Monarchen ſein Patent als Generalfeldmarſchall der preußiſchen Armee. Im J. 1749 wurde Keith zum Gouverneur von Berlin und zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt; ſein jährliches Einkommen ſtieg auf 12,000 Thaler. Die Akademie wählte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges rückte Keith in der Umgebung des Königs in Sachſen ein und wurde zur Erfüllung der formellen Höflichkeiten verwandt, welche Friedrich der Große namentlich gegen die Königin von Polen nicht außer Acht laſſen wollte. Die über ihn verbreitete Verleumdung, daß er bei Eröffnung des „Geheimen Archivs", welches die Königin in Perſon verthei-

Digitized by Google

digte, bis zu perſönlicher Gewaltthätigkeit gegen dieſelbe geſchritten ſei, widerlegt ſich durch die Thatſache, daß die Königin ihn auch ſpäter wiederholt empfing.

Im September 1756 rückte er an der Spitze eines Corps in Böhmen ein, ſchlug bei Außig eine Brücke über die Elbe, nahm das feſte Schloß Tetſchen und concentrirte die Armee im Lager von Johnsdorf, wo der König den Befehl übernahm. Nach der Schlacht bei Lowoſitz (1. Oct. 1756) führte Keith die Armee in die Winterquartiere an der ſächſiſchen Grenze.

In dem Feldzuge von 1757 begleitete Keith den König auf ſeinem Zuge gegen Prag, nahm jedoch an der Schlacht keinen directen Antheil, da er mit 26 Bataillonen und 38 Schwadronen nach dem linken Moldauufer geſandt wurde, um den Rückzug des Feindes nach dieſer Seite zu verhindern. Während der Belagerung von Prag ſchlug Keith die Ausfälle der Oeſterreicher am 24. und 28. Mai glänzend zurück und erwarb ſich nach der Niederlage von Kollin durch die Ausführung des Rückzuges nach Sachſen, ſowie im October dieſes Jahres durch ſeine Operationen an der Saale und durch die Behauptung von Leipzig die volle Anerkennung des Königs.

Nach der Schlacht bei Roßbach (am 5. Nov.) erhielt Keith den Befehl, mit 4000 Mann in Böhmen einzufallen, um dem Könige den Marſch durch die Lauſitz zu erleichtern. Der Zweck dieſer Diverſion wurde vollſtändig erreicht; Keith erbeutete anſehnliche Kriegsvorräthe des Feindes und kehrte ohne Verluſte nach Sachſen zurück. Bei der Eröffnung des Feldzuges von 1758 wurde Keith die Belagerung von Olmütz übertragen. Die Feſtung war gut verproviantirt, hatte 10,000 Mann Beſatzung und wurde zweckmäßig vertheidigt. Dem nur 6000 Mann ſtarken Belagerungs-Corps fehlte es dagegen an Proviant, an Artillerie und vor allem an Munition. Der Angriff gerieth bald ins Stocken und mußte ganz aufgegeben werden, als die von dem Könige geſandte Zufuhr am 30. Juni bei Domſtädtl den Oeſterreichern in die Hände fiel. Den Rückzug nach der Grafſchaft Glatz führte Keith wiederum zur vollſtändigen Zufriedenheit des Königs aus. Während Friedrich der Große den Ruſſen nach Cüſtrin entgegenrückte, blieb Keith unthätig in Schleſien zurück. Krankheit und vielleicht auch der Wunſch, nicht gegen Rußland zu kämpfen, mögen ihn dazu veranlaßt haben; aber ſchon Ende Auguſt führte er dem Könige ſein Corps von Grüſſau aus nach Sachſen entgegen und vereinigte ſich am 10. Oct. mit ihm in dem Lager bei Hochkirch. Es iſt bekannt, daß Keith beim Anblick dieſer herausfordernden Stellung geſagt hat: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans les camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus.“ Der König erwiderte ſcherzend darauf: „Il faut espérer qu'ils auront moins peur de la potence que de nous autres.“ Dagegen findet ſich in einem Briefe Keith's vom 12. Oct. an ſeinen Bruder keine Andeutung einer Beſorgniß; er ſagt im Gegentheil: „Man ſieht daraus deutlich, daß es Daun's Abſicht nicht iſt, eine Schlacht zu liefern.“ Der König theilte dieſen verhängnißvollen Irrthum.

Keith hatte ſein Quartier in Rodewitz genommen und wurde am Morgen des 14. Oct. durch den Donner der Kanonen geweckt. Er eilte ſofort auf den Kampfplatz, ſammelte die Flüchtigen und ſtellte ſich an die Spitze des Regiments von Kannacher, um die große Batterie, welche den rechten Flügel des preußiſchen Lagers gedeckt hatte, wieder zu gewinnen. Die Reiterei, welche aus dem zweiten Treffen heranſprengte, ſchaffte Luft, und es gelang Keith die Höhe zu erreichen. Hier ſtockte der Angriff, und das ſtark gelichtete Häuflein war augenblicklich umzingelt. Keith ſaß noch feſt im Sattel, obgleich er ſchon beim Beginn des Sturmes einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte. Von allen Seiten drängten die Feinde, aber die preußiſchen Bajonnete ſchafften Raum und der Rückzug nach Hochkirch konnte angetreten werden. In dieſem Augenblicke traf Keith eine Flintenkugel mitten in die Bruſt und er ſank in die Arme ſeines Läufers Thebay, der ihm freiwillig ins Gefecht gefolgt war. Vergebens bemühte ſich dieſer, ihn wieder aufs Pferd zu heben. Keith glitt zu Boden; die allgemeine Flucht trennte ihn von ſeiner Umgebung, und die dichte Maſſe von Freund und Feind wälzte ſich über den Sterbenden hinweg. Die weiteren Schickſale Keith's ſind in Dunkel gehüllt. Nach der Schlacht fand man ſeine Leiche, geplündert und vollſtändig entkleidet, zwiſchen Todten und Verwundeten in der Kirche von Hochkirch. Recognoſcirt wurde die Leiche nur durch den öſterreichiſchen General Laſcy, welcher Keith in Rußland kennen gelernt hatte. Auf dieſes Zeugniß hin ließ Daun den gefallenen Helden mit allen ſeinem Range gebührenden Ehren beſtatten. Im J. 1759 wurde Keith's Leiche nach Berlin gebracht und mit großer Feierlichkeit in der Garniſonkirche daſelbſt beigeſetzt. Die Marmorſtatue auf dem Wilhelms-Platze in Berlin ließ Friedrich der Große 1786 errichten. Auch in Hochkirch erinnert ein Denkmal an ſeinen Tod.

Keith ſtarb im 63. Lebensjahre; er war vorzeitig gealtert, und ſeine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen liebenswürdigen Greis. In der Armee war er nicht beliebt und bei aller Anerkennung ſeiner Rechtſchaffenheit und guten militäriſchen Eigenſchaften theilten ſeine Offiziere keineswegs das große Vertrauen, welches ihm der König immer bewahrt hat.

Quellen: A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written by himself 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable (Edinburgh 1843). — Varnhagen von Enſe, Leben des Feldmarſchalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(Ulbrich.)

KEITH (George Elphinstone), Viscount, engliſcher Admiral, geboren zu Elphinſtone in der ſchottiſchen Grafſchaft Eaſt-Lothian am 12. Jan. 1746, war der jüngſte Sohn des zehnten Lords (Baron) Elphinſtone. Seine Mutter, geborene Clementine Fleming, war eine Nichte des George Keith, des letzten Earl-Marſhall von Schottland, ſowie auch des Feldmarſchalls Keith. George Elphinſtone wurde in Glasgow erzogen und trat 1762

Digitized by Google

in den britiſchen Seedienſt. Er diente auf verſchiedenen Fregatten, begleitete ſeinen Bruder William Elphinſtone nach China, ging 1769 mit Commodore Lindſey nach Indien und wurde, vom Commodore mit Depeſchen nach England geſandt, Lieutenant, dann 1772 Commandeur und, obgleich er 1774 zum Mitglied des Unterhauſes für die Grafſchaft Dumbarton erwählt worden war, ein Sitz, für welchen er auch 1780 und 1786 wieder erwählt wurde, ward er bereits im März 1775 zum Kapitän ernannt. Er hatte zuerſt den Befehl des Marlborough von 74 Kanonen, dann des Pearl und dann des Perſeus, auf welchem er unter Lord Howe und Admiral Arbuthnot an der Küſte von Amerika diente. Bei der Einnahme von Charleſton befehligte Kapitän Elphinſtone ein Detachement Mariner, welche ans Land geſetzt wurden. Er war ebenfalls thätig bei dem engliſchen Angriffe auf Mud-Island am 15. Nov. 1777 und erhielt ſodann das Commando des Warwick von 50 Kanonen, auf dem Prinz William Henry, ſpäter Herzog von Clarence und dann König William IV. von Großbritannien, ſeine Lehrjahre als Seemann beſtand. Im J. 1781 im Januar nahm Kapitän Elphinſtone nach kurzem Kampfe das holländiſche Kriegsſchiff Rotterdam von 50 Kanonen und 300 Mann Beſatzung. Am 11. Sept. 1782 nahm er auf der Höhe des Delaware die franzöſiſche Fregatte Aigle von 40 Kanonen, commandirt vom Comte de la Touche, welcher ſich nebſt Baron de Vioménil und andern Offizieren den Fluß hinauf flüchtete. Während des ganzen amerikaniſchen Freiheitskrieges war Kapitän Elphinſtone an der amerikaniſchen Küſte unter Admiral Digby als Kapitän des Warwick beſchäftigt. Georg III. ernannte den Kapitän im J. 1783 zum Secretär und Kämmerer des Königreichs Schottland. Im J. 1789 heirathete er Miß Jane Mercer, welche jedoch bereits 1797 ſtarb.

Im Befehle des Robuſt diente Kapitän Elphinſtone hierauf unter Admiral Hood im Mittelländiſchen Meere und war 1793 bei der Einnahme von Toulon betheiligt. Bei der engliſchen Vertheidigung des Platzes gegen die franzöſiſche Republik hatte er den Befehl des Forts la Malque, vermochte aber nicht ſich gegen die von Bonaparte commandirte Artillerie zu halten. Nach der Uebergabe des Platzes erhielt der Kapitän Elphinſtone den Auftrag, die franzöſiſchen Royaliſten einzuſchiffen, vermochte aber nicht den Auftrag auszuführen und zu verhindern, daß der größte Theil jener Unglücklichen der Wuth der Republikaner anheimfiel. Nach ſeiner Rückkehr nach England erhielt Elphinſtone den Bath-Orden, ward Contre-Admiral vom Blauen Geſchwader am 12. April 1794 und bereits am folgenden 4. Juli Contre-Admiral vom Weißen Geſchwader. Nach Ausbruch des Krieges zwiſchen Holland und Großbritannien ging der Contre-Admiral im Januar 1795 mit ſeinem Geſchwader und Truppen unter General Clarke ab, um die holländiſche Colonie des Caps der guten Hoffnung in Beſitz zu nehmen. Capſtadt wurde am 16. Sept. beſetzt und die Colonie unter die britiſche Flagge gebracht, worauf der Admiral nach dem holländiſchen Oſtindien fuhr und Ceylon, Cochin, Malacca, die Molukken in Beſitz nahm und dann 1796 ſich in der Seldanha-Bai der holländiſchen Flotte, 2 Linienſchiffe, 5 Fregatten, 3 Corvetten, bemächtigte. Im J. 1797 ward Elphinſtone zum Peer des Königreichs Irland unter dem Titel Baron Keith of Stonehaven Mariſhal erhoben und erhielt 1798 das Commando im Mittelländiſchen Meere unter dem Earl St.-Vincent, dem Kapitän Jervis, unter dem George Elphinſtone zuerſt in den Dienſt der Flotte trat, und als der Earl ſich bald darauf wegen Kränklichkeit zurückzog, erhielt Lord Keith das Commando en chef. In Cooperation mit dem öſterreichiſchen General Melas blokirte Lord Keith Genua und zwar ſo ſcharf, daß dem Platze alle Zufuhr abgeſchnitten wurde, und daß Maſſena trotz ſeiner tapfern Vertheidigung, vom Hunger bewältigt, ſich ergeben mußte (5. Juni 1800). Hierauf ergab ſich auch Malta einer Abtheilung von Keith's Flotte.

Am 5. Oct. 1801 erſchien Keith vor Cadix mit 2 Linienſchiffen und 27 Fregatten, 94 Transportſchiffe escortirend, welche 20,000 Mann unter dem Befehle des Sir Ralph Abercrombie führten. Cadix war damals vom Gelben Fieber heimgeſucht. Don Thomas di Morla, der ſpaniſche Commandant, ſandte Lord Keith eine Zuſchrift mit der inſtändigen Bitte, unter obwaltenden Umſtänden die Belagerung auszuſetzen, indem er ihn auf die traurigen Folgen aufmerkſam machte, welche auch für die Belagerer aus einem Angriffe entſtehen müßten. Lord Keith antwortete, es werde ihm genehm ſein abzuſegeln, wenn die Spanier ihm ihre geſammte Kriegsflotte auslieferten; Don Morla verwarf dieſen Antrag aber mit Entrüſtung. Am 6. Oct. verſuchte Keith eine Landung; allein die Vertheidigung, wenn nicht die Furcht vor Anſteckung, veranlaßten ihn, ſeine Leute wieder einzuſchiffen. Es gelang Keith jedoch, die Vereinigung der ſpaniſchen Flotte mit der franzöſiſchen zu verhindern. Die ſpaniſche Flotte enthielt 22 Linienſchiffe. Er verfolgte die franzöſiſche, 24 Linienſchiffe unter Admiral Breux, bis Breſt.

Keith nahm nun ſeinen Curs nach Aegypten und deckte mit großem Geſchick die Landung der Armee Abercrombie's bei Abukir, wofür er den Dank beider Häuſer des Parlaments erhielt und zum Baron (Peer) des Vereinigten Königreichs erhoben wurde. Lord Keith verweigerte die Ratification des von Sir Sidney Smith mit den Franzoſen abgeſchloſſenen Vertrags von el Ariſh, laut deſſen Kleber ſich anheiſchig machte, das Land zu räumen unter der Bedingung, daß ſeine Truppen mit Waffen und Gepäck nach Frankreich befördert würden. Kleber hatte die Convention bereits theilweiſe ausgeführt, bereits Oberägypten, auch Damiette geräumt, als Lord Keith die Ratification der Convention verweigerte und verlangte, daß die Franzoſen die Waffen niederlegen und ſich als Kriegsgefangene ergeben ſollten. Kleber erklärte aber in der Proclamation, welche er hierauf an ſeine Armee erließ: „Soldats, on ne répond à de telles insolences que par la victoire, préparez vous à combattre“.

Im J. 1803 erhielt Keith den Oberbefehl in der Oſtſee, 1805 ward er Admiral vom Weißen Geſchwader. Er vermochte aber nicht die Einnahme Königsbergs durch

Digitized by Google

die Franzoſen (10. Juni 1807) zu verhindern. Ein Corps, welches Keith ausſchiffte, dem Platze zu Hülfe zu kommen, wurde von den franzöſiſchen Generalen Lefebvre, Denouettes und du Muy vernichtet. Wegen dieſes Unfalls wurde er nach England zurückberufen, wo er ſeine zweite Ehe einging und im Januar 1808 Miß Thrale, die Tochter eines Mitgliedes des Unterhauſes, heirathete. Im Mai 1814 wurde Lord Keith zum Viscount erhoben. Es war infolge ſeiner ſorgſamen Aufſtellung der Kreuzer, daß die Gefangennahme Napoleon's auf deſſen Flucht von Waterloo erfolgte. Viscount Keith wurde hierauf vom Prinz-Regenten beauftragt, Napoleon, als er ſich auf dem Bellerophon befand, die zwiſchen England, Rußland, Preußen und Oeſterreich vereinbarte Beſchlußnahme mitzutheilen, welche Napoleon zum Gefangenen erklärte. Im folgenden Jahre heirathete Viscount Keith's einzige Tochter Margaretha Maria den Comte de Flahaut, Napoleon's getreuen Aide de Camp. Keith hatte keine Söhne, ſeine Titel vererbten ſich durch ſeine Tochter auf den Comte Flahaut de la Barladerie. Viscount Keith genoß noch eine Reihe ruhiger Friedensjahre und ſtarb auf ſeinem Stammſitze zu Tulſallan-Houſe in der ſchottiſchen Grafſchaft Perth am 10. März 1823. (*W. Bentheim.*)

KEITHIA, eine von Bentham aufgeſtellte Gattung der Labiaten mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, meiſt 13nervig, mit gleicher oder ſchiefer Mündung, 5 faſt gleichlangen Zähnen und unbehaartem oder wolligem Schlunde. Die Kronröhre ragt aus dem Kelche hervor, iſt gerade, nach oben zu ein wenig erweitert, innen nackt, der Kronſaum iſt 2lippig mit aufrechter, faſt flacher ausgerandeter hinterer und abſtehender, dreiſpaltiger vorderer Lippe, deren Lappen entweder flach und faſt gleich groß ſind oder einen breiten ausgerandeten Mittellappen beſitzen. Von Staubgefäßen ſind nur die beiden vordern vorhanden, welche entweder aus der Blumenkrone hervorragen oder in derſelben eingeſchloſſen ſind, ihre Beutel ſind zweifächerig mit auseinandertretenden, durch ein breites Mittelband getrennten Fächern. Der Griffel iſt an der Spitze 2ſpaltig, entweder mit faſt gleich langen Zipfeln oder einem flachen andern, welcher den ſehr kurzen hintern am Grunde umfaßt. Die Nüßchen ſind eiförmig, glatt.

Zu dieſer Gattung gehören Kräuter, Halbſträucher oder ſeltener Sträucher mit theils kurzen beblätterten, theils langen, ruthenförmigen, faſt nackten Zweigen, kleinen ganzrandigen Blättern und wenigblütigen, bald achſelſtändigen und voneinander entfernten, bald zu endſtändigen Aehren vereinigten Scheinquirlen. Die bisher bekannten acht Arten wachſen ſämmtlich in Braſilien.

A. Eriothymus *Bentham.*

Zweige abſtehend, beblättert; Scheinquirle achſelſtändig; Kelchſchlund innen wollig.

1) Keithia rubiacea *Bentham.* Ein mehrere Fuß hoher Strauch. Blätter faſt ſitzend, eiförmig, ſtumpf, faſt kahl; Scheinquirle geſtielt, wenigblütig, ſehr wollig; Kelche kurz gezähnt.

B. Gymnocalyx *Bentham.*

Scheinquirle achſelſtändig, wenigblütig; Kelchſchlund innen nackt.

2) Keithia scutellarioides *Bentham.* Eine krautartige, niederliegende Pflanze mit langen, kahlen, nur an den Kanten weichhaarigen Zweigen, faſt ſitzenden, kahlen, eiförmig-lanzettlichen, ſtumpfen, am Grunde herzförmigen Blättern, 2—6 blütigen Scheinquirlen, faſt ſitzenden Blüten, purpurrothen, den Kelch um das Doppelte überragenden Blumenkronen und ſpitzen, ungleichlangen Kelchzähnen.

Als Abart gehört hierher Keithia pilosa *Bentham* mit langen weißen Haaren am Stengel und an den Blättern, lang hervortretender Kronröhre und faſt doppelt längerem Kelche. Früher betrachtete Bentham dieſe Varietät als ſelbſtändige Art.

3) Keithia nitida *Bentham.* Zweige verlängert, beblättert, weißbehaart; Blätter kurzgeſtielt, eiförmiglanzettlich oder länglich, ſtumpf, oberſeits ganz kahl, unterſeits ein wenig behaart; Blüten faſt ſitzend; Blumenkrone mehr als doppelt länger als der Kelch.

4) Keithia minima *J. A. Schmidt.* Eine nur wenig äſtige, ſchlanke, krautartige Pflanze mit ſehr kurz geſtielten, ſehr kleinen, eiförmig-länglichen oder herzförmigen, ſtumpfen, kahlen Blättern, 1—2 blütigen Scheinquirlen, kurzgeſtielten Blüten, purpurrothen, den Kelch faſt um das Doppelte überragenden Blumenkronen und kurzen, etwas ungleichen Kelchzähnen.

Durch die niedrige Geſtalt und die viel kleineren Blätter läßt ſich dieſe Art ſogleich von den verwandten unterſcheiden.

5) Keithia coccinea *Bentham.* Eine 2—3 Fuß hohe krautartige Pflanze mit ſchwach gegliederten, kahlen Zweigen, linealiſch-lanzettlichen, an der Spitze ſtumpflichen, ausgerandeten Blättern, wenigblütigen, beinahe in Trauben ſtehenden Scheinquirlen und ſtumpflichen, gleichlangen Kelchzähnen.

C. Rhabdocaulon *Bentham.*

Scheinquirle in endſtändigen Aehren oder Trauben dicht beiſammen ſtehend. Kelchzähne ſpitz, Kelchſchlund innen ſehr wollig.

6) Keithia villosa *Bentham.* Eine 1—2 Fuß hohe, graubehaarte krautartige Pflanze mit beblätterten Zweigen, ſitzenden länglich-linealiſchen Blättern, endſtändigen Aehren, dichten Scheinquirlen und kurzen, ſpitzen, gleichen, abſtehenden Kelchzähnen.

Die Pflanze ändert ab: b) glabriuscula *J. A. Schmidt* (Keithia lavanduloides *Bentham*) mit ſehr kurzen, angedrückten Seidenhaaren am Stengel, lederartigen, ziemlich kahlen, linealiſchen, am Grunde verſchmälerten, am Rande umgerollten Blättern und röhrig-einwärtsgekrümmten, grauen Kelchen.

7) Keithia gracilis *Bentham.* Die Pflanze iſt krautartig mit faſt nackten, kahlen Zweigen, ſitzenden, länglich-linealiſchen, kahlen Blättern, endſtändiger Traube, lockern, ein wenig voneinander entfernten, 2—4 blütigen Scheinquirlen und kurzen, begrannten, gleichen, etwas abſtehenden Kelchzähnen.

8) Keithia denudata *Bentham.* Eine krautartige Pflanze mit faſt gegliederten, beinahe blattloſen, kahlen

Digitized by Google

Zweigen, ſehr dichter Traube und kurzen, ſpitzen, faſt gleichen, abſtehenden Kelchzähnen. *(Garcke.)*

KEJÂNIDEN (Kajânier), die zweite der altperſiſchen Dynaſtien und als ſolche Nachfolger der Pêſchdâdier. Ihre Geſchichte iſt durchaus ſagenhafter Natur, in ihren älteren Beſtandtheilen theilweiſe Localmythen darſtellend, als deren Heimat ſich einerſeits die weſtlichen und ſüdlichen Geſtade des Kaspiſees (Mâzandarân und Tabariſtân), andererſeits der Nordoſtrand Erâns ausweiſen, während die jüngſten Partien großentheils auf prieſterliche Erfindung, beziehungsweiſe Umbildung zurückzuführen ſind. Demgemäß laſſen ſich auch, wie Spiegel mit Recht hervorgehoben, zwei Hauptabſchnitte deutlich erkennen: den Inhalt des erſten, die eigentliche Heldenſage umfaſſenden, bildet der Kampf zwiſchen Erân und Tûrân, insbeſondere die Blutrache für den in Tûrân ermordeten Sijâwachſch, wobei das Haus des Sâm in Zâbul und des Gudarz in Iſpahân eine nicht minder bedeutende Rolle als die Mitglieder der königlichen Familie in Iſtachr ſpielen; den des zweiten Theils, der nur loſe mit dem erſten zuſammenhängt, bildet der Sieg der reinen Lehre des Zarathuſtra über das Reich der Finſterniß. Die von Malcolm angeregten Verſuche, dieſe Erzeugniſſe der ſagenbildenden Phantaſie des êrâniſchen Volkes an Geſtalten und Thatſachen der wirklichen Geſchichte (Achämeniden) anzuknüpfen, müſſen als verfehlt bezeichnet werden und ſind einer wiſſenſchaftlichen Weiterentwickelung nach keiner Richtung hin fähig, werden daher an dieſer Stelle auch weiter nicht berückſichtigt werden. Wir geben im Folgenden die Geſchichte der Kajânier im weſentlichen nach der Darſtellung Firdauſi's im Königsbuch, welche von den Nachrichten des Aweſta und der ſpäteren Pârſenſchriften, ſowie denen der mohammedaniſchen Hiſtoriker (wie Hamzah von Iſpahân, Maſ'ûdi, der Verfaſſer des Mudſchmil), nur in Einzelheiten modificirt, vielfach ergänzt wird.

Der Tod Zaw's, des letzten Pêſchdâdiers, hatte in Verbindung mit einem gleich darauf folgenden Einfall der Tûrânier unter Afrâſiâb Erân in die größte Verwirrung geſtürzt, welche zu heben der Reichspahlawân Zâl, Lehnskönig von Zâbul (Segeſtân) mit ſeinem Sohne Ruſtem unternahm. Erſterer wählte im Einverſtändniß mit den Môbads (Prieſtern) den Kai Kobâd, Ruſtem holte denſelben vom Albordſch (Elburz, hier-Himmel, nach dem Mudſchmil vom Elwend), ſchlug die Tûrânier in die Flucht und führte den neuen König in ſein Reich. Kai Kobâd (Kawi Kawâta), der erſte der Kajânier, ſtarb nach hundertjähriger friedlicher Regierung und hinterließ den Thron ſeinem Sohne Kai Kâûs (Kawa Uſa oder Uſadhan), von welchem die Sage mehr als von ſeinem Vater zu berichten weiß. Zunächſt verlockte ihn ſein übermüthiges Selbſtgefühl zu einem Zuge nach dem von Dämonen bewohnten Mâzandarân, wo er mit dem größten Theile ſeines Heeres in die Gefangenſchaft des weiſen Dämons (Dêw-i ſafêd) gerieth, aus welcher ihn Ruſtem nach Ueberwindung von ſieben Abenteuern befreite. Dann unternahm er einen Zug nach Süden, gewann Sudâbe, die Tochter des Königs von Hamâweran, zum Weibe, fiel aber aufs neue in Gefangenſchaft und ward wieder durch Ruſtem gerettet. Anderes, was uns von Kai Kâûs' Selbſtüberhebung, ſeiner Macht und ſeinem Glanze erzählt wird, dürfen wir hier übergehen, um uns zum Mittelpunkt dieſes Sagenkreiſes, der Geſchichte des Sijâwachſch und ſeines Sohnes, zu wenden.

Sijâwachſch (Sijâwaſch, altb. Syawarſchâna) entſtammte der Ehe des Kai Kâûs mit einer Prinzeſſin aus dem Geſchlechte der Könige von Tûrân. Von Ruſtem ſorgfältig erzogen und durch alle ritterlichen Tugenden ausgezeichnet, erregte er die Leidenſchaft ſeiner Stiefmutter Sudâbe, welche, von ihm ſtandhaft zurückgewieſen, nun ihrerſeits den Jüngling beim König verbrecheriſcher Nachſtellungen zieh. Ein Gottesurtheil erwies des Prinzen Unſchuld; als derſelbe aber kurz nachher an die Spitze eines gegen Tûrân entſandten Heeres geſtellt das Unglück hatte, durch einen Vergleich mit Afrâſiâb den Zorn ſeines Vaters zu erregen, ſo entwich er nach Tûrân und ward, namentlich durch die Bemühungen des trefflichen Pîrân aus dem Geſchlecht der Wiſah von Chaton, von Afrâſiâb freundlich aufgenommen. Er vermählte ſich zuerſt mit Pîrân's Tochter Dſcharirah, dann mit derjenigen Afrâſiâb's, Firingis. Seine Gunſt bei Hofe und ſeine perſönliche Tüchtigkeit aber erweckten ihm bald Neider, denen es gelang, ihn zu verderben. Sijâwachſch wurde auf Afrâſiâb's Geheiß ſchmählich ermordet, Firingis aber durch Pîrân dem Tode entriſſen und ihr nachgeborener Sohn, Kai Chuſrau (Kai Huſrawanh), anfangs Hirten zur Pflege übergeben, nachher dem Pîrân zur Erziehung überlaſſen, ohne daß der Knabe von ſeiner Herkunft Kenntniß hatte. Später durfte er mit Firingis in dem von ſeinem Vater erbauten Sijâwaſchgird leben. — Als die Kunde von Sijâwachſch's Ermordung nach Erân gelangte, bemächtigte ſich Schmerz und Trauer der Gemüther. Ruſtem eilte zum König, den er mit Vorwürfen überhäufte; er tödtete Sudâbe, die zu Sijâwachſch's Unglück die erſte Veranlaſſung gegeben, und drang darauf an der Spitze des êrâniſchen Heeres ſiegreich in Tûrân ein, das ſechs Jahre in den Händen der Erânier blieb, worauf dieſe mit Beute beladen abzogen. Nun wendete ſich das Geſchick: Afrâſiâb fiel verwüſtend über Erân her, das, durch ſeine Gewaltthaten wie durch ſiebenjährige Dürre aufs äußerſte gebracht, nach Erlöſung ſeufzte. Da belehrte ein Tranm den Gudarz, einen der erſten Helden Erâns, einen Nachkommen jenes Kâwe, der das Volk einſt zur Empörung gegen Dahâk aufgerufen, daß Kai Chuſrau in Tûrân weile und Gêw, Gudarz' Sohn nnd Ruſtem's Eidam, zu deſſen Heimführung erſehen ſei. So brach denn Gêw nach Tûrân auf und war ſo glücklich, den Kai Chuſrau nach ſiebenjährigen Irrfahrten aufzufinden und mit ſeiner Mutter Firingis nach Erân zu bringen. Freudig empfing Kai Kâûs ſeinen Enkel: der Thronfolge deſſelben aber widerſetzte ſich Tûs, ein Sohn Nauzar's, des letzten Pêſchdâdier's und Bannerträger des Reichs, der den Thron dem Fariborz, Kai Kâûs' Sohne, oder ſich ſelbſt wollte zugeſprochen wiſſen. Die Eroberung der von Ahriman beherrſchten Feſtung Bahmandiz bei Ardabil, welche beiden Parteien als Gottesgericht geſetzt worden

Digitized by Google

und welche auszuführen dem Kai Chuſrau durch das heilige Feuer Azar Guſchâſp gelang, entſchied zu des letzteren Gunſten und mit Ernſt konnte nunmehr die Beſtrafung Afrâſiâb's in Angriff genommen werden. Allein der erſte, von Tûs geleitete Kriegszug hatte einen übeln Ausgang: Kai Chuſrau's Verbot ungeachtet zogen die Erânier über Kelât, wo Firûd, Sijâwachſch's Sohn von Dſcharîrah, der Tochter Pîrân's, mit ſeiner Mutter lebte, zwangen denſelben zum Kampf und erſchlugen ihn; ihren ferneren Marſch gegen den Oxus hemmte zuerſt die Ungunſt der Witterung, dann die Tapferkeit Pîrân's, welcher dem êrâniſchen Heere nach anfänglichen Erfolgen eine furchtbare Niederlage beibrachte. Nicht beſſer erging es Fariborz, der nach Tûs' Abgange vom Heer den Oberbefehl erhielt: in mehrtägiger Schlacht bei Lâdan wurden die Erânier vollſtändig von Pîrân geſchlagen, Gudarz verlor ſeine achtundſiebzig Söhne bis auf ſieben. Ein dritter, wieder von Tûs und Gudarz geführter Zug, hatte nicht mehr Erfolg: die Erânier wurden am Schahdfluſſe beſiegt, zum Rückzug auf den Berg Hamâwan genöthigt und dort eingeſchloſſen, bis Ruſtem, von Kai Chuſrau entſandt, zu ihrer Hülfe erſchien. Nachdem eine auf Frieden und Verſöhnung zielende Unterredung Ruſtem's und Pîrân's fruchtlos geblieben, ward eine Schlacht geſchlagen, welche mit der Vernichtung des tûrâniſchen Heeres und dem Tode der mit Afrâſiâb verbündeten Fürſten, des Kâmûs und des Châkân's von China, endigte. Siegreich kehrten die êrâniſchen Helden in die Heimat zurück, aber das Geſchick, welches Rache für den Mord des Sjtâwachſch forderte, war noch nicht erfüllt. So mußte denn Afrâſiâb Erân aufs neue mit Heeresmacht heimſuchen, und während ſein Sohn Schêda die eine Hälfte derſelben gegen Chwârizm führte, brach Pîrân mit der andern in Erân ein. Gegen jenen ſandte Kai Kâûs den Eſchkeſch, gegen Pîrân den Gudarz, der es nochmals vergeblich verſuchte, den Pîrân zu einem Vergleich zu bewegen und dann bei Raibad und Gûnâbâd (Churâſân) ſein Heer zur Schlacht ordnete. Einzelkämpfe, darauf ein allgemeines Treffen endigten glücklich für die Erânier, worauf beide Führer Botſchaft um Hülfe an ihre Könige ſandten. Da inzwiſchen auch die Niederlage der in Chwârizm eingefallenen Tûrânier bekannt geworden, knüpfte Pîrân Unterhandlungen an, die ſich aber zerſchlugen, und nachdem eine mörderiſche Schlacht unentſchieden geblieben, beſchloß man durch Einzelkämpfe von je elf Helden beider Heere den Streit zum Austrag zu bringen. Die Tûrânier fielen alle, zuletzt Pîrân von Gudarz' Hand, worauf das tûrâniſche Heer ſich auflöſte. Kai Chuſrau, der nun mit ſeinem Heere ſelbſt erſchien, hatte jetzt nur noch ſeinen Großvater Afrâſiâb ſelbſt mit deſſen Familie zu bekämpfen, und nachdem Pîrân feierlich beſtattet, Sijâwach's Mörder Gurwî Zirih aber, den man lebend gefangen genommen hatte, getödtet worden, zogen die Erânier, verſtärkt durch Contingente aller unterworfenen und befreundeten Fürſten und Völker, gegen den Oxus. Afrâſiâb, der in Baikand bei Bochârâ geweilt, ſäumte nicht, den Feinden entgegenzutreten, aber nachdem ſeine Friedensanträge abgewieſen, ſein Sohn Schêdâ von Kai Chuſrau im Zweikampfe erſchlagen worden und in der darauffolgenden Schlacht ſein Heer ungeheure Einbuße erlitten, mußte er ſich über den Oxus, dann auch über den Jaxartes zurückziehen, an welch letzterm Fluſſe er nochmals umſonſt das Waffenglück verſucht. In der Feſtung Kang Bihiſcht eingeſchloſſen, bot er wiederum vergeblich ſeinem Enkel die Hand zum Frieden, rettete ſich aber aufs äußerſte gebracht durch einen unterirdiſchen Gang aus dem belagerten Platze und erſchien bald mit einem neuen, aus Hülfstruppen des Fagfûr von China und den Trümmern der früheren Armeen beſtehenden Heere, wurde jedoch abermals geſchlagen und entfloh über das Chineſiſche Meer nach dem von Sijâwachſch erbauten Kangdizh. Auch hierher von Kai Chuſrau verfolgt, eilte er über das Meer zurück und verbarg ſich, ohne daß es Kai Chuſrau gelang, eine Spur weiter von ihm zu entdecken. So kehrte denn letzterer, nachdem er alle von ihm berührten Länder unterworfen, zu ſeinem Großvater zurück: reich an Beute und Ruhm, aber ohne die Blutrache an Afrâſiâb vollſtreckt zu haben. An der eigenen Kraft verzweifelnd wallfahrteten endlich Kai Kâûs und Kai Chuſrau nach Azarbaidſchân zum Tempel des Azar Guſchâſp, der ſchon früher dem letztern zur Thronfolge verholfen, und verweilten daſelbſt einen Monat. Ihr Gebet ward erhört. Afrâſiâb, der auf einem unermeßlich hohen Berge bei Barda'a ſich verborgen gehalten, wird daſelbſt von einem frommen Einſiedler Hom (der altariſche Gott Haoma) entdeckt, gefangen genommen, nach anfangs erfolgreichem Fluchtverſuch den durch Gudarz, der zufällig vorbeigekommen, zur Stelle gerufenen Königen übergeben und von Kai Chuſrau enthauptet. Nachdem letzterer dem Azar Guſchâſp ſeine Dankbarkeit durch reiche Spenden an deſſen Tempel und Prieſter an den Tag gelegt, kehrte er mit ſeinem Großvater in die Hauptſtadt zurück und beſtieg nach deſſen bald darauf erfolgtem Tode den Thron. Von ſeiner ſechzigjährigen Regierung iſt wenig überliefert: an Afrâſiâb's Stelle ſetzte er deſſen Sohn Dſchehen als König in Tûrân ein, mohammedaniſche Quellen berichten noch von der Tödtung eines Drachen beim Berg Kûſchûd und der Erbauung eines Feuertempels daſelbſt. Endlich des Lebens müde und vom Himmel durch die Botſchaft ſeiner baldigen Hinwegnahme von der Erde erfreut, berief er die Großen, theilte ihnen ſeine baldige Himmelfahrt mit, beſtätigte alle in ihren Aemtern und Würden und beſtimmte trotz anfänglichen Widerſpruchs den Luhraſp, einen bereits in den Kämpfen mit Afrâſiâb einmal genannten Verwandten des königlichen Hauſes, zum Nachfolger. Dann machte er ſich auf den Weg ins Gebirge, woſelbſt er zum Himmel emporſteigen ſollte. Ihn begleiteten die acht vornehmſten êrâniſchen Helden, von welchen auf des Königs dringenden Rath Gudarz, Sâl und Ruſtem unterwegs umkehrten, die andern aber mit Kai Chuſrau weiterzogen und nachdem derſelbe vor ihren Augen an einer Quelle verſchwunden, daſelbſt vom Schlafe überraſcht und von einem Schneeſturme begraben wurden.

Mit Luhraſp treten, wie bereits bemerkt, an Stelle der ſeither in der êrâniſchen Sagengeſchichte maßgebenden Momente neue, welche den gänzlich verſchiedenen Cha-

Digitized by Google

rakter der folgenden Periode kennzeichnen. Als erſtes iſt die von Luhraſp ſelbſt vollzogene Erhebung Balchs, des nachherigen Schauplatzes der Thätigkeit Zarathuſtra's, zur Reſidenz zu nennen. Daß es den êrâniſchen Königen zu keiner Zeit einfallen konnte, den Sitz ihrer Herrſchaft ſo weit nach Oſten zu verlegen, liegt in der Natur der Sache: aber die prieſterliche Tendenz, welcher dieſe Geſtaltung der Sage den Urſprung verdankt, kümmerte ſich um die politiſche Lage Erâns weit weniger als um die Intereſſen des mazdajasniſchen Glaubens.

Uebrigens erfahren wir von Luhraſp's Regierung nur wenig, und nach hundertundzwanzigjähriger Regierung überließ er den Thron ſeinem Sohne Guſchtâſp (Viſtâſpa), um ſich in einem Feuertempel zu Balch frommen Betrachtungen hinzugeben. — Guſchtâſp war als Jüngling, unzufrieden mit ſeinem Vater, in die Fremde geflohen, hatte nach mannichfachen Schickſalen die Tochter des Kaiſers von Rûm geheirathet, ſich aber ſpäter zur Rückkehr ins Vaterland bringen laſſen, wo ihm die Thronfolge zutheil ward, während ſein jüngerer Bruder Zarîr Reichspahlawan wurde — eine Würde, welche in der alten Heldenſage dem Königshauſe von Zâbul zugehört. Unter Guſchtâſp's Herrſchaft tritt Zarathuſtra (Zoroaſter) auf den Schauplatz. Auf dieſe Perſönlichkeit und ſeine Lehre näher einzugehen iſt hier der Ort nicht: es genüge zu bemerken, daß derſelbe am Hofe zu Balch anfangs nicht ohne Mistrauen empfangen, ſpäter durch ſeine Wunderkraft den König, deſſen Sohn Isfandijâr und die ganze königliche Familie für den mazdajasniſchen Glauben zu gewinnen wußte. Die Bekehrung Erâns zu Zarathuſtra's Lehre reizte den Ardſchâſp (Aredſchataſpa), König von Tûrân, der jetzt als Vorkämpfer des Reiches der Finſterniß gegen das des Lichtes erſcheint, zum Angriff auf Erân. In mehrwöchentlichen Kämpfen fiel Zarîr mit vielen der êrâniſchen Helden und der Sieg ſchien ſich auf Seite der Turânier zu neigen, bis Guſchtâſp den Isfandijâr durch das Verſprechen, ihm für den Fall des Sieges die Krone zu überlaſſen, zu erneuten Anſtrengungen anfeuerte. Die Turânier wurden vollſtändig geſchlagen, Isfandijâr trug den Glauben Zarathuſtra's ſiegreich zu allen Völkern, Guſchtâſp aber, weit entfernt, ſeinem Sohne die Regierung abzutreten, kerkerte denſelben auf niedrige Verleumdungen hin in der Feſte Kanbadân ein und reiſte nach Zâbul zu Ruſtem. Ardſchâſp, dieſer Nachrichten froh, ſandte ſeinen Sohn Kahram gegen Balch; die Stadt ward erſtürmt, der alte Luhraſp getödtet, ſeine beiden Töchter Humâi und Bihâfarîd, gefangen genommen und in Rûſindiz eingekerkert. Durch ſeine, verkleidet dem Gemetzel entronnene Gemahlin ward Guſchtâſp von dem Vorgefallenen unterrichtet und eilte mit ſeinen Truppen nach Balch, wo er mit dem inzwiſchen herbeigezogenen Ardſchâſp zuſammentraf. Die Erânier erlitten eine gewaltige Niederlage, nur mit Mühe rettete ſich Guſchtâſp mit dem Reſte ſeines Heeres, nachdem achtunddreißig ſeiner Söhne gefallen (vgl. die achtundſiebzig Söhne des Gudarz) und mußte ſeine Zuflucht zu dem ſchwer gekränkten Isfandijâr nehmen, dem er durch ſeinen weiſen Wazir Dſchâmâſp wiederum die Abtretung des Reiches verhieß. Isfandijâr ließ ſich bewegen und zwang nach blutigem Kampfe die Tûrânier zur Flucht; Guſchtâſp aber gebot ſeinem Sohne, erſt ſeine Schweſtern zu befreien, ehe von Erfüllung des geleiſteten Verſprechens die Rede ſein könne. Nachdem Isfandijâr ſieben gefährliche Abenteuer durchkämpft (vgl. die ſieben Abenteuer des Ruſtem), gelangte er nach Rûjindiz. Mit Liſt ſetzte er ſich in den Beſitz der Burg, beſiegte das Heer des Ardſchâſp, erſchlug dieſen ſelbſt mit ſeinen zwei Söhnen und führte ſeine Schweſtern nach Erân zurück. Statt ſeinem Sohne nun endlich die Krone auszuliefern, befahl er demſelben als ſchwerſte Bedingung, den Ruſtem, der als gottloſer Anführer hingeſtellt wird, gefeſſelt an den Hof zu bringen. Gehorſam machte ſich Isfandijâr an die Ausführung des ungerechten Gebots und ſuchte zunächſt, anfangs durch ſeinen Sohn Bahman, dann perſönlich den Ruſtem in Güte zur Ergebung zu bewegen. Ruſtem weigerte ſich natürlich, die Schmach zu dulden, und es kam zum Kampfe, in welchem Ruſtem anfänglich dem durch Zarathuſtra unverwundbar gemachten Isfandijâr unterlag, bis er ſich hülfeſuchend an den Wundervogel Simurgh, den Schutzgeiſt ſeines Hauſes, wandte. Durch ihn erhielt er einen Zweig des Tamariskenbaums, an welchen Isfandijâr's Leben geknüpft war, verfertigte ſich daraus Pfeile und tödtete am folgenden Tage den Isfandijâr durch einen Schuß ins Auge. Sterbend empfahl derſelbe dem Ruſtem die Erziehung ſeines Sohnes Bahman; Ruſtem ſelbſt aber ward bald darauf von ſeinem Stiefbruder Schaghâd, dem Schwiegerſohne des Königs von Kâbul, ſammt ſeinem Bruder Zawâra verrätheriſch ermordet, an ſeinem Vater Zâl und ſeinem Sohne Farâmorz aber vollzog Bahman, welcher ſeinem Großvater Guſchtâſp in der Regierung nachfolgte, die Blutrache. Blos Zâl ward am Leben gelaſſen, Segeſtân aber dem Geſchlecht des Sâm genommen.

Bahman, mit dem Beinamen Dirâzdaſt (Langhand) ſoll zwei Kinder gehabt haben: Humâi und Sâſân. Letzterer, unzufrieden über die Bevorzugung ſeiner Schweſter, zog ſich nach Nêſchapur zurück; Humâi aber folgte ihrem nach zweiunddreißigjähriger Regierung verſtorbenen Vater auf den Thron. — Die einen Quellen machen dieſe Humâi zur Gemahlin ihres Vaters Bahman, andere zu einer ägyptiſchen Prinzeſſin, die ihrem Gemahle Bahman nachgefolgt. Nach dem Tode ihres Gatten gebar ſie einen Sohn, Dârâb, der im Waſſer ausgeſetzt, von einem Walker aufgefunden und erzogen wurde, ſpäter im königlichen Heere Dienſte nahm und durch hervorragende Eigenſchaften ſich bald bemerklich machte. Von ſeiner Mutter erkannt, ward er zu ihrem Nachfolger ernannt. Die weitere Geſchichte des Dârâb fällt außerhalb der Grenzen dieſes den Kajâniden gewidmeten Aufſatzes; ſie gehört der Alexanderſage an, welche in ihrer vielfältigen Entwickelung hier nicht verfolgt werden kann.

(F. Teufel.)

KEKROPS (*Κέκροψ*), attiſcher Heros, Gründer der Kekropia, nach *Apollod.* Bibl. III, 14, 1 Gemahl der

Digitized by Google

Agraulos, der Tochter des Aktaios, Vater des (attiſchen) Eryſichthon, der Aglauros, Herſe und Pandroſos.[1]) Er gilt als Ureingeborener oder, in mythiſchem Ausdruck, als „Sohn der Erde" (*γηγενής*).[2]) Nach der älteſten uns zugänglichen Anſchauung ſoll er zur Hälfte Menſchen-, zur Hälfte (von der Hüfte an) Schlangengeſtalt beſeſſen haben (*Aristoph*. Vesp. 438 mit scholl., *Euripid*. Jon. 1163, *Eupolis* com. Gr. fr. V, 1, p. LXXVIII M.), daher er wie die Kentauren und ähnliche Miſchweſen *διφυής* (geminus) genannt wird (*Lycophr*. 111, *Diodor*. I, 28, *Ovid*. Metam. II, 555).[3]) Auch auf den nicht immer mit hinlänglicher Sicherheit zu deutenden Bildwerken iſt ihm bisweilen die von der Sage überlieferte Geſtalt beigelegt, nicht ſelten aber unter dem Einfluſſe der Sondergeſetze der Plaſtik und vielleicht im Anſchluſſe an eine andere, weiter unten zu erſchließende Ueberlieferung rein menſchliche Bildung. Vgl. hierüber E. Curtius, Archäol. Zeitg. 1872, 53 fg., 111 und die reichen Sammlungen Stephani's a. a. O. S. 44 fg.

Die mythiſchen Beziehungen des Kekrops beſchränken ſich durchaus auf den Mauerring der Akropolis und ſchließen ſich insbeſondere an die älteſten dortigen Culte an, in erſter Linie an den der Burgherrin Athene. Hier, am Heiligthume der Polias oder Poliuchos befand ſich ſein Grab und Heroon nach dem Berichte des Antiochus bei *Clem. Alex*. protr. III p. 13 (*Theodoret*. therap. VIII p. 908) = FHG I, 15 p. 184, IV p. 301;[4]) und die von Euſebios Chron. p. 7 Sch. überlieferte Legende läßt ihn das alte „vom Himmel gefallene" Schnitzbild der Göttin ſelbſt weihen. So gehören denn auch die genealogiſch mit ihm verknüpften Weſen durchweg dem Kreiſe der Burggöttin an. Seine Gemahlin und ſeine Töchter ſind ſchon nach Maßgabe ihrer Namen nichts als Hypoſtaſen gewiſſer Eigenſchaften und Beinamen der Athene[5]), welche dabei in alterthümlichſter Weiſe noch weſentlich als agrariſche Gottheit aufgefaßt wird (Welcker a. a. O. S. 104, Duncker S. 74); in denſelben Anſchauungskreis gehört ſein Sohn Eryſichthon, d. h. der Erdaufreißer oder Pflüger (Preller, Demeter S. 331; H. D. Müller, Mythol. I, 35). Auch in dem wichtigſten Localmythos der Akropolis, der Legende vom Streite der Athene und des Poſeidon um Attika, ſpielt nach der alturſprünglichen Sagenform, wie ſie uns Xenophon Memorab. III, 5, 10 und Kallimachus Scholl. Il. *P* 57 überliefern, Kekrops die entſcheidende Rolle als Richter; und natürlich fällt er ſein Urtheil zu Gunſten der ihm ſo eng verbundenen Göttin, nach Kallimachos a. a. O. „weil das Meer überall ſei, der Oelbaum aber Athenen eigenthümlich". Durch die ſpäter allgemein anerkannte, aber nur von jüngeren Zeugen überlieferte Faſſung, daß Zeus oder die Zwölfgötter Richter geweſen ſeien, wird die alte Localſage lediglich in den Kreis der Vulgärmythologie hineingezogen.[6])

Außer mit Athene wird Kekrops in Verbindung geſetzt mit dem gleichfalls auf der Akropolis verehrten Zeus Hypatos. Dieſem ſoll er ſeinen Beinamen gegeben und am Eingange des Erechtheions (*Paus*. I, 26, 5) einen Altar geweiht haben, auf dem nur unblutige Opfer (*πέλανα*) dargebracht werden durften (*Paus*. VIII, 2, 3).

Gelehrte Combination, nicht Volksſage oder Legende iſt es, wenn die Anfänge der Cultur, die Einſetzung geſellſchaftlicher und ſtaatlicher Ordnung dem Kekrops zugeſchrieben werden (*Schol. Aristoph*. Plut. 773 = *Suid*. s. v. *Κέκροψ*). So iſt die wol auf Klearch zurückgehende Notiz, daß Kekrops die Monogamie eingeführt habe, offenbar ein willkürliches Autoſchediasma, nach den oben gegebenen Ausführungen herausgeſponnen aus einer falſchen Erklärung des Beinamens *διφυής*; und auch die von Philochoros bei *Strabo* IX p. 609 = FHG I p. 386, 11 überlieferte Gründung der *δυωκαίδεκα πόλεις* durch Kekrops verräth ſich auf den erſten Blick als Geſchichtsconſtruction, ohne nutzbaren Sagengehalt. Vgl. Wachsmuth a. a. O. S. 452 Anm. 2. Hierher gehört endlich wol auch die Anſetzung des Kekrops vor oder nach Kranaos; vgl. *Herodot*. VII, 161 und *Apollod*. Bibl. II, 14, 1 fg.

Ebenſo iſt der jüngere Kekrops, der Sohn des Erechtheus, von dem *Herodot*. I, 173, VIII, 44 nichts weiß, ein bloßes Product chronologiſcher Speculationen, wahrſcheinlich des Hellanikos, welcher die altattiſchen Sagenkönige doppelt ſetzte, um eine ſeinem chronologiſchen Syſtem entſprechende Regentenreihe zu erzielen.

---

1) Zur Literatur: Bahnbrechende Unterſuchungen O. Müller's Orchom.[2] S. 51. 86. 99—116. Stoffſammlung bei Gerhard, Mythol. §. 137. 752 fg. Zuſammenfaſſende Darſtellung und Deutung in Preller's Gr. Mythol. II, S. 136 fg. und Welcker's Gr. Götterl. II, S. 107 fg. Vgl. ferner Stephani, Compte-rendu de la commission archéologique pour 1872 (Pétersb. 1875), S. 42—77; Wachsmuth, „Stadt Athen" S. 449 fg.; von Wilamowitz, „Aus Kydathen" S. 141—144; Duncker, Geſch. des Alterthums V[5] S. 75. 85. 2) Hephaiſtos gilt als ſein Vater bei *Hygin*., Fab. 158 und wird auch bei *Joann. Antioch*. fr. 23 FHG IV p. 547 in Verbindung mit ihm genannt. 3) Daß dieſer Beiname allgemein gebräuchlich war, geht aus den vielen Erklärungsverſuchen hervor, die man mit ihm angeſtellt hat. So beſonders Klearchos bei *Athen*. XIII, p. 555 B = FHG II, p. 319 fr. inc. 49 (aus den *ἐρωτικά*?), der ihn in ſeiner geziert künſtlichen Weiſe (Rohde, „Griech. Roman" S. 58) von der Einrichtung geordneter Ehe herleitet. Vgl. auch *Justin*. II, 6 = FHG I, p. 307. Klearch's Einfall wird aufgenommen und umgemodelt von Charax bei Euſtath. zu *Σ* 491 p. 1156 = FHG III, p. 638. Die Beziehungen auf die Eheeinſetzung behält *Joann. Antioch*. fr. 13 FHG IV, p. 547 bei, erklärt aber den Beinamen ſelbſt *διὰ τὸ τοῦ σώματος μέγεθος*. Dieſer letztern Deutung fügt *Euseb*. Chron. II, 24 Sch. eine andere hinzu, daß er nämlich als Aegypter beide Sprachen gekannt habe. Vgl. Welcker a. a. O. S. 108, Anm. 16. 4) Vgl. die Ausführungen bei Wachsmuth a. a. O. S. 450, Anm. 2 und Jules Martha, „Les sacerdotes Athéniens" p. 171.

5) Ueber das Heiligthum der Aglauros vgl. neuerdings Martha a. a. O. S. 145 fg. 77. 6) Vgl. Stephani a. a. O. S. 64 fg. Bei Apollodor, Bibl. II, 14, 1, werden beide urſprünglich ſich ausſchließende Sagenformen, wie in vielen andern Fällen, vermittelt und verbunden, indem Athene Kekrops als Zeugen vorführt, als Richter aber die Zwölfgötter vom Zeus eingeſetzt werden. Die beiden älteſten Zeugniſſe, in denen des Richterſpruches gedacht wird, haben Kekrops als Richter. Bezeichnend für die rationaliſtiſche und pragmatiſche Auffaſſung und Umbildung der Mythen im helleniſtiſchen Zeitalter iſt die Darſtellung Varro's bei Auguſtin Civ. dei XVIII, 9.

Digitized by Google

Vgl. J. Brandis, De temp. Graec. ant. rat. p. 7—20; O. Müller, Orchom. S. 117, Schäfer, Gr. Quellenkunde S. 17 fg., Duncker a. a. O. S. 85.

Nicht minder haltlos iſt die Nachricht, daß Kekrops aus Sais in Aegypten eingewandert ſei (*Marm. Par.*, *Euseb.* Chron. II, p. 24 Sch., schol. *Aristoph.* Plut. 273 = *Suid.* s. v. *κέκροψ*, *Tzetz.* Chil. V, 18, ad Lycophr. 111). Früher ſcheute man ſich nicht, ſie für die Annahme directen ägyptiſchen Einfluſſes mit ins Treffen zu führen, ſo beſonders Creuzer, Symbol. I S. 180, 265, II S. 401, der auch mit Herodot Athene und die ſaitiſche Neith identificirt; aber auch nach O. Müller's einſchneidender Kritik a. a. O. S. 99 fg. hat man noch wiederholt in gleichem Sinne geurtheilt bis in die jüngſten Tage hinein (vgl. Wachsmuth S. 452 Anm. 2). Und doch iſt der Irrthum als ſolcher und ſeine Entſtehung durch O. Müller mit voller Evidenz nachgewieſen. Die ganze ältere Zeit weiß nichts von Kekrops dem Aegypter; ihr iſt der Heros der ureingeborene ſchlangenfüßige Sohn der attiſchen Erde. Nun ſteigert ſich aber die bereits bei Herodot und Plato auftretende unkritiſche Vermiſchung und Identificirung griechiſcher und ägyptiſcher Culte und Inſtitutionen im helleniſtiſchen Zeitalter zu einer wahren Aegyptomanie. Anaximenes von Lampſakos erklärt die Athener für Aegypter und ſchon Theopomp macht ſie geradezu zu Coloniſten der Saiten fr. 117 FHG I p. 297.[7] Damit iſt auch der ägyptiſch-ſaitiſche Urſprung ihres älteſten Königs ausgeſprochen; Charax von Pergamon, den wir als älteſten Zeugen dafür anführen können, wird wiederum — direct oder indirect — von Theopomp abhängig ſein.[8] Demnach beruht die Auffaſſung des Kekrops als Aegypter nicht auf altmythiſcher Ueberlieferung, ſondern ſteht vielmehr mit ihr in unvereinbarem Widerſpruche (H. D. Müller, Mythol. I S. 314). Sie iſt nichts als ein hiſtoriſches Sophiſma (O. Müller a. a. O. S. 103), wahrſcheinlich des Theopomp, welches auch nach Maßgabe der Forſchungen unſerer Zeit in den geſchichtlichen Verhältniſſen nicht den geringſten Halt findet.[9]

Außer in Attika wußte man auch in Boiotien und Euboia von einem Heros Kekrops.

Ueber „das damals Ogygia genannte" Boiotien herrſchte nach *Strabo* IX, 18 p. 407 (vgl. *Steph. Byz.* s. v. *Ἀθῆναι* p. 35 M.) Kekrops und gründete die Städte Eleuſis und Athen am Triton, welche hernach durch eine Ueberſchwemmung des Sees verſchwanden. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 51, 116. Offenbar hat man hiermit den Kekrops zu identificiren, deſſen Heroon Pauſanias IX, 23, 1 in Haliartos ſah und den er Sohn des Pandion nennt.

In Euboia ſoll ein Kekrops das „diadiſche" Athen gegründet haben (*Strabo* X, 5 p. 446; *Paus.* I, 5, 3). Er wird bei Pauſanias als der jüngere atheniſche bezeichnet, der Sohn des Erechtheus; und dazu ſtimmt, daß bei Strabo das diadiſche Athen eine Colonie der Athener heißt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116. Der Beiname *Διάδες* ſcheint darauf hinzudeuten, daß auch hier, wie auf der Akropolis, der Cult des Zeus mit dem der Athene verbunden war.

Daß an beiden Punkten ein Heros Kekrops altheimiſch geweſen ſei, haben wir keinen Grund zu bezweifeln. Schon das Heroon in Haliartos bietet Gewähr genug für dieſe Ueberlieferung. Dagegen iſt die Genealogie offenbar willkürlicher attiſcher Zuſatz. Im zweiten Falle verräth ſich deutlich genug die Abſicht der Athener, ihre Anſprüche auf Euboia mythiſch zu begründen; und obendrein iſt der jüngere Kekrops, wie oben gezeigt iſt, nicht einmal eine echte Sagengeſtalt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116, 117.

Uebrigens wird man aus dieſen Thatſachen mit O. Müller S. 117 folgern müſſen, daß der Heros Kekrops einem Stamme angehörte, deſſen Niederlaſſungen *Ἀθῆναι* und deſſen Göttin *Ἀθηνᾶ* hieß.[10] Dabei wird man ihn aber doch nicht einfach als Eponymos des Stammes auffaſſen dürfen; denn der Name der Kekropiden bezeichnet nirgends eine ethnographiſche Einheit, ſondern erſcheint vielmehr nur als dichteriſche Benennung der Athener, wol von der Burg Kekropia. Wir müſſen alſo nach andern Anhaltspunkten ſuchen, um die Bedeutung dieſes Heros, über welche die verſchiedenartigſten Vermuthungen aufgeſtellt ſind, beſtimmter zu fixiren.

Von Forchhammer's phyſikaliſcher Deutung (zu *κρέκω* = rauſchender Regen)[11] und Rückert's Einfall (= haruspex, cf. *κέρκωψ*: „Troja" S. 299) ſieht man billig ab. Ebenſo iſt die von Welcker, Götterl. III, S. 108 Anm. 18 vertretene Ableitung von *κερκώπη* im Sinne von Hen-

7) Am weiteſten ging Iſtros, der in ſeinen *Αἰγυπτίων ἀποικίαι* (FHG I, p. 423, 39—42) faſt ganz Hellas von Aegypten beſiedelt und cultivirt werden ließ. 8) *Tzetz.* ad Lycophr. 111 *Ἐλθὼν γὰρ (ὁ Κέκροψ) ἀπὸ Σάεως πόλεως Αἰγύπτου τὰς Ἀθήνας συνῴκισε. Σάϊς δὲ κατ' Αἰγυπτίους ἡ Ἀθηνᾶ λέγεται, ὥς φησι Χάραξ.* Der Zuſammenhang des zweiten Satzes mit dem erſten iſt ein ſo enger, daß man mit Müller FHG III, p. 639 beide dem Charax zuſchreiben wird. Hiernach modificirt ſich Duncker's Behauptung S. 74, Anm. 3, daß ſich Kekrops als Einwanderer aus Aegypten „erſt bei Euſebios" finde. 9) Von einem directen Einfluſſe Aegyptens auf Griechenland in der älteſten Zeit oder gar von ägyptiſchen Colonien finden ſich keinerlei Spuren. Vgl. u. a. E. Renan, Rev. de deux mondes LVI (1865), p. 683: ni dans les découvertes de la philologie comparée, ni dans les renseignemens positifs fournis par l'égyptologie rien n'est venu donner une ombre de vraisemblance à ces colonies égyptiennes rattachées aux noms fabuleux d'Inachus, de Cécrops etc.

10) Dieſen Stamm nennt Wachsmuth a. a. O. S. 450 Pelasger im Gegenſatz zu den im Oſten der Stadt wohnenden Ioniern. Die hiſtoriſchen (tyrſeniſchen) Pelasger können aber damit nicht gemeint ſein, da ſie nach Herodot am Hymettos wohnten und gerade von den Burgbewohnern, denen ſie Frondienſte geleiſtet hatten, aus Attika vertrieben wurden (vgl. von Wilamowitz a. a. O. S. 144); da ſich ferner an ihren ſpäteren Sitzen nirgends eine Spur von altem Athenedienſt vorfindet, ſondern nur der Kabiren- (Hermes-Demeter-)Cult; vgl. den Artikel Kabiren (Zweite Sect. XXXII, S. 19 fg.). Sonſt aber iſt der Pelasgername ſo unbeſtimmt-allgemein, daß man gut thut, ihn in allen ethnographiſchen Fragen ganz aus dem Spiele zu laſſen. Auch Gerhard, Mythol. §. 752, Anmerk. 2 iſt völlig im Unklaren 11) Gebilligt von Peterſen „Griech. Myth." Section I, Bd. LXXXII, S. 103.

Digitized by Google

ſchrecke (Heſych.) — wodurch dann, wie durch die Tettigophorie der Athener, der Autochthonismus ausgedrückt ſein ſoll — wol zu geſucht und zu wenig durch Analogien geſichert, um als wahrſcheinlich bezeichnet werden zu können. Mehr ins Gewicht fällt die Erklärung des Namens von G. Curtius, der ihn „Grundz. der griechiſchen Etymologie“ S. 144 mit *κρώπιον* = *δρέπανον* in Zuſammenhang bringt und meint, der Sohn des Erichthon („Gutland“) heiße nicht unpaſſend „Vielſchnitt“. Die lautliche Zuläſſigkeit dieſer Etymologie wird man kaum bezweifeln dürfen; der Bedeutung nach aber erſcheint ſie, trotz des agrariſchen Charakters der älteſten Athenereligion, für den Heros der Burg, den Stadtgründer und Landeskönig denn doch nicht recht paſſend. Und vielleicht iſt es möglich, eine anſprechendere zu erſchließen.

Der Mythenkreis des Kekrops iſt in Athen, wie wir geſehen haben, auf die Akropolis beſchränkt; ebenſo wußte man in Boiotien und Euboia allem Anſchein nach nichts anderes von ihm zu erzählen, als daß er Städte mit dem Namen Athen gegründet habe, deren Mittelpunkt nach der Sitte der älteſten Zeit gleichfalls in einem Burgberge beſtanden haben wird. Dazu kommt noch, daß mehrere dem Kekrops gleichgeordnete Weſen der attiſchen Mythologie unverkennbar Repräſentanten von Oertlichkeiten ſind, ſo Aktaios, ſein Schwiegervater (zu *ἀκτή*), ſein Nachfolger oder Vorgänger Kranaos und deſſen Gattin Pedias (von Fels und Ebene). So ſcheint alles auf die auch von Duncker a. a. O. S. 47 vertretene Annahme hinzudrängen, daß Kekrops urſprünglich Eponymus der Burg Kekropia iſt, deren Name das Aeltere und Gegebene wäre. Dazu ſtimmt dieſer Name ſelbſt trefflich. Nach Vergleichung der Ortsnamen *Παρθενόπη*, *'Αλόπη*, *Τριόπιον*[12]) wird man ihn zerlegen in *Κεκρ-οπία* und den zweiten Theil zu *ὄψ*, *ὄψις* (= Geſicht, Geſtalt) ziehen[13]), den erſten unter Annahme verſtärkender Reduplication mit *κάρα* (*κρα-ατ-*) *κρανίον* (vgl. *Κραναός*) zuſammenſtellen[14]): ſodaß als Bedeutung etwa „hohe Warte“ anzunehmen wäre.

In der Sage, daß der Burgheros Sohn der Erde ſei, hat der Stamm der Athenverehrer das Bewußtſein uralter rechtmäßiger Seßhaftigkeit in einer vielgebrauchten mythiſchen Form zum Ausdruck gebracht.[15]) Auf dieſe Autochthonie pflegt man auch die Schlangengeſtalt zu beziehen[16]): eine Anſicht, die Preller in wenig verſtändlicher Weiſe wiedergibt, wenn er „Gr. Myth.“ II, S. 136 der Schlange „in dieſen attiſchen Sagen die Bedeutung des heimlichen und verborgenen Wachsthums der irdiſchen Dinge, namentlich des erdgeborenen Menſchen“ zuſchreibt. Aehnlich meint Stephani a. a. O. S. 47, Kekrops ſei „mythiſcher Repräſentant“ der Burgſchlange, in der man „eine Offenbarung der unter Athene's Fürſorge gebärenden und nährenden Kraft der Erde“ geſehen habe. Nun war es aber ein wie überall ſo auch in Griechenland weitverbreiteter Glaube, daß die Seele nach dem Tode Schlangengeſtalt annehme.[17]) So ſollten Kadmos und Harmonia an ihrer Grabſtätte als Schlangen fortleben (vgl. den Art. Kadmos, 2. Sect. XXXII S. 40) und in gleicher Geſtalt erſchienen die Heroen Kychreus und Soſipolis den Ihrigen als Retter in Schlachtennoth. (*Paus.* I, 36, 1, VI, 20, 5). Demnach wird man die Schlange auf der Akropolis vielleicht umgekehrt als Repräſentantin des Burgheros anſprechen dürfen: in ihr lebte er fort, ſeinem Stamme hülfreich gegenwärtig. Die Miſchgeſtalt wird dem Kekrops erſt beigelegt worden ſein, als dieſer alte Glaube nicht mehr lebendig war.[18])

(*O. Crusius.*)

KELAENAE, *Κελαιναί*, große Stadt des ſüdlichen Phrygiens an den Quellen des Mäander. Derſelbe „ſtrömt in zwei ſtarken Armen brauſend aus einer Grotte unter eigenartigen Felſenriffen hervor“, welche die Stadt durchfließen und ſich unterhalb derſelben vereinigen und von Oſten den Orgas aufnehmen. Im Weſten der Stadt, unterhalb des Hügels Itſchardja, der als Akropolis diente und zu Xenophon's Zeit einen königlichen Palaſt trug (Anab. II, 2, 8) entſpringt der kurze, aber waſſerreiche Marſyas (*Her.* VII, 26 *Καταρρήκτης*), der ſich bald mit dem Mäander vereinigt. Nach der Anſicht der alten wie der gegenwärtigen Bevölkerung waren beide Flüſſe der unterirdiſche Abfluß der Waſſer der geſchloſſenen Hochebene Dombai Owa (*Αὐλοκρήνη*, *Plin.* V, 106. 113, XVI, 240 *Maxim. Tyr.* Diss. 13, 8. *Strabo* XII, 8, 15).

In Kelänä erfreute ſich der Eponymos des Fluſſes Marſyas beſonderer Verehrung; in einer Höhle an der Quelle unterhalb der Burg wurde der Schlauch des Quellgottes gezeigt, dem das Waſſer entſtrömte (*Her.* V, 26, *Xen.* Anab. I, 2, 8). Daraus iſt dann die bekannte Sage von dem Wettſtreite zwiſchen Marſyas und Apollo entſtanden, in dem letzterer jenem die Haut abgezogen und als Siegeszeichen aufgehängt habe. Zu Plinius' Zeit zeigte man auch die Platane, an der Marſyas hing, als er geſchunden wurde (XVI, 240), und die Münzen ſind voll von Anſpielungen auf die Sage. Ferner finden wir hier ebenſo wie in Ikonion eine alte phrygiſche Flutſage localiſirt. Nach dem Schiffskaſten, in dem der überlebende Menſch ſich rettete, erhielt das

12) So iſt das Vorgebirge offenbar benannt von ſeiner Geſtalt. Es wird mythiſch vertreten durch Triopas wie die Kekropia nach unſerer Annahme durch Kekrops; vgl. die ſcharfſinnige Auseinanderſetzung H. D. Müller's, Mythol. 1, 18 fg. 13) Die Städte, Berge und Burgen „ſehen ins Land“, mit einer der älteſten Sprachſchöpfung ganz geläufigen Perſonification. Vgl. unſer „Lug-ins-Land“. 14) Hierher gehört auch der Stadtname *Κρανναί*, ſowie *Κόρινθος*, von der Burghöhe, wie auch H. D. Müller, „Indogermaniſcher Sprachbau“ S. 24, Anm. 3 erklärt. Vgl. Curtius, Grundz. der griech. Etym. S. 142. 15) Vgl. H. D. Müller's Auseinanderſetzungen über die „autochthoniſchen Mythen“, Mythol. I. 4. 8. 79. 16) Siehe Welcker, Griech. Götterlehre I, 65; III, 238.

17) Vgl. die überreiche Stoffſammlung bei J. Lippert, Seelencult“ passim, „Religionen der europäiſchen Culturvölker“ S. 41 fg., 300 fg. ſowie die Leipz. Stud. II, S. 221, Anm. 2 gegebenen Nachweiſe. 18) Unter dem Einfluſſe älterer Ueberlieferung hat man ihm vielleicht auf manchen Bildwerken rein menſchliche Geſtalt beigelegt; vgl. oben S. 114.

Digitized by Google

ſpäter an Kelänä's Stelle gegründete Apamea ſchon ſehr früh den Beinamen Kibotos. Später iſt dann die Sage mit der hebräiſchen Flutſage verſchmolzen worden (ſ. Orac. Sib.), und römiſche Kaiſermünzen zeigen uns den Kaſten mit der Beiſchrift *ΝΩΕ* (ſ. Eckhel, Doctrina numm. III, 132 fg.). Aehnlich wird von Ikonion berichtet, daß hier ein Mann namens Annakos gelebt habe, der über 300 Jahre alt wurde und bei deſſen Tode die Flut eintrat. Es iſt dies der 365jährige Henoch der Bibel. Im allgemeinen ſ. Nöldeke, Unterſuchung zur Kritik des Alten Teſtaments S. 154. — Eine andere hier heimiſche Sage iſt die von dem gewaltthätigen von Herakles beſtraften Schnitter Lityerſes, der als Baſtard des Midas und Herrſcher von Kelänä bezeichnet wird (*Athen.* X, 415 fg.).

Kelänä war ſeit Alters eine hochbedeutende Stadt, und vermuthlich früher einmal der Sitz eines ſelbſtändigen Gemeinweſens. Dann kam ſie zum lydiſchen Reich; zu Xerxes' Zeit wohnte hier der Lyder Pythios, der reichſte aller Menſchen (*Her.* VII, 27 fg.). Der große König beſaß hier einen Palaſt, ebenſo hatte der jüngere Kyros hier ein Schloß und einen großen Park an den Mäanderquellen (*Xen.* Anab. I, 2, 7). In den makedoniſchen Zeiten wechſelte es wiederholt den Beſitz, bis es durch die Schlacht bei Kurupedion 282 mit dem ganzen weſtlichen Kleinaſien an die Seleukiden kam. Der große Städtegründer Antiochos I. hat dann auch Kelänä in eine helleniſtiſche Stadt verwandelt, die er nach ſeiner Mutter Apamea (*ἡ Κιβωτός*) benannte. Die Neugründung lag in der Ebene, der weiter oben an den Mäanderquellen und auf dem Gebirge oberhalb derſelben gelegene Theil der alten Stadt verfiel ſeitdem vollkommen.

Durch ſeine Lage am Kreuzungspunkte der Hauptſtraßen vom ſüdweſtlichen nach dem innern Kleinaſien war Kelänä ſeit alten Zeiten eine große Handelsſtadt; Strabo bezeichnet Apamea als die erſte Handelsſtadt Kleinaſiens, abgeſehen von Epheſos, einem der großen Centren des Weltverkehrs. In einer zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Kelänä gehaltenen Rede ſchilderte Dio Chryſoſtomos ſehr anſchaulich die glückliche Lage, den außerordentlichen Wohlſtand und das rege Treiben der Stadt; er preiſt ſie als die neben Byzanz glücklichſte Stadt der öſtlichen Welt, nur das Schlaraffenland Indien ſei noch beſſer daran. Durch Erdbeben iſt die Stadt mehrfach heimgeſucht worden (z. B. 53 n. Chr. *Tac.* Annal. XII, 58). Der Ort iſt nie verlaſſen worden und hat infolge deſſen wenig Ruinen aus alter Zeit aufzuweiſen. Gegenwärtig liegt an ſeiner Stelle die bedeutende Stadt Dineir. Seine Lage iſt zuerſt von Arundell, dann von Hamilton feſtgeſtellt worden. G. Hirſchfeld verdanken wir die erſte genauere Beſchreibung und die Feſtſtellung der Topographie.

S. Hirſchfeld, Kelainai-Apamea-Kibotos, in Abh. Berl. Akad. 1875. *(Eduard Meyer.)*

KELÁT, richtiger Khelát, noch beſſer Kal'át, d. h. im Perſiſchen „Feſtung erſten Ranges", iſt der Hauptort in den Ländern des Khans von Kelát in Balutſchiſtan, auf einem nördlichen Ausläufer des Kalkberges Shah Mirdan; in 28° 53' nördl. Br. und 84° 8' öſtl. L., in 2073 Met. = 6382 par. Fuß = 6800 engl. Fuß über dem Meere gelegen. Infolge der Höhe ſeiner Lage hat es ein gemäßigtes Klima. Es iſt eine terraſſenförmig aufgebaute, befeſtigte Stadt und hat drei Thore, das Ghani, das nach Maſtung führende Maſtung-Thor und das nach Belá führende Belai. Die Straßen ſind überaus eng, gewunden und ſehr ſchmuzig, die Mauern aus Erde ſind hier und da mit Baſtionen verſehen; ſie ſollen zahlreiche Schießſcharten für Gewehre haben; nur wenige Kanonen ſtehen darauf. Der Baſar iſt groß und mit Waaren jeder Art verſorgt; die Stadt iſt mit ſehr reinem und lauem Waſſer verſehen, welches am Fuße eines Kalkberges an der Oſtſeite des Thales entſpringt. Der Miri oder das alte Fort iſt jetzt die Wohnung des Khans und überragt die Stadt; es beſteht in einer wirren Maſſe von dicht aneinandergedrängten Gebäuden. Es ſoll ein imponirender alter Bau ſein, wahrſcheinlich das älteſte Bauwerk in Balutſchiſtan, da es von den Hindu-Königen gegründet iſt, welche vor der mohammedaniſchen Dynaſtie hier herrſchten. Kelát hat eine weſtliche und eine öſtliche Vorſtadt; in ihnen wohnt der afghaniſche den Handel führende Theil der Bevölkerung. Bellew ſchätzt die Zahl der Häuſer auf 3400 und die der Bewohner auf 14,000; dabei ſind offenbar die Vorſtädte mit einbegriffen. Die Bewohner ſind Brahuis, Hindus, Dehwars und Afghanen oder Babis; erſtere bilden die große Menge der Bevölkerung; der Anbau des Bodens aber geſchieht hauptſächlich durch die ſunnitiſchen, Perſiſch ſprechenden Dehwars. Im Thale auf der Oſtſeite der Stadt ſind mehrere Dörfer und ummauerte Gärten dicht an die Stadt angeſchloſſen; die größte dieſer Ortſchaften iſt Siálkoh, etwa 100 Häuſer. Handel und Manufactur ſind in jeder Hinſicht unwichtig; indeß fabricirt man doch Musketen, Schwerter und Speere. Kelát iſt im Sommer Reſidenz des Khans, der dagegen im Winter in dem warmen Gandawa reſidirt.

Anhaltende feindſelige Streifereien aus balutſchiſchem auf britiſches Gebiet verlangten endlich eine Züchtigung, und ſo wurde 1839 Kelát durch die Briten belagert und trotz der tapfern Gegenwehr erobert. Der Beherrſcher, Mehrab-Khân, wurde flüchtig, und die Stadt erhielt eine britiſche Beſatzung. Dieſe jedoch wurde bald verrätheriſch überfallen und niedergemacht; deshalb waren die Briten genöthigt, die Stadt in demſelben Jahre noch einmal zu erobern, und in dieſem Kriege blieb Mehrab-Khan. Sein Sohn Naſib-Khan übernahm 1841 das Land als ein britiſches Lehn. Danach jedoch hörte die Verbindung zwiſchen beiden Ländern ſo gut wie ganz auf, bis dann 1854 England einen Schutz- und Handelsvertrag mit dem Khan ſchloß, nach welchem die indiſche Regierung beliebig viel Truppen nach Kelát verlegen kann und dort einen britiſchen Agenten ſtationirt; dem Khan zahlt ſie jährlich 100,000 Mark Subſidien. Im J. 1872 wurde ein Theil des Landes an der Weſtgrenze, welchen Perſien ſchon 1860 annectirt hatte, an Perſien abgetreten und die neue Grenze wurde durch eine engliſche Commiſſion unter General Goldſchmid feſtgeſetzt.

1) Kal'át el-Fukra in Syrien, Wilajet Bêrut,

Digitized by Google

heißen im Libanon bei Höhlengräbern gelegene Ruinen an den Quellbächen des Nahr el-Kelb; namentlich ein viereckiger Thurm mit Inſchriften und Tempelreſten mitten in einem Felſenlabyrinthe neben einem rechtwinkeligen, in den Fels gehauenen Hofe. Der Tempel war 30 Met. lang und 16 Met. breit und hatte einen Porticus von 6 korinthiſchen Säulen zu 1 Met. Durchmeſſer.

2) Kalʿat-i-Ghilzi, in Afghaniſtan, nördlich von Kandahar, ein ſehr feſtes Fort ohne Stadt, liegt am Tarnak in 760 Met. Höhe.

3) Kalʿat el-Höṣn, das alte Gamala in Paläſtina, heißen die Ruinen, welche drei Viertelſtunden vom Tiberiasſee auf einem nach drei Seiten von unzugänglichen Schluchten umgebenen Hügel liegen und von einer Umfaſſungsmauer umgeben ſind.

4) Kalʿat Karn in Syrien, Wilajet Bêrut, zwiſchen Tyrus und Akka in etwa 5 Stunden Entfernung von der Scala Tyriorum, am Wâdi el-Karn, iſt die Ruine einer großen Kreuzfahrer-Feſtung, Mons fortis genannt, 1229 von Hermann von Salza gebaut und 1291 zerſtört. Es liegt großartig zwiſchen bis 180 Met. tiefen Thälern und war das Hauptbeſitzthum des Deutſchen Ordens in Paläſtina.

5) Kalʿat el-Medik oder Fâmieh der Kreuzzüge, das alte Apamea, iſt ein Dörfchen in Syrien, Wilajet Bêrut, und ein kleines Fort, deſſen Mauern das Dorf umſchließen. Von der alten Stadt, welche Sel. Nikator vergrößert hatte und in welcher er ſeine Pferde und Elefanten hielt, kann man in 100 Met. über dem Orontes die Mauer verfolgen, ſowie die Hauptſtraße, die zu beiden Seiten von einem korinthiſchen Säulengange eingefaßt war; die zertrümmert liegenden Säulen hatten 10 Met. Höhe. In der Mitte ſteht eine merkwürdige Bacchusſtatue, und zu den beiden Seiten liegen die Ruinen der Häuſer wie in andern Straßen. Die räuberiſchen Anſarijeh in den Bergen machen das Thal unſicher.

6) Kalʿat-i-Nadiri, etwa 20 geogr. Meilen weſtlich von Merw, an der Oſtgrenze von Choraſſân in Perſien, iſt ein Plateau im Atrak-Gebirge und zwar in dem Kalat-Berge, neben dem Lande der Teke-Turkmans. Es iſt eine natürliche Feſtung von ganz außerordentlicher Stärke; ein 30 Kilom. langes Plateau, das etwa 7 geogr. □Meil. Fläche enthält, umzogen in einem Umfange von 13 geogr. Meilen durch ſteile Felſen, die zu 460 Met. relativer Höhe aufſteigen. Die wundervolle Gleichmäßigkeit und Vollkommenheit der ſteilen Felsumrandung übertrifft jede Vorſtellung.

7) Kalʿat en-Nakhl, d. h. Schloß der Palmen, oder Chân-Nakhl, iſt eine Pilgerſtation in der Wüſte der Sinai-Halbinſel, ſüdlich von el-Ariſch, wo eine ſteinerne Mauer eine kleine Moſchee, zwei Quellen und einige Dattelbäume neben einem kleinen Dorfe umſchließt.

8) Kalʿat k-Nedſchm iſt ein Ort in der Nähe des Euphrats, 7 geogr. Meilen unterhalb von Biredſchik. Almamûm hatte hier eine berühmte Sternwarte errichtet.

9) Kalʿat es-Sahjâr, das von S. Nikator gebaute Lariſſa, liegt in Syrien, Wilajet Bêrut, im NW. von Hamah, auf ſteilen Abhängen, welche zur Schlucht des Orontes herabfallen.

10) Kalʿat eſch-Schekif, in Syrien, Wilajet Bêrut, liegt am Oſtfuße des Libanon, im NW. von Bânias, auf einem ſteilen, mehr als 500 Met. über den Litany aufſteigenden Felsgipfel, ſodaß es die ganze Umgegend beherrſcht. Das Gebäude maß 260 Met. in der Länge und 112 Met. in der Breite; die Thürme und Mauern ſind bis 25 Met. hoch; an der Südweſtecke ſteht ein ſchöner runder Thurm. Ein Zugang iſt nur von Süden möglich. Hierher flüchteten die Chriſten aus Bânias vor Salah-ed-din. Wilhelm von Tyrus nennt im 12. Jahrh. dieſen Ort Belfort; ſeit Bibars im J. 1268 ihn den Tempelrittern abnahm, blieb er verlaſſen.

11) Kalʿat es-Subêbe oder Kalʿat Bânias (Schloß von Bânias) iſt eine der ſchönſten Ruinen Syriens in mehr als 300 Met. Höhe über dem Dorfe Bânias auf einem Berggipfel. Dieſes ſeit dem 17. Jahrh. verlaſſene, ehemals ſehr wichtige Fort gewährt eine prachtvolle Ausſicht. Ringsum fällt die Felſenmaſſe ſteil ab, ſodaß die Höhe nur von der Oſtſeite zugänglich iſt. In Geſtalt einer 8 bedeckt die Ruine eine Plateform von 32 Met. Länge und 65 Met. Breite. Im Innern befinden ſich gewaltige Ciſternen und die Mauern ſcheinen aus der Zeit der Herodianer zu ſtammen. (*G. A. von Klöden.*)

KELBRA, preußiſches Städtchen in der Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, Kreis Sangerhauſen, an der Helme und am Fuße des Kyffhäuſer-Gebirges gelegen, 4 Kilom. entfernt von Roßla in der Grafſchaft Stolberg-Roßla, in welcher auch Kelbra liegt. Es gehörte ehemals zu Schwarzburg-Rudolſtadt, deſſen Unterherrſchaft ihre Grenze nahe im Süden der Stadt hat; in derſelben liegt auch im Südoſten die Ruine der Rothenburg auf einer Höhe des Kyffhäuſers, die wegen des herrlichen Laubwaldes ein beliebter Vergnügungsort für die Bewohner der Umgegend iſt. Die Stadt zählt 1199 Einwohner, von denen 573 männlichen und 626 weiblichen Geſchlechtes ſind, in 170 Wohnhäuſern (nebſt 5 zu andern Zwecken), in welchen ſich 272 Haushaltungen befinden. Die Stadt beſitzt 530 Hekt. Acker, hat eine Pfarrkirche und ein Poſtamt, und treibt Garten- und Obſtbau, Bierbrauerei, Weberei, Leder-, Knopf- und Nadelfabrikation, ſowie Pottaſchſiederei. Die gräfliche Domäne Kelbra hat 24 Einwohner und das Rittergut Kelbra 22 Einwohner. (*G. A. von Klöden.*)

KELCH in der beſchreibenden Botanik nennt man bei phanerogamiſchen Gewächſen den äußern der meiſt vorhandenen beiden Blütenkreiſe. In der Regel iſt er derb, krautartig und grün, während der innere Kreis, die Blumenkrone, aus zarten, dünnen, häufig gefärbten Blättern beſteht. Der Kelch dient zum Schutz der innern Blütentheile, die Blumenkrone zum Schutz und zur Anlockung von Inſekten oder andern Thieren zum Zweck der Befruchtung. Der Kelch beſteht entweder aus mehrern freien Blättern (Kelchblättern) und heißt dann mehrblätterig, oder aus einigen verwachſenen Blättern, was man früher als einblätterig (calix monophyllus s. monopetalus), jetzt als verwachſenblätterig (gamopetalus)

Digitized by Google

bezeichnet. Nach dieſem Merkmale ſind bisweilen ſogar Familien unterſchieden, wie die Alſineen und Sileneen. Die Geſtalt des Kelchs iſt außerordentlich mannichfaltig; es würde jedoch zu weit führen, die verſchiedenen Formen hier namhaft zu machen. Beſonders erwähnenswerth iſt nur der regelmäßige und unregelmäßige Kelch, je nachdem er ſich durch mehrere oder nur durch eine Ebene in zwei gleiche Theile ſpalten läßt; zu letzterer Form gehört der zweilippige Kelch, wie er bei vielen Papilionaceen und Labiaten vorkommt, ſowie der geſpornte Kelch, z. B. bei Delphinium und Tropaeolum. Nach der Dauer unterſcheidet man einen hinfälligen Kelch (cal. caducus), wenn er vor der Blume abfällt, wie bei Papaver und Chelidonium, einen abfallenden Kelch (cal. deciduus), wenn er mit der Blume oder bald nachher, jedenfalls vor der Fruchtreife abfällt, z. B. bei Ranunculus, und einen bleibenden Kelch (cal. persistens), wenn er bis zur Fruchtreife ſtehen bleibt, wie bei der Erdbeere, in welchem Falle er ſich bisweilen bedeutend vergrößert und die Frucht umſchließt, z. B. bei Physalis Alkekengi. Hin und wieder verhärtet er ſogar, wie bei der Waſſernuß (Trapa natans), deren vier Hörner durch Verholzung der Kelchzähne entſtehen. Bei der Roſenfrucht (Hagebutte) iſt die ſogenannte Kelchröhre als ein krugförmig vertiefter Blütenboden anzuſehen, mit deſſen oberm Rande die Kelchblätter verſchmolzen ſind. Eigenthümlich iſt die Kelchbildung vieler Compositae, indem hier ſtatt der eigentlichen Blätter oder Zipfel eine oder mehrere Reihen von Borſten, Haaren, Schuppen oder Federchen auftreten, weshalb man einen ſolchen Kelch auch Federkelch oder, da er ſtets oberſtändig iſt und ſich auf der Frucht befindet, Haar- oder Samenkrone (pappus) genannt hat. Bisweilen findet ſich am Grunde des Kelchs noch eine kelchartige Hülle, z. B. bei vielen Malvaceen (Malva, Lavatera, Althaea, Hibiscus u. a.), bei Convolvulus sepium u. a., weshalb man hier von einem Hüll- oder Vorkelch ſpricht. *(Garcke.)*

KELCH (calix, ποτήριον), ein kirchliches Gefäß zur Spendung des Abendmahlsweines. Die in den älteſten chriſtlichen Gemeinden gebrauchte Form ſcheint vorwiegend die eines antiken Doppelbechers, daneben auch einer Schale geweſen zu ſein, wie aus Bilderwerken hervorgeht (z. B. Garrucci, Storia dell' arte cristiana Taf. 45, 47, 56 [dagegen Taf. 215, 1; 262, 1 Doppelhenkelkrug]; Codex Rossanensis, herausgegeben von Gebhardt u. Harnack Taf. X), das Material Thon. Auch Glasgefäße (indeß nicht die ſogenannten Goldgläſer) wurden zu dieſem Zwecke gebraucht (*Tertull.* De pudic. c. 10; *Iren.* Adv. haer. I, 13, 2; *Epiph.* Haer. 34, 1; *Hieron.* Ep. 4 ad Rusticum); doch kann die Notiz des Liber pontificalis, daß der römiſche Biſchof Zephyrinus (geſt. 217) den Gebrauch gläſerner Kelche anbefohlen habe, keinen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit machen. Nachdem man aber ſchon in vor-Konſtantiniſcher Zeit in wohlhabenderen Gemeinden vereinzelt zu koſtbarem Material, zu Gold und Silber übergegangen war (*August.* c. Crescent. III, 29; *Prud.* Peristeph. II, 69 fg.), wurde die Anwendung deſſelben ſeit dem 4. Jahrh., wenigſtens in größeren Kirchen, Regel und hier und dort ſogar durch Localſynoden gefordert. In ärmeren Gemeinden dagegen bediente man ſich kupferner, zinnerner, auch wol hölzerner Kelche (z. B. Harduin, Coll. Conc. VI, 1, S. 445), während die gläſernen und die thönernen Gefäße wegen ihrer Zerbrechlichkeit allmählich ausgeſchieden wurden. Ebenſo gehen die antiken Formen mehr und mehr verloren. Der Becher (cuppa) ſowol wie der Fuß verlieren an Höhe und dehnen ſich ins Breite; mit dem zwiſchen beide eingeſetzten Knauf (nodus) tritt ein neues Stück in das Ganze ein.

In den älteſten erhaltenen Exemplaren, zu welchen der dem 8. Jahrh. angehörende Taſſilo-Kelch in Kremsmünſter (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1859, IV) und der Ludgarus-Kelch in Werden (Aus'm Werth, Kunſtdenkm. des chriſtl. Mittelalterth. im Rheinlande I, 3, Taf. XXIX, 4) zählen, wirken antike Reminiſcenzen noch durch; in der romaniſchen Periode erſcheinen ſie, mit wenigen Ausnahmen, überwunden. Die Schale hat hier faſt immer die Form einer Halbkugel; ſie wird durch einen hohen und ſchlanken Träger geſtützt, der in einem flachen kreisförmigen Fuße wurzelt und ungefähr in zwei Dritteln ſeiner Höhe durch den gewöhnlich gerundeten knollenartigen Knauf durchbrochen iſt. Ornamente fehlen ſelten; ſie entſtammen dem Formenſchatze des romaniſchen Stils und dehnen ſich über Fuß, Knauf und Schale aus oder über einen dieſer Theile. Mit ihnen miſchen ſich bildliche Darſtellungen, in der Regel aus dem Leben Jeſu, mit Bevorzugung der Kreuzigung. Die Technik iſt Gravirung, Basrelief, Email, Niello. Ueber dieſelbe handelt der wahrſcheinlich am Ende des 12. Jahrh. lebende Mönch Theophilus im 3. Buche ſeiner Diversarum artium schedula (Ausg. von Ch. de l'Escalopier, Paris u. Leipzig 1843). Hervorragende Exemplare ſind der aus dem 12. Jahrh. ſtammende Kelch des Biſchofs Bernward in der Godehardskirche zu Hildesheim, ein anderer des 13. Jahrh. in St.-Apoſteln zu Köln (Fr. Bock, Das heilige Köln Nr. 92 S. 3 fg.), ein dritter in Trzemeszno in Poſen (Przezdziecki und Raſtawiecki, Monuments du moyen-âge dans l'ancienne Pologne, Sér. I).

Die Gothik kehrt in der Formung des Kelches unbewußt zur Antike zurück: die Halbkugel wird durch die Kelchform erſetzt. Originell dagegen iſt die Bildung des Fußes des Ständers und des Knaufs; an Stelle des Kreisrundes tritt das Polygon. Der Fuß hat vorwiegend die Geſtalt einer ſechs- oder achtblätterigen Roſe; der Schaft iſt ſechseckig, an den Knauf ſind Zapfen angeſetzt. Die Ornamentik wird eingeſchränkt; ſie breitet ſich ſelten weiter als über Fuß und Knauf aus. Ihre Formen entſprechen der Gothik, während die figürlichen Darſtellungen ſich im Rahmen des ſchon in der romaniſchen Periode vorhandenen Cyklus halten. Nur einzelne Schaukelche treten durch Figurenreichthum und Luxus der Ausſtattung über dieſe Grenze hinaus, wie zwei Exemplare in Kloſterneuburg (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1861 VI, S. 269 fg.) und der goldene ſogenannte Bernwards-Kelch in Hildesheim aus dem 14. Jahrh. (Kratz, Dom zu Hildesheim, Taf. 5, 1). Die evangeliſchen Kirchen haben die überkommenen Kirchengefäße zum Theil beibehalten, zum Theil

Digitized by Google

durch neue ſchmuckloſe erſetzt. Jenes geſchah vorzüglich in der lutheriſchen, dieſes in der reformirten Kirche; Zwingli lehrte ſogar zu dem Gebrauche hölzerner Kelche zurück. Auch heute noch bewahrt die reformirte Kirche eine gewiſſe Abneigung gegen die künſtleriſche Ausgeſtaltung des Abendmahlskelches, während man in der lutheriſchen neuerdings einen großen Eifer entfaltet, die guten Muſter der Vergangenheit, vorzüglich der gothiſchen Zeit, wieder aufzunehmen oder wenigſtens unter der Anleitung und nach Maßgabe jener neue Formen zu ſchaffen, durch welche den Anſprüchen der Kunſt nicht minder wie dem praktiſchen Bedürfniſſe Genüge geſchieht.

Zuweilen tragen die Kelche an der Schale oder am Fuße, ſeltener am Knauf, Inſchriften, die ſich entweder auf den Stifter oder die Stiftung beziehen oder den ſacramentalen Inhalt und ſeine Gnadengaben bezeichnen. So lieſt man auf einem romaniſchen Kelche in Wilten: In testamento veteri quasi sub tegumento clausa latet nova lex, novus in cruce quam reserat rex und auf dem oben genannten Ludgerus-Kelche: HIC CALIX SANGVINIS. DÑI ÑRI IHV XPI (= domini nostri Jesu Christi).

Während in der römiſchen Kirche ſeit dem 12. Jahrh. der Kelch ausſchließlich dem Prieſter vorbehalten iſt, führte die frühere Sitte des Laienkelches, in größeren Gemeinden wenigſtens, dazu, zwiſchen dem von dem Prieſter gebrauchten Kelche und dem für die Gemeinde beſtimmten in der Weiſe zu unterſcheiden, daß dieſer, für welchen die Bezeichnung Speiſekelch (calix ministerialis) gebräuchlich iſt, jenen nicht nur an Größe, ſondern auch an Schmuck überhole. In noch höherem Maße kam letzterer freilich bei den Zierkelchen (calices pontificales) in Anwendung, Schenkungen frommer Stifter und zur Schauſtellung auf den Altären beſtimmt.

Dem Kelche zugehörige Stücke ſind das Saugröhrchen (fistula) und der Teller für die Aufnahme des geweihten Brotes, die Patene. Jenes iſt ein kurzes, mit einer Handhabe verſehenes Röhrchen aus edelm Metall oder Elfenbein und diente den Communicirenden, den im Kelche dargereichten Wein einzuſaugen. Der Gebrauch dieſes Inſtruments entſprang aus der ſuperſtitiöſen Scheu, von der conſecrirten Flüſſigkeit etwas zu verſchütten, iſt aber zeitlich und local beſchränkt geblieben. Einzelne Exemplare ſind noch erhalten, z. B. im Stifte Wilten und in Salzburg. Der Urſprung der Patene fällt zeitlich mit der Einführung der Oblatenform für die Hoſtie zuſammen, d. h. etwa in das 12. Jahrh. Sie hat meiſtens die Form eines flachgetieften kleinen Tellers; das Material entſprach in der Regel demjenigen des Kelches, welchem die Patene zugehörte, was auch hinſichtlich der decorativen Ausſtattung gilt.

Kelche und Patenen wurden für den heiligen Gebrauch, dem ſie beſtimmt waren, beſonders geweiht und zwar durch den Biſchof. Als Kennzeichen vollzogener Weihe wurde in ſpäterer Zeit den Gefäßen ein Kreuz eingeprägt (signaculum). Angebracht iſt das Signaculum am Fuße des Kelches und am Rande der Patene.

Vgl. Giefers, Ueber den Altarkelch (Paderborn 1856). — Hefele, Zur Archäologie des Kelches (Beiträge zur Kirchengeſch., Archäol. und Liturg. II, S. 322—330). K. Weiß, Der romaniſche Speiſekelch des Stifts Wilten (Jahrb. der K. K. Central-Comm. 1860, S. 1—38). — Otte, Handbuch der kirchl. Kunſt-Archäologie (Leipzig 1883, 5. Aufl., S. 214—231. J. Vogt, Historia fistulae eucharisticae (Bremen 1772). (*Victor Schultze.*)

KELCH (Christian), der baltiſche Chroniſt, geboren 1657 am 3. Dec. zu Greifenhagen in Pommern, welches damals ſchwediſch war, beſuchte von 1668—1674 die Rathhausſchule zu Stettin, dann bis 1678 das Joachimsthaler Gymnaſium in Berlin und begab ſich darauf nach Frankfurt a. d. O., um daſelbſt Theologie zu ſtudiren, hörte aber nur Geſchichtsvorträge bei Beckmann, weil die Profeſſoren der Theologie alle Reformirte waren. Daher verließ er nach einem Jahre die Univerſität, um in Roſtock 1679 ſeine theologiſchen Studien aufzunehmen, mußte aber dieſelben aus Mittelloſigkeit bald wieder aufgeben und reiſte im Mai 1680 nach Reval, welches damals auch zu Schweden gehörte, um die Stelle eines Hauslehrers beim Propſt Andreas Forſelius in Oberpahlen anzutreten. Die Umſtände erlaubten es, daß Kelch ohne Examen am 12. Nov. 1682 als Pfarrer zu St.-Johannis im Kreiſe Jerwen (Eſtland) introducirt wurde, wo er 15 Jahre blieb und ſeine verdienſtvolle „Liefländiſche Hiſtoria“ ſchrieb, deren 1. Theil in Reval 1695 in 5 Büchern erſchien, deren 2. Theil aber erſt von Joh. Loſſius (Dorpat 1875) herausgegeben wurde. Kelch erlebte die Hungerjahre von 1695—1697 und erwies in dieſer Zeit den Armen viel Gutes, bis er am 13. April 1697 die ihm längſt verſprochene Pfarre St.-Jacobi im Kreiſe Wierland erhielt. Als im J. 1700 Peter der Große in Eſtland einrückte, führte Kelch mit Röttcher von Tieſenhauſen eine bewaffnete eſtniſche Bauernſchar gegen die Ruſſen ins Feld, verſperrte ihnen den Uebergang über die Semme, bis Karl XII. von Schweden bei Narva die Ruſſen ſchlug und die Schar entließ. Indeſſen drangen die Ruſſen 1703 unter Scheremetjeff wieder in Eſtland ein, verwüſteten ganz Allentacken und Wierland, auch St.-Jacobi. Kelch mußte fliehen und fand barmherzige Aufnahme bei einem Weber auf dem Gute Lechts. Als die Ruhe einigermaßen wiederhergeſtellt war, kehrte er zu ſeiner zerſtörten Pfarre zurück und wurde 1707 Propſt zu Allentacken. Allein ſchon im Jahre darauf mußte er wiederum, der einbrechenden Ruſſen wegen, die Pfarre verlaſſen und langte mit genauer Noth, von 40 ruſſiſchen Dragonern verfolgt, in Reval an, wohin er Frau und Kinder vorausgeſchickt hatte. Hier wurde Kelch zum Oberpaſtor der St.-Nicolai-Kirche ernannt, mußte während der dort wüthenden Peſt und bald darauf eintretender Belagerung der Stadt (1710) alle Amtsgeſchäfte allein beſorgen und ſtarb daſelbſt von der Peſt ergriffen am 2. Dec. 1710. (Vgl. ſeine Selbſtbiographie im 2. Theile der Liefländiſchen Hiſtoria S. 579—606.)

(*P. Th. Falck.*)

KELHEIM, bairiſche Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kelheim (Regierungsbezirk Niederbaiern), mit Magiſtrat III. Klaſſe, katholiſcher Pfarrei und Dekanat

Digitized by Google

im Biſthum Regensburg, (1880) 3004 Einwohnern, 475 Gebäuden, 5 Kirchen, 1 Beneficium, iſt Sitz eines Amtsgerichtes, eines Bezirksamtes, eines Rentamtes, einer Kanal-Einnehmerei, eines Forſtamtes, einer Baubehörde, eines Notars, eines Advocaten, und hat eine iſolirte Lateinſchule, gute Volksſchulen, eine Poſt- und Bahnverwaltung, eine mit der Poſterpedition vereinigte Telegraphenſtation und ein Schloß.

Der Gerichtsbezirk Kelheim gehörte bis zum J. 1837 zum Regenkreis und erhielt erſt durch Verordnung vom 29. Juli 1857, durch welche funfzehn altbairiſche Gemeinden den oberpfälziſchen Landgerichten Regensburg, Stadtamhof und Hemau zugetheilt wurden, ſeine jetzige Geſtalt. Hauptort iſt die Stadt Kelheim am Einfluſſe der aus dem Weſten Mittelfrankens herüberſtrömenden Altmühl, mit der in die Donau der Donau-Mainkanal mündet, welcher den oberdeutſchen Hauptſtrom mit dem mitteldeutſchen Waſſernetze des Rheins verbindet; zugleich iſt die Stadt durch eine Zweigbahn nach Saal mit der Donauthalbahn verbunden. Ihre Entſtehung reicht in die älteſten Zeiten zurück. Der nach dem Kelsbächlein benannte, am 4. April 844 beurkundete Chelesgau oder Kelsgau lief u. a. vom Norduſer der Donau über Kapfelberg und Cheleheim oder Kelheim (zum J. 901), und ſetzte dann ſüdweſtlich über die Donau. Die Keltomanen verlegen hierher eine Keltenheimat, wozu der Ortsname erwünſchten Anhaltspunkt bietet. Gewiß iſt, daß das edle Haus der Schyren über den Römerreſten hier längſt eine Burg und Landbeſitz hatte, ehe es ſich zur Pfalzgrafenwürde in Baiern emporſchwang. In neueſter Zeit will man wirklich Spuren von Mauerwerk des uralten Schloſſes Keltege gefunden haben. Nachdem Schyren den Mönchen übergeben war, hielten ſich die Grafen von Wittelsbach gern auf ihrer Burg in Kelheim auf und übten hier ihre Rechte. Als Erbauer der Stadt wird Otto I. genannt, deſſen Sohn Ludwig auf Veranlaſſung des Kaiſers Friedrich II. am 16. Sept. 1231 an jener Stelle ermordet wurde, wo ſich jetzt am Altmarkte die Johanniskirche erhebt, die Otto der Erlauchte als Seelgeräthe für ſeinen unglücklichen Vater zugleich mit einem Spital gründete. Herzog Heinrich von Landshut ertheilte Kelheim 1335 Stadtrecht und Freyung; Herzog Johann, der ſich der Stadt beſonders freundlich erwies, 1399 einen Jahrmarkt. Von den vielen landesfürſtlichen Anordnungen zum Wohl Kelheims iſt die Stadtordnung von 1494 hervorzuheben, welche Gewerbe, Handel, Maß und Gewicht ſowie Steuer und Scharwerk feſtſtellte und vielen „ſpen, zwitracht und widerwillen“ der Bürger ein Ziel ſetzte. Vom nahen Regensburg aus hatte die Reformation auch hier bald Fuß gefaßt, doch nach Vertreibung des zu Luther's Lehre übergegangenen Ortspfarrers Hanns Girſperger wurde die Stadt wieder zum alten Glauben zurückgebracht. Der Salzhandel (von 1452 bis 1615), die Weinberge und der Schiffbau, wodurch die Kelheimer-Schiffe berühmt wurden, gaben in früheren Zeiten den Bürgern geſicherten Unterhalt, auch die übrigen Zünfte blühten, und das weiße Kelheimer-Bier (obergäriges Weizenbier), früher ein landesfürſtliches Regale, iſt noch jetzt weit und breit als treffliches Getränk anerkannt. Die Stadt hatte von den vielen Kriegsunruhen Schweres zu leiden; beſonders erwähnenswerth iſt jedoch das J. 1705. In dieſem Jahre, während des Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieges, wollte ein Fleiſcher von Kelheim, Namens Kraus, mit Hülfe ſeiner Mitbürger das drückende Joch der öſterreichiſchen Soldaten abſchütteln, büßte aber ſeinen Patriotismus und ſein tapferes Benehmen zu Ingolſtadt mit dem Tode.

Kelheim hat eine große Zahl verdienſtvoller und braver Männer aufzuweiſen, unter andern den bairiſchen Kanzler Leonhard von Eck, den Rechtsgelehrten Franz Xaver Krüll, ſeinen Bruder, den verdienſtvollen Buchhändler Krüll, ſowie den Philoſophen Georg Acanthius (um 1570). Auf den Höhen des nördlich gelegenen nahen Michelsberges erhebt ſich der koloſſale Prachtbau der Befreiungshalle, ein Ehrentempel für jene Fürſten und Feldherren, welche Deutſchland von der Napoleoniſchen Zwingherrſchaft befreiten. König Ludwig I., der Erbauer des Denkmals, hat dadurch dem freundlichen Städtchen eine große Zierde verliehen, wie er auch durch den Donau-Mainkanal Handel und Verkehr deſſelben zur höheren Blüte brachte.

Die feierliche Eröffnung der Befreiungshalle erfolgte am 18. Oct. 1863, nachdem am 19. Oct. 1842 der Grund dazu gelegt worden war. Der Bau, nach dem Entwurfe Gärtner's in italieniſchem Stil begonnen, aber unter weſentlichen Abänderungen des urſprünglichen Planes von Klenze zu Ende geführt, beſteht in einer achtzehneckigen Rotunde von 55 Met. Durchmeſſer, welche in der Höhe von 66 Met. durch eine Kuppel abgeſchloſſen iſt. Auf halber Höhe des Gebäudes ſtehen außen herum 18 koloſſale weibliche Figuren mit Schilden, welche die Namen deutſcher Provinzen enthalten. Die innere Halle iſt von 34 Siegesgöttinnen aus carrariſchem Marmor umkränzt, zwiſchen denen 14 aus erobertem Geſchütz gegoſſene Schilde die Namen der Schlachten und Feldherren tragen. Der ganze Bau, der ſein Licht durch eine 9 Met. weite Oeffnung in der Kuppel erhält, iſt aus Backſtein hergeſtellt, während die 18 Säulen der äußern Halle aus Granit mit Sockeln und Capitälen aus Marmor beſtehen.

Die Colonie „Neukelheim“ entſtand erſt im J. 1796 „auf der Branten“, einem nahe gelegenen ſteinigen Bergrücken, entſprach jedoch wie die meiſten Neuanſiedelungen auf unwirthſchaftlichem Boden in Baiern den gehegten Erwartungen nicht. Die Viehzucht im Amtsgerichtsbezirk Kelheim und deſſen Umgebung iſt ſehr beträchtlich und die hier gezogenen Thiere ſind als Kelheimer-Bläſſen ſehr geſucht. Die Ochſen dieſes Viehſtammes ſind zum Zug vortrefflich, mäſten ſich ſchnell und liefern feines Fleiſch; die Milchabſonderung der Kühe iſt dagegen nur als mittelmäßig zu bezeichnen. (*Ferdinand Moesch.*)

KELLER iſt ein gewöhnlich unter dem Erdgeſchoſſe von Wohngebäuden befindlicher Raum, der ſeiner kühlen gleichmäßigen Temperatur wegen zur Aufbewahrung leicht veränderlicher Stoffe oder zu Arbeiten dient, welche einen niederen Wärmegrad erfordern. Die Keller liegen daher ganz oder zum Theil unter der Erde und ſind in der

Digitized by Google

Regel gewölbt. Nicht überwölbte derartige Räume nennt man Balkenkeller, welche nur als Nothbehelf bei mangelnder Höhe dienen, jedoch keineswegs zu empfehlen ſind, da ſie keine gleichmäßige Temperatur halten und das Holzwerk wegen der hier vorhandenen Feuchtigkeit ſehr leicht verfault. Die normale Kellertemperatur iſt die in der Gegend herrſchende Bodentemperatur und eine um ſo gleichmäßigere, je tiefer der Keller liegt.

Der Fußboden der Keller muß der Kühle und Bodenfeuchtigkeit wegen aus Steinplatten, Ziegeln, Béton, Pflaſter u. ſ. w. beſtehen, überhaupt ſteinern gemacht werden und ſtets über dem höchſten Stande des Grundwaſſers ſich befinden. Um den Keller bei eintretenden Hochwaſſern leicht entwäſſern zu können, muß die Lage der Straßenſchleuſe ſtets tiefer ſein als das Niveau des Kellerfußbodens. Iſt dies nicht möglich, ſo muß ein Sammelloch für das Waſſer angelegt werden, und will man das Aufſteigen der Grundfeuchtigkeit in die Umfaſſungen der Kellerräume verhindern, ſo müſſen Fußboden und Wände der letztern mittels Cement oder Asphalt waſſerdicht gemacht werden. Ferner hat man die zu nahe Lage der Keller an Abtritte, Senkgruben und Schleuſen u. ſ. w. zu vermeiden, um bei etwa undichter Beſchaffenheit der letztern die Feuchtigkeit nicht in die Keller dringen zu laſſen. Zur Iſolirung der Keller von Feuchtigkeit und warmer Luft dienen außer den genannten Iſolirſchichten hohle Zwiſchenräume in den Mauern oder Herſtellung der Umfaſſungen aus Hohlſteinen. Dieſe Luftſchichten können gleichzeitig zur Ventilation der Keller mit benutzt werden, indem man ſie einerſeits (unten) mit der Keller-, andererſeits (oben) mit der äußern Luft in Verbindung ſetzt. Ueberhaupt iſt eine gute Ventilation der Keller ein weſentliches Erforderniß für viele Zwecke (ſ. unten). Die für Kellerräume, namentlich in Wohngebäuden, geeignetſte Gewölbeform iſt das Kappengewölbe (ſ. u. Gewölbe), eine Verbindung von Gurtbögen zwiſchen Pfeilern mit eingeſpannten flachen Tonnengewölben (preußiſchen Kappen). Dieſelbe bedarf am wenigſten Höhe, läßt ſich bequem beleuchten und gewährt den meiſten nutzbaren Raum. Dabei legt man die Gurtbögen am beſten nach der Tiefe des Gebäudes zu an, ſodaß ſie ſich einerſeits gegen die Umfaſſungen, andererſeits gegen die Mittelmauern (Langſcheidungen) ſpannen und man in den daſelbſt ſich ergebenden Schildwänden der Kappen bequem die Fenſter- und Thüröffnungen anbringen kann. Die lichte Höhe der Kellerräume hat im tiefſten Punkte mindeſtens 1,75 Met. oder Manneshöhe zu betragen. Gewöhnlich beträgt (bei Kappengewölben) die Höhe vom Keller- bis Erdgeſchoß-Fußboden 2,75 bis 3 Met.; die Spannweite der Kappen 1,5—2 Met.; deren Stärke $^1/_2$ Stein in Ziegeln; dagegen die Spannweite der Gurtbögen 2,5—3 Met. und deren Stärke 1,5 Stein. Dabei nimmt man die Stichhöhe der Kappen, deren Widerlager ſich in 7—10 Centimet. Höhe über dem Scheitel der Gurtbögen befinden muß, zu $^1/_6$—$^1/_8$ der Spannweite, dagegen die Stichhöhe der Gurtbögen zu $^1/_4$—$^1/_6$ ihrer Spannung an. Wenn die Gurtbögen jedoch nicht allein zum Tragen der Gewölbkappen, ſondern auch zur Unterſtützung darüberſtehender Scheidemauern dienen, ſo gibt man ihnen eine verhältnißmäßig größere Stärke und eine geringere Spannweite ihrer Oeffnung. Bei mehr als 3,5—4 Met. Spannweite der Gurtbögen iſt es zweckmäßiger, zwei kleinere Spannweiten mit zwiſchenbefindlichem Pfeiler von 2—2,5 Steinſtärke anzuordnen. Bei mangelnder Höhe oder ſchwachen Niederlagspfeilern werden ſtatt der Gurtbögen Eiſenbahnſchienen, bei größerer Weite eiſerne Träger angeordnet und zwiſchen dieſelben die flachen Kappen eingewölbt; bei größerer Höhe der Keller findet das Kreuzgewölbe oder die böhmiſche Kappe (Kuppelgewölbe) zwiſchen Gurtbögen Anwendung. In älteren Gebäuden findet man meiſt das halbrunde oder elliptiſche Tonnengewölbe in Anwendung gebracht, deren Widerlagshöhe bei der meiſt geringen Höhe der Kellerräume aber ſo wenig hoch über dem Fußboden liegt, daß ſolche Keller nur unbequem zugänglich und ungenügend nutzbar ſind. Bei einigermaßen erhöhtem Erdgeſchoßfußboden hat man Gelegenheit, die Kellerfenſter in dem Gebäudeſockel anzubringen; iſt dies jedoch wegen tieferer Lage der Keller nicht möglich, wie dies meiſt bei den mit Kauflocalen verſehenen ſtädtiſchen Gebäuden der Fall iſt, ſo bringt man vor den Umfaſſungen der Kellerräume ſogenannte Lichtſchachte oder Lichtkäſten an, welche in Trottoirhöhe mit durchbrochenen Eiſenplatten oder Rohglastafeln abgedeckt werden und unterhalb derſelben eine beliebig hohe Lage der Fenſter geſtatten.

Bei ungenügender Beleuchtung von Kellerräumen behilft man ſich neuerdings mit ſogenannten Reflectoren aus polirten Blechtafeln oder Glasprismen, welche das von außen darauffallende Licht beſſer verbreiten.

Gewöhnlich iſt der Keller von der bis dort heruntergeführten Haupttreppe aus zugänglich, wenn nicht eine eigene Treppe, Kellertreppe, angelegt iſt. Iſt jedoch beides nicht der Fall, ſo macht ſich ein beſonderer überwölbter Zugang (bisweilen von der Straße aus, was jedoch von manchen Bauordnungen als verkehrsbeläſtigend nicht geſtattet wird) nöthig, den man Kellerhals nennt. Eine beſondere Sorgfalt iſt auf die Erhaltung einer guten Luft in den Kellern durch Ventilation der letztern zu verwenden. Man bewirkt dieſelbe durch Luftkanäle der oben gedachten Art oder durch beſondere im Innern des Hauſes, etwa in den Mittelmauern angelegte Kanäle, die nach Befinden durch beſondere Lockfeuer (z. B. Gasflammen) geheizt werden. In nicht ventilirten Kellern kann ſich eine höchſt ungeſunde Luft anſammeln, weshalb ſolche Keller, welche lange Zeit hindurch nicht geöffnet waren, nur mit größter Vorſicht zu betreten ſind. Man beſeitigt die erſtickenden Gaſe am beſten durch kräftige Lüftung, bisweilen auch durch das Abſchießen von Gewehren. In den Kellern findet ferner auch das Reinigen der Schornſteine von dem herabgekehrten Ruß ſtatt, weshalb in der Regel alle Schornſteine bis in den Keller geführt und dort in etwa 50 Centim. Höhe vom Fußboden mit Rußkäſten und Reinigungsthürchen verſehen werden; dieſe Reinigungsöffnungen ſollen womöglich alle nach dem Vorkeller oder Corridor ausmünden.

Für beſondere Zwecke, namentlich zum Aufbewahren

Digitized by Google

von Fleiſch, Bier, Eis u. ſ. w. im Sommer, werden eigene Kellerräume beſtimmt, die man oft außerhalb der Wohngebäude in Bergabhängen und Felſen anlegt (Berg- und Felſenkeller). Sehr ausgedehnte Kellereien ſind bei dem Brauereibetriebe nöthig, theils zum Keimen der Gerſte (Keimböden) theils zum Gären und Lagern des Bieres (Gär- und Lagerkeller). Erſtere erfordern eine ſehr ſorgfältige Reinhaltung des Fußbodens von der ausgeſtoßenen Hefe und eine gleichmäßige Temperatur von 6° C. Letztere müſſen beſonders kühl ſein, eine Temperatur von etwa 2° C. beſitzen und werden deshalb oft in ein zweites Souterrain verlegt oder durch benachbarte Eiskeller gekühlt. Die Eiskeller für Brauereien, Conditoreien, Krankenhäuſer, Hausbedarf u. ſ. w. erfordern eine ſehr ſorgfältige Conſtruction und Iſolirung von Grundwaſſer und von der atmoſphäriſchen Luft. Sie werden entweder ganz oder halb in der Erde oder über derſelben angelegt, erhalten einen nach Norden gelegenen Eingang mit zwei- bis dreifachem Abſchluß, doppelte Mauern mit Iſolirſchichten und hermetiſche Abführung des Schmelzwaſſers. Milchkeller müſſen kühl gelegen und vor allem mit fließendem Waſſer reichlich verſehen ſein.

Berühmt zum Theil von altersher ſind die unter den Rathhäuſern großer und reicher Städte befindlichen, zum Weinſchank u. dergl. benutzten Keller wie Auerbach's Keller in Leipzig (jetzt nicht mehr in der früheren Verfaſſung), der bremer, berliner, münchener u. ſ. w. Rathskeller, der Eſterházykeller in Wien u. a. m.

(A. Gottschaldt.)

KELLER (Heinrich Adelbert von), hochverdienter Forſcher auf dem Gebiete der germaniſchen und romaniſchen Philologie, wurde am 15. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Würtemberg (Oberamt Marbach) als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Jakob Keller geboren. Nachdem er den erſten Unterricht im Vaterhauſe erhalten, kam er 1822 in die lateiniſche Schule zu Eßlingen, das Jahr darauf in das Gymnaſium zu Stuttgart, das er 1830 im Herbſte abſolvirte. Er ſtudirte in Tübingen Theologie, wandte ſich aber ſchon während der Univerſitätszeit dem Studium des deutſchen Alterthums und der romaniſchen Literaturen zu, welches ihn ſchon auf dem Gymnaſium lebhaft angezogen hatte. L. Uhland und Moritz Rapp wirkten in Tübingen beſonders auf ihn ein. Nach Beendigung ſeiner Studien trat Keller im Juni 1834 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris an, die der Erforſchung der altfranzöſiſchen Handſchriftenſchätze gewidmet war. Eine Frucht dieſes 13monatlichen Aufenthaltes war die Ausgabe des Romans des sept sages (Tübingen 1836), deren Einleitung die weitverzweigte Sage durch alle Literaturen verfolgte und Zeugniß von einer höchſt umfaſſenden Gelehrſamkeit ablegte. Im Herbſte 1835 habilitirte ſich Keller in Tübingen als Docent der germaniſchen und romaniſchen Literaturen. Daneben nahm er kurze Zeit die Stelle eines Lehramtsverweſers für franzöſiſche Sprache an der Realſchule und ſeit 1836 die eines Pfarrvicars in Weilheim ein. Beide Stellen gab er jedoch auf, als er 1837 zum zweiten Unterbibliothekar an der Univerſitätsbibliothek ernannt wurde. Seine wankende Geſundheit und der Rath des Arztes beſtimmte ihn den Winter 1840—1841 „unter ſüdlicherem Himmelsſtriche zuzubringen"; er ging im September 1840 nach Italien. Am längſten verweilte er in Rom (von October bis März). Auch hier verfolgte er wiſſenſchaftliche Zwecke: die Ergebniſſe veröffentlichte er in dem inhaltreichen Buche „Romvart" (Mannheim 1844), welches werthvolle Mittheilungen aus den Bibliotheken in Venedig, Florenz und Rom brachte. Nach ſeiner Rückkehr wurde Keller zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Profeſſor ernannt. Im J. 1842 ward ihm die Lehrerſtelle für deutſche Sprache und Literatur an dem neuerrichteten Reallehrerſeminar übertragen, eine Stelle, die Keller bis zur Aufhebung der Anſtalt beibehielt. Im J. 1844 proviſoriſch zum Bibliothekar an der Univerſität berufen, bekam er 1849 dies Amt definitiv, nachdem er das Jahr vorher auch Bibliothekar der philoſophiſchen Facultät geworden. Beide Bibliothekarſtellen legte er jedoch 1850, bezw. 1851 nieder, um ſich ganz ſeiner akademiſchen Thätigkeit zu widmen. Neben ſeinem Lehramte wurde ihm indeß in Erkenntniß ſeiner umſichtigen und gewiſſenhaften Geſchäftsführung die Verwaltung mehrerer Stiftungen übertragen. Eine weitere Vermehrung ſeiner Berufspflichten erwuchs ihm durch die Begründung des Seminars für neuere Sprachen (1867), in welchem ihm die Leitung und der deutſche Unterricht anvertraut ward. In treuer Pflichterfüllung wirkte er noch 16 Jahre. Er ſtarb am 7. März 1883 an einer Lungenentzündung, die ſich einem längeren katarrhaliſchen Leiden zugeſellt hatte.

Keller's gelehrte Thätigkeit, anfänglich den germaniſchen und romaniſchen Literaturen gleichmäßig gewidmet, wandte ſich in ſpäterer Zeit mehr dem Deutſchen zu, wiewol er das ihm liebgewordene Studium der romaniſchen Sprachen darüber keineswegs vernachläſſigte. Er begann 1834 mit einer Ausgabe von Widmann's Fauſtbuch, zu dem er faſt am Schluſſe ſeiner Laufbahn nochmals zurückkehren ſollte. Dann folgten mancherlei Ueberſetzungsarbeiten, Sachen von George Sand und Edgeworth, die Werke des Cervantes, mit Notter zuſammen (Stuttgart 1838 fg.), Gudrun (Stuttgart 1840), Volkslieder aus der Bretagne, mit Seckendorf (Tübingen 1841); ſpäter ſchloß ſich der in Gemeinſchaft mit M. Rapp verdeutſchte Shakeſpeare (Stuttgart 1843 fg.) an. Die altfranzöſiſchen Epen erzählte er in geſchmackvoller Weiſe nach in den „Altfranzöſiſchen Sagen" (Tübingen 1839, 2. Aufl. Heilbronn 1876). Zahlreich ſind ſeine Ausgaben altdeutſcher und altromaniſcher Denkmäler. Seiner Veröffentlichung des Romans von den ſieben weiſen Meiſtern (1836) ſchloſſen ſich ſpaniſche Publicationen an (El conde de Lucanor, Stuttgart 1839, Romancero del Cid, Stuttgart 1840); auf altfranzöſiſchem Gebiete: Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger Handſchrift (Stuttgart 1840), und früher das Miracle de notre dame (Tübingen 1865); auf altdeutſchem: des Büheler's Diocletian (Quedlinburg 1841) und die deutſchen Gesta Romanorum (Quedlinburg 1841), auf die ihn ſeine Unterſuchungen über die ſieben

Digitized by Google

weiſen Meiſter geführt hatten, und deren lateiniſches Original er bald darauf (Stuttgart 1842) veröffentlichte; ferner die altdeutſchen Gedichte (Tübingen 1846), die ſpäter in einzelnen kleineren, meiſt nur an Freunde vertheilten Publicationen fortgeſetzt wurden; alte gute Schwänke, eine Sammlung von Priameln (Leipzig 1847, 2. Aufl. Heilbronn 1876), Lieder Heinrich's Grafen von Würtemberg, mit Holland zuſammen (Tübingen 1849); Walther's von Rheinau Marienleben (Tübingen 1849 fg.); Mittelniederländiſche Gedichte (Tübingen 1851), Elblin von Eſelsberg (Tübingen 1856), vieles darunter als akademiſche Schriften im Namen der Univerſität. Auf provenzaliſchem Gebiete: Lieder Guillem's IX. von Peitieu (Tübingen 1848), wovon Keller zwei Jahre nachher mit Holland eine vermehrte neue Ausgabe veranſtaltete; Lieder Guillem's von Berguedan (Mitau 1849); ein Lied von Marcabrun, als Beitrag zur Goetheliteratur beim Goethecentenarium (Tübingen 1849), auch dies in Verbindung mit Holland. Wie hier Goethe, ſo bildet Schiller den Gegenſtand von Keller's Forſchung in den Beiträgen zur Schillerliteratur (1859—1860). Eine mit ſeinem Lieblingsſtudium, der vergleichenden Literaturgeſchichte, zuſammenhängende Arbeit iſt ſein Italieniſcher Novellenſchatz, ausgewählt und überſetzt (6 Theile, Leipzig 1851 fg.), dem ein abhandelnder Band beigegeben werden ſollte; leider kam aus hier nicht zu erörternden Gründen das verheißungsvolle Werk ins Stocken und blieb unvollendet.

Die fruchtbarſte Thätigkeit als Gelehrter entwickelte Keller jedoch für den „Literariſchen Verein in Stuttgart". Dieſe erſte deutſche, 1839 gegründete Bibliophilengeſellſchaft, deren Präſident Keller 1849 wurde, verdankt ihm recht eigentlich ihr Gedeihen, ja in den ſchwierigen Zeiten nach 1849 ihr Fortbeſtehen. Mit größter Umſicht und Uneigennützigkeit wußte er die finanziellen wie geiſtigen Intereſſen des Vereins zu wahren, der unter ſeiner Leitung eine höchſt fruchtbare und verdienſtliche Thätigkeit entfaltet hat. Und der fleißigſte war Keller ſelbſt; ſeine Publicationen für den Verein machen allein eine kleine Bibliothek aus. Sie beginnen gleich 1850 und ziehen ſich in ununterbrochener Kette bis an den Schluß ſeines Lebens hin. Den Reigen eröffnet Meiſter Altſwert, mit Holland zuſammen (1850); H. Wittenweiler's Ring, den L. Bechſtein herausgab (1851), leitete Keller ein. Im J. 1853 folgte die epochemachende Sammlung der Faſtnachtſpiele, drei Theile, denen 1858 ein vierter als Nachleſe ſich anſchloß und dem als Vorläufer das Spiel von Kaiſer und Abt (1850) vorausgegangen war. Im J. 1854 der Simpliciſſimus, dem 1862 die ſimplicianiſchen Schriften folgten (zuſammen 4 Bände); 1855 Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften; 1856 Hugo's von Langenſtein Martina; 1857 Amadis, 1858 Konrad's von Würzburg Trojaniſcher Krieg nach Frommann's und Roth's Vorarbeiten, in demſelben Jahre Karlmainet, 1859 Wilwolt von Schaumburg, 1860 Steinhöwel's Decameron, 1861 Niclas von Wyle und Cyriacus Spangenberg, 1864 fg. Ayrer's Dramen in 5 Bänden, 1867 das Heldenbuch, ſeit 1870 14 Bände von Hans Sachs, bei welchem er in Goetze einen willkommenen Mitarbeiter fand, 1874 Tünger's Facetiae, 1879 das Nibelungenlied nach der Piariſtenhandſchrift, 1880 Fauſt's Leben. In zwei beſondern Denkſchriften (1870, 1882) gab Keller Bericht über Entſtehung und Fortgang des Vereins.

Noch ſei ſeiner Werke über Uhland, der ihm Lehrer und dann Freund war, gedacht: mit Holland und Pfeiffer zuſammen gab er Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage heraus (Stuttgart 1865 fg., 8 Bände); ferner Urkundliches zu Uhland's Leben (Stuttgart 1863), Uhland als Dramatiker unter Benutzung ſeines Nachlaſſes (Stuttgart 1876), ein Gedicht von Uhland (Tübingen 1877).

Eine leider nicht zu Ende geführte Arbeit ſind ſeine Altdeutſchen Handſchriften (Tübingen 1864 fg.), worin er eine Reihe von wichtigen Handſchriften ihrem Inhalte nach beſchreiben und verzeichnen wollte. In noch höherem Grade iſt zu bedauern, daß ſein Schwäbiſches Wörterbuch, recht eigentlich ein Lebens- und Lieblingswerk, nicht zum Abſchluß gelangte. Es war in den letzten Jahren der faſt ausſchließliche Gegenſtand ſeiner Arbeit. Zum Glück liegt bei Keller's muſterhafter Ordnung alles Material geſichtet bereit, leider nur zum kleinſten Theil der Schatz, den er im Kopfe trug.

Erwägt man, daß zu dieſer ausgedehnten literariſchen Thätigkeit, bei deren Ueberſicht gar nicht der zahlloſen Beiträge zu Zeitſchriften gedacht iſt, eine umfaſſende akademiſche kam, die ſich auf Grammatik, Literaturgeſchichte und Interpretation im Gebiete der germaniſchen und romaniſchen Philologie erſtreckte, ſowie daß er ſeine Vorleſungen immer wieder ergänzte, ja theilweiſe umarbeitete, ſo muß man ſtaunen über dieſe Fülle von Leiſtungen. Nur eine ſtreng geregelte Eintheilung der Zeit in Verbindung mit ſeltenem Fleiß und Ausdauer machte es ihm möglich, dies alles zu bewältigen. Seine Verdienſte ſind durch Ernennung zum Mitglied zahlreicher gelehrter Geſellſchaften wie durch Verleihung hoher Orden anerkannt worden. Er war ein reiner, zuverläſſiger Charakter, ein treuer Freund, ein reichbegabter vielſeitiger Gelehrter, deſſen Wirken mit der Geſchichte der deutſchen und romaniſchen Philologie untrennbar verbunden bleiben wird. *(K. Bartsch.)*

KELLER (Friedrich Ludwig), in Preußen unter dem Namen Keller vom Steinbock geadelt, auch von Keller genannt, Juriſt und Staatsmann, geboren am 17. Oct. 1799 zu Zürich, ſtudirte in Berlin und Göttingen, wo er im J. 1822 promovirte (Diſſertation: Comm. ad L. si ex duobus 32 pr. §. 1 de peculio, Gott. 1823), wurde im J. 1826 Profeſſor des Civilrechts am politiſchen Inſtitut in Zürich, trat in das Amtsgericht ein, wurde im J. 1831 Präſident des Obergerichts und Mitglied des Erziehungsrathes, fungirte im J. 1833 in der Baſeler Theilungsſache als Obmann des Eidgenöſſiſchen Schiedsgerichtes. Im J. 1830 in den Großen Rath gewählt, war er 1832 und 1834 deſſen Präſident, vertrat wiederholt ſeinen Canton auf der Eidgenöſſiſchen Tagſatzung und arbeitete eifrig an der Bundesreform 1833 und dem Militärſtraf- und Proceßgeſetzbuche

Digitized by Google

1837. In Anerkennung ſeiner Verdienſte um letztere Arbeit wurde er Chef des Juſtizſtabes. Im J. 1839 war er Mitglied der züricher Regierung und gehörte als ſolches der radicalen Majorität derſelben an, die namentlich auf dem Gebiete der Volksſchule ihre Thätigkeit entfaltete. Ihr Ziel war, die Schule von der Bevormundung der Kirche zu befreien und die freie Volksſchule zu ſchaffen. Gegen die Regierungsmaßregeln, die dahin zielten, machte ſich bald im Volke ein Misbehagen bemerkbar, welches von der Geiſtlichkeit geweckt und genährt wurde; die Volksſchule, hieß es, hebe den Verſtand einſeitig auf Koſten des Gemüths. Die Misſtimmung brach in lauten Unwillen aus, als im Anfange des J. 1839 von der radicalen Partei die Berufung von David Strauß, die ſchon früher wiederholt ins Auge gefaßt worden war, eifrig betrieben wurde. Im Erziehungsrathe waren ſieben Stimmen für, ſieben gegen die Berufung; Bürgermeiſter Hirzel gab den Stichentſcheid für die Berufung. Dieſer ſuchte auch im Regierungsrathe die Bedenken durch die Erklärung zu beſeitigen, daß man jetzt eine gründliche Reformation vornehmen müſſe als eine Fortſetzung der Zwingli'ſchen Arbeit. Der züricher Regierungsrath beſtätigte am 2. Febr. die Wahl von Strauß zum Profeſſor der Dogmatik und Kirchengeſchichte. Die Antwort der Gegner war die Bildung eines Centralcomité behufs Agitation gegen die Regierung. Es wurde eine Adreſſe an die Regierung entworfen, welche außer der Entfernung von Strauß eine Aenderung der bisherigen Politik auf dem Gebiete der Schule und Kirche forderte. Die mit Tauſenden von Unterſchriften verſehene Adreſſe nöthigte den Großen Rath, Strauß zu penſioniren. Auf die andern Forderungen einzugehen wurde abgelehnt. Da erließ das Comité am 8. Aug. ein neues Sendſchreiben an die „Bürger der vereinigt petitionirenden Gemeinden". Daraufhin verſammelten ſich nebſt Keller acht Mitglieder von der radicalen Partei der Regierung zur Beſprechung über die gegenwärtige Lage und ihre Berathung hatte folgendes Ergebniß: die Bewegung gelte dem Beſtande der Regierung und der Verfaſſung, der neuen Ordnung, den Rechten und Freiheiten des Volkes, nicht aber dem, was das Comité in ſeinem Aufrufe vorgebe; entſchiedenes Einſchreiten ſei daher geboten. In dieſem Sinne wurde am 23. Aug. an die Bezirksſtatthalter die Verfügung erlaſſen: bei Verantwortlichkeit keine Gemeindeverſammlungen infolge etwaiger von jenem ſogenannten Central- oder andern ähnlichen Comités ausgegangener Aufträge zu veranſtalten. Dieſe Verfügung wurde ſofort von dem Centralcomité veröffentlicht und von einem Aufrufe begleitet, welcher mit den Worten ſchloß: „Seid mannhaft und ſtark!" Gegen die Verbreiter dieſes Aufrufs erhob die Staatsanwaltſchaft die Anklage „wegen verſuchter Reizung zum Aufruhr". Die Stimmung gegen die Regierung aber wurde jetzt ſo drohend, daß dieſe am 31. Aug. gleichſam eine entſchuldigende Erklärung erließ, daß es nie in ihrer Abſicht gelegen habe, den Gemeinden ihr verfaſſungsmäßiges Recht zu beſchränken. Zu ihrer Sicherung aber berief ſie am 1. Sept. ein Bataillon in die Stadt, welches jedoch ſchon am 3. entlaſſen werden mußte, da es eine der Regierung feindſelige Geſinnung zeigte. Für den 2. Sept. berief das Centralcomité eine Volksverſammlung nach Kloten, welche von der Regierung noch einmal die Bewilligung ihrer in der Adreſſe ausgeſprochenen Forderungen verlangte. Die Regierung gab eine ausweichende Antwort; gleichzeitig verbreitete ſich das Gerücht, ſie wolle aus den benachbarten Cantonen Truppen zu ihrem Schutze herbeiziehen. Da verwarf das Comité die Antwort der Regierung und bot den Landſturm auf, der am 6. Sept. in Zürich einrückte. Nach einem kurzen Straßenkampfe war die Regierung geſtürzt. Keller entfloh in Frauenkleidern aus der Stadt. Eine Proclamation verkündete: Die Strafe der Ungerechten und Ungläubigen iſt durch den errungenen Sieg ſchon hart genug.

Im J. 1843 wurde Keller als Profeſſor der Rechte nach Halle berufen, 1847 als Puchta's Nachfolger nach Berlin. Er ſaß als Abgeordneter im preußiſchen Abgeordnetenhauſe und im Erfurter Unionsparlament, wo er ſich der reactionären Partei anſchloß. Nach ſeiner Erhebung in den Adelsſtand wurde er auch Mitglied des Herrenhauſes. Als Parlamentarier iſt er nicht bedeutend geweſen. Dauernd ſind ſeine Verdienſte um die Neubelebung und Entwickelung des römiſchen Proceßrechtes. Er ſtarb am 11. Sept. 1860 in Berlin.

Schriften: Comm. ad L. si ex duob. 32 pr. §. 1 de peculio (Gott. 1823). — Ueber Litisconteſtation und Urtheil (Zürich 1827). — Die neuen Theorien in der Zürcheriſchen Rechtspflege (Zürich 1828). — Die Baſeler Theilungsſache, (Zürich 1833). — Semestria ad Tullium (Zürich 1841—1851). — Der Römiſche Civil-Proceß und die Actionen (Leipzig 1852, 5. Aufl. von Wach 1876, ital. von Filomusi-Guelfi, Nap. 1871, franz. von Capmas 1870 und 1876). — Grundriß zu Vorleſungen über Inſtitutionen und Antiquitäten des Römiſchen Rechts (Berlin 1854—1858). — Inſtitutionen (Leipzig 1861). — Pandekten-Vorleſungen, herausgegeben von Friedberg (Berlin 1861, von Lewis 1866). — Keller begründete die Monatschronik der Zürcheriſchen Rechtspflege (Zürich 1833—1838). Er gab heraus: Götze, Ueber die Preußiſchen Schwurgerichte (Berlin 1851).

Literatur: Kritiſche V. der Sch. für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft III, 1—25. — Rüttimann, Vermiſchte Schriften 1876, S. 37—72. — von Orelli, Rechtsſchulen und Rechtsliteratur 1879, S. 58—60. — Secretan, Galerie suisse II, 241. — von Holtzendorff, Rechtslexikon. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgeſtaltungen von 1830 bis 1850 (Zürich und Stuttgart 1868), III, 314 fg. *(P. Schwartz.)*

KELLER (Joseph), vorzüglicher deutſcher Kupferſtecher, geboren am 31. März 1811 in Linz am Rhein. Er war der älteſte unter zehn Kindern, und der keineswegs bemittelte Vater, ein Gewürzkrämer, konnte nicht viel auf ſeine Ausbildung verwenden. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, und da er ein ausgeſprochenes Kunſttalent zeigte, erhielt er auch den erſten Zeichen-

Digitized by Google

unterricht. Da er ſich der Kupferſtecherkunſt widmen wollte, ging er mit 15 Jahren nach Bonn und trat als Eleve in die Schulgen-Bettendorff'ſche Kunſtdruckerei ein. Eine eigentliche Kunſtanſtalt war dies freilich nicht, auch wurde er hier nur für Arbeiten in Punktirmanier verwendet, nachdem er ſich das Handwerksmäßige, die Kunſtgriffe angeeignet hatte. Der junge Künſtler wollte aber keineswegs auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern in das Heiligthum der claſſiſchen Kunſtweiſe eintreten, weshalb er jede freie Stunde benutzte, nach guten Vorlagen, d. h. gediegenen Kupferſtichen, ſich in der Linienmanier zu üben. Angeborenes Talent und Ausdauer zeitigten bald die ſchönſten Früchte ſeiner Thätigkeit. Im J. 1833 konnte er bereits mit einem Kunſtblatt in die Oeffentlichkeit treten; es war dies die Reproduction einer Freske von Herrmann in der Aula zu Bonn, die Theologie vorſtellend, und im nächſten Jahre erſchien das Pendant: die Philoſophie nach der Freske von Götzenberger, ebendaſelbſt. Bereits in dieſen beiden Blättern offenbart ſich der reellſte Kunſteifer, der in die Idee des Kunſtwerkes, das er auf die Kupferplatte übertragen will, voll einzudringen ſtrebt. Um ſchließlich die Weihe der Kunſt zu erlangen, begab Keller ſich 1835 nach Düſſeldorf, wo er durch den Verkehr mit der Künſtlerwelt auch in ſeinem Fache gefördert zu werden hoffte. So geſchah es auch; insbeſondere übte der Hiſtorienmaler Julius Hübner den wohlthätigſten Einfluß auf den jungen Künſtler aus, unter deſſen Aufſicht er auch deſſen Gemälde: Roland befreit die Prinzeſſin Iſabella von Galizien aus der Räuberhöhle, für den Düſſeldorfer Kunſtverein 1838 ſtach. Um ſeinen Blick zu erweitern, reiſte er dann nach Paris, wo er bei den Koryphäen ſeiner Kunſt Boucher-Desroyer und Forſter die freundlichſte Aufnahme fand. Nach Düſſeldorf zurückgekehrt, nahm er mit erhöhtem Eifer ſeine Kunſtthätigkeit auf; ſo entſtand 1839 der Stich nach Deger's Bild in der Andreaskirche zu Düſſeldorf: die Himmelskönigin, der vom Düſſeldorfer und ſpäter im Hannoverſchen Kunſtverein als Vereinsblatt benutzt wurde. Auch der kreuztragende Chriſtus nach F. Overbeck gehört dieſer Zeit an (1840). Mit dieſen Arbeiten hatte ſich der Künſtler bereits einen Namen gemacht und auf jüngere Künſtler mächtig gewirkt, die ſich gern als Schüler um ihn ſcharten. Bereits im J. 1839 wurde ihm proviſoriſch die Stelle eines Lehrers der Kupferſtecherkunſt übertragen, die ihm dann 1846 definitiv mit dem Profeſſortitel übergeben wurde. In dieſer Stellung war er der eigentliche Begründer der Schule und hat namhafte Künſtler erzogen. Der Kunſtverein für die Rheinlande hatte ihm ſchon früher den Auftrag gegeben, Rafael's Disputa im Stiche auszuführen. Im J. 1841 begab ſich der Künſtler deshalb nach Rom, um an Ort und Stelle in den Stanzen des Vaticans die Zeichnung für den Stich anzufertigen. Dieſe Zeichnung iſt ſchon für ſich ein vollendetes Kunſtwerk, das mit aller Fineſſe und der größten Pietät des Urbinaten Meiſterwerk auffaßt, ſodaß man im Anblick deſſelben bei der bekannten Virtuoſität des Künſtlers, den Grabſtichel zu führen, ein Meiſterwerk erwarten durfte. Und ein Meiſterwerk moderner Stichweiſe iſt auch ſeine Disputa geworden. Zwölf Jahre anſtrengender Arbeit gehörten dazu, das Kunſtwerk druckreif zu machen. Freilich entſtanden in der Zwiſchenzeit, gleichſam zur Erholung, kleinere Arbeiten, wie Rafael's Dreifaltigkeit in San-Severo in Perugia, aber die Hauptſorge galt doch der Disputa. Bei der treueſten Wiedergabe des Originals im Ganzen wie in den Gruppen und einzelnen Köpfen herrſcht doch eine Freiheit der Behandlung, daß mit ihr die mühevolle Arbeit des Grabſtichels vollkommen verdeckt iſt. Es iſt, als ob ſich Rafael's Pinſelſtriche in Linien aufgelöſt hätten und das Bild in verkleinertem Maßſtabe auf die Kupferplatte übertragen wäre. Nach Vollendung eines ſolchen Hauptwerkes wäre Ruhe wol angezeigt geweſen, aber der Künſtler rüſtete ſich alsbald, um ein zweites Meiſterwerk zu ſchaffen. Abermals wurde ein Werk Rafael's gewählt und zwar die Sixtiniſche Madonna des Dresdner Muſeums. Nachdem bereits vorzügliche Reproductionen dieſes Hauptbildes exiſtiren — ſo namentlich der geſchätzte Stich von Müller — muß man das Unternehmen des Meiſters jedenfalls kühn nennen, denn ſein Stich forderte ſtets ſeine Vorgänger zum Vergleich heraus. Der Künſtler wagte es trotzdem und die Kunſt iſt ihm Dank dafür ſchuldig, denn er ſchuf ſein zweites Meiſterwerk, trotzdem Unpäßlichkeit ihm die Arbeit oft ſehr erſchwerte. Im J. 1871 war der Stich fertig geworden und er hielt vollkommen, was man vom Stecher der Disputa zu erwarten berechtigt war. Es war dies des Künſtlers Schwanengeſang; das phyſiſche Leiden nahm überhand, anſtrengende Arbeit hatte es noch geſteigert. Zwar blieb der Geiſt friſch und unternehmungsfreudig, ſodaß er den Entſchluß faßte, mit ſeinen Schülern Rafael's Tapeten in Hampton-Court zu ſtechen, aber nur die Zeichnung zu „Petri Fiſchzug" wurde begonnen. Der Tod riß ihn am 30. Mai 1873 aus ſeiner Thätigkeit heraus, die Zeichnung blieb unvollendet. — Keller arbeitete unverdroſſen, doch überſtürzte er ſich nie; wir haben geſehen, daß ſeine beiden Hauptblätter ſich jahrelang in der Arbeit befanden. Es iſt darum zu verwundern, daß verhältnißmäßig viele Stiche aus ſeiner Hand hervorgegangen ſind, die doch alle mit Fleiß und künſtleriſcher Gewiſſenhaftigkeit vollendet ſind. Insbeſondere hat er ſich viele Gemälde von E. Deger zum Vorwurf gewählt. Außer den genannten führen wir noch an Regina coeli (das Bild beim Grafen Spee in Helldorf), die Madonna der Apollinariskirche (1852), Salvator mundi und Mater dolorosa, Pendants; nach andern Meiſtern nennen wir: Grablegung Chriſti nach F. Overbeck (1850), die heil. Frauen am Grabe nach A. Scheffer, Pastor bonus nach E. Steinle; die klugen und thörichten Jungfrauen nach W. Schadow, ſowie der Tod des Hohenſtaufen Friedrich II. nach C. F. Leſſing und das Porträt von Cornelius nach W. Kaulbach ſind für das Werk Raczynski's geſtochen worden.

Unter den Kupferſtechern des 19. Jahrh. wird Keller ſtets als einer der erſten Künſtler ſeines Fachs genannt werden. Sein angeborenes Genie, die volle Bemächtigung des Werkzeugs, die Treue und Liebe für den gewählten Gegenſtand, die pietätvolle Wiedergabe deſſelben nach In-

Digitized by Google

halt und Form ſichern ſeiner Meiſterſchaft die Anerkennung der Zukunft. Dieſe war ihm übrigens auch zu ſeinen Lebzeiten bereits in reichem Maße zutheil geworden. Von Orden beſaß er den preußiſchen des Rothen Adlers, den ſächſiſchen Albrechts-Orden, den päpſtlichen St.-Silveſter- und St.-Gregorius-Orden, den würtembergiſchen Kronen-Orden (mit perſönlichem Adel), den öſterreichiſchen Franz-Joſephorden und die franzöſiſche Ehrenlegion; er war Mitglied der Akademien zu Wien, Berlin, Brüſſel, Petersburg, faſt auf allen Ausſtellungen erhielt er die goldene Medaille. So war der Künſtler an Ehren reich, er war aber auch aller dieſer Ehren würdig. *(J. E. Wessely.)*

KELLER (Johann Balthasar), berühmter Erzgießer, geboren zu Zürich im März 1638. Er ſtammte aus einem alten und angeſehenen Geſchlechte, das dem Lande für den Rathſaal wie für den Kriegsſchauplatz tüchtige Männer gab. Das Geſchlecht wird bereits im J. 1253 erwähnt; ein Felix Keller commandirt im J. 1474 ein Heer von 1500 Zürichern vor Elicourt, zwei Jahre ſpäter kämpft er bei Murten und trägt hauptſächlich zum Siege der Schweizer bei. Der Vater unſers Künſtlers, ebenfalls Johann Balthaſar genannt, gehörte zum Großen Rathe in Zürich. Da deſſen Sohn von Jugend auf eine große Liebe zur Kunſt offenbarte, ſo wurde er zu einem Goldſchmied in die Lehre gegeben. Er brachte es bald durch Fleiß und Ausdauer ſo weit, daß ſeine getriebene Arbeit in Figuren, Früchten und Ornamenten ſehr geſchätzt wurde. Doch ſollte er bei dieſer Beſchäftigung nicht bleiben; ihn erwartete eine höhere Kunſt und größere Ehre. Sein älterer Bruder nämlich, Johann Jakob (geb. am 17. Dec. 1635, geſtorben 1700 in Colmar), befand ſich als gelernter Erzgießer in k. Dienſt in Paris, wo er ſich durch den Guß trefflicher Geſchütze bereits einen Namen gemacht hatte. Dieſer berief ſeinen jüngeren Bruder zu ſich nach Paris, weil er ihn bei der Arbeit ſehr gut brauchen zu können glaubte. Dieſes war auch der Fall, aber Johann Balthaſar, der eine glückliche Auffaſſungsgabe beſaß, machte ſich bald unter der Anleitung ſeines Bruders mit der Kunſt der Erzgießerei vertraut, ſodaß er bald den Bruder übertraf. Er goß nun für den König eine große Menge von Kanonen und Mörſern, davon die meiſten auch eine reiche bildneriſche Verzierung trugen. Eben dieſer künſtleriſchen Zuthaten wegen wurde eine Anzahl derſelben von Le Pautre in Kupfer geſtochen und in einem Werke publicirt, das den Titel führt: Pièces d'Artillerie, qui ont été fondus pour le service du Roi dans la grande Fonderie de l'Arsenal de Paris par J. B. Keller. Das Werk iſt ſehr ſelten geworden. Keller ging dann auch zum Guß von Statuen über, deren viele die Gärten von Verſailles zierten. Wenn dieſe ſchon bewundert wurden, ſo erreichte ſein Ruhm den Höhepunkt durch den Guß der Reiterſtatue Ludwig's XIV. Es iſt dies das Hauptwerk des Künſtlers und überhaupt des Erzguſſes, zur Zeit ſeines Entſtehens einzig in ſeiner Art. Das Modell zur Statue lieferte der berühmte Bildhauer Franc. Girardon (geboren 1627, geſtorben 1716). Ein kleiner gegoſſener Entwurf zur Statue, wol auch Keller's Arbeit, befindet ſich im Herzogl. Muſeum zu Braunſchweig. Was den Guß der 21 Fuß hohen Statue zu einem Ereigniß machte, war der Umſtand, daß die ganze Statue, die Figur des Königs und des Pferdes, für welche 837 Centner Erz verwendet wurden, in einem einzigen Guſſe vollendet wurde. Vor Keller hatte es noch kein Künſtler gewagt, ein Kunſtwerk ſolcher Größe auf einmal zu gießen. Man pflegte die einzelnen Theile abgeſondert zu gießen und dann zuſammenzufügen. So iſt die antike Statue des Marc-Aurel auf dem Capitol zu Rom, ſo die Reiterſtatue von Coſimo I. (Medici) von Giovanni da Bologna in Florenz und andere mehr ſtückweiſe gegoſſen. Der kühn unternommene und glücklich vollendete Guß fand 1699 ſtatt, worauf dann das großartige Standbild, das die Stadt Paris dem Könige errichtete, auf dem Platz, der deſſen Namen führte (dem ſpäteren Vendôme-Platz), aufgeſtellt wurde. Der königl. Architekt Boffrand, welcher dem berühmten Guſſe beiwohnte, gab eine detaillirte Beſchreibung des ganzen Verfahrens heraus. Sie kommt, von Abbildungen begleitet, bei Fueßli vor. Als die Reiterſtatue Ludwig's XV. ebenfalls in einem Guſſe von E. Bouchardon errichtet wurde, gab Mariette nach den Memoiren Lempereur's eine detaillirte, mit vielen Abbildungen verſehene Beſchreibung des ganzen Guſſes 1768 heraus. Boffrand meldet, daß ohne ſeine Beſchreibung dieſe Statue nie hätte vollendet werden können. Mariette dagegen, der in der Vorrede natürlich auf Keller's Verdienſte zurückkommen mußte, betont, daß Boffrand's Mittheilungen beim Guſſe der zweiten Statue gar nicht maßgebend ſein konnten, da er nach längerer Zeit erſt, ſo viel in ſeinem Gedächtniß zurückblieb, aufſetzte und er nothwendig vieles vergeſſen mußte, da er die Kunſt nicht übte und darum manches gar nicht verſtand.

Ludwig's XVI. Reiterſtandbild, das nebſt dem Platze, worauf es ſtand, von Simonneau geſtochen wurde — eine Abbildung der Statue kommt auch bei Fueßli vor — wurde in der Revolutionszeit am 16. Aug. 1792 zerſtört.

Der König ernannte Keller am 20. Sept. 1697 zum General-Commiſſar der Gießerei des Arſenals in Paris. In dieſer Anſtalt ſtarb Keller im Jahre 1702. Seit 1682 war er mit Suſanna Boubers de Bernatre vermählt; das Bildniß des Künſtlers und der Frau hat H. Rigaud 1689 und 1693 gemalt, worauf beide, das erſtere 1697, das der Frau 1689 von P. Drevet meiſterhaft geſtochen wurden. Auf dem Porträt des Künſtlers ſieht man im Grunde ſein vollendetes Kunſtwerk, die Königsſtatue, von Baugerüſten umgeben. Das Bildniß ſeines älteren Bruders hat G. Edelinck geſtochen.

Vgl. Fueßli, Geſchichte der beſten Künſtler der Schweiz, 2 Bde. *(J. E. Wessely.)*

Kellerhals (Pflanzengattung), ſ. Daphne.

KELLERMANN (François Christoph), Herzog von Valmy, Pair und Marſchall von Frankreich, iſt nach deutſchen Quellen der Sohn eines Bauern und am 30. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rotenburg an der Tauber geboren, während die Franzoſen als Geburtsort

Digitized by Google

Kellermann's Straßburg angeben und ſeinen Vater als Bürger dieſer Stadt bezeichnen.

Mit ſiebzehn Jahren trat er als Freiwilliger in ein franzöſiſches Huſaren-Regiment und erwarb ſich im Laufe des Siebenjährigen Krieges den Rang eines Kapitäns. Im J. 1769 verheirathete er ſich in Metz mit Marie-Anne Barbé, einer Tochter des Marquis de Barbé-Marbois.

Nach mehrfachen Miſſionen ins Ausland wurde Kellermann 1771 mit einigen andern franzöſiſchen Offizieren unter dem damaligen Oberſten Dumouriez von Ludwig XV. nach Polen geſandt, um die Conföderirten von Bar in ihrem Kampfe gegen Rußland zu unterſtützen. Kellermann zeichnete ſich in einem Gefecht bei Krakau aus und wurde bald darauf zum Oberſtlieutenant befördert. Obgleich das Intereſſe Frankreichs an dem Kampfe der Polen nur von ſehr kurzer Dauer war, ſo ſetzten doch die Zerwürfniſſe, in welche Dumouriez nach ſeiner Niederlage bei Landskron mit den Führern des Aufſtandes gerieth, der Thätigkeit der franzöſiſchen Offiziere noch früher ein Ende, als es infolge der veränderten politiſchen Lage geſchehen wäre. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde Kellermann 1784 zum Oberſten und 1785 zum Generalmajor (maréchal de camp) ernannt.

Beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution ſchloß ſich Kellermann der Volkspartei an, wurde mit dem Oberbefehl im Elſaß betraut und lenkte durch den Eifer und die Umſicht, mit welchen er ſowol den Beſtrebungen der Hofpartei als auch den Oeſterreichern entgegentrat, die Aufmerkſamkeit des Convents auf ſich; letzterer ſtellte ihn im Auguſt 1792 an die Spitze der Moſel-Armee, welche aus 20,000 Mann auserleſener Truppen beſtand und zur Deckung von Metz und Thionville beſtimmt war. Von der Uebermacht der Oeſterreicher gedrängt, wich er bis zum Argonner Wäldchen zurück und vereinigte ſich am 19. Sept. mit dem General Dumouriez, welcher ſich bei St.-Menehould aufgeſtellt hatte. Kellermann wurde nach dem linken Flügel der Stellung beordert und beſetzte infolge eines misverſtandenen Befehls auch den Windmühlenberg bei Valmy (ſ. den Art.), wo er am folgenden Tage von den Preußen angegriffen wurde.

Der Umſtand, daß die Angreifer nach dem unentſchiedenen Gefechte, welches unter dem Namen der „Kanonade von Valmy" bekannt iſt, den Rückzug antraten, trug weſentlich zur Belebung des kriegeriſchen Geiſtes in Frankreich bei und veranlaßte den Convent, die Armee Kellermann's auf 70,000 Mann zu erhöhen; er erhielt den Auftrag, die Preußen aus Frankreich zu vertreiben, Verdun und Longwy wieder zu nehmen und die Operationen Cuſtine's durch ein energiſches Vorgehen auf Trier und Koblenz zu decken. Nachdem Kellermann ſich durch Capitulationen in den Beſitz von Verdun und Longwy geſetzt hatte, vernachläſſigte er die Verfolgung der Preußen und bezog unter dem Vorgeben, daß ſeine Armee zu erſchöpft ſei, die Winterquartiere. Auf Betreiben Cuſtine's wurde Kellermann abgeſetzt, nach Paris berufen und bei ſeiner Ankunft verhaftet; er erſchien am 14. Nov. 1792 vor der Barre des Convents und es gelang ihm, ſich ſo vollſtändig von der gegen ihn erhobenen Anklage zu reinigen, daß er nicht nur freigeſprochen, ſondern wenige Tage nachher zum General en chef der beiden Armeen ernannt wurde, welche in Italien und den Alpen operirten. Das nächſte Operations-Object Kellermann's war die Eroberung Lyons, welches ſich gegen die Berg-Partei erhoben hatte und entſchloſſen war, ſich aufs äußerſte zu vertheidigen. Kellermann eröffnete zwar am 10. Aug. 1793 die Belagerung, wollte ſie jedoch nicht perſönlich führen, ſondern einem ſeiner Generale übertragen, weil die Kriegslage ſeine Gegenwart an der Grenze gebieteriſch forderte. Die beim Belagerungsheer befindlichen Volksrepräſentanten widerſprachen dieſen Anordnungen; Kellermann appellirte dagegen, und man bewilligte ihm in Rückſicht auf die drohende Gefahr drei Tage, um die nöthigen Anordnungen an der piemonteſiſchen Grenze zu treffen. Kellermann hielt die ihm geſtellte Friſt pünktlich inne, ſchlug die Offenſive der Piemonteſen glänzend zurück und führte dadurch, wie er es vorhergeſagt hatte, die Capitulation Lyons herbei. Da dies jedoch nicht nach dem Wunſche der Volks-Repräſentanten war, welche nur durch den directen, gewaltſamen Angriff in den Beſitz der Stadt gelangen wollten, ſo wurde Kellermann am 18. Oct. ſeiner Stellung enthoben und in der Abbaye zu Paris eingekerkert; er blieb hier über dreizehn Monate in Haft und wurde erſt infolge des Sturzes Robespierre's in Freiheit geſetzt. Von neuem in ſeine frühere Stellung berufen, gelang es Kellermann nach einer Reihe ruhmvoller Gefechte den Fortſchritten der Oeſterreicher in der Provence ein Ende zu machen. Damit hatte Kellermann den Höhepunkt ſeiner militäriſchen Laufbahn erreicht, denn ſchon 1795 wurde ihm das Commando über die Armee von Italien abgenommen und die 1796 durch Bonaparte erfochtenen Siege drängten ihn vollends in den Hintergrund.

Vom Directorium aus ſeiner Stellung abberufen, übernahm Kellermann die Organiſation der Gendarmerie. Im J. 1801 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion und 1803 zum Präſidenten derſelben ernannt. Im J. 1804 berief ihn Napoleon in den Senat, erhob ihn zum Rang eines Marſchalls von Frankreich und verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Valmy, welcher ſich nach dem Rechte der Erſtgeburt auf ſeine Nachkommen vererbt hat.

In Rückſicht auf ſein hohes Alter nahm Kellermann an den Feldzügen der Kaiſerzeit keinen directen Antheil; er organiſirte 1806 die Nationalgarde am Oberrhein, befehligte 1809 ein Obſervations-Corps an der Elbe und erhielt 1813 nach der Schlacht bei Hanau das Commando über die in der Gegend von Metz vereinigten Reſervetruppen. Im J. 1814 ſtimmte er für die Abdankung Napoleon's und trat in den Dienſt Ludwig des Achtzehnten. Der König ernannte ihn zum Commiſſionär der Militär-Diviſion von Metz ſowie zum Pair des Reiches und verlieh ihm das Großkreuz des Ludwigs-Ordens.

Da Kellermann während der „Hundert Tage" kein öffentliches Amt angenommen hatte, ſo behielt er auch nach der Rückkehr der Bourbonen ſeine Würden. Trotz ſeines hohen Alters nahm er bis zu ſeinen letzten Lebens-

Digitized by Google

tagen an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil und ſtimmte in der Kammer der Pairs mit der liberalen Partei. Er ſtarb am 12. Sept. 1820; ſein Herz ruht ſeinem Teſtamente gemäß unter dem Denkmal von Valmy.

Quelle: Nouvelle biographie générale (Paris 1861). *(Ernst Ludw. Ulbrich.)*

KELLERMANN (François Etienne), Herzog von Valmy, franzöſiſcher General, Sohn des Vorigen, iſt am 4. Aug. 1770 zu Metz geboren; er erhielt im Hauſe ſeiner Aeltern eine ſtreng militäriſche Erziehung und vollendete ſeine Studien im Collége de quatre nations zu Paris.

Im J. 1790 trat Kellermann in den diplomatiſchen Dienſt und nahm an der Geſandtſchaft theil, welche Frankreich zu jener Zeit an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ſandte. Im März 1793 kehrte er in ſein Vaterland zurück, widmete ſich dem Kriegsdienſte und wurde während des Feldzuges gegen die Preußen als Adjutant dem Stabe ſeines Vaters attachirt; während der Verhaftung des letztern trat Kellermann als gemeiner Soldat in ein Huſaren-Regiment.

Im J. 1796 wurde er als General-Adjutant zur Armee von Italien verſetzt, wo er durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Dienſteifer die Aufmerkſamkeit Maſſéna's auf ſich zog. In Anerkennung der verdienſtvollen Leiſtungen Kellermann's bei dem Uebergange über die Piave und den Tagliamento ſowie in Rückſicht auf die dabei erhaltenen Wunden beauftragte ihn der General Bonaparte mit der Ueberbringung der in dieſen Gefechten erbeuteten Siegeszeichen. Vom Directorium zum Brigade-General bei der Armee Macdonald's ernannt, beſtand Kellermann im December 1798 ein glänzendes Avantgarden-Gefecht bei Nepi, nördlich von Rom. 2000 Gefangene, 15 Geſchütze und der ganze Train des Feindes fielen dabei in ſeine Hände. Im weiteren Verfolg ſeines Auftrages ſchlug Kellermann überlegene feindliche Abtheilungen bei Monteroſi und Borghetto, bemächtigte ſich bei Orbitello des geſammten Artillerie-Materials des Generals Damas und unterdrückte den Aufſtand in Viterbo. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rom führte er im Januar 1799 die Avantgarde des Generals Championnet nach Neapel und wurde von hier als General-Inſpecteur der Cavalerie zur „Gallo-Bataviſchen Armee“ verſetzt, welche zunächſt nach der Vendée und Ende des Jahres nach dem Genferſee dislocirt wurde. Im Frühjahre 1800 überſchritt Kellermann den St.-Bernhard und commandirte in der Schlacht bei Marengo (ſ. den Art.) eine Cavalerie-Brigade, mit welcher er ſowol bei der Deckung der rückgängigen Bewegung der franzöſiſchen Armee wie bei dem darauffolgenden ſiegreichen Vordringen derſelben weſentlich zur Entſcheidung des Tages beitrug.

Am 5. Juli 1800 zum Diviſions-General befördert, zeichnete er ſich 1801 unter Brune als Führer der Cavalerie am Mincio und 1805 unter Bernadotte ganz beſonders bei Auſterlitz aus, wo er ſo ſchwer verwundet wurde, daß er erſt 1807 wieder felddienſtfähig wurde. Kellermann nahm unter Junot an der Expedition gegen Portugal theil und führte nach der Niederlage der Franzoſen bei Vimeira die Verhandlungen mit den Engländern; er unterzeichnete im Namen Junot's am 30. Aug. 1808 die Convention von Liſſabon, wonach alle in Portugal ſtehenden franzöſiſchen Truppen unter Erweiſung kriegeriſcher Ehren auf engliſchen Schiffen nach Frankreich geführt wurden.

Im J. 1809 wurde Kellermann an Stelle des Marſchalls Beſſières mit dem Commando der in Spanien operirenden Nord-Armee betraut. In dieſer Stellung unterdrückte Kellermann den Aufſtand in Aſturien und ſchlug am 26. Nov. 1809 den Herzog del Parque bei Alba de Tormès. Von dem Feldzuge gegen Rußland, wo er unter Grouchy eine Cavalerie-Diviſion führen ſollte, hielt ihn Krankheit fern.

Im J. 1813 übertrug ihm Napoleon den Befehl über das 4. Cavalerie-Corps, an deſſen Spitze er bei Lützen verwundet wurde, aber ſchon bei Möckern und Leipzig neue Beweiſe ſeiner vorzüglichen cavaleriſtiſchen Befähigung ablegte.

Während des Feldzuges in Frankreich zeichnete er ſich am 14. Febr. 1814 bei Nangis aus, wo die Infanterie Pahlen's vor ihm das Gewehr ſtreckte; am 27. deſſelben Monats ſchlug er den ruſſiſchen General Korſakoff bei Bar-ſur-Aube und trug am 26. März bei St.-Dizier in hervorragender Weiſe zu dem letzten Erfolge Napoleon's in dieſem Feldzuge bei. Am 6. April 1814 erkannte er als Commandeur des 6. Cavalerie-Corps die proviſoriſche Regierung an, wurde im Mai von Ludwig dem Achtzehnten als Mitglied des Kriegsrathes berufen, zum General-Inſpecteur der Cavalerie von Nancy und Lunéville ernannt und durch die Verleihung des Ludwig-Ordens ſowie des Großkreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba verließ Kellermann die Sache des Königs und ſtellte ſich dem Kaiſer zur Verfügung, der ihm ein Cavalerie-Corps unter dem Oberbefehl Ney's übertrug. Als am Tage von Ligny alle Anſtrengungen des letztern, ſich der Stellung von Quatre-Bras zu bemächtigen, an der Feſtigkeit Wellington's ſcheiterten, ließ Ney im Hinblick auf ſeine verzweifelte Lage Kellermann rufen und ſagte ihm, indem er ſich derſelben Worte bediente, welche der Kaiſer ſoeben an ſeinen Marſchall gerichtet hatte: „Mon cher général, il s'agit du salut de la France, il faut un effort extraordinaire, prenez votre cavalerie, jetez-vous au milieu de l'armée anglaise, écrasez-la...“ Es war 7 Uhr abends; Kellermann hatte nur eine Brigade Küraſſiere zu ſeiner Verfügung, da der Reſt ſeines Corps nach den Anordnungen des Marſchalls weiter rückwärts Stellung genommen hatte. Auf die Zuſicherung des letztern, daß er die Attake Kellermann's mit 4—5000 Pferden unterſtützen würde, ſetzt ſich dieſer in Marſch. Der erſte Angriff gilt dem 69. engliſchen Infanterie-Regiment, welches den heranbrauſenden Sturm mit Ruhe erwartet und auf dreißig Schritt ſein Feuer abgibt. Aber im nächſten Moment hat Kellermann den feindlichen Oberſten zu Boden geſtreckt, die Infanterie wird über den Haufen geritten und mit unwiderſtehlicher Gewalt alles durchbrechend, was ſich ihm entgegenſtellt, gelangt Kellermann

Digitized by Google

mit ſeinen Küraſſieren bis Quatre-Bras, wo der Herzog von Wellington mit ſeinem Stabe hält und mit genauer Noth der Gefangennahme entgeht. — Kellermann hatte todesmuthig die Breſche eröffnet, ſein Pferd iſt ihm unter dem Leibe getödtet worden, ſeine tapfern Reiter ſind durch die Heftigkeit des Chocs auseinandergekommen und werden nun, nachdem ſich der Feind von ſeiner Ueberraſchung erholt hat, von allen Seiten angegriffen. Die erwartete Unterſtützung zeigte ſich nicht, und es blieb Kellermann kein anderer Ausweg, um der Gefangenſchaft zu entgehen, als ſich mitten durch die Feinde einen Weg nach den franzöſiſchen Linien zu bahnen. Wäre Kellermann bei Quatre-Bras rechtzeitig unterſtützt worden, ſo hätte er wahrſcheinlich wie 15 Jahre früher bei Marengo durch ſeine Attake dem Feinde den Sieg entriſſen und vielleicht hier wie dort den feindlichen Feldherrn gefangen genommen.

Nachdem Kellermann noch ruhmvollen Antheil an der Schlacht bei Belle-Alliance genommen hatte, wurde er von Davouſt beauftragt, die Intereſſen der Armee beim Friedensſchluß wahrzunehmen.

Nach der zweiten Reſtauration der Bourbonen trat Kellermann nicht wieder in Function; er wurde von der Pairskammer ausgeſchloſſen und lebte als Privatmann in Paris. Im J. 1819 wurde ihm der Titel eines Marquis von Valmy verliehen, den er 1820 bei dem Tode ſeines Vaters mit dem eines Herzogs von Valmy vertauſchte und als ſolcher wieder in die Pairskammer eintrat; er ſtarb am 2. Mai 1835.

Im J. 1820 erſchien von ihm ohne Namensnennung „Réfutation“ und „Réplique“ zur Aufklärung über die Schlacht bei Marengo. Aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren veröffentlichte ſein Sohn (François Chriſtoph Eduard, Herzog von Valmy, geboren den 16. April 1802 zu Paris, Diplomat und hervorragendes Mitglied der legitimiſtiſchen Partei, geſtorben den 2. Oct. 1868 zu Paſſy): „Histoire de la campagne de 1800“ (Paris 1854). Von demſelben Verfaſſer erſchien: „De la force du droit et du droit de la force“ (Paris 1850) und „Le génie des peuples dans les arts“ (Paris 1867).

Quellen: La Lorraine militaire par Jules Nollet-Fabert (Nancy 1853). — Histoire de la campagne de 1800 par M. le Duc de Valmy (Paris 1854).

(Ernst Ludw. Ulbrich.)

KELLERWECHSEL iſt der Name einer eigenthümlichen Art der falſchen gezogenen Wechſel. Der Anfertiger eines Kellerwechſels formulirt dieſen als an einem dritten Orte ausgeſtellt und an ſeine Ordre lautend; hat er aber zu wenig Credit, um das Papier in dieſer Form anzubringen, ſo verbindet er ſich mit einem Zweiten, an deſſen Ordre jenes geſtellt wird und der es an ihn indoſſirt, oder es verbinden ſich noch mehrere, die es aneinander indoſſiren. Namen des Ausſtellers, des erſten Indoſſanten, auch wol die eines oder einiger weiterer Indoſſanten ſind gewöhnlich erdichtete, bisweilen auch misbräuchlich genannte; bisweilen iſt auch der Name des Acceptanten ein fingirter. Der Zweck der Fälſchung iſt die Verpfändung des Wechſels. Zur Wiedereinlöſung wird oft ein neuer Kellerwechſel angefertigt, der anderswo angebracht wird; in ſolchem Falle wird die Sache durch Proviſion und Disconto koſtſpielig und gefährlich. Ein materieller Betrug findet beim Kellerwechſel gewöhnlich nicht ſtatt. *(C. F. Noback.)*

KELLET (Sir Henry), engliſcher Seemann, geboren zu Clonacedy in der iriſchen Grafſchaft Tipperary 1806, geſtorben daſelbſt 1875, war der Sohn des Gutsherrn John Dalton Kellett zu Clonacedy, trat in die engliſche Flotte, zeichnete ſich an der Weſtküſte Afrikas bei der Verfolgung der Sklavenſchiffe aus, ward 1842 Kapitän und befehligte den „Starling“ im Kriege Englands gegen China, auch die in dieſem Kriege in die engliſche Armee unter Lord Gough eintretende Marine-Brigade, führte dann zwei arktiſche Expeditionen zur Aufſuchung des Sir John Franklin und zeichnete ſich durch Muth und Umſicht beſonders in der zweiten aus, in welcher er den „Reſolute“ commandirte. Er diente ſpäter in der chineſiſchen und in der mittelländiſchen Station der engliſchen Flotte und erhielt 1869 den Bathorden.

(W. Bentheim.)

KELLGREN (Johann Hendrik), ſchwediſcher Dichter, geboren den 1. Dec. 1751 in Weſtgothland, wo ſein Vater Prediger war. Seinen Schulunterricht erhielt er in Schweden am Gymnaſium zu Skara, aber als Student ſtudirte er in Finland an der Univerſität zu Åbo, wo er 1772 Philosophiae Magister wurde und zwei Jahre ſpäter Docent der Aeſthetik. Schon zu dieſer Zeit fing Kellgren an ſeine Gedichte zu veröffentlichen, und hatte ſchon die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, als er 1777 nach Stockholm kam und da als Privatlehrer in dem Hauſe des Grafen Meijerfut angeſtellt wurde. Ein ſatiriſches Gedicht „Mina löjen“ (Was ich lächerlich finde), das er zu dieſer Zeit veröffentlichte, machte ihn über ganz Schweden bekannt. König Guſtav III. wurde dadurch aufmerkſam auf ihn gemacht, ernannte ihn zu ſeinem Bibliothekar und ſorgte für ſeinen Lebensunterhalt durch eine jährliche Penſion. Gegen Ende des Jahres 1778 fing Kellgren an mit der Herausgabe einer Zeitung „Stockholms Posten“, die von großer Bedeutung für das literariſche Leben der damaligen Zeit wurde. In dieſer Zeitung veröffentlichte Kellgren zuerſt ſeine Gedichte, hier pflegte er die literariſche Kritik. Auf dem religiöſen und ſittlichen Gebiete zeigte ſich Kellgren hierbei nicht frei von der Vorliebe der Zeit für das Frivole; auf literariſchem Gebiete war der franzöſiſche Geſchmack alleinherrſchend und die zu dieſer Zeit in Deutſchland ſtattfindende bedeutungsvolle Bewegung wurde mit Gleichgültigkeit angeſehen. Die ſatiriſche Laune Kellgren's zeigte ſich unter anderm in der ſchonungsloſen Kritik, womit mehrere unbedeutende Poeten in „Stockholms Posten“ behandelt wurden. Die Redaction verfolgte mit lebhaftem Intereſſe die literariſchen Erſcheinungen und die Spalten der Zeitung waren immer offen für die auf dieſem Gebiete ſtattfindenden Streitigkeiten. Allmählich nahm die Zeitung einen ernſteren Charakter an gleichzeitig damit, daß die perſönliche Entwickelung Kellgren's fortſchritt. Die religiöſen und ſittlichen Fragen wurden nicht länger

Digitized by Google

ſo frivol behandelt, die Kritik wurde ernſter, die Aufmerkſamkeit immer mehr auf die Literatur Dänemarks und Deutſchlands gerichtet. Die von Kellgren veröffentlichten lyriſchen Gedichte zeigten eine immer tiefere Innigkeit und Wahrheit. Er verfaßte mehrere Imitationen und Ueberſetzungen von däniſchen Dichtern, beſonders Baggeſen und Weſſel, aber er that dies, ohne ſie ſklaviſch zu copiren, in einer Art, die oft die Nachbildungen ſchöner als das Original machte. Aehnlich iſt das Verhältniß bei einem ſatiriſchen Gedichte von Kellgren „Ljusets fiender“, welches eine Nachbildung von einem in Wieland's „Der deutſche Merkur“ erſchienenen Gedichte „Die Feinde der Aufklärung“ iſt.

Nachdem König Guſtav III. Kellgren kennen gelernt und ihn an ſeinem Hofe angeſtellt hatte, fing er an, ihn für ſeinen Lieblingsplan, eine ſchwediſche dramatiſche Poeſie zu ſchaffen, zu benutzen. Der König, der als dramatiſcher Dichter ein unbeſtreitbares Talent beſaß, und Kellgren, der vorzugsweiſe Lyriker war, arbeiteten zuſammen. Der König entwarf die Pläne, die Verſification und die Ausarbeitung übergab er Kellgren. So entſtanden die Dramen Chriſtina, Guſtav Vaſa und ſpäter Guſtav Adolf und Ebba Brahe. Als Guſtav III. im J. 1786 die ſchwediſche Akademie ſtiftete und derſelben die Aufgabe ſtellte, die ſchwediſche Sprache zu hüten, die Redekunſt und Dichtkunſt zu pflegen, ernannte er Kellgren zu einem der Mitglieder.

In den letzten Jahren von Kellgren's Leben war ſeine Geſundheit gebrochen und man ſah lange voraus, daß ſein Zuſtand keine Hoffnung geſtattete. Den 20. April 1795 ſtarb er. Seine Zeitgenoſſen räumten ihm den erſten Platz unter den Dichtern der Epoche Guſtav's III. ein, und die kritiſchen Literaten und Hiſtoriker unſerer Zeit beſtätigen dieſes Urtheil. Seine Werke erſchienen geſammelt in einer vierten Auflage (3 Bände) 1860. Seine proſaiſchen Schriften überſetzte Lappe ins Deutſche.
(O. Printzsköld.)

KELLOWAY, engliſcher Localname für eine Abtheilung der obern Braunen Juraformation (ſ. dieſen Artikel). *(E. Geinitz.)*

KELMIS, Weiler in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen, Bürgermeiſterei (Gemeinde) Moresnet, zu welcher 29 Wohnplätze mit 106 Gebäuden gehören, beſteht aus 7 Häuſern mit 51 Bewohnern (einſchließlich Kelmiſerheide und Waſſermühle und Fabrik Kelmiſermühle 17 Häuſer mit 98 Bewohnern). Moresnet iſt ein Gebiet, einerſeits zwiſchen den Kreiſen Aachen und Eupen und andererſeits der belgiſchen Provinz Lüttich, welches 1815 für neutral erklärt wurde, und deſſen reiche Galmei-(Zink-)Lager ſeitdem gemeinſchaftlich von Preußen und Belgien abgebaut worden ſind. Der Reichthum an Erz hat ſeitdem bedeutend abgenommen. Man unterſcheidet Preußiſch-, Neutral- und Belgiſch-Moresnet, und die auf dem erzreichen Altenberge gelegene Ortſchaft heißt Moresnet. Die Haupt-Bergwerks- und Hüttengeſellſchaft, welche belgiſcherſeits hier thätig iſt, genannt die Vieille-Montagne, iſt zu Angleur bei Lüttich ſeßhaft. Der preußiſche Altenberg lieferte im J. 1880: 13,130 Tons Galmei, und zwar die Grube Diepenlinchen 5400 Tons und die Grube Breiniger Berg 2092 Tons, auf einem Lager von 70 Mtr. Länge und 13 Mtr. Mächtigkeit. Die Verhandlungen über die Neutralität und Theilung des Gebietes ſind noch nicht beendet und noch iſt nichts entſchieden. *(G. A. von Klöden.)*

KELP iſt ein Laugenſalz, welches an den Küſten von Wales, Schottland und Irland gemacht wird. Man gewinnt es hauptſächlich durch das Einäſchern der ſogenannten Meergräſer und einiger andern Unkräuter, welche an den Seeküſten unterhalb des hohen Waſſerſtandes wachſen. Zur Zeit der Ebbe werden dieſe Kräuter abgeſchnitten, getrocknet und in einem kreisförmigen mit Steinen ausgelegten Loche verbrannt. Nach dem Verbrennen bildet der Rückſtand eine flüſſige dem Theer ähnliche Maſſe, die nach dem Abkühlen verhärtet und Kelp genannt wird. Man gebraucht ihn ſtatt Soda zur Verfertigung der Seife, des Alauns und des Glaſes, er iſt aber bei weitem nicht ſo gut als Soda, weil er mehr Neutralſalz, viel Pottaſche und mehr Kohle enthält. Die Verfertigung des Kelp begann ungefähr um das Jahr 1730 auf den Orkney-Inſeln und hatte lange Zeit mit den mächtigſten Vorurtheilen zu kämpfen. Die Pächter ſtellten den Gemeindeneigethümern vor, daß dieſer neue Erwerbszweig die Fiſche von den Küſten vertreiben, Korn und Gras zerſtören und vielleicht gar ihre Weiber verhindern werde, Kinder zu bekommen. Deſſenungeachtet aber beharrte man darauf, und 50 Jahre ſpäter war der Ertrag dieſer Inſeln um $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler höher, als er vor der Verfertigung des Kelp geweſen war. Anfangs wurde dieſer Artikel für 15 Thaler die Tonne verkauft, gegenwärtig koſtet er 240 Mark. Man rühmt, daß auf den Orkney-Inſeln allein 20,000 Menſchen von dieſem Erwerbszweige leben, daß kleine Pachtgüter, welche früher nur 300 Thaler getragen haben, jetzt mehr als 6000 M. einbringen, und daß Lord Mac Donald von ſeinen Kelpufern 200,000 Mark bezieht. Auf den Hebriden iſt der Kelp ſogar noch wichtiger als auf den Orkney-Inſeln. In günſtigen Jahren ſchätzt man den Kelpertrag des ganzen Königreichs auf 20,000 Tonnen und den Werth auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark. *(W. Löbe.)*

Kelten (Volk), ſ. Celten.

KELTERN, Obſt, Trauben und andere Beerenfrüchte von ihrem Safte befreien. Am beſten werden die Trauben von der Leſe weg ſogleich auf die Kelter gebracht und ganz gekeltert, oder man läßt, wenn die Gärung des Weins auf den Treſtern ſtattfinden ſoll, die Trauben auf einer gut eingerichteten Traubenmühle zerdrücken und unterwirft die Treſter ſofort in beſondern Gärgefäßen der Gärung. Durch das Keltern ganzer Trauben wird der große Vortheil erreicht, daß der Wein ganz ſüß und rein in das Faß kommt und dort die Gärung ungeſtört durchmachen kann. Es wird mithin nicht nur die bei dem gewöhnlichen Verfahren des Zertretens der Trauben die mit dieſem Geſchäfte verbundene Unreinlichkeit ſowie die Beimengung fremder Beſtandtheile vermieden, ſondern es fällt auch das tage- und wochenlange Aufbewahren der Treſter in offenen, im

Digitized by Google

Freien ſtehenden Kübeln, ſowie das Gären des Weins in dieſem Zuſtande weg, wodurch dem Weine ein großer Theil ſeiner feineren geiſtigen und gewürzhaften Beſtandtheile erhalten wird. Außerdem bleibt, wenn die Trauben zertreten werden, eine Menge Schleim in den Theilen der Beeren zurück, der hauptſächlich dazu beiträgt, daß der Wein lange Zeit trübe und fett bleibt und wol gar krank wird. Ueberhaupt wird durch das Auspreſſen der ganzen Traube ein äußerſt feiner, klarer und ſehr angenehmer Wein erzeugt, der weit eher als die gewöhnlichen Weine hell und reif wird. Durch das Treten oder Stampfen der Trauben werden viele Beeren nicht zerdrückt, weshalb der in denſelben enthaltene Saft nicht mit dem Safte der zerdrückten Beeren in Gärung übergeht. Erſt wenn die Treſter auf der Kelter ausgepreßt werden, miſcht ſich der Saft der unzerdrückten Beeren mit dem Safte, der bereits die ſtürmiſche Gärung überſtanden hat. Es kommen mithin zwei ſehr verſchiedene Flüſſigkeiten zuſammen, wodurch die Herſtellung eines guten Weines unmöglich gemacht wird. Dieſer große Uebelſtand wird vermieden, wenn die Trauben auf eine Traubenmühle gebracht und hier nicht nur gebeert, ſondern auch möglichſt vollkommen zerdrückt werden. Nothwendig iſt es, daß das Auspreſſen gleichförmig und möglichſt ſchnell geſchieht. Das Keltern geſchieht mittels der Kelter, von welcher man die Spindel- und die Baumkelter unterſcheidet. Erſtere beſteht aus einem Kaſten von ſtarken Bohlen, der auf einem hölzernen Gerüſte ruht, der bewegliche ſtarke Deckel des Kaſtens wird von einer verticalen Schraube niedergedrückt. Die Schraube iſt oben mit Löchern verſehen, in die ein Hebel geſteckt wird, um die Schraube herumzudrehen. Die Baumkelter iſt von der Spindelkelter dadurch unterſchieden, daß ſie mit einem Druckbaume regiert wird. Der Kaſten hat an der Seite nahe am Boden eine Oeffnung, durch die der Moſt in den Zuber läuft. *(W. Löbe.)*

Keltiberier, ſ. Celtiberer.

KELTISCHE SPRACHEN. I. Die ſechs keltiſchen Sprachen, die uns durch Literaturwerke aus mehr oder weniger alter Zeit bekannt ſind, zerfallen in zwei Hauptgruppen zu je drei Sprachen:

Die gäliſche Gruppe bilden 1) das Iriſche oder das Gäliſche in Irland, 2) das Gäliſche im ſchottiſchen Hochland, 3) das Manx auf der Inſel Man.

Die britanniſche Gruppe bilden 1) das Cymriſche oder Welsh in Wales, 2) das Corniſche bis in den Anfang unſers Jahrhunderts in Cornwall geſprochen, 3) das Bretoniſche oder Aremoriſche in der franzöſiſchen Bretagne.

Gäliſch und Britanniſch ſtehen annähernd in ähnlichem Verhältniß zueinander wie Lateiniſch und Osciſch-Umbriſch. Dies zeigt ſich z. B. in dem Wechſel von c oder qu auf der einen, gegenüber einem p auf der andern Seite: altir. cethir vier, lat. quattuor, aber altcymr. petguar, osc. petora, umbr. petur-pursus (quadrupedibus).

Viele keltiſche Stämme ſind frühzeitig in andern Nationen aufgegangen. Von den ausgeſtorbenen keltiſchen Sprachen kommt noch das Altgalliſche in Betracht, von dem wir durch eine Anzahl Inſchriften und zahlreiche Namen und einzelne Wörter einige Kenntniß beſitzen. Das Altgalliſche hat gleichfalls das p für qu oder c, z. B. in petor-ritum eine Art Wagen (*Gell.* XV, 30): aus dieſen und einigen andern Umſtänden hat Zeuß in der Praefatio zur Grammatica Celtica geſchloſſen, daß das Altgalliſche zur britanniſchen Gruppe der keltiſchen Sprachen zu ſtellen iſt.

Die keltiſchen Sprachen gehören zu den indogermaniſchen oder ariſchen Sprachen, und zwar ſtehen ſie im Kreiſe derſelben zwiſchen den italiſchen und den germaniſchen Sprachen: die Berührungspunkte mit den italiſchen Sprachen ſind, namentlich in der Conjugation, zahlreicher und wichtiger als die mit den germaniſchen Sprachen. Der ariſche Charakter des Keltiſchen iſt nicht ſofort mit Sicherheit erkannt worden. Bopp ſagte im J. 1823: „Es ließe ſich, außer den obenerwähnten mit dem Sanſkrit zu vergleichenden Sprachen, noch manche andere der gegenwärtigen Unterſuchung anreihen, wenn es unſere Abſicht wäre, all diejenigen Sprachen zu umfaſſen, welche einzelne Spuren der Verwandtſchaft mit dem Sanſkrit tragen. Es finden ſich deren mehrere in der celtiſchen Sprachfamilie, und das Finniſche und die verwandten Mundarten, ſowie das Ungariſche und Albaneſiſche bieten ebenfalls, beſonders in den Pronominen, den treueſten Aufbewahrern alterthümlicher Formen, überraſchende Aehnlichkeiten dar."[1]) Entſchiedener für den ſanſkritiſchen Charakter der keltiſchen Sprachen trat Prichard ein,[2]) aber noch konnte nach ihm einer der erſten Sprachforſcher von einem „unſanſkritiſchen Kern" des Keltiſchen ſprechen. Pott ſchrieb 1836: „Dem Keltiſchen nicht minder ſchreibt Prichard einen öſtlichen Urſprung zu; und geſtehen wenigſtens muß man, daß, wenngleich ſein Kern gewiß unſanſkritiſch und noch in keiner aſiatiſchen Sprache nachweisbar iſt, dennoch der lexikaliſchen und grammatiſchen Uebereinkommniſſe keltiſcher Sprachen mit indogermaniſchen ſo viele und derartige ſind, daß es ſchwer halten möchte, dieſe lediglich auf Rechnung des Zuſammenlebens der Kelten mit ſanſkritiſchen Völkern auf europäiſchem Boden zu ſetzen und daraus zu erklären".[3]) Mehr Eindruck machte Pictet,[4]) in endgültiger Weiſe gab jedoch erſt Bopp ſelbſt den keltiſchen Sprachen ihr Recht in ſeiner 1838 erſchienenen Abhandlung „Ueber die celtiſchen Sprachen vom Geſichtspunkte der vergleichenden Sprachforſchung".[5]) In Bopp's Ver-

---

1) Vergleichende Zergliederung des Sanſkrit und der mit ihm verwandten Sprachen, in Phil.-hiſtor. Abhandl. der K. Akad. der Wiſſenſch. (Berl. 1823), S. 123. 2) Prichard, The Eastern origin of the celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanskrit etc., London 1831 (mir liegt nur der 1857 von R. G. Latham beſorgte Neudruck vor). 3) A. F. Pott, Etymol. Forſch. II, S. XV. Seitdem iſt Pott natürlich anderer Anſicht geworden. 4) Adolphe Pictet, De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit (Paris 1837). 5) Phil.-hiſtor. Abhandl. der K. Akad. der Wiſſenſch. (Berlin 1838), S. 187—272. Ebel bemerkt über dieſe Abhandlung: „Glänzender hat ſich Bopp's Scharfſinn vielleicht nie bewährt als in der Entdeckung, daß die

Digitized by Google

gleichender Grammatik ſind ſie nur gelegentlich mit berückſichtigt.[6])

Aber die eigentliche Grundlage der keltiſchen Sprachforſchung ſchuf Johann Kaspar Zeuß in ſeiner Grammatica Celtica.[7]) Er war es, der zuerſt die altiriſchen Gloſſen ans Licht zog und, auch in den andern keltiſchen Sprachen auf die älteſten Quellen zurückgehend, zum erſten mal in wiſſenſchaftlicher Weiſe den grammatiſchen Bau der keltiſchen Sprachen enthüllte. Der Umſtand, daß er ſein Werk in der Stille allein aus Einem Guſſe ſchuf, ohne gleichartige Vorarbeiten, läßt Johann Kaspar Zeuß als einen der bedeutendſten Gelehrten unſers Jahrhunderts erſcheinen. Die Grammatica Celtica behandelt die altgalliſchen Namen und Wörter, das Altiriſche des 8. und 9. Jahrhunderts, das Mittelcymriſche des 12.—14. Jahrhunderts, das etwas ſpätere Corniſch und das Bretoniſche oder Aremoriſche etwa des 14. Jahrhunderts, nebſt den Reſten der älteren Perioden der drei britanniſchen Sprachen. Die Editio altera (1871), beſorgt von Hermann Ebel, enthält denſelben Grundſtock, aber verbeſſert in vielen Beziehungen und vermehrt durch neues Material, ſoweit er ſolches hatte erreichen können. Unter denen, welche am früheſten für die neuen Studien gewonnen waren, ragt Ebel und neben ihm Whitley Stokes am meiſten hervor. Während der erſtere ſeine Hauptſtärke in der Beſtimmung oder ſprachvergleichenden Erklärung der grammatiſchen Formen und in der Etymologie entwickelte,[8]) hat ſich der zweite die größten Verdienſte durch zuverläſſige Herausgabe, Ueberſetzung und theils grammatiſche, theils lexikaliſche Verwerthung von bisher unzugänglichen iriſchen, cymriſchen, corniſchen und bretoniſchen Texten erworben. Von Zeuß, Ebel und Stokes lernte Schleicher, der in ſein Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen die altiriſche Grammatik aufnahm. Neben und nach dieſen Männern, mehr oder weniger von ihnen beeinflußt, iſt allmählich eine ſtattliche Reihe von wiſſenſchaftlichen Keltologen in Deutſchland, Großbritannien und Irland, Italien und Frankreich hervorgetreten. In Frankreich hat Henri Gaidoz eine internationale keltologiſche Zeitſchrift gegründet, die Revue Celtique, die durch ihre Abhandlungen und ihre bibliographiſchen Artikel für jeden Keltologen unentbehrlich geworden iſt. Trotz alledem ſind die Zeiten der methodeloſen Keltomanen noch nicht ganz vorüber.[9])

Wir ſtanden hier auf dem Standpunkte der hiſtoriſchen und vergleichenden Grammatik, wir ſind aber weit davon entfernt, die Verdienſte der einheimiſchen iriſchen, ſchottiſchen, cymriſchen und bretoniſchen Gelehrten um die Pflege ihrer Sprache und Literatur zu unterſchätzen: dieſe ſind mehr literarhiſtoriſcher und antiquariſcher als linguiſtiſcher Art. Die bedeutendſten Grammatiker der Einzelſprachen werden wir weiter unten erwähnen, hier ſei nur Edward Lhuyd hervorgehoben, der in ſeiner 1707 erſchienenen Archaeologia Britannica zuerſt den gemeinſamen Wortſchatz der verſchiedenen keltiſchen Sprachen zuſammengeſtellt hat und ſomit als ein Vorläufer der vergleichenden Grammatiker zu betrachten iſt.

Auf die Nachrichten der Alten über die Geſchichte der Kelten einzugehen liegt außerhalb unſerer Aufgabe, wir verweiſen in dieſer Beziehung auf einige wichtige Werke: Lappenberg, Geſchichte von England, 1. Bd., Hamburg 1834; Kaspar Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme, München 1837; Lor. Diefenbach, Celtica I., II., Stuttgart 1839, 1840; Chr. Brandes, Das ethnographiſche Verhältniß der Kelten und Germanen, Leipzig 1857[10]); Leopold Contzen, Die Wanderungen der Kelten, Leipzig 1861. Von den Werken, welche ſich mit den Kelten beſchäftigen, inſofern ſie in den Staatenbildungen von Großbritannien und Frankreich aufgegangen ſind, nennen wir: Thomas Wright, The Celt, the Roman and the Saxon, 3d ed. (London 1875); Thomas Nicholas, British Ethnology. The Pedigree of the English People, 4th ed. (London 1874); J. Rhys, Early Britain. Celtic Britain (London 1882); W. F. Skene, Celtic Scotland, 3 Voll. (Edinburgh 1876—1880); C. J. Elton, Origins of English History, London 1882 (vgl. die Sammlung von günſtigen Kritikern in Quaritch's Miscellaneous Catalogue, Sept. 1883, p.18—27); Edwin Gueſt, Origines Celticae (a fragment) and other contributions to the history of Britain, in two Volumes (London 1883), Vol. II; Belloguet, Ethnogénie Gauloise, 4 Theile (Paris 1858—1873); (Prem. und Deux. Part. in zweiter Auflage). Für die iriſchen Antiquitäten iſt das wichtigſte Werk Eugene O'Curry, Manners and Customs of the Ancient Irish, 3 Voll. (London 1873).

II. Namen der keltiſchen Völker und Länder, welche hier in Betracht kommen.

1) *Kelten.* Der Geſammtname Kelten iſt nur von griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern überliefert, von erſteren (z. B. Herodot, Strabo) *Κελτοί*, von letzteren Celtae. Wir würden über den Urſprung dieſes Namens vollkommen im Dunkeln ſein, wenn nicht Cäſar De Bell.

ſämmtlichen Aſpirationen und Eclipſen, wodurch die heutige iriſche Declination ſcheinbar verunſtaltet iſt, nichts anderes ſind als Ueberreſte und Nachwirkungen der alten Caſusendungen" (Beitr. z. Vgl. Sprachf. I, 155).

6) Vgl. Whitley Stokes, On the Celtic Comparisons in Bopp's Comparative Grammar, Rev. Celt. III, 31—39 (auch in der 2. Edition ſeiner Remarks on the Celtic Additions to Curtius' Greek Etymology (Calcutta 1875). 7) J. C. Zeuß, Grammatica Celtica e monumentis vetustis tam hibernicae linguae quam britannicarum dialectorum cambricae cornicae aremoricae comparatis gallicae priscae reliquiis (Berolini 1853, 2 Bde.). — Editio altera curavit H. Ebel (Berolini 1871). 8) S. Ebel's Abhandlungen in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. Bd. I—VI und VIII. Ebendaſ. Bd. I—VIII finden ſich zahlreiche grammatiſche Arbeiten von Stokes.

9) Wie ich erfahre, ſind von Obermüller's Buch, Deutſch-keltiſches, geſchichtlich-geographiſches Wörterbuch" (Berlin 1872), über 600 Exemplare abgeſetzt worden! Vgl. über die Keltomanen Glück, Die bei C. J. Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen, Vorwort S. IX fg. 10) Daſelbſt S. 332 fg. ein Verzeichniß der älteren benutzten Werke.

Digitized by Google

Gall. I, 1 ausdrücklich bemerkte, daß das von den Römern *Galli* genannte Volk ſich ſelbſt Celtae nenne. Danach iſt alſo Celtae, *Κελτοί* ein nationalkeltiſches Wort. Davon abgeleitet iſt Celtillus, der Name des Vaters des Vercingetorix (*Caes.* De Bell. Gall. VII, 4), die einzige ſichere Spur dieſes Namens in einer keltiſchen Sprache ſelbſt. Glück, Beiträge zur vergleichenden Sprachforſchung V, 97, verbindet weiter damit das inſchriftlich überlieferte galliſche Wort celicnon, das in das Gotiſche eingedrungen iſt (kelikn) und daſelbſt *πύργος*, *ἀνάγαιον*, wiedergibt, ferner gr. *κολωνός*, lat. columna, ex-cello, und identificirt „gall. celtos“ geradezu mit lat. celsus, ſodaß Celtae „die Erhabenen“ bedeuten würde. Noch buchſtäblicher entſpricht dem gall. *celtos das lit. keltas, gehoben, isz-keltas erhaben, was Fick (Wörterbuch I[3], 528) zunächſt mit lat. celsus verglichen hat. Ich würde auch an altſ. helith Held denken, wenn dieſes nicht nach Ausweis des agſ. häledh aus *halith umgelautet wäre.[11]) Aus den keltiſchen Sprachen könnte ir. clethe, groß, erhaben, in Betracht kommen, allein der Unterſchied von el und le iſt nicht zu überſehen, auch iſt clethe in dieſer Bedeutung bisjetzt nur aus einem Gloſſar bekannt.[12]) An der Bedeutung „die Erhabenen“ braucht man keinen Anſtoß zu nehmen, bedeutet doch der keltiſche Volksname Bituriges „die Weltkönige“.

2) *Galli*, *Γαλάται*. Der Name Galli wird von Cäſar De Bell. Gall. I, 1 als ein von den Römern gegebener Geſammtname bezeichnet. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß Galli lateiniſchen Urſprungs ſei, ebenſo wenig als dies z. B. in Bezug auf Graeci der Fall iſt, vielmehr wird Galli die lateiniſche Umgeſtaltung eines keltiſchen Volksnamens ſein. Dieſer iſt vielleicht in der von den Griechen gebrauchten Form *Γαλάται* getreuer erhalten. *Γαλάτης* hat Anknüpfung an den keltiſchen Wortſchatz, es gehört zu altir. gal f. Tapferkeit, davon galdæ, tapfer, das einen Stamm *galātia enthält. *Γαλάτης* verhält ſich zu altir. galdæ wie *Γαισάτης* zu altir. gaide (d. i. *gaisatia-s), das Gr. Celt.[2] 52 als Gloſſe zu pilatus = pilo, hasta praeditus angeführt wird.[13]) Ueber das ſachliche Verhältniß der Namen *Κελτοί*, *Γαλάται*, Galli handelte Diefenbach, Celtica II, p. 6 fg.; Contzen, Die Wanderungen der Kelten p. 3 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Les Celtes, les Galates, les Gaulois, Rev. Archéol. 1875. *Γαλάτης* und Gallus brachte ſchon Stephanus von Byzanz zuſammen, nur daß er in verkehrter Weiſe das erſtere von dem letztern ableitete. *Γαλαται* und *Κελτοί* ſind etymologiſch verſchiedene Namen, aber daß ſie ſachlich verſchiedene Zweige des großen Volkes bezeichneten, läßt ſich nicht erweiſen, wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß dieſe beiden Geſammtnamen von verſchiedenen Zweigen oder Stämmen ihren Ausgang genommen haben. Nach Pauſanias I, 3 wäre *Κελτοί* der ältere, *Γαλάται* der ſpäter durchgedrungene Name: *ὀψὲ δὲ ποτε αὐτοὺς καλεῖσθαι Γαλάτας ἐξενίκησε. Κελτοὶ γὰρ κατά τε σφᾶς τὸ ἀρχαῖον καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὠνομάζοντο.*

Wiederholt iſt verſucht worden, die kleinaſiatiſchen Galater, an welche die Epiſtel des Apoſtels Paulus gerichtet iſt, als Germanen zu erweiſen, zuletzt von K. Wieſeler, Zur Geſchichte der kleinaſiatiſchen Galater und des deutſchen Volkes in der Urzeit (Greifswald 1879). Vgl. Diefenbach, Celtica II, 1, p. 252 fg. Die Nachrichten der alten Schriftſteller geben dem, der dieſe falſche Anſicht erweiſen will, hier und da einen Anhalt, aber in ihrer Geſammtheit und kritiſch abgeſchätzt ſprechen auch ſie für die keltiſche Nationalität jener Galater. Für den Linguiſten ſteht dieſe durch die Analyſe der überlieferten Namen feſt, unter denen keiner wichtiger iſt als *Δρυναίμετον* bei Strabo (beſſer *-νεμετον*), der Name für den Verſammlungsort der *βουλή*: *νεμητον* findet ſich auch auf einer galliſchen Inſchrift und nemed iſt ein lebendiges Wort der altiriſchen Sprache in der Bedeutung Heiligthum.[14]) Die von Wieſeler S. 15 angeführte galliſche Inſchrift iſt für jeden Linguiſten ebenſo ſicher keltiſch, als die in dem Grabe der Scipionen gefundenen Inſchriften lateiniſch ſind. Da das Keltiſche und Germaniſche ihrer Verwandtſchaft wegen viele alte Wortſtämme gemeinſam haben, ſo muß man um ſo mehr auf die feineren lautlichen Verſchiedenheiten achten, durch die ſich das Keltiſche vom Germaniſchen ſcheidet. Dies hat auch A. Holtzmann nicht beachtet in ſeinem gut geſchriebenen, aber in der Tendenz ebenſo verfehlten Buche „Kelten und Germanen“ (Stuttgart 1855), in welchem die Gallier als Deutſche erwieſen werden ſollen. Gegen Holtzmann's Buch iſt das oben erwähnte Buch von Brandes gerichtet, vgl. auch Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 864.

3) *Gälen*, *gälisch*, geht zunächſt auf die engliſchen Formen Gael, gaelic zurück. Dieſe ſtützen ſich auf den einheimiſchen Namen Gaedhel, deſſen dh ſchon frühe wie j geſprochen wurde und dann quiescirte. Die älteſte Namensform aber iſt Góidel, Góedel, mit demſelben Diphthongen wie das altiriſche Zahlwort óin, óen = altlat. oinos, unus (Gr. Celt.[2] p. VIII).[15]) Dieſer Diphthong war mannichfachen Veränderungen unterworfen, wir finden ihn geſchrieben ói und ái, óe und áe, zuletzt ao mit der Modification aoi, wenn ein dünner Vocal in der folgenden Silbe ſteht. Daher in der modernen Sprache Gaoidheal „Irishman, a Highland Scot“, gaoidhealg gäliſch, die gäliſche Sprache, auch

11) Dieſes Wort erklärt vielleicht den Volksnamen Caleti, *Κάλετοι*, von dem Glück, Die bei C. J. Cäſar vorkommenden keltiſchen Namen S. 34, handelt. 12) Stokes, Three Irish Glossaries p. 71. Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Litt. Celtique, p. 4. 13) Vgl. H. d'Arb. de Jub. a. a. O. S. 14. Die obige Etymologie von *Γαλάται* rührt aber ſchon von Zeuß her, Gr. Celt.[2] p. 997, 998.

14) Zu *Δρυ-* vgl. altir. daur Eiche, zu dem ganzen Compoſitum aber das von Stokes, Togail Troi p. 159 mehrfach nachgewieſene fid-nemed „sacred grove“ (fid = ahd. witu Holz). — Ueber die Galater ſ. noch Perrot, De la disparation de la langue gauloise en Galatie, Rev. Celt. II p. 179 fg. 15) Die Schreibweiſe Gadhelen, gadheliſch, die ſich Diefenbach, Celt. II, 15, als eine „vermittelnde“ ausgewählt hat, iſt falſch. Entweder antikiſirend die Goedil oder modern die Gaelen. — Ueber dieſen Namen handelt Pott, Wurzelwörterbuch I, 890.

Digitized by Google

gaeidhelg geſchrieben. Dieſes Wort iſt das Fem. des Adj. goidelach gäliſch, zu dem man ſich bélre (jetzt béurla) die Sprache hinzudenken muß. Das Fem. goidelach flectirte Gen. goidelige oder goideilge, Dat. und Acc. goidelig und goideilg, und von dieſen Formen aus iſt eine neue Nominativform goidelg mit den oben erwähnten Variationen entſtanden.[16]) Obwol dies der einheimiſche Name auch der iriſchen Sprache iſt, ſo wird er doch nach Vorgang der Engländer von den andern Nationen auf den keltiſchen Dialekt des ſchottiſchen Hochlands beſchränkt, der ſich im 9. Jahrhundert noch ſo gut wie gar nicht vom Iriſchen unterſchied. Nach Stokes (Cormac's Glossary, Transl. p. 89) ſtellte Siegfried den Namen Góidel zu lat. hoedus, hoedulus, got. gaits, Geiß. Von den Schafen haben z. B. die von Tacitus (Hist. IV, 70) erwähnten Caeracates ihren Namen, der mit Glück (Die bei C. J. Cäſar vorkommenden kelt. Namen, p. 41) zu altir. cáira Gen. cáirach Schaf, cáirchuide (ovinus) zu ſtellen iſt. Allein einerſeits lautet das einheimiſche Wort für Ziege gabur und andererſeits läßt ſich nicht beobachten, daß dieſes Thier eine beſondere Rolle in der altiriſchen Wirthſchaft geſpielt hätte.[17]) Fick (Wörterbuch I^{3}, S. 584) eröffnet zwar einen weiteren etymologiſchen Ausblick, indem er lat. hoedus zu lit. żaidżu ich ſpiele, żáislas Spiel, ſtellt, aber unſicher bleibt dieſe Etymologie von Góidel doch, da ihr jeder Anhalt in den keltiſchen Sprachen ſelbſt fehlt.[18])

Der Name Góidel, mit dem ſich die Iren ſelbſt bezeichnen, findet ſich häufig in den alten iriſchen Sagen (vgl. Iriſche Texte, Wörterbuch S 881); die älteſten Handſchriften, die ihn bieten, ſind Liber Hymnorum[19]) und Lebor na h-Uidre, beide ungefähr aus der Zeit um 1100.

4) *Scotti.* Dieſer Name bezeichnet bei ſpäteren lateiniſchen Schriftſtellern (Claudianus, Ammianus, Orosius, Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) die Bewohner Irlands,[20]) ſo werden ferner die iriſchen Mönche genannt, welche vom 6. Jahrhundert an nach dem Continent kamen.[21]) Auch in Irland ſelbſt iſt dieſer Name in Gebrauch, ſeine iriſche Form iſt Scot im Nom. Sg. und Gen. Pl., Scuit im Gen. Sg. und Nom. Pl., mit kurzem o und u. S. Patrick predigte das Evangelium do Scotaib, d. i. den Iren, wie es in dem altiriſchen Hymnus auf S. Patrick heißt, der ungefähr in der Sprache der Gloſſen des 8. und 9. Jahrhunderts abgefaßt iſt. Eine von W. M. Henneſſy herausgegebene iriſche Chronik aus dem 12. Jahrhundert hat den Titel „Chronicum Scotorum, Croinic na Scot". Von Irland ſind die Scotti nach dem nördlichen Britannien gekommen[22]), das ſpäter von ihnen den Namen erhalten hat. Hier treten ſie in Verbindung mit den Picti auf[23]), und beunruhigen ſchon im 4. Jahrhundert n. Chr. das römiſche Britannien, wie Ammian XX, 1, XXVI, 4 berichtet.[24]) Urſprünglich vielleicht nur der Name eines Stammes oder einer Stammgruppe, iſt Scotti, wie es ſcheint, mehr durch die Fremden als durch die Bewohner von Irland und Schottland ſelbſt zu einem Geſammtnamen geworden.[25]) In neuerer Zeit hat auch hier wieder die Beſchränkung auf die Kelten von Nordbritannien ſtattgefunden. Beachtenswerth iſt, daß die Sprache weder in Irland noch in Schottland mit einem von Scot abgeleiteten Adjectiv benannt zu werden pflegt, nur der Gelehrte, der Lateiniſch ſchreibt, gebraucht den Ausdruck lingua Scotica. In dem, dem gelehrten Könige Cormac zugeſchriebenen, iriſchen Gloſſar (aus dem 9. oder 10. Jahrh.) findet ſich im iriſchen Texte mehrfach das lateiniſche Scoti, Scotici für Hiberni, auch Scotica für Irland, vgl. Stokes, Corm. Gloss. Transl. p. 149. So weit meine Beobachtung reicht, kommt Scot, Scuit in den einheimiſchen iriſchen Sagen nie vor, ſondern als Geſammtname immer nur Góedel, die Feſtigkeit des t im ir. Scot beweiſt, daß es eine Doppelconſonanz vertritt, daher die Schreibweiſe Scotti mit tt die richtige iſt. Die vocaliſche Länge einer Form Scōti, wie ſie z. B. bei Claudian (de III. consul. Honor. 55, de IV. consul. Honor. 33, ed. Jeep) überliefert iſt[26]), iſt erſt ſecundär. Aus dem Gäliſchen iſt dieſer Name bisjetzt noch nicht deutbar geweſen. Anklingend iſt im Iriſchen scuit „buffoon" (Corm. Gloss. transl. p. 154), ein Wort, das ich noch nicht aus einem Texte kenne. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 847 fg. Auch andere iriſche Wörter mit tt oder feſtem t hinter kurzem Vocal (z. B. crott Harfe, brat Mantel, Tuch) ſind nicht ſicher analyſirt. Gramm. Celt.^{2} p. VIII (vgl. ibid. p. 151) wird das cymr. „ysgwth ictus", „ysgwthiaw pellere" verſucht, aber dieſe Wörter ſind wol ſicher aus dem Germaniſchen entlehnt, agſ. scot, sceótan, ahd. scoz Geſchoß, sciozan ſchießen. Rhys, Celtic Britain p. 237, denkt an cymr. „ysgwthr a cutting, carving", „ysgythru to cut, lop, prune", das auch in der Bedeutung „to dye or paint" vorkomme, mit Beziehung auf die Sitte keltiſcher Stämme

16) Corm. Gloss., Transl. ed. Stokes, p. 89; O'Curry, On the Ms. Mat. p. 3. 17) Im Anfang des Táin Bó Cúalnge (des großen iriſchen Sagentextes), wo Ailill und Medb ihre Beſitzthümer muſtern, werden die Ziegen nicht genannt. 18) Gr. Celt.^{2} p. VIII wird ir. gaoth impetus, altir. gáith, Wind, mit Góidel verglichen, allein letzteres wird nie mit th geſchrieben. Die ebenda angeführte peculiaris forma „gaoind" iſt weiter nichts als eine falſche Ergänzung der Abkürzung gaoid. für gaoidil. 19) Im Lib. Hy. wird S. Brigit als die Maria der Goidel bezeichnet, Stokes, Goidelica^{2} p. 68. 20) Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 568, vgl. Skene, Celtic Scotland I, 3 fg. 21) Vgl. Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen I^{4}, 96 fg.

22) Beda, Hist. Eccles. I, 1 (p. 7, ed. A. Holder); vgl. Diefenbach, Celtica II, 2 p. 338 fg. 23) In dem Panegyricus des Eumenius (Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr.) Constantio Caesari recepta Britannia dictus, Cap. XI, werden die Picti mit den Hiberni (offenbar = Scotti) zuſammengenannt: solis Britanni Pictis modo et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile Romanis armis signisque cesserunt (Paneg. vet. ed. Jaegerus). 24) Die Bemerkung von Rhys, Celtic Britain p. 154, daß die Einwanderung der Scotti erſt Ende des 5. Jahrh. begonnen habe, widerſtreitet dem inſofern nicht, als Rhys vor den Brittones eine gäliſche Bevölkerung für Britannien annimmt, ehe die Brittones dahin kamen, a. a. O. S. 213. 25) Vgl. Rhys, Celtic Britain p. 239, der ſich in ähnlicher Weiſe äußert. 26) Vgl. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme, S. 568.

Digitized by Google

ſich zu bemalen. Allein einerſeits ſind auch dieſe Wörter etymologiſch noch unklar, und andererſeits iſt in den alten iriſchen Sagen, die ſonſt viel Altes bewahrt haben, die Sitte des Bemalens nicht nachgewieſen. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch, S. 848.

5) *Picti.* Die Picti waren ſchon vor den Scotti im nördlichen Britannien anſäſſig. Ihre früheſte Erwähnung iſt bei Eumenius (3. Jahrh. p. Chr., ſ. die Stelle oben Anmerk. 23). Ueber ihre Könige berichtet die Pictiſche Chronik, aus dem 10. Jahrh. p. Chr., herausgegeben von W. F. Skene: The Chronicles of the Picts, Chronicles of the Scots, and other Early Memorials of Scottish History, Edinburgh 1867. Schon Claudian, aber namentlich Iſidor von Sevilla[27]) brachte den Namen Picti mit lat. pictus und der Sitte des Tättowirens zuſammen, vgl. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme, S. 572, Diefenbach Celt. II, 2, p. 214 fg., Gueſt, Orig. Celt. II p. 30. Mit beſonderer Entſchiedenheit iſt Rhys, Celtic Britain p. 157, p. 235 fg., für den lateiniſchen Urſprung des Namens eingetreten. Picti iſt untrennbar von den Namen der Pictones[28]) und Pictāvi (woher Poitiers) in Gallien: dieſe würden, wenn ihnen das lateiniſche pictus zu Grunde läge, hybride Bildungen ſein. Will man Picti aus dem Keltiſchen deuten, ſo muß man ſich zunächſt an den cymriſchen Wortſchatz wenden, denn das anlautende p (aus qu entſtanden) findet ſich nur im Gallobritanniſchen. Ein cymriſches Wort, an das man Picti anſchließen könnte, will ſich nicht finden laſſen, wohl aber ſtimmt merkwürdig dazu das iriſche cicht „a carver or engraver" mit c für p, wie zu erwarten, ſ. Stokes, Corm. Transl. p. 40, auch Ebel, Rev. Celt. II, p. 476. Für den lateiniſchen Urſprung des Namens könnte geltend gemacht werden, daß er nur in lateiniſchen Quellen vorkommt, denn der einheimiſche Name der Picten iſt im Gäliſchen Cruithne oder Cruithnech (Pl. Cruithnig), im Cymriſchen Prydyn. Dieſer Name erinnert an ir. cruth, cymr. pryd Geſtalt, Form, und könnte allerdings mit den Figuren zuſammenhängen, mit denen die Picti ihre Körper bemalten, vgl. Rhys, Celtic Britain p. 237. Eine ältere Form dieſes Namens iſt möglicherweiſe in einer althochdeutſchen Gloſſe enthalten, die Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 899 anführt: „Gallia. uualcho lant. Chortonicum[29]), auh walcho lant". Diefenbach, Origines Europaeae p. 149 (vgl. Celtica II, 2 p. 325 fg.) und Skene, Celtic Scotland II p. 457, haben ſich mit Entſchiedenheit dafür ausgeſprochen, daß die Picten zu dem gäliſchen Zweige der Kelten gehört haben. Skene hat im Appendix zu Vol. I die Remains of the Pictish Language zuſammengeſtellt, faſt nur Namen. Dieſe Namen ſind, wie die ſtarken Varianten beweiſen, nicht gut überliefert. Einige Namen ſind ohne Zweifel iriſch, aber nicht weil das Pictiſche dem Gäliſchen am nächſten verwandt war, ſondern weil die Picti im engſten Verkehr mit den Scotti ſtanden, und mancher ihrer Könige ſchottiſches Blut in ſeinen Adern hatte. Auch iſt zu berückſichtigen, daß wir keine echt pictiſchen Quellen beſitzen, ſondern daß die wichtigſten Quellen, z. B. die pictiſche Chronik (vgl. Skene, Celt. Scotl. I p. 185), gäliſchen Urſprungs ſind. Daher Cruithne in der pictiſchen Chronik als mythiſcher Stammvater der Picten. Trotzdem finden ſich auch Namen, die an das Cymriſche erinnern, und wieder andere, die ganz fremdartig klingen. Die wichtigſten Wörter ſcheinen mir immer noch die zu ſein, welche Stokes, Three Irish Glossaries p. XXVIII hervorhebt, ſo Peanfahel bei Beda, Hist. Eccles. I, 12: in loco qui sermone Pictorum Peanfahel, lingua autem Anglorum Penneltun appellatur. Demſelben Namen begegnen wir in einer Randnote eines Ms. der Hist. Brit. des Nennius, ed. Stevenson §. 23. Der echte Text hat et vocatur (nämlich der Wall) Brittanico sermone Guaul, in der Randnote dazu . . . a Penguaul, quae villa Scottice Cenail, Anglice vero Peneltun dicitur, usque . . . Es handelt ſich hier um den Namen der villa, bei welcher der Wall des Severus begann. Penguaul beſteht aus cymr. penn = gäl. cenn Kopf, Anfang, und guaul, jetzt gwal, ir. fál, Wall. Diefenbach überſetzt „Anfang des Walles"[30*]), Rhys (Celtic Britain, p. 150) „the wall's end", beides kommt hier auf daſſelbe hinaus. Das pictiſche -fahel ſtimmt genau weder zu dem cymriſchen noch zu dem gäliſchen Worte, aber Peanfahel iſt offenbar in dem Penel von Peneltun enthalten, und pean entſpricht dem cymriſchen penn. Die Sprache der Picti ſtimmt alſo in dieſem Worte mit dem Cymriſchen und nicht mit dem Gäliſchen überein. Freilich hat Skene's Verzeichniß auch den Namen Cennfota, mit dem gäliſchen cenn, aber Cennfota iſt als einer der eingedrungenen iriſchen Namen zu betrachten. An das Cymriſche erinnert auch der als pictiſch überlieferte Ausdruck munghu für „carus amicus": mu könnte das Pron. poſſ. der 1. Sing. ſein, das wol im Cymriſchen, nicht aber im Gäliſchen auf einen Naſal auslautete (Gramm. Celt.^{2} p. 205); cu iſt cymr. cu (carus), während das entſprechende iriſche Wort cóem lautet (geſprochen coev); das anlautende c hat ſich mit dem in der Verbindung erhaltenen n des Pronomens in cymriſcher Weiſe zu ngh verbunden; munghu bedeutet alſo wörtlich „meus carus". Darf man aus ſo wenigen, aber ausdrücklich als pictiſch bezeichneten Wörtern einen Schluß ziehen, ſo würden die Picten zu den gallobritanniſchen Stämmen zu zählen ſein. Geſetzt den Fall,

27) Isid. Hisp. Orig. XIX, 23, 7 (ed. Lindem.) . . . nec abest genti Pictorum nomen a corpore, quod minutissimis opifex acus punctis et expressus nativi graminis succus illudit, ut has ad sui specimen cicatrices ferat, pictis artubus maculosa nobilitas. — Der Beginn des § lautet: Nonnullae etiam gentes non solum in vestibus, sed etiam in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vindicant, ut videmus cirros Germanorum, granos et cinnabar Gothorum, stigmata Britonum.

28) Pictones kommt auch für die Picti in Britannien vor, vgl. Diefenbach, Celt. II^{2}, 222.

29) Cruithnech und das ältere Chortonicum zeigen Metatheſis wie ir. cruind rund (cymr. crwn), das nach Ausweis des Compar. cuirriu aus einer Vorform *curindos entſtanden iſt.

30*) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283.

es würde hier für pictiſch ausgegeben, was einfach britanniſch oder cymriſch war, ſo könnten dieſe Angaben doch immer noch für die enge Sprachverwandtſchaft der Picten mit den Cymren ſprechen, da dann Pictiſch und Cymriſch miteinander verwechſelt worden wäre in Zeiten, in denen man das allgemeine Verhältniß der einzelnen Sprachen zueinander noch ſehr wohl kennen konnte. Und ſo betrachtet es denn Th. Nicholas, British Ethnology. p. 50 als ſicher, daß die Picti ein Zweig der Cymry waren. Gegen die engere Beziehung zum Gäliſchen ſpricht auch, daß der Gäle S. Columba im Lande der Picten per interpretatorem predigte[30b]), ferner daß in Cormac's iriſchem Gloſſar das Pictiſche als eine beſondere Sprache, belra Cruithnech, verſchieden vom Iriſchen, angeführt wird, wenn auch das als ihr angehörig bezeichnete Wort cartit Nadel keineswegs ſicher das cymr. und corn. garthon, stimulus iſt.

Die Nationalität der Picten hat ſich nicht behaupten können, aber ſie muß noch im 8. Jahrhundert vorhanden geweſen ſein, wenn wir Beda trauen dürfen, der Hist. Eccles. III ausdrücklich von vier Sprachen in Britannien ſpricht, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum. Ibid. I, 1 (p. 7 ed. Holder), kommen als die fünften noch die Latini dazu, und dieſe fünf Völker werden auch im Anfang des Chronicum Saxonicum aufgezählt. Danach war das Pictiſche weder vom Gäliſchen noch vom Britiſchen nur ein klein wenig dialektiſch verſchieden, ſondern es war eine Sprache für ſich. Wir kommen daher zu dem Schluß, daß die Picti, wenn ſie überhaupt Kelten waren, zu einem andern Hauptſtamme, vielleicht zu dem den Briten am nächſten verwandten galliſchen gehörten[31]): ſie könnten eben nicht blos dem Namen nach mit den Pictavi oder Pictones in dem galliſchen Küſtenlande am Atlantiſchen Ocean (dem heutigen Poitou) zuſammenhängen, wie Th. Nicholas, British Ethnology p. 50 not. 3 vermuthet. Dieſer Zuſammenhang hat ſeine Schwierigkeiten, aber den Gedanken, daß die Picti zu dem weiteren Verbande der Kelten gehörten, möchte ich nicht aufgeben. Rhys iſt anderer Anſicht. Er verſteht unter dem Namen Picti kein einheitliches Volk, ſondern nur die bemalten Männer und unterſcheidet nun in dieſer Geſammtheit gäliſche, britiſche und nichtkeltiſche Theile, vgl. Celtic Britain, p. 158. Zu den nichtkeltiſchen Picten rechnet er z. B. die Maeatae p. 159; wie er ſich im Einzelnen die Verhältniſſe denkt, erhellt beſonders deutlich aus ſeinen Bemerkungen über die Selgovae p. 218, von denen er annimmt, daß ſie im Grunde nichtkeltiſch geweſen ſeien, aber von den Gälen die Sprache angenommen hätten. Wir können dieſe Vermuthungen für nicht mehr nehmen als ſie ſind.

6) *Caledonia.* Dieſer alte Name für Schottland, den Tacitus im Agricola mehrfach gebraucht, galt urſprünglich nur für den nordweſtlichen Theil Schottlands. Beſonders wird der Caledoniſche Wald, silva Caledonia (*Plin.* Nat. Hist. IV, 102), ὁ Καληδόνιος δρυμός (*Ptol.* II, 3, 8 ed. Müller), erwähnt[32]), ſo auch im Cymriſchen Coed oder Isgoed (Niederwald) Celyddon.[33]) Es liegt die Vermuthung nahe, daß dieſer Name zu ir. caill Holz gehört, das einen Stamm caldi enthält und mit agſ. holt Holz verwandt iſt.[34]) Der Bedeutung nach iſt der germaniſche Name der Holtsati zu vergleichen, ſ. Zeuß, Die Deutſchen, S. 395. Das heutige Dunkeld, eine alte Stadt, enthält daſſelbe Wort in einem einheimiſchen gäliſchen Namen, als ältere Form führt Rhys, Celtic Britain p. 279, Dúnchailden an. Während Scotti, Picti alte Stammnamen ſind, welche über den Wohnſitz nichts ausſagen, iſt Caledonii ein vom Wohnſitze hergenommener Name. Demnach konnte dieſer Name verſchiedenen Stämmen zukommen, die nebeneinander oder nacheinander dieſelbe Gegend bewohnten. Die Picti und die Scotti ſind nach Caledonia gekommen, als das Land ſchon längſt dieſen Namen hatte. Merkwürdig iſt der Name Dicalidones für einen der zwei Hauptſtämme der Picti nach *Ammian.* 27, 8. Das negative di- (vgl. cymr. di-goed without wood or timber) kann nicht darin enthalten ſein, denn bei *Ptolemaeus* II, 3, 1 findet ſich die Adjectivform δουηκαληδόνιος, vgl. Gramm. Celt.^{2} p. 867. Man könnte aber aus dem Altiriſchen ſei es dói rechts (und folglich auch ſüdlich), ſei es dóe, dúa Wall heranziehen, vgl. mein Wörterbuch, und Stokes' Gloſſ. zum Félire s. v. dóe.[35]) Welchem Stamme die alten Caledonii, die vor den Picti und Scotti das Land allein innehatten, angehörten, iſt ſchwer beſtimmbar: Tacitus, Agricola 11 ſagt, daß ihre röthlichen Haare und ihr ſtarker Gliederbau für germaniſchen Urſprung ſprächen. Inſofern die Cimbri auf der Κιμβρικὴ Χερσόνησος (Ptol.) Germanen waren und die Nordſee Germanicum mare (Plin.) hieß, könnte die Vermuthung des Tacitus nicht unberechtigt erſcheinen. Allein dann müßten dieſe germaniſchen Caledonii ſchon ſehr früh ihre Nationalität und ihre Sprache bis zum Verſchwinden vollſtändig aufgegeben haben, denn Beda (geſt. 735) weiß nichts von einem ſolchen beſondern Volke, wenn er Hist. Eccles. III, 6 ſagt: Denique omnes nationes et provincias Brittaniae quae in IV linguas, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum divisa est, in dicione accepit, vgl. I, 1 (p. 7 ed. Holder). Bei der überſtrömenden Kraft, welche die germaniſchen Völker in

30[b]) Vgl. Edinburgh Review 66, p. 435 und 436; Dieſenbach, Celt. II, 2, p. 330. 31) Daß man ſich die Aehnlichkeit der keltiſchen Sprachen nicht zu groß denken darf, lehren die altgalliſchen Inſchriften, und jedes Jahrhundert ſelbſtändiger Exiſtenz hat die Verſchiedenheiten vermehrt. — Skene war früher (The Four Ancient Books of Wales I, 135) in Bezug auf das Pictiſche zu dem Reſultate gekommen „it is a Gaelic dialect partaking largely of Welsh forms“.

32) Andere Belege geſammelt bei Dieſenbach, Celt. II, 2, p. 201 fg. Eine verfehlte Etymologie bei Pott, Wurzelwörterbuch I, 891. 33) In älterer Form bei Nennius, Historia Britonum (ed. J. Stevenſon) § 56: Septimum fuit bellum in silva Celidonis, id est, Cat Coit Celidon. 34) Vgl. Curtius, Grundz.^{5}, Nr. 57[b]. 35) Beda, Hist. Eccles. erwähnt III, 4 australes, septentrionales Picti, V, 9, transmontani Picti ad aquilonem.

jenen Zeiten trieb, iſt ein ſolches Verſchwinden beſonders unwahrſcheinlich. Die rutilae comae aber ſind ein ſchwaches Argument für das Germanenthum, denn die alten Helden Irlands, Cuchulinn u. a., werden auch als goldhaarig geſchildert, vgl. Sullivan in der Introduction zu O'Curry's Manners and Customs I p. LXXII, wie denn überhaupt die Farbe der Haare mindeſtens ein nicht ausreichendes fundamentum dividendi iſt. Wir vermuthen daher mit Forbiger, Handbuch der alten Geogr. III, S. 304, daß die Caledonii zu den Picti gehörten, beſtärkt in dieſer Anſicht durch die Worte des Eumenius (geſt. 311 p. Chr.): non dico Caledonum aliorumque Pictorum silvas et paludes, Panegyr. Constantino Augusto Cap. VII. Rhys, Celtic Britain p. 220 iſt zu dem Reſultat gekommen, daß die Caledonii Gälen waren.

7) *Albion.* Ueber dieſen Namen haben zuletzt gehandelt Rhys, Celtic Britain p. 200 fg., und Unger im Rhein. Muſ. N. F. XXXVIII p. 157 fg. Es war zu älteſt ein Name für die ganze große britanniſche Inſel.[36] Ueber das Verhältniß deſſelben zu dem Namen Britannia gibt Plinius, Nat. Hist. IV 102, Auskunft, an der zu zweifeln kein genügender Grund vorliegt. Plinius kommt auf die Britannia insula zu ſprechen und ſagt von ihr: Albion ipsi nomen fuit, cum Britanniae vocarentur omnes de quibus mox paulo dicemus. Noch jetzt verſtehen wir unter Albion die ganze Inſel. Aber im Iriſchen iſt Alba, Gen. Alban, auf Schottland beſchränkt, fir Alban (die Männer von Alba) iſt in den iriſchen Sagen die gewöhnliche Bezeichnung ſeiner Bewohner, wie fir Érenn die der Bewohner Irlands. Ebenſo iſt im ſchottiſchen Gäliſch Alban der einheimiſche Name für Schottland, und ſo nennen es auch die Cymren.[37] Beachtenswerth iſt die Differenz zwiſchen der in den keltiſchen Sprachen heimiſchen Form Alban und der von den Alten überlieferten Aibion: letztere Form iſt vermuthlich auch die dem Lautbeſtande nach ältere, das i wird in Alban zwiſchen den beiden Silben mit breitem a unterdrückt worden ſein, was namentlich im Iriſchen eine gewöhnliche Erſcheinung iſt. In dem Wortſchatz der uns bekannten keltiſchen Sprachen ſcheint Albion keine ſichere Anknüpfung zu finden, und Rhys hält es daher für möglich, daß es überhaupt nicht keltiſch ſei. Allein für den keltiſchen Urſprung des Namens ſpricht vor allem, daß er in den keltiſchen Sprachen wirklich heimiſch und in den volksthümlichen Texten gebraucht iſt. Auch erinnert er an die am Meerbuſen von Genua in keltiſchen Gebieten liegenden Städte Ἄλβιον Ἰντεμέλιον (Albintemilium bei Tacitus) und Ἀλβίγγαυνον (zuſammengezogen aus Ἄλβιον Ἰγγαῦνον)[38] bei Strabo, über die H. d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe, p. 228, handelt, und deren Ἄλβιον er mit dem Alba von Alba Helvia am Rhodanus und mit dem von Alba Longa in Latium zu lat. albus ſtellt. Er vertritt alſo die Anſicht, nach der Aibion „Weißland" bedeutet und dieſen Namen von ſeinen Kreidefelſen am Meere erhalten haben ſoll. Dagegen hat ſchon Strabo das Ἄλβιον der oben genannten Städte mit den Ἄλπια in Verbindung geſetzt, die früher Ἄλβια geheißen hätten. Ein Wort „alb hoch" iſt bisjetzt noch in keinem keltiſchen Texte nachgewieſen[39], allerdings auch kein ſolches Wort in der Bedeutung „weiß". Vielleicht darf man aber álaib (Siamm *álabi) heranziehen, das durch álaind „ſchön" erklärt wird, und als Epitheton der Sonne vorkommt. In Irland gab es eine Ebene Mag Ailbe, die nach der Sage von einem Hunde Namens Ailbe benannt ſein ſoll; ob dieſe Namen hierher gehören, muß natürlich fraglich bleiben. Mit Sicherheit läßt ſich alſo nicht behaupten, daß Albion Weißland bedeute, aber man darf daran erinnern, in wie vielen geographiſchen Namen das griechiſche λευκός (weiß) enthalten iſt, auch Lucani, Lucania in Italien gehört zu dieſer Bedeutungsverwandtſchaft. Wenn neben Albion der Volksname Albiones (insula Albionum, bei Avienus Or. Mar. Vers 112 ed. Despois-Saviot) vorkommt, ſo beweiſt doch das Gäliſche, daß der Landesname das Urſprüngliche, der Volksname erſt das Abgeleitete iſt: von Alba Schottland iſt Albanach ſchottiſch, der Schotte, gebildet wie von Ériu Irland Érennach der Ire (d. i. der Bewohner Irlands).

8) *Erin, Irland.* Die einheimiſche Form dieſes Namens iſt im Altiriſchen Nom. Ériu, Gen. Érenn, Dat. und Acc. Érinn. In der ſpäteren Sprache heißt der Nom. Éri, Ére, und daher kommt das Ire von Ireland, während der für unſer Gefühl mehr poetiſche Name Erin auf den Casus obliqui beruht. Dieſer Name iſt ſicher ein keltiſches Wort, die Frage iſt nur, wie er ſich zu dem griechiſchen Namen Ἰέρνη, Ἰουέρνη[40] und zu dem lateiniſchen Hibernia verhält, und welche Bedeutung er hat. Ich bin der Anſicht, daß dieſe Namen identiſch ſind, und zwar bildet die keltiſche Vermittelung der cymriſche Name Iwerddon für Irland. Iwerddon (mit dd für j, wie Rhys erwieſen hat) verhält ſich zu Ériu, wie cymriſch diwedd Ende, diweddaf finalis u. a. m. zu iriſch déd-enach der letzte (dead Ende, in-diaid in fine). Ériu und Iwerddon laſſen einen Stamm *Iveriōn erſchließen. Da die keltiſchen Sprachen das urſprüngliche p verloren haben, ſo iſt die zuerſt von Rhys (Rev. Celt. II p. 115 und p. 196)[41] geäußerte Vermuthung

36) Vgl. Dieſenbach, Celt. II, 2, p. 64 fg. 37) Schon in der älteren Literatur, z. B. Y Seint Greal, ed. R. Williams, p. 403, 429. 38) Vgl. Ptolemaei Geogr. ed. C. Müllerus, III, 1, 3; Albinganno, Albintimilio Itin. Anton. ed. Parthey et Pinder, p. 141.

39) Vgl. Dieſenbach, Celt. I, 18. Pott, Wurzelwörterbuch I, 845 hält ſich an dieſes Wort ir. „alb a height", gäl. alp fem. a height. 40) Ierne auch bei Claudian, De IV. consul. Honor. 33. ed. Jeep; Iverna bei Pomp. Mela III, 6, 6; litora Iubernae Juv. II, 160 (zu Anfang des Hexameters). Vgl. den Perſonennamen [Juli]A IBERNA Corp. I. L. VII, No. 130. 41) Rhys ſcheint neuerdings von ſeiner früheren Anſicht, die ich auch ſchon lange hege, zurückgekommen zu ſein, er verwendet Celtic Britain p. 262 die obigen Namen für ſein Streben, nichtkeltiſche Elemente in der Bevölkerung von Irland und Britannien aufzuſpüren.

Digitized by Google

beachtenswerth, daß *iverīōn zu *Piverīōn zu ergänzen, und mit ſkr. pīvan, fem. pīvarī, gr. *πίων*, fem. *πίειρα* (vgl. *πίονες ἀγροί* Il. XXIII, 832) und dem Landesnamen *Πιερία* zu vergleichen ſei. Dagegen läßt ſich nur geltend machen, daß der genannte Wortſtamm in den keltiſchen Sprachen ſonſt nicht lebendig iſt, aber Namen enthalten ja oft obſoletes Sprachgut. Gaidoz, der Rev. Celt. II, p. 352 fg. über den Namen „Insula sacra" für Irland handelt, will Ériu lieber nach einer von Stokes[42]) mitgetheilten Etymologie aus ſkr. avara weſtlich erklären.[43]) Allein abgeſehen davon, daß die Bedeutung weſtlich für ſkr. avara im Skt. Wörterbuch von Böhtlingk und Roth nur mit einer einzigen Stelle belegt iſt, ſcheint dieſes Wort nicht zu denen zu gehören, deren anlautendes a in den europäiſchen Sprachen als e oder i erſcheint: avara iſt eine Ableitung von ava (weg, ab, herab), dazu gehört das au von lat. au-fero, au-fugio, im Iriſchen ſelbſt die Präpoſition ó (von-her), und nach Fick iſt auch im Altpreußiſchen ein au- in der Bedeutung „ab" vorhanden. Gaidoz bemerkt, daß bei dieſer Etymologie der Name Ériu nicht iriſchen Urſprungs ſein könne, denn es würde den Iren kaum in den Sinn gekommen ſein, ihr Land die Inſel des Weſtens zu nennen. Dieſer Einwand wäre kaum berechtigt, denn in den iriſchen Sagen findet ſich nicht ſelten für einen König der ſtolze Ausdruck „König des weſtlichen Theils der Welt", u. a. m.[44]) Pictet war der Anſicht, daß Ériu mit ſkr. ârya Arier zuſammenhänge,[45]) und dieſe Anſicht iſt neuerdings von H. Zimmer wieder aufgenommen worden, in Bezzenberger's Beiträgen zur Kunde der Indog. Spr. III, S. 137 fg., auf deſſen Erörterung und Kritik wir verweiſen, wenn wir uns auch ſeiner eigenen Anſicht nicht anſchließen können.[46]) Vor allem darf ir. Ériu nicht vom cymr. Iwerddon getrennt werden, mit dem es ſich lautgeſetzlich ohne Anſtoß vereinigen läßt. Dann fällt aber die Vergleichung von Ériu mit ſkr. ârya von ſelbſt, die auch inſofern mehr als bedenklich iſt, als ein iriſches é nicht einem einfachen langen â im Sanskrit zu entſprechen pflegt (man müßte í erwarten, wie in rí König, Gen. ríg = ſkr. râj). Mit kurzem e erſcheint Erem neben Airem als Name eines Stammvaters der Iren, dieſer Name iſt ſchon längſt als ein keltiſches Correlat zu ſkr. Aryamâ (Stamm Aryaman) erkannt worden.[47]) Ein zweiter Stammvater des iriſchen Volkes iſt Eber[48]), und mit dieſem bringt Zimmer a. a. O. *Ἴβηρες*, Iberi zuſammen, freilich auch Hibernia und cymr. Iwerddon. Zuſammenhang zwiſchen Eber und Iberi iſt ſehr wahrſcheinlich. Nach der einheimiſchen Tradition, die ſehr wohl ein Körnchen Wahrheit enthalten kann, erfolgte die letzte Einwanderung in Irland, die der Mic Miled (der Söhne des Milesius, engl. the Milesians)[49]), von Spanien aus.[50]) Demnach könnten die beiden Stammväter Erem oder Airem und Eber in ähnlicher Weiſe auf einen Zuſammenhang der iriſchen und der ſpaniſchen Kelten hinweiſen, wie die Verbindung von Keltiſch und Iberiſch in Spanien in dem Volksnamen Celtiberi ausgeſprochen iſt. Als lateiniſchen Namen für Irland ſollte man nun, dem Albion entſprechend, Iverion oder Iberion erwarten. Dieſe Form vermuthet Rhys, Celtic Britain p. 201, in dem Bergion bei Pomponius Mela, der De situ orbis II, 5, 4 erzählt, daß Hercules (allerdings am Geſtade des Sinus Gallicus!) contra Albiona et Bergion Neptuni liberos gekämpft habe.[51]) Allein Apol-

42) Irish Glosses p. 67, Three Irish Glossaries p. LXIII, vgl. Miscellanea Celtica by the late R. T. Siegfried, ed. Stokes, p. 27. 43) Auf dieſe Verbindung mit ſkr. avara iſt man nur verfallen, weil man glaubte, daß ir. iar post, iarthar Weſten zu ſkr. avara gehöre nnd andererſeits iar mit Ériu zuſammenhänge: beides iſt unhaltbar. 44) Vgl. Windiſch, Iriſche Texte, Wörterb. s. v. iarthar, doman. 45) Vgl. Stokes, Three Irish Glossaries p. LXIII; Pott, Wurzelwörterb. I, 887 fg. 46) Ich ſtimme jedoch dem bei, daß ſich der Geſammtname „Arier" für Indogermanen vom Iriſchen aus beſonders gut rechtfertigen läßt, denn der gemeinſame Name der Edlen Irlands iſt aire, Gen. airech, zu vergleichen mit ſkr. âryaka. — Auf frühere Etymologien von Ériu, die ſchon von den genannten Gelehrten als unſtatthaft erwieſen worden ſind, gehe ich nicht ein. Ebel beſchränkt ſich Gr. Celt.^{2} p. 57 darauf, *Ἰουέρνιοι* zu ir. „iar (posterior, occidens)" zu ſtellen. Dieſe Verbindung iſt meiner Anſicht nach falſch, denn die urſprünglichere Form des Wortes iſt siar und dieſes gehört zu lat. serum, franz. soir. Vgl. Diez, Etymol. Wörterb. 1^{3}, p. 379. 380: „Italieniſche Urkunden brauchen sera auch für Weſten, occidens."

47) Vgl. Stokes, Goidelica^{2} p. 131, not. d. 48) In Fiacc's Hymnus auf S. Patrick V. 37 werden die Iren Mele Emir mele Erimon (die Söhne Emer's, die Söhne Erem's) genannt. 49) Dieſer Name hängt mit lat. miles, militis zuſammen: ein miles Hispanicus war der Führer der Expedition. Vgl. Nennius, Hist. Brit. § 13 (ed. Stevenſon): Et postea venerunt tres filii cujusdam militis Hispanici cum triginta ciulis (Schiffen) apud illos, et cum triginta conjugibus in unaquaque ciula, et manserunt ibi per spacium unius anni. 50) Nach Kiepert's Karte zu ſeiner Abhandlung „Beitrag zur alten Ethnographie der iberiſchen Halbinſel" (Monatsberichte der Königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſch. zu Berlin, 1864, S. 143—165) hat das Gebiet keltiſcher Namen in Hispania ſeine Baſis längs der Weſtküſte am Ocean, erſtreckt ſich dann tief hinein über einen großen Theil des Landes, aber ohne im Norden, Süden und Oſten das Meer zu berühren und ohne an das keltiſche Gebiet in Gallien zu ſtoßen. In der Mitte der Weſtküſte finden wir den Namen Langobriga (ſo die beſten Manuſcripte des Itinerarium Antonini Augusti ed. G. Parthey et Pinder, während in Müller's Ausgabe des Ptolemaeus *Λαγκόβριγα* aufgenommen iſt gegenüber dem *Λαγκοβριγα* der meiſten Manuſcripte und der Ausgabe Nobbe's): dies könnte „Schiffsburg" (ir. long Schiff) ſein und auf Seeverkehr deuten. Daß man von Hispania nach Hibernia fuhr, machen der alte Periplus und die andern Reiſeberichte wahrſcheinlich, über die Müllenhoff in ſeiner Deutſchen Alterthumskunde ausführlich gehandelt hat. Schon Kiepert hat darauf aufmerkſam gemacht, daß Spanien die Namen auf -briga, Gallien und Britannien die Namen auf -dunum bevorzugt: da ſich ebenſo in Irland das Wort bri, Gen. breg, nicht ſelten in alten Ortsnamen findet, ſo könnte man auch hieraus ſchließen, daß die Kelten Hiſpaniens zu dem gäliſchen und nicht zu dem gallobritanniſchen Zweige gehörten. [Vgl. jedoch die Zuſammenſtellungen bei H. d' Arbois de Jubainville, Les noms de lieu celtiques, Rev. Arch. Avril 1878.] Auch Equabona (Itin. Anton.) an der Mündung des Tagus ſtimmt zu ir. ech und nicht zu cymr. ep. 51) Vgl. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 194. Das daſelbſt erwähnte *Οὐεργιούιος ὠκεανός* in Nobbe's Ausgabe des Ptolemaeus wird Gramm. Celt.^{2} p. 11 zu altir. fairggae, foirggae Meer geſtellt. Müller hat *Οὐεργιόνιος* in den Text aufgenommen, was II, 2, 5 beſſer

ſodor II, 5, 10 hat für dieſen Namen Ἀλεβίων und Δέρκυνος, die Beziehung auf die britanniſchen Inſeln iſt alſo ſehr unſicher. Jedenfalls ſind Hiberni, Hibernia latiniſirte Formen wie Galli, Gallia und Britanni, Britannia, wahrſcheinlich latiniſirt mit Anlehnung an lat. hibernus[52]), wie Galli durch eine Art Volksetymologie mit gallus (Hahn) zuſammengebracht worden iſt. Bei dieſer Annahme erklärt ſich das h und das b von Hibernia am einfachſten, letzteres iſt auch in dem Flußnamen Danubius für das urſprüngliche v eingetreten, denn Danuvius iſt die echte Form, wie Glück (Die bei C. J. Cäſar vorkommenden kelt. Namen, S. 91) erwieſen hat. Die Ausſprache des b zwiſchen Vocalen ſtand in den Zeiten und in den Regionen, um die es ſich hier handelt, der des v ſehr nahe. Hibernia kommt zu älteſt bei Cäſar vor und wird direct vom keltiſchen Namen gebildet ſein, jedenfalls nicht von der älteſten griechiſchen Form Ἰέρνη (Strabo) oder Ἰερνίς (Orph. Argon.), die das urſprüngliche ϝ verloren hat, wie Ἰάονες (vgl. ſkr. Yavana der Grieche). Die Form Ἰουερνία bei Ptolemäus betrachtet Gaidoz, Rev. Celt. II p. 357 not. 3, mit Recht als das gräciſirte lateiniſche Hibernia.[53]) Die Form Hierni im Periplus des Avienus (gens Hiernorum 111) ſchließt ſich an gr. Ἰέρνη an. — Stokes macht mich darauf aufmerkſam, daß ſich im iriſchen Latein auch die Form Yberia oder Hiberia findet; vgl. Todd, St. Patrick p. 358 Indignum est illis quod de Hiberia (v. l. Yberia) nati sumus.

9) *Man.* Dieſe Inſel erwähnt Cäſar De Bell. Gall. V, 13 unter dem Namen Mona. Bei Tacitus dagegen (Agric. 14 und 18, Ann. XIV, 29) iſt unter Mona die heutige Inſel Anglesea zu verſtehen.[54]) Für dieſe letztere haben wir für die römiſche Zeit eine britanniſche Bevölkerung vorauszuſetzen, die heutige Inſel Man dagegen hat gäliſche Bevölkerung.[55]) Ihr Name lautet im Altiriſchen inis Manann, „isle of Man", wobei Manann der Genetiv eines Nominativs Mana (= lat. Mona) iſt. Davon abgeleitet iſt Manannán in Manannán mac Lir, d. i. M. der Sohn des Meeres, „the great mariner" (O'Curry). In den iriſchen Sagen iſt er eine mythiſche Geſtalt, zu den Túatha Dé Danann gehörig, die nach der Sage eine ältere Bevölkerungsſchicht Irlands gebildet haben ſollen. Die Bezeichnung für die Sprache, Manks oder Manx, ſchließt ſich an die hybride Adjectivbildung Mankish an, der das einheimiſche Adjectiv mannanagh (ſo im Manx Dictionary) zu Grunde liegt. Die altcymriſche Form des Namens lautet Manau.

10) *Britanni*, *Britannia*. Nach Pseudo-Aristoteles de mundo 3 war Βρεττανικαί (νῆσοι) der gemeinſame Name für Ἄλβιον und Ἰέρνη, dieſen Plural hat ſchon Polybius III, 57, und ähnlich berichtet Plinius Nat. Hist. IV, 16, daß Britanniae der umfaſſende Name für alle die großen und kleinen Inſeln ſei, welche jetzt zu dem vereinigten Königreiche gehören. Im engeren Sinne des Wortes iſt aber Βρεττανική z. B. bei Strabo auf die eine größte Inſel beſchränkt, ihre Bewohner heißen Βρεττανοί, bei Dionys dem Periegeten 284 Βρετανοί (am Ende des Hexameters, vgl. Diefenbach, Celt. II, 2 p. 17), und in derſelben Weiſe gebrauchen Cäſar und Tacitus die Namen Britanni und Britannia. Es iſt unwahrſcheinlich, daß der weitere Gebrauch von Britanniae das Urſprüngliche wäre, denn das würde bedeuten, daß die Britanni die Bevölkerung aller Inſeln gebildet hätten, und das ſteht mit bekannten Thatſachen in Widerſpruch. Dagegen begreift ſich ſehr wohl, daß von dem den Alten bekannteſten Lande der Name auf das ganze nordkeltiſche Inſelgebiet übertragen wurde. Neben Britanni erſcheint die Form Brittones oder Britones auf Inſchriften und bei Iuvenal XV, 124 (als Daktylus), und wird im frühen Mittelalter die gewöhnliche Form.[56]) Wenden wir uns an die keltiſchen Sprachen, ſo ſchließt ſich die bei den Iren übliche Form Bretan, nom. pl. Bretain, am nächſten an das griechiſche Βρεττανοί an. Das unaſpirirte t der iriſchen Form ſteht für tt, das a in der Ableitungsſilbe war urſprünglich lang, ſodaß ſich aus dem Griechiſchen und Iriſchen eine älteſte Stammform Brettāna ergibt. Die Form Britanni, mit Verkürzung des a und Verdoppelung des n läßt ſich in den keltiſchen Sprachen nicht nachweiſen und ſcheint eine lateiniſche Umgeſtaltung zu ſein. Im Cymriſchen des 8. Jahrhunderts iſt das im Altiriſchen rein erhaltene lange ā zu au, ſpäter aw geworden, und dieſes wird in der Verkürzung zu o. Auf dieſem Proceß beruht die cymriſche Form Brython,[57]) ferner die latiniſirte Form Britto, Brittones (auch t für tt) mit ihrer veränderten Flexion. Von cymriſch Brython, corniſch Brethon iſt das Adjectiv brythoneg, corn. brethonec, arem. brezonec gebildet, das zur Bezeichnung der britanniſchen Dialekte verwendet wird. Im engeren Sinne verſteht man unter bretoniſch die keltiſche Sprache der franzöſiſchen Bretagne. Brython, Britanni, Βρεττανοί ſcheint in ähnlicher Weiſe ein Geſammtname für eine Abtheilung

beglaubigt iſt, aber II, 3, 2 haben die meiſten Manuſcripte die vulgate Form.

52) Vgl. Gramm. Celt.[2] p. 57. 53) Auch in Ἀλουίων (Albion) entſpricht bei Ptolemäus das ου dem b. 54) Bei *Ptol.* II, 2, 10 heißt Anglesea Μόνα νῆσος, die Inſel Man Μονάοιδα. C. Müller betrachtet dies als Corruption von Μονάοινα, und verweiſt auf die Namensformen Monapia bei Plin., Menavia bei Oroſ., Manua beim Geogr. Rav. An Monapia erinnert der Volksname der Μανάπιοι an der Oſtküſte Irlands, *Ptol.* II, 5, 5 (ed. M.) 55) So ſchon im Anfange des 5. Jahrh. n. Chr., vgl. *Orosius* I, 2, 81 und 82: haec (nämlich Hibernia) propior Britanniae, spatio terrarum angustior, sed caeli solique temperie magis utilis, a Scottorum gentibus colitur. Huic etiam Meuania insula proxima est et ipsa spatio non parva, solo commoda; aeque a Scottorum gentibus habitatur. — Nennius hat den lateiniſchen Namen Eubonia für cymr. Manau (vgl. Skene, The Four Ancient Books of Wales I, 77), und Stokes weiſt mir aus dem iriſchen Latein des Book of Armagh (6^b, 1) die Form Euonia nach.

56) Vgl. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 193 fg.; Diefenbach, Celtica II, 2, p. 55 fg. und p. 109 fg.; Gramm. Celt.[2] p. 104 und p. 151; Rhys, Celtic Britain p. 204 fg. 57) Brython findet ſich z. B. in dem alten Gedicht Y Gododin, ed. J. Williams ab Ithel (nach einem Manuſcript von circa 1200 n. Chr.), Strophe XVIII, LXV.

Digitized by Google

der keltiſchen Stämme geweſen zu ſein, wie nach Cäſar die Namen Celtae, Belgae, wie ferner Goidil. Es iſt urſprünglich Volksname, und der Landesname iſt erſt davon abgeleitet, während Albion und Ériu urſprünglich Landesnamen ſind. Einen einheimiſchen von Brython abgeleiteten Landesnamen gibt es nicht. Denn die Form Bryttaen oder Brytaen[58]) iſt das entlehnte lateiniſche Britannia, umgeſtaltet wie Almaen, Deutſchland, aus Alamannia. Im Iriſchen ſagt man inis Bretan, die Inſel der Britten, für Britannien. Ein ſcheinbar echt cymriſcher Name iſt enys brydein (Y Gododin, Strophe XVII), in der modernen Sprache Ynys Prydain[59]), nach der einheimiſchen Auffaſſung von Prydain dem Sohne Aedd's des Großen, einem Könige, der um 566 a. Chr. gelebt haben ſoll.[60]) Nach Rhys, Early Britain p. 203, wäre Prydain gleichfalls auf lat. Britannia zurückzuführen. Allein wir haben oben geſehen, was im Cymriſchen aus Britannia geworden iſt. Vermuthlich liegt vielmehr lat. Britanni zu Grunde, aber umgebildet mit Anlehnung an Prydyn, den einheimiſchen Namen für die Picten und Schottland. Schon Diefenbach Celt. II, 2, p. 59 hat auf das Schwanken zwiſchen B und P im Anlaut aufmerkſam gemacht. Da in der einheimiſchen Sprache B die älteſte Schreibweiſe und dieſe auch durch Inſchriften der römiſchen Zeit bezeugt iſt (ſ. die Indices zu Orelli's Inscriptionum Lat. select. amplissima collectio, ferner die Indices zu Corp. I. L. VII), ſo hat C. Müller den älteſten Mss. des Strabo und Diodor zu viel Werth beigelegt, wenn er nach ihnen die Schreibweiſe mit *Π* (*Πρεττανικός*) in den Text des Ptolemäus eingeführt hat gegen alle Mss. deſſelben, und ſie für die urſprüngliche hält.[60a]) Vielleicht erklärt ſich das *Π* in den griechiſchen Mss. aus der Ausſprache des brittiſchen b, die verſchieden war von der des *β*. Für die Etymologie fehlt ein vollkommen ſicherer Anhalt, obwol es in den keltiſchen Sprachen verſchiedene lautlich anklingende Wörter gibt. Rhys, Celtic Britain p. 207, urtheilt gewiß richtig, wenn er die Verbindung mit altcymr. breith (ſpäter brith) bunt, gefleckt[61]), verwirft, denn das entſprechende altiriſche mrecht, brecht würde für die alte Zeit ein *κτ* anſtatt des *ττ* in *Βρεττανοί* erwarten laſſen. Etwas weniger unwahrſcheinlich iſt die von Rhys angenommene Verbindung mit ir. brat, Zeug, Tuch, Mantel (vgl. gr. *φᾶρος*, *φάρος*), cymr. „brethyn cloth", altcymr. map-brith Windeln (Gramm. Celt.[2] p. 882), alſo „a clothed or clothclad people", aber gerade die weitere Ausführung von Rhys läßt uns empfinden, mit welchen Schwierigkeiten auch dieſe Etymologie zu kämpfen hat. Wir wiederholen, daß die meiſten der Wörter, bei denen wir für das älteſte Keltiſch bei einem tt anlangen, etymologiſch ſchwierig ſind. *Βρετόμαρτος*, der Name des Königs der Galater, den Claudius Marcellus beſiegte, *Plut.* Romul. 16, könnte in ſeinem erſten Beſtandtheile hierher gehören. Von fremden Völkernamen klingt der Name der *Βρέττιοι*, Brettii, Bruttii an, hilft uns aber nicht weiter.

11) *Cymry*, *Kymmren*. In den älteren Quellen Sing. Kemro, Pl. Kemry, jetzt Sing. Cymro, Pl. Cymry (Gramm. Celt.[2] p. 207), iſt der einheimiſche Name der Welshmen.[62]) Bei den Alten findet er ſich noch nicht, und dieſer Umſtand iſt dahin zu deuten, daß im Laufe der Zeit die Namen wechſelten oder immer andere Stämme obenaufkamen, was überall da geſchehen ſein wird, wo ſich die Verhältniſſe nicht durch größere Staatenbildung befeſtigten. Einen etwas älteren Lautbeſtand läßt die vereinzelt vorkommende Form Cymbry und das latiniſirte Cambri erkennen, zu welch letzterm ein Singular Camber, fem. Cambra, gebildet worden iſt. Aber dieſe latiniſirten Formen ſind doch auch erſt verhältnißmäßig ſpät entſtanden, als das Cymriſche ſchon das g zwiſchen Vocalen aufgegeben hatte, denn Kemro, Cymro, Pl. Kemry, Cymry läßt deutlich einen vorhiſtoriſchen Stamm *Kambrog oder *Combrog erkennen, der in der Gramm. Celt.[2] p. 207 glücklich als ein Correlat zu dem altgalliſchen Volksnamen Allo-broges gefaßt worden iſt.[63]) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäſar vorkommenden kelt. Namen, p. 26. Aus den Scholien zu Juvenal VIII, 234 (ed. Cramer, p. 347) citirt Zeuß folgende wichtige Stelle: Allobrogae Galli sunt. Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt. Alla autem, aliud. Dicti igitur quia ex alio loco fuerant translati.[64]) Noch jetzt hat das Cymriſche ein Wort bro, bewohntes Land, das, wie altiriſche Formen beweiſen,[65]) aus mrogu oder mrogi entſtanden und wahrſcheinlich mit got. marka, Pl. markos *τὰ ὅρια*, lat. margo verwandt iſt. Cymry bedeutet demgemäß conterranei, oder, wie Pott, Wurzelwörterbuch I p. 903 ſagt, ſoviel als Deutſche (Volksgenoſſen). Von dem Subſtantiv iſt das Adjectiv kymreic,[66]) jetzt cymreig cymriſch gebildet, deſſen Femininum cymraeg die cymriſche Sprache bezeichnet.

12) *Wales*, *Welsh*. Bekanntlich iſt Walh, Walah der allgemeine Name, mit welchem die Germanen die Kelten und Romanen zu bezeichnen pflegten.[67]) So gaben auch die Angelſachſen den Cymren den Namen Vealh, Pl. Vealas (Grein, Sprachſchatz der angelſächſ. Dichter, p. 671). Die Handſchriften des Chronicum Saxonicum (ed. Thorpe), in welchem dieſer Name oft vor-

58) Z. B. Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. CCXXIII, CCXXVII, Brytaen nawr Großbritannien Cap. X, CXCV, CCXXXIII, Bryttaen vechan Kleinbritannien CCXX, CXCV. 59) Z. B. Barddas, ed. J. Williams ab Ithel, p. 52. 60) Barddas, p. 406. 60a) Vgl. jedoch Müllenhoff, Deutſche Alterthumskunde, S. 94. 61) Dieſe Etymologie wird in der Gramm. Celt.[2] p. 151 angenommen, doch findet ſich hier unter den verglichenen Wörtern auch altcymr. brethinnou, cunae.

62) Peredur wird in der Gralſage ein Cymre genannt; vgl. Y Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. XXIII: a pheredur gymro ymgelwir „and I am called Peredur the Welshman". 63) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäſar vorkommenden kelt. Namen, S. 26. 64) Diefenbach, Celtica I, 17. 65) Vgl. Windiſch, Iriſche Texte, Wörterb. S. 697 mruig, bruig, der altiriſche Dat. Pl. mrugaib, und der Nominativ brug laſſen den Stamm auf u erkennen. 66) Vgl. Y Seint Greal, Cap. LXXXIV. 67) Vgl. H. Gaidoz, The name of the Welsh, Archaeologia Cambrensis 4th Ser. Vol. VI (1875), p. 372—375.

Digitized by Google

kommt, haben Walas und Wealas. Für das Auftreten dieſes Namens iſt eine Stelle in der Historia Britonum Galfredi Monumetensis (des Gottfried von Monmouth, 12. Jahrhundert) wichtig, Lib. XII Cap. XIX (ed. San-Marte): Barbarie etiam irrepente, jam non vocabantur Britones, sed Gualenses. Hierzu ſtimmt eine Stelle des Silvester Giraldus, die bei Du Cange (ed. Henschel, Paris 1846, Tom. VI) citirt iſt: Saxones occupato regno Britannico, quoniam lingua sua extraneum quemlibet Wallum vocant, et gentes has sibi extraneas Wallenses vocant, et inde usque in hodiernum barbara nuncupatione et homines Wallenses, et terra Wallia vocitatur. Das ll dieſer Formen kann nur auf der alten Doppelconſonanz lh beruhen. Bei Gottfried von Monmouth finden ſich Pluralformen für den Landesnamen: Acc. Gualias Lib. XI Cap. X, in Gualiis Lib. XII Cap. XX. Aber die engliſchen Wörter Wales und Welsh hängen mit dieſen latiniſirten Formen nicht zuſammen. Wales geht vielmehr auf den Volksnamen Walas, Wealas (auch Brytwalas) zurück, der ſchon im Chronicum Saxonicum öfter als Landesname gebraucht iſt: Nom. und Acc. Walas, Gen. Wala, Walana, Dat. Walum. Im Chron. Sax. findet ſich p. 246 (ed. Thorpe) on Cornwalum 7 on Nordwalum in Cornwall und Nordwales; p. 324 7 wendan sva ûnfeorr ût on Wealas „and so went out, not far into Wales"; p. 374 (zum Jahr 1123) begegnet uns im Texte die erſtarrte Form Wales: b. Bernard of Wales Biſchof B. von Wales. Daneben kommen Formen in der ſchwachen Declination vor (wozu auch der Gen. Walana gerechnet werden kann): p. 361 on Walon in Wales, p. 351 und p. 373 into Wealan nach Wales, p. 302 to Cornwalon nach Cornwall. Deſſelben Urſprungs wird auch das franzöſiſche Galles ſein, gewöhnlich le pays de Galles. Die Form iſt plural, aber während man les Gaules, entſtanden aus Galliae, ſagt, heißt es hier la Galles.[68]) Damit, daß der alte Volksname Walas zum Landesnamen geworden iſt, hängt zuſammen, daß als Volksname das Adjectiv wylisc in Gebrauch kommt, im Chron. Sax. oft tha Wylisce men = engliſch the Welshmen, the Welsh. Im Althochdeutſchen lautet es walahisc, walihisc, und daraus iſt wälſch entſtanden. Das franzöſiſche Gallois aber iſt eine romaniſche Bildung, aus dem oben erwähnten Wallensis entſtanden, wie bourgeois aus burgensis. Ebenſo ſetzt Gaulois ein Gallensis voraus, obwol dieſes Adjectiv nicht nachgewieſen zu ſein ſcheint. Was nun die Etymologie von Walh anlangt, ſo iſt nicht nur die Zuſammenſtellung mit Gallus der lautlichen Schwierigkeiten wegen unannehmbar, ſondern auch die zuerſt von Leo in Kuhn's Zeitſchrift II, p. 252 fg. vorgeſchlagene Verbindung mit ſkr. mleccha („Wälſcher, Barbar" Pet. Wörterbuch) nebſt Zubehör. Aehnlich urtheilt Pott, Wurzelwörterbuch I, p. 894 fg., woſelbſt dieſer Name weit verfolgt wird. Wenn auch Walh ein von den Germanen gegebener Name iſt, ſo braucht er doch deshalb kein Wort germaniſchen Urſprungs zu ſein, ebenſo wenig als Graeci ein Wort lateiniſchen Urſprungs iſt. Da Walh in den germaniſchen Sprachen keine ſichere Anknüpfung findet, ſo iſt es eine nahe liegende Vermuthung, daß es von dem Namen eines germaniſchen Stämmen benachbarten keltiſchen Stammes herrührt. Als ein ſolcher bietet ſich dar der Name der Volcae, die zwar als Volcae Tectosages und Volcae Arecomici in Gallia Narbonensis ſaßen, von denen aber Cäſar de Bell. Gall. VI, 34 berichtet, daß ſie auch über den Rhein gekommen und Gebiete am Hercyniſchen Waldgebirge eingenommen hätten: Itaque ea quae fertilissima Germaniae sunt loca circum Hercyniam silvam . . . Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt; quae gens ad hoc tempus his sedibus sese continet summamque habet justitiae et bellicae laudis opinionem. In dieſer Etymologie begegnen wir uns mit H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique p. 11, der ſie Gaſton Paris verdankt. (Vgl. Rev. Celt. II, 287.)

13) *Cornwall.* Für dieſen Landesnamen findet ſich im Chronicum Saxonicum Cornwalas, d. i. der Plural des Volksnamens als Landesname gebraucht, z. B. p. 160 (zum Jahr 891) to lande on Cornwalum „to land in Cornwall", vgl. die unter 12) citirten Stellen. Cornwalas ſind die corniſchen Walen, wie Brythwalas oder Walas ſchlechthin die cymriſchen Walen. In derſelben Weiſe iſt auch das Compoſitum Galwalas für Gallien gebildet, p. 5 und p. 7 (zum Jahr 60 a. Chr.) sud into Galwalum „south into Gaul". Auch in iriſchen Quellen finden wir eine ähnliche Bezeichnungsweiſe, z. B. i tírib Bretan Cornn, in den Gebieten der corniſchen Briten, in Cormac's Gloſſar s. v. Mogheime. Dafür im Cogadh Gaedhel re Gallaibh (War of the Gaedhil with the Gaill), ed. Todd, p. 152 da barun a Corr-bretnaib zwei Barone von den Corrbriten, wobei Corr entweder für Corn ſteht, oder das Subſtantiv corr Ende, Spitze iſt. Was nun das Corn anlangt, ſo geht dieſes zunächſt auf den einheimiſchen Namen dieſes britiſchen Stammes zurück, der Kernow lautet[69]), cymr. Cernyw. Dieſer Plural läßt einen Stamm *Cornava erſchließen (vgl. Gramm. Celt.^{2} p. 282). Eine Weiterbildung davon (*Cornavia) liegt in dem Namen der *Κορναούιοι* vor. Die *Κορναούιοι* wohnten aber nach Ptolemäus II, 3, 11 (ed. C. Müllerus) in der Gegend des heutigen Cheſter, während für die ganze Südweſtſpitze Britanniens nur die *Δουμνόνιοι* angegeben werden, die der Landſchaft Devonſhire den Namen gegeben haben. Entweder muß alſo jener Stamm ſeinen Wohnſitz verändert haben, oder man muß annehmen, daß jeder Stamm, der ein „Horn" (corn., cymr. und gäl. corn, lat. cornu) bewohnte, den Namen *Cornavii erhalten konnte.[70])

68) Z. B. Élisée Reclus, Nouvelle Géographie IV (Paris 1879), p. 380.

69) So in dem corniſchen Paſſionsſpiele ed. Norris, V. 2712: ny won gof yn ol Kernow „I know not a smith in all Cornwall . . ."

70) Pott, Wurzelwörterbuch I, 898 überſetzt Cornvealas mit „Winkel-Wälſche".

Digitized by Google

Vielleicht ſetzt aber dieſe geographiſche Deutung des Namens, wenn nicht die Landkarte, ſo doch zu viel geographiſchen Blick voraus, ich begnüge mich daher, dieſen Namen mit dem der Carnutes zuſammenzuſtellen und an die Gloſſe des Heſychius zu erinnern *χάρνον τὴν σάλπιγγα Γαλάται*[71]), vgl. Diefenbach, Celt. I p. 104. Im mittelalterlichen Latein heißt Cornwall Cornubia, ſo z. B. bei Gottfried von Monmouth, der Lib. I Cap. XVI auch die erwähnte Etymologie bringt: quae nunc vel a cornu Britanniae vel per corruptionem praedicti nominis (eines Trojaners Corineus!) Cornubia appellatur. Die engliſche Namensform Cornwall ſcheint aber auf einer latiniſirten Namensform Cornwallia[72]) zu beruhen. Vollſtändig klar iſt es noch nicht, warum man im Engliſchen zwar Wales, aber Cornwall ſagt. Die beſte Handſchrift der Chronik Robert's von Glouceſter (Caligula A. XI, Ende des 13. Jahrhunderts) bietet wiederholt die Form Cornewaille[73]), in ſcharfem Unterſchied zu Walis, wie Wales daſelbſt genannt wird. Aus Cornwallia erklärt ſich auch das franzöſiſche Cornouaille. Vgl. Gueſt, Orig. Celt. II p. 39. Die im Deutſchen gelegentlich gebrauchte Form Cornwallis ſchließt ſich an Wallis an. In Gottfried von Straßburg's Triſtan iſt Kurnewal und Kurnewâle gebraucht.[74])

14) *Armoricae* civitates bezeichnet bei Cäſar, De bell. Gall. V, 53 und VII, 75, einen Complex von dreißig keltiſchen Staaten zwiſchen Loire und Seine bis an das Meer, alſo etwa die Bretagne und die Normandie umfaſſend. Die richtigere Form wäre Aremoricae, wie ſie *Orosius* VI, 11, 19 hat, wo er Cäſar's Krieg erzählt. Den Namen behandelt Glück, Die bei C. J. Cäſar vorkommenden kelt. Namen p. 31 fg. Er iſt eine Bildung wie gr. *πάραλος*, denn are (verwandt mit gr. *παρά, παραί*) iſt altcymr. ar bei, an (Gramm. celt.^{2} p. 669), und der zweite Beſtandtheil iſt cymr. und arem. mor, ir. muir Meer, Stamm *mori, lat. mare. Noch jetzt iſt im Cymriſchen arfor „the sea side", im älteren Aremoriſch armor Küſtenland, jetzt arvor, vgl. Gramm. Celt.^{2} p. 901. Das iriſche armhoric, arboric iſt nach Ausweis der Suffixform ein Lehnwort aus dem Lateiniſchen.[75]) Der alte Name iſt dem neuen Namen Bretagne gewichen, denn die keltiſche Sprache, die jetzt dort geſprochen wird, iſt nicht die altgalliſche Sprache der Aremoricae civitates, ſondern iſt die Sprache der Briten, welche vielleicht ſchon ſeit dem Ende des 4. Jahrhunderts, beſonders aber ſeit der Bedrängniß durch die Jüten, Angeln und Sachſen von der Südweſtſpitze Britanniens aus nach Gallien herüberkamen, und die Nordweſtküſte Galliens zu einem Kleinbritannien machten, Brytaen vechan, im Gegenſatz zu dem Mutterlande Großbritannien, Brytaen uawr, ſ. unter 10). Die älteſte ſichere Erwähnung der Britanni in Gallien fällt in die Mitte des 5. Jahrhunderts.[76]) Namentlich müſſen es corniſche Briten geweſen ſein, welche herüberkamen, denn das Aremoriſche oder Bretoniſche ſteht dem Corniſchen in Einzelheiten näher als dem Cymriſchen. Auch hieß der eine Theil der Bas-Bretagne, mit dem Hauptort Quimper, Cornouaille.[77]) Das einheimiſche Wort für Bretagne iſt Breiz, das Adjectiv brezonek bezeichnet die bretoniſche Sprache; franzöſiſch Breton iſt das lateiniſche Britannus, vgl. Gramm. Celt.^{2} p. 158. Ein im Cymriſchen gebrauchter einheimiſcher Name für die Bretagne iſt Llydaw, in lateiniſcher Form bei Gottfried von Monmouth Letavia. Die altcymriſche Form Litau iſt in den Oxforder Gloſſen für Latium gebraucht. Von dieſem Landesnamen iſt abgeleitet Letewic, Ledewic (z. B. in den Mabinogion) der Bretone. Angelſächſiſch flectirt erſcheint Lidwiccas, Dat. Lidwiccum im Chronicum Saxonicum zu den Jahren 885 und 918 (ed. Thorpe). In einer interpolirten Stelle der Historia Britonum des Nennius, ed. Stevenson p. 21 not. 1, findet ſich die cymriſche Pluralform Letewiccion, mit einer völlig haltloſen Etymologie: Unde nos illos (die Britones Armoricos) vocamus in nostra lingua Letewiccion id est Semitacentes, quoniam confuse loquuntur. Im Iriſchen entſpricht dem latiniſirten Letavia das Wort Letha, und bezeichnet gleichfalls ſowol die Bretagne als auch Latium (ſ. Anm. 75). Demnach iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Name urſprünglich „litorale" bedeutet, wie Gramm. Celt.^{2} p. 1057 vermuthet wird. Zuſammenhang mit lat. litus iſt nicht unmöglich, doch iſt die erſte Silbe in dem keltiſchen Namen kurz. Dadurch unterſcheidet ſich derſelbe auch von dem gewiß verwandten Lëtuvà Litauen. Das cymriſche Adjectiv Letewic finden wir in Litavicus bei Cäſar (De bell. Gall. VII, 27 fg.) wieder, dem Namen eines vornehmen Aeduers, den Glück a. a. O. p. 121 als „e terra litorali oriundus" deutet.

II. Die Quellen der keltiſchen Sprachen.

A. Das Altgalliſche.

Die Quellen für unſere Kenntniß des Altgalliſchen ſind 1) die Schriften griechiſcher und lateiniſcher Autoren, in denen viele Orts- und Perſonennamen, dazu auch eine Anzahl gewöhnlicher Wörter der altgalliſchen Sprache überliefert ſind; 2) Inſchriften, theils lateiniſch, ſeltener griechiſch abgefaßte mit galliſchen Perſonen-,

71) Im Altkeltiſchen wird das nach dem o zuneigende a oder das aus a entſtandene o oft durch a ausgedrückt.

72) Davon verſchieden iſt wieder Cornugallia, was einen Theil der Bretagne bezeichnet aber gelegentlich auch für Cornwall gebraucht erſcheint; vgl. Ducange.

73) Nach einer gefälligen Mittheilung R. Wülcker's V. 66 und 124 auf S. 52 und 53 von deſſen Altengliſchem Leſebuch I.

74) „Nû wâ lit Kurnewâle hin?" „Ez stôzet" sprâchen jene sehant, „jensît Britanje an daz lant", p. 97 ed. Maßmann.

75) Arboric Letha bezeichnet Latium in der Vita S. Patricii, ſ. Iriſche Texte S. 19; Stokes, Three Middle-Irish Homilies p. 16.

76) Vgl. die Stellenſammlung bei Diefenbach, Celtica II,2, p. 164 fg., ferner H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283. Ueber die ſchwache Begründung einer erſten Anſiedelung von Briten im Jahre 284 unter Conſtantius Chlorus handelt Brandes, Das ethnographiſche Verhältniß der Kelten und Germanen S. 267.

77) Vgl. El. Reclus, Nouv. Géogr. II, 626. — Bei Ducange iſt der Name Cornugallia belegt (Armoricanus ex Cornugallia).

Digitized by Google

Orts- und Götternamen, theils ganz in galliſcher Sprache abgefaßte; 3) Münzen mit galliſchen Namen. Ein zuſammenfaſſendes Werk über alle dieſe Sprachreſte gibt es noch nicht, und iſt auch erſt möglich, wenn der Gallien umfaſſende Band des Corpus Inscriptionum Latinarum oder ein Werk ähnlicher Art erſchienen ſein wird. Die Literatur über das Altgalliſche iſt ſehr zerſtreut, zum Theil ſchwer zugänglich, und kann hier nur zum Theil Erwähnung finden. Daß unter dem Namen Galliſch vielleicht recht verſchiedenartige Dialekte zuſammengeworfen werden, wird man Gaidoz, der Rev. Crit. 1882, No. 7, S. 131, dieſen Punkt hervorhebt, zugeben müſſen, aber es fehlen uns die Mittel der Unterſcheidung. Beſonders die bei griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern überlieferten Namen und Wörter ſind ſchon in der Grammatica Celtica behandelt. Eine Sammlung ſolcher Wörter mit Belegſtellen enthält der erſte Theil von Diefenbach's Celtica (1839), ſowie Diefenbach's Origines Europaeae (Frankfurt a. M. 1861), ferner das Glossaire Gaulois in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise, 2. éd., Paris 1872. Ein beſonders wichtiges Buch auf dieſem Gebiete iſt Ch. W. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltiſchen Namen, München 1857. Als ein Curioſum ſei erwähnt das kleine Gloſſar De nominibus gallicis in einer Wiener Handſchrift des 9. Jahrh., das Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VI, S. 227 fg. („Endlicher's Gloſſar") behandelt hat. Was die Inſchriften in galliſcher Sprache anlangt, ſo ſind die meiſten in lateiniſcher Schrift. Nur einige wenige, die im ſüdlichen Frankreich gefunden worden ſind, z. B. in Nimes, in Vaiſon, in Saint-Rémy (alſo nicht allzu weit von Marſeille), haben griechiſche Schrift und beſtätigen ihrerſeits die Angabe Cäſar's (De bello Gall., VI, 14), daß die Druiden ſich der griechiſchen Schrift bedienten. Die Zahl dieſer galliſchen Inſchriften iſt nicht ſehr groß, vielleicht ſind jetzt im ganzen gegen drei Dutzend bekannt (einige mehr oder einige weniger), in denen galliſche Wörter und Namen mit galliſchen Endungen auftreten. Einige derſelben fanden ſich ſchon in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise (1858) zuſammengeſtellt. Eine andere Sammlung gab H. Monin, Monuments des anciens idiomes gaulois, Besançon, chez l'auteur, 1861, angezeigt von L. Diefenbach, Beitr. zur Vergl Sprachf. III, 360. Dieſes Buch, deſſen linguiſtiſcher Theil veraltet iſt, wurde nach dem Tode des Verf. von E. Thorin angekauft, mit einem neuen Titel ohne Jahreszahl verſehen, und im Jahre 1882 den kritiſchen Blättern von neuem zugeſchickt. Beſondere Beachtung fanden die Schriften von Adolphe Pictet (vgl. Ebel, Gramm. Celt.^{2}, p. XLII), ſein Essai sur quelques nscriptions de langue Gauloise, Genève 1859, und ein Nouvel essai sur les inscriptions Gauloises, lettres adressées à M. le général Creuly, Paris 1867, der letztere aus der Revue Archéologique, Vol. XV und XVI. Einen ausführlichen Commentar über dieſelben Inſchriften veröffentlichte J. Becker, Beitr. zur Vergl. Sprachf., Bd. III und IV. Noch vor Becker hatte ſie Stokes behandelt, ebendaſ. Bd. II und III, und demſelben Gelehrten verdanken wir dann weitere Beiträge zur Interpretation neugefundener Inſchriften, Rev. Celt. IV, p. 116. In den Beitr. zur Vgl. Sprachf. findet ſich auch Auskunft über einzelne Arbeiten auf dieſem Gebiete von Siegfried, Flechia u. a. m.

Die Zahl der lateiniſchen Inſchriften mit galliſchen Namen iſt ſehr groß und läßt ſich nicht taxiren. Zu den Hauptſtätten, an denen neugefundene Inſchriften von den franzöſiſchen Archäologen beſprochen worden ſind, gehört die Revue Archéologique (vgl. Rev. Celt. II, p. 416). Von andern, gleichfalls älteren Fundgruben ſeien erwähnt die Mémoires de la Société des Antiquaires de France (Rev. Celt. II, p. 283), die Revue des Sociétés Savantes des Départements (Rev. Celt. II, p. 285), das Bulletin Monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France (Rev. Celt. III, p. 135). Dazu ſind neuerdings gekommen die Revue Épigraphique du Midi de la France, ſeit 1878 herausgegeben von A. Allmer zu Lyon (vgl. Rev. Celt. IV, 472), ferner das Bulletin Épigraphique de la Gaule, ſeit 1880 herausgegeben von dem leider früh verſtorbenen Florian Vallentin (vgl. Rev. Celt. III, 135, V, 155, VI, 117). Ueber eine officielle Commission de géographie historique de l'ancienne France ſ. Rev. Celt. IV, p. 310. Dieſelbe ſetzt die Arbeiten der Napoleoniſchen Commission de la topographie des Gaules fort, über welche Rev. Celt. II, p. 504 berichtet iſt, und zu denen mehrere Hefte eines werthvollen Dictionnaire d'archéologie celtique gehören. Eine Reihe von Arbeiten franzöſiſcher Gelehrten betrifft die Inſchriften einzelner Theile Frankreichs, ſie ſind zum Theil Separatabdrücke aus in Deutſchland ſchwer zugänglichen Zeitſchriften, und kenne ich die meiſten derſelben nur aus den Mittheilungen der Revue Celtique: Alph Boissieu, Inscriptions Antiques de Lyon, Lyon 1846—1854; E. Dejardins, Notices sur les monuments épigraphiques de Bavai et du Musée de Douai. Inscriptions. Cachets d'oculistes. Empreintes de potiers. Voies romaines. Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 256); Ch. Robert, Épigraphie gallo-romaine de la Moselle, Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 123); derſ., Études sur quelques inscriptions antiques du musée de Bordeaux, Bordeaux 1879 (Rev. Celt. IV, p. 122); R. Mowat, Études philologiques sur les inscriptions gallo-romaines, Paris 1870, ſ. Rev. Celt. I, 272; B. de Kersers, Épigraphie romaine dans le département du Cher, Bourges 1873—1875, ſ. Rev. Celt. III, 264; L. Revon, Inscriptions antiques de la Haute-Savoye, Annecy und Paris 1870; A. Allmer und A. de Terrebasse, Inscriptions Antiques & du Moyen Âge de Vienne en Dauphiné, 1. Partie, Inscr. Ant. antérieures au VIIIe siècle par A. Allmer, Vienne 1875—1876, in 4 Bänden; E. Blanc, Épigraphie antique du département des Alpes-Maritimes, Nice und Paris 1878—1879 (Rev. Celt. IV, p. 460); Fl. Vallentin, Visite au musée épigraphique de Gap, Vienne und

Digitized by Google

Paris 1880 (Rev. Celt. IV, p. 460); derſ., 1. Essai sur les divinités indigètes du Vocontium d'après les monuments épigraphiques, Grenoble 1877 (Rev. Celt. IV, p. 122); Derſ., Les dieux de la cité des Allobroges d'après les monuments épigraphiques, Rev. Celt. IV, p. 1—36; Ch. Robert, Sirona (eine mit Apollo verbundene Göttin) Rev. Celt. IV, p. 133—144. Eine Specialität ſind die Töpferinſchriften: Anatole de Barthélemy, Vases sigillés et épigraphiques de fabrique gallo-romaine, Rev. Celt. III, p. 313—320; G. de Mortillet, Les Potiers allobroges, Annecy 1879 (Rev. Celt. IV, p. 289).

Um die galliſche Münzkunde hat ſich beſonders M. de Saulcy verdient gemacht. Seine koſtbare Sammlung von über 7000 Münzen (darunter 950 goldene und 324 ſilberne) wurde vom Staate angekauft, ſ. Rev. Celt. II, p. 145. Eine andere werthvolle Sammlung iſt die von Ch. Robert, über die Description raisonnée derſelben, ſ. Rev. Celt. V, p. 133. Die älteſten galliſchen Münzen erweiſen ſich als Nachahmungen der Statere Philipp's II. von Macedonien und ſtammen ſomit wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. v. Chr., vgl. Ch. Robert in ſeiner Schrift Numismatique de la province de Languedoc, I. Période antique, Toulouse 1876, angezeigt in der Rev. Celt. III, p. 261. Die Münzen anderer Provinzen und alſo anderer altgalliſcher Stämme hat monographiſch behandelt A. de Barthélemy, vgl. die Anzeige ſeiner Schrift Étude sur les monnaies Gauloises trouvées en Poitou et en Saintonge, Poitiers 1874, in der Rev. Celt. II, p. 498. Galliſche Münzen finden ſich auch beſprochen in den Mélanges de Numismatique, herausgegeben von de Saulcy, de Barthélemy und Hucher vgl. Rev. Celt. II, p. 503. Sehr werthvoll ſind die zuſammenfaſſenden Liſten der auf den galliſchen Münzen vorkommenden Wörter von A. de Barthélemy und E. Hucher in den beiden erſten Bänden der Revue Celtique (I, p. 292 fg., II, p. 94 fg., p. 245, IV, p. 133, p. 317 fg.). Von E. Hucher war im Jahre 1872 ein zuſammenfaſſendes Werk erſchienen, L'Art Gaulois, ou les Gaulois d'après leurs médailles, vgl. Rev. Celt. I, 461.

Für die lateiniſchen Inſchriften galliſcher Gebiete außerhalb Frankreichs beſitzen wir zwei wichtige Sammelwerke: Brambach's Corpus Inscriptionum Rhenanarum, Elberfeld 1867, und Th. Mommſen's Inscriptiones Galliae Cisalpinae Latinae, Berolini 1872 und 1877. Die Inscriptiones Hispaniae Latinae, ed. Aem. Hübner, Berol. 1869, bieten verhältnißmäßig wenig Keltiſches. Eine Zeitſchrift, welche mehrfach Abhandlungen über keltiſche Inſchriften und Namen (z. B. von J. Becker, K. Chriſt u. A.) gebracht hat, ſind die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande". Von Monographien ſei noch erwähnt J. Becker, Die Römiſchen Inſchriften und Steinſculpturen des Muſeums der Stadt Mainz, Mainz 1875, und, wieder eine andere Provinz betreffend, die Schrift von F. Pichler, Die Keltiſchen Namen der römiſchen Inſchriftſteine Kärntens, deren Materialſammlung wenigſtens Rev. Celt. II, p. 124 anerkannt wird.

Es gibt eine große Anzahl von Monographien über einzelne galliſche oder altkeltiſche Namen. Viel Derartiges von Werth ſteht in der Revue Celtique, in der Revue Archéologique und in andern Zeitſchriften, die wir genannt haben. Unter den älteren Monographien iſt eine der linguiſtiſch ſolideſten W. Glück, Die Erklärung des Rēnos, Moinos und Mogontiâcon, der galliſchen Namen der Flüſſe Rein und Main und der Stadt Mainz, Sitzungsber. der K. Bayer. Akad. d. W. zu München, 1865, Bd. I, S. 1—27. Keltiſche Ortsnamen in der Rheinprovinz behandelt Marjan in Programmen der Realſchule zu Aachen (1880, 1881), Ortsnamen der keltiſch-römiſchen Zeit A. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen, I. (einziger) Theil, Stuttgart 1867. Es ſeien hier zwei Schriften von H. Gaidoz angeſchloſſen: Esquisse de la Religion des Gaulois (Encycl. des Sciences Religieuses, V, 1879); La Religion Gauloise et le qui de chène (Rev. de l'Histoire des Religions, II, 1880).

Bis auf weiteres iſt die „Liste des noms supposés Gaulois tirés des inscriptions", welche der General Creuly Rev. Celt. III, p. 153—167 und p. 297—312 im Jahre 1876 veröffentlicht hat, ſehr nützlich; ſie enthält über 1600 Namen und iſt bisjetzt die umfaſſendſte Sammlung, nur bezieht ſie ſich leider oft auf die ungebruckten „carnets de voyage de l'auteur". Viele Namen ſind ſchon längſt von den genannten competenten Gelehrten richtig aus dem altgäliſchen und dem altbritanniſchen Wortſchatz erklärt worden, aber viele tragen ein fremdartiges Gepräge. Aehnlich verhält es ſich mit dem kleinen Wortſchatze der ganz galliſchen Inſchriften. Die Linguiſten, die vielleicht durch die vollſtändige und abſolut ſichere Deutung der altperſiſchen Keilinſchriften verwöhnt waren, erhalten hier die Lection, daß zur Deutung von Reſten einer untergegangenen Sprache die nächſtverwandten Sprachen nicht immer genügen. Völlig dunkel oder nur ſehr unſicher gedeutet ſind bisjetzt gobedbi, canecosedlon, cantalon [78]), βρατουδε, locitoi [79]), ferner eigentlich alles in der Inſchrift von Poitiers (Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, p. 170, IV, p. 160, p. 252). Dagegen ſind z. B. ſicher νεμητον = altir. nemed Heiligthum, celicnon = got. kelikn Thurm, das wol ein Lehnwort aus dem Keltiſchen iſt, ieuru und ειωρου fecit verwandt mit altir. íurad factum est, das Pronomen sosin, gleichſam eine Combination der altiriſchen Pronomina so und sin u. a. m. Beſonders werthvoll ſind die ſchön erhaltenen Caſus, dieſelben ſtellen zum Theil geradezu die Vorformen dar, auf welche die ſtärker verſtümmelten Caſus des Iriſchen zunächſt zurück-

78) Vgl. Lettres à M. A. de Longperier sur la numismatique gauloise (Rev. Num. 1858). ein Neubruck angezeigt Rev. Celt. I, 463. 79) Daß cantalon mit altir. cétal zuſammenhänge, iſt ſachlich unwahrſcheinlich; eher könnte cymr. cantel „rim of a circle" paſſen; vgl. Diez, Etym. Wörterb. I³ p. 108.

weiſen. Es ſei noch der mitten in Umbrien gefundenen Inſchrift von Todi gedacht, deren keltiſcher Charakter durch eine in Novara, alſo auf altgalliſchem Gebiete, gefundene Inſchrift in gleichem Alphabet und mit einer merkwürdigen Uebereinſtimmung in einem Worte (dort karnitu, hier karnitus) dem Zweifel entrückt worden iſt, vgl. Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, S. 65 fg., Ebel, a. a. O. IV, S. 486.

B. Die iriſchen Sprachquellen.

Die älteſten Quellen ſind auch in Irland Inſchriften, nur daß ſie der reichen Literatur gegenüber zurücktreten. Es gibt zwei Arten derſelben, die älteſten ſind in Ogam geſchrieben, die andern, ausſchließlich chriſtlichen Urſprungs, in lateiniſcher Schrift. Ogam iſt der einheimiſche Name für die iriſchen Runen. Die Buchſtaben werden gebildet durch Striche in beſtimmter Zahl unter der Linie oder über der Linie oder die Linie durchkreuzend. Der Gebrauch des Ogam geht in vorhiſtoriſche Zeiten zurück, und wird oft in den Sagen erwähnt. Davon handelt O'Curry, Lectures on the Manuscript Materials, p. 463 fg. Eine Vorſtellung vom Ogam gibt O'Donovan in der Introduction zu ſeiner Irish Grammar, ferner H. d'Arbois de Jubainville, Études sur le Droit Celtique, p. 35 fg., eine ausführliche Darſtellung aber J. Rhys, Lectures on Welsh Philology, Lecture VI. Den alten Tractat über Ogam im Book of Ballymote (geſchrieben im Jahre 1391), den O'Curry a. a. O. S. 190 erwähnt, hat George Mouncey Atkinſon veröffentlicht, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland, July 1874, p. 202—236, mit Facſimiles. Einzelne Ogam-Inſchriften behandelte Stokes in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. V, S. 363 fg. (Zwei altceltiſche bilingues); ferner Sir Samuel Ferguſon und andere im Journ. R. Hist. and Arch. Ass., Oct. 1872, No. 12. Oct. 1873 (No. 16), Jan. 1879 (No. 37). Eine Sammlung von Ogaminſchriften gibt Sir Samuel Ferguſon, Transact. of the R. Ir. Acad., Vol. XXVII, IV (June 1881). Linguiſtiſch werthvoll ſind außer den Eigennamen als ſolchen die Genitive mit auslautendem i von Stämmen auf a, welche für das hohe Alter der Inſchriften zeugen, z. B. maqi für das maicc (filii) der altiriſchen Literaturſprache. Sie ſtehen in dieſer Beziehung mit den altgalliſchen Inſchriften auf einer Stufe. Ebenſo ſind die Namensformen auf -agni (Dalagni, Corbagni) die Vorgänger der iriſchen auf -áin (Ultáin, Gen. von Ultán). Die Namen ſelbſt haben zum Theil keinen Zuſammenhang mit bekannten iriſchen Namen, ja es kommen ſo auffallende Buchſtabenfolgen vor, daß man entweder vermuthen möchte, es müſſe anders geleſen werden, oder es ſei eins der Kunſtſtücke abſichtlich verdrehter Schreibung angewendet, von denen in dem oben erwähnten Tractat berichtet wird. Die Inſchriften in lateiniſcher Schrift ſind unter dem Titel Christian Inscriptions in the Irish Language, chiefly collected and drawn by George Petrie, in VIII Parts von Miß Stokes herausgegeben als die Annual Volumes der R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland für die Jahre 1870—1877. Die Sprachformen entſprechen zum Theil denen der altiriſchen Literatur. Einige lateiniſche Inſchriften, die ſich in dieſer Sammlung befinden, behandelt H. Gaidoz, Notice sur les Inscriptions Latines de l'Irlande, Paris 1878 [Extrait des Mélanges publiés par l'École des Hautes Études], vgl. Rev. Celt. III, 153.

Wenn nun auch die heidniſchen Gälen Irlands im Beſitze einer runenartigen Schrift geweſen ſind, ſo läßt ſich doch nicht wahrſcheinlich machen, daß ſie ſich derſelben zu eigentlich literariſchen Aufzeichnungen bedienten. Die einheimiſche Tradition der heidniſchen Dichter und Gelehrten war urſprünglich eine mündliche. Was Cäſar, De bell. Gall. VI, 13 und 14 über die galliſchen Druiden ſagt, das entſpricht vielfach dem, was wir mit weit mehr Einzelheiten in iriſchen Quellen über die iriſchen Druiden (drui, Pl. druid) und Gelehrten oder Dichter (file, Pl. filid) erfahren.[80]) Für uns beginnt die iriſche Literatur erſt mit den Aufzeichnungen in lateiniſcher Schrift, welche mit dem Chriſtenthume in Irland eingeführt worden iſt.[81]) Die Blüte der altchriſtlichen Kirche Irlands fällt in das 5. oder 6. bis 9. Jahrh., denn nach der einheimiſchen Tradition ſoll S. Patrick 432 nach Irland gekommen ſein, den allmählichen Verfall aber bezeichnen die Einfälle der Normannen, welche mit dem Ende des 8. Jahrh. beginnen.[82]) Die iriſchen Sagen enthalten Berichte über den Widerſtand der Druiden gegen die neue Religion, aber dieſer Widerſtand muß früh überwunden worden ſein. Jedenfalls finden wir in alten Berichten auch einen Anhalt dafür, daß die Kirche ihre beſten Kräfte aus den Kreiſen der einheimiſchen Gelehrten und Dichter bezog. Im Buche von Armagh, einem Manuſcript aus dem Anfange des 9. Jahrh., leſen wir, daß S. Patrick den in hohem Anſehen ſtehenden Gelehrten Dubthach bittet, ihm von ſeinen Schülern einen „als Material zu einem Biſchof“ zu geben, „einen edlen Mann aus gutem Geſchlecht, ohne Makel und ohne Flecken, deſſen Reichthum weder zu groß noch zu klein ſei, einen Mann von nur einer Frau, dem nur einmal ein Kind geboren iſt“. S. Patrick erhielt einen ſolchen und „er ſchor ihn und taufte ihn“. So begreift ſich die raſche Blüte der chriſtlichen Kirche in Irland und die große Gelehrſamkeit ihrer Kleriker: ſie hängt zuſammen mit der in Irland ungebrochenen national-keltiſchen Bildung.[83]) Schon vom

80) Vgl. jetzt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la littérature Celtique (Paris 1883). 81) Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateiniſchen Paläographie (2. Aufl., Leipzig 1872), S. 9 und S. 15 fg. Außer Weſtwood, Palaeographia sacra pictoria und andern von Wattenbach citirten Werken vgl. J. T. Gilbert, Facsimiles of the National Manuscripts of Ireland. Part. IV, 1, 1882. Die Iren bedienen ſich noch jetzt in Schrift und Druck für das Iriſche der alten Charaktere, wie wir ſie in den Manuſcripten finden, natürlich im Laufe der Zeit modificirt. 82) Vgl. Map of Ireland, illustrative of the invasions of the Northmen in the 9th century (von Miß Stokes, Dublin, Hodges, Foſter and Figgis, 104 Grafton-Str.). 83) Ueber

Digitized by Google

Ende des 6. Jahrh. an kamen die Schottenmönche als Miſſionare nach dem Continent[84]), und ſolchen wandernden Schottenmönchen des 8. und 9. Jahrh. verdanken wir die älteſten iriſchen Sprachquellen von einigem Umfang. Es ſind dies die berühmten Gloſſen zu lateiniſchen Texten in Manuſcripten aus dem 8. bis 10. Jahrh. n. Chr., von denen mehrere aus den Klöſtern Reichenau und Bobbio ſtammen. Die wichtigſten Gloſſenhandſchriften befinden ſich auf den Bibliotheken zu Mailand, Karlsruhe (3), St.-Gallen, Turin, Würzburg, und ihre Gloſſen bildeten die Grundlage der Grammatica Celtica. Inzwiſchen iſt jedenfalls der größte Theil des geſammten alten Gloſſenmaterials in Separatausgaben erſchienen. Zuerſt die von Zeuß ſelbſt noch nicht benutzten Turiner Gloſſen (Commentar zum Evang. des Marcus), herausgegeben von Wh. Stokes in den Goidelica (1. Ausg. 1866, 2. Ausg. 1872) und von Conſtantinus Nigra, Glossae Hib. Vet. Codicis Taurinensis, Lut. Par. 1869. In der Rev. Celt. II, p. 446 fg. bearbeitete Nigra die Berner Gloſſen. Beſonders werthvoll iſt Ascoli's Ausgabe des Mailänder Codex (Commentar des S. Hieronymus zu den Pſalmen): Il Codice Irlandese dell' Ambrosiana, in Vol. V des Archivio Glottologico Italiano, 1878, 1882 (noch nicht vollendet). Dazwiſchen erſchienen von demſelben Gelehrten in Vol. VI (1880) des Archivio als Anfang der Appendici zur Ausgabe des Mailänder Codex die Gloſſen im Codex des Priscian zu St.-Gallen: Le Chiose Irlandesi del Codice di San-Gallo. Eine Auswahl aus letztern Gloſſen hatte ſchon Nigra bearbeitet in einem Hefte Reliquie Celtiche, Turin 1872. Die Gloſſen des Würzburger Codex zu den Pauliniſchen Briefen, mit den Turiner Gloſſen, mit den Gloſſen eines Karlsruher Beda und eines Karlsruher Priscian und mit kleineren Gloſſencomplexen gab heraus H. Zimmer, Glossae Hibernicae, Berol. 1881.[85]) Eine Anzahl derſelben kleineren Gloſſencomplexe war ſchon zuvor in den Goidelica von Whitley Stokes gedruckt (2d ed. London 1872, vorher Goidilica, Calcutta 1866), zu denen auch Nigra Werthvolles beigetragen hatte. Die Gloſſen beſtehen zum Theil in längeren Sätzen, der Sanctgallner Codex enthält aber auch einige Verſe, der Mailänder Codex zwei längere Gedichte. Abgeſehen hiervon finden ſich altiriſche Gedichte zu älteſt in einem kleinen Miscellancodex des Kloſters St.-Paul in Kärnten aus dem Ende des 8. oder dem Anfange des 9. Jahrh. (vgl. Schuchardt, Rev. Celt. V, p. 395). Der iriſche Inhalt dieſes Manuſcripts iſt zuerſt vollſtändig in meinem Buche „Iriſche Texte" abgedruckt, nach mir von Zimmer in den Glossae Hibernicae. Ein Theil davon fand ſich ſchon in Stokes, Goidelica nach einer Abſchrift von Mone; A. Holder war es, der dieſes Manuſcript zum zweiten mal entdeckte. Eine Ueberſetzung des einen Gedichts von mir in der Rev. Celt. V, p. 128. In der Grammatica Celtica ſind noch einige andere zuſammenhängende Textſtücke aus Manuſcripten des Continents mitgetheilt: ein Bruchſtück einer Predigt aus einem Codex zu Cambray aus dem 8. Jahrh., Zauberformeln aus einem Sanctgaller Codex des 8. oder 9. Jahrh., endlich ein Gedicht, gleichfalls Zauberformel, aus einem Codex zu Kloſterneuburg bei Wien aus dem 11. Jahrh. Der letztere Text iſt von Stokes, Rev. Celt. II, p. 112 fg. behandelt, alle drei finden ſich in Zimmer's Glossae Hibernicae. Zu den älteſten Manuſcripten, welche Texte in iriſcher Sprache enthalten, gehört das „Book of Armagh" in Irland, aus dem Anfange des 9. Jahrh. Der iriſche Text deſſelben beſteht in Aufzeichnungen über St.-Patrick, die einem Tírechán zugeſchrieben werden, daher er Tírechán's Annotations genannt wird, mitgetheilt und überſetzt von Stokes in den Goidelica.[86])

Man nennt die Sprache, wie ſie uns in dieſen älteſten Manuſcripten entgegentritt, Altiriſch. Die große Maſſe der in Irland und England vorhandenen Manuſcripte ſtammt nicht aus ſo alter Zeit, und wenn auch die volksthümlichen Texte, die ſie enthalten, ihrem Urſprunge nach bis in die heidniſche Vorzeit zurückgehen, ſo liegen ſie uns doch in ſpäterer Aufzeichnung oder Abſchrift vor, in einer Form der Sprache, welche man Mitteliriſch nennt.[87]) Eine ſtrenge Scheidung iſt jedoch nicht möglich: einerſeits hängt das Mitteliriſche mit dem Altiriſchen zuſammen, andererſeits geht es allmählich in das Neuiriſche über. Während die altiriſchen Gloſſen getreu die Sprache ihrer Zeit wiedergeben[88]), enthalten die berühmten Dubliner Manuſcripte eine Literaturſprache, die nur zum Theil der Sprache ihrer Zeit entſpricht, zum Theil die Formen und Wörter der Vergangenheit feſtgehalten hat. Die Schreiber ſchrieben aus älteren Manuſcripten ab, oder zeichneten auf, was in mündlicher Tradition von alter Zeit her lebendig war. Auch wo ſie abſchrieben, konnte ihre auf mündlicher Tradition beruhende Kenntniß die Abſchrift beeinfluſſen. Die Texte waren einer fortwährenden Variation preisgegeben, denn jede Zeit betrachtete ſie als ihr Eigenthum, aber andererſeits läßt ſich auch nirgends die bewußte Abſicht beobachten, überall das Neue an Stelle des Alten zu ſetzen. Ueber die handſchriftliche Literatur Irlands handelt das ſehr lehrreiche Werk von Eugen O'Curry: Lectures on the Manuscript Materials of Ancient Irish History, Dublin 1861. O'Curry ſtammte aus dem Volke und hatte keine gelehrte Bildung; aber in jahrelangem Studium hatte er ſich in die

die Schulen in Irland im 6., 7. und 8. Jahrh. vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction etc. p. 366 fg.

84) Vgl. Fr. Looſs. De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia (Lips. 1882), p. 91. 85) Dazu wichtige Berichtigungen von Whitley Stokes, Lit. Centralbl. 1883, Nr. 48.

86) Die auf St.-Patrick bezüglichen Theile des Book of Armagh werden neu herausgegeben von Hogan in den Analecta Bollandiana, Vol. I und II, 1882—83. 87) Ueber dieſen Sprachunterſchied hat Whitley Stokes mehrfach in den Einleitungen zu ſeinen Publicationen gehandelt, namentlich in der zu den Three Middle-Irish Homilies (Calcutta 1877). 88) In einigen Manuſcripten ſind die Gloſſen allerdings nicht original, ſondern aus einer älteren Quelle abgeſchrieben, ſo die mailänder Gloſſen, nach Ascoli, Note Irlandesi (Milano 1883).

Digitized by Google

Manuſcripte zu Dublin vertieft, und die Sagen und Legenden von Erin kannte er wie ein ollam der alten Zeiten. In der Geſchichte der Keltologie iſt ſeine in alten Anſchauungen wurzelnde, aber in ihrer Art ausgezeichnete Perſönlichkeit von hoher Bedeutung. Die Frucht einer mehrwöchentlichen Reiſe nach den wichtigſten Bibliotheken Irlands und Englands iſt H. d'Arbois de Jubainville's Essai d'un Catalogue de la Littérature Épique de l'Irlande, Paris 1883.[89]) Die größten Sammlungen von iriſchen Manuſcripten finden ſich in den Bibliotheken des Trinity College und der Royal Irish Academy zu Dublin, und im British Museum zu London. Dazu kommen noch die Sammlungen im Kloſter der Franciscaner zu Dublin, Merchants' Quay, in der Bodlejana zu Oxford, in der Advocates' Library zu Edinburgh, und die im Privatbeſitz. Eine berühmte Privatſammlung ſind die Stowe Manuscripts, früher dem Herzog von Buckingham gehörig, zuletzt dem Lord Aſhburnham, jetzt aber von der engliſchen Regierung angekauft, die ſie der Royal Irish Academy zu Dublin zugewieſen hat. Nach einer Berechnung O'Curry's würden fünf der älteſten Vellum-Manuſcripte gedruckt 9400 Seiten in 4. geben, andere Vellum-Manuſcripte vom Jahre 1300 bis ins 16. Jahrh. taxirt er auf weitere 9000 Seiten, die Maſſe der Papierhandſchriften aber, die beſonders zahlreich aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrh. ſtammen, auf 30,000 Seiten! Glücklicherweiſe wiederholt ſich mancher Text und iſt es nicht nöthig, alles zu drucken. H. d'Arbois de Jubainville kennt theils aus Katalog-Angaben, theils aus eigener Anſchauung 953 iriſche Manuſcripte in Irland und England, 56 auf dem Continent, und von dieſen ſind nach ſeinen Angaben in Irland und England 133, auf dem Continent 35 vor dem Jahre 1600 geſchrieben. Aber dieſe Zahlen bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die zweite Hälfte des 9., das 10. und das 11. Jahrh. ſind nur ſpärlich durch Manuſcripte vertreten. Die Reihe der großen in Irland und England erhaltenen Manuſcripte beginnt erſt ungefähr mit dem Jahre 1100. Aber wir ſind wenigſtens über die Namen von einſt vorhandenen älteren Manuſcripten unterrichtet, von denen die erhaltenen zum Theil abgeſchrieben ſind. Ueber dieſe verlorenen Manuſcripte handelt O'Curry in den erwähnten Lectures. Die räuberiſchen Normannen hatten es namentlich auf Plünderung und Verwüſtung der Klöſter abgeſehen, und auf dieſe Weiſe wird manches alte Manuſcript zu Grunde gegangen ſein. Wenn wir freilich bedenken, daß die Tradition der einheimiſchen Dichter und Gelehrten eine mündliche war, ſo iſt es die Frage, ob die Zahl der alten Manuſcripte, wenigſtens derer, welche die alten Sagen, Gedichte und das Recht enthielten, eine ſehr große geweſen iſt. Die Schreiber der älteſten Manuſcripte waren Mönche, dem nationalen Sinne derſelben iſt es zu danken, daß einige derſelben; auch die vorchriſtlichen Traditionen ihres Volks der Nachwelt in früher Aufzeichnung erhalten haben. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung iſt, daß in einer Verſammlung der Gelehrten und Dichter Irlands im 6. Jahrh. St. Ciaran von Clonmacnois, ein Kleriker, es geweſen ſein ſoll, der die Geſchichte des Táin (des Rinderraubs von Cúalnge) niederſchrieb, und zwar in ein Buch von der Haut ſeiner Lieblingskuh.[90]) Daß die Schreiber die Texte nicht immer erſt aus ihrer Vorlage kennen lernten, ſondern daß ſie ihnen gewiß oft ſchon längſt bekannt waren, geht unter anderm auch daraus hervor, daß die der Proſaerzählung eingefügten Gedichte bisweilen nicht ausgeſchrieben, ſondern nur mit den Anfangsworten citirt ſind.[91])

Dem 9. oder 10. Jahrh. wurde früher zugeſchrieben das Liber Hymnorum, Trin. Coll. Dublin, aber nach Stokes iſt es wahrſcheinlich nicht früher als Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrh. geſchrieben. Stokes hat den iriſchen Inhalt desſelben in den Goidelica veröffentlicht; ein Haupttheil, die berühmten iriſchen Hymnen, findet ſich auch in meinen Iriſchen Texten. Ungefähr derſelben Zeit gehört nach Stokes das Iriſch des Stowe Missal an, herausgegeben von Stokes: The Irish Passages in the Stowe Missal, with some Notes on the Orleans Glosses [Fifty copies privately printed], Calcutta 1881, neu gedruckt in Kuhn's Ztſchr. XXVI, p. 497 fg. In die 1. Hälfte des 12. Jahrh. fällt der Codex Maelbrigte im British Museum, Harlejan 1802, eine Evangelienhandſchrift, die einige iriſche Gedichte enthält: Description of the Codex Maelbrighte, by Rev. William Reeves, Dublin 1851. Aus derſelben Zeit ſtammt auch der Liber Hymnorum in der Bibliothek der Franciscaner. Ungefähr mit dem Jahre 1100 ſetzt die Reihe der großen Miscellanhandſchriften ein, beſonders werthvoll durch die alten Sagen, die ihrem Inhalte nach ohne Zweifel bis in die vorchriſtliche Zeit zurückgehen.[92]) Einige dieſer Manuſcripte ſind in neuerer Zeit von der Royal Irish Academy in Facſimile veröffentlicht worden. Die bekannteſten ſind:

Das Lebor na h-Uidre (über den Namen ſ. oben), R. Ir. Ac. Dubl., 67 Blatt, geſchrieben um 1100 n. Chr.; unter der modernen Namensform Leabhar na h-Uidhri mit einer von O'Curry herrührenden Inhaltsangabe in Facſimile herausgegeben, Dublin 1870.

Das Buch von Leinster, Trin. Coll. Dubl., 205 Blatt, die aber nicht ſämmtlich zum alten Beſtand ge-

89) Dieſes Buch kam in meine Hände, als dieſer Artikel ſchon geſchrieben war, ich habe aber aus demſelben noch manche Notiz nachträglich hinzugefügt.

90) O'Curry, Ms. Mat. p. 30. Das Buch erhielt davon den Namen Lebar na h-Uidre (modern: Leabhar na h-Uidhri), d. i. das Buch der dunkelgrauen (Kuh). Dies iſt noch jetzt der Name der alten Handſchrift, die einen großen Theil des Inhalts jener alten verlorenen in Abſchrift enthält. 91) So z. B. das Gedicht Tucad turbaid chotulta der Scél mucci Mic Dáthó genannten Geſchichte (Ir. Texte p. 97) in dem Manuſcript Rawl. B. 512 der Bodlejana. 92) Vgl. meinen Vortrag: Ueber die iriſche Sage und die Oſſianfrage, Verhandl. der Philologenverſ. zu Gera. Ins Franzöſiſche überſetzt Rev. Celt. V, p. 70—93.

Digitized by Google

hören, mit einer lehrreichen Einleitung und Inhaltsangabe von R. Atkinſon in Facſimile herausgegeben, Dublin 1880.

Das Leabhar Buidhe Lecain[93]), das Gelbe Buch von Lecan, H. 2, 16. Trin. Coll. Dubl., gegen 250 Blatt, der älteſte Theil vom Jahre 1390, vgl. O'Curry, On the Ms. Mat. p. 188.

Ein anderes Buch von Lecan, R. Ir. Ac. Dubl., gegen 300 Blatt, geſchrieben im Jahre 1416, vgl. O'Curry, a. a. O., p. 192.

Das Buch von Ballymote, gleichfalls einem Orte in der Grafſchaft Sligo, R. Ir. Ac. Dubl., 251 Blatt, zum Theil geſchrieben im Jahre 1391, vgl. O'Curry a. a. O., p. 188.

Das Leabhar Breac („the Speckled Book"), die bedeutendſte Handſchrift kirchlichen Inhalts, 140 Blatt, noch vor dem Jahre 1411 aus verſchiedenen Manuſcripten abgeſchrieben, längere Zeit in Dún Doigre (in der Nähe von Athlone) aufbewahrt und daher auch Leabhar Mór Dúna Doighre genannt, jetzt R. Ir. Ac. Dubl., in Facſimile herausgegeben in zwei Theilen, Dublin 1872 und 1876.

Das Buch von Lismore, ſo genannt nach dem Schloſſe Lismore in der Grafſchaft Waterford, aus dem 15. Jahrh., verſchiedene Stücke ſind entwendet worden, ein Fragment von 131 Blatt abgeſchrieben von O'Curry für die R. Ir. Ac. zu Dublin, vgl. O'Curry a. a. O., S. 196 fg., eine zweite Abſchrift von O'Longan.

Dies ſind bisher die bekannteſten Namen geweſen, aber es gibt noch viele andere „Vellum Manuscripts", die ungefähr aus denſelben oder wenig ſpäteren Zeiten ſtammen.

Was nun den Inhalt aller dieſer Manuſcripte anlangt, ſo iſt es jetzt noch nicht möglich, eine Literaturgeſchichte zu geben. Die wirklichen oder angeblichen Verfaſſer mancher kirchlichen Texte und ſpäterer Werke ſind bekannt und der Zeit nach beſtimmbar, auch kennen wir die Namen berühmter Gelehrten und Dichter der alten Zeit, aber wir haben deren Werke nicht oder wiſſen es wenigſtens nicht, wenn wir ſie haben.[94]) Gerade die ſachlich intereſſanteſten Texte, die Sagen, ſind ohne Namen eines Autors überliefert, wenn auch die ihnen eingelegten Verſe oft genug durch die Worte eingeleitet werden: „daher ſagt der Dichter." Die Zahl der **Gelehrten** und **Dichter** (file, Pl. filid) iſt zu Zeiten drückend groß geweſen. Im 6. Jahrh. ſollten ſie aus dieſem Grunde verbannt werden, und nur die Fürſprache Columcille's rettete ſie vor dieſem Schickſal, wie in der Vorrede zum Amra Choluimb Chille, befindlich im Leabhar na h-Uidhri und im Liber Hymnorum, berichtet wird, vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 218. Sie hatten eine beſtimmte Rangordnung, genoſſen viele Vorrechte und ſtanden in hohem Anſehen. Der höchſte Rang und Titel war der eines ollam (zu ſprechen olläv), Gen. ollaman. In ihrer Eigenſchaft als Hiſtoriker, Antiquare und Erzähler hießen ſie senchaide, modern seanchaidhe (zu ſprechen „shánachie"). Mit der Macht und dem Glanze der einheimiſchen Könige ſind auch ſie allmählich zurückgetreten und verſchwunden. Doch hat es bis in die neuere Zeit herein einzelne Familien gegeben, in denen die Pflege der einheimiſchen Literatur erblich geweſen iſt. Eine der bekannteſten war die der Mac Firbis in Connacht: Angehörige derſelben waren es, welche die beiden Bücher von Lecan compilirten, und den letzten derſelben, Dubhaltach Mac Firbhisigh, der im Jahre 1670 ermordet wurde, nennt O'Curry, Ms. Mat. p. 122, „the last of the regularly educated and most accomplished masters of the history, antiquities, and laws and language of ancient Erinn". Ebenſo gab es Schreiberfamilien, z. B. die der O'Longan, welcher der Schreiber angehörte, auf deſſen getreuer Nachbildung die Facſimiles des Leabhar na h-Uidhre und des Leabhar Breac beruhen. Nach O'Curry (ſ. die Indices zu ſeinen Lectures) hat am eingehendſten über die file gehandelt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique, p. 241—390. Unter den alten Gedichten gibt es nur wenige, die einen höheren Schwung haben.[95]) Der Versbau beruht hauptſächlich auf der beſtimmten Zahl der Silben und auf dem Reim, ſowol Endreim als auch Binnenreim. Die Alliteration kommt dazu, kann aber auch fehlen. Der gewöhnlichſte Vers, in mancher Hinſicht dem indiſchen Çloka vergleichbar, iſt die rann genannte Strophe von zwei Langzeilen, von denen jede aus zweimal ſieben Silben beſteht. Vgl. außer Gramm. Celt.[2] p. 934 fg. und O'Donovan's Irish Grammar p. 412 fg., auch meine Iriſchen Texte, p. 155 fg., beſonders aber Stokes, Félire, Preface, p. 12 (=Rev. Celt. V, p. 352—356), woſelbſt dieſer das aus viermal ſechs Silben beſtehende Metrum, in welchem der Félire abgefaßt iſt, eingehender behandelt hat. Einen complicirteren Strophenbau, in dem ſich Strophe und Antiſtrophe genau entſprechen, aber ohne Reim, nur mit Silbenzählung, habe ich Rev. Celt. V, p. 389 und 478 nachgewieſen. Sehr merkwürdig iſt ein längeres Gedicht des Táin bó Cúalnge im Buche von Leinſter (circa 1150), gedruckt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs, III, p. 414 fg.: die Strophe beſteht aus zwei Theilen zu je vier kurzen Zeilen, die drei erſten derſelben haben 6 Silben, die vierte immer nur 5, der

93) Lecan Mic Fhirbhisigh iſt ein Ort in Sligo.

94) Stokes, Rev. Celt. V, p. 345 weiſt mit Recht darauf hin, daß ſpätere Werke berühmten Namen der älteren Zeit zugeſchrieben worden ſind, wahrſcheinlich „by the pious fraud of the real author or his successors".

95) Eine Sammlung von iriſchen Liedern und Gedichten, Texte mit metriſcher Ueberſetzung, aus ſehr verſchiedenen Quellen iſt James Hardiman, Irish Minstrelsy, 2 Vols. — Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit zwei Werke, welche die iriſchen Volkslieder und die volksthümliche iriſche Muſik betreffen: G. Petrie, The Petrie Collection of the Ancient Music of Ireland, Vol. I (Dublin 1855); Ancient Music of Ireland from the Petrie Collection, arranged for the Pianoforte by F. Hoffmann (Dublin 1877).

Digitized by Google

Reim aber ergibt das Schema a a a b c c c b. Hier wird wol Einfluß der romaniſchen Verskunſt vorliegen, wenigſtens iſt dieſe Versform ungewöhnlich im Iriſchen, während ſie im Altfranzöſiſchen vorhanden und leicht mit andern Versformen zu vermitteln iſt. Umgekehrt hat K. Bartſch es wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß gewiſſe Versformen des Altfranzöſiſchen iriſchen Urſprungs ſeien. H. d'Arbois de Jubainville und G. Paris haben ihm widerſprochen (Romania IX, p. 177—191). Was den Urſprung der iriſchen Verskunſt anlangt, ſo betrachtet ſie erſterer als eine „création originale“ (Romania VIII, p. 153), während letzterer die Möglichkeit lateiniſchen Urſprungs nicht für ausgeſchloſſen hält (a. a. O., VIII, p. 154, Not. 3). Allgemein anerkannte Thatſache iſt zunächſt nur, daß die Verskunſt in Irland in ganz eigenthümlicher Weiſe mit vielen Feinheiten ausgebildet und ſorgfältig gepflegt worden iſt. Bei der näheren Unterſuchung ſind hier auch die von Iren herrührenden lateiniſchen Gedichte zu beachten, vgl. A. Ebert, Allgem. Geſch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 324 fg. Auf die Nachahmung iriſcher Versmaße im Altnordiſchen hat Edzardi (Paul u. Braune's Beiträge, 1878 S. 583) aufmerkſam gemacht.

Die alten Sagen ſind in ſchlichter Proſa erzählt. Große epiſche Gedichte aus alter Zeit gibt es nicht, wohl aber ſind der Proſaerzählung einzelne Gedichte eingelegt. Sehr wichtig für die Vorgeſchichte des Epos iſt, daß dieſe Gedichte Monologe oder Dialoge ſind, welche den Perſonen der Sage in den Mund gelegt werden. Mit den Reden hat alſo die eigentliche Kunſt des Dichters begonnen. Vgl. meine Iriſchen Texte, S. 62 fg., und den oben Anm. 92 erwähnten Vortrag. Proſa mit eingelegten Gedichten iſt auch der Charakter der ſkandinaviſchen Sagas, worauf ſchon Todd (Cogadh Gaedhel re Gallaibh, p. XXVIII) aufmerkſam gemacht hat. Dieſelbe Erſcheinung in der brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Literatur hat Oldenberg („Das altindiſche Âkhyâna, Ztſchr. d. D. Morgenl. Geſellſch. XXXVII, S. 54 fg.) weiter verfolgt. Daneben gibt es Gedichte, welche, oft ſehr trocken und kurz, den Inhalt einer Sage zuſammenfaſſen. Sie ſetzen Kenntniß derſelben voraus, und ſind ohne dieſe Kenntniß kaum verſtändlich. Dieſen Charakter haben auch einige der altiriſchen Hymnen, namentlich der auf S. Brigit, ferner der unter dem Namen Félire des Oengus bekannte Heiligenkalender. Viele Anſpielungen würden hier ohne die reichlich vorhandenen Gloſſen nicht verſtändlich ſein. Oft aber haben ſich die Dichter und Gelehrten Irlands gefliſſentlich dunkel ausgedrückt, ſo in dem Amra Choluimb Chille, einem kaum verſtändlichen Panegyricus auf Columba. Die kurzen Sätze dieſes Textes erinnern an die Sûtras der Brahmanen, und bedürfen wie dieſe einen Commentar, in dem uns nicht ſelten die Wahl zwiſchen verſchiedenen Erklärungen überlaſſen wird. Noch näher aber ſtehen den Sûtras der Brahmanen die kurzen und zum Theil ſehr dunkeln Sätze der Rechtsquellen. Manche beſtehen nur aus Stichwörtern, oder nennen nur die Materie, ohne etwas über dieſelbe auszuſagen. Wahrſcheinlich iſt vielfach nur die Form der Rechtsſätze aufgezeichnet, in der ſie citirt zu werden pflegten. Die germaniſche Lex Salica iſt ähnlich abgefaßt. Offenbar wünſchten die alten Richter Irlands die genauere Kenntniß des Rechts für ſich zu behalten, aber als einſt zwei ausgezeichnete Gelehrte vor König Conchobar von Ulſter (vor S.-Patrick's Zeit) miteinander in ſo dunkler Rede disputirten, daß man ſie nicht verſtehen konnte, hob der König das Privilegium der alleinigen Interpretation des Rechts, das die Dichter und Gelehrten bis dahin gehabt hatten, auf, und gab das Studium des Rechts frei. So nach einer alten Tradition, die O'Curry, Ms. Mat., p. 384, erwähnt. Eine andere eigenthümliche Kunſt der alten Dichter und Gelehrten war die Satire, der in alten Texten geradezu zauberiſche Kraft beigelegt wird. Vgl. z. B. die Geſchichte von Nede mac Adnai bei Stokes, Three Irish Glossaries p. XXXVI fg. In der Satire haben ſich gleichſam die Zaubereien der Druiden fortgeſetzt, die im allgemeinen von St.-Patrick verboten wurden.

Die iriſche Literatur iſt ungemein reichhaltig, und ſtammt ihrem Inhalte nach aus ſehr verſchiedenen Zeiten. Das älteſte ſind die Sagen der vorchriſtlichen Zeit. Anfangs von Generation zu Generation mündlich fortgepflanzt und noch jetzt zum Theil im Munde des Gäliſch redenden Volkes lebendig, ſind ſie dann etwa vom 6. Jahrh. n. Chr. an auch ſchriftlich aufgezeichnet worden, aber es wird kaum möglich ſein, für irgendeinen Text die Zeit der erſten Aufzeichnung mit Sicherheit feſtzuſtellen.[96]) Von ihrer Umgeſtaltung von Abſchrift zu Abſchrift war ſchon oben die Rede. In dieſen Sagen kann man am beſten die geiſtige oder poetiſche Eigenart der Iren erkennen: eine lebhafte Phantaſie, die leicht in das Reich der Fabel ſteigt, in der Erzählung manchmal ſpringend, aber mit maleriſcher Anſchaulichkeit in der Schilderung des Einzelnen. In demſelben Stile haben ſich die Iren auch die fremden Stoffe aſſimilirt, wie man z. B. an der iriſchen Verſion der Alexanderſage, der troiſchen Sage, und auch an der iriſchen Paſſionsgeſchichte im Leabhar Breac beobachten kann. Die drei in Facſimile veröffentlichten Handſchriften Leabhar na h-Uidhri, Buch von Leinſter und Leabhar Breac geben ein unmittelbares Bild von der Mannichfaltigkeit der altiriſchen Literatur; jedem derſelben iſt eine Einleitung mit Inhaltsangabe vorangeſtellt, am bedeutendſten iſt die von Profeſſor R. Atkinſon zum Buch von Leinſter. Mein Buch „Iriſche Texte mit Wörterbuch“ (Leipzig 1880), ermöglicht dem Philologen eine ſelbſtändige Kenntnißnahme von verſchiedenen intereſſanten Texten, die zum Theil jenen Handſchriften entnommen ſind.[97]) Schon O'Curry hat Ms. Mat. p. 584 nach einer bekannten Stelle des Buchs von Leinſter ein Verzeichniß der altiriſchen Sagen gegeben, wie ſie ihrem Inhalte entſprechend von den file ſelbſt in folgende Gruppen eingetheilt worden ſind: togla, Sg. togal und togail, Zerſtörungen; tána, Sg. táin,

96) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Études sur le droit Celtique, p. 20. 97) Vgl. die Kritik von Whitley Stokes, Rev. Celt. V, 230 fg.

Digitized by Google

Raubzüge (beſonders um Rinder wegzutreiben); tochmarca Werbungen; catha Schlachten; úatha, Sg. úath Höhle; imrama Seefahrten; oitte, Sg. aided der Tod (eines Helden); fessa Feſte; forbossa Belagerungen; echtrai Abenteuer; aitheda, Sg. aithed Entlaufen (elopement); airgne, Sg. orgun Schlagen, Verwüſtung; tomadmanna, Sg. tomaidm das Ausbrechen (eines Sees); slúagid Expeditionen; tochomlada Einwanderungen. Es werden an der betreffenden Stelle 187 Titel von Einzelſagen genannt. Viele derſelben ſind unbekannt, aber ein ollam der alten Zeit mußte noch viel mehr kennen, nämlich ſiebenmal funfzig Geſchichten (scéla), und zwar fünfmal funfzig Haupt- und zweimal funfzig Nebengeſchichten! In H. d'Arbois de J.'s Catalogue (ſ. oben S. 148) iſt für viele derſelben angegeben, in welchen Manuſcripten ſie ſich finden.

Aus der Maſſe dieſer Sagen heben ſich zwei Hauptſagenkreiſe heraus, ein älterer und ein jüngerer. Jener ſoll ſeine Wirklichkeit um den Anfang unſerer Zeitrechnung, dieſer im 3. Jahrh. n. Chr. gehabt haben. Jener erinnert durch ſeinen heroiſchen Charakter an die Ilias, dieſer mehr an die Odyſſee. Beide Sagenkreiſe ſind culturhiſtoriſch von höchſtem Intereſſe, und dieſe Schilderung von Sitten und Gebräuchen wird von Werth bleiben, auch wenn es zum Theil Mythen ſein ſollten, die in Sage und Geſchichte umgeſetzt worden ſind.[98]) Das gilt namentlich von dem älteren Sagenkreiſe, der in den älteſten Manuſcripten durch viele ſchöne Texte vertreten iſt. Der jüngere Sagenkreis trägt in ſeinen älteſten Texten wenig Phantaſtiſches an ſich, er hat ſicher einen hiſtoriſchen Kern, aber im Laufe der Zeit hat ſich vorwiegend ihm die dichtende Theilnahme des Volkes zugewendet und ihn in märchenhafter Weiſe ausgeſchmückt, zum Theil im Anſchluß an den älteren Sagenkreis.[99])

In dem älteren Sagenkreiſe treten beſonders die beiden Landſchaften Ulſter und Connacht hervor, und zwar erfahren wir mehr von den Helden von Ulſter als von denen von Connacht. In Ulſter iſt Conchobar König (der iriſche Agamemnon), ihm zur Seite ſtehen die Helden Cúchulinn (der iriſche Achill), Conall Cernach, Lóegaire Búadach, Fergus (der iriſche Odyſſeus), der Druide Cathba, der Richter Sencha u. a. m. In Connacht herrſchen Ailill und Medb. Ailill wird ſelten allein genannt, gewöhnlich heißt es Ailill und Medb, denn die kluge und thatkräftige Königin iſt die eigentliche Herrſcherin. Der Haupttext dieſes Sagenkreiſes, die Ilias der Iren, iſt der Táin bó Cúalnge (das Forttreiben der Rinder von Cúalnge), deſſen Veranlaſſung Medb's Verlangen nach einem prächtigen Stier iſt, den ſie im guten nicht erlangen konnte. In der Ilias ein ſchönes Weib, hier ein prächtiger Stier die Veranlaſſung zu einer blutigen Hauptaction! Raubzüge, deren Hauptzweck war, ſich der Heerden des Nachbarn zu bemächtigen, ſind nicht auf Irland beſchränkt, ſondern laſſen ſich ebenſo auf den entſprechenden Culturſtufen für die Inder, die Griechen, die Römer u. a. m. nachweiſen (man denke an das ἄγειν καὶ φέρειν der Griechen, das agere der Römer), aber nur in Irland haben ſie den Stoff zu einer beſondern Literaturgattung abgegeben. Am längſten ſcheint ſich dieſe böſe Sitte bei den Gälen Schottlands erhalten zu haben, wie man aus zwei Romanen Walter Scott's, Waverley, im 18. Jahrh. —, und The Fair Maid of Perth, im 14. Jahrh. ſpielend, erſehen kann. Die Bewohner der ſchottiſchen Lowlands nannten es Diebſtahl, bei den Hochländern galten ſolche Expeditionen aber nicht als ſchimpflich.[1]) Der Táin bó Cúalnge iſt noch nicht herausgegeben, er findet ſich, abgeſehen von ſpäteren Manuſcripten, faſt vollſtändig im Buche von Leinſter, zum großen Theil auch im Gelben Buch von Lecan und im Leabhar na h-Uidhri. Ueber den Anfang habe ich berichtet in dem Anm. 92 citirten Vortrage; ein Stück Text mit engliſcher Ueberſetzung findet ſich, von Sullivan mitgetheilt, im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs of the Ancient Irish. Nächſt dem Táin iſt der wichtigſte Text dieſes Sagenkreiſes das Feſt des Bricriu (Fled Bricrend), veröffentlicht in meinen Iriſchen Texten. Von andern hierher gehörigen Texten ſind bearbeitet Coimpert Conculaind (die Empfängniß Cuchulinn's), Serglige Conculaind (das Krankenlager C.'s), Longes Mac n-Usnig (die Verbannung der Mic Usnig), Scél mucci Mic Dáthó (die Geſchichte vom Schwein des Mac Dáthó) in meinen Iriſchen Texten, woſelbſt auch auf einige frühere Publicationen verwieſen iſt, ferner Aided Conchobair (der Tod Conchobar's) mit Ueberſetzung in O'Curry's Manuscript Materials, p. 637, Cuchulinn's Death, abridged from the Book of Leinster, mit Ueberſetzung von Stokes, Rev. Celt. III, p. 175 fg., Siabarcharpat Conculaind (die Erſcheinung des Cuchulinn auf ſeinem Schlachtwagen) mit Ueberſetzung von O'Beirne Crowe, Journal of the R. Hist. and Arch. Assoc. 1871, p. 371 fg. Die Mesca Ulad, or Intoxication of the Ultonians wird von W. M. Henneſſy in den Proceedings der R. Ir. Academy aus dem Buche von Leinſter herausgegeben. Eine Reihe von Sagen iſt in eine Beziehung zum Táin bó Cúalnge geſetzt worden, zum Theil als Vor-

98) Eine Vorſtellung vom Inhalte der alten Sagen gibt: P. W. Joyce, Old Celtic Romances, translated from the Gaelic (London 1880); Standiſh O'Grady (verſchieden von Standiſh Hayes O'Grady), History of Ireland, The Heroic Period. Vol. I (London 1878). Durch ſeine poetiſche Schönheit zeichnet ſich aus das jetzt ſeltene Buch von S. Ferguſon, Lays of the Western Gael (London 1865); Congal (Dublin und London 1872), vgl. Rev. Celt. III, 482). 99) Vgl. die ſehr leſenswerthe Abhandlung von W. M. Henneſſy über Clerk's Poems of Ossian, in der Academy vom 1. und vom 15. Aug. 1871.

1) Ueber die Etymologie von táin, Pl. tána, vgl. das Wörterbuch zu meinen „Iriſchen Texten“. Es iſt ein Compoſitum entſtanden aus do-áin und gehört zu do-agim, zuſammengezogen tagim, ich treibe fort, mit Verluſt des g vor dem Naſal wie lat. examen. Das Suffix wie in ir. búain Ernten, Ernte, zu bongim ich breche, ernte (ſkr. bhañj), alſo Grundformen *agni (verwandt mit ἄγειν), bongni. In Curtius' Grundzügen [4] p. 742 ſtellte ich táin irrthümlich zu ir. táid Dieb, ſkr. tâyu Dieb, gr. τητάω.

Digitized by Google

geſchichten (remscéla). Zu dieſen gehört der Táin bó Fróich (der Raub der Rinder des Froech), herausgegeben und überſetzt von O'Beirne Crowe, Proceedings of the R. Ir. Acad. Irish Ms. Series, Vol. I. Part I. (1870).

Den zweiten Hauptſagenkreis nennt man mit Anlehnung an einen bekannten Namen den oſſianiſchen, obwol in den älteren Sagen nicht Oſſian (iriſch Ossín), ſondern ſein Vater Finn mac Cumaill die Hauptperſon iſt. Die älteſten Sagen haben hier unverkennbar hiſtoriſchen Hintergrund. Sie beziehen ſich auf eine letzte vorchriſtliche Glanzzeit. Das Volk hat ſpäter an dieſen Sagen, weil ſie ſpäteren Verhältniſſen näher lagen, mehr Intereſſe genommen, als an den älteren, ſodaß wir mannichfaltige Weiterbildung und Umbildung wahrnehmen können. Ich verweiſe hier auf meine Erörterung in den „Iriſchen Texten" S. 146—157. Eine charakteriſtiſche Erſcheinung dieſes Sagenkreiſes ſind die fiann (f., Plur. fianna) genannten Kriegerſcharen, die dem Oberkönige (ardrí) von Irland, der in Tara (ir. Temair, Gen. Temrach) ſeinen Sitz hatte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Abwehr äußerer Feinde zur Seite ſtanden. In welchem Verhältniß dieſes Wort zu fian Held, und féne[2]), einem alten Namen für die Bevölkerung Irlands (ſ. Ir. Texte, Wtb.), ſteht, iſt nicht ſicher erkannt, aber der Name Fenier, engliſch Fenian, hängt zunächſt mit féne zuſammen. Einer der älteſten Texte führt den Titel Fotha Catha Cnucha (die Veranlaſſung der Schlacht von Cnucha), überſetzt von Henneſſy, Rev. Celt. II, auch mitgetheilt in den Leſeſtücken meiner „Kurzgefaßten Iriſchen Grammatik". Die Transactions of the Ossianic Society, Vol. I—VI, Dublin 1854—1861, enthalten eine Anzahl oſſianiſcher Sagen, Text mit Ueberſetzung, aber die meiſten ſind modernen Handſchriften entnommen. Eine Ausnahme macht u. a. in Vol. IV der Bericht über die Thaten Finn's als Knabe (Macgnimartha Finn), der einem ähnlichen Berichte über des kleinen Cuchulinn's Thaten nachgebildet iſt, ſich in einem Manuſcr. des 15. Jahrh. findet, und neuerdings genauer von Kuno Meyer, Rev. Celt. V. p. 195—204 herausgegeben worden iſt. Einer der intereſſanteſten Texte, The Pursuit after Diarmuid O'Duibhne and Grainne, iſt von Standiſh Hayes O'Grady herausgegeben, transact. Oss. Soc. Vol. III. (1857), und vor Kurzem neugedruckt worden, mit Specialwörterbuch, Dublin (bei Gill) 1881. Hierher gehört auch O'Curry, Cath Muighe Lena, The Battle of Magh Lena, in den Publicationen der Celtic Society, Dublin 1855. Der wichtigſte Text dieſes Sagenkreiſes iſt aber der „Agallamh na Seanorach, or Dialogue of the Ancient Men" (altir. accaldam Geſpräch), vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 307 fg. Dieſer Text, Proſa mit eingelegten Gedichten, enthält eine Zuſammenfaſſung vieler einzelner Sagen, und verdient ſehr eine baldige Veröffentlichung. Wie Oſſian, der Sohn Finn's, mit St. Patrick zuſammengebracht, und allmählich zum Sänger und Dichter geworden iſt, wird unten S. 158 fg. dargelegt, wo wir vom ſchottiſchen Gäliſch handeln.

Aber es gibt außer den genannten Cyklen noch Sagen, die ſich auf Zeiten beziehen, für die noch das Jahr nach Erſchaffung der Welt angegeben wird, und andererſeits Sagen, die ſich auf hiſtoriſche Zeiten beziehen. Einen Anhalt zu einer gewiſſen Ordnung bietet die Reihenfolge der Oberkönige von Irland, die freilich trotz der genealogiſchen Traditionen der Iren in ihren erſten Theilen nicht ernſt genommen werden darf. Wie übel es mit der Sagenchronologie ſteht, geht z. B. daraus hervor, daß Conaire Mór, der 108. Oberkönig von Irland, zu deſſen Zeit Conchobar, Cuchulinn, Ailill und Medb gelebt haben ſollen, doch in den eigentlichen Cuchulinnſagen kaum erwähnt wird. Sein Name iſt eng verbunden mit einem der bedeutendſten Texte Togail Bruidne Dá Derga (Zerſtörung des Bruden Dá Derga genannten Hospiz durch verbannte Aufrührer), deſſen Publication W. M. Henneſſy ſchon ſeit längerer Zeit verſprochen hat. Zur Zeit von Eochaid Airem, dem 105. König von Irland, der Anno Mundi 3934 zur Regierung kam, ſpielt die Sage Tochmarc Étaine (das Werben um Etain), publicirt in meinen „Iriſchen Texten". Cond Cétchathach (der Hundertſchlachtige), der 121. König von Irland, circa 177 n. Chr., war der Vater des Condla Cáem, der in der Sage Echtra Condla Cháim (das Abenteuer des Condla Caem) von einer Fee entführt wird, die Sage mitgetheilt in den Leſeſtücken meiner „Kurzgefaßten Iriſchen Grammatik" (vor mir ſchon mit engliſcher Ueberſetzung von O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. 1874, p. 118 fg.). In die meiſten Sagen, ſelbſt in die der mehr hiſtoriſchen Zeit, ſpielt alte Mythologie oder ein Nachklang druidiſcher Zauberei herein.[3]) Auf die graue Vorzeit, in welcher die Túatha Dé Danann (wahrſcheinlich alte Götter) die Inſel innehatten, bezieht ſich die Sage Aenach Carmain („The Fair of Carman"), die im Appendix zu O'Curry's Lectures mitgetheilt iſt, und von dem Urſprunge der in alter Zeit aller drei Jahre abgehaltenen großen Verſammlung zu Carman (jetzt Wexford) handelt. Wie ſehr das Märchenhafte auch die Perſonen der chriſtlichen Zeit ergriffen hat, zeigt die Sage Tochmorc Becfola („Courtship of Bec Fola"), die ſich auf den König Diarmait mac Aeda Slane im 7. Jahrh. bezieht, und von O'Looney, Proceedings der R. Ir. Academy Ir. Mss. Ser. Vol. I. Part. I (1870) in Text und Ueberſetzung mitgetheilt iſt. Auf Ereigniſſe im 7. Jahrh. n. Chr. bezieht ſich „The Banquet of Dun na n-Gedh and The Battle of Magh Rath" aus einem Mſcpt. des

2) Da féne nicht von fian getrennt werden kann, ſo iſt Rhys' Deutung (Celtic Britain p. 263) der Féni als „waggon-men" von ir. fén = vagn - Wagen) unhaltbar.

3) Vgl. W. M. Henneſſy, The Ancient Irish Goddess of War, Rev. Celt. I, 32 fg.; Wh. Stokes, Mythological Notes, Rev. Celt. I, 256 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Esquisse de la Mythologie Irlandaise, Rev. Arch. Juin 1878. Der letztere Gelehrte handelt eingehender über die Zauber der Druiden in der iriſchen Literatur in dem Anm. 80 genannten Buche.

Digitized by Google

15. Jahrh. (H. 2. 16, T. C. D.) von O'Donovan herausgegeben und überſetzt in den Publicationen der Irish Archaeological Society, Dublin 1842. Sehr intereſſant iſt auch das iriſche Schiffermärchen, ein großes Fragment des Immram curaig Mailduin (das Umherfahren des Bootes des Maeldun) findet ſich ſchon im Leabhar na huidhri (1100 n. Chr.). Wie ſchon angedeutet, haben die Iren die Hauptperſonen der alten Sagen in die Geſchichtſchreibung aufgenommen. Die Annalen und Chroniken Irlands ſind vielleicht ſchon für das 5. Jahrh. n. Chr., namentlich aber ſpäter in derſelben Weiſe mehr oder weniger glaubwürdig, wie ähnliche Werke des Mittelalters bei andern Völkern.[4] Aber was über die chriſtliche Zeit hinausgeht, iſt eine Verquickung von einheimiſchen Mythen, Sagen und dunkeln Erinnerungen mit bibliſcher Chronologie und auch mit Stoffen aus dem griechiſch-römiſchen Alterthume.

Ein eigenthümliches Werk, in dem die alten Mythen und Sagen in Geſchichte umgewandelt gegeben werden, iſt das Leabhar Gabhála oder das Buch der Eroberungen, das, noch ungedruckt, im Jahre 1631 von Michael O'Clery eine Ueberarbeitung erfahren hat, aber auch noch in älterer Geſtalt vorhanden iſt, vgl. O'Curry, Ms. Mat., p. 168 fg., H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. 169. Es wird in einem der iriſchen Mythologie gewidmeten Werke H. d'Arbois de Jubainville's eingehend analyſirt werden. Ueber die eigentlichen Annalen hat ebenfalls O'Curry mit großer Ausführlichkeit gehandelt, Ms. Mat. p. 52 fg. Von den erhaltenen Werken dieſer Art iſt keins in ſeinem Grundſtock älter als das 11. Jahrh., dazu ſind dann ſpäter Fortſetzungen gekommen. Mehrere dieſer Werke ſind entweder ganz oder auszugsweiſe gedruckt in C. O'Conor's Rerum Hibernicarum Scriptores Veteres, 4 voll., Buckinghamiae 1814—1826[5], ſo die Annalen des Abtes Tigernach von Clonmacnois (geſt. 1088), die älteſten unter den erhaltenen, ferner die Annalen von Inis Fathlenn oder Inisfallen (vielleicht aus der 1. Hälfte des 12. Jahrh.), die Annalen von Boyne, die Annalen von Senait Mac Maghnusa, gewöhnlich die Annalen von Ulſter genannt (aus dem Ende des 15. Jahrh.). Clonmacnois gehört zu Westmeath; Inisfallen iſt eine kleine Inſel mit altem Kloſter im Loch Léin (Killarney), gehört zu Munster; Boyne war ein Kloſter am Fluſſe Boyne in der Nähe des Loch Cé, gehört zu Connacht; Senait iſt eine kleine Inſel mit altem Kloſter in Loch Erne (Mac Maghnusa iſt Name des Clan) und gehört zu Ulster. Leichter zugänglich ſind die in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores von W. M. Hennessy veröffentlichten Annalen: das Chronicum Scotorum, London 1866, und The Annals of Loch Cé, 1871, beide mit einer engliſchen Ueberſetzung. Das Chronicum Scotorum ſcheint im 12. Jahrh. in Clonmacnois entſtanden zu ſein. Die Annalen von Loch Cé ſtammen aus dem Kloſter von Inis Mac Nerinn, einer Inſel im Loch Cé, in deſſen Nähe das oben erwähnte Boyne lag: ſie beziehen ſich nur auf die Zeit 1014 n. Chr. bis 1590 n. Chr., und ſind, wie die noch nicht gedruckten Annalen von Connacht für die Jahre 1223—1562, erſt im 16. Jahrh. entſtanden. Ein allgemeineres Intereſſe beanſprucht der Cogadh Gaedhel re Gallaibh, The War of the Gaedhil with the Gaill, or the invasion of Ireland by the Danes and other Norsemen, ed. by J. H. Todd, London 1867 (Rer. Brit. Med. Aev. Script.). Dieſes Werk muß bald nach der Schlacht bei Clontarf 1014 n. Chr. entſtanden ſein, aber dem Drucke liegt eine moderniſirte Abſchrift zu Grunde; dem urſprünglichen Wortlaute ſteht ein Fragment im Buch von Leinſter näher. Alles hiſtoriſche Material, was zu ſeiner Zeit vorhanden war, trug der Franciscanermönch Michael O'Clery des Kloſters Dun na n-Gall (d. i. Donegal in Ulſter) im 17. Jahrh. zu einem monumentalen Werke zuſammen, das bekannt iſt unter dem Namen The Annals of the Four Masters (da O'Clery von drei Gefährten unterſtützt wurde), mit engliſcher Ueberſetzung herausgegeben von J. O'Donovan, Dublin 1851. O'Clery begann ſein großes Werk am 22. Jan. 1632 und vollendete es am 10. Aug. 1636. Es beginnt mit der Sündflut A. M. 2242 und endet mit dem Jahre 1646. Die Sprache iſt archaiſirend, den älteren Quellen entſprechend. Ebenſo beruht auf älteren Quellen der Forus feasa ar Eirinn, das Geſchichtswerk des Dr. Geoffrey Keating, geb. 1570. Er ſchrieb daſſelbe in einer Art Verbannung, als er dem Zorn einer adeligen Dame, den er ſich durch eine Predigt zugezogen, ausweichen wollte. Dieſes Werk gilt als ein Muſter der modernen Sprache, es beſteht nicht in Notizen zu den einzelnen Jahren, ſondern iſt gute Erzählung. Mir liegt nur der 1. Band einer unvollendeten Ausgabe mit engliſcher Ueberſetzung vor (von W. Halliday, vgl. O'Donovan's Gramm., p. LIX.), der engliſche Titel lautet: A complete history of Ireland, from the first colonisation of the island by Parthalon, to the Anglo-Norman Invasion, Dublin 1811. H. d'Arbois de Jubainville citirt in ſeinem Kataloge zwei engliſche Ueberſetzungen ohne Text, die mir nicht zu Gebote ſtehen. Der Anfang des Werkes iſt leicht zugänglich in P. W. Joyce, Keating's History of Ireland, Book I, Part I, Dublin, Gill and Son, 1880 (mit Vocabular u. ſ. w.). Einen Seitenzweig der iriſchen Hiſtoriographie bilden die mehr genealogiſchen Werke, die ſich auf die Clane (altir. cland, clann, Plur. clanna) einzelner Landſchaften beziehen. Dieſe Stammbäume einzelner Familien und Stämme finden begreiflicherweiſe in Irland ſelbſt ein lebhafteres Intereſſe als im Auslande. Mehrere Texte dieſer Art ſind von J. O'Donovan herausgegeben, zum Theil aus alten Manuſcr., wie dem Buche von Lecan. Es kommen hier beſonders die Publicationen der Irish Archaeological Society, 1840—

4) Vgl. Skene, Celtic Scotland I, p. 25. 5) Quaritch Miscell. Catalogue No. 51 (September 1883) p. 43 ſetzt dieſes Werk mit 32 Pf. Sterl. an. Einen klaren Ueberblick über die Annalen, ohne die eingehende Erörterung O'Curry's, gibt H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. CXLV fg.

Digitized by Google

1853, der Celtic Society 1847—1853, der Irish Archaeological and Celtic Society 1853 fg. in Betracht. Auf Gebiete des weſtlichen Irland beziehen ſich erſtens An account of the Tribes and Customs of the District of Hy-Many, commonly called O'Kelly's Country, in the counties of Galway and Roscommon, Dublin 1843, und zweitens The Genealogies, Tribes, and Customs of O'Dowda's Country (in den Grafſchaften Mayo und Sligo), beide Werke in Text, Ueberſetzung und mit werthvollen Noten herausgegeben von J. O'Donovan (Ir. Arch. Soc.). Gebiete in der Grafſchaft Cork im Südweſten Irlands, die gleichfalls noch jetzt am meiſten keltiſch redende Bevölkerung aufzuweiſen haben, betrifft die Genealogy of Corca Laidhe, mit Ueberſetzung und Appendices, in der Hauptſache gleichfalls ein Werk O'Donovan's, Dublin 1849 (Celt. Soc.).

Die genealogiſchen Werke berühren ſich mit den geographiſchen Texten. Schon die alten Sagen ſind voll von geographiſchen Namen, die zum Theil in der ſpäteren Zeit andern Platz gemacht haben. Chriſtliche Kirchen ſind die Erben des Ruhms der alten Königſtätten geworden: an Stelle von Emain, wo die Halle Conchobar's und ſeiner Helden ſtand, iſt Ardmacha (Armagh) getreten, und Dún Lethglasse an die Stelle von Tara, der Königsburg der oſſianiſchen Zeit, vgl. Fiacc's Hymnus, Vers 43 und 44, Félire, Prol. 165 fg. Der eigenartigſte Text geographiſchen Inhalts iſt der oft citirte, aber noch nicht vollſtändig herausgegebene Dind-senchus (Geographiſche Sagen), vgl. R. Atkinſon, Contents des Buchs von Leinſter, S. 35. Den Anfang einer Ausgabe mit engliſcher Ueberſetzung machte O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Ass. July 1872. Glauben wir der Tradition, ſo könnte dieſes Werk, das in Proſa und Verſen beſteht, zwar nicht in der erhaltenen Form, wohl aber in ſeinem urſprünglichen Kern auf einen Dichter des 6. Jahrh. zurückgehen. In den Publicationen der oben genannten Geſellſchaften ſind einige andere Texte ähnlicher Art veröffentlicht. Auch die Angaben im Buche von Armagh über die Landſchenkungen, die St.-Patrick erhielt (ſ. oben S. 147), gehören hierher und mit dieſem Texte ſind die Iriſh Charters im Buch von Kells, einer alten durch ihre Malereien berühmten Handſchrift der Evangelien, verwandt, herausgegeben und überſetzt von J. O'Donovan, The Miscellany of the Ir. Arch. Soc. I, Dublin 1846. Ueberhaupt hat ſich O'Donovan, der unter G. Petrie Mitarbeiter war am Ordinance Survey of Ireland, durch die Beſtimmung der geographiſchen Angaben in den alten Texten ſehr verdient gemacht, ſo beſonders in ſeinen Noten zu den Annals of the Four Masters. Zwei vielgenannte Werke von G. Petrie, die ſich vielfach auf alte Texte ſtützen, ſind ſein Eſſay On the History and Antiquities of Tara Hill, in den Transactions of the Royal Irish Academy für 1839, Vol. XVIII, Part 2, und ſeine Inquiry into the origin and uses of the Round Towers of Ireland. Vgl. auch P. W. Joyce, The origin and History of Irish names of Places, 2d ed., Dublin 1870, 3d ed. 1873, ergänzt durch eine Second Series, 1875 (Rev. Celt. II, p. 500).

Von großer Eigenthümlichkeit ſind die Rechtsquellen. Von der oft räthſelhaften Kürze ihrer Sätze handelten wir ſchon oben S. 150. O'Donovan und O'Curry waren mit einer Ausgabe derſelben betraut, ſie ſchrieben große Maſſen aus den Mſcptn ab und fertigten eine vorläufige Ueberſetzung an, aber der Tod ereilte ſie, ehe ihre Arbeit vollendet und von ihnen ſelbſt druckfertig gemacht worden war. Das Werk wurde veröffentlicht unter dem Titel „Ancient Laws of Ireland. Senchus Mór“, IV Vls., Dublin 1865 fg., Text und Ueberſetzung bedürfen der Reviſion. Ueber die Mſcpte, welche Rechtstexte enthalten, ſ. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue, p. CXXXIX fg., keins derſelben iſt älter als das 14. Jahrh., doch iſt in Oxford ein Manuſcript (Rawl. B. 512) aus dem 12. Jahrh. mit einem ſolchen Texte vorhanden. Der Senchus Mór ſcheint ganz frei zu ſein vom Einfluſſe des Römiſchen Rechts. Nach der Tradition war an der Redaction deſſelben St.-Patrick betheiligt: Dubthach, der oberſte Gelehrte (file) des Königs Loegaire, trug dem Sanct-Patrick das alte Recht vor, und dieſer ließ beſtehen, was nicht in directem Widerſpruche zu dem Worte Gottes und dem Gewiſſen der Gläubigen ſtand (S. M. III, p. 31). Eine Arbeit, die den Senchus Mór zu charakteriſiren ſucht, ſind H. d'Arbois de Jubainville's Études sur le Droit Celtique, le Senchus Mór, Paris 1881 (aus der Nouvelle Revue historique de Droit français et étranger). Nach dieſer Unterſuchung würde der S. M. ungefähr um 800 ſchriftlich aufgezeichnet worden ſein, ſchon für das 9. Jahrh. laſſen ſich auch Commentarſtücke dazu nachweiſen, die Gloſſen und Erklärungen ſind aber weiter fortgeſetzt worden. Eine Würdigung des altiriſchen Rechts vom Standpunkte der allgemeinen Rechtsgeſchichte aus gab Sir Henry Sumner Maine, Lectures on the Early History of Institutions, London 1875. Zwei intereſſante Texte über die alten Standesklaſſen, über den König (rí, Gen. ríg, lat. rex) und die verſchiedenen Rangſtufen der Adeligen (aire, vgl. ſkr. arya Arier) finden ſich mit engliſcher Ueberſetzung aus einem Mſcpte des 16. Jahrh. mitgetheilt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Mann. and Cust. of the Ancient Irish. Ein beſſerer Text neuerdings in Vol. IV der Ancient Laws. Vom Recht des Königs von Irland und der Könige der einzelnen Landſchaften handelt das Leabhar na g-ceart, mit engliſcher Ueberſetzung und einer wichtigen Einleitung herausg. von J. O'Donovan, Dublin 1847.

Unter den bisher beſprochenen Literaturgattungen waren es ſchon die Annalen, Chroniken und andere hiſtoriſche Werke, in denen die iriſche Literatur in die Bahnen der chriſtlich-antiken eingelenkt iſt. Wir wenden uns jetzt zu der im engeren Sinne des Wortes chriſtlichen oder eccleſiaſtiſchen Literatur. Die wichtigſte Handſchrift iſt hier das Leabhar Breac, ſ. oben S. 149. Den heidniſchen Sagen entſprechen die Heiligenlegenden, denen aber nur ſelten Gedichte eingelegt ſind. Die

Digitized by Google

wichtigſten derſelben treten uns in der Form von Homilien entgegen. Unter dieſem Titel hat Wh. Stokes, der überhaupt in der hervorragendſten Weiſe ſeine Thätigkeit der altiriſchen chriſtlichen Literatur zugewendet hat, drei der wichtigſten herausgegeben: Three Middle-Irish Homilies on the lives of Saints Patrick, Brigit and Columba (One hundred copies privately printed), Calcutta 1877, mit engliſcher Ueberſetzung. Schon zuvor hatte Stokes, Rev. Celt. II, p. 381 fg., eine ebenſolche Homilie über St.-Martin von Tours herausgegeben und überſetzt, vorangeſtellt iſt ein Ueberblick über die bis dahin bekannt gewordene homiletiſche Literatur, die alſo zum Theil die Legenden mit umfaßt. Stokes führt 22 Predigten auf, und theilt ſie ein in Predigten 1) über das Leben Chriſti, 2) über die Apoſtel, 3) über Heilige und Engel, 4) über Tugenden (on Morals), 5) über das Leben nach dem Tode. Zu dieſer Literatur gehört auch das Bruchſtück einer Predigt (lateiniſch und iriſch) in dem oben S. 147 erwähnten Codex von Cambray (Ende des 8. Jahrh.). Mehrere im Leabhar na h-Uidhri erhaltene Predigten ſind mit engliſcher Ueberſetzung herausgegeben: Scéla na esergi (Tidings of the Resurrection), ed. O'Beirne Crowe, Dublin 1865; Fís Adamnáin (Adamnán's Vision, eine Schilderung von Himmel und Hölle), transcribed and translated from the Book of the Dun Cow. With notes von W. S(tokes) herausgegeben, der bloße Text (aus 2 Mſcpt.) in meinen „Iriſchen Texten"; Scéla lái brátha (Tidings of Doomsday), herausgegeben und überſetzt von Wh. Stokes, Rev. Celt. IV, p. 245 fg. Einer der ſprachlich und inhaltlich werthvollſten legendariſchen Texte iſt die iriſche Verſion der Vita Tripartita des St.-Patrick (einer Vita in der Form von drei Homilien), deren Veröffentlichung bevorſteht. An dieſen Stoffen hat ſich auch die ihren Ruhm in dem räthſelhaft Dunkeln ſuchende Kunſt der einheimiſchen File verſucht, ſo in dem oben S. 150 erwähnten Amra Choluim Chilli, aus dem Lebor na h-Uidre with a literal translation and notes herausgegeben von O'Beirne Crowe, Dublin 1871, der bloße Text aus dem Liber Hymnorum, herausgegeben von Stokes, Goidelica, p. 156. Als Verfaſſer gilt Dallán Forgaill, der um 580 n. Chr. angeſetzt wird. Sein Werk iſt eine Verherrlichung des Columcille. Schon im Lebor na h-Uidre hat es einen ausführlichen Commentar, bei deſſen Erklärungen wir uns aber oft nicht beruhigen können, ebenſowenig als bei Crowe's Ueberſetzungsverſuch. Auch einige der altiriſchen Hymnen, die ſich in mehrern Mſcptn finden (unter andern auch in Laud 615, p. 113, wie mir Stokes mittheilt), zu älteſt aber im Liber Hymnorum (ſ. oben S. 148)[6], haben dieſen iriſchen Charakter knappſter Ausdrucksweiſe. Dieſe Hymnen ſind von Stokes in den „Goidelica" herausgegeben, mit den erklärenden Gloſſen des Liber Hymnorum und mit den Vorreden, in denen über den Verfaſſer, die Zeit, den Ort und die Gelegenheit der Abfaſſung berichtet wird. Hieran reiht ſich der unter dem Titel Félire des Oengus bekannte verſificirte Heiligenkalender mit Prolog und Epilog. Jedem Tage im Jahre iſt ein aus zweimal zwölf Silben beſtehender Vers gewidmet, und dieſe zwölf Silben müſſen genügen, um den Heiligen des Tages zu preiſen. Die Andeutungen ſind oft ſo dunkel, daß ohne die Gloſſen im Leabhar Breac viele Verſe unverſtändlich bleiben würden. Wh. Stokes hat dieſen Text aus drei Manuſcripten, von denen keins älter als das 14. Jahrh. iſt, herausgegeben mit den erwähnten Gloſſen und mit einer engliſchen Ueberſetzung unter dem Titel „On the Calendar of Oengus", als Vol. I der Transactions of the R. Ir. Ac., Ir. Ms. Series, Dublin, June 1880. Oengus Céle Dé (der Culdeer) ſoll zu Anfang des 9. Jahrh. gelebt haben, aber der Sprache nach kann das Werk nach Stokes kaum vor Ende des 10. Jahrh. entſtanden ſein. Eine Retractatio der inhaltsreichen Vorrede veröffentlichte Stokes in der Revue Celtique V p. 339 fg. Demſelben Oengus wird noch ein anderes religiöſes Werk zugeſchrieben, der Saltair na Rann, aus einem Bodleian-Manuſcript des 12. Jahrh., herausgegeben von Wh. Stokes, in den Anecdota Oxoniensia, Mediaeval and Modern Series, Vol. I, Part III, Oxford 1883. Auch dieſes Werk ſpricht Stokes dem Oengus ab, theils aus ſprachlichen, theils aus ſachlichen Gründen. Der Beweis iſt jedoch nicht mit vollkommener Sicherheit geführt. Manche Einzelheit, die bedenklich iſt, könnte erſt ſpäteren Urſprungs ſein. Dieſer merkwürdige Text beſteht aus 162 einzelnen Gedichten mit 8392 Verſen. Den Namen Saltair, d. i. Pſalter, hat er von den 150 Gedichten, welche das Hauptwerk bilden und der Zahl der Pſalmen entſprechen. Dazu kommen noch ein Gedicht über Reue und Bitte um Vergebung der Schuld, ein Gedicht auf Gott den Schöpfer aller Dinge, und zehn Gedichte über die Woche vor dem Tage des Gerichts und über dieſen ſelbſt. Von jenen 150 Gedichten aber behandeln 1—142 die Erzählungen des Alten Teſtaments, 143—150 in ſehr kurzer Weiſe das Leben Jeſu. Wir haben alſo hier ein merkwürdiges Correlat zum angelſächſiſchen Caedmon. Freie Proſaüberſetzungen von Stücken aus dem Alten und Neuen Teſtament, ferner Texte, die ſich auf die altchriſtliche Legende und auf die Kirchengeſchichte beziehen, finden ſich im Leabhar Breac und in andern Manuſcripten, werden aber hier nicht näher erwähnt, da wir uns in der Hauptſache auf die in gewöhnlichem Druck und in Bearbeitung veröffentlichten Texte beſchränken wollen. In Irland hat ſich im frühen Mittelalter eine ausgedehnte chriſtliche Literatur in iriſcher Sprache entwickelt, die wol alles umfaßt haben wird, was zur chriſtlichen und zur gelehrten Bildung der damaligen Zeit gehörte. Vieles davon iſt ganz oder in Fragmenten erhalten. Auf Beziehungen zur **orientaliſchen Kirche** macht Stokes, Rev. Celt. V, p. 357 aufmerkſam. Daß auch Stücke wie die Geſchichte des Königs Euagair (Abgar) von

6) Das Liber Hymnorum enthält auch lateiniſche Hymnen, das Verzeichniß derſelben bei Stokes, Goid.² p. 61. Todd's Ausgabe des Lib. Hymn. beſteht nur aus zwei fasciculi (1855 und 1869) und gibt nur die erſten 14 Blätter; mit fol. 15 beginnen die iriſchen Hymnen.

Digitized by Google

Armenien dahin gehören, iſt vielleicht zweifelhaft. Auch die Kenntniß der griechiſchen Sprache, durch welche ſich z. B. die Iren Sedulius Scotus und Johannes Scotus auszeichneten, braucht nicht nothwendig auf Byzanz hinzuweiſen, da ſie auch dem Paulus Diaconus, der ſeine Bildung in Pavia genoß, nachgerühmt wird, vgl. A. Ebert, Allgem. Geſch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 37, 192, 259. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction, p. 379 fg. Ueber St.-Patrick und den Urſprung der iriſchen Kirche hat zuletzt kritiſch gehandelt Loofs, De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia, Lips. 1882, p. 30 fg., vgl. F. E. Warren, The liturgy, and ritual of the Celtic church, Oxford 1881. Sehr merkwürdig ſind die Texte über das religiöſe Leben, in denen auch die Céle Dé oder Culdeer Erwähnung finden, ſo O'Moelruain's Tractat über die Regel der Céle Dé und die Regel des St. Mochuta, aus der ich den Abſchnitt über die Céle Dé in meiner kurzgefaßten Grammatik mitgetheilt habe (der Text des Leabhar Breac iſt durch ein Manuſcript des Brit. Mus., Add. 30,512, zu verbeſſern). Auf den Gottesdienſt, im beſondern auf die Beſchreibung der Meſſe bezieht ſich das oben erwähnte Stowe Missal, das von Stokes bearbeitet worden iſt. Von den religiöſen Druckwerken der ſpäteren Zeit erwähne ich nur die Katechiſmen, von denen ich mehrere kenne: vor allen die Lucerna fidelium des Franciscus Molloy (Froinsias O'Maolmhuaidh), Romae 1676, dann An Teagasg Criosdaidhe nach Bonaventura OEodhasa, Romae 1707 (ein Ex. auf der kgl. Bibl. zu Dresden), ferner An Teagasg Criosduidhe. The Catechism or Christian Doctrine, von M. Andrew Donlevy, Prefect of the Irish Community at Paris, Paris 1742, dieſes letztere Buch mit gegenüberſtehender engliſcher Ueberſetzung. Die älteſte gedruckte Bibelüberſetzung iſt von Biſchof Bedel, Ende des 17. Jahrh., ſie umfaßte zuerſt nur das Alte Teſtament: Leabhuir na Seintiomna. London 1685 (4°. pp. 1142). Irish Bible, transl. by O'Donnell and Bedel, 2 vols, Dublin 1827.

Von den antiken Stoffen, die im Laufe der Zeit im Gefolge der chriſtlichen Bildung nach Irland gekommen ſind, iſt namentlich eine Zerſtörung von Troja (in der Hauptſache nach der Historia de Excidio Troiae des Dares) bekannt: Togail Troi, the Destruction of Troy (nach dem Buche von Leinſter, 12. Jahrh.) herausgeg. und überſetzt von Wh. Stokes [Seventy copies privately printed], Calcutta 1881. Die Zerſtörung von Troja iſt mit dem Argonautenzuge verknüpft. Eine neue Ausgabe nach einem andern Manuſcript erſcheint als Beitrag von Stokes in der Fortſetzung meiner „Iriſchen Texte". Ebenſo iſt demnächſt eine iriſche Verſion der Thaten Alexander's mit einer deutſchen Ueberſetzung herausgegeben von Dr. Kuno Meyer zu erwarten. Es ſind dies Proſatexte, die auf den allgemein im Mittelalter gebrauchten Quellen beruhen, mit Zuthaten, deren Urſprung noch nicht überall feſtgeſtellt iſt. Der Stil der Erzählung iſt echt iriſch und erinnert in der Schilderung der Kämpfe und in der Beſchreibung der Waffen, Kleidungsſtücke u. ſ. w. an die einheimiſchen Sagen. Die Zeit der Abfaſſung dieſer Texte läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen. Der Sprache nach zu urtheilen könnte es das 11. oder 12. Jahrh. ſein, alſo ungefähr dieſelbe Zeit, in der dieſe Stoffe in der deutſchen Literatur auftreten. Die Aeneide iſt bisjetzt noch nicht in iriſchem Gewande nachgewieſen, obwol ein pariſer Codex des Virgil iriſchen Urſprungs in den Eclogen einige iriſche Gloſſen enthält, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue p. CXVIII. Doch ſind handſchriftlich noch andere Stoffe des claſſiſchen Alterthums vorhanden, z. B. Cäſar's Bellum civile, die Geſchichte Conſtantin's des Großen, ferner von Stoffen des frühen Mittelalters die Thaten Karl's des Großen, die Historia Britonum des Nennius, letztere herausgegeben von J. H. Todd, Dublin 1847 (Irish Archaeol. Society). Ein northumbriſcher König Alfred erſcheint in Irland, wohin er 685 flüchtete, unter dem Namen Fland Find Fina. Ausſprüche und ein Gedicht von ihm in iriſcher Sprache finden ſich im Gelben Buche von Lecan, das Gedicht unvollſtändig auch im Buche von Leinſter, vgl. Atkinſon, Contents p. 20.

Selbſt die Medicin iſt in einer Anzahl ziemlich alter Manuſcripte vertreten, die Texte ſind Ueberſetzungen lateiniſcher Werke, des Bernardus de Gordon u. a., vgl. Norman Moore, An Essay on the history of Medicine in Ireland, St. Bartholomew's Hospital Reports, Vol. XI, p. 145—166, Lond. 1875. Wie kräftig die alten Iren ſich in ihrer Sprache fühlten, zeigt die iriſche Ueberſetzung der termini technici der lateiniſchen Grammatik, wie ſie ſich namentlich im Sanctgaller Codex des Priſcian findet. Einen Ueberblick hierüber gewährt die Gramm. Celt.[2], p. 978—990. In verſchiedenen älteren Manuſcripten ſind Tractate über iriſche Grammatik vorhanden. H. d'Arbois de Jubainville ſcheint ſie für werthvoll zu halten, ſ. Catalogue, p. CXLIV—V, aber nach Stokes, Three Irish Glossaries, p. LXI wären ſie es nicht. Grammatiſche Paradigmen aus dem Buche von Ballimote und dem Buche von Lecan veröffentlichte Stokes, Goid[2] p. 73. Auch die einheimiſche Metrik hat eingehende Darſtellung gefunden. Beſondere Erwähnung verdient aber namentlich die Lexikographie. Dieſelbe iſt aus Gloſſen hervorgegangen. Die älteſten Gloſſen, die wir beſitzen, die ſich in den oben erwähnten älteſten Manuſcripten zu Mailand, St.-Gallen u. ſ. w. befinden, zu ſammeln, iſt erſt der modernen Philologie vorbehalten geblieben, doch hat man in Irland ſelbſt ſchon früh begonnen, die Gloſſen, mit denen ſchwierige iriſche Texte verſehen worden waren, zuſammenzuſtellen. Stokes hat in ſeinem Buche, Three Irish Glossaries, London 1862, aus einem Manuſcript des 14. oder 15. Jahrh. eine Sammlung von Gloſſen zum Félire (ſ. oben S. 155) mitgetheilt. Es iſt dies offenbar der älteſte Stock von Gloſſen zu dieſem Texte, denn der Text des Félire im Leabhar Breac hat dieſe Gloſſen, dazu aber eine Menge anderer. In demſelben Buche ſind die großen Gloſſare von Cormac (Sanas Cormaic) und von O'Davoren veröffentlicht. Cormac war König

Digitized by Google

von Caisel (Cashel) und ſtarb 903 n. Chr. Der Kern des ihm zugeſchriebenen Gloſſars kann ſehr wohl von ihm herrühren. Eine engliſche Ueberſetzung O'Donovan's unter dem Titel Sanas Chormaic. Cormac's Glossary transl. and annot. by the late John O'Donovan, gab Stokes Calcutta 1868 heraus. O'Davoren lebte im 16. Jahrh., ſein Gloſſar hat das Datum 1569. Etwas jünger, aber ſehr wichtig, iſt das Neue Gloſſar (Focloir no Sanasan Nua) des Michel O'Clery, das dieſer Louvain 1643 im Druck veröffentlichte. Ein Neudruck mit engliſcher Ueberſetzung von Arthur W. K. Miller in Rev. Celt. IV und V. O'Clery nennt in der Einleitung ſeine Quellen, ſie gehören vorzugsweiſe der eccleſiaſtiſchen und gelehrten Literatur an, doch hat er auch alte Manuſcripte mit Sagentexten benutzt. Im allgemeinen ſind aber die letztern auch in ihren ſchwierigſten Theilen wenig gloſſirt worden, das gelehrte Intereſſe hat ſich ihnen weniger zugewendet als Texten wie dem Félire, den Hymnen, dem Amra Choluim Chille u. ſ. w. O'Davoren's Gloſſar hat beſonders viel Gloſſen aus den Rechtsquellen, und zeichnet ſich auch dadurch aus, daß es Belegſtellen gibt. Wir beſitzen eine eingehende Analyſe derſelben von H. Ebel, Rev. Celt. II, p. 453—481. In den alten Manuſcripten gibt es noch viele Gloſſencomplexe, einen derſelben (aus H. 3. 18, Trin. Coll. Dubl.) hat Stokes veröffentlicht in den Transactions of the Philological Society, 1859, p. 168—215, einen andern, mit wunderlichen Verunſtaltungen der Wörter Goid.[2] p. 71 fg. (Dúil Laithne). Die iriſchen Correlate zu 1139 lateiniſchen Wörtern enthält noch eine andere Publication von Stokes mit dem Titel: Irish Glosses, A Mediaeval Tract on Latin Declension. Dublin 1860, mit Commentar und Indices. Dieſe Gloſſen ſowie die Glossarial Indices zu verſchiedenen Textausgaben von Stokes bilden wichtige lexikaliſche Hülfsmittel für das Verſtändniß der alten Texte. Dazu kommt das Wörterbuch zu meinen Iriſchen Texten, Leipzig 1880, mit über 7000 Wörtern. Eine weitere Ergänzung bieten die Indices Glossarum et Vocabulorum Hibernicorum quae in Grammaticae Celticae Editione altera explanantur, von B. Güterbock und R. Thurneyſen, Lipsiae 1881. Die von einheimiſchen Gelehrten verfaßten Wörterbücher beziehen ſich vorwiegend auf die ſpätere und die moderne Sprache. Unter denſelben iſt, außer ungedruckten Werken und O'Brien's Wörterbuch der modernen Sprache, beſonders bekannt Edward O'Reilly's Irish-English Dictionary, das in der New Edition mit einem aus O'Donovan's Nachlaſſe zuſammengeſtellten Supplement verſehen iſt, Dublin 1864. Das Supplement gibt die Wörter mit vielen Verweiſen auf handſchriftliche Quellen, aber O'Reilly's Werk muß mit Vorſicht benutzt werden, da es viele Wörter in ſchlechter Orthographie gibt und viele Wörter ohne Belege mit einer leicht irreführenden bunten Reihe von Bedeutungen ausſtattet. Nur handſchriftlich vorhanden iſt Plunket's Lateiniſch-Iriſches Wörterbuch, aus dem 17. Jahrh., Marsh's Library, Dublin und Peter O'Connell's Iriſch-Engliſches Wörterbuch im British Museum, von letzterm auch eine Copie in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin. Der iriſche Theil der Grammatica Celtica von J. C. Zeuß, und zwar in der zweiten von H. Ebel beſorgten Ausgabe, iſt das Hauptwerk der iriſchen Grammatik. Hauptſächlich auf ihm, aber auch auf andern Quellen beruht meine Kurzgefaßte Iriſche Grammatik mit Leſeſtücken, Leipzig 1879, die zur erſten Einführung in das Iriſche beſtimmt iſt. Dieſe Bücher gehen von der älteſten Sprache aus, und ſteigen von da zum Mitteliriſchen, gelegentlich auch zum Neuiriſchen herab. Die einheimiſchen Grammatiken gehen von der modernen Sprache aus, und verzeichnen von dieſem Standpunkte aus die Abweichungen der älteren Manuſcripte. Das bedeutendſte Werk dieſer Art iſt: A Grammar of the Irish Language, by John O'Donovan, Dublin 1845, das ſelbſt durch Zeuß und Ebel noch nicht entbehrlich geworden iſt. Es enthält auch Angaben über die dialektiſchen Verſchiedenheiten der modernen Sprache. Von mehr elementaren Büchern iſt aus der älteren Zeit C. H. H. Wright's Grammar of the Modern Irish Language zu nennen: die Preface der 2. ed. (London und Dublin 1860) gibt in intereſſanter Weiſe den Eindruck wieder, den das Erſcheinen der Gramm. Celt. gemacht hatte. Zur Einübung der Sprache ſind die in mehrern Auflagen erſchienenen Bücher von Rev. Ulick J. Bourke brauchbar: The College Irish Grammar, Dublin 1856, 1879, und Easy Lessons, or Self-Instruction in Irish, 5th ed., Dublin 1867. In der neueſten Zeit hat ſich in Irland ein Verein gebildet, The Gaelic Union for the preservation and cultivation of the Irish Language.[7]) Seit November 1882 gibt derſelbe ein monatliches Journal, The Gaelic Journal, heraus, deſſen Inhalt für die literariſchen Verhältniſſe und Bedürfniſſe in Irland charakteriſtiſch iſt, Vol. I, Nr. 8, S. 265 werden jetzt Anfängern empfohlen „The first, second, and third Irish book, and first and second Gaelic book published by Gill, followed by Bourke's Easy lessons and Joyce's Grammar (A grammar of the Irish Language, for the use of schools, Dublin 1879). Vgl. Emilio Teza, Di alcuni libri che possono avviare all'irlandese moderno, Riv. di Filol. ed. Istruz. Class., Nov.-Dic. 1880. Ueber die ältern „Writers on Irish Grammar“ handelt O'Donovan in der Introduction zu ſeiner Grammatik, p. LIV fg.

Ueber gäliſche Lehnwörter im Altnordiſchen hat gehandelt Wh. Stokes, Rev. Celt. III, 186—191. Die lateiniſchen Lehnwörter im Iriſchen hat in Angriff genommen B. G. Güterbock, Bemerkungen über die latein.

7) Schon im Anfange dieſes Jahrhunderts entſtand eine ſolche Geſellſchaft, die aber bald wieder eingeſchlafen zu ſein ſcheint. Es erſchien ein Band Transactions of the Gaelic Society of Dublin, established for the investigation and revival of ancient Irish Literature (Dublin 1808): enthält u. a. Tegasc Flatha (Institutio principis) des Dichters Tadhg Mac Daire aus dem 16. Jahrh., und eine erſte Ausgabe der Sage Deirdri or The lamentable fate of the Sons of Usnach.

Digitized by Google

Lehnwörter im Iriſchen, Erſter Theil: Zur Lautlehre (Königsb. Diſſ., 1882); vgl. dazu H. Schuchardt, Rev. Celt. V, 489 fg.

Nach Thom's Almanach and Official Directory für 1871 (vgl. Kolb, Handbuch der Vergl. Statiſtik, 7. Aufl. 1875, p. 398) ſprachen in Irland:

im Jahre 1851 nur Iriſch: 319,602 Perſonen (Leinſter 200, Munſter 146,336, Ulſter 35,783, Connaught 137,283), Iriſch und Engliſch: 1,204,684 Perſonen (Leinſter 58,976, Munſter 669,449, Ulſter 100,693, Connaught 375,566), zuſammen 1,534,376;

im Jahre 1861 nur Iriſch: 163,275 Perſonen (Leinſter 238, Munſter 62,039, Ulſter 23,180, Connaught 77,818), Iriſch und Engliſch: 942,261 Perſonen (Leinſter 35,466, Munſter 483,492, Ulſter 91,639, Connaught 331,664), zuſammen 1,105,536.

Nach dem Gaelic Journal, Vol. I, Nr. 2, p. 56 (aus der Irish Times) ſprachen in Irland

im Jahre 1871 nur Iriſch: 103,562 Perſonen (Leinſter 374, Munſter 33,967, Ulſter 19,067, Connaught 50,154), Iriſch und Engliſch: 714,313 Perſonen (Leinſter 15,873, Munſter 352,527, Ulſter 65,856, Connaught 280,057); zuſammen 817,875 (vgl. Rev. Celt. IV, p. 277, nach Ravenſtein im Journal of the Statistical Society);

im Jahre 1881 nur Iriſch: 64,167 Perſonen (Leinſter 50, Munſter 18,422, Ulſter 12,360, Connaught 33,335); Iriſch und Engliſch: 885,765 Perſonen (Leinſter 27,402, Munſter 427,544, Ulſter 98,163, Connaught 332,856); zuſammen 949,932.

C. Die Quellen des ſchottiſchen Gäliſch.

Nach der iriſchen Tradition erfolgte die dauernde Niederlaſſung des Dalriada genannten Stammes der Scotti in Argyll zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. Dieſes Verhältniß wird auch von den ſchottiſchen Gelehrten anerkannt, vgl. z. B. Skene, The Book of the Dean of Lismore p. XXIII fg. Im J. 563 kam S. Columba nach Schottland, um die Picten zu bekehren, und das bald darauf gegründete Kloſter von Iona wurde für Picti und Scotti der Mittelpunkt der chriſtlichen Bildung. Die älteſte Quelle für das ſchottiſche Gäliſch iſt das Buch von Deir, einer Abtei in Buchan. Dieſes Manuſcript befindet ſich jetzt auf der Public Library zu Cambridge. Es iſt eine Evangelienhandſchrift des 9. Jahrh., ihr hoher Werth für die Keltologie aber beſteht in ſechs auf locale Verhältniſſe bezüglichen Eintragungen auf fol. 2—4. Dieſen gäliſchen Theil hat zuerſt mit Ueberſetzung und Analyſe herausgegeben Wh. Stokes, Goidilica p. 47 fg., 2[d] ed. p. 106 fg.; an letzterer Stelle erwähnt er eine vollſtändige Ausgabe der ganzen Handſchrift mit Facſimiles von Stuart, Edinburgh 1869. Am Ende des Manuſcripts ſteht ein Vers des alten Schreibers, deſſen Sprache entweder beweiſt, daß das Manuſcript an ſich iriſchen Urſprungs iſt, oder daß die gäliſche Schriftſprache Schottlands im 9. Jahrh. noch in keiner Weiſe vom Iriſchen verſchieden war. Wahrſcheinlich iſt die alte Handſchrift von einem Iren geſchrieben. Anders ſteht es mit den ſpäteren Eintragungen, die in das 11. bis 12. Jahrh. geſetzt werden: Ausdrucksweiſe, Wörter und Formen ſind wie im Iriſchen, aber die Schreibweiſe zeigt ſchon einen ſtärkeren lautlichen Verfall, ſei es, daß das ſchottiſche Gäliſch wirklich raſcher gelebt hat, oder daß nur die Schreibweiſe weniger alterthümlich geblieben iſt und ſich genauer der Ausſprache der Zeit angepaßt hat.

Ein ſo reiches literariſches Leben, wie wir es in Irland gefunden haben, ſuchen wir in Schottland für die alte Zeit vergebens. Wir verzeichnen die Thatſache, ohne hier die Gründe unterſuchen zu können. Weder hat ſich in Schottland in alter Zeit eine eigenthümliche eccleſiaſtiſche Literatur in gäliſcher Sprache entwickelt, noch weiß man hier etwas von der Aufzeichnung alter Rechtsſätze oder der einheimiſchen Sagen in alter Zeit. Charakteriſtiſch iſt, daß von Columba, dem Apoſtel der Schotten, zwar eine gäliſche Vita in einem alten iriſchen, aber nicht in einem ſchottiſchen Manuſcripte vorhanden iſt. Allerdings beſitzt die Advocates' Library zu Edinburgh eine Sammlung von gäliſchen Manuſcripten, aber die älteren ſcheinen alle mit einer einzigen wichtigen Ausnahme iriſchen Urſprungs zu ſein, vgl. die Angaben von Gaidoz, Rev. Celt. VI, p. 112 fg. Damit iſt nicht geſagt, daß das Volk nicht in mündlicher Ueberlieferung ſeine Sagen und Legenden, vor allem ſeine Lieder gehabt habe. Das iſt noch heute der Fall, und viele Sagen ſind in dieſem und im vorigen Jahrhundert aus dem Munde des Volks ſchriftlich aufgezeichnet worden. Frühere Aufzeichnungen ſind nur ſehr wenige vorhanden. Die berühmteſte iſt bekannt unter dem Namen: das Buch des Dean von Lismore, oder wie es in dem Manuſcripte ſelbſt heißt: Liber Domini Jacobi Macgregor Decani Lismoren, und enthält auf 311 Seiten eine Sammlung von Gedichten, welche James Macgregor und ſein Bruder Duncan um das J. 1512 aus dem Hochlande zuſammengetragen hatten. Lismore iſt in Argyllſhire gelegen. Dieſes Manuſcript iſt zum größten Theil von Th. M'Lauchlan und W. F. Skene, Edinburgh 1862, herausgegeben, indem erſterer den Text und die engliſche Ueberſetzung gab, letzterer die Einleitung dazu ſchrieb. Der linguiſtiſche Werth dieſes Manuſcripts beſteht darin, daß es, entgegen der iriſchen Praxis, eine mehr phonetiſche Schreibweiſe hat wie Manx und Welsh. Dem Inhalte nach aber iſt es deshalb ſo wichtig, weil es in Schottland die älteſte Quelle der ſogenannten Oſſianiſchen Gedichte iſt. Meine Anſicht, die ich ſchon Iriſche Texte S. 152 ausgeſprochen habe, geht dahin, daß alle dieſe Gedichte iriſchen Urſprungs ſind mitſammt den Sagen, die ſie enthalten, und zwar glaube ich nicht, daß die Schotten ſie in dieſer Form aus ihrer früheren Heimat gebracht haben, vielmehr müſſen viele Gedichte ihrer ganzen Faſſung nach erſt in ſpäteren Jahrhunderten von Irland aus hinübergekommen ſein, entweder in mündlicher Ueberlieferung oder in ſchriftlicher Aufzeichnung.

Einen Dichter Oſſian (beſſer Oſſin, wie es im Iriſchen und auch noch im Buche des Dean von Lismore heißt) hat es nie gegeben. Wie Oſſian zu einem Dichter

Digitized by Google

geworden iſt, habe ich in meinem Vortrage über die iriſche Sage und die Oſſianfrage zu zeigen geſucht. Oſſin, der Sohn Finn's, war nach der Sage einer der wenigen, welche die Schlacht bei Gabra (284 n. Chr.) überlebten. In dieſer Schlacht vernichtete der König von Irland die Macht der übermüthig gewordenen Fenier, zu deren Führern Oſſin, und vordem auch Finn und deſſen Vater Cumall gehörten. Dieſe Schlacht iſt aber zugleich das Ende der alten kriegeriſchen Glanzzeit Irlands. Die Sage hat nun Oſſin als uralten Greis mit St.-Patrick zuſammengebracht, und es iſt hieraus in Irland eine förmliche Literaturgattung erwachſen, beſtehend aus Geſprächen zwiſchen Oſſin und St.-Patrick: letzterer will Oſſin bekehren, dieſer aber erzählt immer wieder von der Herrlichkeit der alten vergangenen Zeiten. So iſt Oſſin zum Erzähler der Sagen, und durch einen weiteren Schritt zum Verfaſſer der Gedichte geworden. Hierbei kommt noch ein anderer Punkt in Betracht. Die älteſten Oſſianiſchen Gedichte in iriſchen Manuſcripten und ebenſo im Buche des Dean von Lismore ſind nicht allzu lang, beziehen ſich auf eine beſtimmte Situation und gleichen in ihrem Charakter den übrigen Gedichten, die ſich in den alten iriſchen Sagen finden. Dieſe ſind entweder Reden, die den Perſonen der Sage in den Mund gelegt werden, oder Recapitulationen des Inhalts der Sage, oft gleichfalls einer Perſon der Sage zugeſchrieben, wenn nicht nüchterner davor ſteht, daß der Dichter das Folgende geſungen, oder das folgende Lied gemacht habe. Im Buche von Leinſter finden ſich ſolche Gedichte iſolirt, ohne daß ihnen eine längere Erzählung der Sage beigegeben wäre, und zwar mit der Ueberſchrift: Ossin cecinit, Finn mac Cumaill cecinit etc., wobei dieſes cecinit nur die lateiniſche Ueberſetzung des alten iriſchen cechuin oder cachain der Sage iſt. Daſſelbe iſt aber im Laufe der Zeit, beſonders in Schottland, wörtlich genommen worden, und ſo ſtehen im Buche des Dean von Lismore in den Ueberſchriften der Gedichte Auctor hujus Ossin. Urſprünglich alſo war Oſſin nur ein Held der Vorzeit, dem in der Sage von namenloſen Dichtern Gedichte in den Mund gelegt werden. In der älteren Zeit werden auch andern Helden der Sage Gedichte in den Mund gelegt, Oſſian iſt aber allein aus dieſem Verfahren als Dichter hervorgegangen, weil man ihn beſonders als letzten Vertreter der alten Zeit mit St.-Patrick, dem Vertreter der neuen chriſtlichen Zeit, in Berührung brachte. St.-Patrick's Name kommt nicht in allen Gedichten vor, aber man merkt oft auch ohne ihn, daß ſie an einen Kleriker gerichtet ſind. In den älteren Gedichten, auch in denen des Buchs des Dean von Lismore, berichtet Oſſin nur von Begebenheiten ſeiner eigenen Zeit, bei denen er ſelbſt dabei war, erſt in Macpherſon's Oſſianiſchen Gedichten zeigt ſich jene Vermengung der verſchiedenen Sagenkreiſe, die von den Iren als ein Hauptargument gegen die Echtheit von Macpherſon's Gedichten geltend gemacht worden iſt.

Ein ſehr werthvolles Sammelwerk über die gäliſchen Sagen in Schottland iſt Leabhar na Feinne, Vol. I. Gaelic Texts. Heroic Ballads collected in Scotland chiefly from 1512 to 1871, arranged by J. F. Campbell, London 1872 (im Selbſtverlage des Herausgebers). Hier wird man, wenn nicht mit allen, ſo doch gewiß mit dem größten Theile der Sammlungen gäliſcher Texte in Schottland bekannt gemacht. Wir ſehen, daß die älteſten Manuſcripte nächſt dem Buche des Dean von Lismore aus den Jahren 1603 und 1690 ſtammen, daß ſie in iriſcher Schrift geſchrieben ſind, und daß die Schreiber, obwol Schotten, wie in der Schrift ſo auch im Inhalte der Texte von den Iren abhängig waren. Die ſchottiſchen Gälen ſtammen aus Irland und ſind, wenigſtens was die alten Sagen anlangt, Iren geblieben. Für dieſen Zuſammenhang mit dem Mutterlande ſind auch die Namen Erſe, Erſiſch, mit denen die Engländer die ſchottiſchen Gälen und ihre Sprache bezeichneten, charakteriſtiſch. „Erse“ is a local pronunciation of the word „Irish“, ſagt Campbell l. c. p. XXIV, Col. 2. Engliſch, Inglis und Iriſch, Erise ſind im Mittelalter die Sprachgegenſätze in Schottland. Die Schotten ſelbſt nannten ſich Albanaich. Skene, Book of the Dean of Lismore p. XIII, berichtet von einer Schlacht im 12. Jahrh., in welcher der Kriegsruf der Hochſchotten Albany, Albany war, auf den die Engländer aber mit Yry, Yry antworteten, „a term of great reproach at that time“.

Campbell gibt p. XXXV fg. einen Ueberblick über den Inhalt der in den verſchiedenen Sammlungen enthaltenen und von ihm zum großen Theil mitgetheilten Texte. Unſere Bemerkungen können hier nur ganz vorläufige ſein, denn es fehlt bisjetzt jede kritiſch-vergleichende Unterſuchung des Inhalts. Wir finden hier einige der älteſten iriſchen Sagen wieder, z. B. verſchiedene auf Cuchulinn bezügliche Texte, die Geſchichte von Deirdre, von Fraech und vor allem die Abenteuer von Finn, Ossin und andern iriſchen „worthies“ derſelben Zeit, aber auffallend iſt das ſtarke Hereinſpielen des nordiſchen Elements in die altgäliſche Sage. Dieſe Verbindung gehört alſo nicht nur und nicht erſt Macpherſon's Gedichten an, ſondern findet ſich auch in Texten, die zwiſchen 1750 und 1760 aufgeſchrieben ſein ſollen. Soweit meine Beobachtung reicht, werden Finn, Oſſin und erſt recht die Helden des älteren Sagenkreiſes ſtets Iren genannt, und iſt der Schauplatz der Handlung vorwiegend Irland. Inſofern hat alſo die Sage in Schottland das Urſprüngliche gewahrt, niemals aber werden in älteren iriſchen Quellen Einfälle der Normannen oder Verwickelungen mit denſelben in die Zeit Finn's, d. i. das 3. Jahrh. n. Chr., verlegt. Allein wenn auch dieſe anachroniſtiſche Combination ſchlimmer iſt als die poetiſche Erfindung, daß Oſſin den Anfang der chriſtlichen Zeit erlebt habe und mit St.-Patrick zuſammengekommen ſei, ſo iſt es doch eine Erfindung ähnlicher Art. Wir laſſen dahingeſtellt, ob ſie erſt in Schottland gemacht worden iſt, oder ſchon in Irland, jedenfalls iſt ſie ein Reflex der Einfälle, unter denen die Iren ungefähr von 800 n. Chr. an ſo ſchwer zu leiden hatten. Wie merkwürdig, daß in den auf ſchottiſchem Boden geſammelten Gedichten die wirklichen Schickſale Schottlands ſo wenig

Digitized by Google

Widerhall gefunden haben! Nur der dem Lande, wenn auch nicht dem Volke fremde iriſche Stoff hat die ſchottiſche Phantaſie beſchäftigt, er iſt mit dem ganzen Rüſtzeug mythiſcher Vorſtellungen, die von Sagenkreis zu Sagenkreis gewandert ſind, ausgeſtattet und in neuen Combinationen immer mehr der hiſtoriſchen Wahrheit entfremdet worden. In dieſer Richtung iſt Macpherſon noch einige Schritte weitergegangen, indem er gegen die alte Sagenchronologie auch Cuchulinn und Finn zu Zeitgenoſſen macht, und aus Unkenntniß oder abſichtlich die überlieferten Verhältniſſe und die Namen der Perſonen ändert und verſtümmelt. Wie ſehr z. B. Macpherſon's Gedicht Darthula, zu dem ein gäliſcher Text nicht erſchien, von der iriſchen, aber auch von der älteren ſchottiſchen Sage abweicht, iſt ſchon öfter hervorgehoben worden. Vgl. O'Flanagan, Deirdri, or, The lamentable fate of the Sons of Usnach, in Vol. I der Transactions of the Gaelic Society, Dublin 1808, ferner meine Iriſchen Texte S. 65, und H. d'Arbois de Jubainville, La Littérature Ancienne de l'Irlande et l'Ossian de Mac-Pherson, Paris 1880 (Bibl. de l'École des chartes, T. XLI).

Daß der gäliſche Text von Macpherſon's Oſſian jemals ſo wie er iſt in einem älteren Manuſcripte exiſtirt habe, iſt eine literariſche Unmöglichkeit. Macpherſon hat ſich des ihm im J. 1760 geworbenen Auftrags, in den ſchottiſchen Hochlanden altkeltiſche Poeſie zu ſammeln und ſie dann „in the most perfect shape possible“ der Welt zu übergeben, in glänzender Weiſe entledigt, nur hat er ſein Material in freier Weiſe zu neuen Gedichten umgeſtaltet. Nichts iſt mehr geeignet, ahnen zu laſſen, wie Macpherſon verfuhr, als die Darſtellung ſeines erſten Auftretens und ſeiner Aufnahme von ſeiten des Publikums, welche Profeſſor Blackie S. 197 fg. ſeines Buches über die Sprache und Literatur des ſchottiſchen Hochlandes gegeben hat. Kein einziges von Macpherſon's gäliſchen Gedichten iſt bisjetzt in einer andern Quelle aufgetaucht, weder in einem Manuſcripte noch in mündlicher Ueberlieferung, weder in einer Quelle vor Macpherſon noch in einer Aufzeichnung nach ſeiner Zeit. Wir glauben ſehr gern, daß die Manuſcripte, welche er benutzt hat, ein Jahr lang bei einem Buchhändler zur Einſicht ausgelegen haben, aber leider hat ſie niemand eingeſehen, ſodaß alſo nicht feſtgeſtellt iſt, was für Manuſcripte es waren und inwieweit ſie dem gäliſchen Texte Macpherſon's entſprechen. Im günſtigſten Falle darf man vermuthen, daß es Manuſcripte waren, die noch jetzt in einer der von Campbell angeführten Sammlungen vorhanden ſind, und daß ſie allerdings einen Theil des Materials enthielten, das Macpherſon zu ſeinen Dichtungen verwendet hat.

Um Macpherſon's perſönlichem Charakter gerecht zu werden, darf man nicht überſehen, daß er weder als Keltologe noch als Alterthumsforſcher aufgetreten iſt, ſondern als Dichter. Seine Engliſch geſchriebenen Gedichte ſind es, die ſeinen Ruhm begründet haben, und dieſe werden immer eine bedeutende Erſcheinung der Literaturgeſchichte bleiben, denn ſie haben ihre Zeit mächtig beeinflußt. Erſt lange nach der Veröffentlichung der engliſchen Gedichte ſind die gäliſchen Texte bekannt geworden. Macpherſon's Hauptſchuld iſt, daß er, erbittert durch die auf ihn gerichteten Angriffe, keine offene Auskunft über ihren Urſprung gegeben hat. Auf keinen Fall kann ſein Oſſian als eine reine Quelle echten Keltenthums betrachtet werden. Daß der gäliſche Text weiter nichts als eine nachträgliche Ueberſetzung aus dem Engliſchen ſei, ohne Anlehnung an gäliſche Quellen, glaube ich nicht. Vielmehr wird er mit freier Benutzung vorhandener Texte und Fragmente, wahrſcheinlich auch auf Grund von Notizen über mündliche Berichte, wenigſtens im Plane zugleich mit dem engliſchen Texte entſtanden ſein. Da aber Macpherſon zuerſt den letzteren veröffentlichte, und es ſehr unwahrſcheinlich iſt, daß er trotzdem den gäliſchen Text vor dieſem druckfertig gemacht hätte, ſo liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß der gäliſche Text erſt nach dem engliſchen vollendet und im Anſchluſſe an denſelben geſtaltet worden iſt. Hierbei müſſen die Quellen vielfach verändert und mancher gäliſche Vers neu geſchmiedet worden ſein, um die Fragmente zu größeren Ganzen zu vereinigen. Da der Dichter nicht beſonders ſicher im Gäliſchen geweſen ſein ſoll, ſo ſpricht auch Blackie von einem helfenden Freunde, der mitthätig geweſen ſei. Einiges Licht fällt auf dieſe verborgenen Vorgänge durch das, was wir über das Buch Sean Dana von John Smith erfahren. Dieſer veröffentlichte nach dem von Macpherſon gegebenen Beiſpiele ſeine Texte im J. 1780 gleichfalls zuerſt in engliſcher Ueberſetzung, ließ aber dann ſchon im J. 1787 ſeine gäliſchen Originale folgen[8]): Smith nennt die Perſonen, von denen er ſie erhielt, erklärt aber ausdrücklich, daß er ſeine Vorlage nach gedruckten Texten corrigirte, und ihre Lücken durch eigene Zuthaten ergänzte. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian, p. XXXIV.

Wir haben im Anſchluſſe an Campbell's Sammelwerk ſogleich Macpherſon's Oſſian beſprochen und tragen hier einige literarhiſtoriſche Notizen nach. John Macpherſon's erſte Oſſianiſche Publication war: Fragments of Ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gaelic (Edinburgh 1760). Darauf folgte: Fingal, an Ancient Epic Poem in Six Books, together with several [15] other Poems composed by Ossian, the son of Fingal, translated from the Gaelic Language (Edinburgh 1762). Da Macpherſon bis dahin nur Aufmunterung erfahren hatte, ſo iſt für ſeine bona fides wichtig, daß er ſchon hier in einem „Advertisement“ von der Abſicht ſpricht, ſeine gäliſchen Originale ſobald als möglich drucken zu laſſen (ſ. Blackie a. a. O. S. 200). Im J. 1763 erſchien Temora mit fünf kleineren Gedichten, und es gibt dann eine Reihe von Geſammtausgaben des engliſchen Textes, von denen die von Hugh Campbell am meiſten verbreitet iſt, 2 Vols, London 1822 (auch Leipzig bei Göſchen 1840). Der gäliſche Text

8) Sean Dana, le Oisian, Orrann, Ulann etc. By John Smith, D. D. Edinburgh, Elliott 1787.

Digitized by Google

erſchien erſt nach dem 1796 erfolgten Tode Macpherſon's. Es ſoll im Literary Journal für 1774 öffentlich bezeugt worden ſein, daß Macpherſon ſeine Manuſcripte ein Jahr lang in der Buchhandlung von Beckett & De Hondt, Strand, London, deponirt hatte. Dieſe Quellen Macpherſon's ſind ſpurlos verſchwunden. Er hinterließ aber ein theils von ihm, theils von ſeinen Schreibern geſchriebenes gäliſches Manuſcript für den größeren Theil ſeiner engliſchen Gedichte. Der Druck deſſelben erfolgte auf Veranſtaltung der Highland Society of London im J. 1807: den gäliſchen Text beſorgte Thomas Roß, dazu kam eine lateiniſche Ueberſetzung von Robert Macfarlan nebſt Anmerkungen und ſonſtigen Zugaben. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian p. LIV. Die Highland Society wünſchte, daß die Orthographie der gäliſchen Bibelüberſetzung vom J. 1801 befolgt werde. Es ſcheint ein Glück zu ſein, daß Roß dieſer Aufforderung nicht genau nachgekommen iſt. Andere Ausgaben folgten in den Jahren 1818 und 1861, aber mit willkürlichen Aenderungen. Macpherſon's Manuſcript, das der Editio princeps zu Grunde gelegen hat, ging verloren, und ſo war der neueſte Herausgeber, Archibald Clerk, auf dieſe angewieſen, die er jedoch in gewiſſen Punkten zu verbeſſern ſuchte. Ob er damit Macpherſon's Manuſcript näher kam, iſt ſchwer zu entſcheiden. Das glänzend ausgeſtattete, auf Koſten von John Marquess of Bute gedruckte Werk erſchien in zwei Bänden unter dem Titel: The Poems of Ossian in the Original Gaelic, with a literal Translation into English and a dissertation on the authenticity of the poems (Edinburgh and London 1870).

Der Streit über die Echtheit der Oſſianiſchen Gedichte hat den Werth, daß er eine Reihe von Thatſachen feſtgeſtellt und viel intereſſantes Material zu Tage gefördert hat. Leider iſt die eigentlich rein literariſche Frage zugleich zu einer nationalen geworden, und viele ſchottiſche Gelehrte haben mit einer Zähigkeit an dem Dichter Oſſian und dem Alter der von Macpherſon veröffentlichten Gedichte feſtgehalten, die nur durch ihr Nationalgefühl und die Animoſität der Gegner begreiflich wird. Die Grundlage in allen äußern Fragen bildet der von H. Mackenzie ausgearbeitete Report of the Committee of the Highland Society of Scotland appointed to inquire into the Nature and Authenticity of the Poems of Ossian (Edinburgh 1805). Eine intereſſante Darſtellung gibt John Stuart Blackie in dem hier ſchon mehrfach benutzten Buche: The Language and Literature of the Scottish Highlands (Edinburgh 1876), p. 194 fg.; ebenſo ſei auf Clerk verwieſen, in der Introduction zu ſeiner oben erwähnten Ausgabe, der aber zu viel unhaltbare Punkte zu vertheidigen bemüht iſt. Unter den neueren iriſchen Artikeln verdient beſonders Henneſſy's Anzeige von Clerk's Ausgabe erwähnt zu werden, in der Academy vom 1. und 15. Aug. 1871. Aehnlich ſpricht ſich auch aus Gaidoz, Rev. Celt. I, p. 479 fg. In Deutſchland faßt die ältere Literatur in dieſer Streitfrage zuſammen Talvj (Thereſe Albertine Luiſe Robinſon, geb. v. Jakob), Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere (Leipzig 1840), ferner E. Waag, Oſſian und die Fingal-Sage, Manheim 1863 (ein Schulprogramm). Ueber die deutſchen Ueberſetzungen wird in den angeführten Schriften berichtet, die von Ahlwardt ſchließt ſich an den gäliſchen Text an, andere an den engliſchen Text, ſo die des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg.

Da mindeſtens viele der Oſſianiſchen Gedichte, namentlich der älteren, iriſchen Urſprungs ſind, ſo kann dieſe Literaturgattung nicht als die reinſte Quelle des ſpecifiſch ſchottiſchen Gäliſch bezeichnet werden. In dieſer ſprachlichen Beziehung werden die Gedichte der volksthümlichen Barden den Vorzug verdienen, die ich jedoch nur aus Blackie's Ueberſetzungen kenne (l. c. p. 97 fg.). Dieſer bezeichnet als beinahe ſeine einzige Quelle für die älteren derſelben Mackenzie's Beauties of Gaelic Poetry.[9]) An der Spitze ſteht Mary Macleod, geboren 1569, „τροφός, or nurse, to five lairds of the Macleods, and two of the lairds of Applecross". Sie machte Gedichte auf die Glieder der Familie der Macleod, fand aber in dieſer Hinſicht keine Anerkennung bei ihrer Herrſchaft. Einen politiſchen Charakter hatte die Poeſie von Iain Lom oder „Bare John", der in der Mitte des 17. Jahrh. blühte. Daſſelbe gilt von dem Schulmeiſter Alexander M'Donald[10]), den Blackie den Tyrtäus der Rebellion vom J. 1745 nennt. Sein Zeitgenoſſe war der Satiriker MacCodrum, gegen den ſich die Schneider des Landes verſchworen, ihm nie ein Kleidungsſtück zu machen. Religiöſen Inhalts iſt die Poeſie Dugald Buchanan's, geboren 1716, der in ſeiner Jugend ein ſchlechtes Leben führte, dann aber, wie Bunyan, von Gewiſſensbiſſen gefoltert zum Bußprediger wurde; charakteriſtiſch für ihn iſt ſein langes Gedicht, das der Betrachtung eines Todtenkopfs gewidmet iſt. Aber als der reinſte Ausdruck der Poeſie der Hochlande gilt Duncan M'Intire, oder Duncan Ban (Fair Duncan), geboren 1724.[11]) Er war ein Jägersmann und Wildhüter, und das Gedicht, das beſonders ſeinen Ruhm begründet, iſt eine poetiſche Schilderung des Lebens der Rehe und Hirſche in den Wäldern von Ben Dorain, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden. Blackie gibt a. a. O. S. 162 fg. eine engliſche Ueberſetzung deſſelben. Buchanan und M'Intire ſind oft herausgegeben worden: von erſterm erſchien im J. 1875 die 21., von letzterm die 8. Ausgabe (Blackie a. a. O. p. 156). Der letzte Dichter, den Blackie aus der Zeit Macpherſon's erwähnt, iſt Robert Mackay, bekannter unter dem Namen Rob

9) Sar-Obair nam Bard Gaelach, or the Beauties of Gaelic Poetry, by J. Mackenzie and James Logan (Glasgow 1841). — Dieſer Titel und ebenſo die Titel in den folgenden Anmerkungen ſtammen aus einem Kataloge, den ich der Güte von Profeſſor Blackie verdanke: A Catalogue of Gaelic Books and other Scottish Literature. Näheres über die Bücher war im J. 1882 bei Th. Halley, 36 Elgin Crescent, Nottinghill, London, zu erfahren. 10) Orain. — The poetical Works of Alexander Macdonald (Glasgow 1839). 11) Orain agus Dana Geidhealach, by Duncan Ban MacIntyre (Edinburgh 1848).

Digitized by Google

Donn, „qui cecinit forma praestantes rure puellas", und der ſich auch als Satiriker auszeichnete.[12])

Aus dieſen Bemerkungen geht hervor, daß das 18. Jahrh. nicht blos durch Macpherſon die Glanzzeit der gäliſchen Poeſie in Schottland geweſen iſt. Ferner ergibt ſich, daß die Naturſchilderung, welche namentlich vom Standpunkte der älteren iriſchen Poeſie aus gegen das Alter und die Volksthümlichkeit von Macpherſon's Gedichten geltend gemacht worden iſt, jedenfalls nicht erſt von Macpherſon in die gäliſche Poeſie eingeführt wurde, wie Blackie p. 160 mit Recht bemerkt. Derſelbe beſpricht p. 98 eins der älteſten Gedichte jener Zeit (Miann a bhaird aosda, d.i. Der Wunſch des alten Barden), deſſen Datum freilich nicht genau beſtimmt werden kann; es macht einerſeits in ſeinem gefühlvollen Tone einen recht modernen Eindruck, und erinnert andererſeits an die alten Oſſianiſchen Zeiten. Macpherſon iſt alſo auch nicht der erſte geweſen, der den ſentimentalen oder elegiſchen Ton in die gäliſche Poeſie eingeführt hat. Nach meiner Anſicht erklärt ſich die düſtere Stimmung in den Oſſianiſchen Gedichten wenigſtens zum Theil aus dem Charakter des poetiſchen Oſſin, der als uralter Greis dem St.-Patrick den geſchwundenen Glanz ſeiner Jugendzeit ſchildert.

Von Dichtern oder Sängern nach J. Macpherſon führt Blackie an: Lauchlan Macpherſon, geb. 1723, John Roy Stuart, Kenneth Mackenzie, geb. 1758, William Roß, geb. 1762[13]), Allan Macdougall, geb. um 1750, James Shaw, geb. 1758, James Macgregor, geb. 1762[14]), Ewan MacLachlan, geb. 1775[15]), Alexander Machinnon, geb. 1770, Donald Macdonald, geb. 1780, Livingſtone oder Mac-Dhunleibhe, geb. 1808[16]), Ewan MacColl, geb. 1812. Von ihren Werken liegt mir nur des letztgenannten Clarsach nam Beann vor, 2. Aufl., Dun-Eidinn 1838 (1. Aufl., Glasgow 1836). Blackie theilt außerdem eine Anzahl von geſungenen Volksliedern in engliſcher Ueberſetzung mit. Was die Proſa anlangt, ſo ſind nach derſelben Autorität die Predigten nur zu oft nicht idiomatiſch, ſondern engliſch gedacht. Das idiomatiſche Gäliſch iſt noch lebendig in den mündlich erzählten Sagen und Märchen und in den Sprichwörtern. Von erſtern veröffentlichte J. F. Campbell einen gäliſchen Text, den er von einem Arbeiter namens Donald Macpherſon erhielt, mit engliſcher Ueberſetzung in der Revue Celtique I, p. 193—202 (Fionn's Enchantment), und für die Sprichwörter liegt jetzt das Buch von Alexander Nicolſon vor, A Collection of Gaelic Proverbs and Familiar Phrases. Based on Macintosh's Collection (Edinburgh 1881).

In der **kirchlichen** Literatur des gäliſchen Schottland iſt die iriſche Sprache lange herrſchend geblieben. Die erſten derartigen Drucke ſtammen aus Argyllſhire, wo auch die geſprochene Sprache dem Iriſchen noch am nächſten iſt. Kurze Angaben über dieſe Drucke gibt Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XXXVIII fg. Der erſte war Biſchof Carswell's Gebetbuch (Dunedin 1567), das vor kurzem von Thomas M'Lauchlan auf Koſten des Marquess of Bute neu gedruckt worden iſt: The Book of Common Order, commonly called John Knox's Liturgy, translated into Gaelic anno Domini 1567 by M. John Carswell, Bishop of the Isles, Edinburgh 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 264). Die Vorrede zu dieſem Werke, die ſich auch bei O'Donovan, Ir. Gramm. p. 453 fg. als Sprachprobe abgedruckt findet, iſt einfach im Iriſch der damaligen Zeit geſchrieben. Erſt im Laufe der Zeit hat man aus den Katechismen und der Bibelüberſetzung das, was dem iriſchen Dialekte allein eigenthümlich iſt, zu verbannen geſucht, und die Bibelüberſetzung vom J. 1826 gilt als „the standard of the orthography and idiom of the Scotch Gaelic"; beſonders gerühmt wird die letzte Ausgabe von 1880 (Published for the Edinburgh National Bible Society), vgl. A. Nicolſon, Gaelic-Proverbs p. X. Intereſſant iſt, daß anfangs die im J. 1690 erfolgte Ausgabe von Biſchof Bedel's iriſcher Bibelüberſetzung mit für Schottland galt, indem ihr ein kurzes ſchottiſch-gäliſches Gloſſar angehängt wurde. Hierüber und über ſpätere Erweiterungen dieſes Gloſſars berichtet Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XIII. Das bedeutendſte Wörterbuch iſt das von der Highland Society of Scotland herausgegebene Dictionarium Scoto-Celticum (Edinburgh 1828). Vorher erſchien R. A. Armſtrong's Gaelic Dictionary, in two parts, Gaelic and English, and English and Gaelic (London 1825). N. McAlpine's Pronouncing Gaelic Dictionary (Edinburgh 1847) bezieht ſich auf den Dialekt von Islay, wo der Verfaſſer ein schoolmaster war, (Skene a. a. O.). — Unter den vorhandenen Grammatiken iſt die beſte die von Alexander Stewart, Elements of Gaelic Grammar (Edinburgh 1801, 2d ed. 1812). Vgl. Gramm. Celt.[2] p. IX. Hauptſächlich auf Macpherſon's Ossian bezieht ſich A. Ebrard's Handbuch der Mittelgäliſchen Sprache (Wien 1870). Die Principles of Gaelic Grammar von John Forbes (Edinburgh 1848) enthalten in der Introduction Angaben über die drei Hauptdialekte des ſchottiſchen Gäliſch (northern, central, south-western, vgl. Rev. Celt. II. p. 187). Donald Mackinnon in ſeiner Inaugural Address p. 30 unterſcheidet nur zwei, einen nördlichen und einen ſüdlichen, von denen der letztere dem Iriſchen näher ſteht und vorzugsweiſe in der Literatur vertreten iſt. Ueber die verhältnißmäßig geringen grammatiſchen Unterſchiede zwiſchen ſchottiſchem und iriſchem Gäliſch handeln O'Donovan, Irish Grammar, p. LXXVIII, und Skene, The Book of the Dean of Lismore, Additional Notes, p. 137 fg. Unter dem Titel Present Limits of the Celtic Language in Scotland enthält die Rev. Celt II, p. 178 fg. eine Abhandlung über die Sprachgrenze in Schottland, die dem Buche von James A. H. Murray, The Dialect

12) Orain. — Songs and Poems in the Gaelic Language by Robert Mackay, Inverness, Douglas 1829. Orain. — Le Rob Donn. Edinburgh, Collie, 1871. 13) Orain Ghaelach, Le Uilleam Rôs. Inverness, 1830. 1834. 1868. 14) Orain Ghaelach, Le Iain MacGhrigair (Edinburgh 1801). 15) Metrical Effusions, by Ewen MacLachlan (Aberdeen 1816). 16) Duain Ghaelic, Le Uilleam Mac DhunLeibhe (Edinburgh, MacLachlan and Stewart, 1858).

Digitized by Google

of the Southern Counties of Scotland, its pronunciation, grammar and historical relations (London 1873) entnommen iſt. Seit dem Jahre 1881 erſcheint eine der gäliſchen Philologie gewidmete Zeitſchrift in Glasgow, The Scottish Celtic Review, herausgegeben von Alexander Cameron (die 3. Nummer datirt November 1882). — Nach den Angaben in der Revue Celtique IV, p. 277 (1880), die ſich auf Zuſammenſtellungen von M. Ravenſtein im Journal of the Statistical Society ſtützen und ſich wahrſcheinlich auf den Cenſus von 1871 beziehen, betrug die Zahl der gäliſch Redenden in den Theilen Schottlands, wo die gäliſche Bevölkerung vorherrſcht, 242,207, in den übrigen Theilen Schottlands 58,746, in Irland (Antrim) 301, in England und Wales 8000, zuſammen 309,254, darunter im ganzen 48,873 Perſonen, die nur Gäliſch ſprechen. Ebenſo ſchätzt Donald Mackinnon, Inaugural Address (1883) p. 23 die Gäliſch Redenden in Schottland auf ungefähr 300,000.

D. Die Quellen des Manx.

Die folgenden Angaben ſtammen zum Theil aus Henry Jenner, The Manx Language: its grammar, literature, and present state. A paper read before the Philological Society, June 18th, 1875 (London).

Die Runenſteine, die auf der Inſel Man vorhanden ſind, kommen hier nicht in Betracht, da ſie kein Gäliſch, ſondern nur Nordiſch enthalten. Die alten Beziehungen der Inſel zu Irland ſprechen ſich in dem oben S. 140 erwähnten Manannán mac Lir der altiriſchen Sage aus. Dieſer mythiſchen Perſönlichkeit wird ein Gedicht zugeſchrieben, das von der Bekehrung der Inſel durch St.-Patrick handelt. Es ſollen früher auch Oſſianiſche Gedichte vorhanden geweſen ſein, erhalten iſt aber nur ein einziges Fragment, das in einer Niederſchrift vom J. 1789 als Add. Ms. 11,215 im British Museum aufbewahrt wird. Die eigenthümliche Literatur beſteht in Balladen und Chriſtmas Carols, hier „Carvels“ genannt. Von den letztern ſollen alte Leute ganze Bände in Manuſcript beſitzen. Die Carvels werden am Heiligen Abend geſungen: jeder, der einen Vers weiß, erhebt ſich und trägt ihn vor. Die Manuſcripte werden ſorgfältig behütet, damit nicht andere die Verſe wegnehmen. Von den Balladen iſt eine Anzahl gedruckt. Seit dem J. 1858 beſteht eine Manx Society, welche zu retten ſucht, was zu retten iſt. Von ihren Publicationen ſind nur einige Bände wichtige Sprachquellen: Vol. XVI. Mona Miscellany. A Collection of Songs, Proverbs, Customs, Superstitions etc., collected by W. Harrison, Vol. XXI. eine ähnliche Sammlung, Vol. XX. gleichfalls ein Miſcellanband, der unter anderm Thomas Chriſtian's Ueberſetzung von Milton's Paradise Lost und den kurzen Bericht über die Inſel Man in Gäliſch von John Briſdon enthält. Unter den Songs von Vol. XVI. ſind außer dem erwähnten Gedichte von Manannan Mac y Lheir bemerkenswerth: Baase Illiam Dhône der Tod von Brown William, der im J. 1662 als Rebell erſchoſſen wurde; Mylacharaine (Molley Charane), ein Gedicht, gerichtet gegen einen Mann dieſes Namens, der zuerſt ſeiner Tochter eine Ausſtattung gab, während bisher der Freier dem Vater die Tochter abkaufen mußte; das Lied auf die Heringsboote, die am 21. Sept. 1787 von Douglas aus verloren gingen. Jenner gibt außerdem p. 17 eine Liſte von gedruckten Büchern, die vorwiegend religiöſen Inhalts ſind. Das bedeutendſte Werk unter dieſen iſt die Bibelüberſetzung, an welcher ſich unter Biſchof Wilſon und ſeinem Nachfolger Biſchof Hildeſley die ganze Geiſtlichkeit der Inſel betheiligte. Der Druck der einzelnen Theile währte von 1771 bis 1775, mir liegt die Ausgabe von 1819 vor (London, for the British and Foreign Bible Society). Nächſt der Bibel rühmt Jenner The Prayer-Book of the Church of England in Manx (1765, 1777, 1840), und die Ueberſetzung von Biſchof Wilſon's Predigten: Sharmanyn liorish Thomas Wilson, aspick. Translated by J. Corlett. 3 vols. 1783. Das Manx ſteht dem ſchottiſchen Gäliſch etwas näher als dem Iriſchen. In der Schreibweiſe des Manx herrſcht das phonetiſche Princip wie im Buche des Dean von Lismore und wie im Cymriſchen. Die Orthographie wurde bei Gelegenheit des Bibeldrucks geregelt. Eine Hauptautorität war John Kelly, Vicar von Ardleigh und Rector von Copford, geboren 1750, geſtorben 1809. Ihm war die Reviſion der Bibelüberſetzung und die Ueberwachung des Druckes anvertraut, vor allem aber ſchrieb er für Biſchof Hildeſley eine Grammatik und ein Wörterbuch des Manx. Die Originalausgabe der erſtern vom J. 1803 wurde als Vol. II. der Manx Society neu herausgegeben von W. Gill: A Practical Grammar of the Ancient Gaelic, or Language of the Isle of Man, usually called Manks, 1859 (Facsimile Reprint for Bernard Quaritch, London 1870). Das Manx Dictionary umfaßt zwei Theile, 1. Theil Manx and English, 2. English and Manx, und erſchien als Vol. XIII. der Manx Society, Douglas 1866. Der 2. Theil rührt nicht ſo, wie er gedruckt iſt, von Kelly her, ſondern iſt von W. Gill und J. T. Clarke zurecht gemacht. Sie benutzten Kelly's Manuſcript eines leider ungedruckt gebliebenen „Triglot of Manx, Irish and Erse, based upon English“, dazu aber auch Cregeen's Wörterbuch (Douglas 1835) und ein ungedrucktes Werk dieſer Art von Moſley. Aus der Bibelüberſetzung ſtellte ſich Heinrich Leo, dem Kelly's Buch nicht erreichbar war, eine Grammatik zuſammen, und veröffentlichte ſie als Ferienſchriften, Erſtes Heft, S. 117—242. Ueber die wichtigſten Abweichungen des Manx vom Iriſchen handelt ſchon P. M'Elligott in ſeinen Observations on the Gaelic Language, Transact. Gael. Soc. Dubl. I. (Dublin 1808) p. 18 fg. Er gab daſelbſt auch Sprachproben, deren Orthographie er nach der iriſchen Schreibweiſe verbeſſerte. Auch Jenner theilt einiges aus der Grammatik zur Charakteriſtik der Sprache mit. Er gibt p. 23 ſeiner Schrift ſtatiſtiſche Mittheilungen über die Sprachverhältniſſe der Inſel im J. 1875: die Stadt Douglas abgerechnet betrug die Bevölkerungszahl 41,084, von dieſen ſprachen 12,340 Perſonen Manx als ihre Mutterſprache neben dem Engliſchen, und 190 Perſonen nur Manx

Digitized by Google

(vgl. Rev. Celt. IV, 277, wo als Geſammtzahl der Celtisants 12,534 angegeben wird). Die Sprache iſt in raſchem Ausſterben begriffen, ſeitdem ſie nicht mehr in den Schulen gelehrt wird und die Predigt in Manx mehr und mehr aufhört.

E. Die Quellen des Cymriſchen oder Welſh.

Von der alten britanniſchen Sprache, welche die Vorſtufe des ſpäteren Cymriſch, Corniſch und Bretoniſch repräſentirt, ſind faſt nur Eigennamen bekannt, dazu einige wenige andere Wörter. Dieſes Sprachgut iſt theils bei den alten Schriftſtellern überliefert, theils auf den in Britannien gefundenen Inſchriften. Die lateiniſchen Inſchriften aus der Zeit der römiſchen Herrſchaft ſind geſammelt in Vol. VII des Corpus Inscriptionum Latinarum: Inscriptiones Britanniae Latinae, ed. Aem. Hübner (Berol. 1873). Eine Anzahl der wichtigſten derſelben ſind auch mitgetheilt und verwerthet von Th. Wright, The Celt, the Roman, and the Saxon, 3d ed., London 1875. Einzelne altbritanniſche Wörter findet man in Diefenbach's Origines Europaeae. Für die keltiſche Sprachgeſchichte wichtiger ſind die in England und Wales gefundenen Ogaminſchriften der altchriſtlichen Zeit, ungefähr aus den mittleren Jahrhunderten des 1. Jahrtauſends. Es iſt dieſelbe Ogamſchrift, die wir oben S. 146 erwähnten. Der beſte Kenner dieſer Inſchriften iſt John Rhys. Von dieſem unterſtützt veröffentlichte E. Hübner als Ergänzung des oben genannten Werkes die Inscriptiones Britanniae Christianae, Berol. 1876. Rhys ſelbſt behandelt eingehend dieſe Inſchriften in den letzten Abſchnitten und im Appendix ſeiner Lectures on Welsh Philology, früher ſchon in kleineren Abhandlungen (vgl. z. B. On some of our Inscribed Stones, in der Archaeologia Cambrensis, 4th Ser. Vol. VI. pp. 359—371). J. O. Weſtwood's Lapidarium Walliae, the early inscribed and sculptured stones of Wales (Oxford 1876—1879), enthält daſſelbe Material. Während aber Rhys die Sprache dieſer Inſchriften früher für altbritiſch hielt, hat er neuerdings ſeine Anſicht geändert, und ſie einer alten gäliſchen Bevölkerung zugeſchrieben, die vor den britiſchen Stämmen die Inſel in Beſitz gehabt habe und von dieſen ſpäter verdrängt worden ſei, ſ. Celtic Britain p. 213. Allerdings iſt es auch immer unſere Anſicht geweſen, daß Inſchriften, auf denen das Wort maqui (des Sohnes) vorkommt, nur gäliſch, nicht britiſch ſein können, da die britanniſchen Sprachen ein p ſtatt das qu haben (vgl. H. d'Arbois de Jub., Rev. Celt. III, p. 270). Auch finden wir in Cormac's Gloſſar s. v. Mogheime (Three Irish Glossaries, ed. Stokes, p. 29; Cormac's Glossary, Transl., p. 111) die beſtimmte Nachricht, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Macht der Gälen von Irland in Britannien groß geweſen ſei. Jedenfalls kann man die Ogaminſchriften Britanniens nicht mehr ſpeciell der Sprachgeſchichte des Cymriſchen zu Grunde legen.

Dagegen gibt es eine Reihe alter Handſchriften, welche altcymriſche Gloſſen enthalten. Sie ſtammen ungefähr aus derſelben Zeit wie die altiriſchen Gloſſenhandſchriften, ſind aber bei weitem nicht ſo reichhaltig und ſo zahlreich. Auch hat ihre Sprache nicht ſo viele alte Flexionsformen bewahrt; ſie iſt indeß lautlich in einigen Punkten alterthümlicher als das Altiriſche. Das Altcymriſche iſt nicht immer leicht vom Altbretoniſchen und Altcorniſchen zu unterſcheiden. Bradſhaw und Stokes haben neuerdings drei Gloſſencomplexe für die beiden andern britiſchen Sprachen in Anſpruch genommen, die Zeuß dem erſtern zugetheilt hatte: die Oxforder Gloſſen zum Eutychius und die Luxemburger Gloſſen für das Bretoniſche, das Oxforder Vocabular für das Corniſche. Abgeſehen von dieſen bleiben für das Altcymriſche:

1) Die übrigen Gloſſen in dem Oxforder Miscellancodex Auct. F. 4—32, aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts, nämlich a) Gloſſen zu Ovid's Ars amatoria, b) zum Alphabet des Nennius, c) zu einem Tractat über Maße und Gewichte. Dieſe Gloſſen waren ſchon von Zeuß benutzt, ſie ſind berichtigt gedruckt Gramm. Celt.[2] p. 1054 fg. Die Berichtigungen ſtammen aus der Ausgabe von Wh. Stokes in den Transactions der Philological Society zu London, 1860—1861, pp. 232—249, vgl. dazu Rhys, Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, pp. 228—239.

2) Der Codex des Juvencus zu Cambridge, gleichfalls aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Er enthält Gloſſen zu einer Paraphraſe der Evangelien in Hexametern von C. Vettius Aquilinus Iuvencus, ferner drei Verſe, die ein kleines Gedicht bilden, und neun weitere Zeilen Altcymriſch auf dem 1. Blatt, die leider ſchwer lesbar ſind. Das Ganze iſt mitgetheilt und bearbeitet von Wh. Stokes, Beitr. zur vergl. Sprachf. IV, p. 385 fg., dazu Verbeſſerungen und Nachträge ebendaſ. VII, p. 410, auch in Skene's Four Anc. Books of Wales.

3) Die Gloſſen zu Martianus Capella, De nuptiis Philologiae et Mercurii in einem Codex des 8. Jahrhunderts zu Cambridge, herausgegeben und bearbeitet von Wh. Stokes, „The Old-Welsh Glossses on Martianus Capella, with some notes on the Iuvencus-Glosses, datirt „Screw-Steamer «Surat» Between Aden and Bombay, 4th March 1872", in der Archaeologia Cambrensis vom Januar 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 135), neu gedruckt Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, p. 385 fg.

4) Die unter dem Namen „Codex ecclesiae Lichfeldensis (antea Landavensis)" Gramm. Celt.[2] p. XXVII aufgeführte Evangelienhandſchrift, welche einige Eintragungen aus dem 9. Jahrhundert mit altcymriſchen Namen und Sätzen enthält, mitabgedruckt in dem folgenden Buche.

5) Liber Landavensis, Llyfr Teilo, or the ancient register of the cathedral church of Llandaff, ed. Rev. W. J. Rees, Llandovery 1840. Dieſes Buch enthält Grenzbeſtimmungen und Aufzeichnungen über die biſchöflichen Privilegien in cymriſcher Sprache. Der Druck beruht auf zwei Abſchriften einer Handſchrift, die ungefähr zwiſchen 1100 und 1132 geſchrieben war und jetzt verloren iſt, die aber ihrerſeits wieder aus einem älteren Codex abgeſchrieben war. Vgl. Gramm. Celt.[2] p. XXVIII.

Digitized by Google

Mit dem 12. Jahrhundert beginnen dann die berühmten Mss. cymriſcher Texte, von denen die folgenden beſonders wichtig ſind:

6) Das in der Hengwrt Collection befindliche Ms. A des „Venedotian or North Wales Code“ der cymriſchen Geſetze, wahrſcheinlich aus dem 12. Jahrhundert, von Zeuß nach der unten zu erwähnenden Ausgabe vom J. 1841 benutzt.

7) Das „Black Book of Caermarthen“ (Llyfr du), gleichfalls in der Hengwrt Collection, geſchrieben unter der Regierung Heinrich's II. 1154—1189.

8) Das „Book of Aneurin“, mit den Gedichten, die dem Barden Aneurin zugeſchrieben werden, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, im Beſitze von Sir Thomas Philipps of Middlehill.

9) Das „Book of Taliessin“, mit den Gedichten, die dem Barden Talieſſin zugeſchrieben werden, aus dem Anfange des 14. Jahrh., in der Hengwrt Collection.

10) Das „Red Book of Hergest“ (Llyfr Côch Hergest) in der Bibliothek des Jeſus College zu Oxford, zu verſchiedenen Zeiten im 14. und 15. Jahrhundert geſchrieben, einſt im Beſitze der Vaughans of Hergest Court, Herefordshire.

Die vier letztgenannten Mss. ſind bekannt unter dem Namen „The Four Ancient Books of Wales“. Zeuß benutzte für die Grammatica Celtica nur die unter dem Namen Mabinogion bekannten Erzählungen des Red Book of Hergest. Auch in der 2. Ausgabe hat Ebel nur in der zweiten Hälfte Einiges aus der 1868 erſchienenen Ausgabe der Four Ancient Books von Skene mitverwerthet.

11) Das Gralbuch (Llyvyr y Greal) in der Hengwrt Collection, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

12) Das eccleſiaſtiſche Cotton Ms. Titus D. XXII im British Museum, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Die unter Nr. 6) bis 12) genannten Mss. repräſentiren beſonders in ihrer lautlichen Geſtalt eine mittlere Stufe zwiſchen dem Altcymriſchen und der modernen Sprache, die man Mittelcymriſch nennt. Da ſie aber Texte enthalten, die aus älterer Zeit ſtammen, ſo iſt in ihnen noch viel Alterthümliches aufbewahrt. Die ſprachlich und ſachlich wichtigen Mss. ſind keineswegs mit den obigen erſchöpft. Ueber die Sammlungen von Mss. berichtet Skene in dem einleitenden Theile ſeiner Ausgabe der Four Ancient Books.[17] Unter der Regierung Heinrich's VIII. wurden die Schätze der alten eccleſiaſtiſchen Bibliotheken zerſtreut. Von den größeren Privatſammlungen, die alsbald entſtanden, ſind zwei noch heute erhalten, die Sammlung von Mr. Jones of Gelly Lyvdy aus den Jahren 1590—1630, und die von Mr. Robert Vaughan of Hengwrt, der im J. 1666 ſtarb. Nach dem Tode des erſtern vereinigte der letztere, einer Verabredung entſprechend, beide Sammlungen in Hengwrt. Dort blieben ſie, bis ſie vor einigen Jahren durch Vermächtniß in den Beſitz von W. W. E. Wynne, Esqu. of Peniarth übergingen. Daher die Namen Hengwrt- oder Peniarth-Mss. Eine Serie von Textausgaben aus den Hengwrt-Manuſcr. mit engliſcher Ueberſetzung hat ſeit 1876 der verſtorbene Rev. Robert Williams begonnen. Abgeſehen von einigen andern Privatſammlungen ſind cymriſche Mss. beſonders noch im Jesus College zu Oxford und im British Museum aufbewahrt. Aus neuerer Zeit ſtammen die gleichfalls vielgenannten Iolo-Mss. Sie ſind geſchrieben von dem Barden Jolo Morganwg, deſſen bürgerlicher Name Edward Williams war, und der Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts lebte (vgl. Rev. Celt. I, p. 467). Nach einem dem Barddas (ſ. weiter unten) beigegebenen Advertisement ſind dieſe Manuſcr. im Beſitz von Lord und Lady Llanover.

Was den Inhalt der alten Mss. anlangt, ſo ſind als beſonders eigenthümlich die Gedichte der Barden, die Triaden und die Mabinogion hervorzuheben. Für dieſe Texte kommen namentlich drei große Sammelwerke in Betracht. An erſter Stelle ſteht die Myvyrian Archaiology of Wales von Owen Jones[18] (3 Bände, London 1801—1807), davon eine neue Ausgabe bei T. Gee, Denbigh 1861—1870. Hier finden ſich die Gedichte der Barden, ohne Ueberſetzung und ohne Angabe der Manuſcr., denen ſie entnommen ſind, ferner die Triaden u. a. m. Dieſelben Texte ſind in verſchiedenen Manuſcr. enthalten und Owen Jones benutzte nicht überall die älteſten. Auf die oben erwähnten älteſten Manuſcr. ſtützt ſich ein zweites Hauptwerk, The Four Ancient Books of Wales, by William F. Skene, 2 Vol., Edinburgh 1868: der 1. Band enthält eine Einleitung und die engliſche Ueberſetzung[19] der alten Bardengedichte, der 2. Band den cymriſchen Text derſelben und Anmerkungen. Ein Theil des Book of Aneurin, das unter dem Namen Y Gododin bekannte längere Gedicht, liegt noch in zwei Specialausgaben vor, die eine von Rev. John Williams ab Ithel (Llandovery 1852), die andere von Thomas Stephens nach deſſen Tode auf Koſten der Honourable Society of Cymmrodorion herausgegeben (London 1881 und 1882). Vor Skene gab Th. Herſart de la Villemarqué in ſeinem Buche: Poëmes des Bardes Bretons

17) Ausführlichere Angaben finden ſich in der Vorrede zur Myvyrian Archaiology, aber ſeitdem hat ſich vieles im Beſitzſtande geändert. Vgl. Stephens, Geſch. der wälſchen Lit., überſetzt von San-Marte, S. 279.

18) Owen Jones war geboren 1741 zu Llanvihangel Glyn y Myvyr in der Landſchaft Denbigh, und iſt geſtorben zu London 1814, nachdem er ſich als „a furrier in Thames Street“ durch Fleiß und Energie die Mittel verſchafft hatte, ſeine patriotiſchen Zwecke in dem oben genannten monumentalen Werke auszuführen, durch welches er die alte Literatur von Wales zum erſten mal in umfaſſender Weiſe bekannt gemacht und der Forſchung übergeben hat. Einem bardiſchen Brauche entſprechend nannte er ſich nach ſeinem heimatlichen Thale, und daher das Myvyrian im Titel ſeines Werkes. Vgl. H. de la Villemarqué, Poëmes des Bardes Bretons p. II fg., R. Williams, Eminent Welshmen p. 259.

19) Die Ueberſetzung der Gedichte des Black Book of Caermarthen, des Book of Aneurin und des Red Book of Hergest rührt von Rev. Silvan Evans her, die der Gedichte aus dem Book of Taliessin von Rev. Robert Williams.

Digitized by Google

du VIe siècle (Paris 1850), nach einer Einleitung über die Barden eine Auswahl derſelben Gedichte (darunter auch Y Gododin) mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, die als erſte gewiß ihre Verdienſte gehabt hat, allein die Texte ſind nicht zu brauchen, da der Herausgeber eine Redaction derſelben nach bretoniſcher Orthographie hergeſtellt hat, und die aus den Mss. dazu mitgetheilten Leſungen, ſoweit man das aus einer Vergleichung mit Skene's Texten erſehen kann, nicht zuverläſſig ſind.

Das dritte Hauptwerk ſind die Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest, and other ancient Welsh manuscripts, with an English Translation and Notes, by Lady Charlotte Guest, 3 Voll. (London 1838—1849[20]).

Was nun zunächſt die Barden anlangt, ſo ſind die berühmteſten derſelben Aneurin, Taliessin, Llywarch Hen und Merddin (Merlin). Die Tradition ſetzt ſie in das 6. Jahrhundert n. Chr., und früher nahm man an, daß die in den alten Mss. ihnen zugeſchriebenen Gedichte wirklich von ihnen herrührten und aus dieſer Zeit ſtammten.[21a]) Die Kritik hat begonnen, dieſen Wahn zu zerſtören, aber man kann noch nicht ſagen, daß die Unterſuchung überall bei endgültigen Reſultaten angelangt iſt. Das wichtigſte Werk iſt noch immer Thomas Stephens, The Literature of the Kymry, being a critical essay on the History of the language and literature of Wales (Llandovery und London 1849), 2. ed. (nach dem Tode des Verfaſſers) mit etwas verändertem Titel 1876 (vgl. Rev. Celt. III, 112). Dazwiſchen erſchien die deutſche Ueberſetzung von San-Marte (A. Schulz), Geſchichte der wäliſchen Literatur vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert (Halle 1864). Nach Stephens würde Y Gododin wirklich dem Aneurin angehören, würden ebenſo die zwölf dem Llywarch Hen und wenigſtens einige der dem Taliessin zugeſchriebenen Gedichte echt ſein, während er dem Merddin alle unter ſeinem Namen gehenden Gedichte abſpricht. Noch weiter in der negativen Kritik ging D. W. Naſh, Taliessin, or the Bards and Druids of Britain, 1858. W. F. Skene macht mit Recht im 1. Band ſeines Werkes, wo er überhaupt einen Ueberblick über die hier einſchlagenden Fragen gibt, auf die Schwächen der bisher geübten Kritik aufmerkſam, und kommt ſeinerſeits zu dem Reſultate, daß dieſe Gedichte die Literatur der Cymren von Cumbria darſtellen, ehe dieſes Königreich 946 von den Sachſen unterjocht wurde, daß die älteſten derſelben als zuſammenhängende Ganze im 7. Jahrhundert entſtanden ſeien, daß ſie aber auf Gedichten und Fragmenten beruhten, die von jenen alten Barden herrührten. Die Forſchung muß hier Schritt für Schritt vorwärts zu kommen ſuchen, die grammatiſche Abhandlung von Rhys, Notes on the language of old Welsh poetry, in der Revue Celtique VI pp. 14—61, beweiſt aufs neue, daß dieſe Bardengedichte wirklich einen ſehr alten Kern haben müſſen, von dem noch mancher Reſt inmitten der umgewandelten ſprachlichen Form erhalten iſt. Die hiſtoriſchen Verhältniſſe, die in Betracht kommen, veranſchaulicht am beſten Aneurin's Gedicht Y Gododin. Die Cymry ſaßen urſprünglich auch zwiſchen Humber und Clyde, in Manau Guotodin, dem Gebiete der Ottadeni. Als 408 oder 409 die römiſche Herrſchaft definitiv aufgehört hatte, kamen die einheimiſchen Fürſten wieder zu größerer Macht, aber es folgten die Angriffe der germaniſchen Eroberer. Im Oſten ſetzten ſich dieſe letztern ſchon früh feſt. Ein Graben mit Wall ſchied ihr Gebiet von den im Weſten ſitzenden keltiſchen Stämmen, zwiſchen Solway und Frith of Forth. Die Schlacht von Cattraeth, welche den Gegenſtand von Aneurin's Gedicht bildet, wurde zwiſchen den Cymry und den Sachſen geſchlagen. Aneurin war ſelbſt als Barde dabei. Die Sachſen hatten keltiſche Verbündete. Sie ſammelten ihre Streitkräfte in Gododin. Die Schlacht begann an einem Dienstag und dauerte eine ganze Woche. Das Ende war, daß die Cymry beſiegt wurden. Aneurin wurde gefangen genommen, aber nachher von einem Sohne des Barden Llywarch Hen befreit. Es wurde eine Zuſammenkunft abgehalten, aber dabei erſchlug der ſächſiſche Herold den britiſchen Barden Owain, der verlangt hatte, daß ein Theil von Gododin den Cymry zurückgegeben würde. Es entbrennt ein neuer Kampf, der mit einer furchtbaren Niederlage der Cymry endet. Nur wenige Häupter entkamen, unter ihnen Aneurin. Dieſe Schlacht ſoll im J. 570 n. Chr. geſchlagen worden ſein. Wichtige lateiniſch geſchriebene Quellen für die altcymriſche Geſchichte und Sage ſind die Historia und Epistola des Gildas aus dem 6. Jahrh., die unter dem Namen des Nennius gehende Historia Britonum mit verſchiedenen Zuſätzen aus dem 7. bis 10. Jahrh., und die Historia Regum Britanniae des Geoffrey of Monmouth aus dem 12. Jahrh., alle drei von San-Marte herausgegeben. Daß die Barden im frühen Mittelalter einen organiſirten Stand bildeten, beweiſen die altcymriſchen Geſetze, die ſich an vielen Stellen auf dieſelben beziehen (ſ. die Indices zu den Ancient Laws and Institutes of Wales). Von dem Barden Meilyr an, der um 1100 lebte, iſt bis in die neuere Zeit herein eine lange Reihe von Barden bekannt, deren Gedichte, zum Theil erhalten, in der Myvyrian Archaiology gedruckt und in Stephens' Werke beſprochen ſind.

Der Inhalt der alten Gedichte iſt ſehr mannichfaltig. Die meiſten jedoch beziehen ſich auf geſchichtliche Ereigniſſe, frühere oder gleichzeitige, beſonders auf Kämpfe und Schlachten, oft mit ſchwer deutbaren Anſpielungen. In vielen werden britiſche Könige und Fürſten gefeiert oder erwähnt, unter ihnen auch Arthur der Guledig, aus ſpäterer Zeit beſonders Heinrich I. und ſein Sohn Robert, Earl of Glouceſter, deſſen Mutter die Tochter eines einheimiſchen Fürſten war, und der im J. 1147 ſtarb. Wieder andere Gedichte beziehen ſich auf Städte (caer) und ihre Helden. Einige haben die Form eines

20) Die Ausgabe vom J. 1877, in 1 Bande, enthält nur die engliſche Ueberſetzung, nicht den cymriſchen Text. 21a) Das Hauptwerk in Bezug auf dieſe Poſition iſt Sharon Turner, Vindication of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliessin, Llywarch Hen, and Merdhin (London 1803).

Digitized by Google

Todtengeſangs, andere kündigen ſich als Träume oder als Prophezeiungen an. Faſt in allen ſind chriſtliche Gedanken, aber eine Anzahl ſind geradezu religiöſe Gedichte. Auch einzelne Erzählungen des Alten Teſtaments finden ſich, und in zwei Oden wird Alexander der Große geprieſen. Sogar eine iriſche Sage, die ſich auf die Helden Curoi mac Daire und Cuchulinn bezieht, iſt in einem Gedichte vertreten (vgl. Skene a. a. O. I, 211). Einen eigenthümlich moraliſirenden oder ſententiöſen Charakter haben die dem Llywarch Hen zugeſchriebenen Gedichte, aber am meiſten beſprochen ſind die ſogenannten mythologiſchen Gedichte, die unter Myrddin's und Talieſſin's Namen gehen. Ohne Frage ſind vielfach ſpätere Producte mit berühmten Namen der Vorzeit geſchmückt worden. Mit den in den alten Mss. enthaltenen Gedichten Talieſſin's iſt ein unter dem Titel Hanes Taliessin bekanntes Mabinogi combinirt worden, das die perſönlichen Schickſale dieſes Barden erzählt, mit eingelegten Gedichten. Es iſt ſchon mehrmals gedruckt (vgl. Skene a. a. O. I, 30), zuletzt im 3. Bande der Mabinogion von Lady Charlotte Gueſt, eine deutſche Ueberſetzung im Anhange von San-Marte's Ueberſetzung von Stephens' History. Nach dem, was Skene a. a. O. p. 31 bemerkt, ſtammt dieſer Text aber nicht aus alter Zeit, ſondern erſt aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Was aber die druidiſche Mythologie anlangt, die hier und in älteren Texten erhalten ſein ſoll, ſo treten uns allerdings eigenthümliche Namen und Gedanken entgegen, in denen Nachklänge des einheimiſchen Druidenthums erhalten ſein könnten, aber eine tendentiöſe Interpretation hat hier viel mehr als bloße Nachklänge zu gewinnen geſucht. Dieſe Fehler ſind verhältnißmäßig leicht durch philologiſch genaue Interpretation zu beſeitigen, und bis dieſe nicht allen Texten zutheil geworden oder, wo ſie ſchon vorliegt, gründlich nachgeprüft worden iſt, erſcheint Vorſicht im Urtheil ſehr gerathen. Ohne Frage verdankt Wales ſeinen Barden ſehr viel. Sie haben ſehr weſentlich dazu beigetragen, die cymriſche Nationalität in Sprache, Traditionen und Sitten aufrecht zu erhalten, und den Widerſtand gegen die Sachſen und die Engländer (Lloegrwys) haben ſie vielleicht noch mehr betrieben als ſelbſt die einheimiſchen Fürſten. Die ſpäteren Barden haben mit Bewußtſein an ihre Vorgänger und an das Alte angeknüpft, und eben deshalb iſt manches ſcheinbar Alte neu, kann aber auch manches erſt ſpäter Entſtandene alte Elemente in ſich tragen. Mehrfach tritt uns entgegen, daß die Barden ihren Fürſten, den ſie mit einem alten Helden vergleichen wollten, geradezu mit dem Namen deſſelben anredeten. Aehnlich werden ſpätere Barden ihre eigenen Dichtungen als Werke Talieſſin's und anderer Barden bezeichnet haben, die ſie als ihre Muſter betrachteten.

Die Gedichte der ſpäteren Barden des Mittelalters haben nur zum Theil einen andern Charakter als die alten. Sie finden ſich gedruckt in der Myvyrian Archaiology, und kurz charakteriſirt in Stephens' Buch. Meilyr, ſein Sohn Gwalchmai, ferner Owain Kyveilig und Howel ab Owain, zwei fürſtliche Barden, von denen der letztere im J. 1169 ſtarb, Kynddelw, Llywarch ab Llywelyn ſind hervorragende Namen, und Kriegslieder, Lehrgedichte, Liebesgeſänge und Elegien wechſeln in ihren Werken mit Gedichten beſonderer Art. Zu letztern gehört Owain Kyveilig's Gedicht Hirlas. Dies Wort iſt der Name eines Trinkhorns, das der Fürſt ſeinen Gäſten der Reihe nach reichen läßt, indem er jeden mit einem Verſe bedenkt. Ein ähnliches Motiv liegt dem Gedichte „Die Rundfahrt durch Powys" deſſelben Barden zu Grunde, in welchem jedem Orte, den der Fürſt auf einer Rundfahrt beſucht, ein Vers gewidmet iſt. Liebeslieder ſind namentlich von Howel ab Owain vorhanden. Ueber den Barden Dafydd ab Gwilym, geboren um 1340[21b]), alſo ein Zeitgenoſſe Chaucer's, beſitzen wir eine Monographie von Profeſſor Cowell, die auch für die Auffaſſung anderer Barden fruchtbare Geſichtspunkte bietet. Cowell weiſt in den Gedichten Dafydd ab Gwilym's Aehnlichkeiten mit denen der Troubadours nach. Namentlich kommen hier die Liebesgedichte in Betracht. Wären dieſe wörtlich zu nehmen, ſo müßte dieſer Barde ein wahrer Don Juan geweſen ſein, allein ſie ſind eben nur Poeſie: aus dem Umſtande, daß der Minneſänger die Dame beſingt, folgt nicht, daß er ein Verhältniß mit ihr hatte. Wenn ſich ferner bei den Troubadours der Einfluß von Ovid's Metamorphoſen beobachten läßt, ſo könnte an dieſen bei Dafydd die Klage der Eule erinnern. Dieſe war urſprünglich ein ſchönes Mädchen, welches zur Strafe für ihre Falſchheit in den verhaßten Vogel verwandelt wurde, ſ. das Märchen Math in den Mabinogion. Aehnliche Verwandlungen ſind es, die dazu geführt haben, den Barden einen altdruidiſchen Glauben an die Seelenwanderung zuzuſchreiben. Sie ſpielen in der Legende von Talieſſin eine große Rolle. Da wir ſie aber auch in der altiriſchen Sage finden, z. B. in der Sage Aided Echach maic Maireda (Journ. R. Hist. and Arch. Ass., 1870, p. 101 fg.), ſo könnten hier allerdings altkeltiſche Mythen vorliegen, nur ſcheinen ſie mir nicht den Gedanken der Seelenwanderung zu enthalten. Auch in andern mythologiſchen Einzelheiten finden ſich Berührungen zwiſchen Irland und Wales, z. B. in dem mythiſchen Glasſchiff u. ſ. w. Zur Charakteriſtik der Barden gehört noch, daß ſie viel Sinn für die Natur zeigen, und daß ſie, obwol religiös, doch den Mönchen feindlich ſind. Freilich waren ſie ſelbſt auch nicht immer die beſten, wie die dem Talieſſin zugeſchriebene Satire auf die Barden des Maelgwn Gwynedd beweiſt (San-Marte's Ueberſetzung von Stephens, S. 86).

Die Barden ſollen aber auch die Beſitzer der druidiſchen Weisheit geweſen ſein, die unter dem Namen der Triaden (Trioedd)[22]) auf uns gekommen iſt. Es iſt dies eine höchſt merkwürdige Spruchweisheit, die man nicht deshalb geringzuſchätzen braucht, weil ſie zu phan-

21b) Es gibt noch keine kritiſche Ausgabe dieſes Barden, die erſte Ausgabe iſt von Owen Jones (London 1789). 22) Eine Abhandlung von Stephens über die Triaden findet ſich in dem Journal Y Beirniad, Band VI, vom Jahre 1865, vgl. Rev. Celt. I, 467 not.

taſtiſchen Theorien Veranlaſſung gegeben hat, oder weil ihr Alter zu hoch angeſchlagen worden iſt. Die Form der Triade iſt gewiß nicht altdruidiſch, ſondern wird mit dem chriſtlichen Begriffe der Trinität zuſammenhängen.[23]) Dieſe Lehre hat auf die alten Kelten einen tiefen Eindruck gemacht: das „triar óenfer“ (drei Perſonen Eine Perſon) iſt ein Wunder von einer Lehre, wie es in dem altiriſchen Hymnus auf S.-Brigit heißt, und im Hymnus auf St.-Patrick wird hervorgehoben, daß das Volk von Irland, ehe der Apoſtel kam, noch nicht an die wahre Gottheit der Trinität glaubte (vgl. meine Iriſchen Texte S. 14 und S. 29). So iſt denn in Wales die Dreiheit maßgebend geworden für eine eigenthümliche Spruchweisheit, die ſich auf die verſchiedenſten Dinge bezieht und die in der conſequenten Durchführung eines willkürlich gewählten Schemas auch viel alte Ueberlieferung miterhalten hat. Triaden kommen ſchon im Black Book of Caermarthen vor, in welchem ein Gedicht die Dreiheiten der berühmten Roſſe Britanniens feiert. Aber ſchon zur Zeit des Königs Hywel Da im 9. Jahrhundert muß es eine Sammlung von Triaden gegeben haben. Die umfangreichſten Complexe ſind religiöſen, legendariſchen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Inhalts. Ueber die älteſten Triaden vgl. Skene a. a. O. I, p. 28 fg. In einem Hengwrt Manuſcr. ungefähr vom J. 1300 finden ſich zwei Complexe: 1) Trioedd arbenic oder Haupttriaden religiöſen Inhalts, und 2) Trioedd Arthur ac wyr oder die Triaden von Arthur und ſeinen Kriegern, letztere wol dieſelben, die Skene a. a. O. II, 456 mit Ueberſetzung mittheilt. Zwei andere Reihen enthält das Rothe Buch von Hergeſt: 1) Trioedd ynys Brydain oder die Triaden der Inſel Britannien (die Triaden von Arthur mit einſchließend), und 2) eine gemiſchte Zuſammenſtellung (die Triaden der Roſſe mit einſchließend), deren Text neuerdings von Rhys im Cymmrodor Vol. III, Part I (Januar 1880), p. 52—63 auf Grund einer ſorgfältigen Collation neu gedruckt worden iſt. Beide Complexe des Rothen Buches waren ſchon in der Myvyrian Archaiology veröffentlicht. Daſelbſt finden ſich außerdem die ſogenannten hiſtoriſchen und andere Triaden, die einer der bardiſchen Hauptſchwärmer, Iolo Morganwg[24a]), zu dieſem Werke beigetragen hat. Derſelbe beſaß eine Abſchrift der bardiſchen Geheimlehre, wie ſie Llywelyn Sion, 1580—1616 Präſident des Stuhles von Glamorgan, aufgezeichnet haben ſoll. Er machte Mittheilungen daraus in ſeiner Publication Poems, Lyric and Pastoral, 1794, und in einem zweiten Buche, dem Cyfrinach Beirdd ynys Prydain (das Geheimniß der Barden der Inſel Britannien), das nach ſeinem Tode im J. 1829 von ſeinem Sohne herausgegeben worden iſt, vgl. Skene I, 30. Das letztere liegt auch in einer franzöſiſchen Ausgabe von A. Pictet vor, Le Mystère des Bardes de l'Île de Bretagne, Genève 1856. Iolo Morganwg hat viel aus älteren Quellen abgeſchrieben, aber da er ein Schwärmer war und ſeine Quellen nicht immer angegeben hat, ſo wird das, was von ihm ausgegangen iſt, mit einem gewiſſen Mistrauen angeſehen (vgl. Skene I, 32, Rev. Celt. I, 467). Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren wurde ein Band als Fortſetzung der Myvyrian Archaiology veröffentlicht: Iolo Manuscripts. A selection of ancient Welsh Manuscripts, in prose and verse, from the collection made by the late Edward Williams, Iolo Morganwg, for the purpose of forming a continuation of the Myfyrian Archaiology; and subsequently proposed as materials for a new history of Wales: with English Translations and Notes, by his son, the late Taliesin Williams (ab Iolo) of Merthyr Tydfil (Llandovery 1848).[24b]) Auf den „Iolo Manuscripts“ beruht auch das bekannte neuere Werk: Barddas, or, A Collection of original documents, illustrative of the theology, wisdom, and usages of the Bardo-Druidic System of the Isle of Britain. With Translation and Notes. By the Rev. J. Williams ab Ithel. Published for the Welsh Mss. Society. Vol. I. Llandovery and London 1862, Vol. II. London 1874. Den Anfang bildet ein langer Abſchnitt über das Alphabet und den Urſprung deſſelben. Alles entfaltet ſich in Triaden, auch das Alphabet. Dieſes heißt coelbren, von pren Holz (denn es wurde auf vierkantige Stäbe eingeſchnitten), oder coelvain, von main Stein (denn es wurde auch auf Steinplatten mit Stahl oder Feuerſtein eingravirt). Als das Land von den Römern erobert wurde, brachten ſie eine Pflanze namens plagawd mit, und ſchrieben auf dieſer; dann wurden Häute (von Kalb, Schaf oder Ziege) künſtlich zubereitet, und machte man plagawd von dieſen. Aber daneben behielten die Barden Holz und Stein bei. Heinrich V. (1413—1422) verbot den Cymry Schulen und Bücher, da griff man wieder zum coelbren der Barden. Nach Stephens freilich iſt dieſes Alphabet überhaupt erſt eine Erfindung des 15. Jahrhunderts (vgl. ſeine Abhandlung Coelbren y beirdd, in der Archaeologia Cambrensis vom Juli 1872), jedenfalls iſt es nur eine Modification des lateiniſchen Alphabets. Die Angaben über die Stäbe und die Stabbücher ſind nicht ohne Intereſſe. Auf p. 8 findet ſich ein Verzeichniß der Textſtücke, die ſchon zuvor gedruckt worden waren, das von Pictet bearbeitete „Geheimniß der Barden“ iſt auch darunter (ſ. p. 168). Die Eiſteddfod (Sitzungen) oder nationalen Bardencongreſſe haben bis in die neueſte Zeit herein viel zur Pflege der cymriſchen Sprache beigetragen. Das eben genannte

23) Nach M. Nicolas, Rev. de Théol. (Straßburg) 3. Ser., Vol. VI, 1868, würden dieſe Lehren an Origenes anknüpfen; vgl. Rev. Celt. I, 468. 24a) Iolo Morganwg, im bürgerlichen Leben Edward Williams, von Flimſtone in Glamorgan (daher Morganwg), behauptete, daß von den vier alten Bardenſtühlen oder -Schulen einer, der zu Glamorgan, noch erhalten, daß er der Präſident deſſelben ſei, und daß die bardiſche Tradition hier bis 1300 zurückverfolgt werden könne.

24b) Dieſer Band enthält History, Ecclesiastical Antiquities, Fables, Tales, Miscellanies, Poetry. Am beachtenswertheſten ſind außer den Genealogien und bibliographiſchen Notizen die Thierfabeln und eine Anzahl Gedichte, namentlich die dem Barden Rhys Goch of Tir Iarll zugeſchriebenen, der um 1140 angeſetzt wird.

Digitized by Google

Werk Barddas war die Löſung einer Preisfrage, die auf dem Eiſteddfod zu Llangollen im Herbſte 1858 geſtellt worden war. Die juriſtiſchen Triaden ſind in den Ancient Laws and Institutes of Wales abgedruckt. Einen eingehenden Bericht über die Triaden gibt F. Walter, Das alte Wales, S. 8—16.

Viel mehr allgemein bekannt ſind die von Lady Charlotte Gueſt aus dem Rothen Buche von Hergeſt veröffentlichten Mabinogion.[25] In ihrer engliſchen Ueberſetzung iſt in wunderbarer Weiſe der Ton getroffen, der zu dem romantiſchen Inhalte ſtimmt. Sie hat unter dem Namen Mabinogion elf Erzählungen zuſammengefaßt, die ſie in der Preface in zwei Hauptarten theilt (vgl. Skene a. a. O. I, 28). Eine erſte Art bilden die Geſchichten, die ſich auf ältere Stoffe oder ältere Verhältniſſe beziehen: Pwyll, Fürſt von Dyved; Branwen, Tochter des Llyr; Manawyddan, Sohn des Llyr; Math, Sohn des Mathonwy; Lud und Llevelys; Kilhwch und Olwen; der Traum des Rhonabwy. Eine zweite Art bilden die Geſchichten, die ſich auf den Sagenkreis des ritterlichen Königs oder Kaiſers Arthur beziehen: die Dame von der Quelle; Peredur, Sohn des Evrawc; Geraint, Sohn des Erbin; der Traum des Macſen Guledig.[26] In der Handſchrift werden nur die vier erſten Geſchichten, die zuſammen ein Ganzes für ſich bilden, Mabinogi genannt, die übrigen ſieben nicht. Daher Lhuyd in der Arch. Brit. p. 255 fg. die Dreitheilung Mabinogion (mit fünf Titeln), Breuddwydion oder Träume (mit drei Titeln), und Ystoriau oder Geſchichten (mit zehn Titeln) aufſtellte. Auch die Erzählungen der erſten Art ſind uns in keiner beſonders alten Form erhalten, aber ſie ſcheinen nicht außer Land gewandert zu ſein, ſodaß ſie auch nicht den romaniſchen Ritterſchlag erhalten haben. Zauberei ſpielt hier eine große Rolle, und dieſe kann allerdings ein Nachklang des Druidenthums ſein. Der Verwandlung in Thiere gedachten wir ſchon oben, ſie findet ſich hier öfter. Der Schauplatz der Vorgänge iſt Britannien, im zweiten Theile des eigentlichen Mabinogi (Branwen) ſpielt Irland herein.[28] In London herrſchen britiſche Könige, kurz, es iſt die Zeit vor der Herrſchaft der Sachſen. Aber es ſcheinen ſehr verſchiedene Stoffe durcheinandergerathen zu ſein. Der Verrath an Llew Llaw Gyffes im vierten Theile des Mabinogi (Math) erinnert in der auffallendſten Weiſe an Siegfried und Hagen, und der märchenhafte Zug im erſten Theile (Pwyll), daß nämlich eine Perſon die Geſtalt einer andern annimmt und in alle Verhältniſſe derſelben eintritt, gehört gewiß in den Kreis des indiſchen Märchens, das H. Varnhagen (Ein Indiſches Märchen, Berlin 1880) durch Aſien und Europa verfolgt hat. Speciell cymriſch ſind die Beziehungen auf die Triaden, in denen alſo auf dieſelben Stoffe angeſpielt wird. Eine eingehende und ſehr beachtenswerthe Analyſe der Geſchichte von Branwen gibt Alfred Nutt, Mabinogion Studies (aus dem Folk-Lore Record, Vol. V). — Für die meiſten andern Erzählungen iſt Arthur der charakteriſtiſche Name. Man hat aber zwiſchen dem hiſtoriſchen und dem romantiſchen Arthur zu unterſcheiden. In der Historia Britonum des Nennius iſt Arthur der oberſte Heerführer (dux bellorum) der Briten in ihren Kämpfen gegen die Sachſen um 500 n. Chr. Dieſe Führerſchaft Arthur's in zwölf Schlachten betrachten wir mit Skene (a. a. O. I, 50 fg.) und andern als die Grundlage ſeines Ruhmes. Der Arthur der Romantik iſt dann eine poetiſche Umbildung, in welcher das Ideal einer ſpäteren Zeit ausgewirkt worden iſt. In ähnlicher Weiſe iſt in Irland der geſchichtliche Finn zu einem Helden der Romantik geworden. Bei ſolchen Umwandlungen werden aber nicht blos die neuen Ideen, welche die Phantaſie bewegen, ausgeſprochen, ſondern es bleiben auch Reſte der urſprünglichen Verhältniſſe und werden auch andere alte Ueberlieferungen zu den glänzend in den Brennpunkt der Poeſie getretenen Perſonen in Beziehung geſetzt. Wir theilen alſo hier nicht die Anſicht von Rhys, der Arthur als ein ſchon aus vorhiſtoriſchen Zeiten mitgebrachtes Ideal („the ideal champion of the race“, Celtic Britain p. 231) betrachten möchte. Der Arthurroman athmet den Geiſt des mittelalterlichen Ritterthums, deſſen Hauptträger die franzöſiſchen Normannen waren. Die Normannen in England werden das Ihrige zu der Umbildung der Sagen und Märchen beigetragen haben, aber man nimmt an, daß die im 6. Jahrhundert nach der Bretagne ausgewanderten Briten die Stoffe mit ſich nahmen, daß die Bretonen dieſelben der franzöſiſchen Poeſie zuführten, und daß Wales dann ſein Eigenthum in franzöſiſcher Bearbeitung zurückerhielt. Auch in dieſen Fragen iſt noch nicht das letzte Wort geſprochen. Zuletzt hat die Literatur hierüber zuſammengetragen Heinrich Gooſſens, Ueber Sage, Quelle und Compoſition des Chevalier au Lyon des Creſtien de Troyes (Paderborn 1883, Diſſ. der Akademie zu Münſter). Vgl. auch A. Birch-Hirſchfeld, Die Sage vom Gral (Leipzig 1877). Die von Lady Charlotte Gueſt veröffentlichten Texte ſind ins Deutſche überſetzt von San-Marte, theils im Anhange ſeiner Ueberſetzung von Stephens' Geſchichte der wälſchen Literatur, theils in ſeinen beiden Schriften: Die Arthurſage und die Märchen des Rothen Buches von Hergeſt (Quedlinburg und Leipzig 1842), und Beiträge zur bretoniſchen und celtiſch-germaniſchen Heldenſage (Quedlinburg und Leipzig 1847). Auf die franzöſiſchen Quellen und andere Werke, welche den Arthurroman behandeln, hat ſchon Lady Charlotte Gueſt hingewieſen. Als Quellen kommen namentlich drei Werke des Chreſtien de Troyes in Betracht: Le Chevalier au Lyon, Perceval le

25) Mabinogion iſt der Plural von mabinogi, und dies iſt ein Abſtractum von mabinawe „juvenilis, puerilis“, daher es Gramm. Celt.² 814 durch „narratio puerilis“ wiedergegeben iſt. 26) In ihrem Werke hat Lady Gueſt dieſe Eintheilung nicht eingehalten. Vol. I enthält: Iarlles y Ffynnawn, Peredur ab Efrawc; Vol. II Geraint ab Erbin, Kulhwch ac Olwen neu Y Twrch Trwyth, Breuddwyd Rhonabwy; Vol. III Pwyll Pendefig Dyfed, Branwen verch Llyr, Manawyddan vab Llyr, Math vab Mathonwy, Breuddwyd Maxen Wledig, Kyfranc Lludd a Llevelys, Hanes Taliessin. 27) Vgl. Stephens, überſetzt von San-Marte, S. 333. 28) Skene a. a. O. I, 201, iſt der Anſicht, daß das Mabinogi ſich auf eine Zeit beziehe, in der Mona und Arvon gäliſche Bevölkerung hatten.

Digitized by Google

Galois und Erec et Enide. Allein von den 18 Texten, die Rhys in der Archaeologia Britannica aufzählte, hatte Lady Charlotte Gueſt nur 11 veröffentlicht. Eine Reihe anderer Texte gab dann gut heraus Rev. Robert Williams mit engliſcher Ueberſetzung in V Theilen, ein VI. Theil ſollte den zweiten Band beſchließen, aber leider hat der Tod den verdienten Mann ereilt, ehe er ſein Werk zu Ende führen konnte (vgl. Rev. Celt. V, 156). Der erſte Band, in III Theilen, enthält Y Seint Greal, The Holy Greal, aus dem oben unter den älteſten Manuſcripten erwähnten Hengwrt-Manuſcript. Das Werk zerfällt in zwei Theile, der erſtere (Kap. I bis LXX^a) iſt eine Ueberſetzung des dem Walther Mapes zugeſchriebenen Romans La Quête du St. Greal, der zweite (Kap. LXX^b bis zum Ende, d. i. Kap. CCLV) iſt eine Ueberſetzung des Romans, den im J. 1866 Potvin als Perceval le Gallois herausgegeben hat. (Vgl. Lit. Centralblatt 1876, Spalte 1240.) Wir geben die engliſchen Titel der übrigen Texte. Den Anfang macht 1) die romantiſche Geſchichte Karl's des Großen, The Gests of Charlemagne, an deren Ende ſich die folgende Angabe findet: This Book Madawc ab Selyf translated, which John the Scholar wrote. The age of the Lord Jesus Christ, who being God was born of the Virgin Mary, was 1336. Der Romantik der Kreuzzüge gehört an 2) die Geſchichte Bown of Hamtoun (oder Bevis of Hamton). Die übrigen Stücke ſtammen aus der eccleſiaſtiſchen Literatur: 3) St. Patrick's Purgatory, 4) The Life of the Virgin Mary, 5) The Seven Deadly Sins, 6) The Gospel of Nicodemus, 7) The Mass of Good Friday, 8) The History of Pontius Pilate, 9) and Judas (mit der vorhergehenden zuſammenhängend), 10) The Prophecy of Sibil, the Wise, 11) The Dream of St. Paul, 12) The Meaning of the Lord's Prayer, 13) The Seven Wise Men of Rome, 14) The Blessed Oil, 15) The Country of the Blessed John, 16) Hystoria Idrian Amherawdyr ag Ipotis Ysprytawl, die Geſchichte des Kaiſers Hadrian. Der cymriſche Text des letztgenannten Stückes iſt nicht fertig geworden, er bricht in dem mir vorliegenden Exemplare auf p. 340 ab; dann fehlen 94 Seiten cymriſcher Text, die in Theil VI mitgetheilt werden ſollten, denn die engliſche Ueberſetzung des Ganzen beginnt auf p. 435. Leider reicht dieſe nur bis in Kap. VIII. von St. Patrick's Purgatory, wo ſie p. 570 mitten in einem Worte abbricht. Alle dieſe Texte ſind den Hengwrt Manuſcripts zu Peniarth entnommen. Außerdem ſind noch einige andere Texte in zuverläſſiger Weiſe veröffentlicht worden: von H. Gaidoz aus dem Rothen Buche von Hergeſt der bekannte Stoff L'Amitié d'Amis et d'Amiles mit franzöſiſcher Ueberſetzung, in der Revue Celtique IV. p. 201 — 244; von Rhys aus demſelben Manuſcripte die cymriſche Verſion von Karl's des Großen Reiſe nach Jeruſalem und Konſtantinopel, mit engliſcher Ueberſetzung gedruckt in E. Koſchwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzöſiſchen Gedichts von Karl's des Großen Reiſe nach Jeruſalem und Konſtantinopel (Heilbronn 1879); unter den neueſten Publicationen (1883) der Cymmrodorion die Ystoria de Carolo Magno from the Red Book of Hergest, über die wir einen Artikel von H. Gaidoz erwarten dürfen; von Thomas Powell aus einem Ms. des 15. Jahrhunderts im British Museum, A Description of the Day of Judgment, cymriſcher Text mit engliſcher Ueberſetzung und Anmerkungen, im Cymmrodor, Vol. IV. p. 106—138.

Die Geſchichtſchreibung in cymriſcher Sprache iſt durch die Brut genannten Chroniken vertreten. Die Historia Britonum des Geoffrey of Monmouth aus der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnten wir ſchon; ſie ſoll die lateiniſche Ueberſetzung eines altbretoniſchen Buches ſein, das Geoffrey von Walter, Archdeacon of Oxford, erhielt. Hierzu gehören zwei cymriſche Verſionen unter dem Titel Brut y Brenhinoedd (Chronik der Könige), die ſchon in der Myvyrian Archaiology gedruckt ſind. Die zweite derſelben iſt nur eine Ueberſetzung des lateiniſchen Textes und findet ſich im Rothen Buche von Hergeſt, die erſte aber iſt kürzer und wurde von Owen Jones für das originale Werk gehalten, das Walter aus der Bretagne mitbrachte. Er ſchrieb dieſes Werk dem Barden Tyſſilio zu, der zwiſchen 660 und 720 gelebt und eine Geſchichte geſchrieben haben ſoll. So geht dieſe unter dem Namen Brut Tyssilio. Aber weder daß Tyſſilio ſie verfaßt, noch daß ſie überhaupt ein beſonders altes Werk ſei, läßt ſich mit Sicherheit beweiſen. Sie findet ſich nicht im Rothen Buche von Hergeſt, ſondern zuälteſt in einem Manuſcripte, das 1461 geſchrieben ſein ſoll. Vgl. Skene, Four Ancient Books I, 21 fg. F. Walter, Das alte Wales S. 46, glaubte aber mit San-Marte, daß dieſer Brut die Quelle Geoffrey's ſei. Wir laſſen dies dahingeſtellt, und bemerken nur, daß einige Handſchriften dieſes Textes am Ende die Notiz enthalten, daß Walter, Archdeacon of Oxford, ihn in ſeinem Alter aus dem Lateiniſchen ins Cymriſche überſetzt habe. Der Brut Tyssilio umfaßt die Könige von Britannien, von Brutus dem Nachkommen des Aeneas an bis Cadwaladyr Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. Geoffrey von Monmouth forderte ſeinen Zeitgenoſſen Caradog von Llancarvan auf, die folgenden Könige, jetzt nicht mehr Könige von Britannien, ſondern nur noch Fürſten einzelner Theile, zu behandeln. Dieſes Werk beſitzen wir im Brut y Tywysogion, der mit dem Jahre 681, dem Todesjahre Cadwaladyr's, beginnt. Caradog ſelbſt ſchrieb bis zum Jahr 1156, von da an weiter wurde die Chronik „in the monastic establishments of Strata Florida and Conway" bis zum Jahr 1282 fortgeführt. Die neueſte Ausgabe des Brut y Tywysogion (Chronicle of the Princes) iſt die von John Williams ab Ithel in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores (London 1860). Zu Grunde gelegt iſt der Text des Rothen Buches von Hergeſt, denn es gibt zwar unter den Hengwrt Mss. eine ältere Handſchrift, vielleicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, aber ſie iſt unvollſtändig. Die Ueberlieferung iſt dialektiſch verſchieden: die meiſten Mss. und die genannte Ausgabe gehören dem dimetiſchen Dialekte (Dimetian) an, das älteſte Ms. des venedotiſchen Dialektes (Venedotian)

Digitized by Google

ſtammt hier aus dem 16. Jahrhundert. Es gibt noch einen zweiten Brut y Tywysogion, von 660—1196, wahrſcheinlich nur eine beſondere Ueberarbeitung des erſtgenannten (vgl. Williams ab Ithel, Pref. p. XXVII fg.), ferner den Brut y Saeson (Chronik der Sachſen), den Brut Ieuan Brechva (Chronik des Johannes von Brechva, geſtorben um 1500), beide auf dem Werke des Caradog beruhend; alle dieſe Bruts ſind zuſammen im zweiten Bande der Myvyrian Archaiology gedruckt. Vgl. F. Walter, Das alte Wales, S. 41 fg.

Die Heiligenlegenden treten in der cymriſchen Literatur etwas zurück, doch ſeien die Bonedd oder Achau y Saint (die Genealogien der Heiligen) im zweiten Bande der Myv. Arch. und in deren Fortſetzung Iolo Manuscripts (ſ. oben) erwähnt, ſowie das Buch von W. J. Reeves, Lives of the Cambro-British Saints, of the fifth and immediate succeeding centuries, from ancient Welsh and Latin Mss. etc. (Llandovery 1853).

Sehr wichtig ſind die cymriſchen Geſetzſammlungen. Dieſelben zeigen unverkennbar den Einfluß des römiſchen Rechts, gewähren aber einen tieferen Einblick in die Verhältniſſe des alten Wales als irgendein anderes Werk der cymriſchen Literatur. F. Walter ſchöpfte aus ihnen den Stoff zu ſeinem ſchon mehrfach erwähnten Buche, Das alte Wales (Bonn 1859). Die Codification des Rechtes in Wales wird dem Könige Hywel Da (Howel dem Guten) zugeſchrieben, der 907—948 regierte. Sein Werk iſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht mehr vorhanden, denn wenn auch der Kern derſelbe blieb, ſo erlitt es doch im Laufe der Zeit Veränderungen und Erweiterungen und wurde landſchaftlich verſchieden. Entſprechend den drei Haupttheilen von Wales, Gwynedd, Dyved und Gwent gibt es einen Codex Venedotianus, einen Codex Demetianus und einen Codex Gwentianus. Jedes dieſer drei Rechtsbücher iſt in mehrern Handſchriften überliefert. Das älteſte Ms. des Cod. Ven. ſtammt aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Die älteſten Mss. der beiden andern Codices ſtammen aus dem 14. Jahrhundert. In der neuen officiellen Ausgabe der Ancient Laws and Institutes of Wales von Aneurin Owen, 1841, in zwei Bänden, ſind dieſe drei Codices der Reihe nach vollſtändig abgedruckt, mit gegenüberſtehender engliſcher Ueberſetzung. Nirgends iſt beſſere Gelegenheit, das Verhältniß der alten Dialekte zueinander zu beobachten als hier. Der zweite Band enthält acceſſoriſches Material, unter anderm auch Complexe von juriſtiſchen Triaden aus der Myvyrian Archaiology. Indices und ein Gloſſar beſchließen dieſe Ausgabe, welche in Folio und in Octav vorhanden iſt. Die erſte Ausgabe veranſtaltete Gulielmus Wottonus, Cyfreithjeu Hywel Dda ac eraill, seu Leges Wallicae Ecclesiasticae & Civiles Hoeli Boni et aliorum Walliae Principum, Londini 1730, in Folio, mit Glossarium und Index.

Die einheimiſche Medicin iſt repräſentirt durch das Buch: The Physicians of Myddvai; Meddygon Myddfai, or the Medical Practice of the celebrated Rhiwallon and his Sons, of Myddvai, in Caermarthenshire, Physicians to Rhys Gryg, Lord of Dynevor and Ystrad Towy, about the middle of the thirteenth century. From ancient Mss. in the Libraries of Jesus College, Oxford, Llanover, and Tonn; with an English Translation; and the Legend of the Lady of Llyn y Van.[29]) Translated by John Pughe, and edited by J. Williams ab Ithel. Llandovery 1861. Die letzerwähnte Legende, die ſich auf die Abſtammung des Rhiwallon bezieht, iſt nur in Engliſch und füllt p. XXI bis XXX der Einleitung. Die mediciniſchen Texte aber ſehen zum größeren Theil nicht ſehr gelehrt aus, machen den Eindruck einer Sammlung von Hausmitteln, enthalten manchen Aberglauben, und ſind linguiſtiſch wegen der zahlreichen ſeltenern Wörter, Pflanzennamen u. ſ. w. von großem Intereſſe.

Wir haben unſer Augenmerk bisher auf die ältere cymriſche Literatur gerichtet, ſoweit dieſe mir aus gedruckten Büchern bekannt geworden iſt. Ueber die neuere Literatur bin ich nur unvollkommen unterrichtet, doch ſcheint ſie namentlich in der Poeſie einen dem Lande eigenthümlichen Charakter gewahrt zu haben. Ihr Umfang iſt ziemlich bedeutend, wie William Rowlands' Bibliographie zeigt, die nach dem Tode des Verfaſſers von D. Silvan Evans unter dem Titel: Llyfryddiaeth y Cymry, 1869, herausgegeben iſt und die Drucke von 1546[30]) bis 1800 umfaßt. Die Nachträge dazu im 1. und 2. Bande der Revue Celtique belaufen ſich auf faſt 200 weitere Nummern. Auf einem dem Cymmrodor vom Januar 1881 beigelegten Blatte wurde vom Verleger John Pryſe in Llanidloes eine „New Issue“ angekündigt. Bibliographiſch iſt ferner der Artikel von B. Quaritch, Names of Printers and Publishers of Welsh Books, im Cymmrodor, Vol. IV, Part 2 (1882). Durch den Neudruck hervorragender Werke der neueren Literatur, die ſelten geworden waren, hat ſich Rev. Robert Jones verdient gemacht, ſ. Cymmrodor, Januar 1880, S. 126 fg. Die von Dr. John Davies geſammelten und urſprünglich Mwythig, 1710, veröffentlichten Flores Poetarum Britannicorum gab er Llundain 1864 neu heraus („Privately printed“, ſ. Quaritch's Catal. Nr. 324, vom Jahre 1879, p. 1514), ferner für die Cymmrodorion The Poetical Works of the Rev. Goronwy Owen, 1881, und The Poems of Iolo Goch, First Part, 1878. Iolo Goch lebte im 14. Jahrh. und war Lord of Llechryd. Er gehört noch zu den älteren Barden, gilt als einer der hervorragendſten Dichter, und ſuchte beſonders ſeine Landsleute gegen die Engländer anzufeuern.[31]) Die Ausgabe wird von Th. Powell und Mitarbeitern fortgeſetzt. Goronwy Owen, geboren 1722, gilt als einer der bedeutendſten Dichter

29) So der Titel des Buchs, wie ich den Variationen in den antiquariſchen Katalogen gegenüber ausdrücklich bemerke. 30) Der älteſte Druck in Welſh iſt ein Kalender mit Credo u. ſ. w. von William Salesbury (London 1546). 31) Ueber die perſönlichen Verhältniſſe der Schriftſteller findet man Auskunft bei R. Williams, Enwogion Cymru. A Biographical Dictionary of Eminent Welshmen (Llandovery und London 1852).

Digitized by Google

des 18. Jahrh. Er war Geiſtlicher, aber es iſt ihm nicht gut gegangen, woran er jedoch ſelbſt ſchuld geweſen zu ſein ſcheint. Er wanderte nach Amerika aus. Ein vielgeleſenes Buch ſind die Gweledigaethau y Bardd Cwsg („The Visions of the Sleeping Bard") von Elis Wynn (geb. 1671, geſt. 1734), die zuerſt im Jahre 1703 erſchienen, dann aber oft gedruckt worden ſind; mir liegt eine Ausgabe von D. Silvan Evans vor (Caerfyrddin 1865). Dieſes Buch iſt in muſtergültiger Proſa geſchrieben. Es geiſelt die Immoralität der Zeit: der 1. Theil iſt die Viſion der Welt, der 2. die Viſion des Todes, der 3. die Viſion der Hölle. Silvan Evans veröffentlichte ſelbſt ein Bändchen Gedichte, zum Theil Ueberſetzungen aus dem Deutſchen und dem Griechiſchen (Anakreon): Telynegion ar destunau amrywiol (Gedichte über verſchiedene Gegenſtände), zuerſt erſchienen 1846, in 2. Auflage Aberyſtwith 1881. Gaidoz rühmt Rev. Celt. V, 270 dieſes kleine Buch, und theilt als Probe die Ueberſetzung von Goethe's „König von Thule" mit. Noch geeigneter zur Lektüre für Fremde ſcheint ein anderes kleines Buch zu ſein, das Powell Rev. Celt. V, 500 ſeines Inhalts und der Reinheit ſeiner Sprache wegen empfiehlt: Ysten Sioned, neu y Gronfa Cymmysg (= Lanx satura), Aberyſtwith 1882. Es enthält einen Artikel Llen y Milod („the Folklore of Animals"), dann eine Sammlung von Pennillion oder volksthümlichen Verſen, und von kleinen Erzählungen, die als charakteriſtiſch für die Anſchauungen, die Sitten und Gebräuche des Landes, wie es vor 40 bis 50 Jahren war, bezeichnet werden. Die Werke der modernen Literaten und Literarhiſtoriker Rev. Walter Davies (Gwallter Mechain) und David Owen (Brutus) haben weniger ein allgemeines Intereſſe. Die des letztern erſchienen unter dem Titel Brutusiana: sef Casgliad Detholedig o'i Gyfansoddiadau (Llanymddyfri und London 1855), erſtere wurden von D. Silvan Evans herausgegeben: Gwaith y Parch. Walter Davies (Caerfyrddin und London 1868), vgl. Rev. Celt. I, 282. Die religiöſe Literatur iſt in Wales ſtark vertreten, und zwar gibt es eine Reihe alter katholiſcher Drucke, vgl. den intereſſanten Artikel von H. W. Lloyd, Welsh Books printed abroad in the 16th and 17th centuries, and their authors, im Cymmrodor, Jan. 1881, p. 25 fg. Die erſte vollſtändige Ueberſetzung der Bibel rührt her von W. Morgan, zuletzt Biſchof von Llandaff (geſtorben 1604), und erſchien zu London 1588 unter dem Titel: Y Beibl Cyssegr Lan, sef yr Hen Destament, a'r Newydd. Sie iſt dann oft neu herausgegeben worden, im Ganzen und in einzelnen Theilen, neuere Ausgaben von 1833, 1843—48 u. ſ. w. Das Neue Teſtament war ſchon vor Morgan von William Salesbury überſetzt und London 1567 herausgegeben worden. Ein alter katholiſcher Katechismus iſt von den Cymmrodorion neu gedruckt: Athravaeth Gristnogavl [Christian Instruction]. By Morys Clynoc, first Rector of the English College in Rome; edited with Preface, by Griffith Roberts, the Grammarian. Originally printed at Milan A. D. 1568. Vgl. die oben erwähnte Abhandlung von Lloyd. Die 1. Ausgabe der Predigten (Pregethau), die Sonntags in jeder Kirche und Kapelle geleſen werden ſollten, erſchien London 1606, wie ich Quaritch's Katalog Nr. 324 (Mai 1879) entnehme, in welchem Wales beſonders gut vertreten iſt.

Die beſte Grammatik der älteren Sprache iſt in der von Ebel beſorgten 2. editio von Zeuß' Grammatica Celtica enthalten, obwol hier mancherlei nachzutragen iſt, wie neuerdings namentlich Rhys, Rev. Celt. V, 14—61 (Notes on the language of old Welsh poetry), gezeigt hat. Andere grammatiſche Monographien competenter Celtologen und Linguiſten finden ſich außer in der Revue Celtique in den Beiträgen zur Vergleichenden Sprachforſchung, im Cymmrodor und in der Archaeologia Cambrensis. In der letztern veröffentlichte der leider frühverſtorbene (Rev. Celt. III, 146) amerikaniſche Profeſſor Evander Evans in den Jahren 1872 bis 1874 wichtige Arbeiten, über die Rev. Celt. II, 134, 279 und 418 berichtet iſt. Das Buch von J. Rhys, Lectures on Welsh Philology (London 1877, 2. ed. 1879), gibt in ſeiner erſten Hälfte eine Phonologie des Cymriſchen, und in ſeiner zweiten, wie ſchon oben hervorgehoben, eingehende Unterſuchungen über das Ogam und die auf britanniſchem Boden gefundenen Inſchriften. In mehrern Nummern der Archaeologia Cambrensis, vom Juli 1873 bis April 1875, veröffentlichte Rhys u. a. eine Sammlung von Welsh words borrowed from Latin, Greek and Hebrew. Die einheimiſchen Grammatiken leiden zum Theil an falſchen Theorien über den Urſprung des Cymriſchen, doch gibt es einige, welche die Sprache ihrer Zeit klar darzuſtellen ſuchen. Die älteſte derſelben wurde von Edeyrn Dafod Aur auf Befehl von Llywelyn ap Gruffydd, Prince of Wales von 1254 bis 1282, und zweier anderer Lords verfaßt, und iſt von der Society for the Publication of Ancient Welsh Manuscripts veröffentlicht worden: Dosparth Edeyrn Davod Aur, or the ancient Welsh grammar compiled in the 13th century by Edeyrn the Golden-tongued, dazu Y Pum Llyfr Kerddwriaeth, or Rules of Welsh Poetry, originally compiled by Davydd Ddu Athraw, in the 14th, and subsequently enlarged by Simwnt Vychan, in the 16th century, mit engliſcher Ueberſetzung und Noten herausgegeben von J. Williams ab Ithel (Llandovery 1856). Ein alter grammatiſcher Druck iſt als Supplement von Vol. I bis V der Revue Celtique 1870—1883 in Facſimile neu gedruckt worden: A Welsh Grammar and Other Tracts by Griffith Roberts, Milan 1567. Ueber andere grammatiſche Werke ſowie über die Wörterbücher berichtet Walter, Das alte Wales, S. 26 fg. Unter den neueren

32) In Trübner's Catalogue of Dictionaries and Grammars (1872) findet ſich aufgeführt: Evans & Richards, An English and Welsh Vocabulary: or, an easy Guide to the Ancient British Language. By Th. Evans. To which is subjoined, a Grammar of the Welsh Language. By the Rev. Th. Richards (Dolgelly 1816).

Digitized by Google

Grammatiken ſind die von Th. Richards (ſeit 1781 mehrmals gedruckt), William Owen (1803)[33]) namentlich aber die von W. Spurrell viel gebraucht. Letztere (Gramadeg o iaith y Cymry. A grammar of the Welsh Language) erſchien Carmarthen 1848 in erſter, 1853 in zweiter, 1870 in dritter Ausgabe. Daneben A Grammar of the Welsh Language von Th. Rowlands (3[d] ed.), dazu Welsh Exercises, Part I und II (Bala und London 1870 fg.). Ueber die Dialekte des Cymriſchen iſt erſt wenig allgemein bekannt geworden. Wir hoben oben die dialektiſche Verſchiedenheit der Rechtscodices hervor. Aus den noch ungedruckten Iolo Morganwg Mss. wird im Cymmrodor vom Januar 1881 p. 101 fg. ein kleiner Text im geſprochenen Dialekt von Glamorgan, deſſen ſich Iolo oft bediente, mitgetheilt. In den Triaden werden drei Hauptdialekte unterſchieden: die Sprache von Nordwales, von Südwales, und als dritter das Corniſche, vgl. Walter, Das alte Wales, S. 21.

Unter den Wörterbüchern iſt von den Cymmrodorion 1878 ein altes engliſch-cymriſches in Facſimile neu gedruckt worden: A Dictionary in Englyshe and Welshe. By Wyllyam Salesbury. Black-letter. Originally printed in London 1547. Aus dem 17. Jahrh. ſtammt John Davies, Antiquae Linguae Britannicae ... et Linguae Latinae Dictionarium duplex (Londini 1632). Auf dieſes nahm Edward Lhuyd, der bedeutendſte Keltologe des vorigen Jahrhunderts, Bezug in ſeiner Archaeologia Britannica (Oxford 1707), in welcher er, wie der engliſche Titel beſagt, neue Auskunft zu dem, was bisher bekannt war, über die Sprachen, Geſchichte, Sitten und Gebräuche der urſprünglichen Bewohner Großbritanniens gab aus Sammlungen und Beobachtungen auf Reiſen durch Wales, Cornwall, Bas-Bretagne, Ireland und Scotland. Vol. I. Glossography. Ein zweiter Band iſt nicht erſchienen. Ueber den Inhalt dieſes bedeutenden Werkes, das mir in Leipzig nicht zur Verfügung ſteht, berichte ich nach einer Mittheilung von Stokes. Die Titel der einzelnen Abſchnitte ſind: I. Comparative Etymology; II. Comparative Vocabulary of the Celtic Languages, i. e. Latin with meaning in Welsh, Cornish, Breton and Irish; III. Armoric Grammar; IV. Armoric-English Vocabulary; V. Welsh words omitted in Davies' Dictionary; VI. Cornish Grammar; VII. Catalogue of Welsh Manuscripts; VIII. Comparisons of Welsh with Greek, Latin etc.; IX. Introduction to the Irish Language; X. Irish-English Dictionary, dazu ein Catalogue of Irish Manuscripts, und zum Schluß ein Index für das ganze Werk. Die Zahl der vorhandenen Wörterbücher iſt ziemlich groß, Spurrell bemerkt in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeines engliſch-cymriſchen Wörterbuchs, daß er „twenty-one dictionaries of authority" benutzt habe. Mir liegt von W. Spurrell die 2. ed. des English-Welsh Pronouncing Dictionary (Caerfyrddin 1861), und die 3. ed. des Geiriadur Cymraeg a Seisoneg (Carmarthen 1866) vor. Man kann dieſes kleine Wörterbuch als Hülfsmittel beim Leſen cymriſcher Texte benutzen, es iſt aber nicht gerathen, es ohne weitere Sprachkenntniſſe oder ohne Nachprüfung als Sprachquelle zu benutzen. Dieſelbe Warnung iſt auch in Bezug auf das große Wörterbuch von W. Owen Pughe[33]) auszuſprechen: A Dictionary of the Welsh Language, explained in English, with numerous illustrations from the literary remains and from the living speech of the Cymmry. To which is prefixed a Welsh Grammar. The 2[d] ed. Denbigh 1832. Es erſchien zuerſt im J. 1803. Eine 3. Ausgabe, beſorgt von R. J. Pryſe, iſt mir nur aus Trübner's Catal. of Dict. and Gramm. (1872) bekannt. Ebendaſelbſt wird das English and Welsh Dictionary von D. Silvan Evans (1853) angeführt, und A Dictionary of the Welsh Language, compiled from original sources von demſelben Verfaſſer als in der Preſſe befindlich angekündigt, das aber noch nicht erſchienen iſt, ſ. Y Cymmrodor, Januar 1881, p. 162. Ueber cymriſche Metrik ſiehe Gramm. Celt.², p. 962 fg., Stephens, Lit. of the Kymry, Chap. IV, Sect. III (Ueberſ. S. 418 fg.), Schuchardt, Augsb. Allgem. Zeit. vom 23. Juni 1878, S. 2555 fg.

Ueber die cymriſchen Zeitſchriften berichtet Walter, Das alte Wales S. 6 fg., ferner die Revue Celtique an verſchiedenen Stellen unter ihrer Rubrik „Périodiques". Die beiden für die Sprache und Literatur wichtigſten ſind: Y Cymmrodor, embodying the Transactions of the Honourable Society of Cymmrodorion, und die Archaeologia Cambrensis. Die Society of Cymmrodorion wurde zuerſt gegründet im J. 1751, und iſt im J. 1873 von neuem ins Leben getreten; Vol. I der neuen Zeitſchrift Y Cymmrodor erſchien 1877. Die Archaeologia Cambrensis, jetzt das Journal of the Cambrian Archaeological Association, erſchien zuerſt London 1846; ſie enthält in ihren letzten Bänden verſchiedene linguiſtiſch und philologiſch wichtige Artikel, ſ. Rev. Celt. II, 134. Von den übrigen Zeitſchriften ſeien nur noch die drei Bände des Cambro-Briton (London 1820 bis 1822) erwähnt, da ſie die Ueberſetzung vieler Stücke der Myvyrian Archaiology enthalten (Walter a. a. O.).

Die cymriſche Sprache wird in Wales eifrig gepflegt, nicht blos das Volk hängt an ihr, ſondern auch den Gebildeten iſt es Herzensſache, ſie feſtzuhalten. Namentlich die Geiſtlichen haben ſich große Verdienſte um die Pflege und literariſche Ausbildung der einheimiſchen Sprache erworben, und wenn man die Namen der Autoren durchmuſtert, ſo ſcheint es faſt, als ob der Reverend an die Stelle des alten Barden getreten wäre. Jedes Jahr finden die unter dem Namen Eisteddfod (Sitzung) bekannten literariſchen Congreſſe ſtatt, über die nicht blos in den Tagesblättern, ſondern z. B. auch im Cymmrodor ausführlich berichtet wird. Eine Schilderung einer Eisteddfod, an der er ſelbſt theilgenommen und ſich

33) Den Namen Pughe nahm er ſpäter zu ſeinem eigentlichen Namen William Owen an. Er war mit an der Myvyrian Archaiology betheiligt.

Digitized by Google

bardiſchen Ruhm erworben hat, gab Schuchardt, in ſeinen „Keltiſchen Briefen", augsburger Allgemeine Zeitung vom 13. und 18. Jan. 1876, 6. 7. 15. 22. 23. 24. Juni 1878. In den letzten Jahren hielten die einzelnen Provinzen ihre Congreſſe getrennt ab, ſo fanden z. B. im J. 1879 zwei Congreſſe in Nordwales, in Conway und in Caernarvon, ſtatt, einer in Südwales in Cardiff. Die Inſtitution der Eisteddfodau iſt ſeit 1819 nach einem Schlummer von 1½ Jahrh. von neuem ins Leben getreten. In alter Zeit ſoll es vier Stühle oder Schulen der Barden gegeben haben. Von dieſen hatte ſich der Stuhl von Glamorgan erhalten, Edward Williams betrachtete ſich als Präſident deſſelben und nahm als ſolcher den Bardennamen Iolo Morganwg an (ſ. Skene, Four Ancient Books of Wales I, 29). Wie lebendig das Cymriſche iſt, zeigt ſich auch in der verhältnißmäßig großen Zahl von Zeitungen, die in dieſer Sprache erſcheinen, wenn auch nicht alltäglich. H. Gaidoz hatte die Güte, mir während ſeines Aufenthalts in Wales im Sommer 1883 beiſpielsweiſe einzelne Nummern der folgenden zu ſchicken: Y Celt (Bangor), Y Genedl Gymreig (Die Cymriſche Nation, Caernarvon), Baner ac Amseran Cymru („The Banner and Times of Wales", Dinbych), Gwallia (Caernarfon), Tarian y Gweithiwr (Der Schild der Arbeiter, Aberdare), ferner Y Drysorfa: neu Gylchgrawn Misol y Methodistiaid Calfinaidd (Die Schatzkammer, oder Monatliches Magazin der Calviniſtiſchen Methodiſten). — In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statiſtik (7. Aufl. 1875), S. 398, wird auf Grund der Zählung vom J. 1861 die Zahl der cymriſch Redenden in Wales auf 700,000 angegeben, in dem Berichte, den die Revue Celtique IV, 277 wiedergibt, und der ſich wahrſcheinlich auf die Zählung von 1871 ſtützt, in Wales auf 934,530, in ganz Großbritannien auf 996,530.

F. Die Quellen des Corniſchen.

Einen zuſammenfaſſenden Bericht gab Henry Jenner (vom British Museum), The Cornish Language, A Paper read before the Philological Society, March 21st, 1873. Die alte britiſche Sprache von Cornwall iſt jetzt ausgeſtorben, und wurde ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch von einzelnen Leuten geſprochen. Gewöhnlich wird Miſtreß Dolly Pentreath, geſtorben 1778, als die letzte Cornin aufgeführt, aber es hat bis in unſere Zeit herein noch Perſonen gegeben, die noch einzelne corniſche Wörter wußten. Darüber berichtet H. Jenner in einer zweiten Abhandlung, Traditional Relics of the Cornish Language in Mounts Bay in 1875, A Paper read before the Philological Society (February 4th, 1876). Er zählt hier fünf alte Leute auf, und was er von ihnen erfuhr, rubricirt er unter A. The Numerals, B. Detached Words, C. Three Complete Sentences. Eine Ergänzung hierzu liefert der Artikel von W. S. Lach Szyrma, Le dernier écho de la langue Cornique, Rev. Celt. III, 239—242. Auch Max Müller's Essay „Cornwalliſiſche Alterthümer", Essays III, S. 208 fg., nimmt auf die Sprache Rückſicht. Der in Cornwall herrſchende engliſche Dialekt hat viele corniſche Wörter in ſich aufgenommen, freilich in arger Verſtümmelung, z. B. bowjey „a sheepfold", = bowchy "cow-house", wobei chy = ti, ir. tech Haus (vgl. Jenner, Corn. L. p. 21). Viele Ortsnamen beginnen mit Tre, d. i. ir. treb Wohnſitz (Haus, Stadt). M. Müller citirt a. a. O. S. 212 den Vers:

Ein Tre, Ros, Pol, Caer, Pen und Lan
Trägt faſt jeder corniſche Mann

(ros Moor, pol Pfuhl, caer Stadt, pen Kopf, lan Umzäunung, Kirche).

Die literariſchen Sprachquellen aus älterer Zeit ſind nicht ſehr reichhaltig. Ihr Inhalt läßt erkennen, daß in Cornwall ſchon früh die eigentlich keltiſchen Stoffe zurückgetreten ſind, vgl. Gaidoz, Rev. Celt. I, 486. Das älteſte erhaltene Corniſch ſind: 1) Die Vocabula in pensum discipuli des Oxforder Ms. Bodl. 572, in der Grammatica Celtica², p. 1060 fg. vollſtändig mitgetheilt, von Zeuß als altcymriſch angeſehen, aber von Bradſhaw aus paläographiſchen Gründen für altcorniſch erklärt, vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachſ. VIII, 374.

2) Das Vocabularium Cornicum in einem Codex Cottonianus des British Museum. Derſelbe wurde früher in das J. 882 verſetzt, nach Zeuß iſt er nicht älter als das 12. Jahrh., iſt aber aus einer alten Quelle abgeſchrieben und hat von dieſer noch manches Alterthümliche bewahrt, vgl. Gramm. Celt.², p. XXIX. Das Vocabular beſteht aus lauter Subſtantiven, die ſachlich geordnet ſind, beginnt mit Gott, Himmel, Erde, Meer, den Gliedern u. ſ. w., dann nomina avium, piscium, herbarum, arborum u. ſ. w. Es iſt gedruckt mit ausführlichem Commentar in der Gramm. Celt.², p. 1065 fg., in alphabetiſcher Anordnung der Wörter bei Norris, Ancient Cornish Drama I, 311 fg. Daß dieſes Vocabular corniſch iſt, und nicht cymriſch oder bretoniſch, hat zuerſt Lhuyd in ſeiner Archaeologia Britannica erwieſen, vgl. Norris a. a. O.

3) Die Eigennamen in einer Evangelienhandſchrift des British Museum, den Bodmin Gospels, ſo genannt nach der Stadt Bodmin, aus dem 10. oder 11. Jahrh. Dieſe Handſchrift enthält eine Anzahl von Freilaſſungsurkunden, die Bodmin Manumissions, und in dieſen findet ſich eine große Anzahl von altcorniſchen Eigennamen[34], die zu den älteſten Reſten der corniſchen Sprache gehören. Nach mehrern ungenauen Drucken eine zuverläſſige Ausgabe von Whitley Stokes (1871), The Manumissions in the Bodmin Gospels, Rev. Celt. I, 332—345.

Die eigentliche corniſche Literatur beſteht in einer Reihe von kirchlichen Texten, zum Theil mittelalterlichen Mirakelſpielen, durch deren Herausgabe und Bearbeitung ſich namentlich Edwin Norris und Whitley Stokes ver-

---

34) Z. B. der Frauenname Argant-eilin Silberellenbogen, der Mannesname Iud-prost Kampfgewühl (zu iud vgl. ſkr. yudh, gr. ὑσμίνη).

Digitized by Google

dient gemacht haben. Dieſe Texte repräſentiren das Mittelcorniſch, das in das Neucorniſch übergeht.

1) Carmen de passione Christi cornicum, ſo von Zeuß benannt, Gramm. Celt.² p. XXX. Nach und nach ſind fünf Handſchriften bekannt geworden, unter denen Harlejan 1782 des British Museum die älteſte, vielleicht ſogar die Originalhandſchrift iſt. Es iſt eine verſificirte Paſſionsgeſchichte, die mit der Verſuchung Chriſti beginnt, nach den vier Evangelien, einiges darin auch nach apokryphen Quellen, beſonders dem Evangelium des Nikodemus. Dieſes Gedicht wurde ſchon 1682 von Joh. Keigwin ins Engliſche überſetzt, den Text und dieſe engliſche Ueberſetzung gab dann heraus Davies Gilbert, unter dem Titel Mount Calvary (London 1826). Auf dieſe wenig zuverläſſige Ausgabe (vgl. Norris, Corn. Drama I, p. VI) war Zeuß angewieſen; eine gute Ausgabe erſchien von Stokes, Pascon agan Arluth, The Passion of our Lord, in den Transactions der Philological Society zu London, 1861—1862.

2) Die Ordinalia, ein Complex von drei Schauſpielen: Origo Mundi, Passio Domini Nostri Jhesu Christi, Ordinale de Resurrexione Domini Nostri Jhesu Christi. Auch hier iſt das Evangelium des Nikodemus mit herangezogen. Dieſe Texte wurden mit engliſcher Ueberſetzung herausgegeben von Edwin Norris, The Ancient Cornish Drama (2 Bde, Oxford 1859), auf Grund des oxforder Manuſcr. Bodley 791, aus der Mitte des 15. Jahrh. Ein zweites Manuſcr., gleichfalls auf der Bodlejana befindlich, von dem Norris erſt ſpäter erfuhr, iſt nur eine Abſchrift des erſtern, ſ. Corn. Dr. II, 439.

3) Fragmente eines Dramas, die Jenner auf der Rückſeite eines lateiniſchen Documents fand, Add. Ch. 19,491 im British Museum, geſchrieben circa 1400. Den Text mit Ueberſetzung und Noten gab Stokes in der Revue Celtique, IV, 258—262.

4) Beunans Meriasek. The Life of Saint Meriasek, Bishop and Confessor. A Cornish Drama, ed. with a Translation and Notes by Wh. Stokes (London 1872). Dazu 14 Seiten „Further Corrigenda and Addenda, datirt August 22, 1872“. Dieſes Drama wurde erſt im J. 1869 in einer Handſchrift der Hengwrt-Sammlung (ſ. oben S. 165) entdeckt, die im J. 1504 geſchrieben iſt. Dem entſprechend iſt auch die Sprache etwas jünger als die der vorhergenannten Texte. Den Namen hat dieſes Drama von Meriadec, latiniſirt Meriadôcus, dem Sohne eines Herzogs der Bretagne. Derſelbe wird Prieſter und wirkt viele Wunder. Der Schauplatz ſeiner Thätigkeit iſt theils die Bretagne, theils Cornwall, theils Rom. Nach Stokes ſind hier drei Stoffe verquickt: die Meriadeclegende, die Legende von Conſtantin und Papſt Silveſter und eine Legende von S.-Maria. Das Drama zerfällt in zwei Theile, am Ende eines jeden derſelben werden die Zuſchauer zum Trinken und zum Tanzen aufgefordert.

5) The Creation of the world, oder, wie es Stokes genannt hat, Gwreans an bys, gleichfalls ein Drama, in dem ſich an vielen Stellen eine Nachahmung des älteren Dramas Origo Mundi beobachten läßt. Erhalten iſt es in vier Handſchriften, von denen ſich die älteſte in der Bodlejana befindet, bezeichnet Nr. 219. Sie iſt datirt „Aug. 12°, 1611“ und erwähnt am Ende den Namen William Jordan. Nach Jenner, Corn. Lang. p. 15, wäre dies der Name des Verfaſſers, Stokes hielt das Stück für älter, war ſogar geneigt, es vor die Reformation zu ſetzen, und ſah jenen Namen nur als den des Schreibers an. Jedenfalls iſt es der Sprache nach unter den erhaltenen Texten der jüngſte, was ſich unter anderm auch darin zeigt, daß es beſonders viel engliſche Wörter enthält. Stokes nennt es daher Meriasek p. XIII „Modern Cornish“. Auch hier iſt die ältere Ausgabe von Davies Gilbert, mit der engliſchen Ueberſetzung von John Keigwin (London 1827), ganz unzuverläſſig. Dem Mangel half ab die Ausgabe von Wh. Stokes, Gwreans an Bys. The Creation of the world, A Cornish Mystery, mit engliſcher Ueberſetzung und Anmerkungen, in den Transactions der Philological Society zu London für 1863.

6) The Gwavas Collection, ein Miſcellanband aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, jetzt Add. Ms. 28,554 im British Museum. Ueber den Inhalt (Gedichte, Sprichwörter, Vaterunſer, einige Kapitel aus der Geneſis und dem Evangelium des Matthäus u. ſ. w) berichtet Jenner, Corn. Lang. p. 16.

7) Eine Anzahl Sätze in Corniſh, die ſich in Borde's Introduction of knowledge, einem Drucke aus dem J. 1542, finden. Stokes hat dieſe Sätze bearbeitet nach Furnivall's Neudruck des genannten Buches für die Early English Text Society (1870), in der Revue Celtique IV, p. 262—264. Einige anderweitige Notizen ibid. III, p. 85 fg.

Eine Grammatik der corniſchen Sprache gab ſchon Lhuyd in der Archaeologia Britannica, vorzugsweiſe geſtützt auf die damals noch geſprochene Sprache. Die Sprache der oben genannten Ordinalia ſtellte Norris dar, Ancient Cornish Drama II, 217—308 (Sketch of Cornish Grammar). Umfaſſender iſt der corniſche Theil in Ebel's Bearbeitung der Grammatica Celtica, wo nur die erſt nach 1871 bekannt gewordenen Texte nicht berückſichtigt ſind. Die lexikaliſche Hauptarbeit für das Corniſche iſt das Lexicon Cornu-Britannicum von Robert Williams (London 1865), mit Belegſtellen, aber auch mit Vergleichungen der Wörter, die nicht immer zu billigen ſind. Auch hier ſind natürlich die erſt ſpäter bekannt gewordenen Texte noch nicht berückſichtigt. Dazu ein Supplement von Wh. Stokes, A Cornish Glossary (London 1870, Trans. Phil. Soc.), das namentlich auch die Lehnwörter nachträgt.

G. Die Sprachquellen des Bretoniſchen.

Bretoniſch und Aremoriſch, letztere Bezeichnung in der Grammatica Celtica gewählt, ſind die Namen für die heute noch lebendige keltiſche Sprache der franzöſiſchen Bretagne. Wir geben dem Namen bretoniſch den Vorzug, da es nicht die galliſche Sprache der Aremoricae civitates von Cäſar's Zeit iſt, die uns hier in ihrer modernen Form vorliegt, ſondern die Sprache der Briten,

Digitized by Google

die vielleicht ſchon vom Ende des 4. Jahrh. an von Britannien herüberkamen und ſich in jenem Lande feſtſetzten, ſ. oben S. 143.[35]) Daſelbſt bemerkten wir auch ſchon, daß das Bretoniſche dem Corniſchen noch etwas näher ſteht als dem Cymriſchen. Eine Aehnlichkeit zeigt ſich merkwürdigerweiſe auch in der Literatur, die in den erhaltenen Texten denſelben kirchlichen Charakter hat, wie wir ihn ſoeben an den corniſchen Sprachdenkmälern kennen gelernt haben. Dagegen ſind im Bretoniſchen ebenſo wenig als im Corniſchen jene Stoffe keltiſchen Urſprungs, die Arthurſage u. a. m., erhalten, die der cymriſchen Literatur ihren beſondern Werth geben, obwol man doch annimmt, daß dieſe Stoffe durch die Vermittelung der Bretonen der altfranzöſiſchen Literatur zugeführt worden ſeien.

Auch hier beſtehen die älteſten Sprachreſte in Gloſſen und Namen. Die unter 1) und 2) angeführten Gloſſen ſind früher, ſo in der Grammatica Celtica, für Altcymriſch gehalten worden. Vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 374; Stokes, Old-Breton Glosses, p. III.

1) Die Gloſſen zu dem Grammatiker Eutychius in dem Oxforder Codex Auct. F. 4—32, aus dem 8. oder 9. Jahrh., mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.², p. 1052—1054.

2) Die Gloſſen auf einem einzelnen Blatte der Stadtbibliothek zu Luxemburg (Folium Luxemburgense), das an einen Deckel angeklebt war. Der lateiniſche Text, auf den ſich die Gloſſen beziehen, iſt in ſeinem Zuſammenhange ſchwer zu verſtehen und enthält viele unlateiniſche Wörter. Nur die Gloſſen mit ihren Bezugswörtern mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.², p. 1063—1065. Auf Grund einer neuen Collation gab den ganzen Text mit den Gloſſen J. Rhys heraus in der Revue Celtique I, p. 348 fg., dazu Verbeſſerungen ebendaſ. p. 503 und II, p. 119, vgl. auch meine Anzeige in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 251. Nach Mone und Zeuß gehört das Blatt dem 9. Jahrh. an, nach Rhys iſt es aber die Abſchrift eines noch älteren Manuſcripts.

Es folgt dann eine Reihe von ſpärlichen Gloſſen, die ſich in verſchiedenen Manuſcr. finden, erſt ſpäter entdeckt und von Stokes zuſammengeſtellt und analyſirt worden ſind in ſeiner Schrift Old Breton Glosses [Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1879):

3) Der Codex 167 zu Bern, enthaltend Vergilſcholien, mit 58 altbretoniſchen Gloſſen aus dem 9. oder 10. Jahrh.

4) Der Codex des Amalarius De divinis officiis No. 192 der Bibliothek des Corpus Christi College zu Cambridge, geſchrieben 952, enthält aber nur vier Gloſſen.

5—8) Vier Codices der Collatio Canonum, die ins 9.—11. Jahrh. gehören, und von denen ſich zwei auf der Bibl. Nat. zu Paris (Ms. Lat. 12021 und 3182) befinden, einer auf der Bodlejana, Hatton 42, einer auf dem Brit. Museum, Cotton Ms. Otho E. XIII. Sie haben zuſammen nur 39 Gloſſen.

9) Der Codex No. 193 der Bibliothek zu Orleans aus dem 10. oder 11. Jahrh., ein kirchlicher Miscellancodex, deſſen bretoniſche Gloſſen zuerſt von Bradſhaw aufgefunden wurden. Er ſchrieb ſie ab und übergab ſie Stokes, der ſie bearbeitete und herausgab unter dem Titel: The Breton Glosses at Orleans [Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1880). Es ſind im ganzen 319, von denen jedoch 106 in zum Theil unverſtändlicher Abkürzung geſchrieben ſind. Vgl. die Beſprechung von Loth, Rev. Celt. V, p. 104 fg.

10) Das Ms. Lat. 11,411 der Bibl. Nat. zu Paris, enthält 8 Gloſſen, die Loth, Rev. Celt. V, p. 469 fg., mittheilt.

Angekündigt iſt ein Vocabulaire Vieux-Breton von J. Loth, das alle cymriſchen, corniſchen und bretoniſchen Gloſſen enthalten ſoll.

Nächſt den Gloſſen kommen die Namen von Perſonen und Orten, die ſich in alten Cartularen finden, in Betracht. Zeuß und Ebel benutzten die Cartulare von Redon und Landévénec, ſoweit dieſe in Aurélien de Courſon's Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques (Paris 1846) und Dom Morice's Mémoires pour servir de preuves à l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne (Par. 1742) enthalten waren, allein A. de Courſon hat das ganze Cartular von Redon beſonders herausgegeben, Cartulaire de l'abbaye de Redon (Paris 1863), vgl. H. d'Arbois de Jubainville in der Rev. Celt. I, p. 469 fg. Die Urkunden deſſelben reichen vom Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrh. bis zum J. 1162. Das Cartulaire de Landévénec gehört der Bibliothek zu Quimper und ſtammt aus dem Anfange des 11. Jahrh. Eigennamen, die ſich in dem Manuscript latin 1154 der Bibl. Nat. zu Paris finden, theilte H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, p. 449 mit. Das Ms. ſtammt aus der Abbaye de Saint-Martial de Limoges und geht in das 11. Jahrh. zurück. Im 4. Bande der Anciens évêchés de Bretagne von Geslin de Bourgogne und A. de Barthélemy (Saint-Brieuc 1855—1878, vgl. Rev. Celt. III, 289 und IV, 296) ſind mitgetheilt die Urkunden der Abtei von Beauport aus dem Ende des 12. und dem 13. Jahrh. H. d'Arbois de Jubainville verglich den Druck mit den Originalen in den Archives départementales des Côtes-du-Nord zu Saint-Brieuc, und gab ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen in der Revue Celtique III, p. 395 fg. (Mots Bretons dans les Chartes de l'Abbaye de Beauport), das leider p. 418 mit Heguo abbricht.

---

35) Éliſée Reclus, Nouvelle Géographie p. 612, bemerkt: Die Bretons ſtammen der Majorität nach von den „Armoricains des premiers âges historiques" ab, aber den Namen Bretagne oder Petite-Bretagne erhielt das Land von den „Bretons de la grande île du nord", ſeit dem Ende des 3. Jahrh.; die Sprache derſelben wurde die herrſchende; verſchiedene Städte, Tréguier, Saint-Pol-de-Léon, Saint-Brieuc, Saint-Malo ſind von den Coloniſten aus der Grande Bretagne gegründet. Ebenſo ſpricht ſich aus H. d'Arbois de Jubainville, Études Grammat. sur les Langues Celt. I, p. 1, wo auch auf weiteres verwieſen wird.

Digitized by Google

Das Mittelbretoniſche des 15. und 16. Jahrh. iſt in einer Reihe von alten und ſehr ſelten gewordenen Drucken erhalten, die zum Theil neu herausgegeben worden ſind. Man ſtellt hier 1) ein bretoniſch-franzöſiſch-lateiniſches Gloſſarium an die Spitze, weil es ſicher datirt iſt. Sein Verfaſſer Jehan Lagadeuc von Tréguier (Trecorensis) nannte es Catholicon nach dem encyklopädiſchen Buche Catholicon, seu Summa Grammaticalis des Jean de Janua oder Januensis, das eine Grammatik, eine Rhetorik und ein Wörterbuch umfaßt und 1460 zu Mainz gedruckt wurde. Die Vorrede von Lagadeuc's Werk iſt vom J. 1464 datirt, aber der älteſte Druck, deſſen Datum man kennt, erſchien Tréguier 1499 und hat Auffret de Quoetqueveran zum Herausgeber. Davon befindet ſich je ein Exemplar auf den Bibliotheken zu Paris und zu Quimper. Den bretoniſchen Theil dieſes Druckes mit ſo viel von den franzöſiſchen und lateiniſchen Wörtern, als zum Verſtändniß nöthig iſt, wiederholte R. F. Le Men, Documents pour servir à l'étude de l'Histoire et de la Langue Bretonnes. Le Catholicon de Jehan Lagadeuc. Lorient [1867]. Dieſer Neudruck iſt von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt. Allein abgeſehen von einer ſpäteren (abgekürzten) Ausgabe des J. 1521 (nicht 1501), die in einem Exemplar auf der Bibliothek zu Paris vorhanden iſt, beſitzt dieſelbe Bibliothek noch ein unvollſtändiges Manuſcript und einen dritten alten Druck, deſſen erſtes und letztes Blatt leider fehlen, der aber älter als der Druck vom J. 1499 zu ſein ſcheint, jedenfalls unabhängig von dieſem iſt. Stokes und Gaidoz haben in der Revue Celtique, I, p. 395 fg., gezeigt, daß ſich aus dieſem Material viele Nachträge und Verbeſſerungen gewinnen laſſen.

2) Schon von Zeuß benutzt wurde das von ihm Vita S. Nonnae vel Nonitae genannte Drama, erſchienen unter dem Titel: Buhez Santez Nonn, ou, Vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David). Mystère composé en langue bretonne antérieurement au 12. siècle, mit Einleitung von Abbé Sionnet und franzöſiſcher Ueberſetzung von Le Gonidec (Paris 1837). Die einzige Handſchrift, auf der dieſe Ausgabe beruht, iſt dem Anfange des 15. Jahrh. zugewieſen, und Zeuß will auch für den Text aus ſprachlichen Gründen nur bis ins 14. Jahrh. zurückgehen. — Vgl. Rev. Celt. IV, 303.

Von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt iſt 3) das aus den zwei Theilen Passion und Resurrection beſtehende bretoniſche Drama, das der Vicomte Herſart de la Villemarqué herausgegeben hat unter dem Titel: Le Grand Mystère de Jésus. Passion et Résurrection. Drame Breton du Moyen Age avec une étude sur le théâtre chez les Nations Celtiques (Paris 1865). Zu Grunde liegen zwei alte Ausgaben von den Jahren 1530 und 1622. Der Druck von 1530, erhalten in einem Exemplare der Bibliothek zu Paris, kündigt ſich ſelbſt als ein Neudruck an, der Text muß alſo älter ſein, nach H. de la Villemarqué ginge er bis ins 14. Jahrh. zurück (Einleit. p. CXIII).

Derſelbe alte Druck vom J. 1530 enthält noch 4) drei kleinere Gedichte, Le Trépas de Madame la Vierge Marie, Les Quinze Joies de Marie und La Vie de l'homme, die gleichfalls der Vicomte H. de la V. neu drucken ließ, in der Revue de Bretagne et de Vendée und in einer Separatausgabe mit dem Titel Poèmes Bretons du moyen âge, publiés et traduits d'après l'incunable unique de la Bibliothèque nationale, avec un glossaire-index (Paris 1879). Vgl. Rev. Celt. III, 293 und IV, 117.

Zuvor erſchien von Wh. Stokes 5) Middle-Breton Hours. Ed. with a Translation and Glossarial Index (Calcutta 1876). Dies iſt der Neudruck eines Druckes vom J. 1524, den der Vicomte H. de la V. unter der Bezeichnung „Les Heures latines et bretonnes de Léon“ in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Grand Mystère p. CVI aufführte. Dem genannten Gelehrten verdankte Stokes die Abſchrift des Druckes und ebenderſelbe verglich auch die Correcturbogen mit dem Original der Abſchrift, das in zwei Exemplaren in Privatbeſitz erhalten iſt. Es ſind lauter kirchliche Texte, Vaterunſer, Ave Maria, die zwölf Artikel des chriſtlichen und katholiſchen Glaubens u. ſ. w. Auch Textſtücke aus einem Missale und einem Katechismus, gedruckt in den Jahren 1526 und 1576, ſind im Appendix dieſer Publication beigegeben, die durch ihren guten Index einen beſondern Werth erhält.

Ein Curioſum ſind 6) einige Zeilen Bretoniſch in der Farce Maistre Pathelin aus dem 15. Jahrh., über welche J. Loth in der Revue Celtique III, 450—456 (Le Breton dans Maistre Pathelin), von dieſem in einigen Punkten abweichend der Vicomte Herſart de la Villemarqué im Bulletin de la Société Archéologique du Finistère, Tome VIII (Quimper 1881), dann wieder Loth in der Rev. Celt. V, 225 fg. geſchrieben haben.

Mit dieſen Texten iſt die erhaltene mittelbretoniſche Literatur noch nicht erſchöpft, aber was außerdem vorhanden iſt, ſcheint ungefähr derſelben Art zu ſein. Die franzöſiſchen Gelehrten ſind auf dem Gebiete des Bretoniſchen ſehr thätig geweſen, die Revue Celtique ermöglicht uns, ihren Arbeiten zu folgen und auch einen Einblick in die moderne bretoniſche Literatur zu gewinnen. Höchſt werthvoll iſt in dieſer Beziehung die Bibliographie des Traditions et de la Littérature Populaire de la Bretagne von H. Gaidoz und P. Sébillot, Rev. Celt. V, 277—338. Wir finden hier noch einige andere alte Drucke von Dramen erwähnt, vor allem ein Buhez Sante Barba (Paris 1557). Dieſe dramatiſche Literatur (Mystères und Tragédies) ſetzt ſich aber in Handſchriften bis in die neueſte Zeit fort, und zwar ſind alte Compoſitionen immer wieder von neuem aufgeführt worden. Einer der zuverläſſigſten Sammler und Kenner der bretoniſchen Literatur, F. M. Luzel, gab ein ſolches Spiel, das aus dem 16. Jahrh. ſtammt, heraus unter dem Titel: Sainte Tryphine et le roi Arthur, mystère breton, en deux journées et huit actes; . . . texte revu et corrigé d'après les manuscripts de

l'abbé Henry (Quimperlé 1863). Er erlebte ſelbſt eine Aufführung deſſelben am 22. und 23. April 1878 zu Pluzunet, über die er Rev. Celt. III, 386 fg. berichtet. Eine Sammlung von 100 Manuſcripten ſolcher Stücke, die Luzel zuſammengebracht hat, die meiſten Manuſcripte in dieſem, einige im vorigen Jahrhundert geſchrieben, befindet ſich jetzt auf der Bibliothèque Nationale zu Paris. Aber es werden in der erwähnten Bibliographie, a. a. O. p. 320 fg., noch andere Sammlungen beſchrieben. Unzweifelhaft wurzeln dieſe Mystères und Tragédies im Mittelalter, und ſchließen ſie ſich wol zunächſt an die altfranzöſiſche Literatur an. Ihre Stoffe entſtammen theils der bibliſchen Geſchichte und den Heiligenlegenden, theils der profanen Sage und Geſchichte, wie folgende Titel zeigen: Destruction de Jérusalem par Titus, Le mystère de Charlemagne et des douze Pairs de France, Godefroi de Bouillon, Robert le Diable, Huon de Bordeaux, Guillaume comte de Poitou, Les quatre fils Aymon, Pierre de Provence et la belle Maguelonne u. a. m. Einige dieſer Stücke ſind gedruckt, ſo erwähnt die Bibliographie ein Buez ar Pêvar mab Emon, duc d'Ordon, ſeit 1818, Tragedien sant Guillarm, condt deus a Poetou, ſeit 1815 in Montroulez in mehreren Ausgaben erſchienen, und das Intereſſe, das die Bretonen an dieſen Stücken nehmen, erhellt aus einer Mittheilung in der Revue Celtique IV, p. 129, nach welcher von der tragédie bretonne des Quatre fils Aimon, die zuerſt 1815 erſchien, ungefähr 15,000 Exemplare verkauft worden ſind.

Beſondere Aufmerkſamkeit hat man noch den im Munde des Volks erhaltenen Liedern und Gedichten, Legenden, Märchen und Geſchichten zugewendet. Die Märchen und Geſchichten enthalten zum großen Theil dieſelben Handlungen und Charaktere, welche im Mittelalter von Volk zu Volk gewandert ſind. Die Märchenforſcher R. Köhler und F. Liebrecht haben an vielen Stellen auf dieſen Zuſammenhang aufmerkſam gemacht. Auch hier zeigt ſich, daß die Bretonen im Gegenſatz zu den mehr iſolirt gebliebenen Gälen in Irland und Schottland und auch zu den Cymren in Wales die altkeltiſche Vergangenheit vergeſſen haben und mit ihren Anſchauungen und Intereſſen in der chriſtlich-mittelalterlichen Welt aufgegangen ſind.

Die Bibliographie führt eine große Anzahl von Publicationen auf, die zum Theil in entlegenen Zeitſchriften erfolgt ſind. Als das wichtigſte Werk für die Poeſie der Bretagne galt lange Zeit der Barzas-Breiz des Vicomte Herſart de la Villemarqué, 2 vol., zuerſt Paris 1839, dann mit veränderter Orthographie als Barzaz-Breiz zuletzt 1867 erſchienen, wobei eine 8° Ausgabe dieſes Jahres als die 6., eine 12° Ausgabe deſſelben Jahres als die 7. gezählt iſt. Nach der Bibliographie, a. a. O. 307, hat es aber in Wirklichkeit nur drei Ausgaben gegeben. Der Vicomte H. de la Villemarqué hat ſich durch ſeine früher erwähnten Publicationen bleibende Verdienſte erworben, aber ſein Barzas — das Wort iſt nicht bretoniſch, ſondern von ihm nach dem cymriſchen Barddas (Bardenthum) gebildet — hat in der neueren Zeit, wenigſtens was die Volks- und Alterthümlichkeit anlangt, den Credit verloren. Die darin enthaltenen Gedichte ſind nicht altkeltiſche Poeſie, ſondern ſind der Sprache nach modernen Urſprungs, wenn auch vielleicht auf ältere Vorlagen geſtützt, und man glaubt nicht an die volksthümliche Echtheit der Verſe, in denen Merlin erwähnt wird und andere gelehrte Anſpielungen ſich finden. Die polemiſche Literatur über die Authenticität des Barzaz-Breiz iſt in der Bibliographie verzeichnet, a. a. O. p. 308. Wir heben nur hervor die Schrift (8 Seiten) von H. d'Arbois de Jubainville, Encore un mot sur le Barzaz Breiz. Lettre à M. J. Salaün (Paris 1873), in welcher an einem Gedichte in überzeugender Weiſe die philologiſche Kritik geübt wird. Die echten Volkslieder lehrt uns neben andern beſonders F. M. Luzel kennen, Gwerziou Breiz-Izel. Chants populaires de la Basse-Bretagne, 2 vol. (Lorient und Paris 1868. 1874). Hier finden ſich einige Gedichte, die ſich als die echte Grundlage von Gedichten im Barzaz-Breiz erweiſen, vgl. die Anzeige des 2. Bandes von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. II, 268 fg. Ein kleines Buch deſſelben Verfaſſers, Veillées bretonnes, moeurs, chants, contes et récits populaires des Bretons-Armoricains (Paris 1879), gibt nach dem, was Rev. Celt. IV, 123 darüber bemerkt iſt, einen guten Ueberblick über die Volksliteratur der Bretonen. Ebenſo haben Luzel und andere Gelehrte zahlreiche Märchen und Erzählungen aus dem Volksmunde, ſowie chriſtliche Legenden in größeren und kleineren Arbeiten veröffentlicht, theils in Bretoniſch und Franzöſiſch, theils nur im bretoniſchen Texte oder nur in der franzöſiſchen Ueberſetzung, wofür ich auf die erwähnte Bibliographie verweiſe. Zu dieſen Arbeiten gehört z. B. Contes bretons recueillis et traduits par F. M. Luzel (Quimperlé 1870). Proben für alle die verſchiedenen Arten der Volksliteratur, auf die wir ſogleich unter einem andern Geſichtspunkte noch einmal zurückkommen, bietet die Revue Celtique, auch in der von Gaidoz und Rolland herausgegebenen Mélusine, Recueil de Mythologie, Littérature Populaire, Traditions et Usages, Paris 1878 (einziger Band) findet ſich viel Derartiges in franzöſiſcher Ueberſetzung. Von allgemeinem Intereſſe ſind noch ein Artikel von Luzel über die Formules initiales et finales des conteurs en Basse-Bretagne, Rev. Celt. III, 336—341 (vgl. Sébillot über denſelben Gegenſtand in der Haute-Bretagne, Rev. Celt. VI, 62 fg.) und die folgenden Artikel von L. F. Sauvé: Formulettes et Traditions diverses de la Basse-Bretagne (Formeln in Verschen, gute Wünſche, Schwüre, Flüche, die Thierlaute u. a. m.), Rev. Celt. V, 157 fg.; Charmes, oraisons et conjurations magiques de la Basse-Bretagne VI, 66 fg.; Devinettes bretonnes oder Bretoniſche Räthſel, daſ. IV, 60 fg.; Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, im I., II. und III. Bande der Revue Celtique.

Das Bretoniſche iſt diejenige keltiſche Sprache, in welcher man, dank den Aufzeichnungen und Bearbeitungen der franzöſiſchen Gelehrten, ſich am eingehendſten über

Digitized by Google

die Verſchiedenheit der modernen Dialekte unterrichten kann. Das eigentlich bretoniſch redende Land iſt die Baſſe-Bretagne (Bretagne bretonnante), in der Haute Bretagne herrſcht ein franzöſiſcher patois, das Gallo. Das Femininum zu dieſem Worte lautet gallaise. Die von verſchiedenen Gelehrten gebrauchte Form Gallot iſt etymologiſch eigentlich nicht berechtigt, wie die von A. de la Borderie angeregte Discuſſion über dieſe Frage, Rev. Celt. V, 470 fg. und VI, 115, dargethan hat. Eine Sammlung von bretoniſchen Wörtern im Gallo gibt E. Ernault, Rev. Celt. V, 218—224 (Mots et expressions celtiques dans le Gallot des Hauts-Bretons). Die Bibliographie im V. Bande der Revue Celtique erſtreckt ſich auch über die Literatur der Haute-Bretagne, die in ihren Sammlungen von Liedern, Märchen, Legenden u. ſ. w. der Literatur der Basse-Bretagne parallel geht. Auf dieſem Gebiete hat ſich namentlich P. Sébillot durch größere Werke verdient gemacht.

Das Bretoniſche hat vier Hauptdialekte, den von Léon, den von Tréguier, den der alten Landſchaft Cornouaille, deren Hauptort Quimper iſt, und den von Vannes. Früher erſtreckte ſich das Bretoniſche noch weiter, in die Haute-Bretagne hinein. Gregoire de Roſtrenen ſagt in der Vorrede zu ſeinem 1732 erſchienenen Wörterbuche, daß von den neun Diöceſen der Bretagne in ſieben bretoniſch geſprochen würde, nur in Rennes und Saint-Malo nicht. Derſelbe hebt ſchon einige von den Punkten hervor, in denen die Dialekte verſchieden ſind (die Infinitivendungen, Singular und Plural der Subſtantive, die Ausſprache gewiſſer Laute). In der Vorrede zu Dom Le Pelletier's Wörterbuche, das 1752 erſchien, wird bemerkt, daß faſt in jeder Parochie anders geſprochen würde. Am weiteſten voneinander verſchieden ſind die Dialekte von Léon und Vannes, die beiden andern ſtehen in der Mitte, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I, 163. Die erwähnten beiden alten Wörterbücher haben die Abſicht, alle Dialekte zu berückſichtigen. Das Dictionnaire François-Celtique ou François-Breton von P. F. Gregoire de Roſtrenen (Rennes 1732), war für den praktiſchen Gebrauch derer beſtimmt, die das Bretoniſche lernen wollen, um darin zu predigen, zu katechiſiren oder Beichte zu hören. Der Dialekt von Léon ſteht an erſter, der von Vannes an letzter Stelle; der, wie er ſagt, ſehr beliebte Dialekt von Morlaix ſei ein Gemiſch von Léon und Tréguier. Das Dictionnaire de la Langue Bretonne von Dom Louis Le Pelletier (Paris 1752) gibt den Wortſchatz nicht ſehr vollſtändig, ſondern hat etymologiſche Zwecke, wobei die Vergleichung des Cymriſchen nach dem Wörterbuche von Davies noch jetzt nicht ohne Werth iſt. Es iſt nach dem Tode des Verfaſſers (ſtarb 1733) von D. Ch. Taillandier herausgegeben.[36]) Auch dieſes Wörterbuch ſtellt den Dialekt von Léon voran. Specielle Darſtellung hat dieſer Dialekt in den Werken von J. F. M. M. A. Le Gonidec gefunden: Grammaire Celto-Bretonne (Paris 1807), Nouvelle edition (Paris 1838) mit einer Notice sur Le Gonidec, Dictionnaire Celto-Breton (Angoul. 1821). Beide Werke ſind zuſammen von Th. Herſart de la Villemarqué mit einer Einleitung neu herausgegeben worden: Dict. Français-Breton de Le Gonidec, précédé de sa Grammaire Bretonne etc. (St.-Brieuc 1847), Dict. Breton-Français de Le Gonidec, précédé etc. (St.-Brieuc 1850). Ein Schüler von Le Gonidec war A. Troude. Deſſen Dict. Français et Celto-Breton erſchien zuerſt Breſt 1842, mit einem Supplement zur Grammatik von Le Gonidec. Das Nouveau Dictionnaire pratique Français et Breton du Dialecte de Léon avec les acceptions diverses dans les dialectes de Vannes, de Tréguier et de Cornouaille deſſelben, Breſt 1869, wurde von Ebel für die 2. ed. der Grammatica Celtica benutzt. Daſſelbe wird ergänzt durch Troude's Nouv. Dict. prat. Breton-Français (Breſt 1876). Die Études Grammaticales sur les Langues Celtiques von H. d'Arbois de Jubainville, Première Partie, Introduction[37]), Phonétiques et Dérivation Bretonnes (Paris 1881), beziehen ſich gleichfalls vorzugsweiſe auf den Dialekt von Léon, und haben das Dict. Bret.-Franç. von Le Gonidec zur Grundlage. Ueber ein noch ungedrucktes werthvolles Wörterbuch deſſelben Dialekts, mit Beiſpielen, von Rouſſel, das Dom Le Pelletier benutzte, berichtet E. Ernault, Rev. Celt. IV, 104. — Vom Dialekte von Léon ausgehend hat H. d'Arbois de Jubainville eine Lautlehre des Dialektes von Vannes gegeben in der Revue Celtique I, p. 85 fg. und p. 211 fg. (Étude phonétique sur le dialecte breton de Vannes). Eine praktiſche Grammatik dieſes Dialektes verfaßte J. Guillome: Grammaire Française-bretonne contenant tout ce qui est nécessaire pour apprendre la langue bretonne de l'idiome de Vannes (Vannes 1836). H. d'Arbois erwähnt aus älterer Zeit ein Dictionnaire breton-français du diocèse de Vannes, composé par feu Monsieur de Châlons (Vannes 1723), und ein Dictionnaire français-breton ou français-celtique du dialecte de Vannes von Larmery (l'Armery), 1744. Eine ähnliche Darſtellung der Lautlehre des Dialekts von Sarzeau mit Sprachproben gab E. Ernault, Le Dialecte Vannetais de Sarzeau, Rev. Celt. III. p. 47 fg., p.

36) In der Vorrede S. VIII findet ſich eine wichtige Stelle, welche zeigt, wie wenig in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer Literatur des Bretoniſchen bekannt war, und wie ſehr faſt alles erſt in der neueren Zeit aus der Verborgenheit hervorgeholt oder neu geſchaffen worden iſt: il ne nous reste presque aucun monument par écrit. Le plus ancien qu'ait trouvé Dom Pelletier est un manuscript de l'anné 1450, qui est un récueil de prédictions d'un prétendu Prophète, nommé Gwinglaff. Il a tiré quelques secours de la vie de S. Gwenolé, premier abbé de Laudevenec, écrite en vers, & d'un petit Drame dont le sujet est la prise de Jérusalem par l'Empereur Tite. Enfin il a encore trouvé un ancien livre Breton, fait à l'usage des Prêtres & des Curés, c'est un espèce de Dictionnaire des Cas de Conscience.

37) Die Introduction beſchränkt ſich nicht auf das Bretoniſche, ſondern beſchäftigt ſich auch mit altgalliſchen Namen (auf -māros, -ācos) und mit der vergleichenden Lautlehre des Keltiſchen. — Ueber eine frühere Arbeit deſſelben Verfaſſers ſ. Rev. Celt. IV, 465.

Digitized by Google

232 fg. — Der Dialekt von Tréguier fand einen Bearbeiter in J. Hingant, Éléments de la grammaire bretonne, Tréguier 1868 (vgl. die Beſprechung von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I, p. 163 fg.), und eine leicht zugängliche Sprachprobe bietet das von Luzel in der Rev. Celt. I, p. 106 fg. mit franzöſiſcher Ueberſetzung veröffentlichte Märchen Koadalan. Eine kleine Probe des Dialekts „du bourg de Batz (Loire-Inférieure) gibt L. Bureau, Rev. Celt. III, 230. — Für den Dialekt von Cornouaille ſcheint keine Specialgrammatik vorhanden zu ſein, aber Gedichte in dieſem Dialekte finden ſich im Barzaz-Breiz.

Im Plane der Bibliographie von Gaidoz und Sébillot lag es nicht, regelmäßig anzugeben, welchen Dialekt die einzelnen Publicationen repräſentiren, doch kann man dies öfter aus dem Orte des Erſcheinens ſchließen. Kleine Textſtücke mit Angabe des Ortes, wo ſie herſtammen, bietet in großer Zahl der oben erwähnte Artikel von Sauvé, Formulettes etc. (Rev. Celt. V, 157 fg.). — Ein Supplément aux Dictionnaires bretons-français, mit Beiträgen aus verſchiedenen Dialekten, veröffentlichte E. Ernault, Rev. Celt. IV, 145—170. Schließlich ſei hier nachträglich der Essai sur le Verbe Néo-celtique en Irlandais ancien et dans les dialectes modernes von J. Loth (Paris 1882) erwähnt, in welchem ein Ueberblick über das Verbalſyſtem der keltiſchen Sprachen, alſo auch des Bretoniſchen gegeben wird. — Eine Bibelüberſetzung gibt es von Le Gonidec, Bibl Santel (2 Bände, San-Briek 1866), das Testament Névez erſchien zuerſt 1827.

Nach einer Berechnung von P. Sébillot, Rev. Celt. IV, p. 278, gibt es in der Bretagne (nach Berichtigung eines Fehlers) 705,200 Perſonen, die nur bretoniſch verſtehen (auf die Departements vertheilt, Côtes-du-Nord: 152,000, Finiſtère: 379,000, Morbihan: 174,000, Loire-Inférieure: 200), ferner 524,000, die bretoniſch und franzöſiſch verſtehen (Côtes-du-Nord: 150,000, Finiſtère: 211,000, Morbihan: 162,000, Loire-Inférieure: 1000), zuſammen 1,229,200. Dazu kommen noch die Colonien zu Trélazé und Le Havre, ſodaß die Geſammtzahl ſich auf 1,230,000 bis 1,240,000 erheben würde. In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statiſtik (7. Aufl., 1875) S. 319 wird die Zahl der Bretonen in der Bretagne auf 1,100,000 angegeben. In Europa beträgt nach dieſen ungefähren Berechnungen die jetzige Geſammtzahl der keltiſch Redenden ungefähr drei und eine halbe Million. (*E. Windisch.*)

KELTSCH, ein Städtchen in Mähren, an der weſtlichen Abdachung des Weißen Gebirges am Juchina-Bache, liegt 35° 29′ öſtlich von Ferro, in einer nördl. Br. von 49° 29′ und in einer Meereshöhe von 322 Met. Daſſelbe gehört zur Bezirkshauptmannſchaft und zum Gerichtsbezirk Weißkirchen und zählt 2670 Einwohner mit czechiſcher Umgangsſprache. Es zerfällt in die Alt- und Neuſtadt und in die Vorſtadt Poſwatno. In der Neuſtadt, welche auf den Trümmern der alten von Feinden zerſtörten Burg erbaut wurde, erhebt ſich das dem Fürſtbisthume Olmütz gehörige Schloß, welches früher der Sitz der fürſterzbiſchöflichen Tafel-Herrſchaft Keltſch war. Die zwiſchen der Altſtadt und der Vorſtadt Poſwatno ſich erhebende Pfarrkirche wurde zwiſchen 1776 bis 1784 erbaut. Keltſch kommt unter dieſem Namen urkundlich bereits im 13. Jahrh. vor und war in den huſſitiſchen Unruhen 1429 geplündert und zerſtört und im Dreißigjährigen Kriege 1647 von den Schweden nach hartnäckigem Widerſtande eingeäſchert worden. (*Ferd. Grassauer.*)

KEM, Kreisſtadt des europäiſch-ruſſiſchen Gouvernements Archangelsk unter dem 64° 51′ nördl. Breite und 34° 39′ öſtl. Länge, 581 Kilom. von Archangelsk auf dem Landwege, und 315 Kilom. zu Waſſer, an der Spitze des Kemskiſchen Meerbuſens, am linken Ufer des Fluſſes Kem. Nur die Kirche und Kronsgebäude liegen auf der großen Lep-Inſel, die von zwei Armen des Kem gebildet iſt. Die Chronik des ſolowezkiſchen Kloſters berichtet, daß Kem im 15. Jahrhundert im Beſitze der nowgorodſchen Familie Borezko war, die es 1450 dem ſolowezkiſchen Kloſter ſchenkte. Bis zum J. 1579 fehlen dann alle Nachrichten über Kem. In dieſem Jahre machten die Finländer aus Kajan einen räuberiſchen Einfall in das Kemgebiet, bei welchem der ſolowezkiſche Woiwode Oſerow und viele Strjelzen getödtet wurden. Bei einem zweiten Einfalle jedoch wurden die Finländer von dem Woiwoden Anitſchkow vollſtändig beſiegt. Im J. 1590 verheerten die Schweden Kowda, Umba, Kert und das Kemgebiet. Im J. 1591 kam das ganze Kemgebiet mit dem mueſerskiſchen Kloſter und den dazugehörigen Fiſchereien und Salzſiedereien in den Beſitz des ſolowezkiſchen Kloſters, welches auf der Lep-Inſel einen großen, zweiſtöckigen Thurm erbaute und mit Kanonen armirte. Im J. 1764 wurde Kem bei der Regulirung des Kloſter-Etats dem Kreiſe Onega zugetheilt, im J. 1785 aber bei der Errichtung der olonezkiſchen Statthalterſchaft zur Kreisſtadt derſelben erhoben, bei welcher Gelegenheit dem Orte in Gegenwart des damaligen Gouverneurs Derſchawin feierlich die Stadtrechte ertheilt wurden. Im J. 1794 wurde Kem dem Gouvernement Archangelsk zugezählt. Im J. 1858 wurde der Kemkreis mit dem Kreiſe von Kola vereinigt, wobei Kola ſeiner Stadtrechte verluſtig ging. Abgeſehen von den Verheerungen durch die Finländer und Schweden hatte Kem zweimal, in den Jahren 1749 und 1763, durch große Ueberſchwemmungen zu leiden, wobei der Thurm auf der Lep-Inſel und viele Häuſer zerſtört wurden. Gegenwärtig hat Kem drei hölzerne Kirchen, von denen die Kathedrale 1714 erbaut iſt, 320 Häuſer (1 ſteinernes), 6 Kaufläden, 12 Straßen, 2 Marktplätze, eine Kreis- und eine Elementarſchule, ein Hoſpital und 2770 Einwohner. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner beſteht in Fiſcherei und Seethierfang längs der Murmanskiſchen Küſte, bei der Mündung des Kem und bei Nowaja-Semlja. Fiſche, Fiſchthran und Seethierhäute werden auf den margaritinskiſchen Jahrmarkt zu Archangelsk zum Verkauf gebracht. Die Vegetation iſt der Rauheit des Klimas wegen nur ſehr dürftig. Von Gemüſen gedeihen hier nur die rothe und weiße Rübe, die Kohlrübe und der Rettich. Fabriken gibt es nicht in der Stadt; auch der Handel iſt

Digitized by Google

ſehr unbedeutend. Die zum Fiſchfang erforderlichen Schiffe werden auf der in der Nähe der Stadt liegenden kleinen Werfte von den Einwohnern ſelbſt gebaut. Die Hauptbevölkerung des 3548 □ Meilen umfaſſenden Kemkreiſes beſteht aus Karelen und Loparen.

(A. von Wald.)

KEMALEDDIN (arabiſch Kemâlu 'd-dîni „Vollkommenheit der Religion"), ein in ſpäterer Zeit ſehr beliebter mohammedaniſcher Vorname. Insbeſondere führen denſelben (beziehungsweiſe die im täglichen Gebrauche häufige Abkürzung Kemâl) eine große Zahl arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Schriftſteller, von denen Verzeichniſſe ſich in Flügel's Ausgabe des Hâggî Chalfa VII, 1125 fg., ſowie in den Indices der Kataloge der größeren Handſchriftenſammlungen finden. Zu den hervorragenderen unter dieſen Perſönlichkeiten gehören 1) Kemâleddin Abulberekât 'Abderrahmân ibn el-Anbârî, arabiſcher Grammatiker (513—577 d. H. = 1119/20—1181 Chr.), über den zu vergleichen Jaromir Košut, Fünf Streitfragen der Basrenſer und Kufenſer, Wien 1878 = Sitzber. der Wiener Akad. philoſ.-hiſt. Klaſſe, Bd. 88, S. 277 fg.), S. 3 fg., wo ſich auch einige Kapitel aus einer ſeiner werthvollſten Schriften abgedruckt finden. — 2) Kemâleddin Abu 'Abdallâh Mohammed ibn Abilwefâ genannt Scho'la aus Haleb, der ebenfalls in arabiſcher Sprache theologiſche Schriften verfaßte und 656 H. = 1258 Chr. ſtarb. — 3) Kemâleddin 'Omar ibn Ahmed ibn el-'Adîm el-Hanafî aus Haleb, arabiſcher Hiſtoriker; er ſchrieb in 30 Bänden eine Chronik ſeiner Vaterſtadt, die nach ſeinem Tode von Ibn Chatib en-Nâṣirija (ſtarb 843 H. = 1439/40 Chr., vgl. Flügel, Wiener Hdſchrr. II, 128 fg.) und andern (H. Ch. II, 125 fg.) fortgeſetzt wurde; erhalten hat ſich indeß nur ein handlicherer Auszug unter dem Titel zubdetu 'lḥalab fi ta'rîhi Ḥalab „Crême der ſüßen Milch über die Geſchichte Haleb's", aus welchem größere Stücke von Freytag herausgegeben ſind (G. W. Freytag, Selecta ex historia Halebi, Paris. et Argentor. 1819. 8. — Regierung des Saahd-Aldaula zu Aleppo, arabiſch mit Ueberſetzung und Anmerkungen. Bonn 1820. 4. — Chrestomathia arabica. Bonnae 1834, p. 97—138). Er lebte von 588 (1192) bis 660 (1262); die Literatur über ihn iſt von Flügel, H. Ch. VII, 647 (zu II, 59) zuſammengeſtellt. — 4) Kemâleddin Abu'lghanâ'im 'Abderrazzâq ibn Gemâleddin el Kâſchî oder el Kâſchânî, myſtiſcher Theolog aus Perſien, ſtarb wahrſcheinlich 730 H. = 1329/30 Chr. (ſ. Flügel, Wiener Hdſchrr. III, 371). Er verfaßte außer der von Sprenger zu Kalcutta 1845 unter dem Titel Abdu-r-razzaq's Dictionary of the Technical Terms of the Sufies herausgegebenen Erklärung der myſtiſchen Terminologie (über deren perſiſche Bearbeitung Bacher's Aufſatz in der Zeitſchrift der deutſchen Morgenländ. Geſellſch. XXXIV S. 597 fg. zu vergleichen) einen Korancommentar im Sinne der allegoriſirenden Myſtik (H. Ch. II, 175) und andere theologiſche Schriften in arabiſcher Sprache. — 5) Kemâleddin Abu'lbaqâ Mohammed ibn Muſa ibn 'Iſa, gewöhnlich nach ſeinem Geburtsorte Demîra (bei Damiette) in Aegypten ed-Demîrî genannt, ein arabiſcher Rechtsgelehrter, der aber hauptſächlich durch ſein für die Kenntniß der arabiſchen Poeſie u. a. äußerſt wichtiges Thierwörterbuch berühmt iſt. Er lebte von 750—808 H. (1349/50—1405/6 Chr.); ſein Buch iſt in zahlreichen Abſchriften erhalten (vgl. Katalog der Bibliothek der deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft II, 18 Nr. 15; Wüſtenfeld, Geſchichte der arabiſchen Aerzte Nr. 265) und zu Bulaq 1274/5 und 1284 d. H. (1857/58 und 1867 Chr.) gedruckt. — 6) Kemâleddin Mohammed ibn Mohammed el-Kudſî el-Halebî, gewöhnlich Ibn Abî Scherif genannt, geboren 822 H. = 1419 Chr., lebte bis 905 H. (1499/1500 Chr., doch werden mehrere andere Daten ſeines Todes zwiſchen 903 und 930 = 1497/98 und 1523/24 angegeben), meiſt in Jeruſalem. Außer andern theologiſchen Schriften in arabiſcher Sprache wird ihm gewöhnlich ein Buch unter dem Titel ithâfu 'l-aḫiṣṣâ bifaḍâ'ili 'lmasgidi 'laqṣâ, „Geſchenk an Freunde, darſtellend die Herrlichkeit der jeruſalemiſchen Moſchee", beigelegt, aus welchem das neunte Kapitel von P. Lemming in der Commentatio philologica, exbibens specimen libri اتحاف الاخصا zu Kopenhagen 1817 in 4. herausgegeben iſt (vgl. auch Codd. Orientales Bibl. Reg. Hafniensis p. II. Hafniae 1851. 4. p. 94 no. CXLIII); doch hat Steinſchneider (Polemiſche und apologetiſche Literatur in arabiſch. Sprache: Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes VI, 3, Leipzig 1877, S. 169 fg.) auf Grund der außerordentlich verſchiedenen Angaben in den mehrfach vorkommenden Handſchriften des Buches ſelbſt die Richtigkeit dieſer Zutheilung in Zweifel gezogen. — 7) Kemâleddin 'Abderrazzâq ibn Galâleddin es-Samarkandî (nicht mit Nr. 4 zu verwechſeln, ſ. Flügel, Wiener Hdſchrr. III, 627 Note 1), perſiſcher Hiſtoriker (816—887 H. = 1413/14—1482/83 Chr.), der eine Geſchichte Timur's und einiger der Timuriden, die Jahre 704—875 umfaſſend, unter dem Titel matla' essa'dein wamagma' elbahrein „Aufgangsort der beiden Glücksſterne und Vereinigungsort der beiden Meere" ſchrieb (ſ. Flügel a. a. O. II, 190 fg.). — 8) Kemâleddin Isma'îl el-Isfahânî (aus Ispahan), perſiſcher Dichter myſtiſcher Tendenz, Anhänger der Lehren Sohrawerdî's (ſ. d.), der 635 H. = 1237/38 Chr. (nach andern 638 = 1240/41) ſtarb; ſ. über ihn Sprenger's Catalogue of the Libraries of the King of Oudh, p. 454. — 9) Kemâl Chogandî (aus Chogand in Turkeſtan), ebenfalls ein perſiſcher Dichter myſtiſcher Richtung, Zeitgenoſſe des Hâfis; ſtarb im Geruche der Heiligkeit 803 H. = 1400/1 Chr. (andere Angaben 792 = 1390 und 808 = 1405/6); ſ. Näheres bei Sprenger a. a. O. p. 454 fg. — 10) Ibn Kemâlpaſcha, gewöhnlich türkiſch Kemâlpaſchazâdé (d. h. Sohn des Paſcha's Kemaleddin) genannt, mit vollem Namen Schemseddin Ahmed ibn Suleiman, einer der fruchtbarſten türkiſchen Schriftſteller auf dem Gebiete der Grammatik, der Geſchichte, der Poeſie (hier verſuchte er ſich auch in perſiſcher Sprache mit einer Nachahmung von Saadi's Guliſtan), der Jurisprudenz, der Theologie und des Myſticismus; ſeine Schriften aus den letztgenannten drei Gebieten verfaßte er arabiſch. Er

Digitized by Google

war ſtändiger Begleiter Sultan Selim's I und brachte es bis zur Würde eines Mufti, welche er bis zu ſeinem 940 H. (1534 Chr.) erfolgten Tode bekleidete. Näheres über ihn ſ. bei Flügel, Wiener Hdſchrr. I. 130 fg. Eine reichhaltige Sammlung ſeiner Schriften beſitzt die Wiener Hofbibliothek (ſ. Flügel a. a. O. III, 643^{b} unter Schamsaddin Ahmad Bin Suleimân), aber auch auf andern Bibliotheken ſind ſie häufig; gedruckt erſchien Histoire de la campagne de Mohacs, par Kemal Pacha Zadeh, publ. avec trad. franç. par M. Pavet de Courteille. Paris 1859. 8. *(A. Müller.)*

KEMBERG, preußiſches Städtchen in der Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, Kreis Wittenberg, welches links von der Elbe unweit der Dübenſchen Heide in 80 Met. Höhe, 6 Kilom. im Südoſten vom Bahnhofe Bergwitz gelegen iſt. Von ſeinen 2729 Bewohnern ſind 1321 männlichen und 1408 weiblichen Geſchlechts; dieſelben befinden ſich in 387 Wohnhäuſern mit 744 Haushaltungen. *(G. A. von Klöden.)*

KEMBLE (Charles), engliſcher Schauſpieler, geboren zu Brecon in Südwales den 27. Nov. 1775, geſtorben in London den 12. Nov. 1854, war das elfte Kind des Schauſpielers Roger Kemble (ſ. d.), wurde im engliſchen College zu Douai in Frankreich erzogen, erhielt, als er 1792 nach England zurückkam, eine Anſtellung an der Poſt, ging jedoch bald zur Bühne über und debutirte nach einigen in den Provinzen beſtandenen Verſuchen im April 1794 im Drurylane-Theater zu London als Malcolm zum Macbeth ſeines Bruders John Philipp und zur Lady Macbeth ſeiner Schweſter Mrs. Siddons. Er ward allmählich einer der beliebteſten Schauſpieler der londoner Bühne, wobei ihm, wie allen ſeinen Geſchwiſtern, ſeine ſchöne Geſtalt und edle, ausdrucksvolle Geſichtsbildung ſehr zu ſtatten kam. Er galt für einen der beſten erſten Liebhaber im höheren Luſtſpiele, wie auch im Trauerſpiele. Seine Hauptrollen waren Benedict, Petruchio, Archer Ranger, Charles Surface, dann auch Faulconbridge, Edgar, Caſſio, Marc Anton und ähnliche Rollen. Im J. 1800 erſchien Charles Kemble auch als Bühnendichter mit „The Point of Honour“, einer Bearbeitung von Mercier's „Déserteur“, und bearbeitete fortan eine Anzahl franzöſiſcher und deutſcher Stücke für die engliſche Bühne. Im J. 1832 machte er eine Reiſe mit ſeiner Tochter Mrs. Butler (Frances Anne, gewöhnlich Fanny Kemble genannt) nach den Vereinigten Staaten, wo beide mit glänzendem Erfolge auf den leitenden Bühnen auftraten. Im J. 1840 erhielt er eine Anſtellung als Theater-Cenſor (Examiner of Plays) für England und zog ſich nun von der Bühne zurück.

Von Charles Kemble ſind im Druck erſchienen: The Point of Honour, a Play in 3 Acts. E. Inchbald, The British Theatre, Vol. 34 (London 1808). — Plot and Counterplot, or the Portrait of Cervantes. A Farce in one Act. Lacy, Acting Edition of Plays, Vol. 90 (London 1850). — Shakespeare Readings (Selections etc.) (London 1810, 2. Aufl. 1819). *(W. Bentheim.)*

KEMBLE (Elizabeth, Mrs. Whitlock), engliſche Schauſpielerin, geboren zu Warrington in der engliſchen Grafſchaft Lancaſter den 2. April 1761, geſtorben am 27. Febr. 1836, eine Tochter des Schauſpielers Roger Kemble (ſ. d.), debutirte im Drurylane-Theater in London im Februar 1783 als Portia, verheirathete ſich 1785 mit Charles Edward Whitlock, einem Director engliſcher Provinzialtheater, mit welchem ſie 1792 nach den Vereinigten Staaten ging, wo ſie während einer Reihe von Jahren in den leitenden Theatern auftrat und als die erſte Schauſpielerin ihrer Zeit betrachtet wurde. Als ſie 1807 nach England zurückkehrte, hatte ſie ſich ein hinreichendes Vermögen erworben, um ſich von der Bühne zurückzuziehen. *(W. Bentheim.)*

KEMBLE (John Mitchell), engliſcher Sprach- und Geſchichtsforſcher, geboren in London 1807, geſtorben in Dublin den 26. März 1857, war der Sohn des Schauſpielers Charles Kemble (ſ. d.), wurde zuerſt von dem gelehrten Sprachforſcher Dr. Richardſon, Verfaſſer des English Dictionary, unterrichtet, kam dann auf die Gelehrtenſchule zu Bury St.-Edmunds und auf Trinity College an der Univerſität Cambridge. Nachdem er graduirt hatte, wurde er nebſt andern jungen Engländern vom General Torriges bewogen, ihm nach Spanien zu folgen, um das Land von der Tyrannei Ferdinand's VII. zu befreien; der Plan wurde aber verrathen und mehrere Mitglieder der Bande gefangen und erſchoſſen. Kemble entkam und begab ſich zunächſt nach Deutſchland, wo er mit Thierſch, Jakob Grimm und andern Sprachforſchern befreundet wurde und das gründliche Studium des Angelſächſiſchen und der verwandten Sprachen aufnahm, dem er ſich fortan widmete. Nachdem er darauf nach England zurückgekehrt war (1834), befleißigte er ſich ſpeciell des Studiums angelſächſiſcher Manuſcripte, die er mit außerordentlicher Geſchicklichkeit dechiffrirte. Im J. 1834 und 1835 hielt er Vorleſungen zu Cambridge über angelſächſiſche Sprache und Literatur. Von 1835—1844 war er Redacteur des British and Foreign Review und lieferte in den folgenden Jahren zahlreiche Beiträge für das Cambridge Philological Museum, das Foreign Quarterly Review, für Fraſer's Monthly Magazine. Im Jahre 1839 begann Kemble die Herausgabe ſeiner an verſchiedenen Orten zuſammengetragenen angelſächſiſchen Urkunden in dem Codex diplomaticus, redigirte dann mehrere Jahre die archäologiſchen Schriften der Aelfric und der Camden Society zu London, veröffentlichte eine treffliche Ausgabe des Beowulf, der älteſten in angelſächſiſcher Sprache erhaltenen Dichtung, deren zweite Ausgabe er Gloſſar und Ueberſetzung hinzufügte. Er lieferte ſodann das vorzügliche Geſchichtswerk „The Saxons in England“. Vom Juli 1849 bis Mai 1855 verweilte Kemble in Norddeutſchland. Er ſchrieb hier eine Reihe Artikel für die Zeitſchrift der archäologiſchen Geſellſchaft in Hannover und leitete 1854 im Auftrage dieſer Geſellſchaft in Norddeutſchland unternommene Nachgrabungen in vorchriſtlichen Grabhöhlen, wodurch dem Muſeum zu Hannover beträchtliche Zuwüchſe gewonnen wurden. Sein Bericht über dieſe Nachfor-

Digitized by Google

ſchungen iſt in den Horae Ferales enthalten. Kemble war, als ihn der Tod abrief, im Auftrage der mancheſter Ausſtellung mit der Bildung einer keltiſch-angelſächſiſchen Kunſtſammlung beſchäftigt.

Kemble's vornehmſte Druckſchriften ſind: The Dialogue of Salomon and Saturnus, with an historical introduction and English translation. Anglo-Saxon and English. Aelfric Society (London 1848). — The Poetry of the Codex Vuellensis, with an English translation. Anglo-Sax. and English. Aelf. Soc. (London 1843). — Philippus de Thame, The Knights Hospitellers in England. With a historical introduction. Camden Society (London 1857). — Sir R. Twysden Bert, Certaine Considerations upon the Government of England. Camden Soc. (London 1849). — Codex diplomaticus aevi Saxonici. English Historical Society (London 1839). — Beowulf, the Traveller's Song, the Battle of Finnesburgh. Anglo-Sax. with an English translation, a glossary, historical preface and notes (London 1837). — The Gospel according to Saint Matthew. The Anglo-Saxon and Northumbrian versions (London 1858). — Horae Ferales, Studies in the Archaeology of the Northern Nations. Ed. by H. G. Latham and W. Franks (London 1863). — The Saxons in England. A History of the English Commonwealth till the period of the Norman conquest (London 1849). (New ed. revised by G. Birch, London 1876.) — State Papers and Correspondence illustrative of the Social and Political state of Europe from the Revolution (1688) to the Accession of the House of Hanover. With historical introduction, biographical memoirs and notes (London 1857). — Ueber die Stammtafel der Weſtſachſen (München 1836). — The utility of antiquarian collections as throwing light on the prehistoric annals of European nations (Dublin 1857).

(*W. Bentheim.*)

KEMBLE (John Philip), engliſcher Schauſpieler, älteſter Sohn des Roger Kemble, Directors einer wandernden Schauſpielertruppe, geboren zu Preſton in der engliſchen Grafſchaft Lancaſter den 1. Febr. 1757, geſtorben zu Lauſanne in der Schweiz den 26. Febr. 1823, zeigte frühzeitig viel Anlage und Neigung zur Bühne, trat auch mitunter im Theater des Vaters, z. B. ſchon im Alter von fünf Jahren als Herzog von York in einem Trauerſpiel, Charles the First betitelt, auf. Dies geſchah jedoch nur ſelten; denn Roger Kemble, ein eifriger Katholik, hatte eine große Abneigung gegen das Schauſpielerleben. Es war vielmehr ſein inniger Wunſch, daß ſein Sohn ſich dem Prieſterſtande widme. Er ſchickte John deshalb auf das katholiſche Seminar Sedgeley-Park in der Grafſchaft Stafford und dann auf English College zu Douai in Frankreich. John machte dort gute Fortſchritte, auch in „Philoſophie und Theologie". Er hatte aber gar keine Luſt Prieſter zu werden, die Bühne zog ihn viel mehr an. Er verließ die Univerſität heimlich ohne Vorwiſſen des Vaters und erſchien plötzlich vor ihm zu Brecknock in Wales, wo derſelbe ſich mit ſeiner Truppe befand, nach einer gar mühſamen, größtentheils zu Fuße zurückgelegten Reiſe. Er hatte einen ſehr kalten Empfang; die Schauſpieler der Geſellſchaft ſtellten unter ſich eine Sammlung an, um ihm die nöthigſten Exiſtenzmittel zu gewähren. John trat in die wandernde Geſellſchaft des Directors Chamberlain zu Wolverhampton ein, damals 19 Jahre alt. Er debutirte als Theodoſius in „The Force of Love", machte jedoch keinen Eindruck. Beſſer ſchon ging es mit Bajazet, der nächſten Rolle. John hatte aber noch eine Reihe von Lehr- und Wanderjahren in den Grafſchaften zu beſtehen. Von Chamberlain ſchlecht bezahlt, ging er nach Cheltenham, mußte hier jedoch neben ſeinen dramatiſchen auch Vorſtellungen in der Taſchenſpielerei geben, um das Publikum anzuziehen. Er ging ſodann nach Worceſter, wo er Luſtſpielrollen gab. Er gerieth in große pecuniäre Verlegenheiten, konnte gar oft weder Stubenmiethe noch Wäſche bezahlen. Auf Empfehlung ſeiner Schweſter, der Mrs. Siddons, trat Kemble in den k. Theatern zu Mancheſter und Liverpool auf. Hier begründete ſich ſein Ruf. Kemble verwandte ſtets ein gleichmäßig eifriges Studium auf Ausdruck, Stimme, Geberde, Stellung, Coſtüm und bildete ſich in allen dieſen Beziehungen immer mehr aus. Sein Ausdruck erreichte ſowol eine faſt weibliche Weichheit wie die Höhe männlicher Würde. Seine ſtattliche Geſtalt, ſeine edeln, ausdrucksvollen Geſichtszüge begünſtigten ihn dabei ſehr. Er ſtudirte ſeine Rolle nicht nur an ſich, ſondern mit Bezug auf das Enſemble.

Von Liverpool kam Kemble zunächſt nach York, wo er lebhaften Beifall erhielt. Er trug hier in den Zwiſchenacten Oden von Gray, Maſon u. a., Abſchnitte aus Sterne vor, was gleichfalls Beifall erhielt. Darauf ging Kemble nach Schottland, wo er Vorträge über kirchliche und weltliche Redekunſt hielt. Die beiden J. 1782 und 1783 brachte er in Dublin zu, wo er ein großes Publikum zum Theater in Smock Alley zog. Darauf wurde er durch Einfluß der Siddons am Drurylane in London engagirt und debutirte im engliſchen Nationaltheater am 1. Sept. 1783 als Hamlet, welchen er bereits in Dublin mit Eclat gegeben, und welcher ſtets eine ſeiner vorzüglichſten Glanzrollen blieb. In Geſtalt, Haltung, Geberde, Stimme, Ausdruck war dem londoner Publikum der Prinz von Dänemark noch nie ſo vergegenwärtigt worden. Gleichen Erfolg hatte Kemble in andern erſten tragiſchen Rollen. Zwar behielt Smith, Kemble's Vorgänger als erſter Tragiker am Drurylane, noch die meiſten Heldenrollen für ſich; als derſelbe ſich jedoch im J. 1788 von Drurylane zurückzog, beherrſchte Kemble unbeſchränkt die tragiſche Bühne und wurde allgemein als der erſte Tragiker Englands und als der echte Nachfolger Garrick's anerkannt. Im J. 1787 heirathete er die junge und ſchöne Witwe Gerwin's und erlebte eine glückliche Ehe. Im J. 1788 ward Kemble Regiſſeur des Drurylane-Theaters, welches eine vollſtändige Umgeſtaltung erhielt. Die ganze mise en scène wurde viel ſorgfältiger ausgeſtattet. Die Decoration ward prächtiger, reichhaltiger, hiſtoriſch richtiger. Die oft höchſt lächerlichen Anachro-

Digitized by Google

nismen im Coſtüm wurden abgeſchafft. Kemble wirkte überhaupt ſo umgeſtaltend auf der engliſchen Bühne wie Talma auf der franzöſiſchen. Er bearbeitete außerdem viele Stücke Shakeſpeare's, Beaumont's und Fletcher's, Maſſinger's und andere, oft ſeit langer Zeit beiſeite gelegte, für die Bühne, und was man auch von ſolchen Bearbeitungen halten mag, ſo dürften die dieſes ſo bühnenkundigen Mannes immerhin einige Beachtung verdienen. Auch lieferte Kemble ſelbſt einige Stücke, meiſtens Poſſen.

Kemble herrſchte in Drurylane an 13 Jahre. Im J. 1802—3, nach dem Frieden von Amiens, bereiſte er Frankreich und Spanien, zunächſt um ſich mit den dortigen Bühnen näher bekannt zu machen. In Paris war ſeine Ankunft ein Ereigniß. Die Comédie françaiſe bereitete ihm einen großartigen Empfang, Talma begleitete ihn überall. Nach ſeiner Rückkehr im J. 1803 kaufte er ſich um 25,000 Pfd. Sterl. mit einem Sechstheil am Eigenthum des Coventgarden-Theaters, des zweiten der großen londoner Theater, ein, ward ſodann Director dieſes Theaters und entwickelte als Verwalter, Bearbeiter, Schauſpieler, beſonders nachdem die Schweſter, die große Siddons, im Coventgarden auftrat, eine glanzvolle Thätigkeit. Allein die Feuersbrunſt vom 20. Sept. 1808 zerſtörte in drei Stunden das Theater, das Haus und ſämmtliches Eigenthum. Die Eigenthümer waren nicht verſichert; doch verlor Kemble perſönlich noch am wenigſten bei dem Misgeſchick. Der Herzog von Northumberland ſandte Kemble unaufgefordert 10,000 Pfd. Sterl. für den Neubau, und nachdem der Grundſtein des Neubaus gelegt worden war, ſandte er Kemble den ihm über die Summe zugeſtellten Schuldſchein und ſtellte nur die Bedingung, daß über die Sache fortan ein unbedingtes Stillſchweigen ſtattfinde.

Die Eröffnung des neuen Theaters bei etwas im folgenden Jahre erhöhten Eintrittspreiſen veranlaßte die berüchtigten O.-P.-Tumulte, indem das Publikum, oder wenigſtens der am lauteſten ſtimmführende Theil deſſelben die Herabſetzung auf den alten Preis (old price, daher der Name O. P.) verlangte. Während 60 Abende trugen alle Hüte im Parterre einen Zettel mit den Buchſtaben O. P. und ſobald der Vorhang aufging, erhob ſich ein ſolches Schreien und Toben, daß von dem Vortrage der Schauſpieler nichts vernehmbar war. Dem Willen des Publikums mußte willfahrt und die Eintrittspreiſe auf den früheren Tarif geſetzt werden. Am Schluſſe der Saiſon bereiſte Kemble die Grafſchaften. Als er im Januar 1810 nach achtwöchentlicher Abweſenheit in der Rolle des Coriolan wieder im Coventgarden auftrat, erhob ſich das geſammte Publikum und begrüßte ihn mit einem dreifachen Hurrah.

In Rollen, welche vornehmlich den Ausdruck der Reflexion, heroiſcher Energie, männlicher Würde erfordern, wie Cato, Coriolan, König Johann, Wolſey, Hamlet, Macbeth, Lear, übertraf Kemble wol ſeine Zeitgenoſſen. Als Theaterdirector zeichnete er ſich durch eine Anzahl neuer und glänzend ausgeſtatteter Aufführungen der Stücke Shakeſpeare's und älterer Autoren aus. Als Geſundheitsſchwäche eintrat, zog er ſich zurück. Am 23. Juni 1817 fand ſeine Abſchiedsvorſtellung im Coventgarden ſtatt, ein Ereigniß, das der Dichter Thomas Campbell zum Gegenſtand einer ſeiner beſten Oden genommen hat. Er verlebte ſeine letzten Jahre in einem hübſchen Häuschen mit prachtvoller Ausſicht zu Lauſanne, hauptſächlich mit Gärtnerei und Lektüre beſchäftigt. Im J. 1822 machte er eine Reiſe nach Italien. In Rom, in der aria cattiva di Roma, erkrankte Kemble und eilte zurück nach Lauſanne. — Kemble's Statue von Flaxman wurde 1833 in der Weſtminſter-Abtei aufgeſtellt. Sein Porträt als Hamlet in der Todtengräberſcene befindet ſich in der National-Gemälde-Galerie von Trafalgar-Square in London.

Von John Philipp Kemble ſind im Druck erſchienen: Belisarius a Tragedy, (York 1778). — Woman's projects, a Farce (York 1779). — Macbeth reconsidered (London 1786) (Abhandlung). — Macbeth and Richard the Third (London 1817) (Abhandlung). — The Farm House, a Farce (entnommen von C. Johnſon, The Country House). R. Inchbald, Collection of Farces Vol. 6 (London 1815). — Lodoiska, a musical Romance (London 1794). — Fugitive Pieces in verse (York 1780).

Vgl. James Boaden, Memoirs of the life of John Philip Kemble, 2 Bde., enthalten in R. J. Smith, Collection of Materials towards an history of the English stage, Bd. 14 und 15 (London 1825). — Percy Fitzgerald, The Kembles, comprising the lives of Mrs. Siddons and her brother John Philip Kemble, 2 Bde. (London 1871). — Ambroſe Williams, Memoirs of John Philip Kemble (London 1823).

(W. Bentheim.)

KEMBLE (Roger), engliſcher Schauſpieler, geboren zu Hereford in England den 1. März 1721, geſtorben im J. 1802, war urſprünglich Barbier. Um das J. 1752 verliebte ſich Fanny Farnival, Mitglied einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft, in ſeine ſchöne, ſtattliche Geſtalt, ſeine Adlernaſe, und bewog ihn, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Er trat demnach zu Deal in die wandernde Geſellſchaft des John Ward, eines Iren, früher Mitglied des dubliner Theaters. Er heirathete aber Fanny nicht, ſondern gewann die ſchöne Sally (Sarah) Ward, die Tochter des Directors, die er im J. 1753 zu Cirenceſter heirathete. Roger war nur ein mittelmäßiger Schauſpieler, ward aber dennoch Director einer wandernden Geſellſchaft, mit der er hauptſächlich die Grafſchaften Stafford, Glouceſter und Warwick bereiſte. Er hatte zwölf Kinder, von denen Sarah, die berühmte Mrs. Siddons, das älteſte, John Philipp, neben Garrick der größte Schauſpieler der engliſchen Bühne, der älteſte Sohn war, er war mithin der Gründer der berühmten Familie, welche über ein halbes Jahrhundert die engliſche Nationalbühne beherrſchte. Roger war Katholik, und zwar ein ſehr eifriger; ſein Herzenswunſch war, daß wenigſtens zwei von ſeinen Söhnen ſich dem Prieſterſtande widmeten, zu welchem Behufe er ſie in katholiſchen Seminaren erziehen ließ.

(W. Bentheim.)

Digitized by Google

KEMENATE (Kemnate), ein beſonderes Gemach in den mittelalterlichen Burgen, welches heizbar war und deſſen Name höchſtwahrſcheinlich von caminus, Ofen, abgeleitet iſt. Es bildete nächſt dem großen Saale (Palas) den wichtigſten Wohnraum der Burg und unterſchied ſich durch ſeine Größe und Heizbarkeit von den übrigen untergeordneten Räumen (Kammern und Gadem). Für heizbare Räume kommt bei den mittelhochdeutſchen Dichtern auch der Ausdruck Phiselgadem (von poêle, Ofen) vor. Für die Kemenaten werden von den Alterthumsforſchern vier verſchiedene Beſtimmungen angegeben, nämlich als Schlafzimmer, Wohnzimmer für einzelne Perſonen, als Frauengemächer oder als Vorrathskammern. Man machte ferner noch den Unterſchied zwiſchen Frauen- und Männer-Kemenaten, wie ſolche bei größeren Hofburgen eingerichtet waren; kleinere Burgen beſaßen vielleicht nur eine oder zwei Kemenaten, wie denn auch hier die obengenannten Nebenräume wegfielen. Am häufigſten wird der Kemenate bei den Dichtern des Mittelalters als des gemeinſchaftlichen Schlafzimmers für den Burgherrn und deſſen Gemahlin gedacht. Ihre bauliche Beſchaffenheit und Ausſchmückung dürfte ſich aus den ruinenhaften Ueberreſten der mittelalterlichen Burgen und Schlöſſer kaum mehr feſtſtellen laſſen, doch wird ſie der des großen Saales entſprechend, nur einfacher, geweſen ſein. Aus den betreffenden Belegſtellen der Dichter läßt ſich entnehmen, daß die Decken entweder getäfelt oder gewölbt, die Wände entweder gemalt oder mit Teppichen (Umhängen) bekleidet waren; die Thüren konnten durch ſtarke eiſerne Riegel verſchloſſen werden und waren von außen mit Klopfringen verſehen. Vor dem Bette ſtand eine Bank und ein Schemel; außerdem wurde durch einen Schrein zur Aufbewahrung der Kleidungsſtücke und ein Heiligenbild zur Verrichtung der Andacht die Ausſtattung vervollſtändigt. Bisweilen ſchloß ſich an die Frauenkemenate ein Balkon (Line) an, der eine ſchöne Ausſicht auf die Umgebung bot.

Später hieß Kemenate das ſteinerne Wohnhaus im Gegenſatz zur eigentlichen Burg; derartige Häuſer wurden auch in Lehn gegeben, woher der Ausdruck „Kemenatlehn“ ſtammt. (*Albin Gottschaldt.*)

KEMÉNY (Sigmund, Baron), bedeutender ungariſcher Dichter und Publiciſt, ein wenig bemittelter Sproſſe des berühmten proteſtantiſchen ſiebenbürger Freiherrn- und Grafengeſchlechts [1]), iſt geboren 1816 in Maghar-Kapud in Siebenbürgen. Seine erſte Erziehung erhielt er im Aelternhauſe, ſpäter bezog er die katholiſche Schule zu Zalathna und 1823 das berühmte reformirte Collegium zu Nagy-Enyed, unter deſſen Lehrern beſonders der hochbegabte, vielſeitig gebildete und charaktervolle Karl Szász, der Vater des gleichnamigen Dichters, von großem Einfluſſe auf ſeine Entwickelung wurde. Die Jahre 1834 und 1835 verlebte er in Klauſenburg, wo eben der ſiebenbürger Landtag, der wichtigſte in dieſem Jahrhundert, tagte, mit deſſen bedeutenderen Perſönlichkeiten, ſo beſonders mit dem einflußreichen Baron Nikolaus Weſſelényi, der junge Kemény, der ſich ſchon damals für die brennenden Fragen der Politik lebhaft intereſſirte, in perſönliche, theilweiſe freundſchaftliche Verbindung trat. Nachdem er das J. 1836 auf dem Familiengute in Kapud unter fleißigen Studien verlebt hatte, kam er 1837 nach Marosvásárhely, wo er ſich als Kanzeliſt die juriſtiſche Praxis aneignete. Schon jetzt trat er in die Literatur ein und zwar gleichzeitig auf beiden Feldern ſeiner ſpäteren Wirkſamkeit, auf dem der Publiciſtik und des Romans. „A mohácsi veszedelem okairól“ (Ueber die Urſachen der Niederlage bei Mohács), 1839 im Beiblatte des „Erdélyi Hiradó“ (Siebenbürger Zeitung), war ſeine erſte hiſtoriſch-politiſche Studie, „Martinuzzi“ ſein erſter Verſuch auf dem Felde des Romans, von dem jedoch nur Bruchſtücke fertig wurden und in Bajza's „Athenaeum“ erſchienen. Beide Arbeiten befaſſen ſich mit derſelben Epoche aus der Geſchichte Ungarns: mit der Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Mohács (1526), und beide verrathen eine überraſchend eindringende Kenntniß und treffende Beurtheilung jener unglücklichen Zeiten. [2]) Nachdem er im J. 1840 einige Zeit in Wien naturwiſſenſchaftlichen Studien, deren er als Dichter zu benöthigen glaubte, obgelegen, übernahm er, nach Siebenbürgen zurückgekehrt, Ende 1840 die Redaction des klauſenburger Blattes „Erdélyi Hiradó“, des Organs der conſtitutionellen Oppoſition, das unter ſeiner Leitung Anſehen und Bedeutung gewann. Als jedoch der Landtag 1842 aufgelöſt wurde, legte Kemény die Redaction nieder und zog ſich wieder auf ſein Landgut zurück, wo er wiſſenſchaftliche, beſonders hiſtoriſche Studien trieb und ſich mit literariſch-publiciſtiſchen Arbeiten beſchäftigte.

Wie groß das Anſehen Kemény's als Publiciſt bereits war, beweiſt die Thatſache, daß Graf Stephan Széchenyi, als er die Bildung einer compacten Partei anſtrebte und zu dieſem Zwecke ein großes politiſches Organ, den „Független“ (Der Unabhängige), gründen wollte, die Redaction deſſelben unter ſehr günſtigen Bedingungen Kemény antrug, der aber, da er das politiſche Programm Széchenyi's nicht durchweg zu theilen vermochte, den ehrenvollen Antrag entſchieden ablehnte. Dagegen folgte er dem Rufe des Barons Joſeph Eötvös, mit dem er bereits im Briefwechſel geſtanden, der ihm die Mitredaction des von Anton Cſengery vorzüglich geleiteten, durch ſeine politiſche wie literariſch-kritiſche Richtung gleich hervorragenden „Pesti Hirlap“ (Peſter Zeitung) antrug. Dieſes Blatt war das Organ der ſogenannten Doctrinäre oder Centraliſten, welche die parlamentariſche Centraliſation und eine conſtitutionell-verantwortliche Regierung forderten. [3]) Ende 1846 ſiedelte Kemény

1) Ein Glied deſſelben Geſchlechts, alſo ein Ahn des Dichters, **Johann Kemény**, deſſen Geſichtszüge den ſeinigen auffallend ähneln, war 1661—62 Fürſt von Siebenbürgen.

2) Den Roman „Martinuzzi“ hat Kemény nie vollendet, dagegen hat er den Gegenſtand ſpäter wieder ſelbſtändig aufgenommen und in ſeinem vorletzten und bedeutendſten hiſtoriſchen Romane „Eine wilde Zeit“ bearbeitet. 3) An der Spitze dieſer damals kleinen Gruppe hochgebildeter Staatsmänner und Publiciſten ſtanden Anton Cſengery, Baron Joſeph Eötvös, Baron Sig-

in die Hauptſtadt über, wo er mit geringen Unterbrechungen[4]) bis an den Ausbruch ſeiner tödlichen Krankheit blieb. Noch vor ſeiner Ueberſiedelung nach Peſt hatte er die publiciſtiſche Studie „Korteskedés és ellenszerei“ (Das Cortesweſen und ſeine Gegenmittel), Klauſenburg 1843—44, 2 Hefte, und ſeinen erſten vollſtändigen Roman „Gyulai Pál“ (Paul Gyulai), Peſt 1846, 5 Bde., deſſen Stoff der Geſchichte des Fürſten Sigmund Báthori entnommen iſt, veröffentlicht. Die erſtere Schrift enthält weit mehr, als der Titel verſpricht, denn ſie behandelt nicht nur die bei den Wahlen bereits zu einer großen Gefahr erwachſenen Misbräuche, ſondern entwirft zugleich einen vollſtändigen politiſchen Reformplan, deſſen weſentlichſte Poſtulate ſpäter verwirklicht wurden; der großangelegte Roman erwies den Verfaſſer ſofort als eine dichteriſche Kraft erſten Ranges und gewann ihm die Anerkennung der bedeutendſten Männer des Landes.

Im J. 1848 wurde Kemény in den Reichstag gewählt, in welchem er aber, da er kein begabter Redner war und die Fülle ſeiner Ideen nie ſchnell zu bewältigen und zu ordnen vermochte, keine bedeutende Rolle ſpielte. Dagegen entwickelte er eine überaus fleißige und ſehr einflußreiche journaliſtiſche Thätigkeit. Er folgte ſpäter dem Rumpfparlament nach Debreczin und zuletzt nach Arad, wurde im Miniſterium des Innern unter Szemere Miniſterialrath und war beſonders bei den Codifications-Arbeiten der Regierung thätig. Den ſtets weiter gehenden Beſtrebungen der unter Ludwig Koſſuth's Leitung ſtehenden äußerſten Linken gegenüber wirkte er für die Bildung einer Verſöhnungspartei, ohne bei den hocherregten Fluten der politiſchen und perſönlichen Leidenſchaften nachhaltige Erfolge zu erzielen.[5]) Nach dem Scheitern des Freiheitskampfes wurde auch Kemény vor ein Kriegsgericht geſtellt, aber nach kurzer Haft freigeſprochen.

Bald nahm er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wieder auf. Sofort nach dem Siege des Abſolutismus veröffentlichte er ſeine beiden Flugſchriften: „Forradalom után“ (Nach der Revolution), Peſt 1850, und „Még egy szó a forradalom után“ (Noch ein Wort nach der Revolution), daſ. 1851, welche großes Aufſehen erregten, da er in denſelben die Revolution und ihre Führer einer ſcharfen Kritik unterzog und die Idee eines Ausgleiches mit der Dynaſtie mit unerſchrockenem Freimuth ventilirte. Auch ſeine journaliſtiſche und dichteriſche Thätigkeit nahm er bald wieder auf. Im J. 1851 übernahm er die Redaction des angeſehenſten und beſonders unter ſeiner Leitung in politiſchen und literariſchen Dingen tonangebenden Tageblattes „Pesti Napló“ (Peſter Tagblatt), welche er bis 1870 fortführte. Unter ihm wurde dies Blatt der Mittelpunkt aller conſtitutionell-nationalen politiſchen Beſtrebungen und ſpäter das eigentliche Organ der zur Herrſchaft gelangenden Ausgleichspartei.[6]) In der Vorbereitung des Ausgleiches vom J. 1867 und der Begründung der neuen Lage der Dinge gebührt Kemény und ſeinem Blatte der hervorragendſte Antheil.

In den funfziger Jahren erſchienen auch die meiſten Romane[7]) und Novellen Kemény's: „A szív örvénye“ (Die Abgründe des Herzens), im Album für Nagy-Enyed, 1851; „Férj és nő“ (Mann und Weib), Peſt 1854, 2 Bde., 2. Aufl. 1878; „Ködképek a kedély láthatárán“ (Nebelbilder am Horizonte des Gemüths), daſ. 1855; „Szerelem és hiúság“ (Liebe und Eitelkeit), daſ. 1855; „Erény és illem“ (Tugend und Sitte), daſ. 1856; „Özvegy és leánya“ (Die Witwe und ihre Tochter), daſ. 1857, 3 Bde.; „Zord idő“ (Eine wilde Zeit, hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der Königin Iſabella und Martinuzzi's), daſ. 1858, 3 Bde., letzte Aufl. 1883, 3 Bde., deutſch von J. Sigmund, daſ. 1859, 2 Bde.; „A rajongók“ (Die Schwärmer, hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Georg Rákóczy's I.), daſ. 1859, und zahlreiche kleinere Novellen und Erzählungen.

Mit der Neubegründung des conſtitutionellen Lebens (1861) trat auch Kemény als Abgeordneter wieder in die öffentliche Laufbahn, ohne auch jetzt an den politiſchen Debatten im Reichstage theilzunehmen. Deſto größeren Einfluß übte er ſtets als Journaliſt und im perſönlichen Verkehr mit den leitenden Perſönlichkeiten des Landes, mit denen ihn langjährige vertraute Freundſchaft verband und die in ihm den tiefen Verſtand, die vielſeitige hiſtoriſch-politiſche Bildung und das ſcharfe Urtheil hochhielten. In dieſer letzten Periode ſeines Lebens erſchien ſeine politiſche Flugſchrift „Az Unio-törvényekről“ (Ueber die Unionsgeſetze), Peſt 1861, mehrere Novellen und ſeine geiſtvollen „Tanulmányok“ (Studien), herausgegeben von Paul Gyulai, daſ. 1870, 2 Bde., welche ſeine meiſterhaften Charakteriſtiken der „beiden Weſſelényi“ und des Grafen Stephan Széchenyi, dann einen großen und werthvollen Artikel zur Geſchichte Siebenbürgens in den Jahren 1791—1848, Studien über den Roman und das Drama, über Arany's Toldi-Epos, über das ungariſche Theater, über Szalay's und Macaulay's hiſtoriſche Werke, endlich ſeine zwei Denkreden über den Dichter Mich. Vörösmarty und ſeinen geliebten Lehrer Karl Szász enthalten. Seine letzte Arbeit war das Fragment einer dramatiſchen Dichtung „Anna“, deren Stoff er der Zeit Karl's III. (VI.)

---

mund Kemény und Ladislaus Szalay. Die Geſetze von 1848 bezeichnen den vollen Sieg dieſer Partei.

4) Im J. 1846 machte er eine Reiſe nach Italien, im Revolutionsjahre folgte er der Regierung nach Debreczin und Arad; nach der Kataſtrophe von Világos hielt er ſich in den Comitaten Szatmár und Ugocſa verborgen. 5) Ueber dieſe ſeine Wirkſamkeit hat Kemény in den funfziger Jahren ein für die Geſchichte ſeiner Tage überaus lehrreiches Memorandum ausgearbeitet, das jüngſt veröffentlicht wurde in dem Buche von Guſtav Bekſics: „Kemény Zsigmond, a forradalom és a kiegyezés“ (Sigmund Kemény, die Revolution und der Ausgleich), Budapeſt 1883.

6) Auch Franz Deák's berühmter Artikel über das agramer Rundſchreiben (1861) und der epochemachende Oſterartikel vom J. 1865 erſchienen im „Pesti Napló“. 7) Die Handſchrift ſeines zweiten Romans „Élet és ábránd“ (Leben und Traum), deſſen Handlung das tragiſche Geſchick des portugieſiſchen Dichters Camoens bildete, wurde bei der Erſtürmung Ofens im Jahre 1848 ein Raub der Flammen.

Digitized by Google

entnommen hatte. Die letzten Jahre ſeines Lebens (ſeit 1870) war er durch ſchwere Krankheit jeder politiſchen und literariſchen Wirkſamkeit entzogen. Er mußte die Hauptſtadt verlaſſen und ſtarb am 22. Dec. 1875 auf ſeinem Gute Pußta-Kamarás in Siebenbürgen. Er war nie vermählt geweſen. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke iſt in Vorbereitung.

Kemény war ſeit 1847 Mitglied der Akademie, ſeit 1860 Mitglied, ſeit 1867 Präſident der Kisfaludy-Geſellſchaft. In der erſteren haben Paul Gyulai (1879), in der letzteren Karl Száſz (1877) gehalt- und geiſtvolle Denkreden über ihn gehalten. Vortrefflich iſt auch der Nekrolog von Franz Salamon in der „Zeitſchrift der Ungariſchen Hiſtoriſchen Geſellſchaft" (1876).[8]

Kemény iſt eine der bedeutendſten Geſtalten der ungariſchen Literatur. Vielſeitige gründliche Bildung, ein ſcharfer, auf die tiefſten Gründe der Dinge dringender Verſtand, lebhafte und dabei plaſtiſche Phantaſie, tiefes, für den Jammer der Welt von wärmſter Theilnahme erfülltes Gemüth, Reichthum an neuen und ſelbſtändigen Ideen — das ſind die glänzenden Eigenſchaften, welche den Mann zur Zierde der ungariſchen Literatur machen und ihm in jedem Volke eine hervorragende Stellung geſichert hätten. Es lag theilweiſe in den eigenartigen Verhältniſſen der Zeit, welche jedes Talent in den Dienſt des politiſchen Lebens zog, daß Kemény als Publiciſt und Politiker eine ebenſo reiche und bedeutende Wirkſamkeit entwickelte wie als Dichter; daß er auf beiden Gebieten Leiſtungen erſten Ranges zu ſchaffen vermochte, iſt ein Beweis für die Kraft und Vielſeitigkeit ſeines Talents, mit dem er die gegebenen Verhältniſſe der Gegenwart und der Vergangenheit ebenſo richtig erkannte und ebenſo ſcharf beurtheilte, wie er die Schöpfungen ſeiner Phantaſie plaſtiſch zu geſtalten und mit überraſchendem Leben zu erfüllen wußte. Seine publiciſtiſchen Schriften ſind beſonders auch durch den merkwürdigen politiſchen Inſtinct ausgezeichnet, mit dem er den Gang und die Richtung der Stimmungen der öffentlichen Meinung zu errathen, die Entwickelung der politiſchen Dinge des Auslandes richtig vorherzuſehen und den Einfluß derſelben auf die Geſtaltung der ungariſchen Zuſtände klar und beſtimmt zu prognoſticiren verſtand. Alle ſeine Arbeiten auf dieſem Gebiete ſind wichtige Quellen für den Hiſtoriker, der die Geſchichte der Monarchie in den Jahren 1842—1867 richtig zu verſtehen und darzuſtellen unternimmt.

Seine Romane, die hiſtoriſchen ebenſo wie die ſtofflich dem modernen Leben entnommenen, ſind der Ausdruck einer düſtern Weltanſchauung. Tragiſche Geſchicke bilden den Kern der Handlung, doch ſtürzen die Helden nicht infolge heftiger Leidenſchaften oder großer Verbrechen, ſondern mehr als Opfer kleinerer Fehltritte und Schwächen ins Verderben, weshalb auch die Kataſtrophe oft als unverhältnißmäßige Strafe der Schuldigen erſcheint. Seine Muſe iſt die Nemeſis, ſagt Gyulai ſehr treffend. Der Myſticismus des Tragiſchen beruht nach Kemény beſonders darauf, daß unſere Strafe nie im Verhältniß ſteht zu unſerer Schuld, und daß dieſe letztere nicht nur uns ſelbſt, ſondern auch alle, die wir lieben, mit uns ins Verderben reißt, ja oft auch das Vaterland ſelbſt, dem wir dienen wollen, dem Untergange entgegenführt, denn, ſagt er, „Gott kann dem Sünder, der beichtet und Buße thut, vergeben; aber die misverſtandenen politiſchen Intereſſen ſind grauſam und üben ihrer Natur gemäß unerbittliche Rache". Sicher und conſequent führt er ſeine Geſtalten den gefährlichen Weg abwärts: mit ſcheinbarer Kälte zeichnet er ihre Kämpfe und erzählt ihren Untergang; aber die eingehende, ſorgfältige und treue Charakteriſtik beweiſt, daß er nicht gleichgültig iſt gegen das Schickſal ſeiner Helden und daß ihn nur die ſtreng aufgefaßte und durchgeführte Objectivität des Epikers abhält, ſeinem tiefen Mitgefühl mit dem oft grauenvollen Schickſale guter und edler Menſchen Ausdruck zu geben. Der Mangel heiterer oder komiſcher Momente erhöht noch den düſtern Eindruck ſeiner Dichtungen, welche auch, hauptſächlich wol dieſes ihres Grundzuges wegen, nicht im alltäglichen Sinne populär geworden ſind.

Die glänzendſte Seite Kemény's iſt ſeine erſtaunliche Menſchenkenntniß. Alle Seiten und Züge des Menſchen, des pſychiſchen wie phyſiſchen Organismus, ſind ihm wohlbekannt; die Wechſelwirkung zwiſchen dem Innern unſers Gemüths und den Eindrücken der Außenwelt ſind der Lieblingsgegenſtand ſeiner Beobachtungen. Eine Fülle eigenartiger, neuer Geſtalten hat er geſchaffen und mit einer Conſequenz und Plaſtik geſtaltet, daß ſie voll Leben und Wahrheit vor dem Leſer ſtehen. Und wie die Menſchen, ſo zeichnet er die Natur und die Außenwelt mit überraſchender Treue, aber nie ihrer ſelbſt wegen, ſondern ſtets als Reflexe oder Reflectoren ſeiner Geſtalten, deren Inneres uns auch auf dieſem Wege eröffnet wird. Und endlich iſt Kemény einer der größten Geſchichtskenner Ungarns. Die Vergangenheit ſeines Vaterlandes enthält für ihn keine Geheimniſſe, nichts Unverſtändliches. Mit dem ſcharfen Auge des gelehrten Hiſtorikers, des begabten Politikers und des reconſtruirenden Dichters überblickt er die Zeiten der Bátori, der Rákóczi und der Jahrzehnte nach der Schlacht von Mohács, welche er in ſeinen Romanen mit Vorliebe behandelt, und ſchildert dieſe Geſchichtsepochen lebendiger und treuer als die beſten Hiſtoriker, von denen es bisher keinem gelungen iſt, den Geiſt jener Epochen ſo lebendig zum Ausdruck zu bringen, wie dies Kemény in unvergleichlicher Vollendung zu leiſten vermochte.

Weniger glänzend iſt ſeine Darſtellung. Kemény liebt das Detail; er reiht Zug an Zug und Data an Data, bis ſich aus dem Moſaik einzelner Elemente das gewünſchte Geſammtbild aufbaut. Daher iſt ſeine Darſtellung langſam, die Handlung hält oft ſtill, das Detail überwuchert nicht ſelten. Auch ſeine Sprache iſt nichts weniger als muſterhaft, oft ſchwerfällig und wenig flüſſig, zuweilen ſchwer verſtändlich oder trocken. Daher iſt auch der Dialog in ſeinen Romanen ſelten natürlich

8) Dieſe Schriften ſind auch, neben Kemény's eigenen Werken, die Hauptquellen dieſes Artikels.

Digitized by Google

und leichtflüſſig. Um ſo überraſchender wirken die Monologe ſeiner Geſtalten, in denen ſich uns die Abgründe des menſchlichen Herzens mit oft grauſiger Wahrheit aufthun. Endlich kann auch ſeine Art und Weiſe der Compoſition nicht immer und in ſeinen größten Dichtungen am wenigſten befriedigen. Die Handlung ſtockt wiederholt, die Fäden derſelben laſſen ſich zuweilen nur ſchwer verfolgen, die Ueberſicht iſt oft ohne Grund erſchwert. Alle dieſe Schwächen laſſen ſich auf den mangelhaften Formenſinn des Dichters zurückführen, der die Fülle ſeines Geiſtes weder als Redner noch als Schriftſteller zu beherrſchen vermochte. Denn an Ideen und Gedanken, an tiefen Reflexionen und treffenden Aperçus ſind ſeine Werke beinahe überreich, jedenfalls viel reicher, als der gewöhnliche Leſer bei einem belletriſtiſchen Buche zu würdigen oder ſelbſt zu genießen vermag. So iſt das Publikum Kemény's ſchon von vornherein ein beſchränktes, da er Leſer vorausſetzt, die vielſeitige Bildung und tiefer gehendes Intereſſe beſitzen. Seine Romane wollen nicht einfach durchflogen, ſondern mit Verſtändniß und Studium geleſen werden; in dieſem Falle lohnen ſie aber mit reichen und ſeltenen Schätzen. *(Gustav Heinrich.)*

KEMI, finländiſche Kreisſtadt im Oſtſüdoſten von Torneå, in 68° 20′ nördl. Breite, unweit des Meeres, in Uleåborgs- und Kajana-Län; ſie liegt am Fluſſe Kemijoki, einem auf dem nordweſtlichen Abfalle Finlands ſtrömenden Gewäſſer, das einer der größten Flüſſe des Landes iſt. Vom Talkunaoivi herunterkommend, nimmt er den Kittimenjoki auf, durchfließt den See Kemijärvi, an welchem das meiſt von Renthier-Lappen bewohnte Kirchſpiel Kemiträsk liegt, und nimmt den Ounasjoki auf. Weſtlich von ihm mündet der Kekamajoki. Der Kemijoki tritt von Sodankylä in Oeſterbotten ein und durchſtrömt nach Nordweſten das ſchon genannte Kemiträsk-Kirchſpiel, das Rovaniemi-Kirchſpiel, bei deſſen Kirche der Ounasjoki mündet, und das Kemi-Kirchſpiel, welches auch der Simojärvi durchſtrömt. Fünf der ſieben Lappmarken, nämlich Utsjoki, Enare, Kittilä, Sodankylä und Kuolajärvi werden unter dem gemeinſamen Namen Kemi-Lappmark zuſammengefaßt. Der Fluß iſt fiſchreich und nährt damit ſeine Anwohner, die die Producte ihres gut angebauten Bodens nach St. Petersburg verſenden. Er bildet mehrere Katarakte, unter denen der von Karatkoski und der Taiwalkoski die bedeutendſten ſind. Das Städtchen Kemi, ſowie zwei andere in Finland, hat noch nicht Bürgermeiſter und Magiſtrat, ſondern nur einen Ordnungsmann und Ordnungsräthe.

(G. A. von Klöden.)

KEMNADE, Pfarrdorf am rechten Ufer der Weſer im braunſchweigiſchen Kreiſe Holzminden und Amtsgerichtsbezirke Ottenſtein, mit 560 Einwohnern. Gegenüber am rechten Ufer liegt der aus Buntſandſtein und bunten Mergeln beſtehende Eckberg (220 Met.), an welchem in den J. 1873 und 1876 bedeutende Bergrutſche ſtattfanden. Bedeutung hat Kemnade namentlich durch den ſeitens der braunſchweigiſchen Regierung auf dem rechten Weſerufer angelegten Hafen für Weſerſchiffe (ſog. „Böcke"), der, im Frühjahr 1879 in Angriff genommen, im Herbſte 1880 der Benutzung übergeben wurde. Er iſt etwa 5730 □Met. groß, faßt 15 der größten Weſerfahrzeuge und iſt dabei in der Einfahrt ſo weit, daß die größten Weſerſchleppdampfer, bei günſtigem Waſſerſtande, bequem einlaufen können (ein zweiter Winterhafen an der Weſer liegt bei der braunſchweigiſchen Kreisſtadt Holzminden, iſt nahezu ebenſo groß, aber in der Einfahrt für Schlepper nicht weit genug). Der Bau einer von der braunſchweigiſchen Regierung ins Auge gefaßten feſten Weſerbrücke bei Kemnade iſt aufgegeben; dagegen beabſichtigt die der Provinz Hannover angehörige, unmittelbar neben Kemnade belegene Stadt Bodenwerder (welche eigenthümlicherweiſe ihre Todten auf dem Friedhofe von Kemnade beerdigt) den Bau einer ſolchen etwa 20 Met. oberhalb der jetzt bei Bodenwerder befindlichen Schiffbrücke. Der Ort Kemnade iſt, wie ſchon ſein Name (früher Keminata) ſagt, der eine mittelalterliche Bezeichnung für ein feſtes Wohnhaus iſt, ſehr alt. Ort und Name verdanken ihren Urſprung dem zwiſchen 959 und 965 von Imma und Friderun, Töchtern des Billungiſchen Grafen Wichmann (Bruders von Hermann Billung) geſtifteten Benedictiner-Nonnenkloſters. Zeitweilig von Mönchen aus dem Kloſter Corvey beſetzt, wurde das Kloſter im Dreißigjährigen Kriege, als deſſen Propſt zur evangeliſchen Kirche übertrat, ſäculariſirt und von den Herzogen von Braunſchweig eingezogen. Die alte, im J. 1046 vom Biſchof Bruno von Minden eingeweihte Kloſterkirche dient noch als Pfarrkirche des Ortes; die erſte Kirche der Stifterinnen iſt wahrſcheinlich eine kleine Holzkirche geweſen. Das Gebäude iſt einſchiffig und in ſehr einfachem romaniſchem Stile erbaut; die flache Balkendecke iſt neu, jedoch gerade ſo hergeſtellt, wie die vorige geweſen. Beſonders intereſſante Details ſind am Gebäude nicht vorhanden, doch beherbergt es noch ein altes, aus Holz geſchnitztes, angeblich wunderthätiges Marienbild und einen intereſſanten alten Altaranſſatz.

Vgl. Dürre, Origines Keminatenses, Oſterprogramm des Holzminder Gymnaſiums von 1879.

(E. Steinacker.)

KEMNATH (Stadtkemnath), bairiſche Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kemnath (Regierungsbezirk Oberpfalz) mit Magiſtrat III. Klaſſe, katholiſcher Pfarrei und Dekanat im Bisthum Regensburg, hat (1880) 1476 Einwohner, eine Kirche, Schulen, Amtsgericht, Bezirksamt, Rentamt, Forſtamt, eine Baubehörde, einen Notar, eine Poſtexpedition und iſt Oſtbahnſtation.

Das Amtsgericht Kemnath umfaßt beinahe die ganze Leuchtenbergiſche Herrſchaft Waldeck, welche noch darüber hinaus in die Amtsgerichte Weidenberg, Eſchenbach u. ſ. w. reicht. Vor der Gerichtsorganiſation vom J. 1803 dehnte es ſich über 13 □Meilen aus mit 19,210 Einwohnern (heutzutage 14,458 Einwohnern); nachdem ſchon im J. 1841 ſieben Gemeinden deſſelben zum Landgericht Eſchenbach in Abgang gekommen waren, wurden 1849 zur Bildung des Landgerichtes Erlendorf neuerdings ſiebzehn Gemeinden losgetrennt.

König Heinrich II. ſchenkte (1008, 6. Juni) auf Bitte ſeiner Gemahlin die Orte Velden, Runbach (Auer-

Digitized by Google

bach) und Keminata im Nordgau mit allen Zugehörungen an Dörfern, Höfen, Knechten und Mägden ſeinem in Bamberg neu errichteten Bisthume.

Es iſt anzunehmen, daß die Gegend um Kemnath, durch die Biſchöfe aus dem Zuſammenhange mit Velden und Auerbach geriſſen, den Herren von Pettendorf, Hopfenoh und Lengenfeld veräußert und durch Friedrich's von Pettendorf Tochter Hedwic dem Gebhard von Leuchtenberg in die Ehe gebracht wurde, der ſich nur wenige Jahre nach Friedrich's Tode „von Waldeck“ nannte (1124).

Unter den Leuchtenbergen erhob ſich das Schloß Waldeck zum Sitz eines Pflegamtes und wurde (1283, 10. Jan.) vom Landgrafen Friedrich an Ludwig den Strengen verkauft. Bald darauf trat derſelbe Landgraf auch die ihm wie ſeinem verſtorbenen Bruder Gebhard (1279) verpfändeten Güter in dieſem Bezirke ab (1283, 7. März). Das vom Pflegamte zu unterſcheidende Landgericht erwarb gedachter Herzog mit dem Landgrafenamte und dem Geleite um 4200 Pfd. regensburger Pfennige vom Landgrafen Heinrich und deſſen Oheim, Landgraf Friedrich (1282 und 1283). Die dem Reiche lehnbaren Stücke wurden den Gebrüdern Dietrich und Heinrich von Wildenſtein und dem Ulrich, Marſchall zu Lengenfeld, überlaſſen, und durch dieſe gleichfalls dem Herzoge um 2000 Pfd. Pfennige verpfändet. Waldeck und die miterlangten Güter ſcheinen demnach allodiales Eigenthum geweſen zu ſein, da dem Landgrafen freie Verfügung darüber zuſtand. Im Paviſchen Vertrage ſind Waldeck, die Burg, und die Märkte Preſſat (Amtsgericht Eſchenbach), Kemnaten und Erndorf im Antheile der Pfalz und kamen nach den Verträgen von 1378 und 1410 zu den pfälziſchen Kurlanden; daher die Stadt Kemnath (1329 noch Markt) unter die Kurſtädte gehörte, wie ſie in der Folge auch Bezirksſtadt geworden iſt.

Dieſe gewerbſame Stadt, welche als Heimat des Matthias von Kemnath (des Chroniſten Kurfürſt Friedrich's I.) von beſonderm Intereſſe iſt, hat eine ſehr freundliche, geſunde Lage in Mitte reizender Gärten, von Dörfern und Edelſitzen umgürtet, welche zur Belebung des Verkehrs weſentlich beitragen. Die Trockenlegung des Stadtgrabens und Hutweihers hat die Atmoſphäre von ſchädlichen Dünſten gereinigt, während der Armesberg und weiter zurück das Fichtelgebirge die rauhen Nordwinde abhalten.

Die ehedem rühmlichſt bekannten Kemnather Büchſenmacher ſind bis auf einen zuſammengeſchmolzen; auch in Fortſchau, das die Landgrafen im J. 1281 ihrem Lehensmanne Gottfried von Oberndorf verpfändeten, wurde Gewehrfabrikation betrieben. Die nahen Steinkohlenlager bei Neuſtadt am Kulm und die Paterlhütten in Fichtelberg geben vielen Arbeitern Verdienſt.

Kemnath wurde im J. 1546 und neuerdings, im J. 1846, ein vollſtändiger Raub der Flammen.

(*Ferdinand Moesch.*)

KEMPELEN (Wolfgang, Ritter von), ein namhafter Mechaniker, wurde am 23. Jan. 1734 zu Preßburg geboren, ſtudirte an der Univerſität zu Wien Jurisprudenz, trat hierauf in den öſterreichiſchen Staatsdienſt und zwar in die ungariſche Hofkammer. Infolge ſeiner erſprießlichen Dienſtleiſtung als Bauleiter des königl. Schloſſes in Ofen und als Verwalter des Salzweſens in Ungarn und auf Grund ſeiner organiſatoriſchen Leiſtungen in der Coloniſation des Baurathes avancirte er zum Hofrath der vereinigten ungariſch-ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei, trat im J. 1798 in den Ruheſtand und ſtarb am 26. März 1804 zu Wien.

Kempelen hat ſich neben ſeiner Berufsthätigkeit beſonders dem Studium der Phyſik und Mechanik hingegeben und ſich durch ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Technologie eine europäiſche Berühmtheit zu ſeiner Zeit erworben. Im J. 1769 lenkte er zuerſt in weiten Kreiſen die Aufmerkſamkeit auf eine von ihm verfertigte Schachmaſchine. Dieſelbe beſtand aus einem Rolltiſchchen mit einem Schachbrete, vor welchem ein Automat in der Geſtalt eines Türken ſaß, in deſſen Innern ſich eine Maſchine mit Rädern, Hebeln u. ſ. w. befand. Dieſer Türke ſpielte Schach und ſchlug in der Regel ſeinen Gegner. Er hob mit der Linken die Schachfigur weg, verſetzte dieſelbe, verfolgte mit den Augen die Bewegungen ſeines Gegners, ſchüttelte bei einem falſchen Zuge den Kopf, nickte beim Schach der Königin zweimal, beim Schach des Königs dreimal u. ſ. w. Bei den Bewegungen hörte man ein dumpfes Raſſeln, welches dem Ablaufe eines Uhrwerkes ähnlich war. Wenn der Automat ſpielte, ſtand Kempelen in der Nähe oder blickte in ein auf einem entfernten Tiſche ſtehendes Käſtchen. Kempelen zeigte bereitwilligſt das Innere des Türken, welches nichts anderes als das Maſchinenwerk erkennen ließ. Das Erſtaunen über dieſes höchſt kunſtreiche Werk war ſo groß und zog dem Schöpfer deſſelben ſo viele Beſuche zu, daß Kempelen, um ſich Ruhe zu verſchaffen, ſich genöthigt ſah, zu verkünden, daß er ſeinen Schachtürken zerſtört habe. Doch producirte er dieſen einige Jahre ſpäter wieder auf Wunſch Kaiſer Joſeph's II. vor dem Großfürſten Paul von Rußland, als dieſer Wien beſuchte. Später machte Kempelen mit ſeinem Automaten eine Reiſe nach Paris und London, wo er die beſten Erfolge erzielte. In Berlin ſchlug der Schachtürke König Friedrich II., einen guten Schachſpieler, und deſſen Erſtaunen ging ſo weit, daß er Kempelen eine große Summe für die Mittheilung des Geheimniſſes anbot, worauf Kempelen einging. Friedrich II. fand ſich vollſtändig enttäuſcht, und ſeitdem ſtand der Schachtürke in einem Winkel des königl. Palaſtes, bis ſich Napoleon I. denſelben in Berlin zeigen ließ und von demſelben beſiegt wurde. Später erſcheint die Schachmaſchine im Beſitze des Mechanikers Mäzl, welcher mit derſelben Reiſen in Europa und im J. 1820 auch nach Amerika machte. Es gilt als erwieſen, daß dieſe Maſchine kein Automat war, ſondern auf Täuſchung beruhte, indem ein des Schachſpieles kundiger Menſch in derſelben ſteckte.

Als Kempelen an ſeinem Schachſpiele im J. 1769 arbeitete, fing er bereits an, verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente in der Abſicht zu unterſuchen, um eins darunter zu finden, deſſen Töne der menſchlichen Stimme am nächſten kämen. Im J. 1778 verfertigte er ſeine

Digitized by Google

Sprechmaſchine, deren Hauptbeſtandtheile 1) aus einem Mundſtück oder Stimmrohr, welches die menſchliche Stimmritze vorſtellte, 2) aus einer Windlade mit ihren innern Klappen, 3) aus dem als Lunge fungirenden Blaſebalge und aus Vorrichtungen, welche den Mund und die Naſenlöcher erſetzten, zuſammengeſetzt waren. In einigen Wochen konnte man ſich die Fertigkeit im Spielen auf dieſer mit Taſten verſehenen Maſchine erwerben, beſonders wenn man ſich auf die lateiniſche, franzöſiſche oder italieniſche Sprache beſchränkte. Für die Ausſprache deutſcher Worte war ſie wegen der Reichhaltigkeit dieſer Sprache an Mit- und Hauchlauten weniger geeignet.

Kempelen ſelbſt hielt ſeine Sprechmaſchine noch immer nicht für ein vollkommenes und alles klar ſprechendes, ſondern für ein noch zu vervollkommnendes Werk. Eine genaue Beſchreibung derſelben iſt in dem Werke: Kempelen, W., Mechanismus der menſchlichen Sprache (Wien 1791), enthalten.

Kempelen hat übrigens auch eine Dampfmaſchine erbaut, welche in Ungarn bei Kanalbauten mit Erfolg verwendet wurde. Auch rührt von ihm ein hydrotechniſches Werk im Schönbrunner Schloßparke her.

Kempelen hat ſich aber auch auf dem Gebiete der ſchönen Literatur verſucht und die Dramen: „Perſeus und Andromeda" und „Die wohlthätige Unbekannte" geſchrieben und ſeine allſeitige Fähigkeit auch auf dem Gebiete der zeichnenden Kunſt gezeigt. (Vgl. den Artikel Kempelen in Wurzbach's Biographiſchem Lexikon Bd. XI, der auch eine Zuſammenſtellung der betreffenden Literatur enthält.)

(Ferd. Grassauer.)

KEMPEN im Regierungsbezirke Düſſeldorf oder am Rhein oder bei Krefeld, preußiſche Stadt und Bürgermeiſterei in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Kempen, in weiter Ebene 4 Kilom. von der Niers gelegen und 11 Kilom. von Krefeld, in 34 Met. Höhe. Die Stadt hat einen Bahnhof, ein Poſt-, Telegraphen- und Kreisamt, ein Friedensgericht, ein evangeliſches und zwei katholiſche Gymnaſien, ſeit 1857 ein königl. Gymnaſium, ſeit 1840 ein Schullehrer-Seminar, eine Taubſtummen-Anſtalt und ein Kloſter. Zur Stadt gehören 699 ha. Land und zwar 551 ha. Acker und 63 ha. Gärten. Unter den 5788 Einwohnern ſind 2872 männlichen und 2916 weiblichen Geſchlechts; dieſe bewohnen 729 Gebäude (10 haben andere Zwecke) mit 1270 Haushaltungen. Ferner ſind (1881) darunter: 163 Evangeliſche, 5493 Katholiken und 110 Juden; 7 Blinde, 46 Taubſtumme und 20 Blödſinnige; 392 konnten nicht leſen und ſchreiben. Es beſtehen mehrere Seidenzeug- und Sammtfabriken, Baumwoll- und Leinenwaaren-, Strumpf- und Kratzenfabriken, Wachsbleichen, eine Farbeholz-Mühle und Flachsbau. Hier fand am 17. Jan. 1642 eine Schlacht ſtatt, in welcher Guébriant mit den Weimarern und Heſſen die Kaiſerlichen unter Lamboy beſiegte. Die Stadt gehörte früher zum Erzbisthum Köln. Sie iſt der Geburtsort des Thomas Hammerken genannt a Kempis, welcher als Verfaſſer des Buches „Die Nachfolge Chriſti" gilt, und 1471 zu Zwolle in den Niederlanden im Agnes-Kloſter geſtorben iſt.

Der Kreis Kempen, 39,570 ha. oder 7,189 □Meilen, hat im Oſten Sand und im Weſten Heide; die Thäler der Niers und Schwalm ſind etwas ſumpfig. Denſelben durchſchneidet die Bergiſch-Märkiſche Bahn mit der Linie Vierſen-Venlo, die Rheiniſche Bahn mit der Linie Köln-Kleve und Kempen-Venlo über Kempen, Greffrath, Lobberich und Kaldenkirchen; die Krefeld-Kreis-Kempener Induſtrie-Bahn durchzieht den Kreis in der Runde, von Süchteln über Vorſt, St.-Tönis (Krefeld), Hüls, St.-Hubert, Kempen und Oedt nach Süchteln, mit den Zweigen von Süchteln nach Vierſen und nach Greffrath. Geſchichtlich gehörten Kempen, Oedt und St.-Tönis zu Kurköln, Hüls zu Mörs und die meiſten andern Orte zu Jülich. Der Kreis hat 22 Bürgermeiſtereien und 22 Standesämter. Es gehören dazu 4 Städte: Kempen, Süchteln, Dülken nnd Kaldenkirchen, und 23 Landgemeinden. Die Zahl der Bewohner iſt 90,523, wovon 45,439 männlichen, 45,084 weiblichen Geſchlechts ſind; dieſelben bewohnen 13,071 Gebäude (53 dienen andern Zwecken) mit 18,310 Haushaltungen. Die Zahl der Wohnplätze iſt 190. Von den Bewohnern (1881) waren 2657 Evangel., 86,967 Katholiken, 701 Juden; 65 Blinde, 101 Taubſtumme, 233 Blödſinnige; 7403 konnten nicht leſen und ſchreiben. Von der Bodenfläche haben 40 % Lehm, 44,2 % Sand, 15,4 % Moorboden, 60,8 % ſind Ackerland, 3., 4., 5., 6., 2. Klaſſe, 19 % Holzungen, 6,3 % Wieſen, 5,9 % Weiden, 4,2 % Höfe und Gärten, 3,8 % ſind ertraglos. Im J. 1883 zählte man: 3576 Pferde (zur Zucht 4 Hengſte und 10 Stuten), 13,973 Rinder (11,359 Kühe, 75 Bullen), 3293 Schafe (127 Merinos), 16,566 Schweine, 7419 Ziegen, 1844 Bienenſtöcke. — Die ſtaatlichen 291 Morgen Land gaben 479 Thaler, die ſtädtiſchen 183 Morgen 240 Thaler, die ländlichen 7011 Morgen 1972 Thaler, die kirchlichen 1762 Morgen 5961 Thaler, die 775 Morgen der Stiftungen 2549 Thaler, alle 144,976 Morgen ertragfähiger Liegenſchaften 336,714 Thaler.

Dorf Klein-Kempen, mit 2935 Einwohnern (1871) in 408 Wohnhäuſern, liegt im Landkreiſe Krefeld.

Die hauptſächlichſten Orte im Kreiſe außerdem ſind die Städte: Süchteln mit 8963, Dülken 6147, und Kaldenkirchen mit 3037 Einwohnern; demnächſt die Landgemeinden Sanct-Tönis mit 6816, Hüls mit 6006 und Brehell mit 5533 Einwohnern.

(G. A. von Klöden.)

KEMPEN in Poſen (Kempno), preußiſche Stadt in der Provinz Poſen, Regierungsbezirk Poſen, Kreisſtadt des Kreiſes Schildberg, liegt am Nieszob, 77 Kilom. von Breslau. Unter den 6169 Bewohnern ſind 2746 männlichen und 3423 weiblichen Geſchlechtes; ſie bewohnen 426 Gebäude mit 1513 Haushaltungen. Ferner ſind darunter (1881) 1537 Evangel., 2437 Katholiken und 2193 Juden, welche eine ſchöne Synagoge beſitzen; 4 Blinde, 13 Taubſtumme, 10 Blödſinnige; 1394 können nicht leſen und ſchreiben. Die Stadt hat einen Bahnhof der Breslau-Warſchauer-Bahn, evangel. und katholiſche Pfarrkirche, ein Progymnaſium, Poſt- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht. Die Stadt hält Pferdemärkte, treibt Brauerei, Kürſchnerei, Wachs-

Digitized by Google

bleicherei, Wollweberei und Tabakfabrikation. Sie iſt 1661 von evangeliſchen Deutſchen gegründet, denen aber bis 1795 keine freie Religionsübung geſtattet geweſen iſt. *(G. A. von Klöden.)*

KEMPENFELT (Richard), engliſcher Admiral, geboren zu Weſtminſter in London 1720, geſtorben zu Spithead 1782, war der Sohn eines ſchwediſchen Offiziers, welcher dem Könige Jakob II. in die Verbannung folgte, dann in den Dienſt der Königin Anna trat und unter der Regierung Georg's I. als Vice-Gouverneur von Jerſey ſtarb. Richard Kempenfelt trat frühzeitig in die engliſche Flotte, ward 1741 Lieutenant, 1767 Kapitän. Unter Commodore Stevens befehligte er die „Elizabeth“ von 64 Kanonen in den oſtindiſchen Wäſſern im Kriege Englands gegen Frankreich und kehrte nach dem Frieden von 1763 nach England zurück, erhielt 1779 den Befehl des „Victory“ und ward Contreadmiral. Im J. 1781 erhielt er dann den Befehl eines Geſchwaders, beordert, eine nach Indien ſegelnde Flotte aufzuhalten. Er traf dieſelbe, nahm 15 Geleitſchiffe weg und verſenkte eine Anzahl andere Schiffe. Im J. 1782 ſteckte er ſeine Flagge am „Royal George“ auf, einem großen Linienſchiffe mit über 900 Mann Beſatzung. Nach einer kurzen Fahrt kehrte Kempenfelt nach Spithead um und war einer der 900, die durch das plötzliche Sinken des großen Schiffes, während es zur Reparatur auf den Kiel gelegt wurde, ihr Leben verloren am 29. Aug. 1782. Zum Andenken an den Admiral und ſeine Unglücksgenoſſen iſt auf dem Kirchhofe zu Portſea ein Denkmal errichtet. Kempenfelt's Porträt in voller Länge von Tilly Kettle befindet ſich im Naval Gallery des Hoſpitals (Marine-Invalidenhaus) zu Greenwich. *(W. Bentheim.)*

KEMPTEN, bairiſche unmittelbare Stadt im Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, an der Iller und an der Augsburg-Lindauer Bahn mit der hier abzweigenden Kempten-Memmingen-Ulmer Linie, im nördlichen Vorlande der Algäuer Alpen anmuthig gelegen, iſt Sitz eines Bezirksgerichts, eines Bezirksamts und Amtsgerichts, eines Handelsgerichts, eines Stadtgerichts, eines Stadtcommiſſariats, eines Magiſtrats 2. Klaſſe, eines Rentamts, einer Salzoberfactorei, eines Forſtamts, zweier Baubehörden, eines Brandverſicherungsinſpectors, eines Halb- und Hauptzollamts und hat zwei Notare und vier Advocaten.

Die Stadt Kempten bildet den Bezirk des Stadtgerichts Kempten, welcher 0,11 □Meilen umfaßt, mit 1297 Gebäuden und (1880) 13,872 Einwohnern. Sie hat ein kath. Dekanat (Sitz des Dekans in Wertach), Stadtpfarrei, ein Inſtitut der Engliſchen Fräulein, ein Filialinſtitut der Barmherzigen Schweſtern im Krankenhauſe und Spital, ein Filialinſtitut der Armen Schulſchweſtern, ein proteſtantiſches Dekanat im Conſiſtorialbezirke Ansbach, eine proteſtantiſche Pfarrei, ein Gymnaſium mit Lateinſchule, eine Realſchule, eine Privaterziehungsanſtalt, gute katholiſche und proteſtantiſche Volksſchulen, eine Diſtricts- und eine Localkrankenanſtalt, Poſt- und Bahnamt, Telegraphenzwiſchenſtation (mit Poſt- und Bahndienſt vereinigt), als Garniſon das 1. Jägerbataillon und einen großen Beſitzſtand an Waldungen.

Unter den Gebäuden der aus der ehemaligen Reichsſtadt und dem frühern Kloſterſtifte Kempten, welche beide als Alt- und Neuſtadt ſeit 1803 zu einer politiſchen Gemeinde vereinigt ſind, beſtehenden Stadt ſind in der Neuſtadt das Schloß, die ehemalige Reſidenz der Fürſtäbte, 1650 neu gebaut, jetzt verſchiedenen Aemtern und der Garniſon zugewieſen; die daneben ſtehende ſtattliche Stiftskirche mit Kuppelbau; in der Altſtadt die proteſtantiſche Kirche, ſowie das 1474 erbaute, in neueſter Zeit ſehr hübſch reſtaurirte Rathhaus hervorzuheben. Im Süden der Stadt liegen auf iſolirter Höhe die Reſte der alten Römerburg Campodunum, der ſpäteren Burg Hilarmont, jetzt Burghalde genannt.

Das alte Campodunum in der römiſchen Provinz Rhätien lag an der aus Augsburg, der Rhaetiae splendidissima colonia des Tacitus, nach Südweſten über Schwabeck (Rapis), Türkheim (Rostrum Nemaviae), Obergünzburg (Navoe), Kempten und Bregenz nach dem helvetiſchen Hochlande führenden Straße. Aus jener Zeit iſt noch ein Opferaltar gerettet, der ſich jetzt im Beſitze des Herrn Leuchde in Kempten befindet.

Die Stadt Kempten ſtand lange unter dem Schutze der alemanniſchen Herzoge und unter der Vogtei des dortigen Kloſters, bis ſie nach und nach ihre Rechte erweiterte und, nach Verlegung des Kloſters von Hilarmont in die Ebene der jetzigen Neuſtadt, die Reichsunmittelbarkeit erlangte. Die Rechte, welche ſich das Stift auf dieſe alte Römerſtation beilegte, ſtießen auf fortwährenden Widerſtand und wurden auch ſpäter durch kaiſerliche Privilegien außer Wirkſamkeit geſetzt. König Rudolf I. nahm die Stadt unter ſeinen beſondern Schutz, ſich legitimum advocatum oppidi Campodonensis, den rechtmäßigen Schirmherrn der Stadt Kempten nennend.

Alle nachfolgenden Kaiſer nahmen auf die Freiheiten der Stadt und ihre Reichsunmittelbarkeit Bedacht, indem ſie dieſelben nicht nur neu beſtätigten, ſondern auch mit den Rechten anderer Reichsſtädte, wie Ulm, Memmingen u. ſ. w. in Einklang brachten und gegen die Einſprüche des Stifts aufrecht erhielten. Hierher gehören: die Zuſicherung der Nichtverpfändung, die Auflegung der gewöhnlichen Reichsſteuer, die Exemtion von allen fremden Gerichten, Aufſtellung eines Schirmvogts, Verleihung des Blutbannes, des Münzrechts u. ſ. w. (Kempten ſtand dafür aus Dankbarkeit gegen König Rudolf I. lange zum Hauſe Habsburg und hielt es darum auch bis nach der Schlacht bei Ampfing 1322 mit Friedrich dem Schönen. Von da ab leiſtete es aber dem Könige Ludwig ſeine Dienſte, die er auch durch Beſtätigung der alten und Verleihung neuer Freiheiten und Rechte belohnte). Die Rechte des Stifts in der Reichsſtadt wurden ausgeglichen und ausgelöſt, und die Stadt nahm, da ſie außer den Ringmauern keine Beſitzungen und kein Gebiet hatte, mehrere Höfe und Güter von dem Stifte zu Lehen. Allein die Streitigkeiten zwiſchen der Stadt und dem Stifte wurden lange nicht völlig beigelegt, ja es kam ſogar zu offenen Feindſeligkeiten und zu einem Ueberfall

Digitized by Google

der Burg Hilarmont am 10. Nov. 1363, wo die Bürger die Burg brachen, den Abt mishandelten und zur Flucht zwangen. Dieſem Frevel folgte harte Strafe. Der Kaiſer ſprach ſeine Ungnade über die Stadt aus, entzog ihr ſeinen Schutz und ſtellte in dieſer Sache die Landvögte von Schwaben, Grafen Ulrich von Helfenſtein und Rudolf von Homburg, zu Schiedsrichtern auf, welche auch zwiſchen dem Abte und den Bürgern Verſöhnung zu Stande brachten, da ſich letztere zu Schadenerſatz und zum Wiederaufbau der Burg verſtanden.

Zur Zeit der Reformation trat die Altſtadt Kempten Luther's Lehre bei (1527). Im J. 1535 ſchied ſie aus dem Schwäbiſchen Bunde und ſchloß ſich der Schmalkaldiſchen Einigung an. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte ſie alle Drangſale und Leiden zu ertragen, die Freund und Feind über die Stadt brachten, ganz beſonders in den Jahren 1628 und 1629—32, wo ſie kaiſerliche Truppen aufnehmen mußte. Im folgenden Jahre kamen die Schweden, wurden aber ſchon im J. 1633 von den Kaiſerlichen wieder vertrieben, 1634 nahm der ſchwediſche General Horn die Stadt wieder ein.

Die Schweden machten aber nach der Nördlinger Schlacht neuerdings den Kaiſerlichen Platz, nahmen aber 1646 die Stadt noch einmal, worauf ſie den 12. Dec. mit den Baiern in Kampf kamen. Auch von den Drangſalen ſpäterer Kriege blieb Kempten nicht verſchont. Den 13. Nov. 1703 wurde die Stadt von den Franzoſen und Baiern erobert; zwei Jahre ſpäter, den 9. Juni 1705, wurde die Burg Hilarmont von den Kaiſerlichen mit Hülfe von 600 hierzu aufgebotenen Bauern zerſtört. Den 17. Sept. 1796 war hier eine Schlacht zwiſchen den Oeſterreichern und Franzoſen, wobei die erſtern Sieger blieben.

Das Stadtregiment war aus ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen zuſammengeſetzt und ſtand, bis Alt- und Neuſtadt durch den Reichsdeputations-Entſchädigungsreceß vom 25. Febr. 1803 an Baiern fielen, ſtets in feindſeliger Beziehung zur Stiftsſtadt. Das Wappen der Reichsſtadt beſtand aus einem halb ſchwarzen, halb goldenen Adler im goldenen und ſchwarzen Felde mit Krone, Schwert und Scepter, und im Bruſtſchilde mit einem ſilbernen K im blauen Felde. Das jetzige Wappen der vereinigten Gemeinden Alt- und Neuſtadt Kempten enthält in der rechten Hälfte einen goldenen halben Adler im ſchwarzen Felde, in der linken ein rothes Burgthor auf einem grünen Hügel im weißen Felde.

Dieſe nun zu einer Gemeinde vereinigte Alt- und Neuſtadt Kempten hat durch lebhaften Handel und Verkehr einen ungewöhnlichen Aufſchwung erlangt und entwickelt eine bedeutende Fabrik- und Gewerbsthätigkeit. Es finden ſich hier mehrere Baumwollſpinnereien und Webereien, Maſchinenpapier- und Zündholzfabriken, eine Bijouteriefabrik, eine Litzenfabrik, mehrere Speditions- und Großhandlungen, zwei Schrannen, bedeutender Floßhandel und mehrere Vieh- und Jahrmärkte. Bekannt iſt ſowol der ausgezeichnete Schlag des hier gezogenen Algäuer Viehs als die damit verbundene Butter- und Käſebereitung, deren Producte den Weltmarkt beherrſchen.

Das Stift Kempten verdankt ſeine Entſtehung der Gemahlin Karl's des Großen, Hildegard, der Schweſter des Grafen Gerold von Buſſen, die aus ihrem mütterlichen Erbtheile im Illergau, Alpgau und Auguſtgau das Kloſter reich dotirte. Dieſe Vergebungen wurden von Karl dem Großen 773 und allen nachfolgenden Karolingern nicht nur beſtätigt, ſondern erweitert und vermehrt. Auch die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe waren dem Stifte geneigt und erhielten demſelben ſeine Rechte und Privilegien ungeſchmälert aufrecht. Unter den Königen dieſes Hauſes blieb das Stift eine königliche, dem Könige unmittelbar untergebene Abtei, welcher auch, beim Tode des jeweiligen Abtes, deſſen Nachlaß an beweglicher Habe und die Erträgniſſe eines Jahres zuſtanden. Nach Wiederherſtellung der Herzogswürde in Schwaben unter den ſächſiſchen Kaiſern gelangte der Herzog zu den alten Herzogsrechten über das Kloſter, wonach durch ſeine Vermittelung die für das Stift gegebenen königlichen Anordnungen zum Vollzug gelangen, die Gerichtsbarkeit geübt und die Oberaufſicht über das Kloſter im Namen des Königs geführt werden mußte. Die freie Abtswahl wurde übrigens von dieſen Kaiſern ſtets geachtet, nur mußte bei des Abtes Einſetzung die königliche Beſtätigung eingeholt werden. Die Kaiſer des fränkiſch-ſaliſchen Hauſes dagegen verfügten willkürlich über die Abtei und gaben ſie als königliches Gut ſogar Laien zu Lehen, bis das Wormſer Concordat 1122 das Stift gegen ſolche Eingriffe ſicherſtellte, indem von da an der Abt von den Conventualen gewählt und vom Kaiſer durch Ueberreichung des Scepters mit den Regalien belehnt werden ſollte. Der erſte Abt dieſes Benedictinerkloſters war Audogar I. (von 773—796), welcher von Kaiſer Karl dem Großen zum Vorſteher beſtimmt wurde und von dieſem Schutz und Schirm für das Kloſter erlangte. Wann dem Abte des Stiftes Kempten die Fürſtenwürde verliehen wurde, läßt ſich nicht beſtimmt angeben, doch wurde er in der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits zu den geiſtlichen Fürſten gezählt. Stift und Stadt ſtanden ſelten in guten Beziehungen zueinander, und als im Dreißigjährigen Kriege das Stift von den Schweden Unſagliches zu leiden hatte, wofür der Abt die Stadt Kempten verantwortlich machen wollte, und ſogar deshalb beim Reichshofrath Klage gegen ſie erhob, konnte ein beſſeres Einvernehmen um ſo weniger erzielt werden, als es dem Stifte trotz der altſtädtiſchen Einſprache im J. 1728 gelang, das Stift zur Stadt zu erheben und Stadtrechte zu erlangen. Das Reichsſtift Kempten hatte von 773 bis zu ſeiner Auflöſung 1803, alſo während eines mehr als tauſendjährigen Beſtandes, 104 Aebte gehabt. Der letzte, Caſtolus von Reichlin-Meldegg, wurde 1793 gewählt, ſtarb aber ſchon ein Jahr nach Aufhebung des Stiftes. Der Fürſtabt dieſes Reichsſtiftes war der römiſchen Kaiſerin Erzmarſchall und, in geiſtlichen Dingen exemt, ſtand er unmittelbar unter dem päpſtlichen Stuhle. Dieſe Reichsprälatur, deren 20 Kapitelmitglieder ſämmtlich adeliger Abkunft ſein mußten, hatte ein nahezu zuſammenhängendes Gebiet mit der Stiftsſtadt, 7 Märkten, 85 Dörfern und vielen Höfen und Schlöſſern. Das in der Nähe der Stadt Kempten, auf

Digitized by Google

dem rechten Ufer der Iller, auf der Höhe gelegene Pfarrdorf im Landkapitel Kempten, Lenzfried oder St.-Mang, war ehedem zur Stadtpfarrkirche St.-Mang in Kempten filialiſirt. Hier wurde 1464 der Bau einer Franziskanerkirche begonnen und 1466 eingeweiht. Zur Zeit der Reformation, als die Franziskaner ihr Kloſter verlaſſen mußten, überließen ſie daſſelbe den 1537 aus Kempten vertriebenen Kloſterfrauen. Im J. 1619 wurde die Kloſterkirche zur Pfarrkirche erhoben, da die Mutterkirche in der Altſtadt (St.-Mang) zu Luther's Lehre übergetreten war. Die dortigen Kloſterfrauen bauten ein neues Kloſter mit einer Kapelle und die Franziskaner kehrten 1649 wieder zurück und erhielten vom Fürſtabt Roman die Pfarrei ſammt Filialen. Jetzt befindet ſich in dem Kloſter eine Erziehungsanſtalt für landwirthſchaftliche Dienſtboten unter den Schulſchweſtern für das Bezirksamt Kempten.

Die Mangkirche in Altſtadt-Kempten iſt ein gothiſcher Bau, maſſiv und unterſetzt, jetzt vierſchiffig, mit einem Chore, welcher 1427 aufgeführt wurde. Für dieſe Reichs- (Alt-) Stadt Kempten ward vom Kaiſer Friedrich III. auf Anſuchen der Bürgerſchaft 1461 die Errichtung einer Lateinſchule (bei St.-Mang) bewilligt; ſpäter erfolgte noch eine Beſtätigung durch den Papſt, was die Bürgerſchaft, die ſeit langem mit dem Fürſtabte auf etwas geſpanntem Fuße lebte, verdroſſen zu haben ſcheint und nachtheilig auf den Beſuch der Schule wirkte. Am Gymnaſium der Neuſtadt-Kempten hatten von 1648—90 die Bartholomäer gelehrt, von 1720—30 war es den Patrinern anvertraut, zugleich mit dem Convict, welches als Erziehungsanſtalt für die adeligen Pagen des Stiftes diente. Von Anfang des 17. bis Schluß des 18. Jahrhunderts übergaben etwa 130 Familien des älteſten ſchwäbiſchen, fränkiſchen, bairiſchen und ſchweizeriſchen Adels ihre Söhne dieſer Anſtalt. Von 1730—47 verſahen die Benedictiner aus verſchiedenen Klöſtern die Lehrſtellen, darauf übernahmen die Piariſten den Unterricht in den ſechs Gymnaſialklaſſen, bis 1804 die Anſtalt durch die bairiſche Regierung eine neue Einrichtung erhielt. Neben der Kloſterſchule beſtanden die (proteſtantiſchen) Stadtſchulen fort. An der Schule bei St.-Anna (mit Rector und vier Präceptoren) wurden die Schüler zur Univerſität vorbereitet. Rector J. G. Lutz ſchuf 1772 die lateiniſche Schule in eine Bürgerſchule mit Unterricht im Lateiniſchen um. Die ſeit 1830 in Kempten gegründete ſtädtiſche Gewerbeſchule wurde ſpäter in eine königliche Anſtalt und in neueſter Zeit in eine ſechsklaſſige Realſchule verwandelt.

Die erſten Steine der Volksbildung, auf denen die nachfolgenden Zeiten erfolgreich fortbauten, haben die Apoſtel des Algäus, Magnus und Theodor, Zöglinge der Schule von St.-Gallen, unter dem augsburgiſchen Biſchof Wikpert (geſt. 768) in Füßen und Kempten gelegt.

Bezüglich der Sagen erzählt man von der Stiftskirche in Kempten, daß man dieſe, ſelbſt noch in den letzten Zeiten, des Nachts oft wunderbar beleuchtet ſah. Man glaubt, die Stiftsherren aus uralter Zeit müßten immer „geiſtern“ und den bei Lebzeiten vernachläſſigten Gottesdienſt nachträglich feiern. — So wurde in Kempten und Memmingen auch alljährlich ein ſogenanntes Königsfeſt mit einem Hahnenkampfe gefeiert. Dieſer Hahnenkampf ſoll zum erſten mal veranſtaltet worden ſein durch Hildegard, die Gemahlin Karl's des Großen. Sie habe, erzählt man ſich, ihren drei Söhnen drei Hähne gegeben, und erklärt, derjenige von ihnen werde dem Vater in der Regierung folgen, deſſen Hahn die zwei andern beſiegen würde. In der Folge wurden alle Jahre den drei beſten Schülern dieſer Städte drei Hähne geſchenkt, die man zum gegenſeitigen Kampf reizte. Die übrige Schuljugend ward zu dieſem Schauſpiele eingeladen und gaſtlich bewirthet. Viel Volk der Stadt betheiligte ſich an dieſem Kinderfeſte, das im J. 1804 zum letzten mal gefeiert worden iſt. *(Ferdinand Moesch.)*

KEN (Thomas), engliſcher Prälat, geboren zu Kerkhampſtead in der engliſchen Grafſchaft Hertford 1637, geſt. zu Bath 1711, beſuchte die Grammar-School zu Wincheſter und ſtudirte im New-College zu Oxford, beſuchte 1674 Rom, begleitet von ſeinem Neffen Iſaak Walton, ward 1679 Kaplan der Prinzeſſin Marie von Oranien, die er nach Holland begleitete, dann Kaplan des Lord Dartmouth auf deſſen Expedition gegen Tanger. Im J. 1684 ward er Kaplan Karl's II., und dieſer, ſo frivol er ſelbſt auch war, wußte Ken's ſtrenge Tugend wie deſſen verdienſtliche Leiſtungen zu würdigen und erhob ihn 1685 zum Biſchof von Bath und Wells. Er bediente den König während deſſen letzter Krankheit. Er widerſetzte ſich den Maßnahmen Jakob's II. behufs Wiedereinführung römiſch-katholiſcher Kirchengebräuche und war einer der ſieben Biſchöfe, der ſogenannten Recuſanten, welche aus demſelben Grunde auf den londoner Tower geſetzt wurden. Nach der Revolution verweigerte er jedoch, William und Mary (1690) den Eid der Treue zu leiſten, wurde demzufolge ſuspendirt und 1691 gänzlich abgeſetzt, ſodaß er ſeine letzten Tage in Armuth zubringen mußte.

Schriften: A Manual of Prayer (Wincheſter 1674). — Directions for Prayer (Bath 1686. Neue Aufl. London 1853). — The devout Christian's Companion (Bath 1707). — An Exposition of the Church Catechism (Bath 1685. Ueberſetzt ins Franzöſiſche Excellente Exposition du Catechism de l'Eglise Anglaise. London 1703.) — An Exhortation to the duty of Family Prayer (London 1720). — Morning and Evening Hymns. (London 1705). — Hymns and poems for the holy days and festivals of the Church. (Mit Randzeichnungen. London 1868. 4°.) — A Manual of prayers for young Persons. Ken's Winchester Manual adapted to general use. Society for Promoting Christian Knowledge (London 1862). — Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a layman (London 1864). — Works, published from original manuscripts by W. Hawkins (4 Bde., London 1721).

Vgl. W. L. Bowles, The life of Th. Ken (London 1830); S. Clarke, Life and Character of Th. Ken

Digitized by Google

(London 1854); W. Hawkins, The life of Th. Ken; T. Jackſon, Library of Christian Biography (Bd. 12, London 1857); Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a Layman (George Jonathan Story) (London 1864); Prayers for the use of all persons who come to the bath of Bath for cure, with the life of the author by J. H. Markland (London 1849); B. di Tergoline, La Pratica del Divino Amore. Traduzione dell' Inglese (London 1865); Hymni ad usum scholarium Wiccenicorum. Latine redditi by C. W. (Charles Wordsworth, Bishop of St. Andrews) (London 1845); Joſ. Perkin, A Poem (English and Latin) on the death of Th. Ken, sometime Lord Bishop of Bath and Wells (Briſtol 1711).
(W. Bentheim.)

KENAI, der amerikaniſchen Raſſe angehörende, im äußerſten Nordweſten Amerikas, an die Innuit (Eskimo) angrenzende Völker, die ſich ſelbſt Thnaina, d. i. Menſchen, nennen. Zu den Kenai gehören die Kenaitena am Cookſund, die Ingalik an den beiden Ufern des untern Yukon, die Kolſchina oder Yellowknife, die Athna und andere Stämme des nordamerikaniſchen Territoriums Alaska. Die Kenai ſind kriegeriſche, ehemals ſehr volkreiche Stämme, welche in viele Abtheilungen zerfallen und unter ſich und mit den Eskimo häufig Krieg führen. Die nordiſche Natur, in welcher ſie leben, bedingt die gleiche einfache Lebensweiſe wie die der Eskimo; da die Vegetation des Landes einen alpinen Charakter hat, ſo gedeihen Ackerfrüchte wenig oder gar nicht, und die Bewohner des Landes ſind auf die Jagd und den Fiſchfang angewieſen. Bei ihnen exiſtiren gewiſſermaßen Stände: Vornehme, Mittlere und Niedrige. Niemand darf eine Frau ſeines Standes nehmen. Sie tragen im Sommer ein ledernes Hemd, das bis zu den Knien reicht und mit Perlen und Muſcheln verziert iſt, lederne Unterkleider und Sandalen. Ihre Vogelfedern am Kopfe, der Schmuck in der Naſe, die kupfernen Halsbänder, die reichliche Bemalung der Haut erinnern an die ſüdlicheren Stämme. Während der lange andauernden ſtrengen Winter bekleiden ſich die Kenaiſtämme gleich den benachbarten Eskimo mit Renthierpelzen, wie ſie überhaupt der Jagd der wilden Renthiere, der Zucht und Pflege der zahmen Renthiere große Aufmerkſamkeit zuwenden. Die Polygamie iſt bei ihnen ſehr verbreitet.
(Richard Oberländer.)

KENDAL oder Kirkby-Kendal, Fabrikſtadt in der engliſchen Grafſchaft Weſtmoreland, 65 Kilom. ſüdl. von Carlisle, am öſtlichen Ufer des Ken, beſitzt wichtige Manufacturen, und zwar bereits ſeit dem 14. Jahrhundert, wo dieſelben von flämiſchen Webern gegründet wurden, die ſich auf Einladung Eduard's III. hier niederließen. Das kendaler grüne Tuch war berühmt zur Zeit Eliſabeth's. Auf einer Anhöhe im Oſten der Stadt liegen die Ruinen der alten Burg der Lords von Kendal; (1871) 13,442 Einwohner. Königin Katharina Parr war hier geboren. *(W. Bentheim.)*

KENICIUS (Petrus), ſchwediſcher Erzbiſchof, geb. 1555 in Umeå; im J. 1575 wurde er Student und drei Jahre ſpäter ordinirt. In ſeiner Jugend, da er einen anſpruchsloſen Platz als Prediger in der Gemeinde, wo er geboren war, beanſpruchte, weigerten ihm die Bauern dies wegen ſeiner ſchwachen Stimme. Um ſeine Studien zu vervollſtändigen, begab er ſich 1582 ins Ausland und wurde 1586 Magiſter in Wittenberg. — Nach ſeiner Rückkehr wurde er bei einem in Stockholm eingerichteten Collegium angeſtellt; es dauerte aber nicht lange, bis er in eine geſpannte Stellung zu dem König Johann III. kam; dieſer war gerade zu jener Zeit lebhaft beſchäftigt mit ſeinen liturgiſchen Plänen. Da der König Widerſtand bei Kenicius fand und dieſer die ſogenannte Liturgie nicht unterſchreiben wollte, ließ der König ihn ins Gefängniß werfen und hier verblieb er bis 1592 nach dem Tode des Königs. Der Widerſtand, den Kenicius dem Könige zu bieten gewagt hatte, bewirkte, daß er von deſſen Bruder, dem Herzoge Karl, der während der Regierung ſeines Neffen, des Königs Sigismund, der factiſche Regent war und 1599 den Thron beſtieg, um ſo viel mehr geſchätzt wurde. Kenicius nahm theil an der wichtigen Kirchenverſammlung zu Upſala im Anfange von 1593, die der Herzog gleich nach dem Tode König Johann's und ehe noch König Sigismund von Polen nach Schweden herübergekommen war, zuſammenberufen hatte. Der dort gefaßte Beſchluß machte die Stellung Schwedens zu den religiöſen Streitigkeiten, die Europa jetzt bewegten, klar und beſtimmte die Anſchließung Schwedens an die Lutheriſche Reformation. In demſelben Jahre wurde Kenicius Profeſſor in Upſala mit dem Auftrage, in der Exegetik des Neuen Teſtaments und in der griechiſchen Sprache zu unterrichten; zwei Jahre ſpäter wurde er Biſchof in Skara. Hier zeichnete er ſich in der Art aus, daß er ſchon 1609 auf den erzbiſchöflichen Stuhl in Upſala verſetzt wurde. Als Erzbiſchof wurde er der erſte Prokanzler der Univerſität in Upſala. Während der Dauer von 27 Jahren ſaß Kenicius auf dem erzbiſchöflichen Stuhle und dies in einer Zeit, die von der größten Bedeutung für die Univerſität war; die Privilegien wurden befeſtigt, neue Conſtitutionen ausgefertigt und die ökonomiſche Stellung der Hochſchule durch die großartige Donation, die der König Guſtav Adolf II. von ſeinen privaten Gütern machte, weſentlich verbeſſert. An allen dieſen Fragen nahm Kenicius regen Antheil. Es gelang ihm aber nicht, den mehrere Jahre hindurch dauernden erbitterten Streit zwiſchen Rudbeckius und Meſſenius zu verhindern. Bei der erſten im Zuſammenhange mit der Krönung Guſtav Adolf's II. in Upſala ſtattfindenden theologiſchen Doctor-Promotion erhielt Kenicius dieſe Würde. Auch an dem politiſchen Leben nahm Kenicius regen Antheil und wohnte mehrern Reichstagen an der Spitze der Geiſtlichkeit bei. Er ſtarb den 3. Febr. 1636.
(O. Printzsköld.)

KENILWORTH, Marktſtadt in der engliſchen Grafſchaft Warwick, 8 Kilom. nördl. von Warwick (Stadt), 135 Kilom. nordweſtl. von London, an der Coventry und Leamington Zweigbahn der londoner Nord-

Digitized by Google

weſteiſenbahn, beſteht hauptſächlich aus einer unregelmäßig gebauten Straße, die ſich an 2 Kilom. in der Länge an beiden Seiten der Landſtraße hinzieht. Die Stadt hat Hornkammfabriken und Fabriken von Chemikalien, welche vornehmlich flüchtige Salze und Hirſchhornſalz erzeugen. Die großartigen Ruinen der alten von Gottfried de Clinton während der Regierung Heinrich's I. erbauten Burg ſind überaus maleriſch. Dieſer Gottfried de Clinton war der Schatzmeiſter Heinrich's I. Burg und Gebiet verfiel ſodann der Krone und wurde von Heinrich III. John of Gſunt verliehen, welcher der Burg beträchtliche Bauten anſchloß. Als ſein Sohn Heinrich Bolingbroke dann die Krone erlangte, fiel die Herrſchaft wiederum derſelben zu und blieb in deren Beſitze, bis Eliſabeth ſie ihrem Günſtlinge Dudley, Earl of Leiceſter, verlieh. Eliſabeth ſtattete in Kenilworth drei Beſuche ab; der letzte Beſuch, welcher im J. 1575 ſtattfand, iſt der, welchen Walter Scott in ſeinem Roman Kenilworth dichteriſch beſchrieben hat.

Am Anfange der engliſchen Bürgerkriege war die Burg noch in ſtattlichem Zuſtande. Cromwell verlieh die Herrſchaft einem ſeiner Offiziere, welcher einen Theil der Burg abtrug. Nach der Reſtauration kamen die Herrſchaft und die Burgruinen an Lorenz Viscount Hyde, zweiten Sohn des Lordkanzlers Hyde, und durch Heirath einer von dieſem abſtammenden Dame gingen dieſelben an Thomas Villiers, zweiten Sohn des Earl of Jerſey über, welcher 1776 zum Grafen von Clarendon erhoben wurde. Von den Grafen von Clarendon ging das Eigenthum neuerdings in die Familie Eardley-Wilmot über.

Gegenwärtig ſtehen noch beträchtliche Ruinen des großen Gebäudes, mit Epheu und andern Kriechpflanzen dicht überwachſen. In der Mitte ſteht noch der ſogenannte Cäſarsthurm, von der Zeit dunkel gefärbt, welcher vermuthlich zum urſprünglichen Bau des Gottfried de Clinton gehört. Die Mauern des Thurmes ſind meiſtens an 16 Fuß dick. Ferner ſteht noch die große Halle, erbaut von John of Gount, 86 Fuß lang und 45 Fuß breit, mit hohen Fenſtern an beiden Seiten und weiten Feuerherden an beiden Enden.

Eduard II. wurde in der Burg Kenilworth einige Zeit gefangen gehalten.

Der Flecken Kenilworth hatte 1871: 3335 Einw.

(*W. Bentheim.*)

KENITER, hebräiſch Qenîm (1 Chr. 2, 55 Qinîm), heißt im Alten Teſtamente ein Stamm des arabiſchen Volkes der Midianiter. Nach 4 Moſ. 24, 22 und Richt. 4, 11 hieß der Stamm ſelbſt Qajin und der Plural Qenîm würde demnach „die zum Stamme Qajin Gehörigen“ bedeuten. Daß die Keniter einen Zweig der Midianiter bildeten, ergibt ſich aus der Combination folgender Stellen: nach 1 Moſ. 2, 16 fg. wohnte Reguel, der Schwiegervater Moſe's, im Lande Midian und heißt ein Prieſter Midians, vgl. auch 2 Moſ. 3, 1 und 18, 1 fg., wo jedoch anſtatt Reguel vielmehr Jethro als Name des Prieſters erſcheint (daß letztere Differenz auf einer Verſchiedenheit der zu Grunde liegenden Quellenſchriften beruht, iſt ſelbſtverſtändlich; zugleich aber iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Reguel eigentlich der Name eines Stammes iſt, zumal er 1 Moſ. 36, 4. 10 als ein Sohn Eſau's, d. h. als edomitiſcher Stamm, erſcheint). Dagegen heißt 4 Moſ. 10, 29 der Schwiegervater Moſe's Chobab, der Sohn Reguel's, des Midianiters. Ob dieſe neue Differenz durch die Annahme zu beſeitigen ſei, daß das betreffende hebräiſche Wort nicht den Schwiegervater, ſondern den Schwager bedeute, laſſen wir hier auf ſich beruhen; für uns kommt nur in Betracht, daß derſelbe Midianiter Chobab Richt. 1, 16 und 4, 11 als Keniter bezeichnet wird. Einſtimmig iſt die Ueberlieferung darin, daß Moſe bei ſeiner Flucht aus Aegypten die Keniter als Nomaden in der Nähe des Berges Sinai antraf, und daß ſich dieſelben nachmals den ausziehenden Iſraeliten anſchloſſen; nach 4 Moſ. 10, 29 fg. geſchah letzteres auf die beſondere Bitte Moſe's, damit Chobab während des Zuges durch die Wüſte als Führer diene. Bei der Einwanderung in Kanaan folgte nach Richt. 1, 16 der größere Theil der Keniter dem Stamme Juda, als derſelbe von Jericho aus den Süden Kanaans in Beſitz nahm; und zwar nomadiſirten ſeitdem die Keniter im ſogenannten Negeb, dem ſüdlichſten Theile der Wüſte von Juda, in der Nähe der alten Kanaaniterſtadt Arad. Ein anderer Zweig der Keniter folgte nach Richt. 4, 11 den in den Norden Kanaans einwandernden Iſraeliten; zu dieſen Kenitern gehörte Cheber, der Mann Jael's, welche nach Richt. 4, 17 fg. (vgl. 5, 24) den kanaanitiſchen Feldherrn Siſera in ihrem Zelte (in der Nähe von Kedes) erſchlug. Die ſonſtigen Erwähnungen der Keniter ſcheinen ſich ſämmtlich auf den im Süden Judas angeſiedelten Zweig zu beziehen. So 1 Moſ. 15, 19, wo dem Abraham verkündigt wird, daß ſeine Nachkommen dereinſt auch das Land der Keniter in Beſitz nehmen würden; ferner 4 Moſ. 24, 21 fg., wo Bileam die Keniter neben den Amalekitern ſchaut, ihre feſten Wohnungen rühmt, die ſie wie Neſter in den Felſen gelegt (Anſpielung an den Zuſammenklang des Namens Qenîm mit dem hebräiſchen qēn, Neſt), ſchließlich aber ihre Unterjochung und Wegführung durch die Aſſyrer prophezeit. Aus dieſer Stelle ſcheint übrigens hervorzugehen, daß die Keniter in der Zeit, wo dieſer letzte Bileamsſpruch entſtand, feſte Wohnſitze auf dem Edomitergebirge einnahmen, da Felſenwohnungen ſonſt anderwärts meiſt den Edomitern zugeſchrieben werden; die oben erwähnte Herleitung des Reguel von Eſau könnte ſogar darauf führen, daß ſich ein Theil der Keniter mit den Edomitern verſchmolzen hatte (ſo Rüetſchi in Herzog's proteſtant. Realencyklopädie, 2. Aufl. VII, 639 fg.). Daß im Anfange der iſraelitiſchen Königszeit noch immer ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen den Iſraeliten und den Kenitern beſtand, ergibt ſich aus 1 Sam. 15, 6, wo Saul vor ſeinem Feldzuge gegen die Amalekiter die Keniter ermahnt, ſich von den erſtern zu trennen, damit er ſie nicht mit ihnen vertilge; keinenfalls kann jedoch aus dem Nomadiſiren der Keniter unter den Amalekitern geſchloſſen werden, daß ſie an dieſer Stelle zu den Amalekitern gerechnet würden; dieſer Annahme widerſpricht ſchon die 2 Moſ. 17, 16 bezeugte ſtete Feind-

Digitized by Google

ſchaft zwiſchen Iſrael und Amalek. Dagegen ſtimmt zu den ſonſtigen Ueberlieferungen, daß ſich auch David während ſeiner Raubzüge von Ziklag aus um die Gunſt der „Keniterſtädte“ bewirbt, indem er ihnen einen Antheil an der Beute überſendet (1 Sam. 30, 29). Durch dieſes Verfahren ſicherte er ſich bei ſeinem Streben nach der jüdiſchen Königskrone an den mit Juda befreundeten Kenitern nützliche Bundesgenoſſen; demgemäß wird es 1 Sam. 27, 10 nur als eine Liſt David's berichtet, wenn er ſeinem Lehnsherrn, dem Könige Achis von Gath, Raubzüge in das Gebiet der Keniter vorſpiegelte.

Die letzte Erwähnung der Keniter findet ſich in der dunkeln Stelle 1 Chron. 2, 55. Dort werden die drei Geſchlechter der Schriftgelehrten, welche zu Jabez in Juda wohnten, als die Keniter bezeichnet, die von Chammath, dem Ahnherrn des Hauſes Rekhab, abſtammten. Wenn dieſer Rekhab dieſelbe Perſon iſt mit dem Vater Jonadab's, des Stifters der Sekte der Rekhabiten (vgl. 2 Kön. 10, 15 fg. und Jer. 35), ſo wären die Rekhabiten (ſ. d.) eigentlich Reſte der Keniter und in der That würde ſich daraus die Abneigung jener Sekte gegen feſte Wohnungen, ſowie gegen den Ackerbau und Weinbau (Jer. 35, 6 fg.) aufs beſte erklären. — Vgl. zu Obigem außer den Bibelwörterbüchern von Winer, Schenkel und Riehm beſonders Stade, Geſchichte des Volkes Iſrael I, 130 fg. (in Wilhelm Oncken's „Allgemeine Geſchichte in Einzeldarſtellungen“, erſte Hauptabtheilung, ſechster Theil, Berlin 1881), der den Kenitern inſofern eine höhere religionsgeſchichtliche Bedeutung zuſchreibt, als nach ihm die Verſchwägerung Moſe's mit dem kenitiſchen Prieſter auf eine (wenigſtens theilweiſe) Entlehnung der Jahweverehrung von jenem arabiſchen Stamme hinweiſt. Wenn übrigens Stade im Anſchluſſe an Kuenen (de Godsdienst van Israel, Haarlem 1869, I, 179 fg.) die Frage aufwirft, ob nicht die Keniter doch urſprünglich zu Amalek gehörten und vielleicht erſt im Nordreiche (Iſrael) zu den Midianitern gerechnet wurden, weil dieſe in der älteſten Zeit die nächſten nomadiſchen Nachbarn der nördlichen hebräiſchen Stämme waren, ſo iſt bereits oben bemerkt, daß dieſe Hypotheſe wenigſtens an 1 Sam. 15, 6 keine Stütze findet. *(E. Kautzsch.)*

KENNEBEC, Fluß des Staates Maine, des nördlichſten der Neuengland-Staaten in der nordamerikaniſchen Union, nächſt dem Penobscot der wichtigſte in dieſem Staate. Seine Hauptquelle iſt der Mooſehead-See im nordweſtl. Theile des Landes; aus demſelben tritt er an der Südweſt-Seite heraus, und nach einem Laufe von 32 Kilom. nimmt er von rechts den Dead- (Todten-) Fluß auf. Seine Richtung geht dann aus Südweſt in Süd über und von dieſer weicht er weiterhin nur einmal bedeutender ab, nämlich im ſüdlichen Theile von Somerſet-County, wo er 19 Kilom. weit nach Oſten fließt. Ins Meer ergießt er ſich in Sagadahoc-County, und zwar in der Sheepſcott-Bai, einem unregelmäßigen, an Inſeln reichen Küſteneinſchnitte. Sein bedeutendſter Nebenfluß iſt der Androscoggin, welcher bei der Merrymeeting-Bai, 29 Kilom. vom Meere, zu ihm tritt. Auch die Ergüſſe einer Menge kleiner Teiche, ſowie der Sebaſticook und der Sandy-Fluß münden in ihn. Die wichtigſten an ihm gelegenen Städte ſind Bath, Richmond, Gardiner, Hallowell, Auguſta, Waterville und Norridgewock. Er macht Waſſerfälle bei Waterville und an drei Stellen abwärts, welche ausgezeichnete Betriebskraft liefern. Seine Länge iſt 32,5 geogr. Meilen oder 240 Kilom., auf welchen er 30,5 Meter Gefälle hat. Große Schiffe können auf ihm 19 Kilom. weit, bis Bath, gehen, Dampfer 64 Kilom. weit bis Hallowell, und kleine Fahrzeuge 86 Kilom. weit, bis Waterville. Der Einfluß der Gezeiten erſtreckt ſich bis Auguſta, 67 Kilom. weit. Bei Auguſta hat man zur Verbeſſerung der Schiffahrt oberhalb einen Damm mit Schleuſen hergeſtellt, welcher die Waſſerkraft ſteigert. Bei Hallowell iſt der Strom mit Eis belegt von Mitte December bis zum 1. April; unterhalb von Bath iſt er jederzeit, ausgenommen ſtrenge Winter, offen.

Kennebec heißt auch eine der 16 Counties oder Grafſchaften von Maine, welche der Kennebec von Norden nach Süden durchfließt und welche an der Weſtſeite der Androscoggin berührt. Der Flächeninhalt iſt 49,35 g. Q.-Meilen und die Zahl der Bewohner 1871 war 58,021. Es iſt eine wellige Fläche mit zahlreichen kleinen Seen und ſehr fruchtbarem Boden. Hindurch gehen die Maine-Centralbahn und die Auguſtaabtheilung. Im J. 1870 wurden producirt: 25,822 Buſhel Weizen, 111,246 Buſhel Mais, 170,371 Buſhel Hafer, 122,627 Buſhel Gerſte, 733,026 Buſhel Kartoffeln, 137,231 Pfd. Wolle, 1,176,423 Pfd. Butter, 154,757 Pfd. Käſe, 113,153 Tons Heu. Man zählte 7563 Pferde, 13,252 Milchkühe, 5481 Zugochſen, 12,163 andere Rinder, 31,975 Schafe, 4086 Schweine. Es beſtanden 11 Manufacturen von Ackergeräth, 35 von Fuhrwerk, 4 von Baumwollwaaren, 4 von Schmiede-Werkzeug und Achſen, 6 Eiſengießereien, 14 Maſchinenbauanſtalten, 7 Marmor- und Steinwerke, 5 von Oelleinen, 3 von Druckpapier, 13 Sattlereien, 11 Fabriken von Schiebfenſtern, Jalouſien und Thüren, 2 von Stahlſprungfedern, 3 von Stein- und irdener Waare, 14 von Zinn-, Kupfer- und Blechwaaren, 4 von Wollenwaaren, 35 Sägemühlen, 6 Mahlmühlen, 19 Gerbereien und 10 Gewürzmühlen. — Hauptſtadt iſt Auguſta, das zugleich Hauptſtadt von Maine iſt. *(G. A. von Klöden.)*

KENNEDY-KANAL heißt die im Nordweſten des Humboldt-Gletſchers nach Norden hinausführende Meeresſtraße, welche von 80 bis 81° 30′ nördl. Br. das im Weſten gelegene Grinnelland und das öſtlich zu Grönland gehörende Waſhingtonland voneinander trennt. Aus der Baffins-Bai nach Norden führt alſo der ſchon im J. 1616 von Bylot und Baffin entdeckte Smith-Kanal in das breit geöffnete Gewäſſer des Smith-Sundes, jetzt Kane-Bai genannt, und aus dieſem nach Nordnordoſten der relativ ſchmale Kennedy-Kanal, der mittels des Hale-Beckens in dem Robeſon-Kanal ſeine weitere nördliche Fortſetzung findet. In der Mitte der Weſtküſte liegt das Cap Leopold von Buch und daneben die kleine Karl Ritter-Bai, gegenüber im Nordweſten von Cap Conſtitution. An dem Nordende der Kennedy-Straße greift nach Südweſten der Lady Franklin-Sund, nach Südoſten der

Digitized by Google

Petermann-Fjord in das Land. Der Kanal hat eine Länge von 80 und eine Breite von 20 Seemeilen (à 1/4 geogr. Meile).

In dem 1852 bei der Kane'ſchen Expedition entdeckten und Lieutenant Kennedy zu Ehren benannten Kennedy-Kanal iſt in der Mitte eine Strömung nach Norden und längs beiden Seiten eine nach Süden bemerkt worden. Dieſe Strömung iſt nicht im Stande, das im ſüdlich davor ſich eröffnenden, breiten Smith-Sunde ſeit Jahrhunderten geſammelte und aufgethürmte Eis nach Süden durch den ſchmälern Smith-Kanal genügend abzuführen; es finden ſich darunter 7—37 Meter hohe, 100 Kilom. lange und 65 Kilom. breite, alſo etwa 6000 Millionen Tons wiegende und 50 Meter dicke Eisfelder.
(G. A. von Klöden.)

KENNEH (Kenné, Kene), das alte Känopolis, bezeugt ſchon durch ſeinen Namen ſeine griechiſche Gründung, welche wahrſcheinlich unter den Ptolemäern erfolgte. Es iſt allerdings zu berückſichtigen, daß von den griechiſchen Städtenamen ſich nur ſehr wenige auf ganz neue Stadtgründungen beziehen, die meiſten vielmehr auf bereits vorhandene, aber unbedeutende Plätze, welche durch die griechiſche Bevölkerung eine völlig neue Bedeutung erhielten, ſo unter den Ptolemäern Alexandreia, Ptolemaïs, Hermi[illegible], Känopolis u. a. [1])

Känopolis, jetzt eine anſehnliche Stadt in Oberägypten (Saïd), Hauptort einer Mudiriye, Sitz eines deutſchen Conſularagenten, mit circa 15,000 Einwohnern, liegt 50° 5′ öſtl. L. v. Ferro und 26° 15′ nördl. Br. 363 Kilom. von Kairo, vom rechten Nilufer circa eine Viertelſtunde entfernt inmitten einer weiten Ebene. Während des hohen Nilſtandes können Schiffe unmittelbar unter den Mauern der Stadt anlegen, da dann ein dicht bei der Stadt vorüberführender Kanal reichlich mit Waſſer gefüllt iſt.

Kenneh hat wie faſt ganz Oberägypten nur Eine Jahreszeit, einen heißen, trockenen Sommer; obwol Regen zwar nicht vollſtändig mangelt, ſo gehört er doch zu den größten Seltenheiten, da die von Aſien und Arabien herüberwehenden Nordoſt-Paſſate den größten Theil ihrer Feuchtigkeit bereits am Oſtabhange der arabiſchen Wüſtenplatte abgeſetzt haben. Die Temperatur beträgt im October circa 24,5° C., im November circa 20,5° C., im December 15,7° C., im Januar 13,6° C. Die höchſte beobachtete Temperatur beträgt 43° C.

Eine Folge dieſer klimatiſchen Verhältniſſe iſt, daß bei Kenneh die eigentliche Zone der mit gabelförmigen Aeſten und fächerpalmenartigen Blättern geſchmückten Dumpalme beginnt, obwol einzelne Exemplare dieſes ſo nutzbaren Baumes auch ſchon unterhalb Kennehs angetroffen werden.

Kenneh hat mehrere ſtattliche Moſcheen, zahlreiche Kaffeehäuſer, leidlich ausgeſtattete Bazars, in denen ein großer Verkehr beſonders zur Zeit der Pilgerfahrt (Hödſch) nach Mekka herrſcht, denn viele oberägyptiſche, nubiſche, aus dem Sudan u. ſ. w. ſtammende Pilger wählen gern den Weg über Kenneh und Koſér nach Dſchidda.

Die von ihrer Wallfahrt heimkehrenden Pilger pflegen in Kenneh ſich ungezügelt jedem Vergnügen des Morgenlandes hinzugeben, unter denen die Ghawâzi (Tänzerinnen) gerade hier eine hervorragende Rolle ſpielen. Dieſe zierlichen, behenden, ſchönen Geſtalten, mit reichem Schmuck, beſonders aus kettenförmig aneinandergereihten Goldmünzen behangen, bilden, wie ſchon zur Zeit der Pharaonen, eine organiſirte Kaſte, bewohnen einen beſondern Stadttheil und tragen durch Tanzproductionen ſinnlichſter Art, die theils in ihren elenden Hütten, theils in Privathäuſern veranſtaltet werden, zur Unterhaltung der Fremden und Einwohner bei.

Die Bewohner Kennehs beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit der Herſtellung von irdenen Gefäßen aus hellgrauem, poröſem Thon, der auf einem in der Nähe befindlichen 160 □.-Ruthen großen Acker gewonnen wird. Die meiſten der in Aegypten gebrauchten einfachen Kühlgefäße, die man ſehr geſchickt aus freier Hand zu drehen und zu ornamentiren verſteht, werden ſeit den älteſten Zeiten in Kenneh verfertigt.

Dieſe Krüge (Kulle) dienen zur Abkühlung der darin enthaltenen Flüſſigkeit; infolge der Poroſität des Materials nämlich ſickert ein geringer Theil der Flüſſigkeit durch, verdunſtet an der Oberfläche und bewirkt hierdurch eine bedeutende Temperaturerniedrigung, ſodaß das Waſſer hier kühler getrunken wird, als in Gegenden weit größerer Polhöhe.

Bemerkenswerth iſt der Transport dieſer Gefäße. Viele Tauſende werden ſo zuſammengeſetzt, daß alle vorher verſtopften Oeffnungen nach oben gerichtet ſind, wodurch eine Unterlage von dicht aneinanderſtehenden, hohlen Gefäßen entſteht, die auf dem Waſſer ſchwimmen. Durch die Henkel der Krüge ſind ſtarke Stricke gezogen, um das Ganze zuſammenzuhalten. Auf dieſe unterſte Lage kommen zwei bis drei andere, alle untereinander feſt verbunden. Alsdann wird das Floß flott gemacht, von einigen Ruderern beſtiegen und ſo nilabwärts geſteuert.[2]) Dieſe „Krugflöße" beobachtet man unterhalb Kenneh ſowol im offenen Fahrwaſſer wie in allen Nilhäfen.

Ein großer Theil der Bewohner treibt ferner einen ergiebigen Roß-, Kamel- und Eſelhandel. Die Nachfrage nach dieſen Thieren iſt beſonders lebhaft in Kenneh, da von hier, wegen ſeiner günſtigen Lage an der Oſtbiegung des Nils, mehrere Karavanenwege durch die ägyptiſch-arabiſche Wüſte nach Koſér am Rothen Meere hinführen, welches dann wiederum die Handelsverbindung weiter nach Arabien, Perſien und Indien übermittelt. Allerdings hat Sues heutigentages dem Handel von Kenneh und Koſér bedeutenden Abbruch gethan. Zwei uralte Wege ſind es vorzugsweiſe, welche die Karavanen zwiſchen Kenneh und Koſér benutzen; ein nördlicher über das Wadi Ráſafa (circa 23 Meilen), und ein ſüdlicher, der Moilahweg, der die Ababde-Niederlaſſung Moilah berührend, vielleicht eine Meile länger iſt.

1) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

2) Brehm, Reiſeſkizzen aus Nordoſtafrika.

Digitized by Google

Beide Straßen folgen ſo viel als möglich den Thälern und Päſſen, weichen wenig von der Weſt-Oſt-Richtung ab und halten ſich möglichſt auf ebener Bahn, ſodaß man ſie, wenn ſie einigermaßen in Stand gehalten würden, auch befahren könnte.

Schwierige Punkte werden möglichſt vermieden, denn nur in der Ebene läuft das Kamel gut und ſicher.

Den Râſafa-Weg gehen alle Kameltreiber aus Kenneh, Koſt und Kus (im Nilthale), während ſonderbarerweiſe diejenigen des ſüdlichen Theils der Mudiriye Kenneh den Moilah-Weg nehmen, obwol beide von denſelben Orten, Lagêtha einerſeits und Beda andererſeits, ausgehen. So iſt es einmal Herkommen; jeder rühmt die Vorzüge ſeines Weges.

Jedenfalls dürfte der Nordweg, der gleichmäßigeren Vertheilung der Brunnen (Lagêtha, Hamamât, Sidd, Wadi Râſafa u. ſ. w.) wegen der beſuchtere ſein.[3]

Nahe bei der Straße von Koſêr wird ſchöner Jaspis und Grünſtein gefunden.

Eine halbe Stunde ſtromabwärts von Kenneh liegt auf dem weſtlichen Ufer, etwa eine Viertelſtunde vom Strome entfernt, der Tempel von Dendera. Die Stadt (ägypt. Ta-'en-tarer, griech. Tentyris) iſt von der Erde geſchwunden, doch der im altägyptiſchen Stil, aber größtentheils erſt in römiſcher Zeit erbaute Tempel, in dem man die „ſchöngeſichtige“, die „goldene“ Göttin Hathor verehrte, blieb wunderbar gut erhalten.[4])

(F. Hedinger.)

KENNICOTT (Benjamin), engliſcher Theolog, geboren zu Totnes in der engliſchen Grafſchaft Devon am 4. April 1718, geſtorben zu Oxford am 18. Sept. 1783, war der Sohn unbemittelter Aeltern, ging mit Unterſtützung wohlhabender Gönner nach Oxford 1744, wo er im Wadham College ſtudirte. Er zeichnete ſich hier durch zwei Diſſertationen, die er herausgab, aus: „The Tree of Life“ und „The Oblations of Cain and Abel“, infolge deren er nach Ablauf der gewöhnlichen Friſt das B. A. Diplom erhielt, ward darauf Fellow des Exeter College zu Oxford und 1767 Bibliothekar der Radcliffe-Bibliothek daſelbſt. Er wies ſodann in mehrern Broſchüren den fehlerhaften Zuſtand des hebräiſchen Textes des Alten Teſtaments nach, wodurch eine ſehr lebhafte Controverſe hervorgerufen wurde. Er wurde beſonders heftig von Rutherford, Profeſſor der Theologie zu Oxford, vom Biſchof Warburton und von Horne, ſpäterem Biſchof von Norwich, angegriffen. Es wurde jedoch ein Fonds von 10,000 Pfund für ihn ſubſcribirt zum Behuf der Collationirung ſämmtlicher vorhandenen Manuſcripte des Alten Teſtaments. Kennicott wurde bei der Arbeit von mehrern Gelehrten unterſtützt. Er ſelbſt verglich die Manuſcripte in Großbritannien und Frankreich, Profeſſor Bruns die Manuſcripte in Deutſchland, der Schweiz und Italien. Die rieſige Arbeit nahm zehn Jahre in Anſpruch; 16 ſamaritaniſche und über 600 hebräiſche Manuſcripte wurden collationirt. Das Reſultat war Kennicott's Ausgabe des hebräiſchen Alten Teſtaments. Im ganzen wurde bei derſelben van der Hooght's Text zu Grunde gelegt. Kennicott ward Vicar zu Culham, Prediger in Whitehall zu London, Präbendar der Weſtminſter-Abtei zu London und Stiftsherr zu Chriſtchurch.

Schriften: Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus (2 Bde. Fol. Oxford 1776—1780). — Status conlationis Hebraeorum manuscriptorum Veteris Testamenti. Barkey, Bibliotheca Hagena (Oxford 1763). — Programma, quo impressionem Bibliorum Hebraicorum cum conlectis undique, tum ex Mss. tum ex impressis codicibus var. ect. (Oxford 1768). — Methodus varias lectiones noscendi et scitu necessarias describendi ex singulis Hebraicorum codicum manuscriptorum Veteris Testamenti collectoribus observanda (Oxford 1768). — Dissertatio Generalis in Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus ex codicibus manuscriptis et impressis (Oxford 1778). — On the collation of the Hebrew Manuscripts of the Old Testament (Oxford 1760). — The state of the printed Hebrew text of the Old Testament considered (2 Bde. Oxford 1753—1759). — An answer to a letter from T. Rutherforth in defence of Kennicott's second Dissertation on the state of the printed Hebrew text of the Old Testament (London 1762). — Two Dissertations. The first on the Tree of Life in Paradise. The second on the Oblations of Cain and Abel (Oxford 1747). — Sermon preached before the university of Oxford (Oxford 1757). — The duty of thanksgiving for peace, a Sermon preached April 25. 1749, being the day of thanksgiving for general peace (London 1749). *(W. Bentheim.)*

KENNUNG iſt beim Pferde die rückwärts liegende, etwas vertiefte, durch das Futter gefärbte, einen Kern, oder eine Grube, Bohne darſtellende Fläche, aus deren Umfange man das Alter des Pferdes abnehmen kann. Die zwei mittlern Vorderzähne des Unterkiefers verlieren den Kern zwiſchen dem fünften und ſechsten Jahre; daſſelbe geſchieht am nächſten Zahnpaare im folgenden Jahre, und mit dem achten Jahre iſt jene gefärbte Vertiefung auf den unterſten Vorderzähnen ziemlich verſchwunden. Uebrigens erfolgen dieſe Veränderungen nicht immer mit derſelben Regelmäßigkeit; ihr Verlauf hängt theils vom Charakter der Raſſen, theils von individueller Conſtitution, theils vom Futter ab. Die Kerne der Vorderzähne verſchwinden weit früher bei Pferden, die auf ſandigen Weiden graſen oder die Krippe benagen. Es kommen auch falſche Kerne vor, wenn nämlich Pferdehändler Künſteleien vornehmen, um auf dieſe betrügeriſche Weiſe die Kennung herzuſtellen. — In der Jägerſprache iſt Kennung ein Kennzeichen an Geweih, Läufen und Farbe des Haares, woraus auf das Alter eines Hirſches geſchloſſen wird. *(W. Löbe.)*

KENOTAPH, κενοτάφιον von κενός und τάφος. Verb. κενοταφέω *Eurip.* Hel. 1562, 1066, *Plut.* Mor. p. 490 C. Latein. cenotaphium, Deminut. cenotaphio-

3) Dr. Klunzinger, Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, XIV (1879). 4) Eber's Aegypten S. 245.

Digitized by Google

lum, auf einer Inſchrift bei Muratori 1709, 10); gleichbedeutend ſind die Ausdrücke *κενήριον* (Anthol. Palat. VII, 569), *κενὸν μνῆμα* (*Paus.* IV, 32, 3, IX, 18, 3), *κενεὸν σῆμα* (Kallimachos in der Anthol. gr. III, 22, 9, 3), *κενοτάφιος οἶκος* (*Plut.* Mor. p. 349 B.), inane sepulcrum (Inſchrift in den Acta erudit. Lips. 1754 p. 478), tumulus inanis (*Virg.* Aen. III, 303 seq., VI, 505), tumulus sine corpore (*Ovid.* Metam. XI, 429).

Kenotaph iſt ein Grabmal, welches die Ueberreſte des Verſtorbenen nicht enthält und auch nie enthalten hat.

Die Urſachen, welche zur Ausführung eines ſolchen bewogen, konnten verſchiedenartig ſein: 1) man errichtete es anſtatt des wirklichen Grabes für diejenigen, deren Leichname man nicht erlangen konnte, ſei es an dem Orte ihres Todes, ſei es in der Heimat; 2) man ſpendete es als Ehrendenkmal für einen Verſtorbenen fern von ſeiner eigentlichen Begräbnißſtätte oder auch neben oder auf derſelben; 3) Lebende laſſen es anfertigen für ſich, reſp. auch für ihre Familie.

1) Todte nicht unbeſtattet zu laſſen war ſtrenge Vorſchrift der griechiſchen Religion. War der Tod in der Fremde eingetreten und konnte man den Körper nicht erlangen, ſo diente als Nothbehelf, den Todten dreimal laut mit Namen zu rufen[1], wodurch man glaubte, die Seele des Hingeſchiedenen wenigſtens heranzuziehen und mit ſich zu führen; war aber die Möglichkeit irgend gegeben, ſo errichtete man dem Todten ein Kenotaph, ſei es am Orte ſeines Todes oder auch in der Heimat. Auch bei deſſen Weihung rief man dreimal laut die Seele des zu Ehrenden[2], damit bekundend, dieſes Kenotaph ſei ihr beſtimmt und ſie könne davon Beſitz nehmen. Die Kenotaphe entſprechen in der Geſtalt ganz der der wirklichen Gräber[3], auch auf ihnen fehlten nicht der Name des Todten und ſonſtige Inſchriften.[4])

Vornehmlich wurden Kenotaphe errichtet: a) **für im Kriege Gefallene**, deren Körper nicht aufzufinden waren. Thukydides[5]) berichtet ein Beiſpiel von den Athenern, Xenophon[6]) von den Seinen, Plutarch[7]) erzählt von einem ſolchen auf dem Iſthmos. Als Pompejus in Kilikien eine Zahl dort befreiter Gefangener in ihre Heimat entlaſſen hatte, finden viele daſelbſt Kenotaphe, die die Ihren, in der Meinung, ſie ſeien längſt geſtorben, pietätvoll ihnen errichtet[8]); für die in Deutſchland umgekommenen Legionen des Varus wird ſechs Jahre ſpäter ein Kenotaph aufgeführt[9]); b) **für im Meere Verſchollene**. Von den zwölf in der Griechiſchen Anthologie aufbewahrten Epigrammen (VII, 494—504, 506) auf Gräber von Schiffbrüchigen ſind vier ſicher auf Kenotaphe bezüglich, bei andern iſt es zweifelhaft, oder ſie beziehen ſich auf wirkliche Gräber. Auch die zahlreichen uns erhaltenen Grabdenkmäler mit dem Bilde eines auf einem Felſen ſitzenden trauernden Mannes, neben welchem ein Schiff ſich befindet, über die Michaelis[10]) eingehend gehandelt hat, und die von Friedländer,[11]) Friederichs[12]) und Bötticher[13]) insgeſammt für Kenotaphe erklärt wurden, ſind das keineswegs mit Sicherheit und lieber mit Pervanoglu[14]), dem Michaelis[15]) beiſtimmt, vorſichtig als: Grabmale Schiffbrüchiger zu bezeichnen, ohne daß ſich im einzelnen Falle beſtimmen ließe, ob ſie wirkliche Gräber oder Kenotaphe ſeien; c) **für ſolche, die in der Heimat gewaltſam umgekommen waren, und denen dort ein Grab verſagt worden war.** Dem gemordeten Agamemnon errichtet ein ſolches Menelaos[16]), dem Hektor (und auch wol dem Aſtyanax) Andromache[17]), dem Deiphobos Aeneas.[18]) — Aus eigenartigen Urſachen errichtete Kenotaphe ſind ſowol das von den Korinthern dem Periander geweihte, nachdem dieſer ſeinen Wunſch, es möge der Ort ſeines Todes unbekannt bleiben, durch Liſt erreicht hatte[19]), endlich die Kenotaphe, welche die Pythagoräer, nach Origenes' und Clemens' von Alexandria Angabe, denen errichteten, die ihrer Lehre abtrünnig geworden waren.

2) Waren Männer von Bedeutung im Auslande verſtorben und dort beerdigt, ſo errichtete man ihnen gern in der Heimat wenigſtens ein Kenotaph. Ein ſolches hatte der an ſeinem Verbannungsorte beerdigte Thukydides in der Koile zu Athen,[20]) der in Haliartea beigeſetzte Teireſias ein *κενὸν μνῆμα* auf dem Wege von Theben nach Chalkis[21]), oder man ſtiftete einem Verſtorbenen, deſſen Leiche in die Heimat überführt war, am Orte ſeines Todes ein Kenotaph, wie dem in Rom beſtatteten Alexander Severus in Gallien.[22]) Auch führte man wol neben dem eigentlichen Grabmal ein prächtiges Kenotaph auf, wie das römiſche Heer für den Germanicus[23]); ähnliche Bedeutung haben auch die Sarkophage, die in der Gräberſtraße zu Pompeji die eigentliche Grabſtätte krönen; das dort befindliche Grabmal des Auguſtalen Calventius

---

1) *Homer.* Od. IX, 65, *Schol.* zu *Pind.* Pyth. IV, 281, *Virgil.* Aen. III, 68, *Propert.* I, 17. 23, *Auson.* Parentalia Praef. 13 und 10, wozu ſchon Vinetus: vocare animas mortuorum est pro funere, pro tumulo et sepultura. 2) Bei *Virg.* Aen. III, 303 seq. heißt es von der Andromache, die dem Hektor (und wol auch dem Aſtyanax) ein Kenotaph errichtet: manesque vocabat ad tumulum — inanem. 3) Eine eigenthümliche Stelle bei Suidas: *κεν. τινά εἰσιν εἰλισσόμενα ὡς τύπος νεκροῦ μὴ ἔχοντα ἔνδον νεκρόν* (cf. *Photius* p. 124. 4), Bernhardy ad *Suid.* II, p. 208 überſetzt: sunt species convolutae instar mortuorum cum nullum cadaver recondant, Kannegieter, Observ. iur. Rom. III, 5, p. 251 erklärt: Cen. in mente Suidae quaedam involucra erant utpote imago mortui quae mortuum non habebant, imagines illae fuerunt fasciis et linteis involutae ad modum cadaverum, vide de eis Chifletium de facils et linteis sepulcral. 4) *Ovid.* Met. XI, 429. 705. 5) II, 34. 6) Anab. VI, 4. 8. 7) De Herodoti malignitate p. 870.

8) *Appian.* De bello Mithridat. 96. 9) *Tacit.* Ann. I, 62. 2. 10) Archäol. Zeitung 1872, S. 142 fg. 11) De oper. anag. p. 25 seq. 12) Bauſteine zur Geſchichte der Gr.-Röm. Plaſtik Nr. 376, S. 205. 13) Verzeichniß Nr. 226, S. 112. 14) Grabſteine S. 69 fg. 15) l. c. S. 144. 16) *Hom.* Od. IV, 584. 17) *Virg.* Aen. III, 303 seq. 18) Ibid. VI, 505 seq. 19) *Diog. Laert.* de Periandro I, 97. 20) *Marcellinus*, Vita Thuc. 31. Das *ἴκριον* auf dem Grabe des verbannten Thuk., welches Stephani als Ruder faßt, will Michaelis, Archäol. Zeitg. 1872, S. 145, Anm. 40 wegen der Vieldeutigkeit des Wortes nicht näher beſtimmen. 21) *Paus.* IX, 18, 3. 22) *Lamprid.*, Alex. Sev. 63. 23) *Suet.* Claud. 1.

Digitized by Google

Quietus iſt aber ein wirkliches Kenotaph.[24]) Für ſolche Ehrengrabmale kommen neben Kenotaph auch die Bezeichnungen tumulus honorarius und sepulchrum honorarium vor. — Im Mittelalter heißt auch das Castrum doloris wol Kenotaph.[25])

3) Auch ſolche Gräber wurden Kenotaph genannt, welche von Lebenden aufgeführt wurden, um ſpäter als Ruheplatz ihrer, reſp. ihrer Familie Ueberreſte zu dienen.

Während Marcian[26]) dem Kenotaph einen religiöſen Charakter beimißt, berichtet Ulpian[27]) von einem Decret der Kaiſer Antoninus und Lucius Verus, welches ihnen denſelben abſpricht. Der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Das Kenotaph, welches die Stelle des wirklichen Grabes einnimmt, wird ſchon durch die bei der Errichtung vollzogene Weihe zum locus religiosus, ein als tumulus honorarius dienendes Kenotaph iſt es an und für ſich nicht, kann es aber durch eine beſondere Weihe werden, ein bei Lebzeiten errichtetes Kenotaph iſt, ſolange es leer iſt, kein locus religiosus, wird es vielmehr erſt durch die bei der wirklichen Anwendung deſſelben als Grab vollzogene Weihe.

Literatur: Gutherii de iur. man. II c. 18 p. 287—298; Kannegieter, Observ. iur. rom. III, 5; Kirchmann, De funeribus III. 40 p. 544—553; Heineccius, Antiq. Rom. II, 1; Meurſius, De funeribus 40 p. 171—174; Pitiscus, Lexicon antiquit; Rom. I, p. 391, wo noch mehr ältere Literatur angegeben iſt.

(R. Gädechens.)

KENOTIKER und KRYPTIKER ſind Parteinamen aus der Entwickelung der kirchlichen Chriſtologie. Sie knüpfen ſich in erſter Linie an einen Streit, welcher im Anfang des 17. Jahrhunderts zwiſchen den Theologen zu Tübingen und Gießen geführt wurde; Kenotiker gibt es außerdem unter den neueren Vertretern der kirchlichen Chriſtologie; — die ganze Bedeutung dieſes Gegenſatzes und der einſchlägigen Beſtrebungen kann jedoch nur dann klar werden, wenn wir ſie im Zuſammenhange mit der ganzen Chriſtologie betrachten.

Schon den Jüngern des Herrn und damit der erſten Chriſtengemeinde mußte die Unterſcheidung zweier Zuſtände oder Exiſtenzweiſen Chriſti ſich aufdrängen. Hier auf Erden hatte er in Niedrigkeit und Beſchränktheit gelebt, mit allen Eigenſchaften unſerer ſchwachen, menſchlichen Natur behaftet, einem ſchmerzhaften Leiden und ſchmachvollen Tode unterworfen. Durch die Auferſtehung und Himmelfahrt war er zu göttlicher Herrlichkeit erhoben, aufgenommen in eine höhere Seinsweiſe göttlicher Macht und Majeſtät, in welcher er demnächſt erwartet wurde zum Gericht. Die Unterſcheidung dieſer beiden Zuſtände iſt ſo allgemein ausgeſprochen und vorausgeſetzt im Neuen Teſtament, daß es der Anführung beſonderer Beweisſtellen nicht bedarf.

Sobald aber die Erfahrung des Göttlichen in Jeſus die Gläubigen dahin führte, ſeine Perſon als präexiſtent zu betrachten, als nicht erſt mit der Geburt aus Maria entſtanden, ſondern ſchon vorher, von Ewigkeit her vorhanden, da trat zu dieſen zwei Zuſtänden nothwendig noch ein dritter hinzu, nämlich der Zuſtand in himmliſcher Herrlichkeit vor dem Eintritt in die menſchliche Niedrigkeit. Aber das Subject dieſes Zuſtandes war ein anderes. Es war, — um gleich in der Terminologie der ſpäter zu allgemeiner Anerkennung gelangten Logostheorie zu reden — der *λόγος ἄσαρκος*, die zweite Perſon der Trinität. Das Subject der beiden folgenden Zuſtände dagegen, des Standes der Erniedrigung und des Standes der Erhöhung, status exinanitionis und exaltationis, war der *λόγος ἔνσαρκος*, der Gottmenſch. Der Uebergang aus dem erſten Zuſtande der ewigen Herrlichkeit bei Gott in den zweiten Zuſtand der menſchlichen Niedrigkeit iſt alſo zugleich die Entſtehung des Gottmenſchen, oder die Menſchwerdung des Logos, die incarnatio, welche nach älterer Auffaſſung in der conceptio, der Empfängniß durch die Jungfrau Maria, ſich vollzog.

Wahre Gottheit und wahre Menſchheit in einer Perſon — das iſt das Problem der Chriſtologie, welches allen Formulirungen zu Grunde lag, auch ehe das Chalcedonenſe es in aller Schärfe ausgeſprochen hatte. Darin lag die große Schwierigkeit, wie die wahre Gottheit und die wahre Menſchheit, welche der altkirchlichen Auffaſſung als zwei weſentlich verſchiedene Subſtanzen galten, zur Einheit einer Perſon zuſammengehen können. Die natürlichſte Löſung dieſer Schwierigkeit ſah man vielfach in der Annahme, daß die Gottheit nicht nach der ganzen Fülle ihrer Eigenſchaften und Majeſtät in die Menſchheit einging, ſondern im Acte der Menſchwerdung ſich derſelben entäußerte, etwas davon wirklich ablegte. Daraus folgt, daß der Gottmenſch im Stande der Erniedrigung gar nicht im vollen Beſitze aller göttlichen Eigenſchaften und der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit ſich befand, ſondern erſt ſpäter, theils allmählich im Stande der Erniedrigung mit der fortſchreitenden menſchlichen Entwickelung, theils plötzlich im Stande der Erhöhung durch die alsdann ſich vollziehende Verklärung in den Vollbeſitz der göttlichen Attribute gelangte. Dies iſt die Anſicht der Kenotiker. Wer dagegen dieſe wirkliche Selbſtentäußerung entweder in Rückſicht auf die Gottheit für unmöglich, oder in Rückſicht auf das Erlöſungswerk Chriſti für unzuläſſig hält, muß annehmen, daß im Acte der Menſchwerdung die Gottheit unverändert bleibt, daß daher der Gottmenſch auch im Stande der Erniedrigung die Fülle der Gottheit thatſächlich beſitzt und ſie nur meiſtens verbirgt, daß alſo die Erhöhung ihm keinen neuen Beſitz, ſondern nur den ungehinderten, freien Gebrauch des zu allen Zeiten vorhandenen Beſitzes bringt.

---

24) Ueber die ſogenannten cenotaphia Pisana ſ. De Vit, Onomast. II, 134. 25) Ducange II, 272, 2: Hinc cenotaphium sumitur pro feretro vacuo quod in exequiis et anniversariis mortuorum exponitur in ecclesiis. Conc. Hisp. IV, 34, 8: „Ne sepulas ullius personae cuiuscumque status illa sit, Cenotaphium imponatur nisi in diebus depositionis, exequiarum et anniversarii.“ 26) l. 6, §. 5 D. de divis. rer. et q. I, 8. Cenotaphium quoque magis placet locum esse religiosum sicut testis in ea re est Virgilius (Aen. III, 303 seq.). 27) Si adhuc monumentum purum est, poterit quis hoc et vendere et donare, si Cenotaphium sit, posse hoc venire dicendum est, nec enim religiosum Divi fratres rescripserunt.

Dies iſt die Anſicht der Kryptiker. In der Natur der Sache iſt es begründet, daß dieſer Gegenſatz in der hier vorgetragenen Schärfe in der Entwickelung des chriſtologiſchen Dogmas erſt ſpät hervortrat. Vorhanden und in unklarer Weiſe zum Ausdruck gebracht iſt er faſt zu allen Zeiten.

Von den Autoren des Neuen Teſtaments machen Johannes und Paulus am nachdrücklichſten den Gedanken einer vormenſchlichen Seinsweiſe Jeſu in himmliſcher Herrlichkeit geltend, aus welcher er durch die Menſchwerdung in die weſentlich verſchiedene Seinsweiſe des Fleiſches herabgekommen iſt. Fragen wir aber nach dem Wie dieſes Vorganges, ſo lauten die Ausdrücke durchaus unbeſtimmt. Das Problem iſt Joh. 1, 14 ſcharf bezeichnet: *λόγος σὰρξ ἐγένετο*, aber im Einzelnen erfahren wir Näheres nicht, wenn geſagt wird, er ſtieg vom Himmel herab, ging aus vom Vater u. dergl. (6, 33. 38. 51. 16, 28. 1, 18). Sehen wir das ganze Chriſtusbild des vierten Evangeliums an, ſo können wir freilich zur wahren Menſchheit deſſelben kein rechtes Vertrauen gewinnen, ſondern werden den Eindruck nicht los, daß wir es hier mit einem Gott in menſchlicher Hülle zu thun haben. Dagegen ſpricht auch nicht, daß Jeſus (17, 5) jetzt der *δόξα* ermangelt, welche er vor der Menſchwerdung beſaß; dennoch dürfen wir nicht behaupten, das vierte Evangelium lehre die *κρύψις*. — Beſtimmter und zwar im Sinne der Entäußerung (*κένωσις*) ſprechen ſich unter den Pauliniſchen Briefen wenigſtens die kleineren aus. Da tritt uns vor allem der locus classicus entgegen, Phil. 2, 5—11, eine Stelle, an welcher die Exegeten alter und neuer Zeit viel geſündigt haben. Betrachten wir die Stelle ganz unbefangen, ſo iſt hier die Rede von drei verſchiedenen Seinsweiſen Chriſti. Zuerſt, in der Präexiſtenz, war er *ἐν μορφῇ θεοῦ*, in göttlicher Geſtalt. Die iſt gleichbedeutend mit *τὸ εἶναι ἴσα θεῷ*, Gott gleich ſein, von dem es heißt, *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο*, er betrachtete es nicht als ein Geraubtes, d. h. als etwas, das er hätte eigenmächtig feſthalten müſſen. Darauf folgt die zweite Seinsweiſe, *μορφὴ δούλου*, die Knechtsgeſtalt, welche Chriſtus annahm, indem er Menſch ward, *ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος*. Der Uebergang von der erſten in die zweite Seinsweiſe geſchah durch einen Act der Selbſtentäußerung und Selbſtentleerung, *ἑαυτὸν ἐκένωσεν*. Innerhalb dieſer zweiten Seinsweiſe hat er ſich dann noch weiter ſelbſt erniedrigt, *ἐταπείνωσεν ἑαυτόν*, bis zum Kreuzestod. Wegen dieſes Verhaltens iſt er alsdann von Gott durch einen Act der Erhöhung, *ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσεν*, in eine dritte Seinsweiſe erhoben, in welcher er erhaben iſt über alle Creatur. Ueber das Verhältniß der dritten Seinsweiſe zur erſten iſt nicht ausdrücklich geſprochen, doch geht die Meinung des Verfaſſers wol dahin, daß es ſubſtantiell dieſelbe iſt, aber in der Erhöhung mit größerer Macht und Herrlichkeit ausgeſtattet als in der Präexiſtenz. — Vorbereitet iſt dieſe Anſchauung bereits in den vier großen Pauliniſchen Briefen. In der Präexiſtenz hatte Chriſtus theil an der pneumatiſchen Seinsweiſe, an der himmliſchen Herrlichkeit; durch die Geburt aus dem Samen Abraham's hat er während ſeines Erdenlebens theil an der niedrigen, irdiſchen Seinsweiſe der *σάρξ*. Freilich präexiſtirt er auch nur als Menſch, dennoch iſt der Uebergang aus der himmliſchen in die irdiſche Seinsweiſe eine Selbſtentäußerung, wie 2 Kor. 8, 9 deutlich ſagt; *δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσεν πλούσιος ὤν, ἵνα ὑμεῖς τῇ ἐκείνου πτωχείᾳ πλουτήσητε*, „um euretwillen ward er arm, obwol reich, damit ihr durch ſeine Armuth reich würdet".

Die Entwickelung des chriſtologiſchen Dogmas geht von verſchiedenartigen Auffaſſungen aus, wie ſie im Neuen Teſtament vorliegen, und wird durch mancherlei Gegenſätze bedingt. In Kürze war ihr Gang dieſer, daß es ſich zunächſt darum handelte, die wahre Gottheit Chriſti feſtzuſtellen als volle Weſensgleichheit des Logos mit dem Vater, — zu dieſem Reſultate führte die Ueberwindung des Arianismus durch die Synoden zu Nicäa und Konſtantinopel —, daß es alsdann darauf ankam, die wahre Menſchheit Chriſti nach Leib, Seele und Geiſt zu ſichern, — was im Gegenſatz gegen Apollinaris zu Konſtantinopel geſchah —, daß erſt dann die Einheit der wahren Menſchheit und der wahren Gottheit in einer gottmenſchlichen Perſon zur Verhandlung gelangte, — wofür das Chalcedonenſe wenigſtens die richtige Formel aufſtellte. Da nun die Frage, ob Krypſis oder Kenoſis, das Problem der Menſchwerdung betrifft, ſo iſt es in dem eben angedeuteten Gange der chriſtologiſchen Feſtſtellungen begründet, daß ſie erſt ſpät zur Erörterung gelangt. Allerdings finden ſich auch vorher bei kirchlichen Lehrern zahlreiche Aeußerungen, welche für die eine oder die andere Theorie ſprechen, aber theils ſind ſie ganz unbeſtimmt gehalten, theils ſtehen ihnen Aeußerungen im entgegengeſetzten Sinne zur Seite. So verwerthen manche griechiſche Väter[1]) die Stelle Phil. 2, 5—11; ſo ſagt Irenäus[2]), der Unſichtbare ſei ſichtbar, der Unfaßbare faßbar geworden; ſo braucht Origenes[3]) ſogar den Ausdruck „Selbſterniedrigung", — aber ſelbſt Thomaſius[4]) muß zugeben, daß ſich daneben bei dieſen und andern Kirchenvätern genug andere Stellen finden, „welche jede Veränderung nicht nur des Weſens, ſondern auch des Zuſtandes von dem Logos abwehren, jede Theilnahme der göttlichen Natur an dem Leiden und der Beſchränktheit der menſchlichen ablehnen". Könnten jene Aeußerungen uns veranlaſſen, die betreffenden Väter als die älteſten Kenotiker zu betrachten, ſo würden dieſe uns zwingen, ſie ſämmtlich für Kryptiker zu erklären, — ein Beweis, daß dieſe Unterſcheidung auf jene Männer noch gar nicht angewandt werden darf.

Zuerſt klar und ſcharf ins Auge gefaßt und im Sinne der Kenoſis entſchieden iſt unſere Frage von Hilarius

1) Den Nachweis ſiehe bei Tholuck, Univerſitätsprogramm über Phil. 2, 5—11. 2) Adv. Haer. III, 16. Invisibilis visibilis factus, incomprehensibilis factus comprehensibilis et Verbum homo. 3) In der regula fidei (De princ. Praef.) Christus ante omnem creaturam natus ex patre . . . novissimis temporibus se ipsum exinaniens homo factus incarnatus est cum Deus esset, et homo factus mansit quod erat Deus. 4) Chriſti Perſon und Werk, II. Theil, S. 156 (Erlangen 1855).

von Poitiers.[5]) Mit aller Beſtimmtheit ſtellt er ſich das Problem der kirchlichen Chriſtologie: wahre Gottheit und wahre Menſchheit in Einer Perſon. Von der wahren, vollendeten Gottheit will er nichts ablaſſen. Ja, ſogar für den Act der Menſchwerdung kommt dem Logos göttliche Schöpferthätigkeit zu, indem er ſelbſt ſich die Seele ſchuf und den Leib bildete, womit er ſich vereinigte. Auch an der wahren, vollkommenen Menſchheit fehlt nichts. Chriſtus beſaß eine wahre menſchliche Seele und einen wahren Leib; denn was zur Bildung des menſchlichen Leibes aus der Mutter genommen wird, das nahm Chriſtus aus der Jungfrau Maria. Beide, wahre Gottheit und wahre Menſchheit, ſind vereinigt zu Einer Perſon. Dieſe Vereinigung war nicht ohne weiteres möglich, weil die Herrlichkeitsgeſtalt Gottes und die Knechtsgeſtalt des Menſchen voneinander völlig verſchieden ſind. Sie vollzog ſich nur in einem längeren Proceſſe mit verſchiedenen Momenten. Sollte die Vereinigung der Gottheit und der Menſchheit überhaupt möglich werden, ſo mußte zunächſt der Logos durch die evacuatio formae Dei, durch einen Act der Selbſterniedrigung ſich der göttlichen Majeſtät entkleiden; erſt dann konnte die Annahme der Knechtsgeſtalt, die assumtio formae servilis ſtattfinden. Die Selbſtentleerung war aber nicht ein Aufgeben der göttlichen Natur, nicht ein Ablegen des göttlichen Weſens, als ob der Sohn Gottes dadurch aufgehört hätte, wahrer Gott zu ſein, ſondern nur das Aufgeben göttlicher Majeſtät und Herrlichkeitserſcheinung. Auch war ſie kein Erleiden, daher kein Beweis der Schwäche von ſeiten der Gottheit, ſondern freie That des göttlichen Willens. Der Logos nahm alsdann eine wahrhaft menſchliche Natur an, welche die volle menſchliche Lebensentwickelung durchläuft und alle Leiden auf ſich nimmt. Mit ihr geht der Logos die innigſte Gemeinſchaft ein, allerdings ſo, daß er ſein göttliches Weſen und ſeine göttliche Macht nicht aufgibt, aber doch ſo, daß er wirklich Menſch wurde und alle menſchlichen Bedürfniſſe wirklich empfand. Im Tode legte er ſein ſterbliches Theil ab und kehrte zurück in die unterſchiedsloſe Einheit mit dem Vater, welche er vor der Menſchwerdung hatte. Daher kann man reden von einer dreifachen Geburt des Logos, der erſten in der Ewigkeit aus Gott, der zweiten in der Zeit aus Maria, der dritten in der Auferſtehung. — Dieſer Gedanke einer Kenoſis iſt jedoch in der Theologie des Mittelalters nicht weiter verfolgt.

Der Proteſtantismus nahm das chriſtologiſche Dogma in derjenigen Faſſung auf, welche es in der alten Kirche erhalten hatte, doch zeigte ſich bald, äußerlich veranlaßt durch den Abendmahlsſtreit, eine bedeutſame Differenz zwiſchen der reformirten und der lutheriſchen Auffaſſung. Jene hält feſt an dem formalen Grundſatz, finitum non est capax infiniti, und lehnt deshalb die Annahme ab, als ſei der ewige, göttliche Logos ſeiner ganzen Subſiſtenzweiſe nach durch die Incarnation in die Menſchheit eingegangen, ſondern der Logos behält als ἄσαρκος ſein abſolutes Sein in göttlicher Macht und Herrlichkeit im Himmel, während er als ἔνσαρκος ſich oder ſeine Gottheit ſo weit der menſchlichen Natur mittheilt, als dieſe zu ihrer Aufnahme fähig iſt. Eine gewiſſe Vereinigung der Gottheit mit der angenommenen menſchlichen Natur beſteht deshalb allerdings vom Moment der Empfängniß an, aber wie die Menſchheit erſt infolge eines allmählichen Fortſchrittes der Gaben mächtig wird, welche der Heilige Geiſt ihr mittheilt, ſo iſt auch jene Vereinigung eine allmählich zunehmende und führt ſelbſt im Stande der Erhöhung nicht zur Aufhebung der ſpecifiſch endlichen Eigenſchaften der räumlichen Beſchränktheit u. dergl. Wegen dieſer Unterſcheidung der Seinsweiſe des Logos in göttlicher Herrlichkeit und ſeiner allmählichen Einwohnung in den Menſchen Jeſus wird die reformirte Lehre gar nicht getroffen von der Alternative, ob Kenoſis oder Krypſis. Keine Kenoſis, denn die himmliſche Seinsweiſe des Logos iſt ewig unveränderlich dieſelbe. Keine Krypſis, denn im Menſchen Jeſus kommt der Logos ſtets ſo weit zur Erſcheinung, als er ſich ihm mitgetheilt hat.

Luther dagegen und die unter ſeinem Einfluſſe ſtehende Lutheriſche Lehre iſt beherrſcht von dem Grundgedanken, daß die Erlöſung der Menſchen durch Jeſus nur dann geſichert iſt, wenn in der Perſon Jeſu Menſchheit und Gottheit zu voller gegenſeitiger Gemeinſchaft vereinigt waren. Deshalb wird die communicatio idiomatum, die Mittheilung der Eigenſchaften einer Natur an die andere, welche die alte Kirche bereits gelehrt hatte, als ſich vollziehend durch das einigende Band der Perſon, als eine directe, unmittelbare behauptet. Wenigſtens die Eigenſchaften der göttlichen Natur gehen direct und unvermittelt auch an die menſchliche Natur über, wenn auch die Theilnahme der göttlichen Natur an den Eigenſchaften und Widerfahrniſſen der menſchlichen nur durch die Perſon vermittelt gedacht wird. Ohne Schwierigkeit wird dieſe Erhebung der menſchlichen Natur zur Theilnahme an den Eigenſchaften der göttlichen Natur von dem Stande der Erhöhung behauptet. Wie aber die ganze Lutheriſche Chriſtologie von hier aus conſtruirt wird, ſo gilt jene Theilnahme für alle Stadien des gottmenſchlichen Lebens. Deshalb pflegt die Lutheriſche Chriſtologie den Act der unitio personalis mindeſtens begrifflich, bisweilen auch zeitlich, von dem Acte der conceptio zu unterſcheiden. Durch jene kommt die Perſon des Gottmenſchen zu Stande, deren Eigenthümlichkeit beſteht in der unio personalis, einer ſo engen Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur, daß die Menſchheit theil hat an der göttlichen Macht und Majeſtät. Das Subject der conceptio iſt nicht die zweite Perſon der Trinität, der λόγος ἄσαρκος, ſondern bereits der Gottmenſch, der λόγος ἔνσαρκος. Damit erhält das Problem, wie die Erniedrigung, welche unzweifelhaft dem Eingehen in die Zuſtände des irdiſchen Lebens mit ſeinen endlichen Bedürfniſſen und Leiden zu Grunde liegt, genauer zu denken iſt, eine etwas andere Wendung. Bisher handelte es ſich darum, ob die zweite Perſon der Gottheit, der Logos ἄσαρκος, die Verbindung mit einer wahrhaft menſchlichen Natur zu der einheitlichen Perſon des Gottmenſchen auf dem Wege der Kenoſis oder der Krypſis vollzogen hat. Jetzt ging die Frage dahin,

5) De trinitate l. X.

Digitized by Google

ob der Gottmenſch bei dem Eintritte in das Fleiſch auch nach ſeiner menſchlichen Natur die göttliche Macht und Herrlichkeit, welche derſelben infolge ihrer engen Vereinigung mit der Gottheit zukommt, beibehält oder nicht, alſo ſie ablegt oder nur verbirgt.

Luther ſelbſt redet von einer doppelten Seinsweiſe der menſchlichen Natur, von einer natürlichen und einer übernatürlichen, einer ſichtbaren und einer unſichtbaren, welche nebeneinander hergehen und ineinander übergreifen. Nach der natürlichen Seinsweiſe exiſtirt ſie in räumlich-natürlicher Beſchränktheit, nach der übernatürlichen hat ſie infolge der perſönlichen Einheit mit der göttlichen Natur theil an ſämmtlichen Eigenſchaften der Gottheit, auch an der Allgegenwart und Allmacht. — Die reale Mittheilung der göttlichen Majeſtät an die menſchliche Natur wird auch von den Späteren entſchieden feſtgehalten, aber die verſchiedenen Seinsweiſen der menſchlichen Natur treten mehr auseinander, indem ſie in Beziehung geſetzt werden zu den beiden Ständen. Nach Brenz hat die menſchliche Natur im Stande der Erniedrigung der göttlichen Macht und Majeſtät niemals entbehrt (nunquam ea caruit), aber ſie hat dieſelbe verhüllt (occultavit) und durch die Knechtsgeſtalt verdeckt (texit et obduxit majestatem forma servi). Die Erhöhung fügt keine Vermehrung des Beſitzes hinzu, ſondern führt nur zur vollen Offenbarung der im Moment der Menſchwerdung vollſtändig mitgetheilten göttlichen Macht und Herrlichkeit. Auch im Stande der Erniedrigung hat Chriſtus, wenn auch verhüllt, die Welt allmächtig regiert und allgegenwärtig erfüllt, aber gleichzeitig nach ſeiner Niedrigkeit alle endliche Beſchränktheit und Leiden nicht blos zur Schau geſtellt, ſondern auch wirklich erfahren. — Dieſer letzte Punkt erſcheint jedoch mehr behauptet als erwieſen, und um die wahre Menſchheit nicht preiszugeben, faßt Martin Chemnitz das Verhältniß beider Naturen etwas anders. Allerdings begründet die unio personalis eine gegenſeitige Durchdringung beider Naturen, ſodaß die menſchliche Natur außer der göttlichen und die göttliche außer der angenommenen menſchlichen nicht einmal gedacht werden kann. Aber im Stande der Erniedrigung iſt die Gottheit nicht immer wirkſam in der menſchlichen Natur, ſondern hat ihre Wirkſamkeit zurückgezogen, um der natürlichen Entwickelung der Menſchheit Raum zu ſchenken. Die Erhöhung bedeutet einen wirklichen Fortſchritt, nämlich den Eintritt in den völligen, ſchrankenloſen Gebrauch der göttlichen Macht und Majeſtät. — In Brenz und Chemnitz tritt uns alſo auf dem gemeinſamen Boden der Lutheriſchen Chriſtologie der Gegenſatz der Kenotiker und Kryptiker entgegen, wenn auch noch nicht ſcharf und klar ausgeprägt. Beide behaupten die κτῆσις, d. h. daß die menſchliche Natur des Gottmenſchen infolge der unio personalis vom Anbeginn der Menſchwerdung an im vollen Beſitze der göttlichen Macht und Herrlichkeit iſt. Aber betreffs der χρῆσις, d. h. der Frage nach dem Gebrauche der göttlichen Eigenſchaften während des Standes der Erniedrigung, behauptet Brenz eine bloße Verhüllung der thatſächlich ununterbrochenen Ausübung göttlicher Macht und Herrlichkeit, Chemnitz dagegen einen wirklichen Verzicht auf die Ausübung der mitgetheilten Gottesfülle. — Die Concordienformel ſtellt vor allem ſicher, daß die Einigung der göttlichen und der menſchlichen Natur zur Einheit der gottmenſchlichen Perſon die reale Mittheilung der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit an die menſchliche Natur zur Folge hat. Verdammt wird daher nicht blos die Kenoſis im Sinne der alten Kirche, — eine Entäußerung des Logos bei und zum Zweck ſeiner Menſchwerdung — quod Christo secundum divinam suam naturam in resurrectione et ascensione ad coelos iterum restituta fuerit omnis potestas in coelo et in terra, perinde quasi, dum in statu humiliationis erat, eam potestatem, etiam secundum divinitatem, deposuisset et exuisset, — ſondern vor allem auch die Meinung, daß die menſchliche Natur nicht in den vollen Beſitz der göttlichen Eigenſchaften gelangt ſei — quod secundum humanitatem, omnipotentiae aliarumque proprietatum divinae naturae prorsus non sit capax. Die Frage dagegen, ob Jeſus auf den fortwährenden Gebrauch dieſer göttlichen Eigenſchaften während des irdiſchen Lebens verzichtet, oder ihn nur verhüllt habe, wird bald in dem einen, bald in dem andern Sinne, alſo genau genommen gar nicht entſchieden. Wir leſen (F. C. ed. Hase p. 767): Illius hypostaticae unionis et communicationis virtute omnia miracula sua edidit, et divinam suam majestatem pro liberrima voluntate, quando et quomodo ipsi visum fuit (non tantum post resurrectionem suam, et ascensum ad coelos, verum etiam in statu exinanitionis) manifestavit. Ex hac unione et naturarum communione humana natura habet illam exaltationem, post resurrectionem a mortuis, super omnes creaturas in coelo et in terra, quae revera nihil aliud est, quam quod Christus formam servi prorsus deposuit; humanam vero naturam non deposuit, sed in omnem aeternitatem retinet, et ad plenam possessionem et divinae majestatis usurpationem secundum assumtam humanam naturam evectus est. Eam vero majestatem statim in sua conceptione, etiam in utero matris habuit; sed ut Apostolus (Phil. 2, 8) loquitur, seipsum exinanivit, eamque, ut D. Lutherus docet, in statu suae humiliationis secreto habuit, neque eam semper sed quoties ipsi visum fuit usurpavit. Dagegen leſen wir p. 779: Haec autem humanae naturae majestas in statu humiliationis majore ex parte occultata et quasi dissimulata fuit.

Auf dieſem Boden bewegt ſich die erbitterte chriſtologiſche Fehde, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts zwiſchen Gießen und Tübingen geführt wurde.

Ueber den äußern Verlauf dieſes Streites[6]) ſei nur das Nothwendigſte bemerkt. Veranlaßt wurde derſelbe dadurch, daß Balthaſar Mentzer (1605—1625 Profeſſor

6) Vgl. die Darſtellung bei Walch, Hiſtoriſche und theologiſche Einleitung in die Religions-Streitigkeiten der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche von der Reformation bis auf jetzige Zeiten, IV. Thl. (Jena 1739). Hier findet ſich auch ſämmtliche auf den Streit bezügliche Literatur angegeben.

Digitized by Google

in Gießen) aus Anlaß eines mit Matth. Martini in Bremen geführten Streites über die Perſon Chriſti im J. 1616 in einer Disputation behauptete, die Allgegenwart Chriſti ſei als eine actio, eine Handlung aufzufaſſen, ſie ſei alſo nicht eine adessentia simplex, ſondern eine praesentia operativa. Das erregte den Widerſpruch ſeiner Collegen Winkelmann und Giſſenius; doch einigte man ſich auf einem Geſpräche zu Darmſtadt 1617 dahin, daß Weſen und Wirkung voneinander nicht getrennt werden können. Unterdeß hatte ſich Mentzer am 17. Nov. 1616 und als keine Antwort eintraf, nochmals am 10. Sept. 1618 brieflich an Matthias Haſenreffer, Kanzler in Tübingen, gewandt und ihn um ſein Urtheil gebeten. Haſenreffer theilte dies Schreiben der theologiſchen Facultät zu Tübingen und dem Conſiſtorium zu Stuttgart mit, und unterm 1. Sept. 1619 ſandte die Facultät ein von Haſenreffer und Lukas Oſiander unterzeichnetes Antwortſchreiben an Mentzer. In demſelben ſind vier Punkte hervorgehoben, betreffs deren ſeine Lehre anſtößig ſei: 1) daß die unio personalis nur als entfernter Grund der Allgegenwart Chriſti nach ſeiner menſchlichen Natur betrachtet werde, 2) daß vielmehr als nächſter und hinlänglicher Grund dieſer Allgegenwart die Verheißung Chriſti erſcheine, 3) daß ſie nicht vom Stande der Erniedrigung, ſondern nur vom Stande der Erhöhung ausgeſagt und 4) daß ſie nicht als eſſentielle, ſondern nur als operative aufgefaßt werde. Mentzer antwortete darauf den 8. Oct. 1619 und ſuchte betreffs aller vier Punkte ſeine Anſicht zu vertheidigen. Bald darauf jedoch den 22. Oct. 1619 ſtarb Haſenreffer. Deshalb ſchrieb Mentzer an Theodor Thummius, und erhielt von dieſem im März 1620 eine weitläufige Antwort, worin jene vier Punkte wiederum als irrig abgewieſen wurden. Gegen dieſen Vorwurf ſuchte ſich Mentzer in einem neuen Schreiben an Thummius vom 11. April 1620 zu vertheidigen.

Ueber den Anlaß, welcher aus einem privaten Briefwechſel einen erbitterten öffentlichen Kampf hervorgehen ließ, lauten die Angaben der beiden Parteien verſchieden. Thatſache iſt, daß Lukas Oſiander im December 1619 eine öffentliche Disputation hielt „De omnipraesentia Christi hominis", in welcher jene vier Punkte bekämpft wurden, wenn auch ohne Mentzer's Namen zu nennen. Dadurch, ſagen die Gießener, habe er zuerſt den Streit an die Oeffentlichkeit gebracht. Die Tübinger dagegen behaupten, ſchon vorher habe Mentzer in Briefen an andere und in ſeinen Vorleſungen den Tübingern irrige Lehren betreffs der Chriſtologie vorgeworfen, und Juſtus Feuerborn habe in dem erſten „Fasciculus dissertationum theolog." (1619) die Lehrweiſe ſeines Schwiegervaters Mentzer öffentlich vertheidigt. Von beiden Seiten wurden jetzt Streitſchriften in die Welt geſandt. Wir nennen als die abſchließenden, welche zugleich einen Rückblick auf den ganzen Streit geben: Mentzer, Necessaria et justa defensio contra injustas criminationes Osiandri, Nicolai, Thummii (1624); Thummius, Acta Mentzeriana (1625). Als der Streit ſich immer mehr in die Länge zog und durch die liebloſe, harte Art, wie um ſcholaſtiſche Diſtinctionen geſtritten wurde, viel Aergerniß erregte, ſuchte der dresdener Hofprediger Matthias Hoe von Hoenegg demſelben ein Ende zu machen. So löblich das Ziel dieſer Bemühungen war, ſo wenig löblich waren die vorgeſchlagenen Mittel. Er gab am 17. Aug. 1621 dem Landgrafen Ludwig von Heſſen den Rath, die Obrigkeit ſolle beiden Parteien das Streiten unterſagen und ihnen aufgeben, eine ſchriftliche Darlegung ihrer Meinungen an die ſächſiſchen Theologen einzuſenden, damit dieſe den Streit endgültig entſcheiden möchten. Dieſer Vorſchlag ſcheiterte allerdings zunächſt an dem Widerſtande der übrigen ſächſiſchen Theologen, welche auf einem Theologenconvent zu Jena am 5. Sept. 1621 unter Joh. Gerhard's Einfluß erklärten, ſich in dieſen Streit nicht miſchen zu wollen. Als jedoch Verhandlungen von Abgeordneten beider intereſſirten Fürſten im September 1621 in Stuttgart ohne Erfolg blieben, forderte der Kurfürſt Johann Georg beide Fürſten auf, ihren Theologen das weitere Schreiben und Diſputiren zu verbieten. Außerdem berief er 1623 einen Theologenconvent nach Dresden, nach deſſen Anhörung Hoe von Hoenegg die „Solida verboque Dei et libro concordiae congrua decisio" (Leipzig 1624, deutſch und lateiniſch) verfaßte. Die Gießener waren damit zufrieden, die Tübinger ſetzten ihr eine von Thummius verfaßte „Amica admonitio" entgegen (1624), worauf Hoe mit einer „Necessaria et inevitabilis apologia" (1625) antwortete. Allgemeine Ermüdung der ſtreitenden Parteien und die wichtigen politiſchen Ereigniſſe jener Jahre ließen die Fehde unausgetragen einſchlafen. Auch die Erneuerung oder Fortſetzung des Streites gegen Ende des 17. Jahrhunderts erregte weder allgemeines noch tiefgehendes Intereſſe.

Fragen wir nach dem Inhalte des Streites, ſo müſſen wir uns zunächſt an die weitgehende Uebereinſtimmung beider Parteien erinnern. Beide behaupten, daß die unio personalis, welche infolge der unitio personalis eintrat, eine reale gegenſeitige Durchdringung beider Naturen begründet. Infolge derſelben hat die menſchliche Natur von dem Momente der Entſtehung des Gottmenſchen an den wirklichen und unbeſchränkten Beſitz der göttlichen Macht und Herrlichkeit, vor allem der göttlichen Allmacht, Allgegenwart und Allweisheit. Da nun ferner feſtſteht, daß Chriſtus während des irdiſchen Lebens dieſe göttlichen Eigenſchaften nicht immer zur Schau getragen hat, ſo erhebt ſich die Frage, ob während des irdiſchen Lebens die menſchliche Natur des Gottmenſchen — die göttliche Natur bleibt ohne Frage völlig unverändert — die göttlichen Eigenſchaften, welche ſie beſitzt, nicht ausübt, oder ob ſie nur deren Ausübung verhüllt. Nur dieſe Frage wird von den ſtreitenden Parteien verſchieden beantwortet, die Gießener behaupten einen wirklichen Verzicht auf den Gebrauch, die Tübinger eine bloße Verhüllung des Gebrauchs der göttlichen Eigenſchaften, welche der Menſchheit in Chriſto kraft der unio personalis zukommen. Ganz richtig wird der Streitpunkt von den Tübingern dahin formulirt: An homo Christus in Deum assumptus in statu exinanitionis, tanquam rex praesens cuncta, licet latenter, gubernavit? Bei den

Digitized by Google

weiteren Verhandlungen treten alsdann häufig vier Fragen als relativ ſelbſtändige heraus: 1) ob der Gebrauch der göttlichen Eigenſchaften, beſonders der omnipraesentia ſeinen Grund habe in der unio personalis, oder in einem beſondern Willensacte des Gottmenſchen; 2) ob die omnipraesentia als adessentia essentialis oder als praesentia operativa zu faſſen ſei; 3) ob Chriſtus ſchon im Stande der Erniedrigung die Welt regiert habe oder nicht; 4) wie der Begriff der exinanitio zu faſſen ſei?

Die Gießener behaupten, der Gottmenſch habe für den Stand der Erniedrigung während ſeines irdiſchen Lebens nach ſeiner Menſchheit wirklich verzichtet auf die Bethätigung der ihr in der unio personalis mitgetheilten göttlichen Herrlichkeit. Die Allmacht beſaß er allerdings, aber er herrſchte nicht wirklich über alle Creaturen, ſondern zog dieſe Herrlichkeitserweiſung zurück, um für uns leiden und ſterben zu können. Ebenſo wenig war ſeine Menſchheit allen Creaturen gegenwärtig. Auch der Weisheit und Allwiſſenheit, welche Chriſtus beſaß, hat er nach ſeiner Menſchheit ſich nicht immer bedient, die Erhöhung beſteht deshalb darin, daß die Menſchheit Chriſti in den Vollgebrauch dieſer göttlichen Eigenſchaften eintritt. Die Tübinger weiſen die Unterſcheidung vom Beſitz und Gebrauch als unhaltbar ab; ein Beſitz göttlicher Eigenſchaften ohne Gebrauch derſelben iſt undenkbar. Deshalb beruht die Allgegenwart nicht auf einem beſondern Willensacte in Ausführung des Verheißungswortes, ſondern auf der unio personalis, deshalb iſt ſie zu denken als adessentia essentialis, und nicht als praesentia operativa, deshalb hat Chriſtus auch im Stande der Erniedrigung nach ſeiner Menſchheit allgegenwärtig die Welt erfüllt, allweiſe und allwiſſend ſie regiert. Die Erniedrigung beſteht in einer bloßen Verhüllung, die Erhöhung in einer bloßen Enthüllung der göttlichen Herrlichkeit.

Inſoweit iſt der Gegenſatz beider Auffaſſungen rein und klar. Von geringem Gewicht, weil ganz gewöhnlich, iſt auch, daß jede Partei die Schwäche der gegneriſchen Anſchauung klar durchſchaut. Mit nicht geringem Scharfſinne weiſen die Tübinger den Gießenern nach, daß ſie die Einheit der Perſon preisgeben, denn es ſind nothwendig zwei Perſonen, wenn Chriſtus als Menſch an einen beſtimmten Ort auf der Erde gebunden war, als Gott Himmel und Erde allgegenwärtig erfüllte, wenn er als Menſch die Stunde des Gerichts nicht wußte, als Gott vollkommene Weisheit und Allwiſſenheit beſaß, wenn er als Menſch litt und ſtarb, als Gott allmächtig die Welt regierte. Mit nicht geringerem Scharfſinne rücken die Gießener den Tübingern vor, daß ſie die wahre Menſchheit darangeben, — denn unmöglich iſt der ein wahrer Menſch, der alle Eigenſchaften der göttlichen Natur nicht blos beſitzt, ſondern auch ausübt, unmöglich kann von menſchlicher Entwickelung und von wirklichem Leiden und Sterben die Rede ſein an einem Chriſtus, der auch als Menſch allgegenwärtig Himmel und Erde erfüllt, allwiſſend alles durchſchaut und allmächtig das Weltall regiert. Von größerer Bedeutung iſt ſchon, daß keine der beiden Parteien im Stande iſt, ihre Anſicht wirklich conſequent durchzuführen. Die Gießener müſſen zugeben, daß der Verzicht auf den Gebrauch göttlicher Macht nur ein theilweiſer war, daß Chriſtus im Stande der Erniedrigung mindeſtens in den zahlreichen Wunderhandlungen auch ſeine menſchliche Natur Werke göttlicher Macht und Herrlichkeit hat verrichten laſſen. Und wiederum die Tübinger reichen wenigſtens für die Handlungen des hohenprieſterlichen Amtes mit der bloßen Verhüllung der göttlichen Herrlichkeit nicht aus; ſoll das Leiden und der Tod nicht bloßer Schein ſein, ſondern Wirklichkeit, wie der Zweck der Erlöſung es fordert, ſo muß Chriſtus die Eigenſchaften der leidensloſen Gottheit wirklich abgelegt haben. Daneben wird freilich für das königliche Amt jede wirkliche Beſchränkung entſchieden abgelehnt, alſo behauptet, Chriſtus habe auch während ſeines Todes allmächtig die Welt regiert. Außerdem erſcheint als das subjectum quo dieſer theilweiſen Erniedrigung nicht die menſchliche Natur, ſondern der ganze Chriſtus nach beiden Naturen.

Auch die ſächſiſche „Decisio“ gibt eine befriedigende Löſung der vorliegenden Frage nicht. Sie ſtellt ſich im weſentlichen auf die Seite der Gießener, ſpricht der Menſchheit Chriſti die actuelle Weltregierung ab, betont aber ſtärker das vorübergehende Hervorleuchten der göttlichen Majeſtät. In eine nähere Unterſuchung tritt ſie nicht ein, ſondern ſucht durch ſchwankende Beſtimmungen beide Seiten zu befriedigen: Non statuimus, quod toto humiliationis tempore Christus, ut homo, nullatenus et ne quidem particulariter et interdum regiam suam majestatem exseruerit; sed constanter affirmamus, quod eam liberrime usurpavit, quando, quomodo et ubi voluerit, ut cum vento et mari imperavit; sed hoc negamus, Christum ut hominem statim ab incarnatione semper, plene et universaliter exseruisse suam divinam majestatem omnipotentiae et omnipraesentiae, quia exinanitionis ratio non patitur, et Christus non potuisset capi, crucifigi et mori, si omnipotentiam suam et omnipraesentiam plene et universaliter usurpare voluisset.

Was aber lehrt dieſer Streit? Unzweifelhaft ſo viel, daß die Lutheriſche Chriſtologie unhaltbar iſt, d. h. für ein wahrhaft menſchliches Leben Chriſti keinen Raum läßt. Um die altkirchliche Forderung: wahre Gottheit und wahre Menſchheit in Einer Perſon, zu erfüllen, behauptet ſie eine unio personalis, welche wenigſtens die Eigenſchaften der göttlichen Natur realiter auf die menſchliche Natur übergehen läßt. Macht man damit Ernſt, ſo kommt man auf die Behauptung der Tübinger, — aber wo bleibt dann die wahre Menſchheit? Läßt man mit den Gießenern etwas davon ab, — wo bleibt dann die Einheit der Perſon? Die Unmöglichkeit, von den Vorausſetzungen der Lutheriſchen Chriſtologie aus der einen oder der andern Schwierigkeit zu entgehen, hat die modernen Lutheraner unſers Jahrhunderts zu neuen Theorien der Kenoſis geführt. Sie fühlen das Bedürfniß, Raum zu gewinnen für eine wahrhaft menſchliche Entwickelung und Wirkſamkeit Jeſu, wollen aber das altkirchliche Schema: wahre Gottheit und wahre Menſchheit in Einer Perſon, — ja, ſogar die Lutheriſche Formel der communicatio idioma-

Digitized by Google

tum nicht aufgeben. Sie wollen Luther's Gedanken nur weiter ausbilden, indem ſie zu dem genus auchematicum noch das genus ταπεινωτικόν hinzufügen, d. h. nicht blos die menſchliche Natur theilnehmen laſſen an den Eigenſchaften der göttlichen Natur, ſondern auch die göttliche an denen der menſchlichen. Sie wollen die Kenoſis tiefer faſſen, indem ſie nicht blos die menſchliche Natur ſich der mitgetheilten göttlichen Eigenſchaften entäußern, ſondern den Logos mehr oder weniger ſeine ewige, göttliche Herrlichkeit ablegen laſſen, um mit der Menſchheit zur Einheit einer Perſon zuſammentreten zu können. Sie wollen wieder anknüpfen an die Schrift, welche auch von einer Entäußerung des Logos weiß. Dabei aber begegnet es ihnen, daß ſie einerſeits unter dem Fluche der Concordienformel ſtehen, welche ausdrücklich lehrt (p. 778 fg.): quod quam tota divinitatis plenitudo in Christo habitet, non quemadmodum in sanctis hominibus et angelis, sed corporaliter ut in proprio suo corpore, etiam omni sua majestate, virtute, gloria, operatione, in assumpta humana natura liberrime (quando et quomodo Christo visum fuerit) luceat, et in ea, cum ea et per eam divinam suam virtutem majestatem et efficaciam exerceat, operetur et perficiat; daß ſie andererſeits auch der Schrift nicht gerecht werden, indem ſie das kirchliche Schema: wahre Menſchheit und wahre Gottheit in Einer Perſon — beibehalten, obgleich die Schrift davon nichts weiß; und daß ſie ſchließlich durch die Conſequenz des Gedankens zu Theorien fortgetrieben werden, welche Schritt für Schritt die wahre Gottheit preisgeben und nur die reine Menſchheit übrig behalten. Dieſe modernen Kenotiker betrachten alſo als Subject der Kenoſis nicht mit der altlutheriſchen Lehre als subjectum quod den Gottmenſchen, als subjectum quo die menſchliche Natur, ſondern den göttlichen Logos, und faſſen ſie als wirklichen Verzicht nicht blos auf den Gebrauch, ſondern auf den Beſitz der göttlichen Eigenſchaften.

Zunächſt erklärt Dorner am Schluſſe ſeines großen hiſtoriſchen Werkes: Nachdem die Hochflut immer neuer chriſtologiſcher Verſuche ſich verlaufen hat, zeigen ſich die Anfänge einer kirchlichen Gemeinlehre. Ihr ſteht, wenn auch auf Grund verſchiedener Theorien im Einzelnen, die göttliche Seite in der Perſon Chriſti feſt. Noch größere Einſtimmigkeit herrſcht darüber, daß Chriſtus wahre Menſchheit zukommt und daß die Menſchheit auch eigene Perſönlichkeit beſitzt. Chriſtus erſcheint als Haupt und Repräſentant der Menſchheit, ſodaß er zur Vollendung der Menſchheit erſchienen ſein würde auch ohne den Fall Adam's. In Betreff der Einheit Gottes und des Menſchen in der irdiſchen Gottmenſchheit Chriſti iſt nicht blos die Wahrheit des Werdens grundſätzlich allgemein anerkannt, ſondern auch darüber herrſcht Einſtimmung, „daß es, um die Einheit gottmenſchlichen Lebens auch für Chriſti irdiſche Zeit zu behaupten, auf eine vollſtändigere Durchführung der κένωσις ankomme. Da nämlich ein noch werdender Menſch, wie alle zugeben, mit dem Logos als abſolut ſelbſtbewußtem und actualem eine perſönliche Einheit nicht bilden kann, zumal ſolange der Menſch noch nicht einmal ſelbſtbewußt geworden iſt, und da die Wahrheit des Werdens nicht geſtattet, auf dem alten Wege eine Einheit durch abſolute Erhöhung der menſchlichen Natur von Anfang an zu ſtatuiren, ſo bleibt nichts übrig als die Annahme, daß irgendwie der Logos ſich beſchränkt habe für ſein Sein und Wirken in dieſem Menſchen, ſolange derſelbe werdend iſt. Das Göttliche, welches oder ſofern es bei der Wahrheit menſchlichen Werdens, zumal bei dem embryoniſchen Anfange noch nicht Raum hätte in menſchlicher Aneignung, iſt alſo auch noch nicht Menſch geworden von Anfang, ſondern es bildet für das anfängliche Reſultat jedenfalls noch keinen conſtituirenden Factor. Der Logos beſchränkt ſich in ſeiner Selbſtmittheilung noch, bis die menſchliche Empfänglichkeit immer vollſtändiger hervorgebildet iſt, ſo zwar, daß jede Stufe doch gottmenſchlich und nie ein Menſchliches in Chriſto ſei, das nicht vom Logos angeeignet wäre und demſelben ſoweit ſich angeeignet hätte, als es die gottmenſchliche Vollkommenheit jeder Stufe fordert und zuläßt.“ Dieſe Beſchränkung des Logos will aber Dorner nicht gedacht wiſſen als Selbſtherabſetzung, ſondern nur als eine anfängliche Beſchränkung und allmähliche Zunahme der Selbſtmittheilung des Logos. „Hiernach iſt dann der Logos unverändert und unverwandelt in ſeinem Sein und in ſeiner Actualität (der innern und der kosmiſchen) geblieben, und auch dieſer Menſch hatte nur inſoweit des Logos Sein und Actualität zu eigen kraft unauflöslicher unio von Anfang, als die Wahrheit menſchlichen Werdens es zuließ.“ Der Wille des Logos iſt zunächſt nur auf Hervorbringung einer gottmenſchlichen Natur gerichtet, erſt dann auf die einer gottmenſchlichen Perſon.

Thomaſius geht einen Schritt weiter, indem er auf Grund ſeiner Unterſcheidung der immanenten und der relativen göttlichen Eigenſchaften eine Entäußerung der göttlichen Seins- und Wirkungsweiſe, nicht aber des göttlichen Weſens behauptet. Die Menſchwerdung des Logos iſt auf der einen Seite Annahme der menſchlichen Natur, welche den ganzen creatürlichen Weſensbeſtand des Menſchen mit uns gemein hat, aber frei von der erblichen Sündhaftigkeit, auf der andern Seite Selbſtbeſchränkung des Göttlichen. Bleibt der ewige Sohn Gottes in der angenommenen menſchlichen Natur in ſeiner überweltlichen Weltſtellung, ſo bleibt das gegenſeitige Verhältniß beider mit einer gewiſſen Duplicität behaftet. Es iſt dann immer eine zweifache Sinnesweiſe, ein doppeltes Leben, ein doppeltes Bewußtſein; es kommt zu keiner lebendigen und vollſtändigen Durchdringung beider Seiten, zu keinem eigentlichen Menſchſein Gottes. Hätte aber der Sohn Gottes der menſchlichen Natur ſofort die Fülle ſeiner Gottesherrlichkeit mitgetheilt und ſie in ſeiner göttlichen Seins- und Wirkungsweiſe verklärt, ſo wäre ſie damit der ihr anhaftenden irdiſchen Beſchränktheit entkleidet und eine ſtufenweiſe natürlich-menſchliche Lebensentwickelung und ein natürlich-menſchliches Leiden unmöglich gemacht. Die Menſchwerdung beſtand vielmehr darin, daß Gott ſelbſt zur wirklichen Theilnahme an der menſchlichen Seinsweiſe ſich beſtimmte, „daß Er, der ewige Sohn Gottes, die zweite Perſon der Gottheit, in die Form der menſchlichen Umſchränktheit, und damit in die Schranke einer

Digitized by Google

zeiträumlichen Exiſtenz, unter die Bedingungen einer menſchlichen Entwickelung, in die Grenzen eines geſchichtlichen Daſeins ſich dahingegeben habe, um im vollſten Sinne des Wortes das Leben unſers Geſchlechtes in unſerer Natur mitdurchzuleben, ohne deshalb aufzuhören, Gott zu ſein". Es iſt eine „Entäußerung zwar nicht deſſen, was der Gottheit weſentlich iſt, um Gott zu ſein, wohl aber Entäußerung der göttlichen Seinsweiſe an die menſchlich-creatürliche Exiſtenzform, und eo ipso Verzichtleiſtung auf die göttliche Herrlichkeit, die er von Anfang an beim Vater gehabt, und der Welt gegenüber, ſie beherrſchend und durchwaltend, bethätigt hat". — Die hier gemachte Unterſcheidung des göttlichen Weſens und der göttlichen Seinsweiſe ruht auf der Unterſcheidung der immanenten und relativen Eigenſchaften, welche Thomaſius in ſeiner Lehre von Gott entwickelt. Die immanenten Eigenſchaften der abſoluten Freiheit und Heiligkeit, Wahrheit und Liebe conſtituiren das göttliche Weſen; ſie kann Gott nicht aufgeben, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Die relativen Eigenſchaften der Allmacht, Allgegenwart, Allwiſſenheit u. a. bringen nur ſeine Wirkſamkeit an und in der Welt zum Ausdruck; ihrer kann ſich Gott entäußern, ohne ſein Weſen irgendwie zu mindern. Der Sohn Gottes alſo blieb weſentlich Eins mit dem Vater, das abſolute Leben, die abſolute Wahrheit, Heiligkeit und Liebe, daſſelbe Ich, welches im Anfange war und bei Gott war und Gott war; zugleich aber wurde er ein menſchliches Ich, menſchlich beſtimmt in ſeinem Bewußtſein und Leben, Ich einer vollſtändigen, geiſt-leiblichen Natur, welche der unſerigen ganz homogen, aus dem innerſten Mark und Stamm unſers Geſchlechtes entſproſſen iſt. Dieſe Selbſtbeſchränkung widerſpricht dem Weſen des Abſoluten nicht, „vielmehr liegt es gerade im Begriffe des Abſoluten, ganz und vollkommen ſeiner ſelber mächtig, als durch anderes ſchlechthin unbedingt, zugleich ſchlechthin durch ſich ſelbſt beſtimmt zu ſein".

Noch weiter geht Geß.[7]) „Der Jeſus, welcher als ein wirklicher Menſch auf Erden gelebt hat, gelitten hat und geſtorben iſt, iſt dieſelbe Perſönlichkeit, welche als der Logos Gottes zuvor beim Vater war und Gott war und durch welche alle Dinge gemacht ſind; das iſt das wunderbare Problem, welches ſeit 1800 Jahren den Geiſt der Gläubigen bewegt." Dies Problem läßt ſich nicht löſen von dem Boden der kirchlichen Vorausſetzung aus, „daß der Logos, auch nachdem er Fleiſch und Blut angenommen, ſchlechthin geblieben ſei, der er zuvor war." Unmöglich iſt auch der Ausweg, die perſönliche Einigung des Logos und der Menſchheit in Chriſto zu denken als allmähliche Ineinsbildung des Logos und Jeſu, ſodaß Jeſus zunächſt nur ein vom Heiligen Geiſte erzeugter Menſch geweſen wäre, in welchem allerdings von Anfang an, aber zunächſt als in einem andern, beſondern Lebenscentrum der Logos ſich eingewohnt hatte, und erſt durch die ſündloſe Selbſtheiligung Jeſu in allmählicher Einwohnung zum Ich Jeſu werden konnte. Wir müſſen alſo mit der Schrift die perſönliche Einheit des Logos und der menſchlichen Natur erklären, „theils durch Erniedrigung, Selbſtentäußerung des Sohnes, theils durch Ausgang deſſelben von dem Vater". Dieſe Selbſtentäußerung aber muß tiefer gefaßt werden, als Thomaſius auf Grund ſeiner unhaltbaren Unterſcheidung thut. Im Anfange ſeines Lebens hat der Menſch kein Bewußtſein, alſo hat der Logos „in der Fleiſchwerdung auch ſeines Selbſtbewußtſeins ſich entäußert, um es erſt auf dem allmählichen Entfaltungswege einer Menſchenſeele wieder zu gewinnen". „Der Logos hatte ſich ſeines ewigen Selbſtbewußtſeins nicht entäußert, um es nach kurzer Zeit als ewiges Selbſtbewußtſein wieder zu gewinnen, ſondern um es wieder zu gewinnen als menſchliches. Das menſchliche Selbſtbewußtſein iſt aber ein werdendes. Und nur durch beſtändigen Wechſel hindurch bewahrt es ſeine Identität mit ſich ſelbſt. Und nur in allmählicher Arbeit kann es zum leuchtenden Sammelpunkt einer Erkenntniß und zum leuchtenden Quellpunkt eines Willensactes werden. Und nur in immer neuem Erfaſſen kann die ſelbſtbewußte Seele ihre Erkenntniſſe, nur in immer neuem Wollen ihre Entſchlüſſe bewahren. Dieſe menſchliche Form ſelbſtbewußten Lebens war es, zu welcher der Logos ſich in ſeiner Selbſtentäußerung beſtimmte".

Dieſe drei Vertreter der modernen Kenoſis-Lehre bedurften einer eingehenderen Darſtellung, weil ſie ihre Anſchauungen mit der größten Klarheit entwickelt haben, und weil ſie zugleich zeigen, wohin die Annahme einer Kenoſis führt. Dorner will nur von einer Beſchränkung der Mittheilung der göttlichen Eigenſchaften an die menſchliche Natur reden. Dabei iſt es allerdings möglich, wahre Gottheit und wahre Menſchheit ungeſchmälert feſtzuhalten; wie aber ſteht es mit der Perſon? Derſelben fehlt nicht nur die Einheit, es kommt auch keine innigere Durchdringung der beiden Naturen zu Stande, als das Alte Teſtament ſie kennt mit ſeiner Einwohnung des Heiligen Geiſtes im Menſchen. Thomaſius lehrt einen Verzicht auf das göttliche Sein mit Feſthaltung des göttlichen Weſens. Zunächſt iſt dieſe Unterſcheidung gleich der ſie ſtützenden von relativen und immanenten Eigenſchaften in Gott durchaus unhaltbar. Außerdem hört der Logos auf, wahrer Gott zu ſein, wenn er die ſogenannten relativen Eigenſchaften ablegt, und wiederum iſt Jeſus kein wahrer Menſch, wenn er nur deshalb nicht allmächtig, allwiſſend und allweiſe iſt, weil er es nicht ſein will. Geß macht Ernſt mit der wahren Menſchheit und einer wahrhaft menſchlichen Entwickelung. Dafür aber gibt er die wahre Gottheit ohne jeden Reſt preis, denn was bleibt von ihr übrig, wenn der Logos nicht blos dieſe oder jene göttliche Eigenſchaft, ſondern ſogar das göttliche Selbſtbewußtſein ablegt? — Darin tritt klar zu Tage, was überhaupt die Bedeutung dieſer Verſuche iſt. Sie zeigen unwiderleglich, daß das chriſtologiſche Dogma auf dem Boden der kirchlichen Vorausſetzungen nicht hinauskommen kann über den chalcedonenſiſchen Befehl, die ſchärfſten Gegenſätze unmittelbar mit- und nebeneinander zu denken, daß vielmehr jeder Verſuch, es durch die Mittel

7) Die Lehre von der Perſon Chriſti entwickelt aus dem Selbſtbewußtſein Chriſti und aus dem Zeugniſſe der Apoſtel (Baſel 1856).

Digitized by Google

des Denkens begreiflich zu machen, ſich als unausführbar erweiſt.

In Kürze ſei noch die Lehre einiger anderer moderner Kenotiker erwähnt. Sie haben es meiſt nicht zu klar durchgeführten und allſeitig begründeten Theorien gebracht, ſondern bewegen ſich unter Berufung auf die Schrift in allgemeinen Ausdrücken. Sartorius[8]) ſagt, unter Benutzung der Unterſcheidung der opera ad intra und der opera ad extra, von der Menſchwerdung: „Nicht etwa nur eine doketiſche Verhüllung (*κρύψις*) der göttlichen Herrlichkeit fand darin ſtatt, ſondern eine wirkliche Entäußerung (*κένωσις* Phil. 2, 7), zwar nicht der ewigen Potenz derſelben, was unmöglich, wohl aber ihrer unendlichen Actuoſität in der Endlichkeit.“ Ebenſo unbeſtimmt äußert ſich Joh. Ludwig König[9]): „Die Selbſtentäußerung muß ohne allen Zweifel als eine wahre Entäußerung oder Sich-Leermachung ganz dem Worte Chriſti und ſeines Apoſtels gemäß gefaßt werden; mit dem Eintreten in die Menſchheit und in deren allmähliche Entwickelung, und zwar von ihren erſten Anfängen an, unterwarf ſich der *λόγος* in der Fülle ſeiner unendlichen Liebe dem Geſetze menſchlicher, allmählicher Entwickelung freiwillig, er gab die Herrlichkeit, Klarheit und Majeſtät auf, die er hatte bei dem Vater vor Grundlegung der Welt, er nahm ſtatt der Klarheit und Form des Weltenherrſchers die Form des Dieners, Knechtes, ja Sklaven an, um in dieſer unſcheinbaren Form im tiefſten, treueſten, gewiſſenhafteſten Gehorſam gegen das göttliche Geſetz den unendlichen Gottes- und endlichen Menſchenwillen ganz zu vereinigen“ u. ſ. w. Aehnlich Schöberlein[10]): „Der Sohn Gottes iſt uns ſoweit vollkommen gleich geworden, wahrhaft entäußert ſeiner *δόξα*, ſeiner *μορφὴ θεοῦ* (Phil. 2, 6. 7), wiewol nicht ſeiner *θεότης* (Kol. 2, 9)“ u. ſ. w. Liebner[11]) ſucht die Kenoſis zu begründen durch eine eigenthümliche Conſtruction der Trinität. „Es geht alſo dieſer *κένωσις* der Menſchwerdung und des Menſchgewordenen als ewige Grundlage in jenem Moment des trinitariſchen immanenten Sichunſelbſtändigmachens des Sohnes gegen den Vater, eine ewige *κένωσις*, abſolute Subordination der Liebe voraus.“ „Die *κένωσις* in der Menſchwerdung iſt nur zeitliche, menſchliche (d. i. nun gottmenſchliche) Darſtellung, Fortſetzung jenes nothwendigen Moments des abſoluten Sohnſeins — welches durch die Trinität als die ewig reale abſolute Liebe conſtituirt wird, — ſo wie auch in der fortſchreitend ſich erfüllenden Entwickelung des Gottmenſchen das nothwendige andere Moment zu ſeiner zeitlichen Darſtellung kommt.“ Bei den unbeſtimmten Andeutungen der Schrift bleibt Nitzſch[12]) ſtehen: „Alſo dieſer wahre Chriſtus iſt vermöge einer göttlichen Hingebung des Sohnes Gottes und zugleich vermöge einer Selbſtentäußerung und Selbſterniedrigung in die Welt gekommen.“ „Der Chriſtus, der im Grunde ſeines Daſeins Herr der Herrlichkeit iſt, der Sohn Gottes, der den Vater und den der Vater in der Welt verklären ſoll, hat im Gehorſam des Vaters, in der Liebe zum Vater und zur Vereinigung mit dem Menſchengeſchlechte oder zur Mitverklärung der Menſchheit und Welt ſich der Klarheit, die er an ſich hat, entäußert, indem er in die menſchliche Dienſtbarkeit eingetreten iſt, ja noch mehr, ſich hat unter die Uebelthäter zählen laſſen. Jenes iſt die *κένωσις*, dieſes die *ταπείνωσις*.“ Wenigſtens genannt ſeien auch Ebrard, von Hofmann und Martenſen.

Literatur: J. A. Dorner, Entwickelungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti (Stuttgart 1839 fg.); F. Chr. Baur, Die Lehre von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung Gottes (Tübingen 1841 fg.); G. Thomaſius, Chriſti Perſon und Werk, 2. Auflage (Erlangen 1856 fg.); A. E. Biedermann, Chriſtliche Dogmatik (Zürich 1869). *(Bernhard Pünjer.)*

KENOUS, Kenûs, Wadi-Kenous, das heutige Nubien, das mittlere Stufenland des Nils, lehnt ſich im Norden an Aegypten und erſtreckt ſich von hier in unſichern politiſchen Grenzen durch etwa 14 Breitengrade (10° bis 24° nördl. Br.) mit einer von Süden nach Norden gerichteten Hauptneigung.

Dies Mittelland zerfällt nach ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit in drei natürliche Abtheilungen: in die ſüdliche oder die Stufe von Sennaar; die mittlere oder Dongola; die nördliche oder Nuba.

In politiſcher Beziehung hat Nubien nie eine ſtaatliche Einheit gebildet, ſondern beſtand aus vielen kleinen Reichen unter eigenen Herrſchern, welche, durch die Waffen Mehemed-Ali's unterworfen, zu einem von Aegypten abhängigen ſtaatlichen Verbande vereinigt wurden.

Der Khedive ernennt (gewöhnlich auf vier Jahre) einen Generalgouverneur (Sitz in Chartum), unter welchem die Mudire (Gouverneure) der Provinzen Chartum, Kordufan, Taku und Berber-Dongola ſtehen.

Der nördlichſte Theil dieſes Landes nun, von Aſſuan 50 geogr. Meilen ſüdlich bis Wadi Halfa, oder das Land zwiſchen dem erſten und zweiten Katarakt, bildet die Provinz (Kism) Halfa mit den Unterdiſtricten:

Wadi Kenûs
„ Sebwa
„ Arab
„ Ibrîm.

Wadi Kenûs, das oaſenartig in die Wüſte eingeſenkte Nilthal, erſtreckt ſich von Meſſid (24° 1′ 45″ nördl. Br.) bis Sebwa (22° 52′ 30″ nördl. Br.). Der Fluß, der bis oberhalb Dendur in nordnordöſtlicher, dann bis Aſſuan in faſt rein nördlicher Richtung mit ſtarker Strömung fließt, wird durch das Herantreten der Libyſchen Kette im Weſten und der arabiſchen im Oſten mit hohen Ufern gegürtet, ſodaß nur ein ſehr ſchmaler, ſtellenweiſe kaum 100 Schritt breiter Culturboden auf beiden Seiten übrigbleibt. Der Strom in alter Zeit ſeine Ufer überflutend, wie aus einer von Lepſius an einem Felſen des

8) Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangeliſch-kirchlichen Moraltheologie. 2. Abth. (Stuttgart 1844), S. 21. 9) Die Menſchwerdung Gottes als eine in Chriſto geſchehene und in der chriſtlichen Kirche noch geſchehende (Mainz 1844), S. 296 fg. 10) Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Princip der Liebe (Stuttgart 1848), S. 59. 11) Chriſtologie oder die chriſtologiſche Einheit des dogmatiſchen Syſtems, Abth. 1 (Göttingen 1849), S. 151. 12) Syſtem der chriſtlichen Lehre (6. Aufl., Bonn 1851), S. 259. 261.

Digitized by Google

zweiten Katarakts gefundenen Marke erſichtlich, die eine den heutigen höchſten Waſſerſtand um 7,3 Meter (22½ Fuß) überragende Waſſerhöhe ergibt, kann dies infolge der Eroſionswirkung, obwol kein Kanalſyſtem ſeine Waſſermenge vermindert, heutigentags nicht mehr.

Zahlreiche Sakiehs und Schadûfs, Waſſerſchöpfmaſchinen, deren gedehntes Kreiſchen und Stöhnen fortgeſetzt das Ohr des Reiſenden trifft, müſſen das befruchtende Waſſer dem ſonſt keinen Regen empfangenden Boden zuführen.

Die einfaſſenden Gebirge, aus Granit, Thonſchiefer und Baſalt von glänzend ſchwarzer Farbe, beſtehen meiſtens aus einer Aneinanderreihung von Kegeln, deren Verbindung nicht ſelten der Sand verhüllt; ſie erheben ſich im Oſten meiſt höher als auf der Weſtſeite. Hier verſchwindet, vergeblich gegen den tiefen, orangegelben, von Weſten heranrückenden Sand der Wüſte kämpfend, der Ackerboden ſtellenweiſe gänzlich.

Das Bett des Fluſſes iſt mehr oder weniger felſig (in Aegypten faſt überall ſandig) und häufig von kleinen Felſeninſeln und Bänken unterbrochen. Unterhalb Kalabſcheh, wo man den nördlichen Wendekreis paſſirt hat, ſperren Granitklippen das Fahrwaſſer. Drei Inſeln, mit Ruinen aus der Römerzeit bedeckt, folgen einander. Der Strom drängt ſich durch ein ſchauerliches Felsthal und bildet bei niedrigem Waſſerſtande Stromſchnellen; der Granit ragt in ſchwarzen Spitzen über die Waſſerfläche.

Auf beiden mit Dattelpalmen eingefaßten Ufern erblickt man, gewöhnlich etwas weiter wie in Aegypten vom Fluſſe entfernt liegend, kleine ärmliche Dörfer, Ruinen untergegangener Städte, mächtige Tempel und Trümmer derſelben aus altägyptiſcher Zeit.

Dieſe letztern liegen faſt ohne Ausnahme auf dem weſtlichen, linken Ufer, welches merkwürdigerweiſe die alten Aegypter meiſtens für ihre Bauten auserſehen haben.

Auf dem öſtlichen, rechten Ufer ſowie auf den kleinen Felſeninſeln dagegen erheben ſich Reſte guterhaltener römiſcher Caſtelle und Anſiedelungen, durch die Anwendung der Rundbögen leicht von den ägyptiſchen Bauten zu unterſcheiden.

Alle hier im nubiſchen Nilthale vorhandenen, zum Theil prächtigen Ruinen deuten auf uralte Cultur und Herrlichkeit, kennzeichnen aber auch das enge Felsthal als dauernde Provinz des ägyptiſchen Reiches in ſeiner Blütezeit.

Die Tempel ſind entweder ganz oder nur theilweiſe in Felſen gehauen (im letztern Falle mit freiem Vorbau), ſeltener ſind ſie ganz freiſtehende Bauwerke.

Mit Recht bemerkt ſchon Champollion, daß die meiſten der von den Ptolemäern und römiſchen Kaiſern in Nubien errichteten Tempel nur Wiederherſtellung früherer Heiligthümer ſind, welche von den Pharaonen der 18. und 19. Dynaſtie errichtet und von den Perſern zerſtört wurden.

Die bemerkenswertheſten ſind folgende:

Der Tempel von Debôt enthält die Sculpturen eines äthiopiſchen Königs Arkamen, der zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus regierte und wahrſcheinlich in ſehr freundlichen Beziehungen zu Aegypten ſtand. Das Baumaterial iſt feinkörniger Sandſtein.[1])

4½ geogr. Meilen ſüdlich von Aſſuan liegt auf dem linken Ufer das Dorf Kalabſcheh, das alte Talmis, deſſen Tempel, aus einem Walde von Palmen ſich erhebend, nur die Schilder des Cäſar (Auguſtus) enthält. Talmis war lange Zeit hindurch eine Hauptſtadt der Blemmyer, deren Einfälle in Aegypten den Römern viel zu ſchaffen machten. Auf einer der Säulen des großen Vorhofs iſt die intereſſante Inſchrift des Silco eingegraben, der ſich einen *βασιλίσκος Νουβάδων καὶ ὅλων τῶν Αἰθιόπων* nannte. Er rühmt ſich darin ſeiner Siege über die Blemmyer.[2])

Weiter ſüdlich folgen die Tempel von Dendur und Gérf Huſſên, der erſtere unter römiſcher Herrſchaft erbaut, der letztere beſonders bemerkenswerth, weil hier Ramſes Seſoſtris, der ihn erbaut, zugleich als contemplatoriſche Gottheit erſcheint und ſich als ſolche ſelbſt anbetet, neben Phtha und Ammon, den beiden Hauptgottheiten dieſes Tempels. Eine Inſchrift nennt ihn einen „Herrſcher der Götter".[3])

Faſt an der Grenze von Kenous liegt der von Tuthmoſis III. gebaute und dem Horus geweihte Tempel von Dakke (Pſelchis).

Weiter ſüdlich folgt Wadi Meharrakah, das alte Hieraſykaminos, die Südgrenze der griechiſch-römiſchen Provinz.

Wadi Kenous hat ein überaus heißes und trockenes Klima, die dürftige Vegetation beſteht aus Mimoſen, Dattel- und Dûmpalmen. Dura und Gerſte wird angebaut.

Die Bewohner. Schon in den älteſten Zeiten hatten ſich Aegypter in den ſchmalen Thalwinkeln von Syene bis Hieraſykaminos angeſiedelt; da jedoch neben ihnen wahrſcheinlich eine Mehrzahl äthiopiſcher Ureinwohner wohnend blieb, ſo wurde dieſe Landſchaft (das heutige Wadi Kenûs), welche die Griechen auch nach ihrer Länge von 12 ägyptiſchen Schönen als Dodekaſchönos zu bezeichnen pflegten, nicht zu den ägyptiſchen Nomen gerechnet.[4])

Die heutigen Bewohner ſind die Berâbra (Sing. Berbéri), ein die Kenſi-Sprache redender Nubaſtamm, welche ſich von den Negern durch hellere Hautfarbe und langes, niemals wolliges Haar unterſcheiden. 230,000 Köpfe in mehr als 80 Dörfern bewohnen ſie hauptſächlich das Land zwiſchen den beiden letzten Katarakten. Ihre viereckigen Häuſer mit plattem Dache, aus Palmen- und Akazienſtämmen ſowie aus an der Luft getrockneten Lehm- und Schlammziegeln erbaut, ſind klein und eng; die Fenſteröffnungen ſchmal, nur durch plumpe Holzläden verſchließbar; die Mauerwände von kleinen Luftlöchern durchbrochen. Die Nahrung beſteht meiſt in Vegetabilien, hauptſächlich in Sorghum, deſſen Mehl zu flachen,

1) Lepſius' Briefe aus Aegypten. — Prokeſch-Oſten, Das Land zwiſchen den Katarakten des Nil. 2) Wie oben. 3) Wie oben. 4) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

geſchmackloſen Brotkuchen verbacken wird, welche, auf niedlichen Strohtellern dargereicht, mit Zwiebeln, Kümmel, Salz, Koriander u. ſ. w. genoſſen werden. Fleiſch wird ſelten gegeſſen.

Als Getränk dienen Waſſer, Meriſi (Sorghum-Bier) und 'Anaki (Sorghum-Branntwein).

Die Berâbra, religiös indifferent, rühmen ſich, ebenſo wie die öſtlich wohnenden Ababdeh, gern arabiſcher Abkunft. Von heiterer, milder Gemüthsart bewahren ſie eine rührende Anhänglichkeit an ihr Vaterland, obwol ſie oft noch ſehr jung als Matroſen und Hausdiener nach Aegypten gehen.

Die Berâbra ſind ſchon früh Chriſten geworden und es blühte dort jahrhundertelang das chriſtliche Reich Dongola oder Dengela, bis im J. 651 die Mohammedaner ins Land fielen und daſſelbe zum Tribut zwangen. Um 1320 erlag das Reich gänzlich denſelben und das Chriſtenthum erloſch. Die Bewohner blieben unter Häuptlingen, Molûk (Sing. Melik), die aber ſeit 1530 den Königen von Sennaar Tribut zahlten. Um 1815 eroberten die aus Aegypten vertriebenen Mamluken das Land, unterjochten es, wurden aber ſelbſt wieder von den Türken verjagt.[5] *(Fr. Hedinger.)*

KENRICK (John), engliſcher Philolog, geb. zu Exeter 1788, geſt. zu York, den 4. Mai 1877, Sohn eines unitariſtiſchen Predigers und Seminardirectors, erhielt ſeine Schulbildung in der väterlichen Anſtalt, verlor aber frühzeitig die Mutter und dann auch den Vater, ſtudirte die alten Sprachen zwei Jahre privatim, 1807—1810 auf der Univerſität Glasgow, ward Docent am Mancheſter College zu York, brachte 1819—20 in Deutſchland zu, beſuchte die Univerſitäten Göttingen und Berlin, hörte Wolf, Böckh, Zumpt, auch Eichhorn, Blumenbach, Schleiermacher, bereiſte Baiern und Tirol und ließ ſich 1821 in York als Lehrer am dortigen Seminar nieder. Kenrick galt für einen der gelehrteſten Philologen und freiſinnigſten nonconformiſtiſchen Prediger in England.

Schriften: The Egypt of Herodotus (London 1841). — Essay on Primeval History (London 1846). — Ancient Egypt under the Pharaohs. (London 1850). — Biblical Essays: I. The Gospel of Mark the prot. evangelium. II. The true nature of the gift of tongues. III. St. Paul's designation of the Athenians. (London 1861). — The Union of religion with intellectual culture (London 1835). — The necessity of revelation to teach the doctrine of a future state. A sermon (London 1850). — Phoenicia (London 1855). — A selection of papers on subjects of archaeology and history (London 1864). — Rost and Wüstemann, Introduction to Greek prose composition, translated from the German (London 1823). — A. H. Matthiae, A copious Greek grammar, adapted and enlarged (London 1832). — C. G. Zumpt, A Grammar of the Latin language, translated from the German (London 1823).

Vgl. James Martineau, In Memoriam. Theological Review, July 1877 (London).

(W. Bentheim.)

KENSINGTON oder St.-Mary Abbots, ein Kirchſpiel oder Marktflecken in der engliſchen Grafſchaft Middleſex, jetzt eine große Vorſtadt Londons, liegt an der großen londoner Weſtland-Straße, 8 Kilom. weſtſüdweſtlich von der St.-Paul's Kathedrale und 2 Kilom. weſtlich von Hydepark-Corner, umfaßt die bevölkerten Weiler (Hamlets) Brompton, Earl's Court, Norland, Notting Hill, Kenſington Gore, einen Theil von Little Chelſea und Kenſall Green und hatte 1871: 120,300 Einwohner.

Die Hauptkirche, St.-Mary Abbots, war früher im Beſitzthum der Abbington-Abtei, außer derſelben enthält Kenſington 10 Bezirkskirchen, eine römiſch-katholiſche Kapelle und Kapellen der verſchiedenen Sekten der nonconformiſtiſchen Diſſenters. Die milden Stiftungen des Kirchſpiels ergeben jährlich 577 Pfd. St., zum Theil aus einem Vermächtniß Oliver Cromwell's.

Kenſington iſt eine ſehr ariſtokratiſche Vorſtadt und beſteht größtentheils aus ſtattlichen Prachtgebäuden, beſonders im neuern Theile, in Kenſington Square, St.-Mary Abbots Terrace, Warwick Square und Addiſon Road.

Kenſington wird im Domesday Book Wilhelm's des Eroberers als Chenesitune und als ein Beſitzthum des Aubrey de Vere angeführt. Am Ende des 15. Jahrhunderts fanden hier, wo gegenwärtig die ſtattlichen Straßenreihen ſich hinziehen, noch Fuchsjagden ſtatt. Doch bereits im 16. und 17. Jahrhundert erſtanden hier mehrere großartige ariſtokratiſche Bauten, wie Holland-Houſe, errichtet von Walter Coge, vergrößert von Inigo Jones, Campden-Houſe, errichtet von Baptiſt Hicks, Viscount Campden, Hale-Houſe, das Wohnhaus des Protectors Oliver Cromwell. Sir Iſaak Newton wohnte und ſtarb hier in ſeinem Hauſe in Pitt's Buildings. Hier wohnten Addiſon, Charles Fox, Sir P. Perceval. Villa Maria war das Wohnhaus Canning's. Wilberforce's ſtattliche Reſidenz war in Kenſington Gore. Das königliche Schloß Kenſington Palace, das jedoch eigentlich nicht in Kenſington, ſondern außerhalb der Grenze von St.-Mary Abbot im Kirchſpiele St.-Margaret in Weſtminſter liegt, war urſprünglich das Wohnhaus des Heneage Finch, Lordkanzlers Grafen von Nottingham, von deſſen Sohne König Wilhelm III. es kaufte. Hier wohnten die Königin Anna, die Könige Georg I. und Georg II., ſpäter der Herzog von Suſſex, deſſen Nichte Königin Victoria von Großbritannien hier geboren wurde. Gegenwärtig wohnt hier der Herzog von Teck, Gemahl der Prinzeſſin Mary von Cambridge. Es iſt ein großes, unregelmäßiges Gebäude, welches aus drei Quadrangeln beſteht. Die rothen Ziegelmauern ſind mit Säulen, Keilſteinen und Steinfrieſen verziert. Das Innere enthält Suiten von 12 Zimmern. Hier befindet ſich eine große Anzahl Gemälde alter Meiſter.

5) Klöden, Handbuch der Länder- und Staatenkunde. Th. IV.

Digitized by Google

Das Schloß ſteht in der Mitte eines großen Gartens (Kenſington-Gardens) von 3½ engl. Meilen Umfang, welcher viele prächtige Bäume, ein ſchönes Waſſerbaſſin (the Basin) und manche anmuthige Anlagen enthält. Der Garten wurde auf Befehl der Königin Karolina, Gemahlin Georg's II., von Wiſe, Bridgman und Kent angelegt, der Blumengarten wurde ſpäter von Loudon angelegt. Kenſington-Gardens ſtehen unmittelbar mit dem Hydepark, an den ſie an der Oſtſeite anſtoßen, in Verbindung, und ſind, wie dieſer Park, gegenwärtig ein öffentlicher und beliebter Spazierplatz.

Das Kenſington-Obſervatorium wurde von Sir James South gegründet, welcher dort ein vorzügliches Teleſkop aufſtellte, das in hellen Nächten eine 1000fache, in dunkeln Nächten immer noch eine 700fache Vergrößerung gibt.

Das Kenſington-Muſeum (South-Kenſington-Muſeum) iſt eine großartige, wahrhaft nationale Anſtalt für Kunſt-Induſtrie und Ornamentik. Es entſtand 1852 aus einem unmittelbar aus der großen Londoner Weltausſtellung von 1851 hervorgegangenen Project des Prince-Conſort Albert, ein Project, das vom erſten Director, Sir Henry Cole, mit großem Eifer und großer Umſicht ins Werk geſetzt wurde. Die Grundfläche, welche 12 Acres einnimmt, wurde um 260,000 Pfd. St. aus dem Ueberſchuſſe der Ausſtellung gekauft. Das aus rothen Ziegeln aufgeführte Muſeumgebäude wurde 1860 begonnen und ſeitdem bis 1879 ſind Parlamentsverwilligungen zum Betrag von über 1 Million Pfund auf die Anſtalt verwandt worden. Die hier ausgeſtellten Sammlungen ſind in Glasſchränken geordnet und jeder Gegenſtand iſt mit einem eine kurze Beſchreibung deſſelben gebenden Zettel verſehen. Wir geben eine kurze Ueberſicht der einzelnen Theile der wichtigen Anſtalt.

Der Architektur-Hof: Architekturmodelle und architektoniſche Ornamente. Heiligenbilder-Galerie aus Bois le Duc, reich ornamentirt. Modell des Denkmals des Herzogs von Wellington in der St.-Pauls Kathedrale. Modell der Trajansſäule in Rom, in der Größe des Originals. Mercurſtatue nach Johann von Bologna, 16. Jahrh. (Original in Florenz). Vier altengliſche Kamingeſimſe aus einem Hauſe in Lime-Street, London. Großes ſpaniſches Altargemälde in Tempera aus Valencia, Copien der Puerta della Gloria in Santiago-Kathedrale und von Bronzethüren in Augsburg, Hildesheim und Piſa. Modell der Maſchinerie, mit welcher Kleopatra's Nadel auf ihre jetzige Stelle im Thames-Embankment zu London gehoben wurde. Schmiedeeiſernes Geländer mit Schnörkelornament, von Huntingdon Shaw, Schmied zu Nottingham, aus Hampton. Court-Palace-Antike und moderne Moſaiken. Ein Neufundland-Hund, Statue in Lebensgröße in weißem und ſchwarzem Marmor von C. Wyatt. Modell des Divan Chas (Audienzkammer) des Akbar-Chan. Kamingeſims in der Rathskammer zu Brügge, geſetzt zu Ehren Karl's V. 1529. Geſchnitztes Triptych, deutſch, 15. Jahrh. St.-Sebald's Schrein zu Nürnberg, Modell. Diagramme aller wichtigen Gebäude in der Welt. Teppiche. Porträts großer Künſtler.

Südhof: Porträts großer Künſtler in reich decorirter Arcade.

Weſtflügel: Von Privaten zur Ausſtellung geliehene Kunſtſammlungen.

Oſtflügel: Indiſche, perſiſche, chineſiſche, japaneſiſche Bronzen, Emails, lackirte Waare, Artikel in Elfenbein, Waffen, Schmuck. Photographiſche Anſichten der Plätze, von welchen die Artikel gekommen ſind. Statue eines Haſenadlers in Eiſen aus Japan, vom 10. Jahrh. Ein paar große Schüſſeln in blauem Steingut aus Japan. Heiliger, beſtimmt zum Buddha, Bronzebild. Zum Buddhadienſt gehörende Glocken und Ornamente.

Nord-Arcade: Oſtaſiatiſche ornamentirte Coſtüme und Kleidungsſtoffe.

Oſt-Arcade: Chineſiſche und japaneſiſche Harniſche, Uniformröcke, Schnitzerei in Nephrit, Emails. Eine japaneſiſche Schüſſel mit einer Darſtellung der Taufe Chriſti zur Erinnerung an die Ermordung der Chriſten in Japan im 17. Jahrh. Krönungsſchmuck Theodor's, Königs von Abeſſinien. Ein Boudoir aus der Zeit Louis' XIV., Modell.

Süd-Arcade: Elektrotypiſche-Copie des 1868 zu Hildesheim ausgegrabenen römiſchen Schatzes. Dagobert's Stuhl. Altfranzöſiſche Wanduhr. Zwei altfranzöſiſche Schränke. Waffen. Trinkgeſchirr. Schmuck. Mitchell's Sammlung von ornamentirten Schnupftabacksdoſen. Alte Zinnflaſche. Sammlung von engliſchen und franzöſiſchen Münzen.

Nordhof: Italieniſche Sculptur und Architektur. Modell der Emporkirche in Santa-Maria Novella, Florenz. Eine Pavoiſe (Turnierſchild). Basreliefporträts und Büſten berühmter Italiener. Die Waterloo-Vaſe von Weſtmacott, aus einem von den Franzoſen eroberten Block von Carrara-Marmor. Basreliefbild der Charge der engliſchen Gardereiterei in der Schlacht bei Waterloo. Marmorſculpturen und Wachsmodelle nach Mich. Angelo. Terracotta und Geſimſe aus Florenz. Modell eines römiſchen Kriegswagens. Michel Angelo's Daniel und Moſes. Donatello's St.-Georg. St.-Peter's Schrein, auf acht Statuen ruhend, aus Mailand. Fenſter von der Certoſa zu Pavia. Vergoldete Bronzethür des Baptiſteriums zu Florenz. Copie der Bronzebüſte König Heinrich's VII. von England, dem Torregiani zugeſchrieben. Zwei Kanzeln von Giovanni und Nic. Piſano aus Piſa.

Oſt-Arcade: Alte Kamingeſimſe, Meßgewänder, Teppiche. Der Syon-Chorrock, 13. Jahrh., engliſche Arbeit, gehörte dem Syon-Kloſter (angekauft für 110 Pfd. St.).

Weſt-Arcade: Kunſtbibliothek, Sammlung von Büchern über bildende Künſte. Alte Muſikinſtrumente. Ein Klavier Händel's. Luther's Fingerorgel. Altbritiſches und angelſächſiſches irdenes Geſchirr. Glas- und Bronzegeſchirr. Waffen. Schmuck.

Nordgang: Perſiſche und oſtaſiatiſche Töpferei, Metallartikel, Teppiche, Tuche, Waffen, Harniſche. Perſiſche Marqueterie.

Weſtgang: Moderne und mittelalterliche Möbel.

Digitized by Google

Staatskutſchen. Sänften. Ein Schrank König Heinrich's VIII. Bettſtellen. Staatskutſche des Hochkanzlers von Holland. Schränke mit geſchnitzter und mit eingelegter Arbeit. Bibliothek von Unterrichtsſchriften. Büſte Wellington's von Marochetti. Büſte Waſhington's.

Nordgalerie: Die Rafael-Cartons, welche 1865 von Hampden-Court-Palaſt hierher gebracht wurden. Dieſelben enthalten Zeichnungen in ſchwarzer Kreide und Tuſche auf Papier von Rafael und Schülern vom Jahre 1510, Muſterentwürfe für Teppiche, beſtimmt für Leo X. Die Cartons wurden auf Anrathen Rubens' von König Karl I. angekauft. Cromwell bezahlte den Kaufpreis von 305 Pfund; ſie wurden aber erſt von Chriſtopher Wren aufgehängt.

Die Sheepſhank's Galerie, Sammlung von engliſchen Gemälden.

Sammlung von Zeichnungen in Waſſerfarben.

Sammlung von alten und modernen Juwelen, Intaglios, Ringen, Medaillen der engliſchen und franzöſiſchen Armee und Marine.

Südgalerie: Mittelalterliche Elfenbeinſchnitzerei, engliſches Silberzeug, Elektrotypcopien von Silberzeug.

Prince-Conſort Galerie: Bijouterie, Emails, Schmuck und Schmuckcaſſetten, Uhren, Intaglios, Stahlſpiegel, damascenirt mit Gold und Silber, aus Mailand vom J. 1550. Guldenſtücke aus dem 12. Jahrhundert. Deutſches Triptych mit Darſtellung der Kreuzigung und anderer bibliſcher Scenen, 13. Jahrhundert. Altarcrucifixe. Krummſtäbe. Schalen von Kryſtall, Achat, Elfenbein, Bernſtein. Deckelkrug von Elfenbein aus Augsburg. Die Martelli-Bronzen von Donatelli aus Florenz. Alte Standuhren. Kaiſer Rudolf's aſtronomiſcher Globus. Alter Bronzeleuchter aus Glouceſter. Alte und moderne Uhren und Juwelen. Bibliothek von 15,000 Bänden (griech. und lat. Claſſiker, Dichtungen).

Die Forſter-Sammlung, eine Bibliothek von 18,000 Bänden (engliſche Literatur). Oliver Goldſmith's Stuhl, Schreibpult, Spazierſtock.

Smith's Sammlung von Gemälden in Waſſerfarbe.
Keramiſche Galerie: Majolica, Porzellan u. ſ. w.

Mit dem Muſeum ſind verbunden eine Kunſtſchule, ſie ertheilt Unterricht im Zeichnen, Modelliren u. ſ. w., und eine Kochſchule, ſie ertheilt täglich Unterricht in der höhern Kochkunſt.

Neben dem Muſeum befindet ſich das Patent-Muſeum, eine große Sammlung von Maſchinen aller Art. Hier befinden ſich u. a. Arkwright's Spinn- und Kardenmaſchine vom J. 1749, die erſte Locomotive (Trivethick's „Puffing Billy"), James Watt's Dampfmaſchinenmodell, die erſte Schiffsdampfmaſchine (von Millar zu Dalſwinton), George Stephenſon's erſte Locomotive „The Rocket", Peter Lightfoot's Thurmuhr der Glaſtonbury-Abtei vom J. 1325, in Gebrauch 1834 in Well's Kathedrale.

Dem Muſeum gegenüber liegen die Exhibition-Galleries und das India-Muſeum. Die Exhibitions-Galleries ſind ein Supplement zum Muſeum. Sie enthalten in der Südgalerie: Feuerwaffen und Zubehör, Modelle von Schulvorrichtungen, Bauſtoffe; Weſtgalerie: Apparate für künſtliche Fiſchzucht; Oſtgalerie: die nationale Porträt-Galerie, gegründet 1858, Porträtgemälde von engliſchen Berühmtheiten von Sir Walter Raleigh und Königin Eliſabeth an bis zur Gegenwart. Das India-Muſeum, 1879 vom India-Office hierher gebracht, enthält indiſche Rohproducte, landwirthſchaftliche Geräthe, Hausrath, indiſche Säugethiere und Vögel in ausgeſtopften Exemplaren, Textilmanufacte (überaus feine Muſſeline und Shawls, überaus reiche Teppiche), Metallmanufacte (Gold- und Silberzeug, durchbrochene Goldarbeit u. ſ. w.), Juwelen, Schmuck, Opferſchalen, Waffen, Harniſche, Tippu Sahib's mechaniſchen Tiger, welcher einen Engländer auffrißt, Folterwerkzeug, Nephrit- und andere Steinſchnitzerei, eingelegte Marmorplatten (einige aus der Lehne des Thrones zu Delhi), Sculpturen aus dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr.

In der Nähe ſteht die Albert-Hall of Arts, welche unter ihrer mächtigen Kuppel 70,000 Perſonen aufnehmen kann, zunächſt beſtimmt für Muſikconcerte. Es wird projectirt, hier ebenfalls das Natural Hiſtory Muſeum zu erbauen, wo die naturhiſtoriſchen Sammlungen des Britiſchen Muſeums in London, das den gegenwärtig davon eingenommenen Raum für die Bibliothek und die Antiquitäten bedarf, untergebracht werden ſollen.

(W. Bentheim.)

KENT, engliſche Grafſchaft, iſt der ſüdöſtlichſte Theil der britiſchen Inſel, ſodaß die öſtlichſte Stelle der Grafſchaft nur 24 engl. Meilen von Frankreich entfernt iſt, und grenzt im Norden an die Themſe und die Nordſee, im Oſten an die Nordſee, den Britiſchen Kanal und die Meerenge von Dover, im Süden an die Grafſchaft Suſſex, im Weſten an die Grafſchaft Surrey, ſodaß die Grenzen ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm beſchreiben. Die größte Länge, von Deptford bis zum North-Foreland, beträgt 63 engl. Meilen, die größte Breite, vom North-Foreland bis Dungeneß Point, 40 engl. Meilen, der Umfang 170 engl. Meilen, der Flächeninhalt 972,248 Acres.

Boden. Die Oberfläche iſt größtentheils ſtark gewellt, hat daher einen mannichfaltigen Wechſel der Landſchaft, eine fortwährende Folge von ſanft gerundeten Höhen und von Thälern.

Zwei parallele Hügelketten, höher als die übrigen, durchziehen die Grafſchaft von Oſten nach Weſten, vom Meere bis Surrey, die Nord- und die Süd-Downs. Dieſe Hügelketten haben eine Breite von 3 bis 6 engl. Meilen und ſind meiſtens mit Holzung oder Gebüſch beſtanden. Die Nord-Downs mit ſteilem Abfall an der Südſeite ſind höher als die Süd-Downs; ſie haben ihre höchſten Gipfel gleich bei ihrem erſten Auftritt an der Südoſtküſte, Paddlesworth-Hill bei Folkeſtone hat 642, Folkeſtone-Hill 575, Dover-Caſtle-Hill 460 engl. Fuß Höhe. Hollingbourne-Hill zwiſchen Medway und Stour 616 Fuß Höhe. Die Downs treten bei Weſterham in Surrey ein.

Zwiſchen den Ketten der Downs und im Süden der Grafſchaft erſtrecken ſich die Tiefebenen des Weald, die Romney-Marſch, eine ausgedehnte Ebene an der Südoſt

Digitized by Google

küſte, enthält 33,925 Acres, mit Einſchluß der im Südweſten anſtoßenden Welland-Marſch und der an dieſe im Südoſten anſtoßenden Denge-Marſch 43,326 Acres. Dazu kommt ferner die Guilford-Marſch, im Weſten der Welland-Marſch, von 32,659 Acres, welche größtentheils in Suſſex liegt. Im Sommer ſind dieſe weiten Flächen mit üppigem Graswuchs bekleidet, mit großen Schaf- und Rinderheerden bedeckt.

Unmittelbar an der Nordküſte liegen die Inſeln Isle of Grain, Sheppey und Thanet, welche jedoch eigentlich zum Feſtland gehören, indem ſie nicht durch Meeresarme, ſondern nur durch Flußarme davon getrennt ſind. Die Isle of Grain iſt eigentlich das Nordende der Halbinſel, welche ſich zwiſchen den Mündungsſtrömen der Themſe und des Medway vorſtreckt; ſie wird durch einen ſchmalen Arm der Themſemündung abgetrennt. Die Inſel Sheppey im Oſten des Mündungsſtroms des Medway wird durch die Swale, einen Arm des Medwaymündungsſtroms, vom Feſtland getrennt. Sie iſt 10 engl. Meilen lang und 5 Meilen breit. An der Nordſpitze von Sheppey liegt Sheerneß mit den großen königlichen Schiffswerften. Am Südufer von Sheppey liegen die Werder Harty und Elmsley. Die vom Feſtlande durch die Mündung des ſchmalen Fluſſes Stour getrennte Inſel Thanet iſt die Nordoſtſpitze der Grafſchaft. Dort liegen die vielbeſuchten Badeplätze Ramsgate, Margate und Broadſtairs. Im Oſten von Margate liegt das North-Foreland, die Nordoſtſpitze der Grafſchaft, den Schiffern bei Nacht durch einen Leuchtthurm bezeichnet.

Küſte. Kent hat eine ſehr große Küſtenlänge. Die zwiſchen dem Themſe- und Medwaymündungsſtrom liegende Halbinſel iſt niedriges Marſchland. Die Inſel Sheppey im Oſten des Medwaymündungsſtroms hat im Norden hohe, 60 bis 80 Fuß ſteil anſteigende Ufer; der Südtheil der Inſel iſt niedrig und flach. Zwiſchen der Inſel Sheppey und der Inſel Thanet ſteht die Küſte in hohen Thonwänden, ausgenommen an Herne-Bay, Reculver und einigen andern Stellen. Die Küſte der Inſel Thanet beſteht aus hohen Kreideklippen. Im Süden von Thanet befindet ſich Pegwell-Bai mit ſeichtem Geſtade, und die Küſte bleibt niedrig bis Walmer Caſtle, wo ſie wieder hoch wird. Sie bleibt hoch bis zum South-Foreland und Folkeſtone und ſenkt ſich dann allmählich bis zur Tiefe von Romney-Marſch. Vor der Küſte zwiſchen der Inſel Thanet und dem South-Foreland liegen die Goodwin-Sands, die große Sandbank, welche der Sage nach der Reſt der dem mächtigen Grafen Goodwin gehörenden und im J. 1097 ins Meer verſunkenen Inſel Lomea iſt. Sie haben 10 engl. Meilen in der Länge und 3 bis 4 Meilen in der Breite. Der Swaſhway, ein für kleine Fahrzeuge ſchiffbarer Kanal, zieht ſich durch die Sands. Zwiſchen den Sands und der Kentküſte befinden ſich die Downs, die berühmte Rhede, die größte in Englands Gewäſſern, ſtets von einem faſt unabſehbaren Maſtenwald beſtanden, durch die ſonſt ſo gefürchteten Sands gegen den Seegang geſchützt. Die Downs ſind an acht Seemeilen lang. Zwiſchen der Nordweſt-Spitze der Goodwin-Sands und der Küſte liegt die Brake, eine zweite Sandbank, fünf Seemeilen lang. Sie ſchließt die Small-Downs ein, eine im Norden der großen Downs unmittelbar anſtoßende Fortſetzung derſelben, welche durch die Brake geſchützt wird. Der Stadt Margate gegenüber liegen die Margate-Sands; zwiſchen ihnen und der Küſte befindet ſich die Margate-Rhede (Margate-Roads).

Das Geſtein. Der Boden Kents wird von Oſten nach Weſten von fünf Geſteinſchichten durchzogen, welche in der Richtung von Norden nach Süden nacheinander zu Tage treten. 1) Der londoner und der plaſtiſche Thon zwiſchen der Themſe und den Nord-Downs hebt an in dem marſchigen Thale des Stour, welches die Inſel Thanet im Süden abtrennt. 2) Die Kreide tritt auf in den Doverklippen und dem Paddlesworth-Hill bei Folkeſtone und zieht quer durch die Grafſchaft bis Surrey in der Breite von 5 bis 6 engl. Meilen. Der ſteile Südrand dieſer Schichtung bildet die Hügelkette der Nord-Downs. Die Kreide tritt zuerſt in den Klippen und Bergen bei Dover und Folkeſtone aus dem Meere hervor und durchzieht die Grafſchaft bis Surrey. 3) Der blaue Thon oder Kreidemergel mit dem Grünſand folgt der Kreide in einer Mächtigkeit von 300—400 Fuß. Die zu dieſer Schichtung gehörenden South-Downs durchlaufen Kent und Suſſex und laufen aus im Beachy Head. 4) Der Weald-Thon, ein Thon ohne Beimiſchung von Kalkarten, der jedoch mitunter ſchmale Bänder von Sand und Muſchelkalk einſchließt, erſtreckt ſich in der Mächtigkeit von 300 Fuß und der Breite von 5 engl. Meilen durch die Grafſchaft vom Strande der Romney-Marſch aus. 5) Der Haſtings-Eiſenſand, welcher den übrigen Theil des Südoſtens der Grafſchaft einnimmt und ſich bis nach Suſſex hineinzieht. Derſelbe bildet ebenfalls eine Reihe von Anhöhen. Kent wird mithin durch drei parallele Höhenzüge getheilt, durch den des Südrandes der Kreide, den des Grünſandes und durch den Eiſenſandzug. Zwiſchen der Kreide und dem Grünſande liegt das Homesdale-Thal, zwiſchen dem Grünſande und dem Eiſenſande das Weald. Das altengliſche (angelſächſiſche) Wort Weald iſt das deutſche Wald; die große Kent-Ebene wird ſo genannt, weil ſie in alter Zeit durchweg von Waldung eingenommen wurde.

Der Eiſenſand wurde früher bis zur Anwendung der Steinkohle bei der Eiſenverarbeitung in Menge zu Eiſen verarbeitet. Eiſenkies kommt im Geſtein der Inſel Sheppey in Menge vor. Wetzſtein lagert in Maſſe in der Wetzſteinkette (Ragſtone-Range), dem centralen Zuge der Nord-Downs. Ein grauer, kreiſelförmig geaderter Marmor wird an verſchiedenen Stellen mitunter gefunden. Der Grünſand enthält mächtige Flötze Kalkſtein, welcher bei Maidſtone gebrochen wird. Der Weald-Thon iſt viel mit Seeſand und kleinen Muſcheln gemiſcht. Das Geſtein der Hügel und Höhen beſteht hauptſächlich aus Kreide, enthält jedoch außerdem ſehr verſchiedenartige Beſtandtheile.

Flüſſe. Kent iſt ſehr reich an Flüſſen. An der Nordgrenze bietet die Themſe eine prächtige Verkehrsſtraße. Der Ravensbourne entſpringt auf einer Anhöhe der Gemeindeweide von Kiſton, fließt nordwärts vorbei

Digitized by Google

an Bromley und Lewiſham, verſieht die volkreichen Städte Deptford und Greenwich mit Waſſer, treibt eine Anzahl von Mühlen und ergießt ſich in die Themſe bei Deptford nach einem Laufe von 10 engl. Meilen. Der Darent oder Dart entſpringt in Squerins Park bei Weſterham, läuft parallel mit den Nord-Downs bis Riverhead bei Sevenoaks, wo er ſich nach Norden wendet, fließt durch einen Paß der Downs, vorbei an Otford, Shoreham, Farningham, Sutton, wird ſchiffbar bei Dartford und ergießt ſich, nachdem er den Cray aufgenommen hat, bei Longreach in die Themſe. Der Cray, berühmt wegen ſeiner Forellen, entſpringt bei Orpington. Der Medway, der größte unter den eigentlich kentiſchen Flüſſen, entſpringt an der Nordgrenze von Suſſex zwiſchen Eaſt Grimſtead und Crawley, fließt oſtwärts vorbei an Aſhurſt, Penſhurſt, Tunbridge und Yalding, wo er den Tees und den Beult aufnimmt. Der Tees entſpringt in Suſſex und fließt an Lamberhurſt vorbei. Der Beult entſpringt im Weald bei Spadehurſt und fließt nordweſtlich nach Yalding. Von dort fließt der Medway nordwärts nach Maidſtone, Aylesford, Rocheſter, Stroud und Chatham und fällt in die Themſe bei Sheerneß nach einem Laufe von 60 engl. Meilen, von denen 40 ſchiffbar ſind. Die Meerflut wirkt ein bis Maidſtone-Brücke. Bis Rocheſter iſt die Flutſtrömung ſtark. Unterhalb Rocheſter iſt der Medway ſo tief, daß die größten Linienſchiffe dort gewöhnlich vor Anker liegen. Das Stromgebiet des Medway enthält circa 30 engl. □Meilen in der Mitte der Grafſchaft. Der Große Stour entſpringt bei Lenham, fließt vorbei an Aſhford, dann nordöſtlich nach Canterbury und Sarre, wo er ſich gabelt, ein Arm fällt in die Themſe bei Reculver, der andere Arm ergießt ſich in die Pegwell-Bai unterhalb Sandwich. Der Kleine Stour entſpringt bei Lyminge, fließt vorbei an Elham und Burham und fällt in den Pegwell-Bai-Arm des Großen Stour. Das Flußbett des Stour war früher 3 bis 4 engl. Meilen breit und wurde der Wantham-Channel genannt.

Der Rother entſpringt in Suſſex, bildet dann eine Strecke die Grenze von Kent und Suſſex, tritt darauf nach Suſſex zurück und mündet in die See bei New-Romney. — Mineralquellen ſind zahlreich, meiſtens Sauerbrunnen, wie zu Tunbridge Wells, Sydenham. Dulwich hat Salzquellen.

Kanäle. Der Grand Military Kanal, angelegt während des Kriegs Englands mit Frankreich zur Erleichterung der Küſtenvertheidigung, läuft von Shorn Cliff längs der Küſte nach Hythe, umzieht dann Romney Marſch bis zum Rother. Ein kurzer Kanal läuft vom Stour bei Sandwich ſüdweſtlich zum Britiſchen Kanal, ein Durchſtich durch die Landenge, gebildet durch die Windungen des Stour. Der Thames-Medway-Graveſend-Rocheſter Kanal verkürzt den Weg für Boote um 23 engl. Meilen; das Ende dieſes Kanals zieht ſich durch einen vier Kilom. langen durch die Kreidehügel geſchnittenen Tunnel. Der Dartford-Crayford Kanal verbindet die Städte Dartford und Crayford mit der Themſe. Der Croydon-Kanal, welcher längs der Weſtgrenze der Grafſchaft lief, iſt trocken gelegt und in die Croydon-London Eiſenbahn verwandelt worden.

Die **Landſtraßen** Kents ſind von beſonderer Wichtigkeit, namentlich von beſonderm hiſtoriſchen Intereſſe, weil die Grafſchaft der Eingang iſt, welcher Britannien mit dem europäiſchen Continent verbindet. Die große Landſtraße von London nach Dover beginnt bei New-Croß, 3$\frac{1}{2}$ engl. Meilen von London, und läuft oſtſüdöſtlich nach Deptford, Greenwich, Dartford, Graveſend, Chatham, Rocheſter, Sittingbourne, Canterbury, Dover, 71 engl. Meilen. Die Landſtraße von London nach Hythe läuft öſtlich ab von New-Croß nach Eltham, Farningham, Wrotham, Maidſtone, Lenham, Charing, Aſhford, Hythe, 65 engl. Meilen. Die Landſtraße nach Haſtings läuft unterhalb New-Croß ſüdlich ab nach Bromley, Seven Oaks, Tunbridge, Lamberhurſt, Limwell, wo die Straße in Suſſex eintritt, 45 engl. Meilen.

Eiſenbahnen. Die londoner South-Eaſtern oder London und Dover Bahn, gegenwärtig die Hauptverkehrſtraße zwiſchen England und Frankreich und dem übrigen Continent, tritt von Surrey aus in Kent ein bei Edenbridge und zieht ſich von dort nach Tunbridge und Aſhford, biegt bei Marſham nach Hythe zu, läuft im Norden dieſer Stadt nach Folkeſtone, längs den Küſtenklippen und durch einen in die Shakeſpeare-Klippe geſchnittenen Tunnel nach Dover, 66$\frac{3}{4}$ engl. Meilen. Eine Zweigbahn läuft von Tunbridge nach Maidſtone, Aſhford, Canterbury und der Inſel Thanet. Die Hauptlinie endet bei Ramsgate mit einer Zweigbahn nach Margate. Die Nord-Kent-Bahn läuft von London nach Woolwich, Graveſend und Stroud, 31 engl. Meilen. Die Canterbury-Bahn nach Whitſtable-Bai an der Themſe (der Inſel Sheppey gegenüber), 6$\frac{1}{4}$ engl. Meilen lang, läuft auf einer ſchiefen Ebene mit Stationär-Maſchinen.

Hölzung. Es gibt noch beträchtliche Waldſtrecken im öſtlichen Kent, meiſtens zerſtreut an der Dover- und Rocheſter-Straße und auf den Kreidehügeln. Dieſelben liefern Brennſtoff, Schiffsbauholz und Hopfenpfähle, welche letztere in überaus großer Menge in der Grafſchaft gebraucht werden. Das Weald enthält ausgedehnte Waldungen, welche beſonders vorzügliches Eichenholz liefern.

Landwirthſchaft und ſonſtige Induſtrie. Die Grafſchaft iſt hauptſächlich Agriculturland. Weizen und auch Roggen, beſonders aber viel Canarienvogelſaat wird gebaut; von größter Wichtigkeit aber iſt der Hopfenbau. Die Hopfengründe, welche ſich von Maidſtone nach Canterbury und von da nach Sandwich erſtrecken, ſind ſehr ergiebig; ſie beſtehen aus fruchtbarem Lehm auf einer mächtigen Schicht Ziegelerde. Der Hopfen wird gewöhnlich auf erhöhten Erdbetten mit dem Spaten beſtellt. Im Durchſchnitte werden jährlich 21,350 Acres mit Hopfen bepflanzt, welche 17,053,048 Pfd. Hopfen tragen. Die Pflanze trägt gewöhnlich am Ende des dritten Jahres nach der Pflanzung. Das Hopfenpflücken beginnt Anfang September, folgt mithin auf die Getreideernte, ſodaß der Arbeiter in Kent den Vortheil einer doppelten Ernte hat. Meiſtens hängt das Auskommen

Digitized by Google

einer Arbeiterfamilie während des Winters von ihrem Verdienſte während der kurzen Zeit des Hopfenpflückens (hopping) ab. Auch ziehen jährlich viele Tauſende der armen Bevölkerung Londons, beſonders Iren, zu dieſem Geſchäfte herbei, die, in Scheunen auf Stroh gebettet, das kärgliche Mahl im Felde kochend und verzehrend, hier jährlich ihre fête champêtre halten, von deren Ergebniß ebenfalls mehr oder weniger ihr Auskommen während des folgenden Winters abhängt. Ohne dieſe reichliche Arbeit, welche das durch die Eiſenbahn nahe gebrachte London liefert, könnte der Hopfenbau in ſeiner gegenwärtigen großen Ausdehnung ſchwerlich betrieben werden. Der reife Hopfen iſt eine leicht gefährdete Frucht und muß ſo ſchnell wie möglich eingebracht werden, weshalb alt und jung dabei Beſchäftigung findet. Ein Viertel der geſammten Hopfenſteuer in England wird in Kent entrichtet. Das kentiſche Obſt iſt von vorzüglicher Güte und wird in Ueberfluß gewonnen. Die Obſtgärten bei Maidſtone ſind berühmt wegen ihrer Aepfel, Kirſchen und Filbertnüſſe. Die Küchengärtnerei liefert Kartoffeln, Hülſenfrüchte, Kohl und ſonſtige Grünwaare von vorzüglicher Güte und in ſehr reichlicher Menge. Sie wird beſonders für den londoner Markt und in größerer Nähe Londons in großem Umfange betrieben, wie bei Deptford. Die fetten Marſchlande ſind faſt ausſchließlich der Schaf- und Rindviehzucht gewidmet. Der dortige Viehzüchter hat gewöhnlich zweierlei Land, ein Land für Zucht und ein Land für Mäſtung. Das Romneymarſch-Schaf iſt größer als das weſtengliſche oder welſche, jedoch nicht ſo groß wie das von Lincoln oder Norfolk. Die Wolle iſt fein und lang, durchſchnittlich gegen 5 Pfd. auf das Schaf.

Außer der Landwirthſchaft iſt die Induſtrie unbedeutend. Die früher viele Hände beſchäftigende Handweberei iſt gänzlich abgekommen, wie anderswo. In Crayford findet Kattundruckerei und Bleicherei ſtatt. Bexley und Dartford beſitzen große Papiermühlen. In Chatham und Deptford findet beträchtlicher Schiffsbau ſtatt. Tunbridge liefert die Tunbridge-Waare, Sandwich und die Inſel Thanet gewinnen Salz. In Faversham und Dartford wird Schießpulver, in Deptford und Whitſtable Kupfervitriol, in Crayford und Dartford Eiſen fabricirt.

Der Grundbeſitz in der Grafſchaft iſt ſehr vertheilt. Es gibt 9000 Grundeigenthümer, ausſchließlich der kirchlichen und körperſchaftlichen Eigenthümer. Eigenthümlich iſt die Vererbung nach dem Gevelkind (gavaletum), die gleiche Erbtheilung unter Brüdern, oder in Ermangelung von Brüdern unter Schweſtern, oder in Ermangelung von Schweſtern unter Neffen. Die Witwe erhält einen gewiſſen Antheil.

Bevölkerung. Die Grafſchaft enthielt im J. 1700: 153,800, im J. 1750: 190,000, im J. 1801: 307,624, im J. 1821: 426,016, im J. 1841: 447,115, im J. 1851: 484,272, im J. 1871: 847,507 Einwohner.

Adminiſtrative Eintheilung. Die Grafſchaft wird für adminiſtrative Zwecke eingetheilt in Oſtkent und Weſtkent. Weſtkent enthält die Lathes (eine Kent eigenthümliche Benennung für Bezirke) Sutton-at-Hone, Aylesford und den ſüdlichen (niedrigen) Theil des Lathe Scray. Oſtkent enthält die Lathes St.-Auguſtine, Shepway (mit der Romney-Marſch) und den nördlichen (höheren) Theil des Lathe Scray. Die Lathes werden wieder eingetheilt in Hundreds, Liberties, Bailiwicks und Kirchſpiele. Die Grafſchaft enthält 415 Kirchſpiele, 2 Cities (Canterbury und Rocheſter), die Cinque-Ports Dover, Hythe, New-Romney und Sandwich, die Parlamentary Boroughs Chatham, Greenwich (mit Einſchluß von Woolwich), Deptford und Maidſtone, 26 Marktſtädte (market-towns). Die Grafſchaft als ſolche wird im Parlament durch vier Mitglieder des Unterhauſes vertreten, zwei für Weſt- und zwei für Oſtkent. Weſtkent hat 8432, Oſtkent 4635 regiſtrirte Wähler.

Kirchliche Eintheilung. Zum Erzbisthum Canterbury gehören unmittelbar das Bisthum Canterbury und das Bisthum Rocheſter. Zum Sprengel Rocheſter gehört nur das Lathe Sutton-at-Hone und ein Theil des Lathe Aylesford, zum Sprengel Canterbury gehört der übrige Theil der Grafſchaft.

Geſchichtliches. Infolge ſeiner Lage in der Nähe des Continents war Kent der erſte hiſtoriſch bekannte Theil Britanniens. Auch wird es bereits bei alten Autoren unter ſeinem gegenwärtigen Namen, latiniſirt Cantium, erwähnt. Ebenſo wird bereits Londinium, London, als die Hauptſtadt der Cantier genannt. Das urſprüngliche London lag zu beiden Seiten der Themſe. Außer dieſen beiden haben ſich ſonſt nur einzelne Ortsnamen aus der vorrömiſchen Zeit Britanniens noch im gegenwärtigen Gebrauch erhalten. Cantium wird beſonders von Cäſar, Strabo, Diodorus Siculus, Ptolemäus erwähnt. Die Cantier waren merklich mehr cultivirt als die binnenländiſchen Stämme in Britannien. Die Cantier leiſteten Cäſar tapfern Widerſtand und ſie waren es vorzüglich, welche verhinderten, daß Cäſar ſich in Britannien feſtſetzte. Später blieben ſie jedoch den Römern treu und anhänglich. Kent war bei den Römern ein ſehr beliebter Aufenthalt, und ſie gründeten hier viele Niederlaſſungen, weshalb Kent ſehr reich an römiſchen Alterthümern iſt. Kent wurde römiſch unter Claudius. Unter Conſtantin wurde Kent der Abtheilung Britannia Prima einverleibt.

Um das Jahr 440 landeten Hengiſt und Horſa mit 1500 Sachſen auf der Inſel Thanet, von Vortiger, König von Kent, von der Elbe herbeigerufen, um ihm gegen die Picten und Scoten, gegen welche das gefallene Rom nicht mehr ſchützte, beizuſtehen.

Lappenberg in ſeiner Geſchichte von England hat den mythiſchen Charakter der Erzählung von der erſten Ankunft der Angelſachſen in Kent, wie ſie überliefert iſt, nachgewieſen. Es waren jedenfalls nicht Hengiſt's Angelſachſen, mit denen die germaniſche Anſiedelung in Oſtengland zuerſt begann. Es beſteht kein ſolcher Bruch in der engliſchen Geſchichte, kein ſo plötzlicher Uebergang vom keltiſchen zum germaniſchen Britannien, wie damit angenommen wird. Der Anfang der germaniſchen Einwanderung in Kent und ſonſt in Oſtbritannien muß viel

Digitized by Google

weiter, vielleicht um Jahrhunderte zurückdatirt werden. Vortiger war ohne Zweifel ebenſo gut ein Germane wie Hengiſt, was ja auch die Sage ſelbſt andeutet. Vortiger wandte ſich an ſeine Stammgenoſſen jenſeit der See um Schutz gegen die keltiſchen Aboriginer.

Zwiſchen Hengiſt und Vortiger entſtanden jedoch, wie es weiter heißt, blutige Kämpfe. Hengiſt wurde von Vortiger wiederholt geſchlagen, zuletzt ſogar von der Inſel Thanet vertrieben. Nach Vortiger's Tode (455) kehrte Hengiſt jedoch mit verſtärktem Heere zurück und die Cantier erlitten eine entſchiedene Niederlage in der Schlacht bei Crayford im Jahre 457 und flohen nach London. Hengiſt herrſchte in Kent und erwarb darauf auch Middleſex und Suſſex. Auf Hengiſt folgten als Könige von Kent 488 Esca (Esric), 512 Octa, 542 Eormanric, 560 Ethelbyrht, 616 Eadbald, 640 Earcenberht, 685 Edric, 694 Wihtred, 725 Eadberht, 748 Ethelbyrht, 760 Edbert(?) Luthred (?) Ealdred, 784 Ealhmund, 794 Eadbryht. Unter der Regierung des Ethelbyrht (560—616) und zunächſt unter dem Schutze der Königin Bertha, einer Tochter des Charibert, Königs von Paris, wurde das Chriſtenthum in Kent eingeführt, das ſich von dort in die andern ſächſiſchen Königreiche verbreitete. Bereits unter Ethelbyrht's und dann unter Ethelred's Regierung wurde Kent fortwährend von den Dänen angegriffen und geplündert. Dieſelben überwinterten oft auf den Inſeln Thanet und Sheppey. Im J. 568 fiel Ethelbert in das Gebiet des Cealwin, Königs von Weſtſex, ein, erlitt aber eine ſchwere Niederlage bei Wimbledon. Er behielt deſſenungeachtet Beſitz ſeines Thrones in Kent, weil König Cealwin ſowol mit ſeinem Neffen Cealwin wie mit den Kymren und Scoten in Krieg verwickelt war. Er erhielt die Würde des Bretwalda. Kent blieb aber fortan im Bündniß mit dem Weſtſex feindlichen Mercia. Als dann endlich Egbert, König von Weſtſex, Beornwulf, König von Mercia, bei Wilton (823) beſiegt hatte und Mercia mit Weſtſex vereinigt worden war, entſandte Egbert den kriegeriſchen Biſchof und gewandten Staatsmann Ealſten und ſeinen Sohn Ethelwulf mit Heeresmacht, um auch Kent in Beſitz zu nehmen, das hierauf auf immer mit Weſtſex, d. i. mit England, vereinigt wurde. *(W. Bentheim.)*

KENT (Grafen und Herzoge von). 1) **Edmund, Graf von Kent.** Als zweiter Sohn König Eduard's I. von England aus zweiter Ehe mit Margaretha von Frankreich am 5. Aug. 1301 geboren, wurde Edmund von ſeinem Stiefbruder, König Eduard II., auf ſchmähliche Weiſe zu Gunſten des Favoriten Gaveſton übervortheilt und erſt 1321 zum Grafen von Kent creirt. Als Eduard II. von neuem mit ſeinem Adel brach, ſtellte ſich Edmund auf des erſtern Seite, zog 1321 mit ihm ins Feld und nahm an ſeinen Racheacten theil; als der Anhang Lancaſter's über die Spenſer'ſchen Güter herfiel, zog er Spenſer zu Hülfe, um einer großen Verſchwörung, von der man vernahm, zuvorzukommen. Um den Streit Eduard's II. mit König Karl IV. von Frankreich auszugleichen, waren Edmund und der Erzbiſchof von Dublin 1324 am franzöſiſchen Hofe thätig; Graf Karl von Valois (ſ. d.) rückte aber in Guyenne ein, Edmund warf ſich mit raſch zuſammengerafften Truppen ihm entgegen und mußte bald hinter den Mauern von La Réole Schutz ſuchen, während Valois vordrang; im Herbſte mußte er ihm La Réole übergeben. Im J. 1326 ſchloß er ſich der treuloſen Gemahlin ſeines Stiefbruders, der Königin Iſabella, und ihrem Buhlen Mortimer an, landete mit ihnen und vielen andern Unzufriedenen am 24. Sept. in England, machte ihren Feldzug gegen Eduard II. mit, wohnte dem feierlichen Siegeseinzuge in London am 4. Jan. 1327 an und billigte die Abſetzung des unfähigen Monarchen. Bald aber verdroß ihn die nichtswürdige Herrſchaft des Günſtlings Mortimer, Grafen von March; er und ſein älterer Bruder, Graf Thomas von Norfolk, verbanden ſich mit dem Grafen Heinrich von Lancaſter gegen ihn; es herrſchte jedoch keine Eintracht unter ihnen, ſie ließen Heinrich in Bedford im Stiche und er mußte einen erniedrigenden Vergleich mit dem Hofe ſchließen. Eine neue Schilderhebung gegen Mortimer und Iſabella bereitete ſich bald im ſtillen vor, man wollte ihnen Eduard III. aus den Händen winden, Edmund und Thomas ſchloſſen ſich den Unzufriedenen an, aber Edmund wurde auf Befehl Mortimer's und Iſabella's am 13. März 1330 verhaftet, andere Herren fanden daſſelbe Schickſal. Edmund wurde angeklagt, er habe durch falſche Angaben, Eduard II. lebe noch als Gefangener in Corfe, das Volk zu ſeiner Befreiung und zum Aufſtand gegen die neue Regierung aufgeſtachelt, und da Briefſchaften gegen ihn vorhanden waren, ſo wollte man an dem königlichen Prinzen zeigen, weſſen man fähig ſei. Es hatten ihm in Kenſington Predigermönche vorgeſpiegelt, der Papſt würde insgeheim die Befreiung Eduard's II., der noch lebe, unterſtützen; er war mit ins Ausland geflüchteten Großen in Verbindung getreten, um Streitkräfte nach Schottland zu werfen, ſich mit dortigen Freunden zu vereinigen, in England einzufallen und die Regierung zu ſtürzen. Der Graf geſtand vor dem königlichen Coroner Robert Howel am 16. März ungezwungen die ganze Verſchwörung ein und erklärte ſich zu demüthiger Buße bereit. Er wurde auf Hochverrath verurtheilt. War auch der Graf durch manche Rückſichtsloſigkeit und Härte, die ſeine Leute ſich zu Schulden kommen ließen, wenig populär, ſo glaubte das Volk doch nicht, daß ſelbſt ſein Haupt Iſabella und Mortimer nicht zu hoch ſei. Dieſe jedoch waren erbarmungslos; ſie warfen ſeine Gemahlin und Kinder in den Kerker, zogen ſeine Habe ein und ließen ihn hinrichten. Kein Henker wollte an ihn die Hand legen, ſtundenlang erwartete er auf dem Richtplatze den Tod, endlich hieb ihm ein Verbrecher aus dem Hofgefängniſſe am 21. März 1330 den Kopf ab. Die Hinrichtung wurde in ganz England verkündet und die Behörden mußten gegen Verbreiter des Gerüchts, der Graf habe aus andern Gründen als wegen Hochverraths den Tod erlitten und Eduard II. lebe noch, einſchreiten. Im Proceſſe Mortimer's wurde dieſem vorgeworfen, er ſelbſt habe Edmund in die Anſicht, der König lebe noch, verſtrickt und ihn unſchuldig hinrichten laſſen, und er geſtand zu, ihn planmäßig in die Falle gelockt zu haben.

Digitized by Google

Auf Bitten von Edmund's Witwe, Margaretha, und ihrer Söhne erſtattete König Eduard III. ihr Eigenthum zurück, that für ſie Fürſprache bei dem Papſte und erwies ihnen viele Gunſt. Ihre Söhne Eduard und Johann ſtarben frühe, ihre Tochter Johanna heirathete den Grafen Wilhelm den Jüngern von Salisbury, ließ ſich ſcheiden, heirathete Sir Thomas Holland und nach ſeinem Tode am 10. Oct. 1361 den „Schwarzen Prinzen" Eduard von Wales, der am 8. Juni 1376 verſchied; „die Maid von Kent", durch ihn Mutter König Richard's II., ſtarb unter deſſen Regierung am 8. Juli 1385. Ihr zweiter Gemahl, Sir Thomas Holland, war 1360 Graf von Kent geworden; dieſer Titel vererbte auf ſeinen älteſten Sohn und auf deſſen Sohn Thomas, den Richard 1397 zum Herzog von Surrey creirte, Heinrich IV. 1400 enthaupten ließ. In ſeinem Bruder Edmund erloſch 1407 dies gräfliche Haus Kent. Im J. 1461 wurde William Neville, Lord Fauconberg, zum Grafen von Kent erhoben, ſtarb aber ſchon 1462 ohne männliche Nachkommen. Der Titel ging an die Familie Grey 1465 über, 1706 wurde derſelbe in den Titel eines Marquis verändert, 1710 ein Grey Herzog von Kent, doch erloſch der Titel 1740 und lebte erſt 1799 in Herzog Eduard (ſ. den Folgenden) wieder auf. Vgl. R. Pauli, Geſchichte von England, Bd. IV, Gotha 1855.

2) Eduard Auguſt, Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin, und Marie Louiſe Victoria, Herzogin von Kent. Als vierter Sohn König Georg's III. von Großbritannien und Irland und Sophie Charlottens von Mecklenburg-Strelitz am 2. Nov. 1767 geboren, erhielt Prinz Eduard ſeine erſte Erziehung in England, kam aber früh nach Hannover und in das Heer; militäriſche Disciplin war lebenslang ſeine größte Freude, er war Soldat mit Leib und Seele, von athletiſcher Geſtalt und Kraft. Zum Oberſten avancirt, diente er 1790 und 1791 unter General O'Hara in Gibraltar, machte ſich aber wegen ſeiner Strenge ſo verhaßt, daß ſein Regiment wiederholt meuterte und ſein Leben mehrfach bedroht ward. Er ging nun nach Canada, wo er die Streitkräfte befehligte. Im J. 1794 betheiligte er ſich an der Expedition des Sir Charles Grey gegen die franzöſiſchen Inſeln Weſtindiens und gab Beweiſe großer Tapferkeit bei dem Sturme mehrerer Forts in Martinique und Guadeloupe. Er wurde Gouverneur zu Halifax in Neuſchottland, dann zu Portsmouth, wo er im November 1798 Bürgerrecht erhielt, 1800 General, 1802 Gouverneur von Gibraltar, wo ſeine ſtrengen Maßnahmen zur Unterdrückung der Misbräuche der Garniſon zu großer Aufregung und Unruhe führten, ſodaß er 1803 bereits abberufen wurde. Er erlangte 1805 die Würde des Feldmarſchalls, wurde Inhaber eines Infanterieregiments und empfing die Sinecure eines Oberjägermeiſters von Hamptoncourt-Park. Am 23. April 1799 trat er ins Oberhaus als Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin und erhielt vom Parlament ein Jahrgeld von 12,000 Pfd. St., befand ſich aber ſtets in großer Geldverlegenheit, die ihn 1816 zur Ueberſiedelung nach Brüſſel bewog, wo er in äußerſt eingeſchränkten Verhältniſſen lebte. „Er hatte viel von Welt und Menſchen geſehen. Mit Anſtand und Leichtigkeit benahm er ſich in Geſellſchaft, war abſichtlich höflich und verbindlich, und da er die Gabe der Rede in nicht geringem Grade beſaß, ſo drückte er ſich im Engliſchen und Franzöſiſchen mit einer gewiſſen Beredſamkeit und Nettigkeit aus. Sein Mienenſpiel verrieth Berechnung. Er war nicht ohne Fähigkeit, nicht ohne Bildung, und von großem Thätigkeitstrieb. Seine Untergebenen klagten über ſeine Strenge und pedantiſche Ordnungsliebe. Die Regulirung ſeiner Finanzen, die Vervollkommnung deſſen, was die Engländer häuslichen Comfort und häusliches Syſtem nennen, und eine wahrhaft großartig ausgedehnte Betriebſamkeit der Protection anderer und Verwendung in fremden Angelegenheiten — er empfing beinahe jedermann, der ihn ſehen und ſeine Hülfe in Anſpruch nehmen wollte — bildeten ſeine Beſchäftigung. Der Herzog war ſich wohl bewußt, nur geringen Einfluß zu beſitzen. Dies hielt ihn nicht ab, die an ihn gelangenden Geſuche, wenn nur irgend möglich, befürwortend an die Behörden gelangen zu laſſen, ſodaß ſein Name von den Beamten aller Departements mit Seufzen genannt wurde. Für dieſe Zwecke unterhielt er eine lebhafte und ſehr ausgebreitete Correſpondenz, die drei bis vier Privatſecretaire kaum im Stande waren zu bewältigen. Liberale politiſche Grundſätze waren damals in England in der Minorität, und wenn der Herzog ſich dazu bekannte, ſo begreift ſich, warum die ganze damals herrſchende und mächtige Partei ihn haſſen mußte. Auch das Verhältniß zu ſeinen Herren Brüdern war ein ſehr unfreundliches" (Stockmar). Auf politiſchem Gebiete war Herzog Eduard unveränderlich liberal, tolerant und verſöhnlich, im Parlamente gehörten er und ſein jüngerer Bruder, der Herzog von Suſſex, zur Oppoſition, in ſeinen letzten Jahren war er populärer als ſeine meiſten Brüder.

Am 29. Mai 1818 heirathete er in Koburg Marie Louiſe Victoria, Tochter des Herzogs Franz von Sachſen-Koburg-Saalfeld und der Auguſte Karoline Sophie von Reuß-Ebersdorf. Sie war in Koburg am 17. Aug. 1786 geboren und hatte am 21. Dec. 1803 den regierenden Fürſten Emich Karl von Leiningen (geb. 27. Sept. 1763) geheirathet, der am 4. Juli 1814 ſtarb. Als Vormünderin verwaltete ſie die Beſitzungen ihres Sohnes, des Fürſten Karl Friedrich Wilhelm Emich von Leiningen, bis er ſie am 12. Sept. 1823 ſelbſt antrat; ihre Tochter, Prinzeſſin Anna Feodora Auguſte Charlotte Wilhelmine, vermählte ſich 1828 mit dem regierenden Fürſten Ernſt Chriſtian Karl von Hohenlohe-Langenburg und ſtarb, ſeit 12. April 1860 verwitwet, am 23. Sept. 1872. Als verwitwete Fürſtin von Leiningen lebte Marie Louiſe Victoria abwechſelnd in Amorbach und bei ihrem Bruder, dem Herzoge Ernſt I., in Koburg, wo ſie der Herzog von Kent kennen lernte und zur Ehe nahm. Sie war von großer Schönheit, von Natur heiter und freundlich, voll warmen Gefühls, „der Wahrheit, der Liebe und Freundſchaft, der Uneigennützigkeit, dem Mitleiden, ja ſelbſt der Großmuth natürlich zugewendet" (Stockmar). Das junge Paar ſchlug ſeine Reſidenz in Amor-

Digitized by Google

bach auf, in Kew fand die Vermählung nochmals am 11. Juli 1818 ſtatt. Der Herzog war feſt überzeugt, daß er auf den Thron komme, und ſagte oft: „Meine Brüder ſind weniger geſund als ich; ich habe regelmäßig gelebt, ich überlebe ſie alle; der Thron wird an mich und an meine Kinder kommen.“ Aus Geldnöthen blieben Herzog und Herzogin in Amorbach, bis die Niederkunft der letzteren bevorſtand; der künftige Thronerbe ſollte in England geboren werden. Die Brüder weigerten ſich, dem Herzoge die Mittel zur Reiſe und zum Aufenthalte in England zu bieten, Freunde legten zuſammen und im Frühjahre 1819 traf das Paar in der Heimat des Herzogs ein. Die Reſidenz wurde im Kenſington-Palaſt aufgeſchlagen, wo am 24. Mai 1819 Prinzeſſin Alexandrine Victoria das Licht erblickte. Die Aeltern lebten nur ihrem Kinde, auf das der Herzog gern mit den Worten hindeutete: „Nehmt ſie in Acht, denn ſie wird Königin von England.“ Den Winter verlebte das herzogliche Paar an der Seeküſte in Sidmouth. Hier zog ſich der Herzog auf einem Spaziergange, wo er total durchnäßt wurde, eine Erkältung zu, glaubte wegen ſeiner kräftigen Natur keinen Werth darauf legen zu müſſen, aber eine heftige Lungenentzündung führte unerwartet raſch ſein Ende herbei. Mühſam unterzeichnete er ſein Teſtament und ſtarb in Sidmouth am 23. Jan. 1820; er wurde am 12. Febr. in Windſor beſtattet. Seine Gemahlin, die ihn mit rührender Liebe gepflegt hatte, erbte eine große Schuldenmaſſe, kehrte in den Kenſington-Palaſt zurück und widmete ſich der Erziehung ihrer Tochter, der präſumtiven Thronerbin. Für den Fall, ihre Tochter könne noch unmündig auf den Thron gelangen, wurde die Herzogin 1825 vom Parlamente zur Regentin erklärt. Sie war die einzige Mutter ſeit der Reſtauration, welche unumſchränkte Macht über die Erziehung des Thronerben beſaß. Eben volljährig geworden, beſtieg ihre Tochter am 20. Juni 1837 den Thron als Victoria I. Die Herzogin lebte an dem Hofe der Königin, die ihren Lebensabend verſchönerte. Nach längerem Leiden ſtarb ſie zu Frogmore-Lodge am 16. März 1861.

Durch Patent vom 24. Mai 1866 verlieh Königin Victoria ihrem zweiten Sohne Alfred, Herzog von Edinburgh, auch den Titel eines Grafen von Ulſter und von Kent.

Vgl. Erskine Neale, Life of Edward, Duke of Kent (London 1850); The Georgian Era, Bd. I (London 1832); Ernſt Freiherr von Stockmar, Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Chriſtian Friedrich von Stockmar (Braunſchweig 1872); C. Grey, The early years of H. R. H. the Prince-Consort (4. Aufl., London 1869); Th. Martin, Life of H. R. H. the Prince-Consort (4 Bde., London 1876 fg.).

(Arthur Kleinschmidt.)

KENT (James), hervorragender amerikaniſcher Juriſt, war geboren am 31. Juli 1763 zu Philippi in der Grafſchaft Putnam im nordamerikaniſchen Unionsſtaate Neuyork und ſtarb am 12. Dec. 1847 in der Stadt Neuyork. Aus einer ſchon von altersher im Staate Connecticut angeſeſſenen Familie ſtammend, folgte Kent dem Beiſpiele ſeines Vaters, eines Advocaten, und ſtudirte, nachdem er im J. 1781 am Yale-College graduirt hatte, unter Leitung Benſon's, des Generalanwalts des Staates Neuyork, die Rechte. Im J. 1787 als Rechtsanwalt zugelaſſen, begann er in Poughkeepſie als Advocat zu practiciren und zeichnete ſich vom erſten Tage ſeiner praktiſchen Thätigkeit an durch ſeinen ſcharfen juriſtiſchen Verſtand ſowie durch ſeine gediegenen Rechtskenntniſſe aus. Im J. 1790 und 1792 als Mitglied der Staatslegislatur für die Grafſchaft Dutcheß gewählt, griff er zugleich ſchon früh in das politiſche Leben ſeines Landes handelnd mit ein. Die gerade damals zur Annahme gelangenden, für den politiſchen Ausbau der jungen Republik hochbedeutungsvollen Amendements zur Bundesverfaſſung und die durch ſie hervorgerufenen Kämpfe ließen zu jener Zeit die politiſchen Parteiwogen beſonders hoch gehen. Zwei Richtungen ſtanden ſich ſchroff gegenüber. Die föderaliſtiſche, vertreten durch Hamilton und Jay, forderte einen ſtarken Bundesſtaat mit ausgedehnter Centralgewalt und die unbedingte Unterordnung der Einzelſtaaten unter jene. Die antiföderaliſtiſche, von Jefferſon geführt, erſtrebte dagegen die Stärkung der Einzelſtaaten und in Verbindung damit einen decentraliſirten, mehr zum Staatenbunde hinneigenden Bundesſtaat unter Herabdrückung ſeiner Machtvollkommenheiten auf das niedrigſte Niveau der Verfaſſung. Jene Amendements zur Bundesverfaſſung proclamirten nun gleichſam die Grundrechte des Volks der Vereinigten Staaten. Sie garantirten die Religions-, Rede- und Preßfreiheit, die Unverletzlichkeit der Perſon und des Eigenthums für die Geſammtheit und entriſſen damit weſentliche Machtbefugniſſe der Geſetzgebung der Einzelſtaaten. Mit ihrer Annahme errangen daher die Föderaliſten einen entſchiedenen Sieg, obwol unverkennbar im Art. X und XI den Gegnern ſchwerſchwiegende Zugeſtändniſſe gemacht wurden. Dieſelben lauten nämlich:

Art. X: „Die Gewalten, welche den Vereinigten
„Staaten durch die Verfaſſung nicht übertragen oder
„durch ſie den Staaten nicht verboten ſind, bleiben re-
„ſpective den Staaten oder dem Volke vorbehalten.“

Art. XI: „Die richterliche Gewalt der Vereinigten
„Staaten ſoll nicht ſo ausgelegt werden, als erſtrecke ſie
„ſich auf irgendeinen Rechtsſtreit, welcher gegen einen der
„Vereinigten Staaten, oder von Bürgern oder von Unter-
„thanen eines fremden Staates angefangen oder fort-
„geführt wird.“

In dieſen Verfaſſungskämpfen war Kent ein eifriges und hervorragendes Mitglied der föderaliſtiſchen Partei und lenkte durch ſeinen Geiſt und Eifer die Aufmerkſamkeit der bedeutenden Führer Hamilton und Jay auf ſich. Indem er deren Vertrauen gewann, geſtaltete ſich ſeitdem zwiſchen ihm und dieſen beiden Männern ein nahes Verhältniß. Daſſelbe wirkte auf Kent ſowol geiſtig als auch äußerlich ſehr fruchtbar. Hamilton rieth ihm, ſich vorzüglich dem Civilrechte zuzuwenden und dieſes an der Hand europäiſcher Juriſten zu ſtudiren. Hier eignete er ſich das tiefe Wiſſen und das feine juri-

Digitized by Google

ſtiſche Gefühl an, welches in allen ſeinen ſpäteren Werken zur Aeußerung gelangt. Nachdem ſich Kent im J. 1793 ohne Erfolg um einen Congreß-Sitz beworben hatte, ſiedelte er noch in demſelben Jahre nach Neuyork über. Hier wurde er vom Gouverneur Jay zum «Master in Chancery» (Richter in Proceſſen, die nach den Grundſätzen der aequitas und nicht nach strictem Rechte entſchieden werden) ernannt und 1796 als Abgeordneter in die Staatslegislatur gewählt. Gleichzeitig übertrug ihm auch das Columbia-College die Profeſſur der Rechte. Drei Cyklen von Vorleſungen, welche er in dieſer Eigenſchaft hielt, erregten großen Beifall in der juriſtiſchen Welt. Dieſelben wurden im Jahre darauf veröffentlicht und lieferten die Grundlage und die Einleitung zu ſeinen erſt viel ſpäter ausgearbeiteten und herausgegebenen «Commentaries on American Law» (4 Bde., 1826—30), welche ſeitdem in 12 Auflagen erſchienen ſind. Im J. 1797 zum Stadtſyndikus (Recorder of the City) ernannt, erwies er ſich in dieſem Amte ſo fähig, daß ſich Gouverneur Jay veranlaßt ſah, den erſt 35 Jahre alten Mann wegen ſeiner außergewöhnlichen Tüchtigkeit 1798 zum Mitglied des höchſten Gerichtshofs des Staates zu ernennen. Dieſem gehörte er bis zum Jahre 1814 an, nachdem er 1804 Vorſitzender deſſelben geworden war.

Der höchſte Gerichtshof ſowol als auch das ganze Rechtsſyſtem befanden ſich zu jener Zeit in einem höchſt primitiven und rohen Zuſtande. Erſterer ſetzte ſich nach dem Vorbilde der engliſchen «King's Bench» aus fünf Richtern zuſammen. Dieſe bereiſten die Gerichtsbezirke, unterſuchten ſtreitige Rechtsfälle und verſammelten ſich im Jahre viermal an einem verabredeten Orte, um beſonders wichtige und umfangreiche Rechtsſachen zur Entſcheidung zu bringen. Dabei war das Verfahren äußerſt ſchleppend und zeitraubend. Andererſeits waren aber die Quellen des poſitiven Rechts höchſt unzureichende. Sie beſtanden ſowol für das materielle Recht als auch für das Proceßrecht hauptſächlich in engliſchen Entſcheidungen und Präcedenzfällen. Amerikaniſche Rechtsbücher gab es nicht, ebenſo wenig Sammlungen amerikaniſcher Vorentſcheidungen. Der ganze Rechtszuſtand ſchwebte in der Luft. Von England herübergenommen, ſtand er den neuen Verhältniſſen größtentheils unvermittelt gegenüber. Hier war nun der oberſte Gerichtshof der naturgemäß ſich bietende Factor, um auf dem Wege der Praxis dieſen Misſtänden abzuhelfen. Er hatte ſich der ſchwierigen Aufgabe zu unterziehen, ein complicirtes und umfangreiches Rechtsſyſtem den Bedürfniſſen einer jungen, im Aufſchwung begriffenen Nation praktiſch anzupaſſen. In ſeiner Thätigkeit ſchied er demgemäß zunächſt die auf amerikaniſche Verhältniſſe unanwendbaren Grundſätze des gemeinen engliſchen Rechts aus, andererſeits entwickelte er ſie weiter. Sodann ſchuf er für neue Rechtsverhältniſſe neue Rechtsſätze. Unter ſeinem Schutze bildete ſich ein brauchbares nationales Gewohnheitsrecht und eine conſequente gerichtliche Praxis heran. Endlich aber verſchaffte er den Grundſätzen des Handelsrechts eine größere Anerkennung und Anwendung und beſtimmte die Grenzen und den Inhalt des Verfaſſungsrechts. In erſter Linie war es nun Kent's Energie und Umſicht zu verdanken, daß der höchſte Gerichtshof dieſe ſchwierige Aufgabe in ſo befriedigender Weiſe löſte. Die 14 Bände, welche die geſammelten, unter Kent's Mitwirkung zu jener Zeit gefällten Entſcheidungen des höchſten Gerichtshofs enthalten, legen dafür ein beredtes Zeugniß ab.

Aber nicht blos in ſeiner richterlichen Thätigkeit bewährte ſich Kent's hervorragende Tüchtigkeit. Die damalige Verfaſſung des Staates Neuyork legte nämlich dem Richterſtande auch eine äußerſt wichtige politiſche Pflicht auf. Die Mitglieder des oberſten Gerichtshofes und der Kanzler (Vorſitzender des court of Chancery) bildeten zuſammen mit dem Gouverneur des Staates einen Reviſionshof, welchem den Acten der Legislatur gegenüber ein bedingtes Veto zuſtand. Dieſer Reviſionshof wurde jedoch durch die Convention des Jahres 1822 mit Einwilligung der Richter ſelbſt aufgelöſt, da dieſe ganz richtig erkannten, daß der höchſte Gerichtshof als Factor des Reviſionshofes den Einflüſſen des politiſchen Lebens zu ſehr ausgeſetzt und deshalb nicht in dem für den Richter erforderlichen Maße im Stande war, ſeine Unabhängigkeit und Unbefangenheit zu wahren. Die nach ſeiner Auflöſung erfolgte Veröffentlichung der Verhandlungen des Reviſionshofes laſſen auch die ſtaatsmänniſche und politiſche Bedeutung Kent's im hellſten Lichte erſcheinen.

Im J. 1814 wurde Kent zum Kanzler ernannt. Bis dahin war der Kanzlei-Gerichtshof im Rechtsleben des Staates nur von untergeordneter Bedeutung geweſen. Theilweiſe war dies auch der Natur der ihm unterliegenden Rechtsſachen zuzuſchreiben. Denn verwickelte Nachlaß- und Grundbeſitzregulirungen, welche hauptſächlich der Kanzlei-Gerichtsbarkeit unterworfen waren, gehören einer mehr vorgeſchrittenen Periode nationalen Wachsthums an. Andererſeits war aber auch das Verfahren des Gerichtshofes ein ſehr weitſchweifiges und dabei koſtſpieliges geweſen, ſodaß er ſowol vom Publikum als auch von den Juriſten ſelbſt mit misgünſtigen Augen betrachtet wurde. Wie früher bei ſeinem Eintritt als Mitglied in den höchſten Gerichtshof, rief Kent auch hier als Kanzler einen wunderbaren Umſchwung hervor. Als er nach nur neun Jahre langer Verwaltung ſein Amt niederlegte, richtete die Anwaltskammer eine Adreſſe an ihn, in welcher er dafür geprieſen wurde, im Laufe von neun Jahren ein Syſtem der Jurisprudenz und der Jurisdiction auf weiſen und nationalen Grundlagen aufgebaut zu haben. Die von ihm als Kanzler gefällten Entſcheidungen ſind in den ſieben Bänden von Johnſon's «Chancery Reports» enthalten und bieten eine tiefgelehrte und gründliche Darlegung des geſammten Syſtems des Billigkeits-Rechts (jus aequum).

Im J. 1822 wurde Kent als Mitglied in die Convention gewählt, welche eine Reviſion der Verfaſſung des Staats vorzunehmen hatte. Es machten ſich damals, wo namentlich die tonangebende Stadt Neuyork den Uebergang von einer Provinzialſtadt zur Großſtadt bewerkſtelligte, zuerſt jene Beſtrebungen beſonders geltend, welche das allgemeine

Digitized by Google

Stimmrecht in ſtaatlichen und ſtädtiſchen Angelegenheiten zu einem ganz unbedingten zu erheben ſuchten. Bisher von der Leiſtung einer perſönlichen Pflicht, der Zahlung einer Steuer, abhängig, ſollte das Stimmrecht nunmehr jedem großjährigen männlichen Weißen zuſtehen. Aber nicht genug damit, ſollten ſämmtliche Aemter im Staat durch Volkswahl beſetzt werden. Kent's Standpunkt zu dieſer Frage war ein ſtreng conſervativer. Wie alle denkenden Männer jener Zeit verfolgte er mit trüber Sorge dieſe ungeſunde demokratiſche Strömung und bekämpfte ſie mit großer Energie, wenn auch nur mit geringem Erfolge. Denn ein ſchon im November 1826 angenommenes Amendement zur Conſtitution erfüllte dieſe erſte Forderung der demokratiſchen Demagogen und räumte jedem großjährigen männlichen Weißen das Stimmrecht ein. Während bisher der Bürgermeiſter der Stadt Neuyork von den Stadtverordneten (Common Council) alljährlich neu ernannt wurde, verfügte ein ſpäteres Geſetz ſeine Wahl durchs Volk. Im Laufe der Jahre wurden faſt alle ſtädtiſchen Aemter zu wählbaren, und die neue, jetzt noch geltende Verfaſſung von 1846, welche ſogar die Wahl der Richter durch das Volk verfügte, beſiegelte dieſen Triumph des abſtracten demokratiſchen Princips, welches einen wahren Götzendienſt mit dem „freien, edeln, nie irrenden und in ſeiner Geſammtheit immer weiſen Volke“ treibt. Kent ſeinerſeits bemerkt darüber (Commentaries on American Law, 9. Aufl., 1. Bd., S. 240 und 242): „Der Fortſchritt und Impuls der öffentlichen Meinung zerſtört nur zu ſchnell jede conſtitutionelle Schranke, jedes conſervative Element, welches von den weiſen Männern, welche die erſte amerikaniſche Verfaſſung entworfen haben, als Bollwerk gegen den Misbrauch des Volksſtimmrechts errichtet worden war.“ Und weiter: „Dieſer reißende Strom, welcher die frühern conſtitutionellen Schranken niederwirft, fordert zum ernſteſten Nachdenken auf. Um der gefährlichen Tendenz ſolch combinirter Kräfte, als allgemeinem Stimmrecht, häufigen Wahlen, Wählbarkeit aller Beamten, kurzen Amtsterminen, ſowie der unbeſchränkten Preſſe entgegenzuwirken, kurz ſie alle davon abzuhalten, unſere politiſche Maſchine zu zerſtören, dazu muß das Volk eine größere als die gewöhnliche Doſis jener Weisheit haben, welche in erſter Linie rein, dann aber friedlich und endlich nachgiebig iſt.“

Kent gibt in dieſen Worten den Anſichten der Gründer der Republik und der Staatsmänner des revolutionären Zeitalters Ausdruck, welche wieder in den Anſchauungen der repräſentativen Demokratie wurzeln. Dieſe gingen von dem Grundſatze aus, daß das Volk als Quelle aller Macht zur guten Auswahl ſeiner Vertreter nicht allein befähigt, ſondern auch berechtigt ſei, die Einrichtungen des Staates nach ſeinen Zwecken zu beſtimmen und die Organe ſeines Willens für eine verfaſſungs- und geſetzmäßige Ausübung der ihnen anvertrauten Gewalt verantwortlich zu machen. Sie verlangten eben gewiſſe Eigenſchaften von den Wählern und machten die Ernennung zu Aemtern von einer gewiſſen Befähigung abhängig; betrachteten alſo die Ausübung des activen Wahlrechts mehr aus dem Geſichtspunkte eines Auftrags als eines Anſpruchs. Von dieſem Geſichtspunkte aus erklären ſich denn auch verſchiedene Beſchränkungen des Stimmrechts in den nach der Losreißung von England eingeführten Verfaſſungen, während die Ernennung zu den höheren Aemtern der vollziehenden Gewalt auf Wohlverhalten übertragen wurde. Nur in der Beſetzung der örtlichen Stellen machte ſich die freie, unmittelbare Volkswahl geltend, weil man hier den Wählern die nöthigen Perſonen und Sachkenntniß zutraute. Dieſe Auffaſſung wurde aber als ariſtokratiſch und bevormundend von den Politikern der einzelnen Staaten mehr oder weniger untergraben und allmählich durch die Lehre verdrängt, daß die Ernennung zu allen Aemtern ein weſentliches Recht der Wähler bilde, daß die Theilnahme des Einzelnen an allen Handlungen des ſouveränen Volks das unveräußerliche Recht des freien Mannes und ſomit lediglich durch ſein Bürgerthum, nicht aber durch anderweitige, beſondere Eigenſchaften bedingt ſei. So wurden denn im Laufe der Jahre in dieſer Richtung die wichtigſten Verfaſſungsänderungen verlangt und allmählich auch durchgeſetzt. Der Mahnruf der Beſonnenern, wie Kent's, verhallte ungehört. Dieſe wurden als unpraktiſche Schwärmer verhöhnt und den Maſſen denuncirt, weil ſie dem Volke den ihm von den Politikern beigebrachten Wahn nehmen wollten, daß numeriſche Mehrheit und Volksherrſchaft gleichbedeutende Begriffe ſeien.

Kent's Bedeutung in dieſem Kampfe beſchränkt ſich nicht blos auf ſeinen Geburtsſtaat, ſondern erſtreckt ſich auf das ganze Land. Unerſchrocken trat er für ſeine tief im engliſchen Recht wurzelnde Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer repräſentativen Demokratie gegen die franzöſiſche radicale Theorie ein. Wenn auch nicht ſiegreich, hat er doch durch die vortreffliche Begründung ſeiner Ueberzeugung den Boden für eine beſſere Zukunft vorbereitet. Man muß die allgemeine politiſche Entwickelung des Landes näher ins Auge faſſen, um dieſen verhängnißvollen demokratiſchen Umſchwung im Staate Neuyork richtig zu verſtehen. Er fällt in das zweite Viertel des Jahrhunderts und läuft parallel mit den Siegen und der endlichen Suprematie der Sklavenhalter. In dieſer Periode kämpfen die ſüdlichen Barone und die nördlichen Demagogen Arm in Arm für Herrſchaft und Beute. Der Adel, der ſich an der Bundeskrippe hält und den Staat regiert, läßt den nördlichen Plebejern um ſo lieber die Fiſche und Brote der Staats- und Stadtämter, als er dadurch, daß er ſie Schritt vor Schritt ihren Weg weiter kämpfen und ihnen ſeinen Schutz angedeihen läßt, ihre Concurrenz auf dem Bundesgebiet möglichſt abſchneidet. Es iſt durchaus kein bloßer Zufall, daß dieſe demokratiſche Strömung unmittelbar nach dem erſten großen innern Siege des Südens, dem Miſſouri-Compromiß (1821), beginnt, und daß ſie ihren Höhepunkt mit dem glücklichſten und bedeutendſten demokratiſchen Erfolge, dem mexicaniſchen Kriege, erreicht. Im Süden agitirt Calhoun für die Seceſſion und im Norden ſtellt Marcy zu derſelben Zeit die ruchloſe Lehre auf: „Dem Sieger gehört die Beute!“ Es iſt der Aus-

Digitized by Google

fluß eines und deſſelben Geiſtes oder vielmehr einer und derſelben Gewaltthat und Roheit. Der Pflanzeradel und der ſtädtiſche Pöbel bilden eine gegenſeitige politiſche Verſicherungsgeſellſchaft und kämpfen, jeder die Abgrenzung ſeines Gebiets ſich vorbehaltend, unter demokratiſcher Maske gegen die Freiheit des Landes, gegen die Exiſtenz der Union. Erſt der frech heraufbeſchworene Seceſſionskrieg (1861—65) bereitete dieſem durchaus nicht unnatürlichen Bündniß ein Ende, ohne jedoch mit ſeinen verderblichen Folgen ganz aufzuräumen. Zu den ſchlechteſten der letztern gehört der corrupte Beamtenſtand, ein Ausfluß jener von Kent bekämpften Auswüchſe.

Kent's Amtstermin als Kanzler lief im J. 1823 ab. Da er damals 60 Jahre alt war, durfte er nach der beſtehenden Verfaſſung des Staats ein Richteramt nicht mehr bekleiden. Er kehrte daher nach Neuyork zurück, von wo er verzogen war, als er Richter wurde. Hier wählte ihn das Columbia-College wieder zum Rechtslehrer. Mehrere Jahre lang hielt er vor zahlreichen Zuhörern, nicht blos Studenten, Vorleſungen, welche er ſpäter in ſeinen «Commentaries on American Law» zuſammenfaßte. Dieſes Werk hat mit Recht eine Weltberühmtheit erlangt. Es hat in den Vereinigten Staaten den Platz eingenommen, welchen in England ſchon lange vorher Blackſtone mit ſeinen «Commentaries on the Laws of England» ausgefüllt hatte. Es umfaßt nicht blos das Recht der Geſammtunion, ſondern auch das Einzelrecht der verſchiedenen Staaten, geſchriebenes und ungeſchriebenes. Großartig in ſeiner Anlage, gründlich in ſeiner Quellenforſchung, bis in die Einzelheiten glücklich durchgeführt, entzückt dieſes Werk ebenſo ſehr durch die Schönheit ſeiner Sprache als durch das tiefe Wiſſen, welches es in ſich birgt. Dabei iſt es ein werthvolles Hülfsmittel für den praktiſchen Juriſten und bietet dem Anfänger die beſte Einleitung in ſein Studium.

Kent's letzte Lebensjahre waren ſtiller Beſchäftigung gewidmet. Er verbeſſerte und vermehrte ſeine „Commentare", ertheilte Gutachten über Fragen der Geſetzgebung, rieth und entſchied die ihm vorgelegten juriſtiſchen Streitfragen und erfüllte alle Pflichten eines thätigen und patriotiſchen Bürgers. Im J. 1836 verfaßte er auf den Wunſch der Stadtverordneten (Common Council) Neuyorks eine umfangreiche Abhandlung über den Freibrief (charter) der Stadt und über die Machtbefugniſſe ſtädtiſcher Beamten. In ſeinem Privatleben war er ein ebenſo gemeinnütziger wie beſcheidener Mann, ein vortrefflicher Gatte und Vater und hochgeachtet von ſeinen Mitbürgern, deren Stolz er mit Recht noch heute iſt.

(Friedrich Kapp.)

KENT (William), engliſcher Maler und Architekt, geb. 1685 in der Grafſchaft York. Den erſten Kunſtunterricht erhielt er bei einem Kutſchenmaler und wurde ſelbſt ein ſolcher. Es wurde ihm durch eine Unterſtützung ermöglicht 1710 nach Rom zu gehen, wo er ſich unter der Leitung des Ben. Luti mit der Malerei beſchäftigte, ohne indeſſen auf dieſem Gebiete etwas Beſonderes zu leiſten, trotzdem er in Rom den zweiten Preis der Akademie erhielt. Dagegen hatte er für das Ornament Talent und dieſes wird Urſache geweſen ſein, daß er nach ſeiner Rückkehr zum Hofmaler ernannt wurde. Für Verzierungen gab er längere Zeit den Ton in England an. Die Malerei ſcheint er ſpäter ganz aufgegeben zu haben; vielleicht hat ihn Hogarth's Satire dieſer abwendig gemacht, der ein Altarbild Kent's in der St.-Clemenskirche ſtach, aber abſichtlich durch Verzerrung ins Lächerliche übertrug. Lord Burlington war ſein Gönner und dieſer ſcheint ihn für die Architektur gewonnen zu haben. Für den Grafen Leiceſter entwarf er den Plan für deſſen Landſitz in Holkham in der Grafſchaft Norfolk. Der Bau wird wegen ſeiner Großartigkeit ſehr gelobt; das Material war zwar nur Backſtein, aber dieſer wurde in beſondern Brennereien ſehr ſorgfältig behandelt und auch die Geſimſe wurden aufs ſchönſte gebrannt. Beſonders iſt die Halle ſchön und reich; die korinthiſchen Säulen, die ihr ein pompöſes Anſehen geben, ſind aus ſchönem Alabaſter hergeſtellt, der in Derbyſhire gewonnen wird. Man macht aber an dem Baue die Ausſtellung, daß nicht alle Theile der Architektur harmoniſch zuſammenwirken. Dieſer Fehler könnte indeſſen auf Rechnung der Zeit geſetzt werden. Böſe Zungen aber ſagten, daß Kent überhaupt kein Architekt ſei und daß ſeine angeblichen Pläne eigentlich geiſtiges Eigenthum des Lords Burlington ſei, der ſeine Entwürfe mit Kent's Namen decke. Es läßt ſich nicht beweiſen, was daran wahr iſt. Für das Treppenhaus des Schloſſes ahmte er jenes von Chatsworth nach, einem Landſitze des Herzogs von Devonſhire, der von dem verdienſtvollen Architekten W. Talman erbaut iſt. — Zu Kent's beſten Leiſtungen in der Architektur wird auch der Venustempel in Stowe gezählt. Sein Hauptverdienſt liegt aber auf einem ganz andern Gebiete, in der Gartenkunſt, und hierin verdient er in der That das größte Lob. Sein Verdienſt iſt es, die unnatürliche franzöſiſche Gartenkunſt, die Hecken zu Mauern und Baumgruppen zu architektoniſchen Formen umwandelte, in England verdrängt zu haben. Indem er der Natur freien Spielraum gewährte und den Bäumen erlaubte zu wachſen, wie es ihnen angeboren iſt, und wieder als Staffage ihren äſthetiſchen und wahren Standpunkt einzunehmen, iſt er der Begründer der neueren engliſchen Gartenkunſt, der Parkanlagen geworden. Sein gerühmtes Werk dieſer Art iſt der Garten von Kenſington, den er für die Königin Karoline anlegte. Er ſtarb zu Burlington am 12. April 1748. Schließlich ſei noch erwähnt, daß er mit J. Warn im J. 1727 eine Sammlung der Werke des berühmten engliſchen Architekten Inigo Jones herausgab, die nach ſeinem Tode, 1770, in zweiter Auflage mit franzöſiſchem Text erſchien.

Vgl. Walpole, Anecdots. Paſſavant, Reiſe nach England u. ſ. w. *(J. E. Wessely.)*

KENTAUREN. Vgl. Preller, Gr. Myth. II^3, 9 fg. Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, S. 40 fg. J. H. Voß, Mythologiſche Briefe, LXXI, II, 308 fg. Kuhn, Ztſchr. f. vergl. Sprachen, 1, 513 fg. E. Plew, Fleckeiſen's Jahrb., 107, 193 fg. E. H. Meyer, Gandharven-Kent. (nach Vollend. d. A. erſchienen).

A. Die Ilias deutet an zwei Stellen auf das my-

Digitized by Google

thiſche Geſchlecht der Kentauren, ohne den Namen zu nennen; die Hauptzüge ihrer Sage werden dabei als bekannt vorausgeſetzt. Neſtor (A, 260 fg.) gedenkt der Helden ſeiner Jugend, der Stärkſten der Sterblichen, die mit den Stärkſten kämpften, mit den auf den Bergen hauſenden Ungeheuern (*φηρσὶν ὀρεσκῴοισιν*). Es waren dies die Helden der Lapithen, an ihrer Spitze Peirithoos, deſſen Sohn Polypoites den Stamm vor Troja anführte (B, 38 fg., vgl. M, 127). Polypoites wurde von Hippodameia an dem Tage geboren, an welchem Peirithoos die Kentauren vom Pelion vertrieb und zu den Aithikern (auf das Pindusgebirge) verjagte. Indem der Verfaſſer des Schiffskataloges mit dieſem Zuge den Ausgang des Kampfes berichtet, deutet er ſogleich auf die Urſache des Streites hin, den Frevel der Kentauren an der Hochzeit der Hippodameia; der Parallelismus zwiſchen Geburtstag des Sohnes, an dem der Frevel geſühnt, und Hochzeitstag der Aeltern, an dem er begangen wird, iſt unverkennbar (ſ. Mannhardt a. a. O., S. 46). Nach der Odyſſee (*Φ*, 235 fg.) verblendete der Wein den Eurytion, daß er im Hauſe des Peirithoos unſinnig frevelte. Die ergrimmten Helden verſtümmeln den Trunkenen und ſtoßen ihn vor die Thür, woher der Kampf zwiſchen Kentauren und Männern entbrannte. Spätere laſſen den Streit mitten unterm Gaſtmahl entſtehen, indem ſie den trunkenen Uebermuth gleichmäßig auf alle Kentauren übertragen; ſo Pindar (Frg. 147, Böckh): als die Unthiere die männerbändigende Kraft des honigſüßen Weines merkten, ſtießen ſie gleich die Milch von den Tiſchen, und ungeheißen aus den ſilbernen Hörnern trinkend, berauſchten ſie ihren Sinn. Als den Frevel, durch welchen Eurytion oder die Kentauren insgeſammt die Heroen nöthigen, ihr Hausrecht zu wahren und zu rächen, geben Bildwerke wie ſchriftliche Ueberlieferung die lüſterne Gier, welche die Frauen antaſtet und zu entführen ſucht. Die Schlacht zwiſchen den lanzenſchwingenden Lapithen und den mit Baumſtämmen kämpfenden Kentauren führt Heſiod als Bildwerk des Herakleſchildes vor (v. 177). Eine ausführliche Schilderung des Ringens, deren Einzelheiten zumeiſt Erfindungen der rhetoriſch ausſchmückenden Phantaſie des Dichters ſind, gibt Ovid (Met. XII, 210 fg.).[1] Beſondere Aufmerkſamkeit der Dichter (Ov. a. a. O., v. 459) und der Bildner hat die Epiſode vom Lapithen Kaineus gefunden, deſſen Unverwundbarkeit aller Angriffe ſpottet, bis er von Felsblöcken überſchüttet oder (Pindar, Frg. 148, Böckh) von grünen Tannen getroffen, aufrechten Fußes die Erde ſpaltend, in den Grund hinabfuhr.

Aus dieſem ruchlos übermüthigen Thiervolke, wie es das Epos ſchildert, das von den Helden mit gewaltiger Kraftanſtrengung gezüchtigt und verjagt wird, hebt ſich eine Geſtalt heraus, die zu den Helden und beſonders zu den heranwachſenden Heldenſöhnen durchweg im freundlichſten, hülfreichſten Verhältniß ſteht, Cheiron, der gerechteſte der Kentauren (vgl. den Artikel Cheiron dieſer Encykl. und Mannhardt a. a. O., S. 46).

1) Ueber die hierin vorkommenden Namen ſ. W. H. Roſcher, Jahrbücher 105, 421.

Neben der theſſaliſchen Kentauromachie wird noch von einer peloponneſiſchen berichtet, einem Abenteuer des Herakles, das ſchon Steſichoros[2]) beſungen, von dem uns der ausführlichſte Bericht bei Apollodor (II, 5, 4) vorliegt. Herakles wird von Pholos, dem Eponymus des Gebirges Pholoe, gaſtlich aufgenommen, und auf deſſen Zureden ſogar das Weinfaß, das den Kentauren insgemein gehört[3]), geöffnet. Vom Dufte des Weines gelockt, dringen die Kentauren, mit Felsblöcken und Tannen bewaffnet, ein. Herakles verſcheucht ſie zuerſt mit Feuerbränden, ſchießt ſodann mit ſeinen Pfeilen nieder, was ſich ihm nicht durch die Flucht auf das Vorgebirge Malea entzieht.[4]) Mannhardt (a. a. O., S. 43) hebt mit Recht hervor, daß die Schilderung der Kentauren und ihre Bekämpfung (das Hauſen in einer Höhle, Roheſſen des Pholos, Vertreibung durch Feuerbrände) hochalterthümliches Gepräge trägt.

In eine andere Kentauromachie wird Herakles in Olenos[5]) verwickelt (*Apd.* II, 5, 6. *Hyg.* f. 21 u. 23). Er befreit Mneſimache, die Tochter des Königs Dexamenos von Olenos, von dem ſich aufzwingenden Freier, dem Kentauren Eurytion. Kallimachos (hymn. in Del. 102[6]) nennt den Kentauren Dexamenos, Diodor (IV, 33) die Braut Hippolyte, die Verlobte des Azan. Hygin nennt die Tochter Deianira. Da es nun in dem gegenüberliegenden Aetolien auch ein Olenos gab (Il. B, 639), ſo wird hierdurch die Verbindung mit dem ätoliſchen Sagenkreiſe hergeſtellt; die Namen *Δεξαμενός* und *Μνησιμάχη* geben ſich als leichte Umhüllungen von Oineus und Deianira zu erkennen. Dieſer Zuſammenhang erklärt es auch, daß das Bild des lüſternen, von Herakles geſtraften Kentauren in der Herakles-Sage feſt genug ſaß, um noch einmal zur Motivication ſeines Endes angewandt zu werden (Neſſos, Apd. II, 6, 4). — Die Frage nach Herkunft eines ſolchen übermüthigen Geſchlechtes beantwortete die griechiſche Sage mit dem Mythus von der Vaterſchaft Ixion's.[7]) Als dieſer wegen des Mordes ſeines Schwiegervaters flüchtig geworden iſt und niemand den erſten, der verwandtes Blut vergoſſen, reinigen will, nimmt ihn Zeus ſelber bei ſich auf; der Undankbare aber verletzt ſchnöde das Gaſtrecht, indem er die Gemahlin ſeines Wirthes begehrt. Von dieſem ärgſten der Frevler ſtammt das Geſchlecht der Kentauren her. Denn Zeus ſchiebt ihm eine Wolke unter, die von ſeiner Umarmung den Kentauros gebiert, ein ungeſchlachtes Weſen, „das weder bei Göttern noch bei Menſchen

2) Bei *Athen.* XII, 499 A. 3) … *τὸν κοινὸν τῶν Κενταύρων πίθον.* Nach *schol. Theocr.* VII, 137 hatte es Dionyſos dem Pholos geſchenkt, offenbar eine ſpätere Erweiterung. 4) *Apd.* a. a. O. 8 die übrigen nimmt Poſeidon auf, ſ. Heyne hierzu und *Lykophr.* Al. 670 mit Tzetzes. 5) *Paus.* VII, 18, 1: *ὁπόσοι ἐς Ἡρακλέα καὶ τὰ ἔργα αὐτοῦ πεποιήκασιν, ἔστιν οὐκ ἐλάχιστον σφισι δεῖγμα τοῦ λόγου Δεξαμενὸς ὁ ἐν Ὠλένῳ βασιλεύς.* Worauf ſich bezog ein *ἐλεγεῖον ἐς Εὐρυτίωνα Κένταυρον ὑπὸ Ἑρμησιάνακτος πεποιημένον.* 6) *Βοῦρα δὲ Δεξαμενοῖο βοόστασις Οἰνιάδαο·* schol. *Βοῦρα … ὤκησε αὐτὴν Δεξαμενὸς ὁ Κένταυρος.* 7) *Pind.* Pyth. II, 91 schol.

Digitized by Google

Ehre findet", und das mit magneſiſchen Stuten auf dem Pelion die doppelgeſtaltigen Kentauren erzeugt. Offenbar ſind in dieſer Erzählung die ſittlichen Verhältniſſe, in die Ixion geräth und gegen welche er ſich vergeht, die Hauptſache: der ruchloſe Uebermuth der Kentauren wird von dem gleichgearteten Erzeuger abgeleitet. Dies muß zu einer Zeit geſchehen ſein, da deren frevelhaftes Verhalten den hervorragendſten Zug ihres Weſens ausmachte, was, wie wir ſahen, dem homeriſch-epiſchen Bilde entſpricht. Sodann will dieſer Herkunftsmythus noch die Doppelgeſtalt erklären: die Sprößlinge des Kentauros und der magneſiſchen Stuten glichen, wie Pindar ſagt, beiden Aeltern, der Unterleib der Mutter, das obere dem Vater.[8] Auch Cheiron (nach *Pherek.* bei Schol. Apoll. Rhod. II, 1235) wurde von Kronos in Geſtalt eines Pferdes mit Philyra erzeugt.

B. Wenn hier der Verſuch einer mythologiſchen Analyſe des Kentaurenmythus gemacht werden ſoll, ſo kann dieſe ihren Gegenſtand nicht ablöſen von ſeinem Mutterboden, von dem Geſammtkreiſe religiöſer Vorſtellungen des Volksſtammes, der als Träger des Mythus indicirt wird. Die Kentauren ſtehen in engſter Verbindung mit den Lapithen, von denen die Sage ganz wie von einem der zurückgedrängten Stämme ſpricht, deren einſtmalige Exiſtenz in ihren Lebenswirkungen noch auf dem lichten Boden der Geſchichte ausläuft. Die engſte Verwandtſchaft oder Identität der Lapithen mit den Phlegyern[9]) iſt auch meiſt anerkannt. Wir müſſen daher gleich hier wenigſtens einen Theil der Deutung Mannhardt's zurückweiſen, ſo ſehr auch die Forſchungen deſſelben durch gewiſſenhafte Methode und reiche Gelehrſamkeit ausgezeichnet ſind.[10]) Er erklärt Kentauren und Lapithen für urſprünglich gleichartige, ſynonyme Weſen, die höchſtens ſo verſchieden waren wie Sturm und Wirbelwind. Erſtens kennen wir Lapithengeſchlechter, die in Athen und Korinth einwanderten, wodurch die hiſtoriſche Realität des Stammes genügend bezeugt iſt.[11]) Sodann iſt der Abſtand und der Gegenſatz der ſich bekämpfenden Parteien, der *ἄνδρες* und *φῆρες*, in der älteſten poetiſchen Kunde ſo deutlich ausgeſprochen und von der ſpäteren Kunſt ſo kräftig entwickelt, daß eine Gleichſetzung beider unmöglich iſt, vielmehr der bis zum grimmigſten Vernichtungskampf treibende Gegenſatz tief im Mythus gewurzelt ſein muß. Von jenem Stamme, der ſeinen Heldenahnen die Verjagung der Bergungeheuer nachrühmte, wurde der Kentaurenmythus in ſeinen Grundzügen erſchaffen, durch deſſen hiſtoriſche Schickſale umgebildet, ſodann von andern Stämmen übernommen und fortgepflanzt und ſchließlich in einer Form dem Gemeinſchatze griechiſcher Sage überliefert, die durch die Erinnerung an das untergegangene Leben jenes Stammes beſtimmt war. Um von dieſem letzten Punkte auszugehen, ſo ſtellt die Ueberlieferung den Untergang der Lapithen-Phlegyer als eine für verwegenen Uebermuth verdiente Götterſtrafe hin[12]); ſeine Helden Ixion und Peirithoos, in deren Sage ſich Züge, die auf einen Sonnen- und Jahresgott deuten, mehrfach erhalten haben, büßen als exemplariſche Frevler in der Unterwelt. Nur in einem eingeengten Wirkungskreiſe hat ſich ein Cultus, der des Asklepios, des Sohnes der Phlegyastochter Koronis, erhalten, der den Aerzten Heil- und Kräuterkunde verleiht, — urſprünglich nur ein einzelner Zug im Weſen des Gottes der Jahresvegetation. Dies verwerfende Urtheil der griechiſchen Sage über den kriegeriſchen Stamm von areiſcher Wildheit hat gewiß auch Einfluß auf die Auffaſſung des Mythengebildes der Kentauren gehabt; wir finden in ganz analoger Weiſe an dieſem Dämonengeſchlechte den Zug wilder Frevelhaftigkeit hervorgehoben, wozu allerdings ein Anknüpfungspunkt ſchon im Grundweſen vorhanden geweſen ſein muß; allein die Geſtalt des Cheiron wird hiervon ausgenommen, des heilenden und helfenden, des Ahnherrn einer Familie prieſterlicher Aerzte.[13]) Die äußern Schickſale des Stammes, die durch Wanderung und Niederlaſſung bewirkte Verbindung mit andern Stämmen haben auch eine entſprechende Erweiterung und Fortpflanzung der Kentaurenſage hervorgebracht. Geſchlechter, die ihre Herkunft von Peirithoos ableiteten und ſogar deſſen Namen trugen (Suid. *Περιθοῖδαι*), wurden in Attika in den Verband der Geſchlechter aufgenommen; daher Theſeus am Ruhme des Kentaurenkampfes Antheil erhielt. Daß ferner die Kentaurenſage, die ſich in der Peloponnes an die Stätte von Olenos und das Pholoegebirge, an die Perſon des Herakles knüpft, aus Theſſalien eingewandert iſt, auf dieſen Zuſammenhang führt der Faden der Genealogie des Epeierfürſten Augias.[14]) Dieſer, offenbar ein Vertreter des Sonnengottes, heißt auch Sohn des Phorbas, des Königs von Olenos und Enkel des Lapithes. Ein anderer Phorbas plündert mit den Phlegyern den Delphiſchen Tempel, alſo ein Vertreter des gleichen Stammes (*Ov.* Met. 11, 414 Schol. Il. *Ψ*, 660). Es brachte alſo der Stamm der Lapithen-Phlegyer mit ſeinem Sonnendienſte auch den Glauben an das Dämongeſchlecht der Kentauren in die Peloponneſos. Der Kampf aber findet außer auf dem benachbarten Gebirge ſtatt in Olenos, dem Sitze des Phorbas, und wird von Apollodor (2, 5, 5) im Zuſammenhange mit dem Augiasabenteuer erzählt. Durch hiſtoriſche

8) Ebenda v. 48 *ἀμφοτέροις ὁμοῖοι τοκεῦσιν, τὰ ματρόθεν μὲν κάτω, τὰ δ' ὕπερθε πατρός.* Eine andere Erklärung der Miſchgeſtalt bringt eine Verſion *schol.* Il. Λ, 625 . . . *δουλίδι Ἰξίονα μιγῆναι, ἅμα δὲ καὶ κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα τὸν Πήγασον.* 9) Vgl. Müller, Orchomenos und die Minyer S. 188 ſg. Preller II³, S. 14. 10) Vollſtändig beiſtimmen muß ich Mannhardt, wenn er die Deutung Kuhn's ſchon um ihrer Methode und ihrer Principien willen zurückweiſt. Kuhn identificirt die Kentauren mit den indiſchen Gandharwen; Gandharwe iſt das Feuer der Sonne oder der Blitze, das hinter den Wolken verborgen iſt. 11) S. *Suid. s. v. Περιθοῖδαι* und Preller S. 14, A. 1.

12) *Paus.* IX, 36, 11. 13) *Dikaearch.* frg. 60; Müller F. H. G II, 262. 14) *Apd.* 2, 5, 5: *Αὐγέας . . παῖς Ἡλίου, ... ὡς δὲ ἔνιοι Φόρβαντος.* *Diod.* IV, 69: *τῶν δὲ υἱῶν τοῦ Λαπίθου Φόρβας μὲν εἰς Ὤλενον παρῆλθεν . . . ἐκ δὲ Φ. ὑπῆρξαν υἱοὶ δύο Αὐγέας καὶ Ἄκτωρ οἱ τὴν Ἠλείων βασιλείαν παραλαβόντες.* *Paus.* V, 1, 8; vgl. Lübbert, Origines Eliacae, Ind. schol. Bon. 1882.

Digitized by Google

Verhältniſſe und zwar durch Verdrängung des Stammes iſt es zu erklären, wenn als Sieger der Kentauren für heimiſche Helden Herakles, der Beſieger auch des Augias, einrückte. — Für den eigentlichen mythiſchen Gehalt dieſer Geſtalten iſt es ohne Zweifel charakteriſtiſch, daß die Localiſation wie in Theſſalien an das Hochgebirge angeknüpft und der Eponymos des Gebirges zum Hauptvertreter der Kentauren gemacht wurde. Dämonen, die im Bergwalde ihr Weſen treiben, eignet die Kampfesausrüſtung mit Baumſtämmen und Felsblöcken, ihre Uebung der Jagd[15], ihre Verbindung mit Nymphen, wie Cheiron ein Sohn der Philyra, Pholos der Nymphe Melia (*Apd.* a. a. O.) heißt. Als ſolche werden ſie auch durch die Namen *Πετραιος, Οὔρειος, Δρύαλος, Πευκεῖδαι* (*Hes. sc. Her.* 185 fg.) bezeichnet; während *Ἄσβολος* (= *Ἀσίβολος*, der am Werfen — von Felsſteinen — Gefallen findet) auf die Kampfesweiſe, *Ἄγριος* (auch auf der Françoisvaſe), *Ἄρκτος, Μίμας* auf den wilden Sinn der Ungethüme gehen.[16]

Aus dieſer allgemeinen Charakterzeichnung der wilden Geiſter des Bergwaldes iſt nicht abzuleiten der von der bildlichen Tradition übereinſtimmend überlieferte Zug der halbthieriſchen Bildung, der Anfügung des Roßleibes an den vollen Menſchenleib, nach älterem, oder an den Menſchenoberleib nach jüngerem Kunſtbrauche. Dieſe Miſchgeſtalt kann nirgends andersher entnommen ſein als aus dem Volksglauben. Daß aber die Wundergebilde des geiſterſichtigen Volksaberglaubens nicht über eine nebelhafte Unbeſtimmtheit hinauskommen, dürfte jeder zugeben, dem die pſychologiſche Art deſſelben vertraut iſt. Beiſpiele in Fülle liefern die außerordentlich reichhaltigen und wohlgeſichteten Sammlungen in Mannhardt's Baumcultus der Germanen, Kap. II.[17] Die Kentauren kennzeichnen noch echt volksthümlich, wie Mannhardt (Ant. Wald- und Feldk. S. 79) zeigt, die Worte Apollon's im Homeriſchen Hymnus (in Merc. 219 fg.), der Fußſpuren, die weder Menſchen noch Thieren angehören, etwa für die eines zottigen Kentauren hält, „der ſo gewaltig mit ſchnellen Füßen einherſchreitet" (*ὅστις τοῖα πέλωρα βιβᾷ ποσὶ καρπαλίμοισιν*). Wurden dieſe Gebilde aus ihrem Dämmerlichte von der dichtenden oder bildenden Kunſt hervorgezogen, ſo mußten ſie natürlich beſtimmtere Umriſſe annehmen. Kurz andeutend ſpricht die Homeriſche Dichtung von zottigen Bergungeheuern, dagegen gab die älteſte, bildliche Darſtellungsart, die beſtimmte Formen lieben mußte, den Kentauren Menſchenleib, dem ein Roßleib angewachſen. Dieſe nicht nur unorganiſche, ſondern auch unbehülfliche Bildung, nach welcher, wenn wir ſie uns bewegt denken, der thieriſche Leib nie hinderlich ſein kann, gibt ſich ſelber als Verſuch zu erkennen, das bisher Ungeſtalte und Ungeſchlachte zu geſtalten. Wenn epiſche Andeutung und bildliche Darſtellung aus derſelben Quelle, dem lebendigen Volksglauben, abgeleitet ſind, ſo hält man die oben beſprochene Eigenthümlichkeit ſowol der Quelle wie der bildenden Kunſt ab, die Erzeugniſſe beider vollſtändig zu denken. Ebenſo wenig aber können wir J. H. Voß[18]) beiſtimmen, der eine Entwickelung aufſtellt, wonach „wilde, mit Haar überwachſene Bergmenſchen" „allmählich" durch Roßfüße und Schweif der Thiergeſtalt genähert und zuletzt der Hinterleib eines Roſſes zugefügt wurde. Neuerdings iſt Mannhardt der Anſicht von Voß beigetreten, ohne indeß auf die Frage nach der Herkunft des Roßleibes mehr zu bieten als eine ſehr vage Vermuthung.[19]) Die Sage hatten allerdings die Kentauren inſoweit anthropomorphiſirt, als ſie einzelne, wie z. B. Cheiron, individuell ausgeſtaltet hatte nach dem Bilde der menſchlichen Perſönlichkeit; ſchwebte ihr aber ein dämoniſches Naturweſen vor, ſo blieb ihr, um das auszudrücken, das reichlich benutzte Mittel der Verwandlung. Dagegen mußte die bildende Kunſt ihre Geſtalten fixiren. Finden wir nun in ihren Typen die Thiergeſtalt ſtändig zum Menſchenleibe hinzugefügt, ſo erklärt ſich das als ſymboliſche Andeutung des Naturweſens, das von der mythiſchen Phantaſie unter dem Bilde des betreffenden Thieres gedacht wurde. Das nächſte Analogon der Kentauren bieten die Silenen, die auf der Françoisvaſe mit Pferdehufen und Schweifen erſcheinen. Deren Deutung auf Dämonen der befruchtenden Quellen ſteht ebenſo feſt, wie auch nach einem weitverbreiteten Bilde das Pferd die Quelle ſymboliſirt.[20]) So konnten die Quellgeiſter als Pferde erſcheinen, während ſie, wenn ſie den Menſchen freundlich und hülfreich nahe traten, natürlich auch Menſchengeſtalt annehmen, was dann die bildende Kunſt zur Schöpfung ihres Roßmenſchen in Eins zog. Noch wird von einer Kentaurin die Verwandlung in ein (volles) Roß erzählt, von der Tochter Cheiron's Okyrrhoe (*Ov.* Met. II, 630). Der Name „Schnellſtrömende" weiſt noch deutlich auf das urſprüngliche Naturſubſtrat hin, und die Weiſſagung, zu deren Beſtrafung die Sage die Verwandlung erfolgen läßt, haftete (ſ. u.) gleichfalls nach altmythiſcher Naturanſchauung an dem Element der Quellgeiſter. Danach wird auch die volle Roßgeſtalt etwas für die ganze Gattung in gewiſſer Hinſicht Charakteriſtiſches geweſen ſein.[21]) Die angezogene Analogie mit den

15) Wonach ſie auf Bildwerken oft einen mit Jagdbeute behangenen Baumſtamm führen, vgl. Stephani, Compte rendu 1867, 118. 16) Vgl. Mannhardt a. a. O. S. 42. Außerdem kommen *Ορειος, Πετραιος, Ασβολος* auch auf einer ſchwarzfig. Vaſe (Gerhard, Etr. und Kamp. V. Th. 13), die beiden letzteren auch auf der Françoisvaſe vor. Dieſe zeigt noch *Ὑλαιος* (vgl. *Apd.* 3, 9, 2, 3 von Atalante Hylaios und Rhoikos erſchoſſen), *Μελαγ(χαι)της*, was Heſiod als Adjectivum braucht, paſſend neben *Πυρος* als Vertreter der *φῆρες λαχνήεντες*. 17) S. 146 zuſammenfaſſend: die Geſtalt der Waldgeiſter wird bald rieſenhaft, bald zwergiſch beſchrieben, für gewöhnlich menſchenähnlich, doch in alle möglichen Thier- und Pflanzenformen verwandlungsfähig.

18) Myth. Briefe Bd. II, Br. LXXI. 19) „Wir antworten auf dieſe Frage mit dem ehrlichen Geſtändniß des Nichtwiſſens, vermuthen aber, daß eine verſchollene Sage dazu Veranlaſſung gegeben hatte" u. ſ. w. 20) Vgl. Pegaſos, Areion, ſ. des Verfaſſers Beiträge zur Myth. des Ares (Leipziger Stud. Bd. IV) S. 304. 21) Ein Analogon aus anderm Sagenkreiſe bringt Mannhardt S. 68 bei. In der urſprünglichen Form der bekannten Meluſinenſage verwandelt ſich das Weib, vom Vorwitz des Mannes erſpäht, in eine Schlange, woraus ſpäter das Schlangenweib ward.

Silenen führt darauf, eine Reihe von Zügen, welche beide Dämonengeſchlechter außer der ſymboliſchen Thiergeſtalt gemein haben, aus dem gemeinſamen Urweſen abzuleiten. Galten den oben bezeichneten Stämmen die Kentauren als Geiſter der Quellen, ſpeciell des Bergwaldes, ſo iſt zuerſt zu erinnern, daß zu religiöſer Verehrung wie zu mythiſcher Ausgeſtaltung nicht das Element, ſondern die ihm dem Glauben nach innewohnende Lebenskraft, deren Wirkungen der Menſch fühlt und empfindet, Anregung gibt. Nun gilt das Waſſer als das Leben zeugende, befruchtende Element. Inſofern das Leben der Vegetation dadurch hervorgebracht wird, verbinden ſich die Quelldämonen mit deren Vertretern, wie die Silene mit den Hamadryaden buhlen, der Name der Nymphen gleichmäßig für Quell- und Vegetationsdämonen gebraucht wird und die Kentauren überhaupt die Natur des Hochgebirges darſtellen. Bei den männlichen Elementargeiſtern führt die Anſchauung zeugender Lebenskraft zu dem Zuge üppiger Lüſternheit, was für Silenen wie für Kentauren nicht einzeln belegt zu werden braucht. Wenn wir ſo das, was der ſpäteren Sage nur als freche Roheit gilt, auf eine Naturgrundlage zurückführen, ſo wird das dadurch beſtätigt, daß wir die Kehrſeite, nämlich die dämoniſche Wirkung deſſelben Naturweſens, zum Frommen der Menſchheit in der Geſtalt des Cheiron verkörpert finden. Wenn dieſer nicht nur dem Peleus zur Erringung der Thetis verhilft, ſondern auch in ſeiner Höhle das allbeſungene Beilager gefeiert wird, ſo geſchieht dies im gleichen Sinne, wie bei der Hochzeit der Nymphen gedacht und ihr Quellwaſſer als Fruchtbarkeit ſchaffendes Element im Brautbade verwandt wurde. Die Rolle des freundlich ſegnenden Eheſtifters ſpielt Cheiron auch in Pindar's Dichtung (Pyth. IX, 30 fg.) bei der Verbindung Apollon's mit Kyrene, der Tochter des Lapithenkönigs; der Dichter hat ſich an das Vorbild der Peleusſage angelehnt und die zu Grunde liegende Bedeutung erneut. Daß aber auf Cheiron die hülfreich wohlthätigen Lebensäußerungen übertragen werden, während bei der Schilderung des übrigen Kentaurengeſchlechtes[22]) die urſprünglich aus gleicher Naturgrundlage ſtammenden Eigenſchaften auf gewaltthätig rohe Weiſe zur Aeußerung kommen, dieſer Vorgang der „Decompoſition innerhalb der Gattung" wiederholt ſich beim Geſchlecht der Silene, wie Milchhöfer (Anfänge der griech. Kunſt S. 72, N. 2) bemerkt: „Cheiron und der Silen übernehmen von ihren Genoſſen alle Vorzüge, während in den übrigen Kentauren und Satyrn Dämoniſches und Koboldartiges weiter ausgebildet wird." Wenn wir von der ſpäter zweiſeitig geſpaltenen Anſchauung auf die urſprüngliche Einheit des Naturweſens zurückgehen, ſo müſſen wir von dieſer Betrachtungsweiſe aus die Erklärung der Kentauren für Waldſtröme als zu einſeitig anſehen, obwol ſie ſich materiell mit der vorgetragenen nahe berührt. (So Preller II, 3, 15; Roſcher, Jahrb. f. Phil. 1872, 421 fg.)

Auch die Wirkſamkeit Cheiron's als Pfleger der Heldenſöhne (Jaſon, Medeios [nach *Hes.* th. 1001] Asklepios, Achilleus), ſein Walten als *δαίμων κουροτρόφος* kennzeichnet ihn als Quelldämon, wie Silen die gleiche Function am Dionyſoskinde übt, und Nymphen und Flüſſe allgemein als *κουροτρόφοι* gelten. Daß die erzieheriſche Lehre dem Berggeiſte erſt von der Anſchauung einer vorgeſchritteneren Cultur angedichtet iſt, das höhere Alterthum aber von dem Jugendpfleger ſeiner Helden eine phyſiſch-dämoniſche Steigerung ihrer angeborenen Naturkraft erwartete, iſt an ſich aus dem Entwickelungsgange der griechiſchen Religion wahrſcheinlich. In einem Falle iſt der Mythus der Auferziehung eines Cheironiſchen Zöglings mit dem wandernden Stamme der Phlegyer vom Peliongebirge und damit auch von Cheiron abgerückt. Asklepios erwächſt nach der Sage von Epidauros nicht auf dem Pelion, ſondern als König Phlegyas in die Peloponneſos kam, gebar Koronis dort ihr Kind und ſetzte es auf dem „Ammenbruſtberge" (*Τιτθίον ὄρος*) aus, wo es nach Art der Götterkinder auch in der Wildniß Pflege fand. Wenn nun die das Götterkind nährende Milch des Waldgebirges offenbar das befruchtende Quellwaſſer iſt und dieſer Zug mit dem einwandernden Cultus Wurzel ſchlug[23]), ſo ſind wir berechtigt, auch im Urſitze des Mythus denſelben Zug vorauszuſetzen, wo ſich Cheiron als *κουροτρόφος* vermöge der Lebenskraft ſeines Elements darſtellt. Auf das Gleiche deuten auch die Worte Jaſon's bei *Pind.* IV, 103: *ἄντροθι γὰρ νέομαι παρὰ Χαρικλοῦς καὶ Φιλύρας, ἵνα Κενταύρου με κοῦραι θρέψαν ἁγναί*, wo die Nährerinnen offenbar als *νύμφαι κουροτρόφοι* gedacht ſind.

Wie die Waſſergottheiten bekanntlich weiſſageriſcher Natur ſind, beſitzt auch Cheiron dieſe Kraft (*Pind.* Pyth. IX, 53), woraus ſich leicht die belehrende Weisheit, die ihm in der Heldenſage eignet, entwickeln konnte. Dieſe Weiſſagegabe iſt nach mythiſcher Anſchauung mit dem materiellen Element verknüpft und ſtrömt als lebendige Kraft von dieſem aus; nach dieſer ſinnlichen Anſchauung wird die höhere Geiſtesfähigkeit wie ein materielles Fluidum eingeflößt, um ſich über das verſtändige Bewußtſein als Ekſtaſe zu ſetzen. Daß Trunkenheit durch berauſchenden Saft hierfür das nächſtliegende Analogon iſt, leuchtet an ſich ein und iſt durch hier nicht weiter zu erörternde Thatſachen von der Mythologie zu erweiſen. Demnach offenbart ſich daſſelbe Naturweſen in der ihm eigenen ſtrotzenden Lebenskraft nur von anderm Standpunkte aus betrachtet in der Trunkenheit der Kentauren, welche ihnen wilde Geilheit und Kampfeswuth erzeugt. Die Anſchauung aber, der ungehemmt überſchäumende Naturkraft als etwas die Schranken menſchlicher Sitte Niederwerfendes erſcheint, das darum zurückgeworfen und ausgeſtoßen werden muß, geht aus von dem Standpunkte der durch ethiſch humane Principien umgeſtalteten Religion,

22) Nur ein ſchwaches Nachbild des Cheiron hat die peloponneſiſche Sage in der Geſtalt des Pholos geſchaffen.

23) Vgl. auch das dem A. heilige *Στήθαιον* in Lakonien mit einer kalten Quelle; in Meſſenien Quellnymphe Arſine ſeine Mutter P. 3, 24; q. IV, 31, 6; Preller I^3, 426. N. 1.

Digitized by Google

die auf der alten Baſis neuauferbaut iſt. Wie die Heldenſöhne aus der Höhle des Berggeiſtes herniederſteigen, nachdem ſie im Waldleben zu gewaltiger Stärke erwachſen, um auf neue Thaten und Abenteuer auszuziehen, ſo verlaſſen auch die Griechenſtämme den Boden der urſprünglichen Naturreligion, als das Kämpfen und Drängen bewegter Zeiten das Heldenideal erſchuf. Dieſe Helden bewähren ihre Kraft im tapfern Kampfe, dem Vorbilde der Krieger, gegen die in Bergen hauſenden Unthiere, deren ungezügelte Natur keine Geſetze menſchlicher Sitte kennt. Dies der ethiſche Sinn der Kentauromachie, die ſo ihren Platz in der Entwickelung der griechiſchen Religion einnimmt.

Ob hierdurch die Entſtehung der Sage von der Kentauromachie gegeben iſt oder dieſe ſchon in der urſprünglichen Naturanſchauung vorhanden war, dies zu erörtern ſcheint mir ohne weitläufigere Unterſuchungen unmöglich. Mannhardt ſah in dem Kampfe der Kentauren und Lapithen die Verwüſtungen der Orkane in den Wäldern, Preller die der angeſchwollenen Waldbäche.

C. Die bildende Kunſt der Alten hat Kentaurendarſtellungen in allen ihren Perioden in reicher Fülle geſchaffen, woraus hier nur Einzelnes herausgegriffen werden kann, was einen ungefähren Ueberblick über die Stufen der Entwickelung zu geben vermag. Die Bildung der Kentauren als Roßmenſchen gehörte zu den vielverwandten Typen auch der älteren griechiſchen Kunſt. Neuerdings hat Milchhöfer (a. a. O. S. 72 fg.) für Silene und Kentauren einen noch älteren Typus angenommen, in welchem ſie als pferdeköpfige Dämonen erſcheinen und den „dämoniſchen Ungeheuern" gleichſtehen, die auf den älteſten griechiſchen Gemmen auftauchen (abg. S. 55). Ich kann in dieſen Weſen ebenſo wenig Harpyien erkennen als annehmen, daß die Kentauren jemals als derartige aus verſchiedenen Thierformen zuſammengeſetzte Miſchweſen geglaubt oder gebildet worden ſeien. Die älteſte Kentaurendarſtellung findet ſich auf einem rhodiſchen Thonrelieffragment (Salzmann, Necropole de Kamiros pl. 26), auf dem Kentauren und menſchliche Gegner ſich gegenüberſtehen. Die hier nicht deutlich zu erkennende Kentaurenbildung, wonach einem vollen Menſchenleibe der Pferdehinterleib angefügt iſt, finden wir auf ausgeſtanzten Metallreliefen gleichen Fundorts (Salzmann, pl. I.); in einer Bronzeſtatuette an der Akropolis von Athen, die den keulenbewaffneten Kentauren lebhaft ausſchreitend darſtellt.[24] Auf einem Bronzerelief aus Olympia[25] finden wir Herakles als knienden Bogenſchützen, die Kentauren in die Flucht jagend. Im gleichen Schema wird Herakles auf einer „protokorinthiſchen" Vaſe[26] dargeſtellt, das an die Spitze der Vaſenbilder geſtellt zu werden verdient; auf hellgelbem Grunde iſt der Roßleib der Kentauren dunkelroth, der Menſchenleib hellbraun gefärbt; ſämmtliche ſind von den Pfeilen getroffen, und die Baumäſte, die ſie ſchwingen, ſind durchaus ſtiliſirt. Dies Heraklesabenteuer war auch auf der Kypſeloslade dargeſtellt (P. V, 19, 9). Eine Vaſe aus der Gattung der Arkeſilasſchale ſtellt Kentauren mit Menſchenbeinen und vollem Pferdeleibe nebeneinander (A. Ztg. 1881, Th. 11, 12). Doch kommen Kentauren der älteren Bildungsweiſe auch noch auf rothfigurigen Vaſen vor, z. B. Heydemann, Gr. Vaſenb. VIII, 1, wobei öfters das Mittel angewandt wird, durch die Draperie eines Mantels die unorganiſche Verbindung zu verdecken.

Was die Wahl der Mythen anlangt, ſo bevorzugte die ältere Kunſt, wie ſie ſich uns beſonders in der ſchwarzfigurigen Vaſenmalerei darſtellt, die Heraklesabenteuer.[27] Die beſchränkten Mittel jener Periode der älteſten Kunſt führten zu einer Streifen- oder Reihencompoſition[28], welche die vor dem pfeilſchießenden Herakles fliehenden Kentauren in beliebiger Wiederholung zeigte. Die reicher entwickelte Kunſt führt die einzelnen Momente des Abenteuers vor: Herakles vor dem gewaltigen, in die Erde geſenkten Pithos ſtehend und mit Pholos über die Oeffnung unterhandelnd (Gerhard, A. V. 119, 120, 7); den Pithos öffnend[29] oder neben ſeinem Wirthe zu behaglichem Zechen gelagert (Arch. Zeit. 1865, 201, vgl. Gerhard ebendaſ. S. 81); dann das Eindringen der angelockten Kentauren und der entbrannte Kampf (Mus. Greg. II. XLI, 2). Was die Darſtellung der Sagen anlangt, in denen Herakles als ritterlicher Befreier und Rächer der von Kentauren bedrängten Frauen auftritt, ſo kennzeichnen ſich die verſchiedenen Verſionen — von den Beiſchriften abgeſehen — dadurch, daß Neſſos Deianiren auf ſeinem Pferderücken tragend von Herakles angegriffen wird (z. B. Mon. In. d. I. VI, 56), während Eurytion die Hülfe flehende an ſich zu reißen ſucht (C. R. 1875, pl. IV, 1.) Auch die Anweſenheit mehrerer Kentauren entſcheidet für die letztere Verſion (vgl. *Hyg.* f. 23 die constituta venit cum fratribus ad nuptias). Die Kentauromachie der Lapithen iſt, wie ſchon erwähnt, auf der Françoisvaſe dargeſtellt, die auch ſonſt attiſche Tendenz der Mythenwahl bekundet. Dieſer Kampf, an deſſen Ruhm der attiſche Nationalheld Theſeus Antheil genoß, war zu deſſen Ruhme in ſeinem atheniſchen Heiligthume von Mikon's Hand dargeſtellt.[30] Die Sage vom Lapithenkampf, der bei der Hochzeit des Peirithoos entbrannte, bot gegenüber den Heraklesabenteuern der Erfindung und Phantaſie des Künſtlers einen weit reicheren

24) Roß, Arch. Aufſätze 1, 104. 25) Siehe Curtius, Das archaiſche Bronzerelief aus Olympia. 26) Arch. Zeitung 1881, Th. 10.

27) Eine Zuſammenſtellung der Vaſenbilder dieſes Inhalts ſ. bei Stephani, Compte rendu 1865, p. 102, 1873, p. 88 und (Pholos-Abenteuer) 1873, p. 94. 28) Auch die Worte der Heſiodeiſchen Schildbeſchreibung verſteht Löſchke (Arch. Zeitung 1881, 42) paſſend dahin, daß Lapithen und Kentauren in zwei Zügen — alſo ohne Gruppenbildung — ſich gegenüberſtanden. 29) Eine eigenthümliche Wendung bietet das Bild, Compte rendu 1873 pl. V, 1. Herakles hebt aus dem Faſſe eine längliche Maſſe empor, die dadurch, daß an dem untern Theile ein (kleiner) menſchlicher Fuß, oben ein Geſicht mit geſchloſſenen Augen ſichtbar wird, Aehnlichkeit mit einer Mumie oder einem Wickelkinde erhält. 30) *Paus.* 1, 17, 9. Auch an den Sohlen der Parthenos, Overbeck, S. Q. 661.

Digitized by Google

und mannichfaltigeren Inhalt: die lüſterne Gier der Kentauren, die angſtvolle Bedrängniß der Frauen und das Ringen mit den Lapithen konnten in einer beliebigen Anzahl von Gruppen vorgeführt werden, welche die verſchiedenen Wechſelfälle des Obſiegens und Unterliegens zeigten. So ſagt Pauſanias vom Gemälde des Mikon, daß Theſeus zwar als Sieger hervorleuchtete, im übrigen aber der Kampf gleichſtand. Und ſo bieten auch die bekannten Meiſterwerke monumentaler Sculptur, die aus der Blütenperiode der Kunſt ſtammen, das Bild unentſchiedenen Ringens. Es ſind dies Metopen von der Süd- und Nordſeite des Parthenon, der weſtliche Fries des Theſeion, der Weſtgiebel von Olympia und ein Theil des Frieſes von Phigalia. Auf das vielumſtrittene Verhältniß dieſer Bildwerke zueinander, ſpeciell das der aus der Peloponnes ſtammenden zur attiſchen Kunſt kann hier nicht näher eingegangen werden; es muß genügen, auch für die Citate auf Overbeck's Geſchichte der Plaſtik, 3. Aufl. Buch III, zu verweiſen. Betreffs des Inhaltes der Darſtellungen ſei nur bemerkt, daß auf den Parthenonmetopen das Hochzeitsmahl als Anlaß des Streites ſowol durch die angegriffenen Frauen, wie durch zum Theil als Waffen verwendete Weingefäße bezeichnet wird. Hiervon zeigt der Theſeionfries keine Andeutung, der dagegen mit dem Phigaliſchen Frieſe die Gruppe des unter den Felsblöcken begrabenen Kaineus gemein hat. Während der Raum der Metopen die Anzahl der Figuren auf zwei beſchränkt, zeigen namentlich der Phigaliſche Fries und die Olympiſche Giebelcompoſition kühn erfundene Gruppen, in denen der lüſterne Angriff der Kentauren und ihre Abwehr der zu Hülfe eilenden Helden in Eins verſchlungen ſind.[31]) Dieſen beiden Compoſitionen iſt auch das Einſchreiten rächender Gottheiten (Olympia, Apollon, Phigalia mit Artemis) gemein.

Während dieſe Kunſtwerke die wilde, halbthieriſche Natur der Kentauren im grimmigen Kampfe mit dem Helden ſchildern, alſo auf dem Boden der epiſchen Auffaſſung ſtehen, zeigt die jüngere Kunſt, wie ſich das Weſen der Kentauren in einem freien, durch keinen ethiſchen Maßſtab gezügelten Naturleben entfaltet; alſo derſelbe Gegenſatz, deſſen mythologiſche Bedeutung oben erörtert wurde. An der Spitze dieſer Kunſtwerke ſteht ein Gemälde des Zeuxis, das ausdrücklich als individuelle Neuerung bezeichnet wird[32]), eine Scene aus dem Familienleben der Kentauren: eine Kentaurin, ihre Kinder theils nach menſchlicher, theils nach Stutenart ſäugend, während der Vater die Kinder mit einem eingefangenen Löwenjungen zu ſchrecken ſucht.[33]) Beſonders bemerkenswerth iſt die Bildung des ſchönen Kentaurenweibes; die Wandgemälde zeigen im Gegenſatze zur älteren Kunſt die Kentauren meiſt jugendlich unbärtig.[34]) Die ſpätere Kunſt ſetzt die Kentauren in ein Dienſtverhältniß zu dem Gott, in deſſen Gefolge der natürlich ſinnliche Genuß als deſſen Dienſt erſcheint, zu Dionyſos. Auf Sarkophagen zieht häufig ein Kentaurengeſpann den Wagen des Gottes, muſicirend oder bacchiſche Attribute tragend (z. B. Millin, Gal. myth. 48, 276). Wie Eros bisweilen dies Geſpann lenkt (Millin, ebendaſ. 69, 261; 68, 269), ſo iſt der Sieg des Eros über dieſe wilden und freien Naturweſen auch in den beiden Kentaurenſtatuen des Ariſteas und Papias dargeſtellt, auf deren beiden Pferderücken urſprünglich Erotenknaben ſaßen. *(F. A. Voigt.)*

KENTERN heißt in der Schifferſprache das ſeitliche Umſchlagen eines Schiffes oder Bootes. Das Kentern von Schiffen iſt eine Folge der Verrückung ihres Schwerpunktes nach oben. Dies kann ein Fehler im Bau ſein oder durch andere Urſachen herbeigeführt werden, wie durch falſche Belaſtung oder durch Unvorſichtigkeit in der Segelführung. In früheren Jahrhunderten baute man namentlich die größeren Kriegsſchiffe über Waſſer ſehr hoch im Vergleich zu dem unter Waſſer befindlichen Rumpftheile, gab ihnen mächtige Vorder- und Hinterkaſtelle und bepackte ſie außerdem noch mit einer großen Zahl Geſchütze. Dadurch wurde ihr Schwerpunkt von vornherein ſo hoch gelegt, daß ſie beim Schieffallen durch ſeitlichen Winddruck ſehr bald die Stabilitätsgrenze überſchritten und umfielen, namentlich wenn dazu noch gleichzeitig die Bewegung einer quer anrollenden ſchweren See mitwirkte. Im 17. Jahrhundert kenterten den Franzoſen auf dieſe Weiſe verſchiedene Linienſchiffe und gingen mit Mann und Maus verloren, ſodaß ſie ſämmtlich aus dem Biscayiſchen Meerbuſen zurückgezogen wurden und nur noch im Mittelmeer fahren durften, wo der geringere Seegang ſie nicht ſo gefährdete. Als ſich in ſpäterer Zeit der Schiffsbau vervollkommnete, wurde das Kentern aus dieſen Gründen ſeltener, obwol die Engländer noch in neueſter Zeit ein großes Panzerſchiff, das nach dem Syſtem des Kapitän Coles gebaute Thurmſchiff „Captain" dadurch verloren. Daſſelbe hatte zwei mit 20 Centim. Eiſen gepanzerte Drehthürme auf dem Oberdeck, in denen ſich je zwei der ſchwerſten Geſchütze befanden. Gleichzeitig war das Deck verhältnißmäßig nicht hoch über Waſſer und in der Gegend der Thürme ohne Verſchanzung. Bei einem ſchweren Sturme legte ſich das Schiff ſchief, das Waſſer trat, da die Verſchanzung fehlte, ſehr bald auf das Deck, beſchwerte die überliegende Seite noch mehr und kenterte das Schiff um ſo leichter, als durch die Laſt der Thürme und Geſchütze gleich beim Bau der Schwerpunkt ſehr hoch gelegt war.

Durch Stauung, d. h. durch Vertheilung der Ladung im Schiffe, kann auch bei einem regelrecht gebauten Schiffe der Schwerpunkt zu hoch gelegt und das Kentern herbeigeführt werden und muß dieſer Punkt deshalb gut in Acht genommen werden. Ebenſo kann Kentern beim Uebergehen einer leicht verſchiebbaren Ladung, wie Korn,

31) Die Friesgruppe, in welcher ein Kentaur zugleich einen Gegner in den Hals beißt und nach einem andern mit den Pferdefüßen ausſchlägt, kehrt auf einem Vaſenbilde (München 368 nach Jahn's Kat.) wieder. 32) *Lucian.* Zeux. 3 seq. 33) In ähnlichem Geiſte zeigt das Naturleben der Kentauren das Moſaik Mon. In IV, 50. Auf dem Wandgemälde Arch. Ztg. 1872, Th. 67, treten die Kentauren mit ſcheuer Ehrfurcht in den Palaſt des Peirithoos, ihre ländlichen Hochzeitsgaben bringend.

34) Auch mit Satyrohren, wie die Kentauren des Zeuxis, ſ. Helbig, Wandgemälde Nr. 496 fg.

Digitized by Google

Salz, Kohle, eintreten, wenn dieſelbe nicht in Kiſten, Säcken u. ſ. w. verpackt, ſondern loſe in den Schiffsraum geſchüttet iſt. In letzterm Falle muß man ſich deshalb durch Ziehen von feſten Holzwänden gegen ein Uebergehen zu ſichern ſuchen. Endlich kann ein ſonſt normal gebautes und geſtautes Schiff durch die Gewalt des Windes kentern, wenn es mit vollen Segeln ſich durch einen plötzlichen Windſtoß von der Seite überraſchen läßt und die Maſten nicht glücklicherweiſe brechen. Leichtere Boote kentern viel ſchneller als ſchwerere Schiffe und werden oft durch eine ſchwere Welle umgeworfen, ſobald dieſe ſie quer trifft. (*R. Werner.*)

KENTS-INSELN, Eilandgruppe zu der auſtraliſchen Colonie Tasmanien gehörig, nur wenig fruchtbar und nach der Zählung von 1881 von 280 Seelen bewohnt, die ſich ausſchließlich mit dem Seehundsfang und der Präſervirung eines wohlſchmeckenden Seevogels, des mutton bird (Schafvogel), beſchäftigen. Die Weiber ſind meiſt Miſchlinge, d. h. Abkömmlinge von Europäern und den jetzt ausgeſtorbenen Ureinwohnern Tasmaniens. (*Richard Oberländer.*)

KENTUCKY, Fluß des nordamerikaniſchen Staates deſſelben Namens, welcher an der Südoſtgrenze in den Cumberland-Bergen entſpringt. Er entſteht aus dem nördlichen, mittlern und ſüdlichen Quellarme, welche ſich in der Lee-Grafſchaft beim Dorfe Proctor vereinigen. Der Fluß nimmt nun eine nordweſtliche Richtung nach der Südgrenze der Fayette-Grafſchaft hin, wo er ſich nach Südweſten wendet. So ſtrömt er etwa 30 Kilom. weit und nimmt dann ſeine frühere Richtung wieder an, die er behält, bis er in Carrol-County in den Ohio mündet. Seine Länge von der Vereinigung ſeiner Quellflüſſe bis zur Mündung iſt 56,4 geogr. Meilen oder 1176 Kilom. (Länge der Saale oder Ems). Seine Ufergegenden ſind wegen ihrer landſchaftlichen Schönheit berühmt. Auf einem großen Theil ſeines Laufes hat der Strom ſenkrechte Kalkfelſen zur Seite, durch welche er allmählich ſeinen Weg hindurchgefreſſen zu haben ſcheint. Große Nebenflüſſe fehlen ihm. Mittels Dämme und Schleuſen iſt er für Dampfer 64 Kilom. oberhalb Frankforts (100 Kilom. von ſeiner Mündung), und für Flachboote noch 160 Kilom. weiter oberhalb ſchiffbar. Stein- und Braunkohlen, Eiſenerz und eine ausgezeichnete Art von Marmor finden ſich längs der Flußufer. (*G. A. von Klöden.*)

KENTUCKY iſt einer der innern Staaten der nordamerikaniſchen Union, in welche er 1791 aufgenommen wurde, und liegt zwiſchen 36° 30′ und 39° 6′ nördl. Br. und zwiſchen 64° 22′ und 70° 0′ weſtl. L. Im Nordweſten und Norden bildet der Ohio die Grenze gegen Illinois, Indiana und Ohio, öſtlich grenzen Weſtvirginien und Virginien an, von denen es durch den Big-Sandy-Fluß und das Cumberland-Gebirge geſchieden iſt; im Süden fließt der Teneſſee, und 36° 35′ bildet die Grenzlinie; im Weſten macht der Miſſiſſippi die Grenze gegen Miſſouri. Von Oſten nach Weſten iſt die größte Ausdehnung 76 geogr. Meilen; die größte Breite iſt 30 geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 37,680 engl. □Meilen = 97,587 □Kilom. = 1772,3 geogr. □Meilen (es iſt alſo größer als Portugal). Das Land iſt in 116 Counties getheilt. Der Name des im ganzen in 183 Meter Höhe gelegenen Landes wird verſchieden gedeutet. Kain-tuck ſoll heißen: Land der Rohre oder Kopf des Fluſſes oder Großer Fluß. Die richtigſte Deutung iſt wol: Ken-tuck-ki, d. i. dunkler und blutiger Grund. Die größte Stadt iſt Louisville an den Ohiofällen, in 137 Meter Höhe = 378 par. Fuß, 24 Meter über dem Strome; mit einer mittlern Jahrestemperatur von 13,1° C.; Frühling 13,4°, Sommer 23,3°, Herbſt 13,2°, Winter 3,0° C. Die bedeutendſten Städte zählten 1880: Louisville 123,645, Covington 29,720, Newport 20,433, Lexington 16,656, Paducah 8376 Einwohner. Kleinere ſind Frankfort (die Hauptſtadt), Maysville, Henderſon, Franklin, Hopkinsville, Owensborough und Paris. Die älteſten Städte ſind Harrodsbury und Boonesborough. — Die Zahl der Bewohner war: 1790: 73,077, wobei 11,830 Sklaven und 114 freie Farbige; 1800: 220,895, wobei 40,343 Sklaven und 741 freie Farbige; 1850: 982,405, wobei 210,981 Sklaven und 10,011 freie Farbige; 1880: 1,648,599, wobei keine Sklaven und 271,522 freie Farbige. Im J. 1880 waren 832,616 männlichen Geſchlechts und 815,983 weiblichen Geſchlechts. Die Zahl der Weißen beträgt 1,377,077; die der im Lande Geborenen 1,589,131, der auswärts Geborenen 59,468. Indianer und Halbblut ſind 50, Chineſen 10. — Nach dem Cenſus von 1870, wo die Bewohnerzahl 1,321,011 betrug, konnten unter den mehr als 10 Jahre alten Perſonen 249,567 nicht leſen und 332,176 nicht ſchreiben; von dieſen Illiteraten waren 201,077 Weiße und 131,050 Farbige, 28% männlichen und 37% weiblichen Geſchlechts. Im J. 1870 wurden 2059 Arme unterſtützt; 603 wurden eines Verbrechens überwieſen; im Gefängniſſe ſaßen 624 Weiße und 443 Farbige. Blind waren 978, taubſtumm 723, wahnſinnig 1245, blödſinnig 1144. — Den verſchiedenen Berufsarten gehörten an 414,593 Männer; darunter 261,080 Ackerbauer, von denen 131,598 Farmer und Pflanzer und 127,911 Arbeiter waren.

Der weſtliche Theil des Landes iſt faſt eben, der ſüdöſtliche dagegen durch das Cumberland-Gebirge uneben, zwiſchen deſſen Ketten ſich enge, tiefe und düſtere Thäler befinden. Dieſe Berge ſind im Mittel 600 Meter hoch und kein Gipfel überſteigt 920 Meter; ſie ſind namentlich am Fuße und in den Thälern gut bewaldet. Im Norden und Weſten der Berge iſt mehr als die Hälfte des Staates wellige Fläche, aber von zahlreichen engen und tiefen Flußthälern durchriſſen. Obwol Quellwaſſer hier nicht häufig iſt, gehört der Boden doch zu dem beſten in der ganzen Union; er fällt in den Strich blauen Kalkſteins, welcher ſich vom Ohio, von einem Punkte etwa 64 Kilom. oberhalb Louisvilles und der Oſtgrenze von Maſon-City etwa 16 Kilom. oberhalb Maysvilles, ſüdlich bis zum Cumberland ausdehnt, und als die „Blau-Gras-Region“ bekannt iſt. Der Weſten des Staates iſt theils ſchlechtes „Barren-Land“, theils meiſt hügelig. Die Barrens, hauptſächlich der Strich zwiſchen dem Green- und Cumberland-Fluß, ſind von Natur meiſt baumlos

Digitized by Google

und ähneln darin den im Norden des Ohio gelegenen Prairien; aber die ebenen Flächen werden durch kuppenförmige Berge, ſogenannte Eichen-Knobs, mannichfaltig gemacht. Dieſer Landſtrich galt früher für den unfruchtbarſten Theil, indeß iſt der Werth ſeines rothen, kalkigen Bodens ſehr geſtiegen. Die Alluvialgründe zwiſchen dieſen Bergen und dem Ohio und ſeinen Zuflüſſen haben überaus reichen Boden. Im Norden und Weſten ſind die Barrens durch ein mehr unebenes und bergiges Land begrenzt, welches allmählich in die Niederungen übergeht, die den Ohio und Miſſiſſippi ſäumen. Dieſer Landſtrich übertrifft die Barrens an Fruchtbarkeit, kann aber nicht mit der Blau-Gras-Region verglichen werden.

Kentucky iſt reichlich mit anſehnlichen Flüſſen verſehen. Der Miſſiſſippi bildet die Weſtgrenze auf 17,3 geogr. Meilen. Längs der Nordweſt- und Nordgrenze fließt der Ohio in gewundenem, faſt 130 geogr. Meilen langem, überall ſchiffbarem Laufe und bietet mittels ſeiner Hauptzuflüſſe für alle Theile des Staates Waſſercommunication. Zum Miſſiſſippi gehen nur unbedeutende Waſſerläufe; unter denen des Ohio iſt der öſtlichſte der Big-Sandy, der in Virginien und Weſtvirginien ſeine Quellen hat; wo er ſich Kentucky nähert, wendet er ſich faſt nördlich, und geht ſo weiter bis zur Mündung, indem er zwiſchen Kentucky und Weſtvirginien die Grenze bildet; er iſt indeß wegen der Waſſerfälle, welche ſich bei ſeinem Austritte aus den Bergen im Bette vorfinden, nur auf eine kurze Strecke ſchiffbar. Der Licking entſpringt in Floyd-County, fließt 44 geogr. Meilen weit in zahlreichen Windungen in nordweſtlicher Richtung und mündet gegenüber von Cincinnati, zwiſchen Covington und Newport in den Ohio; er iſt im Frühlinge und Winter auf etwa 110 Kilom. ſchiffbar. Die Quellflüſſe des Kentucky entſpringen in den Cumberland-Bergen und bilden bei ihrer Vereinigung einen anſehnlichen Strom, welcher zuerſt nach Nordweſten, dann nach Südweſten und endlich nach Nordnordweſten fließt; er iſt etwa 56,4 geogr. Meilen lang (ſ. d. Art.). Der Green-River entſpringt im weſtlichen Theile der Blau-Gras-Region und fließt größtentheils nach Weſten, bis ſein größter Zufluß, der Big-Barren, einmündet, wo er ſich nach Nordweſten und ſchließlich nach Norden wendet, um etwa 80 Kilom. oberhalb des Cumberland zu münden; er iſt etwa 65 geogr. Meilen lang, und iſt bis Greensburg, etwa 44 geogr. Meilen weit, für Dampfer, und für Boote faſt bis zu den Quellflüſſen fahrbar. Fälle, etwa 11 geogr. Meilen oberhalb ſeiner Mündung, verhinderten die Schiffahrt, aber Schleuſen und ein Damm an dieſer Stelle haben die Schwierigkeit beſeitigt. Der Cumberland entſpringt in dem Thale zwiſchen den Cumberland- und Laurel-Bergen; er durchſchneidet das Gebirge und das nördlich davon gelegene Land in weſtlicher Richtung, wendet ſich aber bei Annäherung an die Barrens nach Süden und tritt in Tenneſſee ein, wo er eine große Krümmung beſchreibt und wieder nach Kentucky geht mit nordweſtlichem Laufe und ſo weiter bis zum Ohio, in welchen er etwa 16 Kilom. oberhalb der Tenneſſee-Mündung einfließt; er iſt etwa 130 geogr. Meilen lang und bietet für Sloops und Dampfer eine leichte Schiffahrt bis Naſhville in Tenneſſee, 43 geogr. Meilen von ſeiner Mündung, und bei Hochwaſſer bis Burkesville in Kentucky; für Boote von 15 Tons iſt er 65 geogr. Meilen weit fahrbar und für Flußboote noch höher. Der Tenneſſee fließt nur 104 Kilom. weit durch Kentucky; er trägt Dampfer bis Florenz in Alabama, 65 geogr. Meilen von ſeiner Mündung.

Kentucky liegt ganz in der großen Region von Sedimentgeſteinen des Weſtens. Dieſe durchziehen den Staat in faſt ſo horizontalen Schichten, daß oft weithin für das Auge keine Neigung wahrnehmbar iſt. Durch den mittlern Theil überdecken von Norden nach Süden die ſiluriſchen Gruppen, welche hier faſt ausſchließlich kalkig ſind, die Oberfläche faſt 22 geogr. Meilen weit und bilden die große Centralachſe der unterſten Geſteine. Bei Louisville verſchwinden ſie infolge ihres ſehr geringen weſtlichen Fallens und treten unter den devoniſchen Kalk, welcher hier horizontal geſchichtet liegt und hier das Flußbett und die Riffe bildet, die die Fälle verurſachen. Ihm folgt der Kohlenkalk und noch weiter weſtlich die Steinkohle, welche bei Rom am Ohio beginnt und ſich faſt bis zur Mündung deſſelben fortſetzt. Dies iſt das Südende des Kohlenfeldes von Illinois und Indiana, welches ſich nach Süden faſt durch den ganzen weſtlichen Theil von Kentucky fortſetzt. In dieſem Theile findet ſich die Breckenridge-Kohle, welche früher in ausgedehnter Weiſe zur Herſtellung des Keroſen verwendet wurde. Nach Oſten hin, etwa 22 geogr. Meilen von Louisville, wiederholen ſich dieſelben Formationen, da die ſiluriſchen Schichten auf dieſer Seite der Achſe nach Oſten fallen; die Kohle, welche den ganzen öſtlichen Theil des Staates einnimmt, iſt ein Theil des großen Appalachiſchen Kohlenfeldes, welches ſich über das weſtliche Virginien und Pennſylvanien ausbreitet. Der Kalk iſt reich an Verſteinerungen, und namentlich der an den Fällen von Louisville iſt berühmt wegen ſeiner merkwürdig ſchönen, verſteinerten Korallen. Der hydrauliſche Kalk wird hier gefunden und in Menge zur Herſtellung von Cement verwendet. Wenn der Waſſerſtand des Fluſſes niedrig iſt, dann ſehen die Felſen in ſeinem Bette wie die von lebenden Zoophyten gebauten Korallenriffe aus, von denen freilich die weicheren Theile fortgewaſchen ſind, ſodaß aber die härtere Kalkmaſſe der Korallen hervorſteht, gerade als wenn ſie noch lebend wären. Dieſer Kalk iſt auch reich an Höhlen, von denen einige zu den allermerkwürdigſten gehören. Die Wände derſelben finden ſich mit Salpeter incruſtirt, der bisweilen vortheilhaft geſammelt worden iſt. Die Mammuth-Höhle beim Green-River in Edmonſon-City, 14 Kilom. von Cave-City, das aus 30 Breterhütten beſteht, gilt für die größte der Welt; in ihren Windungen iſt ſie auf mehr als 16 Kilom. erforſcht. In manchen der oberflächlichen Depreſſionen des Kalkſteines finden ſich niedrige, als „Licks" bekannte Sümpfe, welche Rehe und Elke beſuchen, in früheren Zeiten auch Büffel, und in noch ferneren die untergegangenen Arten von Elefanten, Pferden Maſtodon, Megalonyx u. ſ. w., deren Knochen man bei den

Digitized by Google

Salzquellen ſolchen Moorbodens findet. Eine der merkwürdigſten Oertlichkeiten dieſer Art iſt das Big-Bone-Lick, fünf geogr. Meilen im Südweſten von Cincinnati. — Bleierze ſind früher in geringem Maße ausgebeutet worden, aber jetzt macht man größere Anſtrengungen zur Förderung derſelben. Salzquellen finden ſich an vielen Stellen unter den Sandſteinfelſen, und die Schwefel-, Salz- und Stahlquellen ſind zahlreich. Am Gooſe-Creek in Clay-County und in Meade-County gewinnt man viel Salz aus der dort erbohrten Soole. Die Eiſenregion im „Hangenden" umfaßt einen Theil des nordöſtlichen Kentucky und des ſüdlichen Ohio; ſie iſt etwa 14 Kilom. breit und erſtreckt ſich 28 Kilom. weit vom Ohio nach Kentucky hinein und etwa 80 Kilom. nördlich nach Ohio hinein. Die Erze ſind hier meiſt Brauneiſenſtein und liegen in Straten, welche nach Oſten fallen, mit geringer Abweichung nach Süden. Es ſind zwei deutlich verſchiedene Straten, die untere von 10—30 engl. Zoll mächtig und Blockerz liefernd; darüber in 10—25 Meter Entfernung liegt die als Kalkerz bekannte Schicht, welche 12—50 Zoll mächtig iſt. Dieſe Erze enthalten 50—65 % Eiſen, welches ſich ganz außerordentlich zur Anfertigung von Wagenrädern eignet. Zahlreiche Eiſenöfen ſind in dieſer Gegend im Gange. Außer den Eiſenerzen finden ſich große Schichten vorzüglicher Kohle, ſchöner Thon, Formſand, Kalkſtein, ausgezeichneter Bauſtein, Töpferthon und Sand zur Glasfabrikation. Ausgedehnte Schichten von Eiſenoxyd-Hydrat kennt man im ſüdweſtlichen Lande, am Tenneſſee und dem Cumberland, und verſchiedene Eiſenerze durch alle Kohlenfelder, im Schiefer und in den Regionen des untern Kohlenkalkes. — Die blaue Kalkſteinregion, welche urſprünglich mit Wäldern aus hohen Bäumen und dichtem Rohrwuchs bedeckt geweſen, enthält den reichſten Boden des Landes, und der zwiſchen dem Ohio und der Nachbarſchaft von Lexington gelegene Theil heißt gewöhnlich der „Garten von Kentucky". Die Barrens ſind dünn mit Bäumen beholzt, welche faſt durchweg erſt ſeit der Beſiedelung des Staates gewachſen ſind, bringen aber gute Weide hervor, ſodaß die mittlere Fruchtbarkeit von Kentucky der keines andern Staates der Union nachſteht.

Das Klima iſt außerordentlich angenehm, aber veränderlich. Die mittlere jährliche Temperatur iſt etwa 12,5° C.; im Winter fällt das Thermometer häufig auf —4 bis —9,5° und gelegentlich bis —19°, und im Sommer ſteigt es auf 34 und 38° C. Der Winter dauert bisweilen vom Ende November bis Anfang April, aber Schnee liegt ſelten, und Rinder und Schafe bleiben auch in der kälteſten Jahreszeit im Freien. Im Frühjahre und Sommer herrſchen Südweſt-Winde und das Wetter iſt köſtlich; der Nordweſt bringt die ſtärkſte Winterkälte. Regen fällt reichlich im Winter und im Frühjahr, aber bisweilen ſpärlich im Sommer und Herbſte, wo das Wetter charakteriſtiſch trocken und beſtändig iſt. — Noch immer finden ſich ausgedehnte Wälder in Kentucky. Im Gebirge und nördlich davon trifft man hauptſächlich Tulpenbäume, Ulmen, Eichen, Eſchen, Hickory, Walnuß, Kirſche u. ſ. w.; in den Barrens ſind es hauptſächlich Eichen, Kaſtanien und Ulmen. Zu den nützlichſten Bäumen gehört der Zuckerahorn, der ſchwarze und Honig-Lokuſt, die wilde Kirſche und verſchiedene Arten von Eichen und Walnuß, die im Anfange der Anſiedelung ſehr werthvolle Haushaltartikel geliefert haben. Die Hauptfruchtbäume ſind Apfel und Pfirſich. Außerdem producirt Kentucky, das ja ein großer, Getreide gewinnender Staat iſt, mehr als die Hälfte alles in der Union gewonnenen Hanfes und vier Siebentel alles Flachſes. In den Südweſt-Gegenden, längs des Tenneſſee, Cumberland und Miſſiſſippi, wird etwas Baumwolle gewonnen; der in dieſen Gegenden wachſende Tabak, ſowie der auf dem öſtlicher gelegenen reichen Boden, iſt ein wichtiger Gegenſtand im Handel dieſes Staates. Als Agriculturſtaat nimmt Kentucky einen hohen Rang ein. Zu der Geſammtproduction von Hanf (12,746 Tons) in den Vereinigten Staaten trug Kentucky 7777 Tons bei; und von der geſammten Tabacksernte (262,735,341 Pfd.) waren 105,305,869 Pfd. Product von Kentucky. Im J. 1870 producirten nur fünf andere Staaten mehr Mais, vier mehr Roggen, zwei mehr Honig und drei mehr Wachs und nur drei hielten mehr Schweine als Kentucky. Im J. 1870 hatte dieſer Staat 118,422 Farms; von dieſen enthielten 38,939 zwiſchen 20 und 50 Acres Land, 29,731 zwiſchen 50 und 100, 25,490 zwiſchen 100 und 500, 616 zwiſchen 500 und 1000, und 164 über 1000 Acres. Die durchſchnittliche Größe einer Farm iſt 158 Acres. Vom geſammten Farmland waren 56,6 % nicht in Angriff genommen. 1880 wurde der Werth der geſammten Farmproduction geſchätzt auf 87,477,374 Doll., und zwar: der des geſchlachteten Viehes zu 24,121,861 Doll., der der Waldproducte 574,994 Doll., der der Gartenproducte 527,329 Doll., der des Obſtes 1,231,385 Doll. Die Ernte von 1879 ergab 64,736,000 Buſhel Mais, 7,681,000 Buſhel Weizen, 4,687,200 Buſhel Hafer, 1,002,320 Buſhel Roggen, 338,800 Buſhel Gerſte, 1,815,000 Buſhel Kartoffeln und 262,000 Tons Heu. Man erntete 126,808,000 Pfd. Taback. Der Viehſtand belief ſich 1850—1880 auf: Pferde 315,682—402,400, Eſel und Maulthiere 65,609—109,600, Milchkühe 247,476—270,000, Ochſen und andere Rinder 442,763—232,700, Schafe 1,102,091—1,009,800, Schweine 2,891,163—1,812,000. Im J. 1870 gewann man 1080 Ballen Baumwolle, 2,234,450 Pfd. Wolle, 237,268 Pfd. Flachs, 11,874,975 Pfd. Butter, 115,219 Pfd. Käſe, 1,171,500 Pfd. Honig, 32,557 Pfd. Wachs, 269,416 Pfd. Ahornzucker, 49,073 Gallons Ahorn- und 1,740,453 Gallons Zuckerrohr-Melaſſe. 1,345,779 Gallons Milch wurden verkauft.

Die Zahl der fabricirenden Etabliſſements 1870 belief ſich auf 5390, für welche arbeiteten: 1147 Dampfmaſchinen von 31,928 Pferdekraft, 459 Waſſerräder von 7670 Pferdekraft und 30,636 meiſt männliche Arbeiter. Der Werth dieſer Production (54,625,809 Doll.) war in 16 andern Staaten ein höherer. Die Zahl der Deſtillationen (141) iſt hier die höchſte, aber der Werth der Production ſteht in vierter Reihe. Die höchſten Kapitalanlagen treffen auf folgende ſechs Induſtriezweige: die 696 Mehl-

Digitized by Google

mühlen mit 1686 Dampfpferdekraft, die 592 Sägemühlen mit 9443 Dampfpferdekraft und 2497 Arbeitern, die 141 Destillationen mit 2636 Dampfpferdekraft, die 6 Eisenwerke mit 1450 Dampfpferdekraft, die 19 Roheisengießereien mit 2370 Dampfpferdekraft, 25 andere Eisengießereien mit 572 Dampfpferdekraft.

Kentucky hat wenig directen Außenhandel, aber der heimische ist sehr ausgedehnt. Die Haupthandelsplätze sind Maysville, Covington, Louisville, Owensborough, Henderson und Paducah am Ohio, Columbus am Mississippi und Lexington im Innern. Die Hauptausfuhrartikel sind Hanf, Flachs, Taback, Pferde, Maulthiere, Schweine, Rinder, Sackleinen und Taue. Louisville und Paducah sind die Einfuhrhäfen für zwei Zolldistricte. Im J. 1873 besaß Louisville 55 Schiffe von 13,807 Tons, und Paducah 15 Schiffe von 2878 Tons; von erstern waren 44 Dampfer und 11 Barks, letztere dagegen alle Dampfer. Louisville baute 1873: 17 Dampfer, Paducah deren 4. Mehrere der größeren Ströme sind behufs der Schiffahrt wesentlich verbessert, vor allen der Kentucky und Green. Der die Fälle des Ohio bei Louisville umgehende Louisville- und Portland-Kanal ist fast das ganze Jahr hindurch für 90 Meter lange und 25 Meter breite Fahrzeuge passirbar. — Im J. 1841 hatte Kentucky 6 geogr. Meilen Eisenbahn, 1880 dagegen etwa 461. — Im J. 1873 waren 36 Nationalbanken in Wirksamkeit mit einem eingezahlten Kapital von 8,263,700 Doll. und einer Außencirculation von 7,021,900 Doll.

Die jetzige Constitution wurde 1850 angenommen. Die Legislatur besteht in einem Senate von 38 Mitgliedern und einem Repräsentantenhaus von 100 Mitgliedern. Die auf vier Jahre gewählten Senatoren müssen 30 Jahre alt sein, die auf zwei Jahre gewählten Repräsentanten 24 Jahre. Sessionen finden alle zwei Jahre statt; sie beginnen am ersten Montage Decembers und dürfen nur 60 Tage dauern, wenn nicht Zweidrittel beider Häuser für längere Dauer stimmen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt, und ist dann vier Jahre nicht wieder wählbar. Der stellvertretende Gouverneur ist Senatspräsident. Das Gehalt des Gouverneurs ist 5000 Doll. Im J. 1873 belief sich die Einnahme des Staatsschatzes auf 2,107,149 Doll. (davon 1,491,775 aus directen Steuern); die Ausgabe auf 1,824,892 Doll.; 1878 die Schuld auf 1,858,108 Doll. Die Kosten für den Unterricht beliefen sich 1880 auf 1,130,000 Doll. — Im J. 1880 konnten 332,176 nicht schreiben und 249,567 nicht lesen und schreiben.

1870 war die Zahl der weißen Kinder von 5—18 Jahren 454,539, die der Farbigen 78,720, von den letztern besuchten nur 7702 die Schule. Es gab 5149 erziehliche Institutionen, öffentliche und private, mit 6346 Lehrenden, von denen 3972 männlichen und 2374 weiblichen Geschlechts waren, und 245,139 Schülern, 125,734 männlichen und 119,405 weiblichen Geschlechts. Das Gesammteinkommen aller dieser Institutionen war 2,538,429 Doll., wovon 393,015 Doll. aus Stiftungen, 674,992 aus Steuern und öffentlichen Fonds, und 1,470,422 Doll. aus dem Schulgeld u. s. w. Vorhanden waren 4727 Volksschulen mit 5321 Lehrern und 218,240 Schulkindern; die Einnahmen beliefen sich auf 1,150,451 Doll., mehr als zur Hälfte aus Steuern und öffentlichen Fonds. Die Zahl der Colleges war 42 mit 223 Lehrern und 5864 Zöglingen; die der Akademien 95 mit 286 Lehrern und 6224 Zöglingen; die der Privatschulen 195 mit 302 Lehrern und 7948 Zöglingen. Im J. 1874 bestand noch kein Seminar, indeß sollte ein solches gegründet werden. Die Kentucky-Universität, 1858 gegründet, umfaßt ein College der Künste, das des Ackerbaus und das mechanische, das der Bibel, ein Handels-College und eins der Jurisprudenz. Jedes dieser Colleges steht unter der unmittelbaren Verwaltung seiner Facultät und des vorsitzenden Beamten. Die Oberaufsicht führt der Regent, welcher aus den Curatoren gewählt wird. Im J. 1865 wurden das Agricultur- und mechanische College, das mittels der congressionellen Landbewilligung gegründet war, zu einem Theile der Universität gemacht; da die Bürger von Lexington zum Ankaufe einer Experimental- und Modellfarm 100,000 Doll. gegeben hatten, so wurde die Universität nach dieser Stadt verlegt. Das Agricultur-College besitzt eine Landfläche von 175 Hektaren und umfaßt Ashland, früher die Heimat von Henry Clay. Das Vermögen der Universität beläuft sich auf 800,000 Doll. (à 4 Mark). — Das Kentucky-Militär-Institut, 1846 in Frankfort gegründet, steht unter einem Aufsichts-Collegium, welches der Gouverneur ernennt. Zu den hervorragenden Erziehungsinstituten gehören das Berea-College zu Berea, welches Zöglinge ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Farbe aufnimmt; das baptistische Bethel-College zu Russelville; das katholische Cäcilien-College zu Elizabethtown; das presbyterianische Centre-College zu Danville; das beiden Geschlechtern offenstehende Eminence-College zu Eminence; das baptistische Georgetown-College; das katholische St.-Marien-College in St.-Mary's Station. Die Hauptinstitute für weibliche Erziehung sind: das christliche Töchter-College zu Harrodsburg; das baptistische Georgetown-Frauenseminar; das weibliche Libanon-College; das methodistisch-episkopale Logan-Frauen-College zu Russelville; das christliche Hocker-Frauen-College; das baptistische Lexington-Frauen-College; die katholische St.-Katharinen-Akademie und das episkopale Christchurch-Seminar zu Lexington. Theologischen Unterricht gewährt das katholische St.-Josephs-Seminar zu Bardstown, das westliche baptistische theologische Institut zu Georgetown, das Bibel-College in der Kentucky-Universität, und die theologischen Abtheilungen des Georgetown- und Bethel-Colleges; in der Medicin die medicinische Abtheilung der Louisville-Universität und das Louisville medicinische College. — Das Asyl für Erziehung der Blinden, zu Louisville 1842 eröffnet, nimmt kostenfrei Blinde von 7—17 Jahren auf; 1875 hatte es 5 Lehrer und 59 Zöglinge, welche auch technisch angelernt werden. Ebenso ist das 1823 eingerichtete Taubstummeninstitut zu Danville kostenfrei geöffnet; die Zöglinge können fünf Jahre auf Kosten des Staates darin bleiben. Im J. 1873 hatte es fünf Lehrer und 78 Zöglinge; seit Eröffnung war die Gesammtzahl 590. Für Schwach-

Digitized by Google

ſinnige beſteht ſeit 1860 ein Inſtitut in Frankfort, das aber Erziehung beabſichtigt und nicht ein Aſyl für Hoffnungsloſe iſt; es hatte 1874 104 Zöglinge. Im Staatsgefängniß zu Frankfort befanden ſich 1874 650 Verbrecher. Irrenhäuſer befinden ſich zu Lexington und zu Hopkinsville; ein Reformhaus des Staates für jugendliche Verbrecher zu Anchorage. Für Erziehung und Unterricht der farbigen Kinder werden eine von den Farbigen erhobene Kopf- und Vermögensſteuer ſowie alle von ihnen eingehenden Strafgelder ausſchließlich für dieſen Zweck verwendet.

Im J. 1870 beſtanden 89 Zeitungen und periodiſche Schriften mit etwa 197,130 Abnehmern und jährlich 18,270,160 Abzügen; 6 erſchienen täglich, 1874 ſogar deren 9. — Im J. 1870 waren Bibliotheken vorhanden 5546 mit 1,909,230 Bänden, wovon private 4374 mit 1,590,245 Bänden. Im J. 1874 waren die Hauptbibliotheken: die der Lexington-Univerſität mit 10,000, die der Lexington-Bibliothek-Geſellſchaft mit 18,300, die Staats-Bibliothek zu Frankfort mit 7000, die des theologiſchen Seminars zu Danville mit 7000, die Volks-Bibliothek von Kentucky zu Louisville mit 31,250, die des St.-Joſephs-College und Seminars zu Bardstown mit 5000, die des Centre-College in Danville mit 5000, die des Georgetown-College mit 5000, die epiſkopale theologiſche Bibliothek mit 2000, die Bibliotheks-Vereinigung zu Louisville mit 5690 Bänden. Die Univerſität hat ein naturhiſtoriſches Muſeum und ein zweites gehört zur Volksbibliothek.

Die Geſammtzahl der religiöſen Organiſationen (Gemeinden?) war 2969, welche 2696 Gebäude mit 878,039 Sitzplätzen beſaßen, im Geſammtwerthe von 9,824,465 Doll. Die Baptiſten haben 1004 Organiſationen mit 962 Gebäuden, die Methodiſten 978 Organiſationen mit 818 Gebäuden, die Chriſtianer 490 Organiſationen mit 436 Gebäuden, die regulären Presbyterianer 289 Organiſationen mit 270 Gebäuden, die Katholiken 130 Organiſationen mit 125 Gebäuden und dem größten Vermögen u. ſ. w.

Die früheſte Erforſchung Kentuckys geſchah durch Finley, der dieſelbe mit einigen Gefährten 1767 von Nordearolina aus unternahm. Im J. 1769 beſuchten Daniel Boone, Finley und vier andere dieſe Gegend, und 1770 erforſchte James Knox mit einer Partei aus Südweſt-Virginien das Land längs des Cumberland- und Greenfluſſes. Im J. 1774 baute James Harrod eine Holzhütte an der Stelle des jetzigen Harrodsburg, und im nächſten Jahre gründete er hier eine Station. Das Fort Boonesborough wurde 1775 von Daniel Boone erbaut. Das Land war nur ein Jagdgrund nördlich und ſüdlich hauſender Indianerſtämme; aber das Eindringen weißer Anſiedler fand dennoch entſchiedenen und blutigen Widerſtand. Im J. 1775 ſchloß Boone einen Vertrag mit den Tſcherokis zu Wataga, durch welchen Kentucky an Col. Richard Henderſon und ſeine Geſellſchaft verkauft wurde. Da es aber innerhalb der Kartengrenzen von Virginien lag, ſo wollte dieſes den Henderſon'ſchen Kauf nicht anerkennen, gab aber ſchließlich 200,000 Acres an der Mündung des Green her. Im J. 1776 wurde Kentucky eine Grafſchaft von Virginien und 1777 wurde in Harrodsburg das erſte Gericht abgehalten. Im J. 1779 veranlaßte ein in Virginien durchgegangenes Geſetz ein großes Zuſtrömen von Bevölkerung. Im J. 1783 wurde aus Kentucky ein Diſtrict gebildet und ein Diſtricts-Gerichtshof eingerichtet. Der Abſchluß des Unabhängigkeitskrieges ließ die Anſiedler in ſteter Gefahr der Indianerangriffe, und die Bürger ſahen ſich genöthigt, ſelbſt ihren Schutz zu übernehmen. Die Hauptſtadt Richmond in Virginien war zu entfernt, als daß in Zeiten der Noth von dort Hülfe kommen konnte, und daher ſchlugen die 1784 und 1785 zu Danville abgehaltenen Verſammlungen eine friedliche und conſtitutionelle Trennung von Virginien vor. Die dritte Verſammlung ſendete eine Petition nach Richmond, und 1786 genehmigte die Legislatur die Wünſche Kentuckys; aber aus mancherlei Gründen wurde die Trennung nicht vollzogen, hauptſächlich wegen einer Neigung des Volkes, unabhängige Nationalität zu erlangen. Eine vierte Verſammlung diente nur dazu, das Volk gegen die Centralregierung aufzureizen; da das Gerücht ſich verbreitete, daß Mr. Jay, Geſandter am ſpaniſchen Hofe, die Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi den Spaniern überlaſſen habe, ſo begann die feindſeligſte Stimmung. Eine fünfte Verſammlung fand ſtatt, und auf eine Petition bewilligte Virginia den Kentuckiern, einen Abgeſandten zum Congreß zu ſchicken; aber da mittlerweile die Conſtitution angenommen worden war, ſo wurde die ganze Sache der neuen Regierung übertragen. Von dieſer Lage der Dinge Vortheil ziehend, ſchlug Spanien heimlich durch ſeinen Geſandten den Kentuckiern beſondere Handelsbegünſtigungen vor, falls dieſelben eine unabhängige Regierung bildeten. Dieſe Vorſchläge wurden nicht ungünſtig aufgenommen; aber nach einem ſechsten nud ſiebenten Convent wurde ſchließlich eine Adreſſe an den Congreß beſchloſſen. Zwei weitere Convente wurden danach abgehalten, und die Frage wurde dadurch entſchieden, daß Kentucky 1790 ein beſonderes Territorium wurde und am 1. Juni 1792 in die Union aufgenommen ward. Die Bewohnerzahl war damals 75,000. Indianerkriege beunruhigten auch fernerhin die Grenzen und man hörte Klagen über die geringe Einwirkung der Bundesregierung. Dazu wurde die Whiskyſteuer drückend, und über die amerikaniſche Politik gegen die franzöſiſche Republik wurde in jeder Schenke gemurrt. Die alte Idee von der Unabhängigkeit wurde wieder in Bewegung geſetzt, aber der Sturm ging vorüber. In den nächſten 10—12 Jahren, in welcher Zeit über die Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi verhandelt wurde, und dann über den Ankauf von Louiſiana, wurde Kentucky wieder aufgeregt. Der Vertrag von 1795 mit Spanien gewährte den Vereinigten Staaten das Recht des Depoſits in Neuorleans und die Freiheit des Fluſſes. Dann vergingen ſieben Jahre in verhältnißmäßiger Ruhe und Wohlſein, bis die ganze Nation durch die Nachricht aufgeregt wurde, daß die Spanier den Vertrag von 1795 verletzt hätten durch Verweigerung der eingeräumten Rechte, und dadurch, daß bekannt wurde, Louiſiana käme wieder an

Digitized by Google

Frankreich. Deſſen dann erfolgender Ankauf durch die Vereinigten Staaten machte allen Beunruhigungen ein Ende (Amer. Cyclop.). *(G. A. von Klöden.)*

KENZINGEN, Städtchen im badiſchen Kreis Freiburg, zum Amtsbezirk Emmerdingen gehörig, mit 2480 Einwohnern (1880), welche Wein-, Feld- und Wieſenbau, Handel mit Hanf, Garn und etwas Strohmanufactur treiben. Das an der Elz gelegene Städtchen hat in neuerer Zeit wieder das Amtsgericht und eine höhere Bürgerſchule erhalten und iſt Station der badiſchen Hauptbahn. Sehenswerth iſt die große Pfarrkirche mit werthvollem Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. Zu erwähnen ſind ferner das Rathhaus und das ehemalige Franciscanerkloſter, welches jetzt der Stadt gehört. Ueber die Elz führt eine große ſteinerne Brücke, welche in den Jahren 1760—1770 erbaut worden iſt. Dicht bei Kenzingen liegt das ehemalige Frauenkloſter Wonnenthal, welches um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Rudolf von Uſenberg geſtiftet worden iſt, und deſſen Nonnen nicht dem Adel angehörten. Im J. 1525 wurde das Kloſter von den Bauern verbrannt, 1638 von den Schweden geplündert, 1676 von den Franzoſen verheert, ſodaß die Nonnen erſt 1697 definitiv dahin zurückkehren konnten. Nach der Säculariſation im J. 1809 wurde eine Cichorienfabrik im Kloſter errichtet und ſpäter das Gebäude an Private verkauft. Zwei Stunden von Kenzingen liegt das kleine Mineralbad Kirnhalden. Früher führte daſſelbe den Namen Wunderbad zum heil. Kreuz und hatte ein als Wallfahrtsort bekanntes Paulinerkloſter, das nach Enſisheim im Elſaß gehörte und ſpäter abbrannte. Dann kam Kirnhalden an das Kloſter Wonnenthal und endlich an Privatleute. Neuerdings ſind die Badeeinrichtungen verbeſſert worden.

Kenzingen ſelbſt iſt ſehr alt und war urſprünglich ein Dorf, das in den Urkunden des Kloſters Lorſch erſcheint, welchem in den J. 777, 782 und 789 daſelbſt Beſitzungen geſchenkt wurden. Otto I. ſchenkte im J. 972 an das Kloſter Einſiedeln ein großes Kammergut in Kenzingen. Wahrſcheinlich ſtand der alte Ort eine Viertelſtunde von der jetzigen Stadt entfernt und beſtand aus zwei kleinen Dörfern, von welchen das eine Kenn, das andere Singen geheißen haben ſoll. Darauf deuteten die Ruinen zweier Kirchen hin, welche ſpäter völlig abgetragen wurden. Im J. 1249 erbaute Rudolf von Uſenberg, der Kenzingen als öſterreichiſches Lehen beſaß, die jetzige Stadt, umgab ſie mit Mauer und Graben und gewährte den Bewohnern viele Freiheiten, auch ein Stadtrecht nach dem Muſter Freiburgs. Rudolf von Habsburg beſtätigte dieſe Vorrechte. Nach dem Tode des letzten Uſenbergers, der die ſtädtiſchen Privilegien abermals erweitert hatte, brachte Markgraf Heinrich von Hachberg die Stadt mit der Herrſchaft Kürnberg mit Gewalt an ſich. Er verſprach im J. 1352 Kenzingen alle Freiheiten zu laſſen und die Stadt nie zu veräußern. Das Haus Oeſterreich widerſetzte ſich, und auf drei Tagungen zu Säckingen wurde entſchieden, daß der Hachberger mit Unrecht im Beſitz der Herrſchaft ſei, die dem Hauſe Oeſterreich zuſtehe. Der Markgraf widerſprach und wollte Kenzingen nicht zurückgeben, zumal die Bürger der Stadt auf ſeiner Seite ſtanden. Der Streit wurde durch das kaiſerliche Hofgericht zu Gunſten Oeſterreichs entſchieden, und Kenzingen kam an den Herzog Leopold von Oeſterreich, welcher 1369 die Rechte und Freiheiten der Stadt beſtätigte. Als im J. 1385 die Erzherzoge Leopold und Albrecht ihre Länder theilten, fiel Kenzingen an letztern, welcher die Freiheiten der Stadt noch vermehrte; doch wurden die öſterreichiſchen Gebiete bald wieder vereint. Durch die Aechtung des Herzogs Friedrich kam Kenzingen an das Reich, und Kaiſer Sigismund gab der Stadt im J. 1415 die Verſicherung, daß ſie nie vom Reiche veräußert werden ſolle. Herzog Ernſt erhob ſich gegen die Annexion mit Erfolg und verpfändete 1422 die Stadt an Konrad von Weinſperg, der ſie nach zwei Jahren an die Stadt Straßburg abtrat. Im J. 1495 verlieh Kaiſer Maximilian der Stadt Marktrechte, den Bezug des Zolls an den Thoren und das Recht, baufällige Häuſer an ſich zu ziehen nach dem Beiſpiel der Stadt Freiburg.

Im J. 1524 nahm Kenzingen die Reformation an. Im Auftrag des breisgauiſchen Landtags zogen die Freiburger gegen Kenzingen, nahmen die Stadt ein und vertrieben die evangeliſchen Pfarrer. Zweihundert Bürger, welche denſelben das Geleite gaben, fanden bei ihrer Rückkehr die Thore verſchloſſen und wurden dann von Straßburg gaſtlich aufgenommen. In Kenzingen wurde die Gegenreformation mit Gewalt durchgeführt, die Bibel und andere evangeliſche Schriften wurden öffentlich verbrannt, und der Stadtſchreiber von Kenzingen, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, enthauptet. Seit dieſer Zeit iſt Kenzingen katholiſch geblieben; neuerdings hat ſich eine kleine evangeliſche Diasporagemeinde daſelbſt gebildet.

Die Stadt wanderte als Pfandſchaft noch in verſchiedene Hände und fiel 1564 dauernd an Oeſterreich zurück. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde Kenzingen von den Schweden im J. 1634 vergeblich belagert. Im J. 1637 zog Herzog Bernhard von Weimar vor die Stadt und zerſtörte einen Theil derſelben. Im J. 1703 ließ der franzöſiſche Marſchall Villars die Mauern der Stadt niederreißen und brandſchatzte die Einwohner. Die Kaiſerin Maria Thereſia gab 1741 der Stadt das Schultheißenamt und mehrere andere Rechte. Im J. 1806 kam Kenzingen an das Großherzogthum Baden. *(Wilh. Höchstetter.)*

KEOS (griechiſch *Κέως*, Adjectiv *Κεῖος*; lateiniſch Cea oder Cia, ſpätgriechiſch *Κία*, was jetzt Tschiá ausgeſprochen wird), die weſtlichſte, der Südoſtſpitze Attikas zunächſt gelegene in der Gruppe der Kykladiſchen Inſeln, wird bei einer Größe von 103 □Kilom. ganz von Bergen von mäßiger Erhebung (höchſter Gipfel, jetzt nach dem heiligen Elias benannt, 568 Meter) eingenommen, deren Abhänge und Thalſchluchten infolge der genügenden Bewäſſerung des Bodens (worauf der angebliche älteſte Name der Inſel *Ὑδροῦσσα* zurückzuführen iſt)[1] mit

1) Vgl. *Heraclid.*, De reb. publ. 9, 1; *Plin.* n. h. IV, 12, 62; *Hesych.* s. v. *Ὑδροῦσα*.

Digitized by Google

reicher Vegetation bedeckt ſind. Viehzucht (welche unter der beſondern Obhut des hier als Gott verehrten Heros Ariſtäos ſtand), Wein- und Feigenbau bildeten die Haupterwerbsquellen der durch ihre Mäßigkeit und Sittenſtrenge berühmten Bewohner[2]) der Inſel im Alterthume; der wichtigſte Exportartikel war Röthel (*μίλτος*)[3]), deſſen Ausfuhr die Athener durch beſondere Verträge mit den einzelnen Städten der Inſel ſich als Monopol geſichert hatten (ſ. die Inſchrift bei Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, Bd. II. S. 349 fg. = C. I. A. II, n. 546). Gegenwärtig ſind die wichtigeren Exportartikel die gerbſtoffreichen Eicheln der Knoppereiche (quercus aegilops), Honig, Wein, Feigen und andere Südfrüchte.

Helleniſche Bewohner ſoll die Inſel zuerſt von Naupaktos aus unter Führung eines heros eponymos Keos, ſodann von Athen aus unter Führung des Theoſidamas erhalten haben.[4]) In der hiſtoriſchen Zeit war die Bevölkerung auf vier ſelbſtändige Gemeinweſen bildende Städte vertheilt: Iulis, Koreſſos oder Koreſſia, Karthäa und Poieſſa. Iulis, bekannt als Heimat der Dichter Simonides und Bakchylides, des Sophiſten Prodikos, des Arztes Eraſiſtratos und des Philoſophen (Peripatetikers) Ariſton, lag an der Stelle des jetzigen Hauptortes der Inſel, des Städtchens Tſchia, am nördlichen Abhange des Eliasberges; ein ſpitziger Felskegel trug die Akropolis der alten Stadt nebſt einem Tempel des Apollon; die Unterſtadt, in welcher Heiligthümer der Artemis, des Hermes (im Gymnaſion) und des Dionyſos erwähnt werden, zog ſich terraſſenförmig nach einem Bergkeſſel herab. Etwas über eine Stunde nordweſtlich von da an der jetzt dem heiligen Nikolaos geweihten Bucht, in welche ſich ein von den Alten Elixos genannter Bach ergießt, lag Koreſſos oder Koreſſia mit einem Heiligthume des Apollon Smintheus (*Strab.* X. p. 487). Oberhalb der jetzt Polies (*'ς ταῖς Πόλιαις*) genannten Bucht am ſüdlicheren Theile der Oſtküſte lag die Stadt Karthäa, von welcher noch bedeutende Ruinen — darunter die eines Tempels des Apollon und eines kleinen Theaters — erhalten ſind; endlich etwa 1½ Stunde weſtlich von da, oberhalb der jetzt Kundura genannten Bucht der Weſtküſte, Poieſſa, zu welcher Heiligthümer des Apollon Smintheus und der Athena Nedusia gehörten (*Strab.* X. p. 487).

Dieſe vier Städte, von denen zur Zeit des Strabon (X. p. 486) nur noch zwei fortbeſtanden — die Bewohner von Koreſſos waren nach Iulis, die von Poieſſa nach Karthäa übergeſiedelt — ſtanden in der Zeit vor den Perſerkriegen unter der Oberherrſchaft der euböiſchen Stadt Eretria (*Strab.* X. p. 448). Nach den Perſerkriegen ſchloſſen ſie ſich dem atheniſchen Seebunde an (ſ. die Tributliſten C. I. A. I. n. 226 fg.), traten dann im J. 378 auch dem zweiten atheniſchen Bunde bei (C. I. A. II. p. 17), fielen aber (wenigſtens Iulis) im J. 364 von demſelben ab, bis ſie durch Chabrias zum Wiederanſchluß an den Bund genöthigt wurden (ſ. die von H. Köhler in den Mittheilungen des deutſch-archäologiſchen Inſtituts in Athen, Bd. II. S. 142 fg. publicirte Inſchrift). Zur Zeit des Höhepunktes der Macht des ätoliſchen Bundes ſchloſſen ſie Freundſchaftsverträge mit den Aetoliern (ſ. die Inſchriften C. I. G. n. 2350—2352). Antonius ſchenkte die Inſel den Athenern (*Appian.* b. civ. V, 7). Im byzantiniſchen Reiche gehörte ſie zur Eparchie von Hellas oder Achaia (*Hierokl.* Synecd. p. 646, 2). Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner ergriffen im J. 1207 vier venezianiſche Freibeuter — Pietro Giuſtiniani, Dominico Michieli und die Brüder Andrea und Geremia Ghiſi — Beſitz von Keos und Seriphos und theilten dieſe unter ſich; unter dem Schutze von Venedig behaupteten ſie nicht nur ſelbſt, ſondern auch ihre Nachkommen, beziehentlich Rechtsnachfolger ſich in dieſem Beſitze. Im J. 1537 eroberte Khaireddin Barbaroſſa die Inſel Keos. Im J. 1541 wurde dieſelbe mit dem Herzogthume Naxos vereinigt und kam mit dieſem 1566 in die Gewalt der Türken.[5]) Heutzutage bildet ſie in Verbindung mit Kythnos und Seriphos eine Eparchie des Nomos der Kykladen im Königreiche Hellas.

Vgl. P. O. Bröndſtedt, Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland, Buch I. (Paris 1826). L. Roß, Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres, Bd. I, S. 128 fg. C. Burſian, Geographie von Griechenland, Bd. II. S. 467 fg. A. Miliarakis, *Κυκλαδικὰ ἤτοι γεωγραφία καὶ ἱστορία τῶν Κυκλάδων νήσων* (Athen 1874) S. 46 fg. *(C. Bursian.)*

KEPHALLENIA (*Κεφαλληνία*, ſpätgriechiſch auch *Κεφαλωνία*, daher von den Italienern Cefalonia genannt), griechiſche Inſel im Ioniſchen Meere, dem Eingange in den äußern korinthiſchen Meerbuſen (Golf von Patras) gegen Weſten vorgelagert, hat ihren Namen von dem (wahrſcheinlich zum lelegiſchen Volksſtamme gehörigen) Volke der *Κεφαλλῆνες*, welche in den Homeriſchen Dichtungen als die Bewohner dieſer und der benachbarten Inſeln erſcheinen, während die Inſel ſelbſt in der Ilias wie in der Odyſſee mit dem jedenfalls von phönikiſchen Anſiedlern herſtammenden Namen Samos oder Same bezeichnet wird.[1]) Die Inſel, welche einen Flächeninhalt von

2) Vgl. A. Böckh, Geſammelte kleine Schriften VII. 345 fg.; dazu das von Dr. Köhler in den Mittheilungen des deutſchen archäologiſchen Inſtituts in Athen I, 139 fg. publicirte Geſetz über die Begräbnißfeierlichkeiten. 3) Der keiſche *μίλτος* wird ausdrücklich als der beſte bezeichnet bei *Theophrast.*, De lapid. 52: über die Fundſtätte vgl. K. G. Fiedler, Reiſe durch alle Theile des Königreichs Griechenland II, 90 fg.; X. Landerer im Archiv für Pharmacie von Bley und Ludwig, Juli — Auguſt 1864. 4) *Heraclid.*, De reb. publ. 9, 1; *Schol.* Dionys. Perieg. 525; vgl. *Herod.* VIII, 46.

5) Vgl. C. Hopf, Veneto-byzantiniſche Analecten in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hiſt. Kl. XXXII, 426 fg. und 441 fg.

1) *Σάμος* Il. B. 634; Od. δ, 671. 845; ο, 29. *Σάμη* Od. α, 246; ι, 24; ο, 367; π, 123. 249; τ, 131; υ, 288. Der Name *Κεφαλληνία*, der zuerſt bei *Herod.* IX, 28, dann allgemein erſcheint, wird von einem heros eponymos Kephalos abgeleitet, der mit einer Bärin einen Sohn Arkeiſios erzeugt haben ſoll (*Aristot.* in Etym. M. p. 144, 22; vgl. *Heraclid.*, De reb. publ.

Digitized by Google

664 □Kilom. hat, wird in ihrer ganzen Länge von Südoſten nach Norden von einer Bergkette durchzogen, deren höchſte und bedeutendſte Maſſe von den Alten Ainos (ſ. d.), heutzutage gewöhnlich „der Berg" (τὸ βουνό) ſchlechtweg, oder nach den durch einen Waldbrand im J. 1797 ſtark gelichteten Tannenwäldern, welche ſeine Abhänge bedecken, „Elatovuno" genannte Gebirge bildet. An dieſes ſchließt ſich im Nordweſten eine niedrigere, jetzt Hagia Dynati genannte Bergmaſſe, deren nördliche Abhänge durch das fruchtbare Thal von Pylaros von einem dritten weit nach Norden vorgeſchobenen Höhenzuge (jetzt Kalon oros genannt) getrennt werden, der die der Weſtküſte der Inſel Ithaka parallel laufende Halbinſel Eriſſo (ein wahrſcheinlich aus dem Alterthume erhaltener, in antiken Quellen freilich nicht nachweisbarer Name) bildet. Der Hauptkette laufen kürzere und niedrigere Höhenzüge im Oſten (Höhenzug von Atros, durch das fruchtbare Thal von Rakli vom Ainosgebirge getrennt) und im Weſten (Berge Comorphia, Xerakias und Daphnias) parallel. An den letztern wird durch den Iſthmos von Hagia Kyriaki die im übrigen von dem Körper der Hauptinſel völlig losgelöſte, von einem beſondern, im Cap Akrotiri gegen Süden, im Cap Atheras gegen Norden endenden Höhenzuge gebildete Halbinſel Paliki angeknüpft, in deren Benennung der Name der antiken Stadt Pale erhalten iſt.[2]) Zwiſchen der Oſtküſte dieſer Halbinſel, an welcher jetzt das zweitgrößte Städtchen der Inſel Lixuri liegt, und der Weſtküſte des mittlern Theiles der Hauptinſel zieht ſich eine tiefe Einbuchtung hin, welche jetzt nach der an ihrer Südoſtecke auf einer kleinen, von der Weſtküſte der Hauptinſel gegen Nordweſten vorſpringenden Halbinſel gelegenen modernen Hauptſtadt Argoſtoli der Golf von Argoſtoli genannt wird. — Die ganze Inſel iſt ziemlich waſſerarm, da die Bäche (eigentliche Flüſſe hat ſie nicht) faſt durchgängig während der Sommermonate verſiegen[3]), jedoch im ganzen fruchtbar und wohl angebaut. Die Hauptexportartikel ſind jetzt Korinthen und Wein, ferner Oel, Südfrüchte, Baumwolle und Seide; der Getreidebau, der im Alterthume beſonders auf der Halbinſel Paliki blühte (ſ. *Polyb.* V, 3), reicht jetzt nicht aus, um den Bedarf der (nach der Zählung von 1879 68,321 Seelen betragenden) Bevölkerung zu decken. — Eine beſondere Merkwürdigkeit der Inſel bilden jetzt die zwei nördlichen vor der Stadt Argoſtoli befindlichen „Meermühlen", welche von einem aus dem Boden hervorbrechenden und bald wieder in einer Katabothre verſchwindenden Strome von Meerwaſſer getrieben werden. Auf vulkaniſche Kräfte, von deren Exiſtenz ſtarke in der Nähe des Städtchens Lixuri aufſprudelnde Schwefelquellen Zeugniß geben, ſind wahrſcheinlich die häufigen Erdbeben zurückzuführen, welche bis in die neueſte Zeit — zuletzt in beſonders verheerender Weiſe im J. 1867 — die Inſel heimgeſucht haben.

Während die Homeriſchen Gedichte die ganze Inſel als einen Beſtandtheil des Reiches des Odyſſeus darſtellen, bildete dieſelbe in der hiſtoriſchen Zeit des Alterthums eine Tetrapolis, d. h. eine Gruppe von vier ſelbſtändigen Städten, von denen jede ihr eigenes Gebiet hatte, ihre eigenen Münzen[4]) prägte und ihre innere und auswärtige Politik nach eigenem Gutdünken leitete. Unter dieſen war wenigſtens in der älteren Zeit die bedeutendſte die den älteſten Namen der Inſel ſelbſt tragende Stadt Same (Einwohner *Σαμαῖοι*), die ungefähr in der Mitte der Oſtküſte an der noch jetzt Samos genannten Bucht lag. Im Vertrauen auf die Stärke ihrer zwei durch eine Schlucht getrennten Felshöhen (deren eine nach *Liv.* 38,29 den Namen Kyathis führte) einnehmenden Akropolis leiſtete die Stadt im J. 189 v. Chr. einem römiſchen Heere unter M. Fulvius Nobilior vier Monate lang hartnäckigen Widerſtand, wofür ſie durch Plünderung und Verwüſtung büßen mußte; doch blieb ſie nicht, wie einige Schriftſteller angeben, ſeitdem in Trümmern liegen, ſondern wurde wiederhergeſtellt, wie die ſüdöſtlich von dem Dorfe Sto Gialo erhaltenen Ueberreſte, die zu einem beträchtlichen Theile aus der römiſchen Zeit ſtammen[5]), beweiſen. — Zum Gebiete der Stadt gehörte jedenfalls die Halbinſel Eriſſo, an deren Oſtküſte, der Inſel Ithaka gegenüber, ein Hafen Panormos lag (*Artemid.* bei Porphyr. de antro nymph. 4 p. 88 ed. Hercher.; *Antipatros* in Anthol. Pal. X, 25; C. I. Gr. n. 6190[b]).

Der ſüdlichere Theil der Oſthälfte der Inſel bildete das Gebiet der Stadt Pronnoi oder Proneſos,[6]) deren Stelle nicht mit Sicherheit nachzuweiſen iſt; jedenfalls lag ſie öſtlich vom Berge Ainos oberhalb, beziehentlich innerhalb des Thales von Rakli, an deſſen nördlichem wie ſüdlichem Ende Reſte von alterthümlichen Befeſtigungen erhalten ſind.[7]) Der weſtlichere Theil des Hauptkörpers der Inſel, das Terrain von den weſtlichen Abhängen der Hauptkette bis zum Iſthmos von Hagia Kyriaki, bildete das Gebiet der Stadt Krane oder Kranioi, von deren Ringmauern ſich noch bedeutende Ueberreſte auf einigen Felshügeln zwiſchen den Dörfern Razata und Krania, ſüdöſtlich von der Stadt Argoſtoli, finden.[8]) Die jetzige Halbinſel Paliki endlich bezeichnet, wie ſchon bemerkt, das Gebiet der alten Stadt Pale oder Paleis, der einzigen von den vier Städten der Inſel, welche am Kampfe der Griechen gegen die Perſer Antheil nahm (nach *Herod.*

32). Nach *Plin.* n. h. IV, 12, 54 ſoll die Inſel in alter Zeit den Namen Meläna geführt haben.

2) Die ſchon von Strabo (X, 456) bekämpfte, von einigen Neueren wieder aufgenommene Hypotheſe des Pherekydes, daß dieſe Halbinſel das Homeriſche Dulichion ſei, iſt völlig grundlos. 3) Darauf gründet ſich wol die Notiz bei *Aelian.*, De anim. III, 32, daß die kephalleniſchen Ziegen ſechs Monate lang nicht ſaufen.

4) Vgl. über dieſe Ach. Poſtolakas, *Κατάλογος τῶν ἀρχαίων νομισμάτων τῶν νήσων Κερκύρας, Λευκάδος, Ἰθάκης, Κεφαλληνίας, Ζακύνθου καὶ Κυθήρων* (Athen 1868), S. 91 fg. 5) Vgl. über dieſe O. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie (Paris 1879) p. 34 fg. 6) Ueber die verſchiedenen Schreibungen des Namens vgl. die Nachweiſungen in meiner Geographie von Griechenland Bd. II, S. 376, Anm. 2. 7) Vgl. über dieſe O. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie p. 52 fg. 8) Vgl. darüber O. Riemann a. a. O. S. 18 fg.

Digitized by Google

IX, 28 fochten in der Schlacht bei Platää 200 Paleer im griechiſchen Heere). Im J. 218 v. Chr. leiſtete ſie einer Belagerung und Berennung von ſeiten des Königs Philipp V. von Macedonien erfolgreichen Widerſtand (*Polyb.* V, 3 fg.), unterwarf ſich aber im J. 189 v. Chr. ebenſo wie die übrigen Städte der Inſel (außer Same) ohne Kampf den Römern (*Liv.* 38, 28). Ziemlich unbedeutende Ueberreſte der Stadt finden ſich an der Oſtküſte der Halbinſel auf einem Hügel eine halbe Stunde nördlich von Lixuri.[9]) Infolge ihrer politiſchen Zerfahrenheit hat die Inſel im Alterthume niemals eine bedeutende Rolle in der Geſchichte geſpielt. Im Peloponneſiſchen Kriege ſtand ſie vom J. 431 an — anfangs allerdings nicht ganz freiwillig (vgl. *Thuk.* II, 30) — bis zu dem unglücklichen Ausgange der ſikeliſchen Expedition auf Seite der Athener. Dem zweiten atheniſchen Seebunde ſchloß ſich nur die Stadt Pronnoi freiwillig an (C. I. A. II. n. 17); die übrigen Städte wurden durch Iphikrates im J. 372 zur Unterwerfung gezwungen (*Xen.* Hellen. VI, 2, 32 und 38). Später war die Inſel Mitglied des ätoliſchen Bundes und nahm an den Kämpfen der Aetoler gegen die Achäer, Makedonier und Römer Antheil, wodurch ſie an Wohlſtand und an Bevölkerungszahl ſchwere Verluſte erlitt. Beim Friedensſchluß zwiſchen den Römern und Aetolern wurde ſie anfangs vom Frieden ausgeſchloſſen, dann aber, als ihre Städte ſich theils freiwillig, theils gezwungen (Same) den Römern unterworfen hatten, von dieſen für frei erklärt. In den Jahren 59—55 v. Chr. lebte G. Antonius, Cicero's College im Conſulat, als Verbannter auf der Inſel und ſchaltete darin wie in ſeinem Eigenthume; er begann den Bau einer neuen Stadt, führte aber infolge ſeiner Rückkehr nach Rom dieſes Unternehmen nicht zu Ende (*Strab.* X. p. 455). Hadrian gab die Inſel den Athenern zum Eigenthum (*Dio Cass.* 69, 16). Seit der byzantiniſchen Zeit hat ſie im weſentlichen die Schickſale der übrigen ioniſchen Inſeln getheilt. Heutzutage bildet ſie mit der Nachbarinſel Ithaka und einigen kleineren einen eigenen Nomos des Königreichs Hellas, der nach der Zählung vom J. 1879 eine Geſammtbevölkerung von 80,543 Seelen zählte.

Vgl. C. **Burſian**, Geographie von Griechenland Bd. II. S. 371 fg. (wo die wichtigere ältere Literatur angeführt iſt). — K. W. M. **Wiebel**, Die Inſel Kephalonia und die Meermühlen von Argoſtoli (Hamburg 1873). — O. **Riemann**, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes, II. Céphalonie (Paris 1879). (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. XII.) — A. **Freiherr von Warsberg**, Odyſſeeiſche Landſchaften, III. Band (Wien 1879) S. 69 fg. — E. **Libieratos**, Alterthümer von der Inſel Kephalenia (Erlangen 1880, in griechiſcher Sprache, nur der Titel deutſch). (*C. Bursian.*)

KEPHALOS. Die Sage vom Heros Κέφαλος (vgl. Preller Gr. Myth. II³, 144) wurzelt im attiſchen Gau Kephale, der, wie das Geſchlecht der Kephaliden, ihn als Eponymos ehrte.[1]) Den Kern der Sage bildet die Liebe der Eos, welche ihn, da er als rüſtiger Jäger frühmorgens auf das Weidwerk geht, um ſeiner Schönheit willen entrafft (als Kind dieſer Verbindung nennt Heſiod [th. 986] den Stern Phaethon.). Nun iſt dies ein Zug im Weſen der Eos, der mehrfach wiederkehrt und alſo allgemeine Geltung beſaß (vgl. Preller I³, 360, Welcker, Gr. G. I, 681). Eos, die ewig junge und ſchöne, entführt, ſo raſch wie ſie ſelber enteilt, den blühenden Jüngling aus dem Kreiſe der Lebenden — ein freundlich tröſtliches Bild für den Tod in der Jugend, der dem verhaßten Alter entrückt. Wenn dieſe mythiſche Anſchauung auf Betrachtung menſchlicher Natur und Geſchickes ruht[2]), und alſo das Verhältniß von der Göttin und dem Sterblichen zu Grunde liegt, ſo ſcheint mir dadurch eine naturmythiſche Deutung des Kephalos[3]) ausgeſchloſſen, wie denn auch die Liebesverfolgung des Mannes durch das Weib durch deren göttliche Uebermacht ihr Anſtößiges verliert. Auch die bildende Kunſt[4]), beſonders die Vaſenmalerei hat die Scene der Entrückung bevorzugt, wie Kephalos, gewöhnlich mit Hund und Speer zur Jagd ausgerüſtet, von der ihm nacheilenden Eos verfolgt wird; und ſie hat dieſer Vorſtellung typiſche Allgemeinheit für die Hinwegraffung männlicher Jugend ertheilt (vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. S. 93 fg.). An den Ruhm des Jägers wurden märchenhafte Züge aus dieſem Kreiſe ritterlicher Lebensführung angeknüpft, wodurch die Sage ausgedehnter und verwickelter wurde. Seine menſchliche Gemahlin Prokris, ſchon Od. λ 321[5]) genannt, wird von ihm in ihrer ehelichen Treue verſucht; überführt flieht ſie nach Kreta und wird des Minos oder Artemis Jagdgenoſſin: dorther bringt ſie ihrem verſöhnten Gatten Wundergaben mit, einen nie fehlenden Speer[6]) und einen unentfliehbaren Hund. Das Ende der Prokris erzählt die Sage, indem ſie auf das urſprüngliche Bild des morgendlichen Jägers einlenkt. Als Kephalos am Morgen laut nach der Nephele (*Pherek.* ὦ νεφέλη χαραγενοῦ) oder Aura (Ov.), d. i. nach der kühlenden Morgenluft verlangt, muthmaßt Prokris eine Nebenbuhlerin und ihm durch das Gebüſch nachſchleichend wird ſie aus Verſehen von dem Speere des Gatten niedergeſchoſſen (ein hierauf bez. Vaſenbild Millingen, Un. Mon. I, 14). Wegen der Blutſchuld verbannt[7]), geht Kephalos nach Böotien, wo ſich die Wunderkraft ſeines Hundes bei der Jagd des

9) Vgl. O. **Riemann** a. a. O. S. 31 fg.

1) Vgl. U. **von Wilamovitz-Möllendorf**, Hermes (1883), S. 424 fg. — Kephalos Sohn des Deion *Apol.* III, 15, a; des Hermes u. der Herſe ebend. 14, 3. 2) Wie auch der Mythus von Tithonos, der den Gegenſatz des Sterblichen und der ewig jugendlichen Göttin weiter ausführt. 3) Wie ſie a. a. O. Preller (Morgenſtern) und von Wilamovitz (Nachtrieſe gleich Orion) geben. 4) Schon am Amykläiſchen Throne *Paus.* III, 18, 7 als Terracottagruppe ib. I, 3, 1. 5) In dem Scholion erzählt Pherekydes einfacher, dagegen novelliſtiſch ausgeführter *Hygin.* f. 189, *Anton. Lib.* 41 mit dem Grundmotiv, daß wie die Verführbarkeit des Weibes auch die des Mannes und zu noch ſchlimmeren Dingen erwieſen wird; vgl. *Ovid.* M. 7, 687 fg. 6) **Πρόκριδος ἄκων** ſprichwörtlich *Diogen.* 7, 55. 7) „Ein exemplificatoriſcher Mythus für das Blutgericht **φόνου ἀκουσίου**" **von Wilamovitz-Möllendorf** a. a. O.

Digitized by Google

Teumeſſiſchen Fuchſes (*Ov.* M. 7, 759 fg) erweiſt, — eine Sage, die aus anderer Wurzel erwachſen war, ſ. Preller II, 148 Anm. 2 und 3). — Kephalos auf Münzen der Kephallenier und danach beſtimmte Statuette, Gazette archéol. 1876 pl. 36. (Bonet, Essai sur les médailles de Céphalonie).

(*F. A. Voigt.*)

KEPHALOTHRYPSIE nennt man die eine der geburtshülflichen Operationen, durch welche der künſtlich geöffnete Schädel der Frucht unter der Geburt feſt gefaßt und extrahirt wird. Die Bezeichnung Kephalothrypſie iſt abzuleiten von κεφαλή, Kopf, und θρύπτειν, zertrümmern, daher iſt die Schreibweiſe Kephalotripſie (τρίβειν, reiben, ſtreicheln) falſch. Die Kephalothrypſie kann und darf nur ausgeführt werden, nachdem in die knöcherne Schädelkapſel eine Oeffnung angelegt worden iſt (Perforation), welche den Austritt des Gehirns aus dem Schädelinnern vor und bei der durch die Kephalothrypſie ſtattfindenden Compreſſion des Schädels geſtattet. Ohne vorhergehende Perforation, reſp. Enthirnung, iſt durch die Kephalothrypſie allein der nöthige Grad der Verkleinerung des Kopfumfanges nicht zu erzielen. Iſt aber dieſelbe angezeigt, ſo muß der Arzt zum Beſten der kreißenden Mutter den kindlichen Schädel auf den möglichſt kleinen Umfang zu reduciren ſuchen. Wird der Kephalothryptor ohne vorherige Perforation angelegt, ſo verlängert ſich der Kopf nach der Seite des mangelnden Widerſtandes und eine wirkliche Verkleinerung findet trotz ſeiner Zertrümmerung nicht ſtatt. Es iſt alſo der Kephalothryptor nicht ein eigentliches Verkleinerungsinſtrument, da er nur als Extractionsinſtrument nach vorhergeſchickter Perforation Bedeutung gewinnt.

Soll die Kephalothrypſie ausgeführt werden, ſo ſind beſondere Vorbedingungen nöthig. Es muß nämlich das mütterliche Becken ſo weit ſein, daß wenigſtens der enthirnte und zerquetſchte Schädel daſſelbe paſſiren kann, ferner muß der Muttermund genügend erweitert und der Schädel durch die Geburtsthätigkeit oder die Hand eines Aſſiſtenten gut fixirt ſein. Unter dieſen Umſtänden iſt die Kephalothrypſie angezeigt, wenn das mütterliche Becken ſo verengt iſt, daß bei vorliegendem Schädel der Frucht die Zange nicht mehr ohne Schaden für die Mutter angewendet werden kann, der Kaiſerſchnitt aber noch nicht ausgeführt werden muß (ſogenanntes Perforationsbecken), ferner wenn der nachfolgende Kopf weder manuell noch mit der Zange extrahirt werden kann, ferner wenn bei mäßiger Beckenverengerung die Frucht notoriſch todt oder ihr Schädel hydrocephaliſch erkrankt iſt, und endlich wenn vor oder nach der Geburt des Schädels andere Fruchttheile im Beckenkanal feſtſtecken und das mütterliche Leben gefährden. Nur die erſte Indication kann, ſolange die Frucht noch lebt, umgangen werden, wenn nämlich die Mutter auf jeden Fall ein lebendes Kind gebären will und ſogar vor einer lebensgefährlichen Operation nicht zurückſchreckt; es iſt dann, aber auch nur wenn die Mutter zuſtimmt, der Kaiſerſchnitt geſtattet.

Das Inſtrument, mit welchem die Kephalothrypſie ausgeführt wird, der Kephalothryptor oder Kephalothrypter, wurde von Baudelocque (1829) angegeben, fälſchlich aber Cephalotrib benannt. Er ſtellt eine aus zwei in einem Schlußtheile zu vereinigenden Blättern beſtehende, ſtarke, comprimirende Zange mit ſehr kleiner Kopfkrümmung, aber mit einer Beckenkrümmung, welche der Zange ziemlich gleichkommt, dar. Jedes Blatt endet nach oben in einen unten ſtarken Löffel, der an die Seitentheile des Schädels zu liegen kommt, und nach unten in den Griff, der beiderſeits die entſprechenden Theile des Compreſſionsapparates trägt. Baudelocque's Inſtrument war zu plump und zu ſchwer und es bedurfte, trotzdem es von der Pariſer Akademie (1833) einen Preis erhielt, doch längerer Zeit, ehe es allgemein Eingang fand. Erſt durch mannichfache Verbeſſerungen wurde es brauchbar und kam allgemein in Anwendung, wie es noch jetzt in Frankreich der Fall iſt. In England erſetzte man jedoch ſeit 1872 die Kephalothrypſie vielfach durch andere Extractionsmethoden des perforirten Schädels (Simpſon's Cranioklaſt, Barnes' Craniotomy-Forceps u. ſ. w.) und auch in Deutſchland ziehen viele angeſehene Operateure der Gegenwart den engliſchen Inſtrumenten nachgebildete dem Kephalothryptor vor. Immerhin behält aber die Kephalothrypſie ihren großen Werth für diejenigen Beckenverengerungen, bei denen es ſich um die alleinige Extraction des perforirten Schädels handelt. Liegen dagegen ſo hochgradige Beckenverengerungen vor, daß auch die Schädelbaſis zertrümmert werden muß, ſo wird man gutthun, andere Operationen zu bevorzugen. Hierher gehört unter andern von England, Italien und Frankreich aus empfohlenen Operationen die von Guyon (1867) vorgeſchlagene und nach ihm von Waſſeige (1877) empfohlene Céphalotripsie intracranienne. Sie beſteht darin, daß man einen Tire-Fond in das Schädeldach einbohrt und es mit einer darübergeſetzten Trepankrone perforirt. Durch dieſe gewonnene Oeffnung ſetzt man den Tire-Fond in die Basis cranii ein und trepanirt nun dieſe mit einer etwas kleineren Trepankrone.

Der zweckmäßigſte Kephalothryptor iſt der von Buſch (Lehrb. der Geburtsk. 5. Aufl. 1849), an welchem neuerdings Spiegelberg das Compreſſorium des Braun'ſchen Cranioklaſten anbrachte. Brauchbar iſt auch der von Seyffert und der von Breisky; an erſterm iſt jedoch die Kopfkrümmung zu groß und am letztern ſind die Löffel gefenſtert, ſodaß ſie nicht vor Verletzungen der mütterlichen Geburtswege durch Knochenſplitter, welche durch die Fenſter hindurchtreten, ſchützen. Als zu leicht conſtruirt haben ſich ergeben die Kephalothryptoren von Kiwiſch und Scanzoni. Theoretiſch intereſſant iſt auch noch jenes Inſtrument, welches Cohen angab, um die Perforation und Kephalothrypſie mit einem male auszuführen; er nannte es die perforatoriſche Cephalotribe.

Ein brauchbarer Kephalothryptor iſt 45—50 Cm. lang, wovon circa 25 Cm. auf die Löffel zu rechnen ſind, und ungefähr $2\frac{1}{4}$ Pf. (1125 Gramm) ſchwer. Die Löffel ſind ungefenſtert und tragen an ihrer Innenfläche eine vorſpringende Leiſte. Die Kopfkrümmung ſoll 3,5—4,5 Cm. die Beckenkrümmung 8—10 Cm. betragen. Man hat neuerdings auch vorgeſchlagen (Kidd, Kulenkampff), die

Digitized by Google

Beckenkrümmung in Wegfall zu bringen; da aber gerade bei hochgradig verengtem Becken der Kindskopf hoch ſtehen bleibt, ſo muß man, ſoll man ihn gut faſſen können, eine gute Beckenkrümmung an dem Inſtrumente beſitzen. Fehlt die letztere, ſo muß der zu zermalmende Kopf tief ſtehen, und das iſt in der Praxis nur ſelten der Fall. Das Schloß des Kephalothryptors ſoll nach Brünninghauſen conſtruirt ſein. Der Compreſſionsapparat, durch welchen die Löffel und Griffe einander genähert werden, beſteht entweder in einer an einer Schraube befindlichen Klammer oder in einer Flügelſchraube.

Die Kephalothrypſie zerfällt in drei Acte, in die Anlegung des Kephalothryptors, in die Fixirung deſſelben am perforirten Schädel und in die Extraction des letztern. Die Anlegung des Inſtruments geſchieht in ähnlicher Weiſe, wie die der Zange, aber ſtets auf dem Querbette und unter Leitung der halben oder ganzen Hand. Es muß der eine Löffel in die linke, der andere in die rechte Seite der Gebärmutter möglichſt hoch hinaufgeführt, der Kopf alſo quer gefaßt werden. Sind beide Blätter hoch angelegt, ſo werden unter ſtarker Senkung der Griffe die Schlußtheile ineinandergefügt. Iſt der Kopf feſt gefaßt, ſo beginnt der zweite Act, die Fixirung des Inſtruments am ſchlotternden Schädel, welche nur durch Zertrümmerung der Kopfknochen zu erreichen möglich iſt. Der Geburtshelfer oder beſſer ein Aſſiſtent ſetzt zu dieſem Zwecke ganz allmählich — damit der gefaßte Kopf nicht aus dem Inſtrumente ausgleitet — den Compreſſionsapparat in Bewegung und zwar ſo lange, bis der dem Inſtrument höchſtmögliche Grad der Compreſſion erreicht iſt. Hat der Kephalothryptor nur einen Theil des Schädels zermalmt, oder liegen höhere Grade der Beckenverengerung vor, ſo empfiehlt es ſich, nach der erſtmaligen Compreſſion das Inſtrument aufzuſchrauben, abzunehmen und nochmals in einen andern Durchmeſſer anzulegen, um auch hier die Schädelknochen zu zertrümmern, ehe man extrahirt. Dieſer Vorſchlag ſtammt von Pajot, welcher (1863) dieſe Operation als Céphalotripsie répétée sans tractions angegeben hat. Iſt das Compreſſorium zum erſten mal oder wiederholt vollſtändig geſchloſſen, ſo folgt der dritte Act, die Extraction. Behufs dieſer zieht man an den Griffen des zugeſchraubten Inſtruments ſtark nach abwärts, ſolange der Kopf hoch ſteht. Dreht ſich dabei das Inſtrument um ſeine Längsachſe, ſo hat man dieſer Drehung ruhig nachzugeben, weil dabei der Schädel ſich den Beckenräumlichkeiten anpaßt. Folgt dagegen bei der Extraction das Inſtrument zu raſch, ſo hat man ſofort mit dem Zuge nachzulaſſen, um nachzufühlen, ob das Inſtrument abgleitet. Iſt dies der Fall, ſo muß es abgenommen und wieder angelegt werden, wenn nicht durch Einhaken des Fingers in die Perforationsöffnung der Kopf zum Herabtreten zu bewegen iſt. Stets hat man aber darauf zu achten, daß abſpringende Knochenſplitter die Vagina nicht verletzen. Sobald der Schädel in dem Kephalothryptor bis zum Beckenausgang gelangt iſt, wird letzterer abgenommen und der Kopf manuell vollends entwickelt.

(E. Kormann.)

KEPHISODOTOS, Name zweier attiſcher Bildhauer aus einem vielleicht aus Paros nach Athen eingewanderten, durch viele Generationen blühenden Künſtlergeſchlechte, dem auch der berühmte Praxiteles, der Schöpfer der Hermesſtatue in Olympia, angehört. Beide Namen pflegten in der Familie zu wechſeln. Wir kennen einen älteren Praxiteles, den Zeitgenoſſen des Phidias und vermuthlich Vater des älteren Kephiſodotos. Dieſer letztere, den Plinius (34, 50) in Ol. 102 (c. 370 v. Chr.) datirt, Pauſanias (8, 30. 10) als Athener anführt, hat bereits hohen Ruhm erlangt und auch außerhalb Athens Werke hinterlaſſen.

Für das Ol. 102, 2 (370 v. Chr.) gegründete Megalopolis, die neue Bundeshauptſtadt Arkadiens, bildete er eine Marmorgruppe des thronenden Zeus, umgeben von Statuen der Stadtgöttin und der Artemis Soteira (*Paus.* 8, 30. 10) unter Beihülfe ſeines Landsmanns (und Bruders?) Xenophon; auf dem Helikon einen Theil der Muſenſtatuen, die hier zum erſten mal in der Neunzahl erſcheinen, im Verein mit zwei andern Künſtlern, Strongylion und Olympioſthenes (*Paus.* 9, 30. 1). Plinius (34, 87) erwähnt von ihm zwei Bronzewerke ohne Angabe des Standorts, einen Hermes mit dem Dionyſoskinde, das Vorbild der von ſeinem berühmten Sohne ausgeführten Statue, und die Porträtſtatue eines Redners. Erhalten iſt uns in Nachbildungen nur eine Cultusgruppe der Göttin des Friedens (Eirene) mit dem Kinde Plutos (Reichthum) auf dem Arme (*Paus.* 9, 16, 2), welche wahrſcheinlich nach der Schlacht bei Leukas Ol. 101, 2 (375 v. Chr.) in Athen für den neugeſtifteten Cultus geweiht wurde, und von der ſich eine gut erhaltene, überlebensgroße Marmorcopie in München (Brunn, Glyptothek Nr. 96), zwei Fragmente (die Figur des Knaben) im Municipalmuſeum des Peiräeus (Mittheil. des deutſchen arch. Inſtituts in Athen VI, p. 363 fg.) und im dresdener Muſeum (Hettner Nr. 55[3], Clarac, Mus. de sculpt. 675, 1557), Nachbildungen außerdem auf Münzen von Athen und Kyzikos finden.

Von dem jüngeren Kephiſodotos, dem Sohne des großen Praxiteles und Bruder des Bildhauers Timarchos, iſt kein Werk direct überliefert. Plinius (34, 51. 87) datirt ihn Ol. 121 und ſchreibt ihm Philoſophenſtatuen ohne genauere Angabe zu. Pauſanias (1, 8. 4) ſah von ihm ein Bild der Enyo im Arestempel zu Athen, eine Statue des Menandros im Theater ebendaſelbſt (1, 21. 1). Auch ſonſt hat ihn das Porträtiren viel beſchäftigt, den Redner Lykurgos bildete er mit ſeinen Söhnen (*Plut.* vit. X or. Lyc. 38), den Theoxenidas u. a. Im Peiräeus ſtand von ſeiner Hand ein kunſtreich geſchmückter Altar des Zeus Soter, umgeben von den ehernen Standbildern der Athena Soteira und des Zeus Soter, deren Schöpfer nicht genannt wird, die aber mit einiger Wahrſcheinlichkeit dem älteren Kephiſodot zugeſchrieben werden.

Vgl. Klein, Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oeſterreich 1880, S. 20 fg.; Kroker, Gleichnamige griechiſche Künſtler (Leipzig 1883), S. 14 fg.

(Th. Schreiber.)

Digitized by Google

KEPHISSOS (*Κηφισός* iſt die ältere, *Κηφισσός* die ſpätere und gewöhnlichere Schreibung) war der Name mehrerer Flüſſe in verſchiedenen Landſchaften des alten Griechenlands. Der bedeutendſte derſelben iſt der phokiſch-böotiſche Kephiſſos (jetzt in ſeinem obern Laufe „Fluß von Dadi", in ſeinem untern „Mavronero" d. i. Schwarzwaſſer genannt), welcher am nördlichen Fuße des Parnaſſos im Gebiete der phokiſchen Stadt Lilaia aus mehrern ſtarken Quellen, welche unter einer von antiken Mauern geſtützten Terraſſe hervorbrechen, entſpringt, ſich anfangs gegen Norden, dann, nachdem er ſich mit dem aus der Landſchaft Doris kommenden Bache Pindos und einigen andern Zuflüſſen vereinigt hat, gegen Oſten, in der Nähe der Stadt Tithronion gegen Südoſten wendet und durch einen von dem Hügel Philoboiotos und dem Hadylionberge gebildeten Engpaß in der Nähe der Stadt Parapotamioi in die Landſchaft Boiotien, zunächſt in das Gebiet der Stadt Chaironeia, eintritt. Südlich von der Stadt Orchomenos verliert er ſich in den den größten Theil der boiotiſchen Tiefebene bedeckenden Sümpfen, dem Kopaisſee (ſ. d.), und mündet endlich durch einen unterirdiſchen Felsſpalt, eine ſogenannte Katabothre, in die Bucht von Phokä (beim jetzigen Skroponeri): ein Theil ſeiner Gewäſſer wird nach der Anſicht der Alten durch eine andere Katabothre in nördlicher Richtung abgeleitet und kommt als ſtarker Quell unter dem Namen „Anchoe" (*Ἀγχόη*, *Strabo* IX. p. 406, offenbar *ἀναχοή*, Erguß, Ausbruch nach oben) in einer Schlucht in der Nähe der lokriſchen Stadt Larymna wieder zum Vorſchein. Vgl. H. N. Ulrichs, Reiſen und Forſchungen in Griechenland, Bd. I. (Bremen 1840), an verſchiedenen Stellen; Burſian, Geographie von Griechenland, Bd. I. S. 161 fg. und S. 196 fg. — Zwei Flüſſe des Namens Kephiſſos hat die Landſchaft Attika aufzuweiſen. Der bedeutendere derſelben, überhaupt der für die Fruchtbarkeit des Landes wichtigſte, weil nie völlig verſiegende unter den attiſchen Flüſſen, iſt der im engeren Sinne des Wortes atheniſche Kephiſſos, welcher durch eine Anzahl ſtarker am ſüdweſtlichen Fuße des Brilettos- (Pentelikon-) Gebirges entſpringender Quellen in der Nähe der Ortſchaft Kephiſia (die noch jetzt wegen ihrer reichen Vegetation ein Lieblingsaufenthalt der Athener während der heißen Jahreszeit iſt) gebildet, anfangs in weſtlicher, dann, nachdem er einige vom Parnes herkommende Gießbäche aufgenommen hat, in vorwiegend ſüdlicher Richtung den weſtlicheren Theil des Pedion, d. h. der von den Bergen Korydallos, Parnes, Brilettos und Hymettos umſchloſſenen größten attiſchen Ebene, in ihrer ganzen Länge von Nord nach Süd durchfließt. Weſtlich von der Stadt Athen in der mit Oelbaum- und Weinpflanzungen und Gartenanlagen bedeckten Niederung wurde ſchon im Alterthume wie noch jetzt der größte Theil ſeiner Gewäſſer zur Bewäſſerung dieſer Pflanzungen durch Kanäle abgeleitet, ſodaß nur wenig davon bis zum Meer gelangt. — Einen zweiten Kephiſſos finden wir im weſtlichſten Theile der Landſchaft Attika, in der Ebene von Eleuſis; derſelbe kommt in zwei Hauptarmen vom Kithärongebirge herab, verliert ſich aber in der Nähe der Ortſchaft Eleuſis, bevor er das Meer erreicht, im Sande. Vgl. Burſian, Geographie von Griechenland Bd. I. S. 256 fg. — Außerdem führten nach *Strab.* IX. p. 424 noch folgende Flüſſe (oder Bäche) den Namen Kephiſſos: einer auf der Inſel Salamis (Burſian a. a. O. S. 363, Anm. 1), einer im Gebiete von Sikyon, einer auf der Inſel Skyros, einer im Gebiete von Argos, der am Lyrkeiongebirge entſpringt, endlich eine in der Stadt Apollonia bei Epidamnos in der Nähe des Gymnaſion fließende Quelle. Von dieſer hatte des ſikyoniſchen und des argiviſchen Fluſſes auch Polemon in ſeiner Schrift *περὶ ποταμῶν* Erwähnung gethan (Schol. Eurip. Med. 827); den argiviſchen führt Pauſanias (II, 15, 5; vgl. ebend. c. 20, 6) als einen der argiviſchen Gießbäche, welche den größten Theil des Jahres hindurch waſſerlos ſind, auf; die Sage motivirte dieſen ſeinen Mangel an Waſſer dadurch, daß er zu den Richtern gehört habe, welche den Streit zwiſchen Hera und Poſeidon um die Landſchaft Argolis zu Gunſten der erſtern entſchieden und dafür von Poſeidon Strafe erlitten hätten; an einem Platze der Stadt Argos, wo man angeblich ſein Gewäſſer unter der Erde fließen hörte, war ihm ein Heiligthum errichtet. *(C. Bursian.)*

KEPLER (Johannes), der Begründer der neueren Aſtronomie, wurde am 27. Dec. 1571 zu Weil-der-Stadt im Würtembergiſchen als ein ſchwächliches Siebenmonatskind in ärmlichen Verhältniſſen geboren. Seine Vorfahren lebten früher unter dem Namen Kepner in Nürnberg, waren aber urſprünglich von Adel. Nachdem der Adel längere Zeit ganz in Vergeſſenheit gerathen, erneuerte Kaiſer Maximilian II. dem Großvater Kepler's, dem Bürgermeiſter von Weil, die Documente. Kepler's Vater Heinrich war das vierte unter zwölf Kindern des Bürgermeiſters Sebald Kepler und von unſtetem abenteuerſüchtigem Charakter; er vermählte ſich mit Katharina Guldenmann, der Schulzentochter aus dem benachbarten würtembergiſchen Dorfe Eltingen, welche ebenfalls als unruhig und eigenſinnig geſchildert wird. Beide Aeltern waren lutheriſch, wie überhaupt die jetzt überwiegend katholiſche Bevölkerung Weils damals zum größten Theil lutheriſch war. Häufig wird erwähnt, daß Magſtatt, ein Dorf, welches eine Stunde von Weil entfernt iſt, oder Leonberg der Geburtsort Kepler's geweſen. Für erſtern Ort wird angeführt, daß Kepler's Mutter daſelbſt Verwandte beſucht habe und von der Entbindung überraſcht worden ſei; mit ziemlicher Sicherheit kann aber angenommen werden, daß nur die Taufe in dem benachbarten Magſtatt durch den der Familie verwandten Prediger J. Broll vollzogen wurde. Die Annahme der Geburt in Leonberg beruht auf Irrthum und läßt ſich dadurch erklären, daß die Aeltern Kepler's ihren Wohnſitz vier Jahre nach der Geburt des Sohnes dorthin verlegten.

Drei Jahre nach der Geburt Joh. Kepler's verließ der Vater ſeine Familie, indem er ſich von Alba gegen Belgien anwerben ließ. Bald zog ihm ſeine Frau nach und ließ das Kind in der Pflege der Großältern zu Weil. Das nächſte Jahr 1575 brachte jedoch beide Aeltern zurück und es folgte nun die erwähnte Ueberſiedelung nach Leonberg. In dieſe frühe Jugendzeit fällt auch bereits

Digitized by Google

eine lebensgefährliche Pockenkrankheit, von der Kepler heimgeſucht wurde und welche ihn mit Verluſt des Augenlichts bedrohte; eine gewiſſe Schwäche des Geſichts behielt er ſein Leben lang.

Auch nach der Rückkehr der Aeltern trat keine erfreulichere Wendung im Leben des jungen Kepler ein. In den Jahren 1576—1577 befand ſich der Vater ſchon wieder in Belgien im Kriegsdienſt, dann verloren die Aeltern durch eine Bürgſchaft den größten Theil ihres Vermögens. Infolge deſſen ſiedelten ſie 1579 zeitweiſe nach dem jetzt badiſchen Dorfe Elmendingen bei Pforzheim über, wo der Vater eine Wirthſchaft gepachtet hatte. Das Geſchäft ſagte ihm nicht zu und 1589, nachdem zuvor die Rückkehr nach Leonberg erfolgt war, verließ er ſeine Familie durch häuslichen Zwiſt veranlaßt auf immer, trat in öſterreichiſche Kriegsdienſte, kämpfte gegen die Türken und fand hierbei wahrſcheinlich ſeinen Tod. Man hat nie erfahren, wo und wann er ſtarb.

Hieraus iſt erſichtlich, daß Armuth und trübes Geſchick Kepler ſchon in der Jugend begleitete. Natürlich mußte darunter auch ſeine erſte Erziehung, ſein Bildungsgang leiden. Seine Mutter konnte nicht leſen und ſchreiben, aber immerhin hatte Kepler bereits 1577 mit dem Schulbeſuche angefangen, und zwar beſuchte er zuerſt die deutſche, dann die lateiniſche Schule in Leonberg. Der häufige Wechſel des Wohnorts veranlaßte ſelbſtverſtändlich große Unregelmäßigkeit im Lernen und außerdem blieb Kepler noch lange kränklich; während der Jahre 1580—1582 hielten ihn gar Feldgeſchäfte ab. Nun wurde er aber infolge der an ihm bemerkten Begabung (1583) zum Studium der Theologie beſtimmt und er durchlief raſch die würtembergiſchen Kloſterſchulen zuerſt zu Adelberg, dann in Maulbronn. Schon 1588 beſtand er mit Glanz das Baccalaureatsexamen zu Tübingen und fand dadurch im folgenden Jahre Aufnahme ins dortige Stift, wo er ſich zuerſt dem philoſophiſchen Studium widmete. Einer ſeiner Lehrer war Maeſtlin und durch dieſen, der allerdings im öffentlichen Vortrage das Syſtem des Ptolemäus docirte, wurde er im Privatgeſpräche mit der Kopernicaniſchen Lehre vertraut gemacht. Im J. 1591 wurde er Magiſter und zeichnete ſich bei dieſer Gelegenheit wiederum in der Art aus, daß er unter 15 Genoſſen der zweite wurde und ein beſonders gutes Zeugniß vom Senat erhielt. Nunmehr trat er dem damaligen Gebrauche entſprechend in die theologiſche Facultät über, in welcher er drei Jahre verbleiben ſollte. Es dauerte nicht lange, ſo kam er bei aller ihm eigenen Religioſität doch in Zwieſpalt mit der damals in Tübingen herrſchenden kirchlichen Partei. Nur mit dem ſpäteren Kanzler Haſenreffer, der freilich auch der ſtreng orthodoxen Richtung angehörte, aber bei ſeinem wiſſenſchaftlichen Intereſſe minder einſeitig aggreſſiv war als die übrigen Theologen, trat er in ein engeres und lange dauerndes Freundſchaftsverhältniß. Als, noch bevor er die drei Jahre in der theologiſchen Facultät verbracht hatte, durch den Tod des Landſchaftsmathematikus Georg Stadius in Graz dieſe Stelle im J. 1593 erledigt wurde, richtete ſich von dort die Aufmerkſamkeit auf den jungen Kepler, der als Proteſtant für dieſe Stelle beſonders geeignet ſchien. Kepler zögerte lange mit der Annahme der Stellung, da er einestheils Freude am Predigen hatte, anderntheils ſich noch für den mathematiſchen Unterricht nicht genügend vorbereitet glaubte. Indeſſen gab er dem Drängen ſeiner Freunde, die für ihn vielleicht am Fortkommen in Würtemberg zweifelten, und ſeiner Feinde, die ihn fortwünſchten, beſonders aber dem Rathe Maeſtlin's, der ihn vorzugsweiſe, um nicht zu ſagen ausſchließlich, für die Aſtronomie geſchaffen hielt, nach; jedoch wahrte er ſich ausdrücklich ſein Recht auf ein Kirchenamt in Würtemberg für ſpätere Zeiten.

In Graz trat er ſeine Stelle im J. 1594 mit 150 Gulden Gehalt an, wozu noch 20 Gulden für die ihm übertragene Verpflichtung der Anfertigung eines Kalenders kamen. Seinen erſten Vortrag hielt er am 24. Mai 1594, indeſſen war ſein Unterricht, wie auch der ſeines Vorgängers, anfangs nur ſpärlich beſucht, und einige Zeit hatte er ſelbſt gar keine Schüler, was übrigens, wie auch von der Behörde hervorgehoben wurde, nicht an ihm, ſondern an den Verhältniſſen lag. In dieſer Zeit wurden ihm, um ſeine Kraft auszunutzen, noch Vorleſungen über Arithmetik ſowie auch philologiſche übertragen. Immerhin blieb ihm zu eigener wiſſenſchaftlicher Thätigkeit Zeit genug. Es entſtand hier ſein erſtes großes Werk, das Mysterium Cosmographicum, auch Prodromus genannt, über welches weiterhin, wie überhaupt über ſeine Werke, noch Näheres mitgetheilt werden wird. Daſſelbe ſollte in Tübingen gedruckt werden, und Maeſtlin, dem Kepler das Manuſcript überſandt hatte, erkannte den hohen Geiſt, der aus dem Werke ſprach, und gab demgemäß ſein Urtheil in dem Senate ab. Hätte ſich jedoch der Herzog von Würtemberg nicht ſelbſt für die Publication der Arbeit intereſſirt, ſo würde ſie kaum zum Druck gelangt ſein, da man Anſtoß an der der Bibel widerſtreitenden Lehre von der Erdbewegung, die von Kepler zu Grunde gelegt wurde, nahm. Im J. 1596 erſchien alſo dies große Werk und als Kepler es ſeinen Zeitgenoſſen überſandte, gelangte er raſch zu hohem Anſehen unter den Aſtronomen. Ein Jahr zuvor war auch der erſte der Kalender von ihm erſchienen, welche er in der Folge regelmäßig herausgab. Dieſelben mögen gleich hier Erwähnung finden, da ſie in directer Verbindung zu der Frage ſtehen, wie Kepler ſich zu der in jener Zeit noch eifrig gepflegten Aſtrologie verhielt, dieſes Verhältniß aber wiederum auf ſeinen Lebensgang nicht ohne Einfluß blieb.

Die Kalender enthielten am Schluſſe auch Prophezeiungen für das betreffende Jahr, und es wird berichtet, daß Kepler anfangs dieſen Abſchnitt im eigenen Unglauben nicht habe liefern wollen, daß er aber des größeren Abſatzes wegen dennoch dazu genöthigt wurde. Er hatte mit den erſten Prophezeiungen großes Glück: die für 1595 verkündeten Bauernunruhen und der ausnehmend ſtrenge Winter trafen ein, ſo wurde dann auch ſein Anſehen im Volke gleich ein ſehr großes, er galt als ein ganz beſonders geſchickter Aſtrolog. Bald wurde er nicht allein genöthigt, in den Kalendern der Aſtrologie zu die-

Digitized by Google

nen, viele bedeutende Leute des Landes gingen ihn um Prophezeiungen ihres Lebens auf Grund ſeiner aſtrologiſchen Beobachtungen an, ſo ſtellte er auch ſpäter Wallenſtein das Horoſkop. Häufig finden ſich nun wol Ausſprüche Kepler's, wo er das Volk warnt vor zu großem Vertrauen in derartige Vorherſagungen, man hat aus Aeußerungen, wie z. B. der, daß die Aſtrologie als Tochter der Aſtronomie ihre Mutter ernähren müſſe, folgern zu können geglaubt, daß Kepler ſelbſt ein poſitiver Gegner der Aſtrologie geweſen und ſie lediglich benutzt habe, um ſich den Lebensunterhalt zu ſchaffen, den ihm die ſtrenge Wiſſenſchaft, wie wir ſehen werden, nicht geben konnte oder wenigſtens thatſächlich nicht gab. Dem iſt aber nicht ſo. Es darf wol nicht bezweifelt werden, daß Kepler im Laufe ſeines Schaffens mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, wie trügeriſch das Weſen der Aſtrologie ſei, und daß dieſelbe nichts mit der Aſtronomie, überhaupt nichts mit einer Wiſſenſchaft zu thun habe. Im Anfange ſeiner Laufbahn hat er aber gewiß in ſeiner Zeit geſtanden und mindeſtens der Aſtrologie nicht die Berechtigung in gleichem Maße abgeſprochen wie ſpäter, auch nicht gegen ſeine Ueberzeugung bei der Stellung des Horoſkops gehandelt. So wendet er ſeine aſtrologiſchen Lehren auf ein kurz zuvor geborenes Kind ſeines Lehrers Maeſtlin an und prophezeit für daſſelbe eine ſchwere Zukunft, ſodaß er an Maeſtlin ſchreibt, er müſſe zweifeln, ob es werde leben können. Aehnlich äußert er ſich beim Tode eines ſeiner eigenen Kinder. Hier iſt nicht wohl anzunehmen, daß er ſich gegen beſſeres Wiſſen ausgeſprochen habe. Anders verhält es ſich jedenfalls in ſpäterer Zeit, wo er Hofaſtrolog Wallenſtein's wurde. Es finden ſich aus dieſer Periode poſitive Aeußerungen, daß er von der Unzulänglichkeit ſolcher Vorherſagungen überzeugt ſei.

In Graz verheirathete Kepler ſich mit Barbara Müller, Tochter des Müllers und Gutsbeſitzers Jobſt Müller, Herrn von Mühleck, einem Schlößchen in der Nähe von Graz. Bei dieſer Gelegenheit ſuchte Kepler den Nachweis ſeiner adeligen Herkunft zu liefern, da der Vater ſeiner Braut ſonſt nicht die Einwilligung zur Verbindung geben wollte. Barbara war ſchon zweimal verheirathet geweſen, den erſten Gatten hatte ſie durch den Tod verloren, von dem zweiten war ſie durch Eheſcheidung getrennt worden. Die Hochzeit Kepler's fand im April 1597 ſtatt. Die Ehe ſcheint jedoch keine ſehr glückliche geweſen zu ſein, da ſeine Frau verwöhnt war und ſich ſchwer in die dürftigen Verhältniſſe zu finden vermochte.

Im J. 1598 brach mit dem Regierungsantritte des Erzherzogs Ferdinand (ſpäteren Kaiſers Ferdinand II.), Zöglings der Jeſuiten in Ingolſtadt, die Verfolgung der Proteſtanten in Steiermark, Kärnten, Krain aus und auch Kepler mußte ſchwer unter derſelben leiden. Anfangs zwar hielt man ihn von der Auswanderung zurück, da man ſeine hohe Bedeutung für die Wiſſenſchaften auch von ſeiten der Jeſuiten zu ſchätzen verſtand. Zugleich verſuchte man den hervorragenden Gelehrten für den katholiſchen Glauben zu gewinnen, aber er ſchrieb an ſeinen Gönner, den bairiſchen Kanzler Herwart von Hohenberg, daß er, im Augsburgiſchen Bekenntniß erzogen, demſelben aus wahrer Ueberzeugung treu bleiben werde und nicht zu heucheln gelernt habe. Einige Zeit blieb er noch in Graz, wo er ſich ganz der Wiſſenſchaft hingab, auch zuerſt mit chronologiſchen Arbeiten begann. Eine größere Reihe kosmographiſcher Fragen beſchäftigte ihn und einige ſeiner ſpäteren hervorragenden Werke wurden in dieſer Periode begonnen. Bald jedoch war ſeines Bleibens in Graz nicht mehr, es erſchien das Edict der „Reformationscommiſſion", welches jedem Bürger einzeln zugeſtellt wurde, und die Alternative hieß: katholiſch werden oder nach Veräußerung der Liegenſchaften das Land verlaſſen. Kepler hatte es vorausgeſehen und ſich ſchon vorher an Maeſtlin gewandt mit der Bitte, für ihn bei irgend ſich bietender Gelegenheit in Tübingen zu wirken. Aber dieſelben Urſachen, welche ſeinen Fortgang aus Tübingen befördert hatten, hinderten jetzt ſeine Rückkehr. Seine religiöſen Anſichten, welche ihn zum Märtyrer für den proteſtantiſchen Glauben in Steiermark machten, waren in dem proteſtantiſchen Tübingen noch zu frei, um ihm dort Stellung und Unterhalt zu ſchaffen.

Längere Zeit hatte Kepler bereits mit Tycho de Brahe in Briefwechſel geſtanden, er verehrte dieſen großen Aſtronomen über alles. Nun traf es ſich, daß Tycho im J. 1597 ſeine Uranienburg auf der Inſel Hveen hatte verlaſſen müſſen und 1599 nach Prag übergeſiedelt war, wo er vom Kaiſer Rudolf zum kaiſerlichen Aſtronomen und Rath ernannt wurde. Als er von dem Geſchick und den Sorgen Kepler's Nachricht erhielt, lud er ihn ein, als ſein Gehülfe zu ihm nach Prag zu kommen. Daraufhin reiſte Kepler im Anfang des J. 1600 nach Prag, um die dortigen Verhältniſſe kennen zu lernen und das Nähere mit Tycho zu verabreden. Er fand dort einen Kreis bedeutender Männer, die ſich zum Theil um Tycho de Brahe ſcharten, unter dieſen auch den Aſtronomen Longomontan. Im October deſſelben Jahres ſiedelte Kepler mit ſeiner Familie definitiv nach Prag über, wo er nun längere Zeit in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit blieb. Von Tycho, dem es zunächſt darauf ankam, neue Planetentafeln herzuſtellen, wurde ihm namentlich die Beobachtung des Mars ſowie die Bearbeitung der Tychoniſchen Beobachtungen dieſes Planeten zu einer Theorie der Marsbewegung übertragen. Kepler wahrte ſich dabei das Recht, die Beobachtungen alle nach ſeinem Ermeſſen verwenden zu können, und in dieſer Arbeit liegt der Grund zu ſeiner Berühmtheit für alle Zeiten, indem hierbei nach und nach die ſeinen Namen tragenden drei Geſetze entſtanden. In der erſten Zeit fand Kepler in Tycho einen warmen Freund, aber allmählich wurde das Verhältniß ein ſehr ſchwieriges. Tycho iſt als ein hochmüthiger, eitler Mann bekannt und es trat immer deutlicher hervor, daß Tycho Kepler zu ſeinem Gehülfen berufen hatte, um die Talente deſſelben für ſeine Zwecke ausnutzen zu können. Kepler ſuchte ſich ſicher zu ſtellen, indem er den Abſchluß eines förmlichen Vertrages von Tycho forderte. Letzterer ließ ſich jedoch hierauf nicht ein, und es wäre häufig zum Bruch zwiſchen Kepler und Tycho gekommen, wenn nicht

Digitized by Google

Kepler in ſeiner Verehrung und Beſcheidenheit immer nachgegeben hätte. Seine Verehrung für Tycho ging ſo weit, daß er auf des letztern Verlangen, wenn auch ungern, die „Apologie Tycho's gegen Urſus" verfaßte, in welcher er für die Priorität des Tychoniſchen Syſtems gegen jenen eintritt. Freilich hat er die Arbeit im Manuſcript unvollendet hinterlaſſen, dagegen gab er noch ſpäter nach Tycho's Tode eine Vertheidigungsſchrift gegen des Italieners Claramontius Antitycho (1625) heraus, in welcher er die Verdienſte Tycho's in der Frage über die Stellung der Kometen im Weltſyſteme hervorhebt.

Bereits im folgenden Jahre (October 1601) ſtarb Tycho plötzlich und nun wurde Kepler ſofort ſein Nachfolger als kaiſerlicher Mathematiker (Hofaſtronom) mit einem perſönlichen Jahrgehalte von 500 Fl. Kaiſer Rudolf war ihm ſehr zugethan und wünſchte ihm den geſammten aſtronomiſchen Nachlaß, Inſtrumente und Manuſcripte, zu unumſchränktem Gebrauche zu ſichern. Er kaufte denſelben den Erben Tycho's daher um den hohen Preis von 20,000 Thalern ab. Da indeſſen bis zum J. 1608 erſt die Hälfte des Kaufpreiſes erſtattet war, ſo kam auch Kepler nur nach und nach und auch nur theilweiſe in den Beſitz des Schatzes. Aber auch mit der Auszahlung der Beſoldung hatte Kepler große Schwierigkeiten, bei der erſchöpften Finanzlage des Kaiſers vermochte er nur dann und wann kleine Abſchlagszahlungen herauszupreſſen; ſo ſchreibt Kepler ſchon im J. 1602, daß er zwei Monate mit Stehen in der Hofkammer zugebracht und am 9. März das erſte Geld erhalten habe. So wird die ganze in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, wie wir ſehen werden, bedeutendſte Periode des Lebens Kepler's wiederum in größter Dürftigkeit verbracht. Seine amtliche Thätigkeit beſtand namentlich in der Fortſetzung der von Tycho begonnenen Verbeſſerung der Planetentafeln, welche ſpäter unter dem Titel der Rudolfiniſchen Tafeln erſchienen. Hierzu war zunächſt die Verbeſſerung der Theorie nöthig, welche durch die Bearbeitung der Marsbeobachtungen erzielt wurde. Aber auch hier mußte er dem Wunſche des Kaiſers folgen und ſich der Aſtrologie hingeben. Es entſtanden während ſeines prager Aufenthaltes noch mehrere Schriften, welche ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen, und es fällt auch in dieſe Zeit ſeine erſte Begegnung mit Wallenſtein (1608), mit dem er in der Folge noch in nähere Beziehung trat.

Seine beobachtende Thätigkeit bezog ſich in Prag beſonders auch auf den Mars, ſowie alle Finſterniſſe und beſondern Conſtellationen. Im J. 1604 entdeckte Kepler einen plötzlich im Ophiuchus auftauchenden ſehr hellen Stern, der unter dem Namen des Kepler'ſchen Sterns in dem Kapitel der veränderlichen oder neuen Sterne bekannt geworden iſt. Dieſer Stern ſtrahlte heller als Jupiter und Venus und blieb bis zum J. 1606 ſichtbar; alsdann verſchwand er wieder. Er bildete, wie ſchon Kepler ſelbſt hervorhob, ein Analogon zu dem im J. 1572 erſchienenen Tychoniſchen Sterne und veranlaßte eine beſondere Schrift Kepler's. Auch den Kometen des J. 1607 beobachtete Kepler, was Erwähnung verdient, weil dieſer der Halley'ſche Komet war, der im J. 1682 wieder erſchien und deſſen Identität damals von Halley auch mit zwei früheren Kometen dargethan wurde. Es iſt bekannt, daß bei dieſem Kometen zum erſten mal die Bewegung ſolcher Himmelskörper in Ellipſen mit Sicherheit nachgewieſen wurde.

Als dann das Fernrohr erfunden war und die Entdeckungen Galilei's mit Hülfe deſſelben bekannt wurden, beſchäftigte ſich Kepler auch mit Fragen der Dioptrik und gab die Conſtruction eines neuen Fernrohrs an, welches weſentlich von dem Galilei'ſchen abwich. Endlich widmete er ſich phyſikaliſchen Gegenſtänden, ſo z. B. ſchrieb er eine Abhandlung über die Geſtalt des Schnees.

Mehr und mehr wuchſen die Rückſtände ſeiner Beſoldung an und betrugen nach geraumer Zeit etwa 4000 Fl. Da er auch aus dem ſteieriſchen Beſitze ſeiner Frau in der damaligen Verwirrung aller Verhältniſſe trotz vielfacher Bemühungen, Reiſen ſeinerſeits und ſeiner Frau, keine Gelder mehr flüſſig machen konnte, ſo ſtieg ſeine Noth auf den höchſten Punkt. Dabei zog ſich das Wetter über die Proteſtanten, über ſeinen Beſchützer, Kaiſer Rudolf, immer mehr zuſammen. Nach und nach fielen die einzelnen Länder ab und Matthias, der älteſte Bruder, wurde der Herrſcher. Die proteſtantiſchen Fürſten bildeten die Union, die katholiſchen die Liga und der „Majeſtätsbrief" erſchien. Nochmals verſuchte damals Kepler, jedoch vergeblich, eine Stellung in Würtemberg zu finden. Nach Kaiſer Rudolf's Tode beſtätigte zwar 1612 ſein Nachfolger Matthias Kepler in ſeiner Stellung, aber an Beſoldung, gar an Erſatz des Rückſtandes, war nicht zu denken.

Mitten in dieſer ſo ſchweren Zeit verlor nun Kepler noch den älteſten Sohn von ſeinen noch lebenden drei Kindern (zwei waren ſchon in Graz geſtorben) an den Pocken, ſeine ſchwermüthig gewordene Frau ſtarb am Typhus (1611). Da entſchloß ſich Kepler, nach Linz überzuſiedeln, wo er als Profeſſor der Mathematik an der dortigen Landſchule mit 400 Fl. Gehalt angeſtellt wurde und 15 Jahre, aber in nicht beſſeren Verhältniſſen, verbrachte. Er war nicht ſelten von Linz abweſend, ſo war er im J. 1613 in Begleitung des Kaiſers auf dem Reichstage zu Regensburg, um daſelbſt für die Einführung des Gregorianiſchen Kalenders zu wirken. Schon in viel früherer Zeit hatte er die Vortheile dieſer Zeitrechnung erkannt und für die Annahme derſelben geeifert. Aber man hatte unter dem Einfluſſe der Reformation zu große Abneigung, den Kalender einzuführen, den der Papſt vorgeſchlagen hatte, und fürchtete damit dem Katholicismus zu große Zugeſtändniſſe zu machen. Auch auf dieſem Reichstage gelang es Kepler nicht, die Annahme zu erwirken. Es datirt aus dieſer Zeit eine Schrift zu Gunſten der neuen Kalenderrechnung, nämlich ein Dialog, in welchem jede Partei durch einen Geiſtlichen und einen Laien vertreten iſt, denen aber noch ein Mathematikus beigeſellt wird.

In jenem Jahre (1613) verheirathete er ſich zum zweiten mal mit Suſanne Reutlinger, einer Waiſe, welche nach dem Tode ihrer Aeltern (der Vater war Bürger von Eferding) 12 Jahre lang von der Baronin Staremberg

Digitized by Google

erzogen worden und zur Zeit der Verheirathung (30. Oct. 1613) 24 Jahre alt war. Wenn auch im allgemeinen dieſe Ehe glücklicher geweſen zu ſein ſcheint als die erſte, ſo hat doch das trübe Geſchick auch in dieſer Kepler verfolgt. Er hatte mit dieſer Frau ſieben Kinder, von denen zwar vier den Vater überlebten, aber doch keins über das Kindesalter hinaus am Leben blieb.

Bald nachher ſehen wir Kepler in einer ganz neuen Richtung vorübergehend thätig; das gute Weinjahr, die Menge des billigen Weines, trieb ihn zu größeren Ankäufen. Dabei wurde er aber gegen die übliche Art, den Inhalt der Fäſſer zu taxiren, mistrauiſch und ſo entſtand ein Werk Kepler's, welches zwar ganz praktiſcher Natur iſt, aber doch infolge der darin angewandten Rechnungsmethoden Laplace veranlaßte, Kepler als zu den Vorläufern der Begründer der Infiniteſimalrechnung zu zählen. Die Schrift erſchien 1615 unter dem Titel: „Nova Stereometria Doliorum vinariorum etc., et Usus in eo Virgae Cubicae compendiosissimus et plane singularis; accessit Stereometriae Archimedeae supplementum.“

Im J. 1617 wurde der Lehrſtuhl für Mathematik an der Univerſität Bologna durch den Tod Magini's vacant und an Kepler erging der Ruf, Linz mit Bologna zu vertauſchen. Aber Kepler lehnte ab trotz der ſchweren Verhältniſſe, in denen er ſich befand; einmal wollte er nicht in das ihm nach Sitte und Bedürfniſſen fremde Land überſiedeln, ſodann mochte es ihm auch bedenklich ſein, ob ihm, dem eifrigen und bekenntnißtreuen Proteſtanten, dort eine dauernd gute Aufnahme geſichert ſein würde.

Zu ſeinen häufigen Reiſen gehören auch die, welche er nach Würtemberg zu machen genöthigt war, und zwar in ſehr traurigen Angelegenheiten der Familie. Seine Mutter Katharine Kepler ſtand im Verdachte, Hexerei zu treiben und wurde beſonders von einer früheren Freundin, der Reinboldin, die eine bittere Feindin der Katharine Kepler geworden war, weil letztere ihr den unſittlichen Lebenswandel vorgeworfen hatte, angeſchuldigt und verleumdet. Die Kepler hatte ihren Sohn in Linz beſucht und war dann zurückgekehrt, um die Verleumdungsklage gegen die Feindin zu führen. Kepler that alles, um ſie zunächſt von dieſem Schritte abzuhalten; als ihm dies aber nicht gelang, begleitete er ſie nach Würtemberg und erreichte dort wenigſtens die Beilegung des Streites. Indeſſen erhob nun die Reinboldin, nachdem noch längere Zeit der Ruf der Kepler untergraben worden war, als Kepler nach Linz zurückgekehrt, die förmliche Anklage auf Hexerei, indem ſie namentlich zwei Kinder als Zeugen vorführte. Der Vogt Lutherus Einhorn war gleichfalls heftiger Gegner der Katharine Kepler, und alle Bemühungen Kepler's, aus der Ferne helfend zur Seite zu ſtehen, wirkten nichts. Er verſuchte ſeine Mutter zu überreden, zu ihm nach Linz zu kommen, aber ſie kehrte unterwegs wieder um, weil ſie nicht den Schein des böſen Gewiſſens auf ſich laden wollte. Die Verleumdungen hatten ſo feſte Wurzel geſchlagen, daß der Sohn Chriſtoph Kepler bis zu gewiſſem Grade der Anklage Glauben ſchenkte, und der Schwiegerſohn Pfarrer Binder ihr zwar den Aufenthalt im Hauſe geſtattete, ihr aber verbot, ihm unter die Augen zu treten. Schließlich wurde ſie verhaftet (5. Aug. 1620) und zunächſt die Androhung der Tortur über ſie verhängt, um ſie nach geſchehenem Geſtändniß als Hexe verbrennen zu können. Kepler eilte nun zur Hülfe herbei und es gelang ſeinen Vertheidigungen ſowie der Feſtigkeit, mit welcher die Katharine Kepler ihre Unſchuld bis zuletzt betheuerte, ein freiſprechendes Urtheil am 4. Nov. 1621 zu erwirken. Indeſſen würden ſich die Gegner der Kepler wol um ſo weniger beruhigt haben, als ihnen nun die Proceßkoſten zufielen, wenn nicht der Tod ein halbes Jahr ſpäter am 13. April 1622 die fünfundſiebzigjährige unglückliche Frau erlöſt hätte.

Abgeſehen von den an ſich ſo ſchweren Sorgen und Unannehmlichkeiten, die Kepler durch dieſe Reiſen zu ertragen hatte, zogen ſie auch noch andere ihn direct berührende Schwierigkeiten nach ſich. Es wurde während ſeiner Abweſenheit trotz ſeinerſeits ſorgfältig geübter Verſchwiegenheit das Gerücht ausgeſtreut, daß er der Sohn einer Hexe ſei, daß er wegen des Kaiſers Ungnade habe fliehen müſſen, daß dieſer ſogar einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt habe, daß ſeine Werke verbrannt worden wären u. dgl. mehr. Hierdurch ſtiegen natürlich die Widerwärtigkeiten, mit denen er ſo ſchon zu kämpfen hatte. Er blieb indeſſen zunächſt noch in Linz. Im October 1625 brach jedoch die Proteſtantenverfolgung in Oberöſterreich aus, indem durch das „kaiſerliche Reformationspatent“ Ausweiſung aller proteſtantiſchen Prediger und Lehrer verfügt wurde, wenn ſie ſich nicht bis zu gegebenem Termin bekehrten; allen Einwohnern wurde verboten, ihre Kinder in nichtkatholiſche Schulen zu ſchicken u. ſ. w. Kepler's Sohn wurde in die Lutheriſche Schule nach Sulzbach von Linz entfernt und ging 1626 heimlich auf die Univerſität Tübingen, um Medicin zu ſtudiren. Kepler ſelbſt blieb auch jetzt noch einſtweilen in Linz, ertrug dort die infolge des in Oberöſterreich ausgebrochenen Bauernaufſtandes erfolgende langwierige Belagerung. Als nachher die Maßregeln gegen die Ketzer noch verſchärft wurden, zog Kepler es trotz der weniger gefährdeten Stellung, in der er ſich als kaiſerlicher Mathematiker befand, doch vor, ſeine Familie den ungewiſſen Verhältniſſen zu entziehen. Kepler hatte ſich ſchon früher für den Druck ſeiner Ephemeriden eigene Typen erworben und da ihm ein Theil ſeiner rückſtändigen Beſoldung ausgezahlt worden war, ſo ſuchte er den Druck der berühmten Rudolfiniſchen Tafeln zu beginnen. Er erbat ſich die Erlaubniß, denſelben in Ruhe an einem andern Orte ausführen zu dürfen, und begab ſich daher 1626 zu dauerndem Aufenthalt nach Ulm. Seine Familie ließ er in Regensburg. Wiederholt wurden Bemühungen gemacht, Kepler zum Katholicismus zu bekehren, aber mit gleicher Erfolgloſigkeit wie früher in Steiermark. Die Rudolfiniſchen Tafeln erſchienen 1627 und es war dieſes das letzte große Werk Kepler's. Er plante noch verſchiedene größere Werke, ſo namentlich eine Schrift über Größen und Entfernungen von Sonne und Mond von der Erde, welche unter dem Titel „Hipparch“ erſcheinen ſollte, aber

Digitized by Google

unvollendet blieb. Häufiger findet ſich dieſes Werkes in Kepler's Briefen, auch von Zeitgenoſſen Erwähnung gethan. Noch weiter zurück blieb der „neue Almageſt" welchen er nun zu verfaſſen beabſichtigte. Kepler hatte indeſſen nur eine geringe Abſchlagszahlung der rückſtändigen Beſoldung erhalten und wandte ſich von neuem mit einem Geſuche an den Kaiſer. Die Rückſtände beliefen ſich auf 12,000 Fl. Er wurde nun mit ſeinen Anſprüchen an Wallenſtein, der kurz zuvor Herzog von Mecklenburg geworden, während er ſchon früher Herzog von Friedland und Sagan war, gewieſen. Wallenſtein hatte ſchon ſeit 1609 mit Kepler in Verbindung geſtanden und ſchätzte ihn als Aſtrologen hoch. So folgte Kepler dem Anerbieten Wallenſtein's und ging zu ihm nach Sagan (1628). Zwar half Wallenſtein ihm zur Anlegung einer Druckerei, aber die verheißenen Gelder zahlte er nicht aus. Im J. 1630 trug Wallenſtein ihm eine Profeſſur in Roſtock an, indeſſen lehnte Kepler dieſe Aufforderung ab, wenn er nicht zuvor ſein Geld erhalten habe. Um ſeinen Anſprüchen mehr Nachdruck zu verſchaffen, beſchloß er (1630) zum Reichstag nach Regensburg zu gehen. Er reiſte, immer zu Pferde, über Leipzig, und kam endlich ſehr ermattet in Regensburg an. Die Strapazen dieſer Reiſe konnte Kepler nicht ertragen; er erkrankte bald nach der Ankunft und ſtarb in demſelben Jahre, am 15. Nov. 1630, im 59. Lebensjahre. Seine Gebeine ruhen in Regensburg in der Peterskirche, und die von ihm ſelbſt verfertigte Grabſchrift lautet: Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras; Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Kepler hatte aus erſter Ehe 5, aus zweiter 7 Kinder, ebenſoviel Söhne als Töchter; von ihnen überlebten den Vater 6, 4 ſtarben ebenſo wie die Mutter bald nach Kepler's Tode, nur zwei erreichten das reife Alter, nämlich die 1602 geborene Suſanna, welche 1630 den Profeſſor der Mathematik in Straßburg, Bartſch, heirathete, aber bald Witwe wurde, ſowie der 1607 geborene Sohn Ludwig, welcher in Königsberg (Oſtpreußen) als angeſehener Arzt lebte; dieſer ſtarb 1663 und hinterließ nur einen Sohn, der unverheirathet ſtarb, ſodaß damit der Keplerſche Mannsſtamm erloſch.

Was Kepler's wiſſenſchaftliche Thätigkeit betrifft, ſo iſt dieſe, wie ſchon aus den gelegentlichen Bemerkungen, die bei der Schilderung ſeines Lebensganges gemacht werden mußten, hervorgeht, eine außerordentlich vielſeitige. Kepler war ein univerſeller Geiſt wie wenige, beſaß eine außergewöhnliche Phantaſie, unerſchöpflich in Combinationen und Entwürfen, wenn es darauf ankam, etwas zu erforſchen oder zu entdecken. Dieſe Phantaſie, welche ein ſchlimmer Feind wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit werden kann, findet ſich in vielen ſeiner großen Werke, ſie zeigt ſich in den Irrwegen, die Kepler gehen mußte, bevor er ans Ziel gelangte. Aber bei Kepler ſteht ihr die Feſtigkeit und Sicherheit in der Behandlung des Stoffes gegenüber, die nicht ruht, bis die Aufgabe ganz erſchöpfend gelöſt iſt. Kepler kennzeichnet eine eminente Gelehrſamkeit, mit der er das geſammte Wiſſen ſeiner Zeit umfaßt, dabei der Verein philoſophiſchen und mathematiſchen Talents. Das erſtere wird beſonders darin bemerkbar, daß er nicht bei einer Thatſache, einem Naturgeſetze ſtehen bleibt, welches durch die Erfahrung bekannt geworden, ſondern daß er es a priori, im Zuſammenhange des Denkens zu begreifen ſtrebt. Letzteres, das mathematiſche, zeigt ſich in ſeiner merkwürdig entwickelten geometriſchen Anſchauungskraft, ſeinem Scharfſinne, mit dem er die ſchwierigſten geometriſchen Probleme trotz der unvollkommenen mathematiſchen Hülfsmittel damaliger Zeit zu löſen vermochte. Kepler beſaß eine ſeltene Gewandtheit des Ausdrucks, der Redeweiſe, dadurch werden ſeine Schriften ſo reizvoll; es finden ſich oft Citate aus den alten Dichtern, ſowie auch eigene Verſe eingeſtreut, er hatte alſo Sinn und Verſtändniß für die Poeſie, war vertraut mit den alten Claſſikern. Seine bilderreiche Sprache zeigt z. B. die Astronomia nova, welche er dem Kaiſer Rudolf mit den Worten widmete: „er bringe ihm einen ſehr vornehmen Gefangenen (Mars), den er unter Seiner Mageſtät Auſpicien in einem langen und mühſamen Kriege gemacht habe. . . — Die Aſtronomen wußten dieſen Kriegsgott nicht zu überwältigen, aber der vortreffliche Heerführer Tycho hat in zwanzigjährigen Nachtwachen ſeine Kriegsliſten erforſcht und ich umging mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde alle ſeine Krümmungen" u. ſ. w. Seine bereits erwähnte Abhandlung über die Geſtalt des Schnees überſendet er dem Kaiſerl. Rath Wacher, einem ſeiner Gönner: daran ſich erinnernd, daß derſelbe das „Nichts" liebe, habe er alles durchforſcht, was dieſem am nächſten komme, da ſeine Schneeflocken, alle ſechseckig auf ſeine Kleider gefallen, „ein Ding kleiner als jeder Tropfen und doch mit Geſtalt begabt, ein erwünſchtes Angebinde für den Liebhaber des „Nichts" ſei und ebenſo paſſend von ſeiten des mathematiſchen Gebers, der Nichts hat und Nichts empfängt; dazu der lateiniſche Name „nix", der als deutſches Wort behandelt auf lateiniſch „nihil" heiße".

Was aber Kepler's Perſönlichkeit in ſeinen Schriften am anziehendſten macht, iſt die freudige und hohe Begeiſterung, die ihn beſeelt, er hat die feſte Ueberzeugung der göttlichen Berufung und Leitung. Dieſe ſpricht ſich in ſeiner erſten Schrift wie in ſeinen größten Werken aus. „Wahr iſt es, daß der göttliche Ruf, welcher die Menſchen Aſtronomie lernen heißt, in der Welt ſelbſt geſchrieben ſteht, nicht zwar in Worten und Silben, aber der Sache nach vermöge der Angemeſſenheit der menſchlichen Begriffe und Sinne zu der Verkettung der himmliſchen Körper und Zuſtände. Aber doch treibt auch ein gewiſſes Geſchick die Menſchen verborgenermaßen, den einen zu dieſer, den andern zu jener Wiſſenſchaft, und vergewiſſert ſie, daß ſie, wie ſie einen Theil der Schöpfung bilden, ſo auch Antheil an der göttlichen Vorſehung haben. . ." Dann geht er ſein Leben durch und ſucht die Momente der deutlich erkannten Fügungen auf, ſo kommt er auch auf die ſcheinbar zufällig zuſammengetroffenen Umſtände, die ihn durch die Marsbeobachtungen auf ſeine berühmten Geſetze führten: „wiederum halte ich es für göttliche Fügung, daß ich eben zu der Zeit ankam (in Prag), als Tycho mit dem Mars beſchäftigt war,

Digitized by Google

denn durch dieſes Planeten Bewegungen müſſen uns nothwendig die Geheimniſſe der Aſtronomie kund werden, oder ſie müſſen für immer verborgen bleiben." Gleiche, ja noch höhere Begeiſterung ſpricht ſich in ſeiner „Weltharmonik" aus: „Was ich vor 22 Jahren ahnte, als ich die fünf Körper zwiſchen den Planetenbahnen fand, was ich vor 16 Jahren öffentlich als Aufgabe ſtellte, weshalb ich den beſten Theil meines Lebens auf aſtronomiſche Betrachtungen verwendete, zu Tycho kam, in Prag blieb, — endlich habe ich es unter des großen Gottes Walten, der mich begeiſtert und mächtiges Verlangen in mir weckte, der mir auch Leben und Geiſteskraft erhielt, endlich alſo habe ich über all mein Hoffen und Erwarten als wahr gefunden, daß die ganze Natur der Harmonien, in ihrem ganzen Umfange und nach allen Einzelheiten in den himmliſchen Bewegungen vorhanden iſt. . . Was bedarfs weiter? Die Natur ſelbſt offenbarte ſich den Menſchen durch verſchiedene Dolmetſcher in fernen Jahrhunderten; der Finger Gottes war es, daß in der Seele zweier Männer, welche ſich ganz in die Betrachtung der Natur vertieften, derſelbe Begriff von dem Bau der Welt ſich bildete, während keiner den andern dabei anleitete. Nunmehr aber, nachdem mir ſeit $1\frac{1}{2}$ Jahren das erſte Morgenroth, ſeit wenigen Monaten der volle Tag, ſeit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollſten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will ſchwören in heiliger Glut, ich nehme die goldenen Gefäße der Aegypter, um meinem Gott einen Tempel daraus zu bauen, weit entfernt von Aegyptens Grenzen. Verzeiht ihr, ſo freut michs, zürnet ihr, ſo trage ichs — hier werfe ich die Würfel und ſchreibe ein Buch für die Mitwelt oder die Nachwelt, gleichviel, Jahrtauſende wird es auf ſeinen Leſer warten, wenn Gott ſelbſt ſechs Jahrtauſende lang den erwartet hat, der ſein Werk beſchriebe."

Solche innere Harmonie und Befriedigung brauchte er aber auch, um die vielfachen Kämpfe, die er nach verſchiedenen Richtungen (nicht allein für materielles Wohl) durchmachen mußte, zu beſtehen. In religiöſer Beziehung wiſſen wir ja, daß er eifriger Proteſtant war, aber dabei wiederum, wie dies bei ſeinem ganzen Charakter nicht anders möglich, von großer Milde und Toleranz, die Denkungsart, die ihm in Würtemberg ſchadete. Daß er ſich bei aller freieren Anſchauung, wie ſie durch ſeinen wiſſenſchaftlichen Standpunkt bedingt war, doch von manchen Irrthümern der Zeit nicht losmachen konnte, bleibt beſtehen — hierher gehört die Aſtrologie und der Glaube an die Realität des Hexenweſens, denn bei der Vertheidigung ſeiner Mutter richtete ſich dieſelbe nicht auf den Nachweis, daß überhaupt die Anſchuldigung als eine dem Weſen nach unmögliche ſei, ſondern er verſuchte vielmehr darzuthun, daß ſeine Mutter nicht mit Recht der (ſonſt nicht zu leugnenden) Hexerei angeklagt werde.

Kepler ſtand mit allen bedeutenden Gelehrten ſeiner Zeit in Verkehr, namentlich ſind zu erwähnen ſeine Landsleute Maeſtlin, Schickhard, Beſold; treue Freunde waren ihm Bernegger, Ph. Müller (Leipzig), Crüger, Papius; ſeine hohen Gönner Herwart, Wacker fanden ſchon Erwähnung. Da er Zeitgenoſſe von Galilei war, ſo iſt es natürlich, daß er auch mit ihm in engem brieflichen Verkehr ſtand. Nicht ohne Einfluß auf ſeine Marsbearbeitung iſt ſein brieflicher Verkehr mit D. Fabricius, dem frieſiſchen Prediger und bekannten Aſtronomen. Derſelbe war kurz ehe Kepler zu Tycho nach Prag kam, auch dort geweſen, hatte aber Kepler's Ankunft nicht abwarten können. In der Folge correſpondirten ſie (bis zum J. 1609) eifrig miteinander und Kepler theilte ihm ſeine Hypotheſen mit, ſpeciell auch die erſte über die Planetenbewegung, wo er auf die nothwendige Einführung eines Ovals gekommen war und zunächſt den Längendurchſchnitt eines Eies dafür annahm (von Kepler Ovoid oder Ellipoid genannt). Dieſes Oval ſtimmte aber doch nicht mit den Beobachtungen und als Kepler dies kaum ſelbſt bemerkt hatte, theilte Fabricius es auch ſeinerſeits Kepler mit, ſodaß letzterer über erſteren ſagt, „es habe wenig gefehlt, daß Fabricius ihm in der Entdeckung der Ellipſe als Curve für die Planetenbewegung zuvorgekommen wäre".

Kepler leiſtete als Mathematiker, Phyſiker, Naturphiloſoph und Aſtronom theils Hervorragendes, theils Epoche Machendes. In dem erſten Fache ſind namentlich drei Leiſtungen erſten Ranges hervorzuheben, nämlich die Vervollkommnung des Rechnens mit unendlich kleinen Größen, die Erfindung und Nutzbarmachung der Logarithmen und die Erweiterung des Begriffes der regulären Körper. Was den erſten Punkt betrifft, ſo hat er hier in der bereits erwähnten Schrift Stereometria doliorum, die 1615 erſchien, ſowie in dem „Auszug aus der uralten Meſſekunſt Archimedis" (1616) die krummen Linien als aus geraden Elementarſehnen, krummlinig begrenzte Flächen als aus geradlinigen Elementartrapezen zuſammengeſetzt angeſehen. Die Logarithmen ſind nun zwar eine unbeſtreitbare Erfindung des Schotten Lord Napier in Edinburgh aus dem Jahre 1614; vor demſelben war aber doch Bürgi, mit dem Kepler in Verbindung ſtand, auf den Begriff der Logarithmen gekommen, hatte indeſſen nichts darüber veröffentlicht, und auch nach Lord Napier's Publication verging geraume Zeit, bevor die Einführung derſelben in die Rechnung gelang; in dieſer Hinſicht iſt nun Kepler's Name mit der Logarithmenrechnung verknüpft. Im J. 1624 erſchien zu Marburg „Chilias Logarithmorum", welches Werk dem Landgrafen Philipp von Heſſen gewidmet wurde. Kepler erläutert in demſelben, wie eine gewöhnliche Logarithmentafel auch für trigonometriſche Berechnungen nutzbar gemacht werden könne. Er erklärt auch unumwunden, daß er ohne dieſes Hülfsmittel ſich nicht durch das Ziffernmeer der Rudolfiniſchen Tafeln hätte hindurchwinden können; in nachdrücklichſter Weiſe empfiehlt er ſie ſeinem alten Lehrer Maeſtlin, der jedoch nichts mehr von der neuen Methode wiſſen wollte. Bei ſeinem Aufenthalte in Sagan bereitete Kepler die Herausgabe einer eigenen Logarithmentafel vor und zwar unterſtützte ihn hierbei ſein Gehülfe und Schwiegerſohn Bartſch. Indeſſen ſtarben beide vor der Vollendung und ſo erſchien die Tafel erſt nach deren Tode von Eiſenſchmid in Straßburg (1700) unter dem Titel: „Johannis Kepleri et Jacobi Bartschii tabulae ma-

Digitized by Google

nuales logarithmicae ad calculum astronomicum in specie tab. Rudolphinarum compendiose tractandum mire utiles.“ In Betreff des dritten Theiles finden ſich endlich eingehende Unterſuchungen in dem nachher noch zu erwähnenden Werke der Harmonia mundi, in welchem er für ſeine Idee über den Bau des Sonnenſyſtems die Verbindung des muſikaliſchen Princips mit dem geometriſchen ſucht. Dieſe beiden Principe hängen durch die regulären Vielecke oder durch die Kreistheilung zuſammen. Die regulären Körper entſtehen durch räumliche Zuſammenſtellung (bei Kepler „Congruenz“) von regulären Vielecken, wobei aber nur Dreieck, Viereck, Fünfeck in Betracht kommen, indem von erſtern eingeſchloſſen ſind Tetraeder, Octaeder, Icoſaeder, von Vierecken das Hexaeder, und von Fünfecken das Dodecaeder. Ebenſo geben nur diejenigen Theilungen einer Saite Conſonanzen, welche nach den Zahlen 2, 3, 5 erfolgen, nach denen auch die Kreistheilung geometriſch möglich iſt, oder welche den regulären Drei-, Vier-, Fünfecken entſprechen, dem nicht conſtruirbaren Siebeneck entſpricht eine diſſonirende Theilung. Durch dieſe Betrachtungen wird er auf die Theorie der regulären Polygone und Polyeder geführt und ſo wird dieſe Schrift, welche auch aſtronomiſch ſo außerordentlich wichtig iſt, ſtets für die Geſchichte der Geometrie von größtem Werthe bleiben. Kepler kommt hierbei auf die regulären Sternpolyeder, daran es nach Poinſot vier gibt, und die man allgemein als Poinſot'ſche Körper bezeichnet, während ſie doch richtiger die Kepler'ſchen genannt werden ſollten, obgleich Kepler nur zwei, die nach Wiener die Namen zwölfeckiges und zwanzigeckiges Sternzwölfflach tragen, fand. Bei ſo großen und einflußreichen Erfindungen und Entdeckungen auf dem rein mathematiſchen Gebiete iſt es ganz natürlich, daß ſich in ſeinen Werken zerſtreut eine Menge intereſſanter mathematiſcher Einzelheiten finden, ſodaß in vieler Hinſicht Kepler's Werke in der Geſchichte der Mathematik von hervorragender Bedeutung bleiben.

Was die Leiſtungen Kepler's auf dem Gebiete der Phyſik betrifft, ſo ſind hier beſonders zu erwähnen die „Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur, potissimum de artificiosa observatione et aestimatione diametrorum deliquiorumque solis et lunae“, Francof. 1604, und die „Dioptrice seu demonstratio eorum quae visui et visibilibus propter conspicilla non ita pridem inventa accidunt“, August. Vindob. 1611. Kepler kann geradezu als der Begründer der Dioptrik angeſehen werden, eines Zweiges der Phyſik, der, wenn er auch nicht an der Erfindung der Fernrohre Antheil gehabt hat, doch zur Verbeſſerung dieſer Inſtrumente ſo viel beigetragen hat, daß ohne denſelben die heutige Vollkommenheit ganz unmöglich geweſen wäre. Indeſſen ſind ſeine Verdienſte auf dieſem Gebiete weder zu ſeiner Zeit noch auch ſpäter in gehöriger Weiſe gewürdigt worden. Das wahre Brechungsgeſetz hat er freilich noch nicht ausgeſprochen, aber er ſtellte trotzdem die Grundzüge einer richtigen Theorie des Sehens auf. Er ſagte nämlich, daß von jedem leuchtenden oder erleuchteten Körper nach allen Richtungen Lichtſtrahlen ausgeſendet werden, daß daher von jedem Punkte eines geſehenen Körpers nicht blos ein einzelner Strahl ins Auge gelange, wie Maurolycus und Porta glaubten, ſondern ein ganzer Strahlenkegel, deſſen Baſis die Pupille ſei. Dieſer Strahlenkegel wird durch die Brechung in der Kryſtalllinſe des Auges in einem Punkt auf der Netzhaut vereinigt. Dies geſchieht von dem Strahlenkegel jedes Punktes und ſo entſteht auf der Netzhaut ein förmliches Bild des geſehenen Gegenſtandes und zwar ein umgekehrtes. Auch die Kurzſichtigkeit und Fernſichtigkeit des Auges erklärt er und die Art, wie concave Gläſer die erſtere, convexe die letztere verbeſſern, indem bei Fernſichtigen die Bilder hinter der Netzhaut, bei Kurzſichtigen vor derſelben entſtehen, durch die betreffenden Linſen werden ſie aber auf die Netzhaut ſelbſt gebracht. Die Löſung dieſer Aufgabe koſtete ihm, wie er ſagte, drei Jahre Arbeit. Auch den photometriſchen Fundamentalſatz, nämlich daß das Licht abnehme im umgekehrten Verhältniſſe der auffangenden Flächen, ſpricht er in dem erſtgenannten Werke aus. Ueber die aſtronomiſche Refraction waren ſeine Anſichten weſentlich genauer als die Tychoniſchen. Tycho nahm an, daß die Refraction von der Entfernung der Geſtirne von der Erde abhänge, auch ihr Glanz dabei von Einfluß ſei. Das Irrige dieſer Anſchauung zeigt Kepler und ſeine Refractionstafeln weichen vom Zenith bis zu 70° Zenithdiſtanz nirgends um mehr als 9″ von der wahren ab. Dabei ſpricht Kepler die Meinung aus, daß die Refraction wol von dem Zuſtande der Atmoſphäre abhängen könne, indeſſen irrt er wieder in der Anſicht, daß die Atmoſphäre in allen Höhen gleich dicht ſein ſolle. Er ermittelte das Dichtigkeitsverhältniß von Luft zu Waſſer, und fand dafür die Zahl 1 : 1177 (in Wahrheit 1 : 773). Zu den intereſſanten Bemerkungen auf dieſem Gebiete gehört auch die faſt genau richtige Erklärung des rothen Lichtes, in welchem uns der Mond bei Verfinſterungen erſcheint, indem Kepler daſſelbe als durch die in unſerer Atmoſphäre gebrochenen Sonnenſtrahlen verurſacht anſieht, da dieſe Strahlen die Länge des von der Sonne abgewandten Schattenkegels der Erde verringern.

Endlich ſei von den zahlreichen eingeſtreuten Bemerkungen, die ſich auf dem Gebiete der Phyſik wol in noch höherem Maße finden als auf dem mathematiſchen, noch folgende erwähnt: „Ich ſehe voraus, daß, wenn ich der Luft Schwere beilege, alle Phyſiker, die ſich dieſelbe leicht vorſtellen, Einſpruch dagegen erheben werden, aber die Naturbetrachtung hat mich gelehrt, die Luft als ſchwer zu betrachten.“ Dieſe Worte wurden geſchrieben, als Toricelli geboren wurde.

Auch auf dem Gebiet der aſtronomiſchen Fernrohre trat Kepler bahnbrechend auf. Bis zum Erſcheinen ſeiner Dioptrik (1611) kannte man nur das holländiſche oder Galileiſche Fernrohr, welches aus einem convexen Objectiv und einem concaven Ocular beſtand. Alle erſten Entdeckungen am Himmel wurden mit ſolchen Inſtrumenten gemacht. Kepler zeigte nun, daß ſich ein brauchbares Fernrohr durch Verbindung eines convexen Objectivs mit einem convexen Ocular herſtellen laſſe, durch welches

Digitized by Google

zwar die Gegenſtände umgekehrt erſcheinen, was aber für die Beobachtungen am Himmel ohne Nachtheil iſt; dagegen bietet dieſe Anordnung andere Vortheile, nämlich eine beträchtliche Vergrößerung des Geſichtsfeldes, ſowie die Möglichkeit der Anbringung eines Fadenkreuzes im Brennpunkte des Objectivs, ſodaß das Inſtrument nicht nur zum Sehen, ſondern auch zum Meſſen benutzt werden kann. Dieſes Kepler'ſche Fernrohr iſt das ſogenannte aſtronomiſche Fernrohr. Auch noch drei andere Linſenverbindungen gab Kepler an, die zwar von keiner praktiſchen Bedeutung wurden, aber immerhin zeigen, wieviel ſich Kepler mit den Combinationen der Linſen beſchäftigte. Auch ſei erwähnt, daß er bereits 1610 die Nothwendigkeit erkannte, die Rohre nach den Augen verſchiebbar zu machen.

In das Gebiet der Phyſik iſt natürlich auch die Abhandlung über den Schnee, die bereits Erwähnung fand, zu rechnen. Ihr Titel lautet: Joh. Kepleri Strena seu de nive sexangula, Frankfurt 1611.

Mehr als durch alle dieſe an ſich bedeutenden Leiſtungen iſt Kepler der geſammten gebildeten Welt als Aſtronom bekannt geworden und wir haben nun ſeine hierher gehörigen Werke anzuführen. Wir beginnen hier mit einigen Arbeiten, die auf eine Nebenwiſſenſchaft der Aſtronomie, auf die Chronologie, ſich beziehen, denn wie aus dem Lebensabriſſe bekannt, hat er ſich auch mit ſolchen Fragen beſchäftigt. Abgeſehen von ſeinen Beſtrebungen zur Einführung des Gregorianiſchen Kalenders intereſſirte ihn die Feſtlegung des Geburtsjahres Jeſu Chriſti. Daraus entſtanden die Schriften: 1) J. Kepleri de Jesu Christi servatoris nostri vero anno natalitio, Frankfurt 1606; 2) Widerholter außführlicher teutſcher Bericht, das unſer Herr und Hailand Jeſus Chriſtus nit nuhr ein Jahr vor dem Anfang unſerer heutiges Tags gebrauchigen Jahrzahl geboren ſey, ſondern fünff gantzer Jahr, Straßburg 1613 (in dieſer Schrift polemiſirt Kepler gegen den Arzt Hel. Röslin); 3) De vero anno quo aeternus dei filius humanam naturam in utero benedictae virginis Mariae assumsit Joannis Kepleri commentatiuncula recocta, Frankfurt 1614. 4) Joannis Kepleri Eclogae chronicae, Frankfurt 1615.

An einzelnen aſtronomiſchen Arbeiten iſt zu erwähnen, daß Kepler zur Beobachtung der Sonne das Bild auf eine weiße Wand projicirte und ſo einen Sonnenfleck beobachtete, den er irrthümlich für den Mercur hielt. Ueber den neu erſchienenen Stern 1605 veröffentlichte er die Schrift: J. K. de stella nova in pede Serpentarii, et qui sub ejus exortum de novo iniit, trigono igneo, Prag 1606. Er unterſuchte auch die Parallaxe des Sterns, fand ſie jedoch nicht und ſchloß daraus auf die unmeßbare Entfernung. Ueber die Kometen handelt ein kurzer Bericht betreffend den Kometen 1607, ſodann das größere Werk „Libelli tres de cometis (Augsb. 1619). Daſſelbe zerfällt in einen theoretiſch-aſtronomiſchen, phyſikaliſchen und aſtrologiſchen Theil. Kepler nimmt für die Bahn der Kometen als die einfachſte Hypotheſe die geradlinige Bewegung an, und erklärt die thatſächlich beobachtete Krümmung der Bahn in der Weiſe, daß jene gerade Linie von der im Kreiſe ſich bewegenden Erde beobachtet werde. Die Kometen entſtehen in den unergründlichen Tiefen des Weltalls, ſie ſind zahlreich wie die Fiſche im Meere. Auch die Bildung und Zuſammenſetzung der Schweife beſpricht er und zwar in einer Anſchauungsweiſe, welche in neueſter Zeit wieder beſonders von Zöllner als grundlegend betrachtet worden iſt.

Hiernach kommen wir nun auf ſeine aſtronomiſchen Hauptwerke. Kepler ſchreibt 1595 am 3. Oct.: „Vor der Schöpfung der Welt gab es nur die eine Zahl der Dreieinigkeit, die Gott ſelbſt iſt. Die Welt wurde mit Zahl und Maß geſchaffen. Außer den nicht in Betracht kommenden unregelmäßigen Körpern kennen wir nur ſechs, nämlich die Kugel, beſſer die hohle Sphäre, und die fünf geradlinigen. Die Sphäre kommt dem letzten Himmel zu. Die Welt iſt doppelt, beweglich und unbeweglich. In der letztern befinden ſich die Fixſterne, Sonne und der intermediäre Aether, und dieſe drei entſprechen in der Dreieinigkeit dem Sohne, Vater und Heiligen Geiſt. Die bewegliche Welt wird von den ſechs Planeten eingenommen, die ſich um die Sonne bewegen, die fünf Intervalle entſprechen den fünf regelmäßigen Körpern. Denke man ſich die äußerſte Sphäre als die des Saturn, in dieſelbe beſchreibe man das Hexaeder, in das Hexaeder lege man eine Sphäre, dieſe iſt die des Jupiter, in dieſelbe beſchreibe man das Tetraeder, in das letztere eine Sphäre, die des Mars; in dieſe das Dodecaeder, in letzteres eine Sphäre, die der Erde, in dieſe das Icoſaeder, in das Icoſaeder eine Sphäre, die der Venus, in dieſe das Octaeder und in das Octaeder endlich die letzte Sphäre, die des Mercur. Es zeigt ſich hierin auch die zuläſſige Zahl der Planeten (nur vorübergehend hatte Kepler die Anſicht, daß außer den bekannten Planeten noch zwiſchen Mercur und Venus und zwiſchen Mars und Jupiter je ein Planet exiſtire, der uns wegen ſeiner Kleinheit unbekannt geblieben). Die Sonne iſt ruhend in der Mitte und die Urſache der Bewegung; ſie iſt das Bild Gott Vaters, des Schöpfers; was die Schöpfung für Gott, das iſt die Bewegung für die Sonne.“ Man ſieht aus dieſen wenigen Worten, welchen Einfluß das theologiſche Studium Kepler's auf ſeinen Ideengang hatte, wie er die ſichtbare geſchaffene Welt mit dem Gottesbegriffe in Verbindung bringen wollte. Dieſe Anſchauungen finden ſich noch des weitern im Mysterium Cosmographicum ausgearbeitet, deſſen vollſtändiger Titel iſt: Jo. Kepleri prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum de admirabili proportione orbium coelestium deque causis coelorum numeri, magnitudinis, motuumque periodicorum genuinis et propriis, demonstratum per quinque regularia corpora geometrica. Tübingen 1596.

Von viel weittragenderer Bedeutung iſt das ſpätere Werk Kepler's, die Astronomia nova *αἰτιολόγητος* sive Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis ex observationibus Tychonis Brahe, Prag 1609. Kepler war durch ſein Mysterium Cosmo-

Digitized by Google

graphicum, welches er auch an Tycho geſandt hatte, letzterm bekannt geworden und wie wir wiſſen bald in nahe Verbindung mit ihm getreten. Es war in der Stellung, die Kepler bei Tycho annahm, ſeine Verpflichtung, die früheren Planetentafeln neu zu bearbeiten, und Tycho ſelbſt hatte bereits damit begonnen. Hierbei war es ja zunächſt die Bahn des Mars, welche unterſucht und den Tychoniſchen Beobachtungen angeſchloſſen werden mußte. So brachte es ſeine eigentliche Verpflichtung mit ſich, daß er ſeine im Myster. Cosm. ausgeſprochenen Ideen ſeinem brennenden Wunſche gemäß an den damals unübertroffenen Tychoniſchen Beobachtungen prüfen konnte. Das Reſultat dieſer Arbeit, welches die beiden erſten Kepler'ſchen Geſetze lieferte, iſt in dem eben bezeichneten Werke mitgetheilt. Kepler beſpricht zunächſt eingehend die früheren Anſchauungen über die Bewegungen der Planeten. Seit zwei Jahrtauſenden galt es als feſtſtehend, daß die Bewegungen der Himmelskörper gleichmäßig und kreisförmig wären, weil der Kreis unter den Figuren, der Himmel unter den Körpern als das Vollkommenſte gelten mußte. Auch Kopernicus rührte noch nicht hieran. Das Schwierige der Aufgabe lag in der Vermiſchung der ſcheinbaren und wahren Bewegung; daher ſtellt Kepler zuerſt alle beobachteten Erſcheinungen zuſammen und verſucht dann die Trennung. Den Alten fiel natürlich zunächſt die allgemeine tägliche Bewegung auf, dann erſt bemerkten ſie, daß dieſelbe nur durch die Fixſterne regelmäßig dargeſtellt werde, hinter dieſen blieben Sonne, Planeten und Mond zurück und zwar dergeſtalt, daß ſich alſo die Sterne am raſcheſten, der Mond am langſamſten bewegte. Die Kopernicaniſche Lehre, der Kepler natürlich, ſoweit ſie ſich auf das Syſtem bezog, glühend anhing, führte gerade zum entgegengeſetzten Reſultat; die Bewegung der Fixſterne war null, der Mond bewegte ſich am raſcheſten. Auch war den Alten bekannt, daß die Winkelbewegung eine ungleichförmige, daß ſie im Perihel, reſp. Aphel ihr Maximum, reſp. Minimum erreichte. Um dieſelbe aber (in Verbindung mit der Erdbewegung noch complicirter) als gleichmäßig darzuſtellen, nahmen ſie als Hülfsmittel die Epicykeltheorie und den excentriſchen Kreis an. Danach bewegt ſich der Mittelpunkt des Kreiſes, in welchem der Planet läuft, auf der Peripherie eines andern Kreiſes, deſſen Mittelpunkt die Erde war (Epicykel und deferirender Kreis). Infolge der veränderlichen Winkelbewegung an den Endpunkten der Apſidenlinie wurde dann angenommen, daß der Centralkörper (Erde im alten, Sonne im neuen Syſtem) nicht im Mittelpunkte des Planetenkreiſes liege, ſondern ſeitwärts davon, excentriſch, und daß die gleichförmige Bewegung nicht um den Ort des Centralkörpers, ſondern ſei es um den Mittelpunkt des Kreiſes, ſei es, wenn dies noch nicht genügte, um einen andern Punkt, punctum aequantis oder Ausgleichungspunkt, der auf der andern Seite des Mittelpunktes als der Centralkörper gedacht war, ſtattfinde. Kopernicus und Tycho betrachteten die Ungleichheit in der Winkelbewegung ebenfalls nur als ſcheinbar, führten aber an Stelle des punct. aeq. einen doppelten Epicykel ein. Dieſe Hypotheſe war ebenſo ungenügend als die alte, aber Kopernicus konnte ſich noch nicht ganz von den Anſchauungen der Alten losmachen. Kepler nahm dieſe Hypotheſe nicht an und ſuchte namentlich nach einem Geſetze zwiſchen den Entfernungen und den Bewegungen. Daß nun gerade die Marsbeobachtungen diejenigen waren, welche Kepler zunächſt zu bearbeiten hatte, war, wie Kepler ſelbſt erkannte, ein ſehr günſtiges Geſchick. Unter allen Hauptplaneten (abgeſehen vom Mercur, der ſich aber wegen ſeiner großen Sonnennähe ſchwer beobachten läßt) hat der Mars in ſeiner Bahn die größte Excentricität, ferner iſt ſeine Bahn der Erdbahn ſehr nahe, und bei den Oppoſitionen kann ſich die Erde dem Mars außerordentlich nähern, bei den Conjunctionen entfernen ſich dagegen dieſe Planeten beträchtlich voneinander. Es werden daher die Unregelmäßigkeiten, welche in der Bewegung aus der elliptiſchen Geſtalt der Bahn hervorgehen, ſich hier am deutlichſten zeigen und zur Erkennung der Geſetze führen müſſen. Kepler hatte nun zunächſt nicht in Betreff der Kreisgeſtalt, wohl aber über das Geſetz der Geſchwindigkeit ſehr entſchiedene Beobachtungen von der Unrichtigkeit der alten Theorie. Das Factum der Abhängigkeit der Geſchwindigkeiten von den Entfernungen war in gewiſſer Weiſe bekannt, aber man ſuchte durch den Ausgleichungspunkt die Gleichmäßigkeit herzuſtellen. Kepler ſuchte dieſe Abhängigkeit in einem beſtimmten Ausdrucke nachzuweiſen. Er machte in dieſer Hinſicht viele vergebliche Hypotheſen; naturgemäß mußte er die Hypotheſe der Kreisgeſtalt zunächſt mit allen Modificationen durchprobiren. Hier konnte er nun aber unter Beibehaltung des Ausgleichungspunktes annehmen, daß dieſer mit dem Mittelpunkte des Kreiſes (wie bei der Sonne oder Erde angenommen wurde) zuſammenfiel oder daß er ein Punkt der Apſidenlinie auf der andern Seite des Mittelpunktes ſei, und zwar konnte er hier wieder in gleichem oder verſchiedenem Abſtande vom Mittelpunkte liegen als der Centralkörper. In Betreff des Mars hatte man früher die letztere Annahme gemacht und Kepler faßte nun die Aufgabe ſo, daß er diejenige Vertheilung der Excentricität ſuchen wollte, die mit den Beobachtungen am beſten ſtimmte. Ein weſentliches Moment der Kepler'ſchen Arbeit liegt darin, daß er ſeine Hypotheſen nicht nur an den beobachteten Längen und Breiten, ſondern auch an den Entfernungen von der Sonne prüfte, alſo die Lage des Planetenortes vollſtändig darzuſtellen ſuchte. Hierbei zeigte ſich mit Entſchiedenheit die Nothwendigkeit der Annahme eines Ovals für die Bahn. Es traten Fehler von 8—9 Minuten in den Tychoniſchen Beobachtungen hervor, die unmöglich Fehler der Beobachtungen ſein, ſondern nur durch die fehlerhafte Theorie ihre Erklärung finden konnten. Kepler ſagt ſelbſt: „Dieſe acht Minuten bahnten den Weg zur Reform der ganzen Aſtronomie.“ Nun findet Kepler aus der Vergleichung der Entfernungen und der Geſchwindigkeiten zunächſt für den Mars, „daß der Radius Vector des Planeten um die Sonne Flächen beſchreibt, die den Zeiten proportional ſind“. Dieſes Geſetz dann verallgemeinert auf alle Planeten iſt gewöhnlich in der

Digitized by Google

Form ausgedrückt, daß „von den Radien Vectoren in gleichen Zeiten gleiche Flächen beſchrieben werden". Es iſt dies von den drei berühmten Kepler'ſchen Geſetzen der Planetenbewegung das zweite, wie man ſieht, der chronologiſchen Folge der Entdeckung nach das erſte. Kepler war hier auch ſehr nahe daran, das Newton'ſche Attractionsgeſetz zu erkennen und auszuſprechen, indem er ſchon die Bewegungen der Himmelskörper mit den auf der Erde beobachteten Bewegungen vergleicht und bei der Bemerkung, daß die Bewegungen im Perihel am raſcheſten, im Aphel am langſamſten ſind, hinzufügt, daß die Extreme in den Geſchwindigkeiten ſehr nahe im umgekehrt quadratiſchen Verhältniß der Diſtanzen ſtehen (quam proxima in dupla proportione distantiarum). Die hierauf bezüglichen Bemerkungen befinden ſich im 32.—42. Kapitel des Werkes de Motibus.

Als Kepler nun weiter die aus den Tychoniſchen Beobachtungen ſich ergebenden heliocentriſchen Entfernungen des Mars, und zwar die größte, kleinſte und mittlere Länge (nach Kepler'ſcher Bezeichnung) des Radius Vector mit einander verglich, fand er, freilich wiederum erſt nach zahlreichen vergeblichen Verſuchen, daß die Bewegung in einer Ellipſe ſtattfinde, und es entſtand das erſte Kepler'ſche Geſetz (chronologiſch das zweite): „alle Planeten bewegen ſich in Ellipſen, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſteht."

Hier mag nun auch die unter dem Namen der Kepler'ſchen Gleichung oder des Kepler'ſchen Problems bekannte Gleichung Erwähnung finden. Das zweite Geſetz (Gleichheit der Flächenräume) verlangt für jeden ſpeciellen Fall die Löſung der Aufgabe, aus dem Winkel an der Sonne (der wahren Anomalie) den entſprechenden elliptiſchen Sector zu finden oder umgekehrt. Dieſe Aufgabe iſt nur durch Integration zu löſen, man kann letztere aber umgehen und kommt zugleich raſch zum Ziel, wenn man die ſogenannte excentriſche Anomalie als Hülfswinkel einführt und ermittelt. Die Aufgabe iſt dann die, für eine gegebene Zeit nach dem Durchgange durchs Perihel (t) aus der mittlern Anomalie M unter Kenntniß der Excentricität e die excentriſche Anomalie E, damit den wahren Ort des Planeten zu finden. Die Gleichung lautet $M = E + e \sin. E$. Dieſe tranſcendente Gleichung (zugleich die erſte in der Mathematik eingeführte transſcendente Gleichung) iſt durch Verſuche zu löſen.

Die beiden Geſetze, die Kepler in dem Werke De Motibus Martis aufſtellte, gaben ihm aber nur die individuellen Bewegungen für jeden Planeten. Den ſeit früheſter Jugend geſuchten Zuſammenhang, die Harmonie im Sonnenſyſteme, hatte er damit noch nicht. Zweiundzwanzig Jahre nach dem Erſcheinen des Mysterium Cosmographicum nahm Kepler die alte Idee wieder auf und ſo entſtand das große Werk „Harmoniae mundi libri quinque, geometricus, architectonicus, harmonicus, psychologicus, astronomicus cum appendice continens mysterium cosmographicum (Linz 1619). Nach eigener Angabe fand er am 15. Mai 1618 ſein drittes Geſetz, welches ſo lautet: „Die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten ſich wie die Cuben der halben großen Axen ihrer Bahnen." Das genannte Werk zeigt nun wieder ſtark die Anſchauungen der Pythagoräiſchen Zeit, indem Kepler fortwährend in demſelben von der Sphärenharmonie handelt und ſich dahin ausſpricht, daß in der Muſik der Sphären Saturn und Jupiter Baß, Mars Tenor, Erde und Venus Alt, Mercur Sopran vertreten.

Daß Kepler außer den großen Entdeckungen ſowol auf aſtronomiſchem Gebiete wie auf dem der Phyſik, in vielen faſt zahlloſen Punkten vorausahnend, ſich ſpäter als richtig erweiſende Hypotheſen ausſprach, kann nicht überraſchen; ſo behauptete er z. B. die Axendrehung der Sonne, noch bevor ſie aus den Beobachtungen der Flecke nachgewieſen war. An größeren aſtronomiſchen Werken ſind nun noch, wenigſtens dem Titel nach, zu erwähnen: Epitome Astronomiae Copernicanae in septem libros digesta, quorum tres priores sunt de Doctrina Sphaerica, quatuor posteriores de Doctrina Theorica; Auct. J. Keplero. Lentiis ad Danub. 1618—1622. Das Werk beſteht aus zwei Bänden, welche 1618, 1621, 1622 erſchienen, und enthält zahlreiche Bemerkungen über die Sonne, die Kometen, Fixſternſphäre u. ſ. w. Sodann: Tabulae Rudolphinae, quibus astronomicae, scientiae temporum longinquitate collapsae, restauratio continetur; a Phoenice illo astronomorum Tychone primum animo concepta et destinata anno Christi 1564, exinde observationibus siderum accuratissimis, post annum praecipue 1572, quo sidus in Cassiopeae constellatione novum effulsit, serio affectata — tandem traducta in Germaniam inque aulam et nomen Rudolphi Imp. anno 1598 (Ulm 1627), das Werk, an welchem Kepler nach Tycho's Tode 26 Jahre arbeitete. Ferner Ephemerides novae motuum coelestium ab anno 1617, ex observationibus potissimum Tychonis Brahei, hypothesibus physicis, et tabulis Rudolphinis ad Meridianum Uraniburgicum in freto cimbrico, quem proxime circumstant Pragensis, Lincensis, Venetus, Romanus. . . . . Auct. J. Keplero (Lintii 1616 fg.). Dieſelben erſchienen 1616—1628 und wurden ſpäter durch den Schwiegerſohn J. Bartſch fortgeſetzt. Außer dieſen Werken iſt die Zahl der kleineren aſtronomiſchen Abhandlungen eine ſehr große. Kepler's Werke ſind ſämmtlich und zum Theil zum erſten mal nach den hinterlaſſenen Manuſcripten von Friſch herausgegeben (in acht Bänden, wovon der letzte ein Doppelband, Frankfurt 1858—1871). In dieſer Geſammtausgabe iſt auch eine von Friſch bearbeitete, auf Originalquellen beruhende lateiniſche Lebensbeſchreibung enthalten. An Biographien und Schriften über Kepler erwähnen wir: Apelt, „Johann Kepler's aſtronomiſche Weltanſicht" (Leipzig 1849) und „Die Reformation der Sternkunde" (Jena 1852); Arago in Notices biographiques III.; Bertrand in „Les fondateurs de l'astronomie moderne" (Paris); Breitſchwert, „J. Kepler's Leben und Wirken" (Stuttgart 1831); Brewſter, „Lives of the Martyrs of Science" (London 1841); F. Hoefer in „Nouvelle Biographie générale" (Paris); Reitlinger, Neumann und Gruner „Johannes

Digitized by Google

Kepler" (Stuttgart 1868); Reuſchle, „Kepler und die Aſtronomie" (Frankfurt 1871); Struve O., „Ueber das Verhältniß Kepler's zu Wallenſtein" (Petersburg 1860); Zöllner „Kepler und die unſichtbare Welt" (Leipzig 1880). In romanhaftem Gewande erſchien über die erſte Lebensperiode Kepler's Burow „Johannes Kepler" (Prag, Leipzig 1857). Ein prachtvolles Monument von A. Kreling iſt in Weil errichtet. (*W. Valentiner.*)

KEPPEL, engliſche gräfliche Familie, ſtammt von Walter von Keppel, einem holländiſchen Edelmanne, Herrn zu Keppel in Holland (geb. 1179, geſt. 1231) ab. Deſſen Nachkomme, Arnold Jooſt von Keppel, begleitete 1688 den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England und ward, nachdem Prinz Wilhelm den engliſchen Thron beſtiegen hatte, Kammerherr (Groom of the bedchamber and Master of the robes) und 1695 Baron Aſhford zu Aſhford in der Grafſchaft Kent, Viscount Bury in der Grafſchaft Lancaſter und Graf (Earl) von Albemarle im Herzogthume Normandie, ferner 1697 Generalmajor und 1698 Oberſt der erſten Schwadron der Gardereiterei, endlich 1700 Oberkammerherr. Er hatte gleichzeitig Sitz im Herrenhauſe der Generalſtaaten von Holland, ward 1702 General in der holländiſchen Armee und 1703 nach der Schlacht bei Rambilles General der Reiterei der Generalſtaaten und kämpfte in der Schlacht bei Oudenaarde, hatte ſodann eine hervorragende Thätigkeit in den Feldzügen des Herzogs von Marlborough, war Commandant von Bois le Duc. Wilhelm III. vermachte ihm 200,000 Gulden und die Herrſchaft Brovoſt. Seine Gemahlin war Gertrude de Quirina, eine Tochter des Herrn von der Quin, Commandanten von Bergen op Zoom. Er ſtarb am 30. Mai 1718 im Alter von 48 Jahren.

William Anne, zweiter Graf, Sohn des erſten Grafen, ward 1723 Oberkammerherr des Fürſten von Wales (des engliſchen Kronprinzen), 1727 Aide de Camp des Königs von England, 1741 Generalmajor, kämpfte 1743 in der Schlacht bei Dettingen und bei Fontenay, commandirte 1746 den rechten Flügel in der Schlacht bei Culloden und erhielt den Oberbefehl der engliſchen Armee in Schottland. Im J. 1748 ging der Graf als Geſandter nach Frankreich, ward 1754 K. G. (knight of the garter, Ritter des Hoſenbandordens) und ſtarb zu Paris am 22. Dec. 1774.

Georg, dritter Graf, Sohn des zweiten Grafen, geboren 1724, ward 1746 General in der Armee und K. G., ſtarb 1772.

William Charles, vierter Graf, Sohn des dritten Grafen, geboren 1752, ſtarb 1845.

Auguſtus Frederick, fünfter Graf, Sohn des vierten Grafen, geboren 1794, ſtarb 1851.

George Thomas, ſechster Graf, General in der Armee, geboren in London 1799, iſt der Bruder des fünften Grafen. (*W. Bentheim.*)

KEPPEL (Augustus), Viscount, engliſcher Admiral, geboren am 2. April 1725, geſtorben in Suffolk am 2. Oct. 1786, war ein Sohn des zweiten Grafen (Earl) von Albemarle, trat 1740 in die Flotte und unter den Befehl des Lord Anſon, mit dem er die Reiſe um die Erde machte, ward bereits 1744 Kapitän und war beinahe fortwährend in activem Dienſt. Er ward 1762 Viceadmiral und 1778 Admiral, ſchlug die franzöſiſche Flotte unter Orvilliers bei Uſhent und wurde 1782 zum Viscount Keppel von Evedom in der Grafſchaft Suffolk erhoben. Er war mehrmals First Lord of the Admiralty (Marineminiſter).

Vgl. Rev. Thomas Rob. Keppel, The life of Admiral Keppel (2 Bde., London 1842). (*W. Bentheim.*)

KERAK, eine der wenigen bewohnten Ortſchaften des Landes im Oſten des Todten Meeres, bildet nach der gegenwärtigen türkiſchen Provinzialorganiſation ein Kaſa (Amtsbezirk) des zum Vilajet Suria (Syrien) gehörigen Sandſchak Belka, welcher letztere ſich ſüdlich vom Tiberiasſee zu beiden Seiten des Jordans über die Länder des Alterthums Samaria und Peräa erſtreckt und ſich dann ſüdoſtwärts über die Ammonitis und Moabitis fortſetzt. Kerak liegt in einem, der waſſerloſen moabitiſchen Hochebene gegen Weſten vorgeſchobenen, ziemlich jäh gegen das Todte Meer abfallenden Gebirgslande auf einem allerdings in einiger Entfernung von höheren Bergen dominirten, doch aber durch überall ſchroffe, ſtellenweiſe ſogar ſenkrechte Abhänge große Sicherheit bietenden Felſengipfel und beſitzt ein altes Schloß, deſſen ſtattliche Ruine bis von Jeruſalem und den umliegenden Höhen her erblickt werden kann. Der Ort wird von Mohammedanern (400 Familien) und Chriſten (arabiſchen Griechen; nach Angabe des griechiſchen Kloſters zu Jeruſalem 300 Familien) bewohnt, welche, gleichmäßig nach den charakteriſtiſchen Bräuchen und Ueberlieferungen der ſüdſyriſchen Fellahîn lebend, mit den benachbarten Nomaden, den ſogenannten 'Arab-Stämmen*), und ſelbſt mit den Beduinen der großen ſyriſchen Wüſte Freundſchaft unterhalten, ſie mit Waffen, Frauenſchmuck-Gegenſtänden, bunten Tüchern und ſonſtigen Kleidungsſtücken, Gewürzen u. dgl. mehr verſehen und ihnen dagegen die Erzeugniſſe ihrer Heerden abnehmen. Die Chriſten unterſtehen der geiſtlichen Autorität eines zu Jeruſalem reſidirenden griechiſchen Erzbiſchofs, welcher ſich nach Petra (P. deserti, die alte Hauptſtadt der Idumäer) als dem urſprünglichen Sitze ſeiner Diöceſe benennt und unter den Prälaten des orthodoxen griechiſchen Patriarchats zu Jeruſalem als Mutrân en-Nûr, Metropolitan-Biſchof des Lichts, d. h. als Empfänger und Austheiler des zur Jahresfeier der heiligen Auferſtehung an dem Grabe Chriſti zu Jeruſalem durch angebliches Wunder erſcheinenden Heiligen Feuers, eine hervorragende Rolle ſpielt. Die Pfortenherrſchaft in Kerak iſt eine precäre; da ſie weder die Ortsbewohner gegen etwaige Angriffe der Wanderſtämme beſchützen, noch ihnen ſelber beikommen

*) Die angeſeſſenen Araber nennen ſich Beni Arab, Söhne der Arab, ihre Frauen Benât Arab, Töchter der Arab. Arab ſind die nomadiſirenden Stämme, welche zugleich Ackerbau treiben. Dieſelben ſtehen gleichſam in der Mitte zwiſchen den Beni Arab und den Bedani, den Beduinen, welche als reine Nomaden auf beide andere geringſchätzig herabblicken.

Digitized by Google

kann, ſo beſchränkt ſie ſich auf die Erhebung einer geringen, von den Kerakern im Intereſſe ihres Verkehrs mit dem weſtjordaniſchen Paläſtina freiwillig geleiſteten Abgabe. — Die Ausſicht von der Höhe des alten Schloſſes durch die waſſerloſe Thalſenkung des Wadi Kerak über einen Theil des Todten Meeres und deſſen weſtliche Uferländer, einſchließlich Jeruſalems und des Oelbergs, wird als entzückend geſchildert.

Man kann nicht bezweifeln, daß Kerak identiſch ſei mit der alten moabitiſchen Stadt Kir Moab (auch Kir Chères, Kir Chareſek genannt), gegen welche die Propheten Jeſaias und Jeremias wiederholt ihre Drohungen ſchleuderten, während ſie beim Durchzug der Iſraeliten von der ſinaitiſchen Halbinſel nach Paläſtina, wo das Land Moab öſtlich umgangen wurde, nicht erwähnt wird. Wie Kir Mauer, Feſtungsmauer, bedeutet, ſo ſcheint auch Kerak ein altes Appellativum für Feſte zu ſein, welches, abſolut gebraucht, allmählich zum Eigennamen wurde. Schon die alte chaldäiſche Ueberſetzung der Bibel gibt Kir Moab mit Keraka d Moab wieder; auch das II. Buch der Makkabäer (12, 17) kennt den Ort als Karaka. Die vielen künſtlichen Grotten, deren die Reiſenden als in dem weißen Kreidekalke des Felſenberges von Kerak vorfindlich erwähnen, ſind ohne Zweifel die Felſengrüfte der alten moabitiſchen Einwohner. Erſt in der chriſtlichen Zeit ſehen wir den Ort mehr hervortreten; unter dem Namen Charak-Moba wurde er zu einem Biſchofſitze der Eparchie Paläſtina III unter der Metropolie Petra gemacht. Durch die vermittelnde Stellung, welche das chriſtlich-arabiſche Saſſanidenreich zwiſchen den Römern und den freien Arabern einnahm, war Syrien damals zu einem Wohlſtande und einer Cultur gelangt, die es ſogar zur Zeit der alten Stammesautonomie nie gekannt hatte. Wohl that der Islam dieſer Blüte Abbruch; indeſſen war zur Zeit der Kreuzzüge Kerak und das zwei Tagereiſen ſüdlicher gelegene Schobak doch noch ein werthvoller Beſitz. Während der Regierung des Königs Fulco von Jeruſalem wurden beide Orte von den Franken erobert und zu feſten Caſtellen ausgebaut, von denen jenes Crack oder Crac und dieſes Mons regalis genannt wurde. Saladin belagerte Kerak im J. 1083 vergebens, nach ſeinem großen Siege bei Hattin aber ſcheint ihm der für die Chriſten unhaltbar gewordene Ort ſo leicht zugefallen zu ſein, daß ſein Biograph Beha ed Dîn es nicht für der Mühe werth hält, darüber eine Mittheilung zu machen. Nach Saladin's Tode herrſchte in Kerak und Schobak ſein Bruder el-Melik-el Aadil Seif-ed-Dîn. Uebrigens wurde die Bewegung, welche Saladin im Intereſſe der islamitiſchen Herrſchaft in Syrien den Beduinenſtämmen der Wüſte gegen das ſyriſche Culturland gegeben, den transjordaniſchen Gebieten verderblich; die Städte wurden entvölkert, das Fruchtland wurde zur Weide, der Beſitz des Landes werthlos. Geſchichtlich bemerkenswerthe Thatſachen knüpften ſich ſeitdem an Kerak nicht mehr; nacheinander ſah es die Herrſchaft der Ejjubiten, der bahritiſchen und der circaſſiſchen Mamluken, um endlich unter türkiſcher Herrſchaft das zu werden, als was Seetzen, Burkhardt und andere neuere Reiſende es uns kennen gelehrt haben. *(G. Rosen.)*

KERAK (Karak, Kharak, Karedsch, Czark), Inſel im nördlichen Theile des Perſiſchen Meerbuſens, 50 Kilom. im Nordweſten von Buſchähr an der perſiſchen Küſte und 220 Kilom. von dem ſelbſtändigen arabiſchen Staate Kuëit und im Südoſten von der Mündung des Schatt-el-Aráb. Ein Korallenriff umgibt die 4 bis 5 geogr. Meilen im Umfange haltende Inſel, die, eine unfruchtbare Kalk- und Sandſteinmaſſe, ſich zu 100 Met. Höhe erhebt; das Plateau iſt gegen die Küſte hin von tiefen Spalten durchriſſen, mit einer dünnen Lehmſchicht überdeckt und geht nach Norden hin in Hügel und dann in eine ſandige Ebene über, welche fruchtbar iſt und wo Gerſte, Weizen, Mais, Bohnen, Gurken, Melonen, auch Wein, Baumwolle und Datteln gewonnen werden. Gutes Trinkwaſſer gewinnt man in 7 Met. Tiefe. Die mittlere Temperatur beträgt, bei Nordwind, 28° C. Es leben hier Wachteln und Schildkröten. Um dieſe Inſel iſt das Meer ſehr tief, birgt aber die Muſcheln, welche die werthvollſten Perlen enthalten. Sie gehört weder Perſien noch den arabiſchen Häuptlingen, ſondern liegt im freien Meere. Die wenigen Bewohner, Khargi genannt, welche ein Gemiſch von Perſiſch und Arabiſch ſprechen, ſind als geſchickte Führer von allen Schiffen geſucht, welche Basra zum Ziel haben. In den Jahren 1754 bis 1765 gehörte ſie der Holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, welche hier eine Stadt gründete, die 3000 Einwohner gehabt haben ſoll. Von den Bauten dieſer Zeit ſteht noch ein Fort. Auch die Portugieſen ſollen Beſitzer geweſen ſein, wie auch die Perſer; dieſe traten 1818 durch einen Handelsvertrag vom 3. Jan. die Inſel an die Franzoſen ab. Im J. 1839 wurde ſie von den Engländern beſetzt; daſſelbe geſchah 1856, als ſie Perſien gehörte; ſie wurde aber ſchon im folgenden Jahre an Perſien zurückgegeben mit dem Beding, daß ſie zum Freihafen erhoben würde und die Engländer dort, auf einer geſunden Station, Niederlagen errichten dürften. *(G. A. von Klöden.)*

KERAMIK. Unter Keramik (vom griechiſchen *κέραμος* — keramos Thon, auch Ziegelwerk, vgl. Kerameus, Ort von Töpferwerkſtätten bei Athen[1]), iſt bisher in unberechtigter Weiſe nur die Töpferkunſt (ein Zweig der Keramik) verſtanden worden, zu deren Bezeichnung kein Fremdwort nöthig war. Nicht irdene Gefäße jeder Art und ſonſtige gebrannte Thongebilde, alſo die Töpferwaare allein, auch alles andere, was mittels Brennen im Ofen oder an der Lampe aus erdigen Stoffen, ohne Guß geſchmolzener Metalle oder Hämmern hervorgebracht wird, gehört heutigen Begriffen nach zu den keramiſchen Erzeugniſſen. Die Kunde davon iſt ſo wenig bisher verſtanden, daß

1) Mit Keramicos bezeichnete man zwei Plätze, innerhalb und außerhalb Athens, auf deren letzterm die Standbilder und Grabmale im Kriege gefallener Helden ſowie Töpferwerkſtätten errichtet waren; auf dem innern befand ſich unter andern Baulichkeiten Platon's Akademie.

Digitized by Google

ſie in verſchiedenen Schriften als „Gefäßkunde" (ſ. Semper) vorkommt, als ob Producte derſelben allein aus Geſchirr, wie Töpfen, Vaſen und dgl. mehr beſtänden, die ja auch in allen Arten von Metallen, Holz, Stein und andern Stoffen dargeſtellt werden, und als ob die Standbildnerei ſelbſt nicht in rein keramiſchen Exemplaren vertreten wäre.

Alle begrenzbaren, zuerſt vom Verfaſſer dieſes Artikels ſtreng in Klaſſen geordneten Erzeugniſſe der Keramik ſind folgende:

1) Unglaſirte Thongebilde (Terra cotta; Terres cuites sans couverte).

2) Thongebilde mit ungebrannter Glaſur (Terres cuites sous vernis non cuit). Bei den alten Culturvölkern beſtand der Firniß hier gewöhnlich aus Aſphalt (ἄσφαλτος, bitumen, bitume de Judée, auch Mumien-Firniß genannt). Auf griechiſchen Vaſen findet man denſelben mit Naphtha verſetzt, wohingegen auf germaniſchen Gefäßen die Glaſur aus Harz und Holzkohle gemiſcht iſt.

3) Thongebilde mit durchſichtiger ungebrannter Glaſur, der Italiener Sopra vitrina, welche ebenfalls die jedoch nicht eingebrannte Malerei durchſcheinen läßt.

4) Thongebilde mit undurchdringlicher, aber durchſcheinender Mineral-Glaſur, meiſt aus Bleihalbſäure (B.-Oxyd) hergeſtellt (Terre cuite sous couverte translucide plombifère). Wenn die Glaſur Kupferhalbſäure enthält, nimmt dieſelbe eine grüne Farbe an und verliert theilweiſe ihr Durchſcheinen.

5) Halbfayence, d. i. Pfeifenerde unter durchſcheinender Bleiglaſur, im deutſchen Handel unpaſſend „Steingut" genannt (Terre de pipe sous couverte translucide plombifère). Im Bruche zeigt hier die Maſſe weißen, bei der Fayence (ſ. 8) aber gelb-braunen Thon.

6) Thongebilde unter Aufguß, mit oder ohne durchſcheinende Bleiglaſur (Terre cuite sous engobe). Der italieniſche Töpfer nennt den Aufguß Vesta di Terra, und der Franzoſe Engobe — Engobage aber die Handlung des Aufgießens. Hierzu ſind auch die ſogenannten Sgrafiati, die La Frata, ſowie die mit Aufguß-Malerei decorirten Gefäße zu rechnen. Letztere werden beſonders in neuerer Zeit viel in Frankreich unter den Namen: Terres cuites à peinture d'engobe; auch: Peinture en barbotine, angefertigt. In Holland und Deutſchland war dieſe Gattung bereits im 17. Jahrhundert bekannt.

7) Steingut ohne und mit Glaſur, letztere gewöhnlich durch Salzniederſchläge oder kieſelſaure Salze dargeſtellt (Grès céramique à glasure alcaline ou de silicate etc.). Dieſes Erzeugniß unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen Thonwaaren durch ſeine mittels Beimiſchung von Sand ſowie ſtärkeres Brennen erlangte Härte und wird gewöhnlich im deutſchen Handel Steinzeug, das in Deutſchland angefertigt, aber ebenſo fälſchlich in Frankreich und Belgien Grès de Flandre genannt. Steingut iſt ſo hart, daß es, mit einem Feuerſtahl geſchlagen, Funken gibt.

8) Fayence[2]) oder Majolica[3]), d. h. mit undurchſcheinender zinnhaltiger Glaſur oder beſſer Schmelz überzogenes Thongebilde, deſſen Maſſe im Bruche nicht wie die Halbfayence weißen, ſondern gelb-braunen Thon darbietet (Majolica und Faïence im Ital.; Fayence auch: Terre cuite à glasure stannifère opaque im Franz.). Majolica und Fayence, zwei Benennungen, unter welchen man in Deutſchland irrigerweiſe oft verſchiedene Arten Thongebilde vorausſetzt, bezeichnen eine und dieſelbe Gattung.

9) Gold-, auch Perlmutter-, Metallſchimmernde Fayence (Fayence à reflet metallique ou à reflet nacré), welche goldſchimmernd zuerſt von den Arabern ſowol Spaniens wie Siciliens, perlmutterſchimmernd aber von den Italienern dargeſtellt zu ſein ſcheint. Ueber ſchillernde Fayence (Fayence chatoiant) ſiehe weiter unten.

10) Weich-Porzellan, beſſer durchſcheinende Fayence (Porcelaine à pâte tendre translucide).

11) Hart-Porzellan (Porcelaine à pâte dure translucide), das durchſcheinende wirkliche Kao-Lin-Porzellan, welches durch die Chineſen und ſpäter auch in Deutſchland erfunden worden iſt. Aus dem Steingute hervorgegangen, bietet dies Porzellan dieſelbe Härte.

12) Halb-, Engliſches oder undurchſcheinendes Porzellan (Porcelaine opaque, ou porcelaine anglaise), welches ſtreng genommen nicht den Namen von Porzellan verdient.

13) Glas (vitrum; verre). Durch Beimiſchung von Zinnhalbſäure oder Knochenaſche ſowie durch beſonderes Brennen wird dies undurchſcheinend, alſo ſchmelzartig umgeſtaltet. Was man unter Glas verſteht, iſt eine aus Feuerſtein, Pottaſche, Aſchenſalz (Soda) und Kalk oder Bleihalbſäure erzeugte durchſichtige Maſſe.

14) Kryſtall-Glas, wo kohlengeſäuerte Pottaſche Aſchenſalz u. ſ. w. erſetzt. Crownglas, Flint- oder optiſches Glas, auch Kieſelglas genannt, ſowie Straß, alſo künſtliche Edelſteine (böhmiſche u. a.) ſind alle Glas-Kryſtallarten.

15) Spatel- oder Goldſchmiedeſchmelze auf Metall (Émaux des orfèvres ou à la spatule):

A) Zellen- (cloisonnés) und Tiefgruben- oder tiefausgehobene Schmelze (en champ levé ou en taille d'épargne).

B) Durchſcheinende ausgehobene oder flache Grubenſchmelze (de basse taille et translucide: opera di basso relievo).

---

2) Iſt von Faenza, einer italieniſchen Stadt, wo Mengen ſolcher Gebilde angefertigt worden ſind, aber nicht von dem franzöſiſchen Dorfe Fayence, bei Fregus (Var), wo auch ſchon im J. 1592 Fayencefabriken beſtanden haben ſollen, abgeleitet. 3) Majolica (auch terra invetriata) von Majorca, wo in Inca, einem unweit der Hauptſtadt Palma gelegenen Städtchen, ſehr früh ſchon Fayencen, d. h. Majoliken angefertigt worden ſind.

Digitized by Google

C) Durchbrochene Zellenſchmelze (Émaux cloisonnés à jour).

D) Metall-Zellenſchmelze auf Porzellan (Émaux en cloisons de métal sur porcellaine).

E) Deutſche Miſchſchmelze (Émaux allemands mixtes).

16) Pinſel- oder Malerſchmelze auf Metall (Émaux des peintres):

A) Farbgrundige, durchſcheinende, ſchwerflüſſige limoger, deutſche, venezianiſche, chineſiſche, perſiſche, türkiſche und ruſſiſche Malerſchmelze (Émaux des peintres genre limousin, translucides, dures et à fonds coloriés).

B) Weißgrundige, undurchſcheinende, leichtflüſſige franzöſiſche, ſchweizer, deutſche und engliſche Malerſchmelze (Émaux opaques des peintres, tendres et à fonds blancs).

Das ſogenannte Niello iſt kein Glasfluß, ſondern ein aus Blei, Schwefel und erdigen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes Metall, Bleiglanz (Galène) genannt, welches in die auf Metallgrund ausgeſtochene Zeichnung eingelaſſen wird, alſo zu den Metallarbeiten des Schmiedens und Gießens, aber nicht zu den keramiſchen des Brennfluſſes gehört. Es gibt ſpießglaſigen, ſogenannten ſilberhaltigen, Wismuth-, Eiſen- und falſchen Bleiglanz, auch künſtlich aus Silber, Kupfer, Blei und Schwefel gebildeten Niello.

Der Zeitfolge nach kann, mit Wahrſcheinlichkeit, die Keramik unter den bildenden Künſten als die zweite angeſehen werden, welche ſich ſchon bei den ſchwächſten Anfängen der Geſittung gezeigt hat. Dahin gehört der Schutz vor Unwetter und rauhen Jahreszeiten — alſo bereits das Bauen von Obdächern, die erſte Kundgebung der Architektur; Ziegel ſowie Gefäße zum Aufbewahren von Lebensmitteln, oder zum Schöpfen des Waſſers dienende Thongefäße, alſo, zuerſt wol nur an der Sonne getrocknete, in ſpäteren Zeiten mit Stroh umwickelte, in Gruben und endlich im Ofen gebrannte und glaſirte irdene Gebilde, deren Anfertigung das Vermögen einer noch ſchwachen Culturentwickelung nicht überſchritt, weil anfänglich zum Kneten kein Werkzeug und zum Harttrocknen kein Feuer in Anwendung kam. Daß in ebenſo früher Zeit auch Menſchen- und Thiergeſtalten ſchon, beſonders Götzenbilder, aus dieſem Stoffe angefertigt worden ſind, iſt wol zweifellos. Die Erde alſo, deren ſtete Zeugungskraft damals, auch ohne Ausſaat, dem Menſchen genügenden Ertrag gab, bot ihm ſchon den am leichteſten zu verarbeitenden Stoff zur Errichtung ſeiner Hütte wie zur Anfertigung ſeiner häuslichen Gefäße, deren Herſtellung, ſelbſt nur aus Holz, viel mehr Schwierigkeiten bieten mußte, da die nöthigen Werkzeuge dazu noch fehlten. Auch aller Künſte Anfang war ſicherlich die Bildnerei in Thon. Ein Kind vermag ja gewiſſe Formen mittels ſolcher leicht knetbaren Maſſe nachzuahmen, wohingegen die geringſte Darſtellung irgend eines Bildes auf flachem Grunde bereits gewiſſe Zeichenkenntniſſe erfordert.

Bei nur ſehr wenigen andern, für mehr künſtleriſche Ausbildung empfänglichen Gewerben ſpielen die zu verarbeitenden Stoffe eine ſo hervorragende Rolle, wie in der immer fort und fort ſich vervollkommnenden Keramik, wo außer Geſtaltung und Bildnerei mehr oft noch der innere Gehalt den Werth des Erzeugniſſes beſtimmt. In keinem andern Zweige der Kunſtgewerbe ſind deshalb ſchon von Anfang ſeines Entſtehens an ſo zahlreiche Verſuche und ſo viele ſich folgende glückliche Ergebniſſe der Verbeſſerung zu verzeichnen wie in dieſem. Sowol die Grade und Arten des Brennens, wie die Miſchungen der Maſſen (Teige), der Glaſuren und Schmelze, haben ſeit Jahrtauſenden wie heute noch dem Sucher ein weites Feld dargeboten, welches von der niedrigſten Geſittungsſtufe an auch ununterbrochen bebaut worden iſt.

Das anfängliche Grubenbrennen hat zu der irrigen Vorausſetzung Anlaß gegeben, daß die älteſte Verzierungskunſt des Hafners darin beſtanden habe, Flechtwerk darzuſtellen, weil ſich auf gewiſſen alten Thongefäßen Pflanzeneindrücke vorfinden. Ebenſo unbegründet iſt die Anſicht, daß der Urſprung des irdenen Topfes aus dem geflochtenen Korbe abzuleiten ſei, den man mit Thon beſtrichen hätte, um ihn feuerfeſt zu machen. Pflanzen- und flechtwerkartige Eindrücke rühren hier von den oben angeführten Bewickelungen mit Stroh, Binſen oder trockenen Zweigen und Laubwerk her, welche zum Brennen dieſes urſprünglichen Geſchirres in Erdlöchern oder zwiſchen Raſenſtücken dienten. Geflochtene Körbe ſchützt eine darüber geſtrichene Lage Thon übrigens ganz und gar nicht vor dem Verkohlen am Feuer. Ob die Erfindung der Glaſuren, abgeſehen von den Schmelzen, beſonders die durch Blei- und Kupferhalbſäuren dargeſtellten gelben und grünen Glaſuren, der Erzeugung viel härterer Thongebilde vorangegangen oder nachgefolgt iſt, wird immer ſchwer zu beſtimmen bleiben, da beide ſchon den Aegyptern und den alten Amerikanern bekannt waren.

Auch die oben angeführten durchſcheinenden Blei- und grünen Kupferglaſuren zeigen ſich bereits bei den Alten im Gebrauch, wie viele in den Werken des Verfaſſers zuerſt angeführte ägyptiſche und römiſche Exemplare feſtſtellen. Deſſenungeachtet fährt die Compilation fort, den Irrthum Brogniart's immer noch zu wiederholen, daß „dieſe Glaſur nicht über das 13. Jahrh. n. Chr. hinaufreiche, wo ein Töpfer zu Schlettſtadt im Elſaß dieſelbe erſt erfunden haben ſoll", obſchon von ſolcher Glaſur ſelbſt im Alten Teſtamente (Sirach) bereits Erwähnung geſchieht. Brogniart hat hier wie viele andere die Annal. dominicanorum Colmariens. Urstis. Script. Rer. German, V. II. P. 10 und dem Schöpflin in ſeiner Alsatia illustrata nachgeredet, welcher letztere ſelbſt das Todesjahr (1283) des angeblichen Erfinders angibt.

Was ferner die immer wieder auftauchende Anſicht betrifft, die Erfindung des undurchſcheinenden zinnhaltigen Schmelzes (émail stannifer), welche man Della Robbia zuſchreibt, was der Verfaſſer dieſes Artikels längſt widerlegt hat, ſo iſt noch zu bemerken, daß man ſelbſt im Herzen Italiens viel früher ſolche Glaſur in Anwendung

Digitized by Google

brachte, ohne von dem altarabiſchen Geſchirr Algeriens und dem ſiciliſch-muſelmänniſchen zu ſprechen, das durchgehends davon überzogen iſt. Pierre le Bon ſagt in ſeiner Margarita preciosa von 1330: „Videmus cum plumbum et stannum fuerunt calcinata et combusta, congruum convertitum in vitrum, sicut faciunt qui vitrificant vasa figuli.“ Und dieſe Vorſchrift gibt er nicht etwa als eine Neuigkeit oder ein Geheimniß; er erwähnt ſie als etwas allen Töpfern Bekanntes!

Länder- und gattungsgemäße Eintheilungen ſtellen ſich für die keramiſchen Erzeugniſſe im allgemeinen als zweckmäßiger heraus wie ſtreng chronologiſche, da ſolche bisjetzt gebräuchliche oft auf zweifelhafte geſchichtliche Ueberlieferungen geſtützte Anordnungen der Geſittungsſtufen ſich vom Standpunkte des zuverläſſigen archäologiſchen Wiſſens aus mehr und mehr als unhaltbar erweiſen. Die Annahme beſonders, daß der Geſittung Anfang bei den Oſtindiern zu ſuchen ſei, kann einzig und allein mittels dieſer unſichern Ueberlieferungen, ganz und gar aber nicht vermöge aufgefundener Denkmale begründet werden.

Sowol von den uralten chineſiſchen Völkern, wie von Japaneſen, Amerikanern, Aegyptern, Phöniziern, Alt- und Neu-Babyloniern, reſp. Aſſyrern, ſelbſt von vielen „vorgeſchichtlichen“ Stämmen, die der Pfahlbauten inbegriffen, ſind aus den älteſten Zeiten glaſurloſe Thongebilde, auch kaltbemalte, von den erſtern Völkern ſchon glaſirte und beſchmelzte vorhanden. Allein von Hebräern iſt nichts Derartiges bekannt. Etrusker und Griechen — welche mit harter Glaſur keine keramiſchen Erzeugniſſe, überhaupt auch in ſcheidkundiger Hinſicht, ſehr Untergeordnetes nur davon anfertigten — haben lange vor der römiſchen Herrſchaftszeit ſchon in Thongefäßen mit wenig oder ganz ungebrannter Flach-, d. h. Umriß-Malerei, Hervorragendes, die Römer aber nichts in ſolcher Malerei geleiſtet. Den unfindbaren Kelten kann mit Grund gar kein Gebilde zugeſchrieben werden. Bei den Germanen, die in der Römerzeit bereits ſehr vorgeſchrittene Töpferarbeiten, auch Glas und Schmelze, darſtellten, ſcheint der Alemanniſche Stamm irdene Gefäße mittels Bemalung, der Kattiſche oft mittels Einlegung verziert zu haben. Zu den älteſten bekannten, nur in der Sonne hartgetrockneten keramiſchen Erzeugniſſen gehören die aus Wüſtenſand verfertigten Bauſteine der Daſhour-Pyramide, deren Errichtung zwiſchen 3500—3000 v. Chr. ſtattgefunden haben ſoll. Sowol darin vorkommender Häckerling (geſchnittenes Stroh) wie die von dem bei der Bereitung der Maſſe (des Teiges) verwendeten Nilſchlamm herrührenden Pflanzenſamen bezeugen, daß dieſe Mauerſteine nicht gebrannt ſind. Dieſe Pisés genannten Ziegel gleichen den Adobes der alten Amerikaner, welche damit verſchiedene Bauten, beſonders ihre Dampfbäder aufgeführt haben. Mehr künſtleriſche Gebilde in Thon reichen ebenfalls bei den Aegyptern in uralte Zeiten hinauf. Wenn archaiſtiſche Erzeugniſſe im allgemeinen durch feſt überlieferte Formen bezeichnet werden, was beſonders bei den Aegyptern, Babyloniern, Aſſyrern, ſowie, und dies nicht allein in den Anfängen, ſondern faſt in der ganzen Bildnerei, bei den Griechen ſtark hervortritt, — da bei letztern dem herkömmlich, d. h. angenommenen Schönen der geiſtige Ausdruck aufgeopfert iſt, — ſo beſtehen Ausnahmen ſelbſt in den früheſten ägyptiſchen Kunſtperioden, die um ſo hervorragender erſcheinen, als ſie vereinzelt unter Mengen von nur äußerlich wenig gemuſterten Bildwerken vorkommen, wo allgemein angenommene Andeutungen oder Kennzeichen dieſelben der Menge verſtändlich machen mußten. Dergleichen Ausnahmen bieten auch ſchon die früheſten amerikaniſchen und ägyptiſchen Thongebilde, Indien aber ebenſo wenig wie China, da beſonders im letztern Lande das Stereotyp in Auffaſſung ſowol wie in Ausführung Jahrtauſende lang unverändert fortbeſtanden hat und deshalb die Zeit der Anfertigung faſt nur beſtimmt werden kann, wo Marken vorhanden ſind.

Obſchon Herodot (5. Jahrh. v. Chr.) behauptet, daß den Griechen hundert Jahre vor der Gründung Roms (753 v. Chr.) Italien noch ganz und gar unbekannt war, ſo zeigen doch die Thongebilde der Etrusker eine beſtimmte Verwandtſchaft mit den keramiſchen Erzeugniſſen der Griechen oder der Völker der griechiſchen Halbinſel. Deshalb ſcheint es geeignet, die etruskiſchen Thongebilde eher den griechiſchen als den ſpäteren römiſchen anzureihen. In jeder Hinſicht muß Etrurien wol als die Wiege der italiſchen Kunſt im allgemeinen, alſo auch des keramiſchen Zweiges angeſehen werden. Viele ſogenannte „Terracotten“, d. h. unglaſirte Thongebilde aus dem 420. Jahre v. Chr. durch Samniten den dort ſeit 200 Jahren anſäſſigen Etruskern entriſſenen und ſchon um 314 römiſch gewordenen, 79 n. Chr. verſchütteten campaniſchen Pompeji, bieten noch rein Etruriſches. Aber auch die Verwandtſchaft, welche ſich bei den griechiſchen und etruskiſchen bemalten Vaſen kundgibt, zeigt ſich, obſchon etwas verwiſchter, bei den figürlichen Thongebilden dieſer beiden Völker.

Von den griechiſchen unglaſirten können die Anfertigungsorte aus der Beurtheilung allein nur ſelten mit Sicherheit feſtgeſtellt werden. Attica, beſonders deſſen Hauptſtadt Athen, Böotien, namentlich Tanagra; Lokris, Peloros, Tarſus und die Cykladen ſowie Cypern, für das eigentliche europäiſche Griechenland; Cyrenaika, in Libyen, für die griechiſchen Anſiedelungen Afrikas; die Inſel Rhodus, Epheſus und Pergamos für Griechenlands aſiatiſche Colonien — ſind die bedeutendſten Fundorte von Figuren in vollrunden und flacherhabenen Thonbildnereien, deren Zeitfolge aber auch nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen iſt.

Zahlreich waren die in Griechenland gebräuchlichen Gefäßformen, welche unter gleichen Benennungen überall, ſowol auf dem Feſtlande wie in den überſeeiſchen Anſiedelungen und auf den Inſeln dieſelben geweſen ſein mögen, da ja die Römer beide noch von ihren Beſiegten angenommen hatten. Im ganzen ſind 34 verſchiedene ſolche Formen bekannt, wovon die Abbildungen der

Digitized by Google

fünften Folge der Keramik-Studien des Verfaſſers beigefügt ſind. Ob aber die hier nachfolgenden, der Ueberlieferung entnommenen Namen dieſer Gefäßformen alle Sicherheit bieten, bleibt zu bezweifeln: Cadus, Chytra, Ampulla olearia, Calix, Chytropus, zwei Arten Crater, Cyathus, Cymbium, Diota, Dolium, Futile, Gutturnium, Guttus, Infundibulum, Lagena, Obba, Orca, Patina, Trulla, Urna, Alabastrum, Aryballos, die Mundſchenkvaſe, zwei Arten Amphorae, Hydria, Rhyton (in Formen von Thierköpfen verſchiedener Art), Acetabulum, Cantharus, Lecythos u. a.

Bei den Römern waren ferner noch folgende Namen im Sprachgebrauche: Acratophorum, Ahenum, Bilychnis, Cacabus, Carchesium, Catinum, Colum, Cortina, Lucerna, Murrhina, Olla, Patera, Pelluvium, Phiala, Scyphus und Sinum.

Was die ſogenannten griechiſch-etruskiſchen bemalten Vaſen betrifft, welche in neuerer Zeit viel als aus Griechenland ſelbſt oder aus den griechiſchen Anſiedelungen, beſonders Italien, ſtammend, bekannt ſind, ſo iſt es ebenfalls ſchwer, ſolchen Erzeugniſſen immer ganz beſtimmte Anfertigungsorte zuzuſchreiben, da dieſelben in die Colonien oft vom Mutterlande aus eingeführt worden ſind, und Stil ſowie Ausführung derſelben nur theilweiſe Anhaltspunkte bieten, auch die ebenſo elaſtiſche wie anmaßliche Auslegungskunſt der Vorwürfe ſelten nur helfen kann (ſ. darüber Weiteres in: Keramographie).

Faſt alle dieſe Gefäße ſind auf der Töpferſcheibe aus Einem Stück angefertigt, mit Ausnahme der Henkel und Hälſe, welche angeſetzt wurden. Nach leichtem Brennen fand die Schwarzmalerei ſtatt. Die zu Cluſium und Nola, einer in der Campanie gelegenen alten etruskiſchen Stadt, gefundenen Gefäße, wovon im Louvre ganze Säle voll vorhanden ſind, zeigen gänzlich dem Grafitto ähnliche, mit Flachbildnereien verzierte, überall ſchwarze Gebilde, deren Ueberzug ſo dünn iſt, daß derſelbe nicht von der innern Maſſe (Teig) getrennt werden kann und wol aus eiſenhaltiger vulkaniſcher Miſchung beſtehen mag, da man ja gegenwärtig noch zu Kirchenlamitz in Thüringen Geſchirr mit aus pulveriſirten Schlacken der Hohöfen dargeſtellter Deckung überzieht. Auch die von Wedgwood ſeinerzeit angefertigten ſogenannten ſchwarzen Baſalte enthalten dergleichen. Die alten Germanen kannten auch noch eine einfachere Art, mittels Harz oder Oel und Kienruß im ſchwachen Feuer ihren Urnen denſelben Anſtrich zu geben.

Wenn die Römer in der Thonwaaren-Anfertigung oft auf das Rieſenartige[4]) und mehr noch auf das allgemein Anwendbare als auf die Formenſchönheit ihrer griechiſchen Lehrmeiſter hinarbeiteten, ſo waren dieſelben hinſichtlich des Brennens und der Erzeugung von Mineralglaſuren, ſowie in der Glasmacherkunſt, dieſen ſehr weit voraus. Den hart glaſirten, immer noch fälſchlich terra sigillata[5]) benannten rothen Thongefäßen aretiniſcher Gattung auch nur ſich Annäherndes iſt nichts von den Griechen hinterlaſſen worden. Außer den römiſchen Geſichtsurnen, welche ſelten vorkommen und in ähnlicher Art von Aegyptern und andern afrikaniſchen Völkern (ſiehe die in Hiſſarlik von Schliemann aufgefundenen und wol fälſchlich den Trojanern zugeſchriebenen), ſowie von Germanen und Slawen angefertigt worden ſind, müſſen hier auch noch die mit flacherhabenen, meiſt Rankenverzierungen bedeckten henkelloſen Urnen oder amphorenförmigen kleinen Vaſen angeführt werden, ferner die römiſchen Trinkbecher. Dieſe letztern zeichnen ſich gewöhnlich durch fünf eingedrückte Vertiefungen für die Finger, ſowie auf der ſchwarzen Glaſur mit weißer Erde aufgemalte Inſchriften in Majuskeln (Ave. Vivas. Imple. Bibe. Vinum. Vita. Vive bibe multum u. dgl. m.) aus. Galliſche vorrömiſche Thongefäße ſind faſt unbekannt, wohingegen altgermaniſche, ſkandinaviſche, ſlawiſche überall in den Muſeen und Sammlungen vorkommen.

Mineralglaſuren waren, wie ſchon bemerkt, im hohen Alterthume bekannt, ebenſo bereits der undurchſcheinende Zinnſchmelz (émail stannifer), demnach alſo auch Fayence oder Majolica. Die älteſte bisjetzt bekannte iſt die der Aſſyrer, welche ſelbſt Backſteine mit Zinnſchmelz überzogen, wovon das Geologiſche Muſeum zu London blau, gelb und weiß gefärbte aus Khorſabad beſitzt. Die mittelalten von den ſogenannten perſiſchen Fayencen (1500—1600) ſind größtentheils nur Halbfayencen; in der Maſſe (Teig) gewöhnlich aus weißer Pfeifenerde, ſeltener aus gelblichem Thon, iſt der Ueberzug ſtatt von Zinnſchmelz mittels Aufguß unter Bleiglaſur dargeſtellt.

Die Spaniſch-Mauriſchen und Arabiſch-Siciliſchen Fayencen (Hispano- et Sicilo-Moresques et Arabes), vom Verfaſſer mit den Namen Spaniſche und Siciliſch-Muſelmänniſche bezeichnet, unterſcheiden ſich von den ſpäteren Siciliens und Spaniens durch ihren goldfarbigen Metallſchimmer, welcher auch auf einigen der älteren perſiſchen angetroffen wird und erſt in neueſter Zeit (1862) durch Pietro Gay, wie auch der Perlmutterſchimmer (reflet nacré) alter aus Gubbio ſtammender Gefäße, zu Gubbio wieder angefertigt worden iſt. Dies Schimmern (refléter) iſt nicht mit dem Schillern (chatoyer) irdener Gefäße neuerer Anfertigung zu verwechſeln, welches zwiſchen den Metall- und den Perlmutterſchimmer zu ſtellen und das Ergebniß von Silberauflöſungen und Beräucherungen mit verbrannten thieriſchen Stoffen iſt. Türkiſche Fayencen (von Bruſſa, Kiuthaia u. a.), beſonders die von der Inſel Rhodos, welche im Malſtile ihrer Ausſchmückungen denen Perſiens ähneln, unterſcheiden ſich indeſſen durch das im Decor befindliche oft dick aufgetragene Roth (Eiſenhalbſäure),

4) So ließ u. a. Vitellius eine Schüſſel aus gebranntem Thon anfertigen, die ſo groß war, daß zum Brennen derſelben eigens ein großer Ofen gebaut werden mußte.

5) Siehe darüber die „Keramik-Studie I." des Verfaſſers.

Digitized by Google

eine in den perſiſchen Erzeugniſſen nur während des 18. Jahrh. und viel heller vorkommende Farbe.

Die älteſten bisjetzt bekannten deutſchen Thongebilde mit undurchſcheinendem Zinnſchmelzüberzuge ſind wol die aus der Peterskirche vom 12. Jahrh. zu Roſtock ſtammenden Flieſen (German. Muſeum zu Nürnberg); andere aus dem Kloſter Steingaden im Ammergau vom Ende des 13. und die hocherhabenen Chriſtusköpfe von 1321 aus der leipziger Stadtmauer (beide in der Samml. des Verfaſſers). Hirſchvogel, Hans Kraut, Johann Schaaper u. a. haben die Keramik dieſes Landes beſonders zur Geltung gebracht. Was die italieniſchen Fayencen oder Majoliken anbelangt, ſo gebührt dieſer Name nicht allen ſogenannten, da viele nur die Halbfayence (mezzo majolica) vertreten. Die Robbia (1410—1530) zu Florenz, andere bedeutende Künſtler wie Baldaſar Manara (1520—1560), Andreoli (1498—1540), Fontana, Xanto, zu Faenza, Gubbio, Peſaro, Urbino, Caſtel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Fioli u. a. können als die berühmteſten Keramiſten der italieniſchen Schule angeſehen werden. Im Süden Frankreichs hat dieſe, im Norden die deutſche, letztere außerdem in England, Schweden, Holland, auch in der Schweiz ihre Fabrikationsgeheimniſſe verbreitet. Nevers, Rouen, Mouſtiers, Marſeille und Straßburg waren in Frankreich, Delft in Holland, Winterthur in der Schweiz, Burslem in England (Wedgwood) und Marieberg in Schweden die hauptſächlichſten Fabrikationsorte ſolcher Gebilde. Alles über Bernard Paliſſy Geſchriebene gehört mehr oder weniger der Fabel an; die ihm zugeſchriebenen Schüſſeln u. dgl. m. ſind viel ſpäter in der Normandie angefertigt worden (ſ. Weiteres darüber in d. A. Keramographie.)

Das älteſte Steingut (grès céramique) ſcheint nicht über das Ende des 14. Jahrh. hinaufzureichen und beſonders viel, wol auch zuerſt, in Deutſchland dargeſtellt worden zu ſein, wo Frechen, Raeren, Siegburg, Grenzhauſen, Höhr, die beiden letzten Orte im ſogenannten Kannebäckerlande, alle den Rhein entlang, Creußen in Baiern, Bunzlau in Schleſien, wie Beauvais in Frankreich, Pont de Loup in Belgien, Fullham in England und Hoganaes in Schweden bekannte Anfertigungsſtätten ſolchen Geſchirres ſind, welches in den italieniſchen Fabriken bis heute niemals dargeſtellt worden iſt, aber den Chineſen wie den alten Amerikanern ſchon bekannt war.

Von allen in ſechzehn Hauptabtheilungen begrenzten Arten der Keramik ſteht das Glas, ſeiner vorzüglichen Durchſichtigkeit und ſeines reinen Fluſſes wegen, an der Spitze der Errungenſchaften dieſes Zweiges. Sämmtliche gebrannte Mineral-Glaſuren, wie der Name ſchon andeutet, gehören ihm an, weshalb auch das Glas ſchon ſehr früh bekannt geweſen ſein muß und die Erfindung davon ſich im Dunkel der vorgeſchichtlichen Zeit nicht verfolgen läßt.

Das älteſte Glas war farbig, weil beim Schmelzen der Metalle (wahrſcheinlich der Anlaß zur Auffindung des Glasfluſſes) ſich Schlacken bilden, welche nichts anderes als Glasgemenge (Fritten) oder farbiges Glas ſind.

Mengen in Muſeen vorhandener Perlen und Schmuckgegenſtände der Aegypter und Aſſyrer bezeugen die frühe Glasverfertigung dieſer Völker, wohingegen die Griechen erſt in dem römiſchen Zeitabſchnitte Glas angefertigt haben.

Auch bei den Juden waren bereits Glasgefäße ſehr beliebt, ſowie in Perſien zur Zeit Alexander's. Indiſches Glas erwähnt allein Plinius und China ſowie Japan kennen die Anfertigung davon erſt ſeit dem 18. Jahrhundert, den alten Amerikanern aber war ſie gar nicht bekannt. Bei den Römern, wo die Kunſt des Glasmachens erſt unter dem Kaiſerreiche (29 v. Chr bis 395 n. Chr.) zu einer erſtaunlichen Höhe gelangte, ſind auch die berühmten Diatreten-Gläſer angefertigt und die Edelſteine, wie ſpäter ſo viel in Böhmen, nachgeahmt worden. Fränkiſche Gläſer reichen bis Anfang unſerer Zeitrechnung hinauf. Im ganzen Mittelalter zeigten faſt Deutſchland und Italien allein Hervorragendes in der Glaserzeugung, letzteres Land ausſchließlich in Murano (Venedig), wo die Kunſt durch Araber eingeführt worden iſt. Römer, Willkomm, Paßglas, Angſter, Gutrolf und Tümmler ſind die Namen der hauptſächlich gebräuchlichen Trinkgläſer Deutſchlands vom Mittelalter ab bis Ende des 17. Jahrhunderts.

Von den drei Porzellan genannten Thongebilden tragen zwei, das Fritte-, Glas- oder Weichporzellan (pâte tendre) und das undurchſcheinende engliſche, mit Unrecht dieſen Namen, da beide nur als weiße durch- oder undurchſcheinende Fayencen gelten ſollten. Echtes oder Hartporzellan (Porcelaine à pâte dure; china im Engl.; Porcellana, d. h. Edelthon im Ital.), deſſen Name von Porcelina oder Porcelena ſtammt, womit ſeit dem 14. Jahrhundert die kleinen ovalen und getigerten Venusſchnecken eines bauchfüßigen Weichthieres (Gaſtropeden-Molluske) bezeichnet werden, iſt eigentlich nur vermöge Porzellanerde durchſichtig gemachtes Steingut. Die Maſſe (Teig) deſſelben beſteht aus einem aus thonreicher weißer Erde (Kao-Lin, chineſiſcher Gebirgsname), Kreide und Sand gemiſchten Feldſpat (chineſ. Petan-Zé, d. h. Weißſteinmiſchung). Wie für die Mehrheit der heutigen kunſtgewerblichen Erzeugniſſe iſt auch für das echte Hartporzellan der Urſprung bei den Chineſen zu ſuchen. Die alten claſſiſchen Völker kannten es nicht.

Deutſchland, wo das europäiſche Hartporzellan von Johann Friedrich Böttger (1682—1727) im J. 1711 zu Meißen erfunden worden iſt, hat im Laufe des 18. Jahrh. ungefähr vierzig, vom Anfange des 19. bis heute einige ſiebzig Fabriken beſeſſen, von welchen die Meißner, Wiener, Fürſtenberger, Höchſter, Nymphenburger, Berliner, Frankenthaler und Ludwigsburger anerkannt die bedeutendſten und kunſtgerechteſten waren. Frankreich kann davon aus früherer Zeit, wie heute noch, viel weniger aufweiſen. Die Sèvres-Manufactur, deren Urſprung in St.-Cloud zu ſuchen iſt, ſtand aber unter allen europäiſchen Porzellanfabriken, beſonders der Male-

Digitized by Google

rei wegen, obenan — ſeine ſchönſten Erzeugniſſe beſtehen indeſſen nur aus Weichporzellan. Rußland, Polen, Belgien, die Schweiz, Holland und ſpäter erſt England, Italien, Dänemark, Schweden, Spanien und Portugal haben mehr oder weniger Gutes in der Porzellan-Anfertigung geleiſtet.

Die Schmelze auf Metall, ebenfalls, wie ſchon angegeben, ein Zweig der Keramik, reichen wahrſcheinlich bis zum Anfang unſerer Zeitrechnung hinauf. Der Grundſtoff jedes Schmelzes bildet durchſichtiges (transparentes) eigentliches Glas; dieſe Grundlage iſt immer nur ein mittels Zuſätze entweder durchſcheinend (translucide, d. h. nicht ganz durchſichtig) oder ganz undurchſichtig (opaque) durch Beimiſchung von Zinnhalbſäure, auch Knochenaſche (Kalkphosphat) u. dgl. gemachter Glasfluß, welcher als Ueberzug irdener oder metallener Gebilde dient. Ein beſchmelzter Metallgegenſtand, d. h. eine Schmelzarbeit, ſei es die des Goldſchmieds oder des Malers (Schmelzgemälde) wird in Deutſchland noch überall Emaille genannt, denn obſchon das franzöſiſche Email von Schmelz ſtammt, ſo hat dennoch die Neigung der Deutſchen für Fremdworte wieder dazu Anlaß gegeben, das urſprüngliche durch ein von dieſem abgeleitetes fremdes Wort zu erſetzen und dies dabei noch durch Verwandlung in weibliche Form (émaille statt émail) zu verunſtalten. Aus dem germaniſchen Schmelz iſt nämlich im altfranzöſiſchen esmail hervorgegangen. Denſelben deutſchen Urſprung haben das catalaniſche esmalt und das ſpaniſche und portugieſiſche esmalte. Die Ableitung des italieniſchen smalto vom lateiniſchen maltha, einer Art Kitt, iſt demnach unbegründet, weil das italieniſche smalto wie das nieder-lateiniſche smaltum ebenfalls vom deutſchen Schmelz abſtammen. Die Metallbeſchmelzung (smelzi althochd.) ſcheint ſowol aus obigen etymologiſchen wie auch geſchichtlichen Gründen eine germaniſche Erfindung zu ſein.

Den fränkiſchen derartigen Erzeugniſſen vorhergehende ſind nicht vorhanden. Von den beiden für frühzeitige Anfertigungen kunſtgewerblicher Gegenſtände obenanſtehenden älteſten Völkern haben die Chineſen erſt Ende des 12. Jahrh. n. Chr. angefangen, Spatelſchmelze und im 17. Jahrh. Malerſchmelze darzuſtellen, wohingegen von den Aegyptern ganz und gar nichts vorhanden oder bekannt iſt. Die für Schmelz angeſehenen und oft angeführten farbigen Einlagen eines ägyptiſchen Armbandes im Louvre haben ſich nach Prüfung durch den Verfaſſer als Maſtic herausgeſtellt. Auch den Griechen und Römern war die Anfertigung ſolcher Schmelze, ja den alten Griechen ſelbſt das Beſtehen derſelben unbekannt; ihre Sprache beſitzt keine Bezeichnung dafür. Unter electron (*ἤλεκτρον*), wovon das lateiniſche electrum für succinum, Bernſtein, abgeleitet iſt, verſtand Homer eine in Farbe dem Bernſtein ähnliche Metallmiſchung von vier Fünfteln Gold und einem Fünftel Silber, aber nicht Schmelz. Selbſt der Mönch Theophile hat noch fälſchlich electrum für Schmelz gebraucht, ebenſo wie die Septuaginta den Haſchmal Ezechiel's damit unrichtig wiedergegeben haben. Stellen im Homer weiſen ferner nach, daß man nur einen von Bernſtein bereiteten Kitt verwendete, wie derſelbe auch auf germaniſchen Waffen in Britannien angetroffen worden iſt. Ganze Stücke ſolchen Kittes, ja ſelbſt runde platte Kuchen davon mit Löchern in der Mitte zum Aufhängen ſind unter germaniſchen Gräbermitgaben gefunden worden. Es iſt dies eine mit hellem Scheine brennende und angenehmen Duft verbreitende, wol mit Birkenaſche vermiſchte Harzmaſſe. Dieſer Kitt iſt auch, beſonders in Deutſchland, während des Mittelalters, zum Einlegen kupferner Grabplatten verwendet worden. Kein Muſeum kann griechiſche Schmelze aufweiſen und die den Römern zugeſchriebenen ſind durchaus zweifelhaft. Dem gegenüber beſitzen die Muſeen zu Mainz, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmſtadt u. a. Hunderte von nur in fränkiſchen Gräbern gefundenen Schmuckgegenſtänden, wo der Stil auch den fränkiſchen Urſprung feſtſtellt. Nach dieſen germaniſchen Tiefgrubenſchmelzen kommen die byzantiniſchen, mittelalterlichen, deutſchen, franzöſiſchen und belgiſchen Zellen- und Tiefgrubenſchmelze. Hierauf folgen in der Zeit die durchſcheinende ausgehobene oder flache Grubenſchmelze (de basse taille et translucide; opera di basso relievo), welche nicht über das 13. Jahrh. hinaufreicht, ſowie die Miſchſchmelze (Émaux mixtes).

Von der zweiten Hauptklaſſe, d. h. der Pinſel- oder Malerſchmelze, müſſen die durchſcheinende, ſchwerflüſſige und farbgründige und hier wol die limoger als die älteſten gelten; letztern folgen die deutſchen, venetianiſchen, chineſiſchen, perſiſchen, türkiſchen und ruſſiſchen derſelben Gattung. Was die zweite ſpäter erſchienene Art ſolcher Malerſchmelze, die ſogenannten Schweizer und andere weißgründige, welche anbelangt, ſo reichen dieſelben nicht über das 17. Jahrh. hinauf. *(August Demmin.)*

Keramische Malerei und Keramographik, ſiehe unter Keramographie.

KERAMOGRAPHIE. Die Keramographie (vom griechiſchen *κέραμος* und *γράφειν*), d. h. die keramiſche Malerei oder deutſch die eingebrannte Malerei, bildet einen der bedeutendſten Zweige der Keramik im allgemeinen. Dieſe Malerei kann ſelbſtverſtändlich nur mittels Mineralfarben ausgeführt werden, da alle Vegetalfarben im Feuer verſchwinden. Es gibt unglaſirende, d. h. Aufguß-, und glaſirende Farben (couleurs vitrifiables), auch leicht- und hartgebrannte; für einige Aufgußfarben ſowie für alle glaſirenden müſſen den aus erdigen Stoffen oder Mineralhalbſäuren dargeſtellten Maſſen mehr oder weniger Flußmittel (fondants) beigemiſcht werden, damit im ſchwachen Ofen- und Lampenfeuer ſelbſt dieſelben leicht flüſſig werden. Zu den bekannteſten Flußmitteln gehören der Borax, der Mennig, die Bleiglätte, das Bleiweiß, die Pottaſche, das Aſchenſalz, die Weinhefenaſche, Glas, Kryſtall und verſchiedene Mineralhalbſäuren. Drei Theile Mennig und ein Theil weißer Sand bilden u. a. ein ſehr gutes Fluß-

Digitized by Google

mittel, welches für Gold aus Wismuth beſteht. Die Farben können ebenſowol mit reinem oder Gummiwaſſer wie mit Terpentin zubereitet werden, da alles Flüſſige davon immer doch im Feuer verdunſtet. Weiße Pfeifenerde, gelber und rother Ocker, Umbra, Sienna dienen wie jede andere farbige Erde als Aufgußfarbe und erfordern, wenn eiſenhaltig, gar keine Flußmittel. Sechs Theile viermal gebrannten Lazurſteins mit $^1/_2$ Theil Mennig und zwölf Theilen weißer Erde geben blau; zwei Theile Sand und ein Theil Pottaſche veilchenblau (violett); mit weißer Erde vermengte blaue und gelbe Fritte grün; fünf Theile verkohlten Braunſteins mit $^1/_{20}$ Theil weißer Erde ſchwarz. Die glaſirenden gewöhnlich mittels Metallhalbſäuren gebildeten Farben erhalten ihre verſchiedenen Abſtufungen durch die verſchiedenen Grade der Verkalkung oder Oxydation dazu angewandter Metalle. Eiſen gibt hier veilchenblau (violett), auch roth, ſchwarz und ſelbſt grün; Gold: Purpur; Silber: gelb; Kupfer: grün, auch ſchwarz; Braunſtein: verſchiedene violette, braune und ſchwarze Schattirungen; Spießglas: gelb; Grauerz (Kobalt): blau u. ſ. w.

Das Caſſiusroth, womit auf Glas, Schmelz und leichtgebrannten Töpfergebilden eine ſchöne brennendrothe Färbung erzeugt wird, die Erfindung des Dr. Caſſius in Hamburg aus dem 17. Jahrh., welche von deſſen Sohne in ſeinem: „De principe terrenorum sidere, Auro, et miranda ejus natura, generatione, affectionibus, effectis atque ad operationes artis habitudine cogitata experimentis illustrata“ veröffentlicht worden iſt, kann allein für Malerei auf Porzellan, Glas und im Reverberirfeuer nur leicht gebranntes Geſchirr verwendet werden, da es ſtarkes Feuer nicht verträgt.

Die mehr kunſtgerechte keramiſche, das iſt eingebrannte, iſt unſtreitig die ſchwierigſte von allen Malereien, weil der Maler gleichzeitig einigermaßen Scheidkundiger ſein muß, um nach zahlreichen oft erfolgloſen Verſuchen, beſonders in der Original-Malerei ſtarken Feuers auf Fayence, Bedeutendes, wie die Italiener und Holländer im 16. und 17. Jahrh., hervorbringen zu können. Zu berückſichtigen iſt ferner hier, daß die zu ſolchem Malen darzuſtellenden Mineralmiſchungen größtentheils durchs Brennen ihre urſprünglichen Abtönungen verlieren und die beabſichtigten ganz andere Farben erhalten. So iſt u. a. die grün, auch blau gebende Kupferhalbſäure gelbroth und die mittels verſchiedenartiger Hitzegrade violett, ſchwarz, ja ſelbſt roth, hervorbringende Eiſenhalbſäure ſchwarz! Was die eigentliche Fayencenmalerei anbelangt, ſo findet dieſelbe nach zwei ganz verſchiedenen Arten ſtatt: entweder auf ſchon fertiges Gebilde, wo der Schmelz bereits durch ein zweites Ofenfeuer hart gebrannt und glaſirt iſt, alſo ganz wie bei der Porzellanmalerei, deſſen Plattheit und Trockenheit auch dieſe gewöhnliche Fayencemalerei nicht vermeiden kann; — oder auf dem loſen Schmelzſtaube, welcher nur mittels Aufguß oder Eintauchen über die bereits gebrannte Erde verbreitet, noch nicht glaſirt iſt. Dieſe zweite Art (das „Smalto crudo“ der Italiener, die „Peinture sur le cru“ der Franzoſen), die ſchwierigſte, welche faſt von allen beſſeren Keramikmalern der Renaiſſance und des 17. Jahrhunderts ſowie der Neuzeit ausgeübt worden, iſt auch die künſtleriſchſte. Da die Vorwürfe immer im großen Feuer (au grand feu) gebrannt werden, ſo dringen die Farben auf dem noch unglaſirten Schmelze viel tiefer und geben ein verſchwommeneres ſaftigeres Bild. Beſonders ſchwierig iſt auch die Malerei auf metallgrundigen Schmelzen (Peinture d'émaux) wegen des zahlreichen ſich immer wiederholenden Brennverfahrens. Ein in durchſcheinendem Schmelze (limoger Art) gemaltes Bild kann nicht auf Metallgrund, wie die undurchſichtige Schmelzmalerei auf Fayence, Porzellan oder jedem andern Thongebilde, mit einmaligem oder zweimaligem Brennen hergeſtellt werden, es erfordert viele wiederholte Ofenfeuer. Zur Erlangung der verſchiedenen Farben und deren Abtönungen ſind oft zwanzig, ja ſelbſt dreißig aufeinanderfolgende Brennungen nothwendig, wohingegen Goldſchmiede- oder Spatel-Schmelze auf Metallgrund mittels weniger zahlreicher Feuer vielfarbig dargeſtellt werden können, weil hier nicht wie in der Schmelzmalerei auf Metall die Farben in dünnen Lagen nach und nach übereinander geſtrichen werden und jeder dieſer Anſtriche aufs neue gebrannt zu werden braucht.

Die Werkweiſe der eingebrannten Malerei auf Glas mittels Verglaſen der Farben iſt faſt dieſelbe wie die der andern Schmelzmalereien auf Metallgrund, Fayence und Porzellan. Alle für ſolche eingebrannte Vorwürfe nöthigen Mineralfarben ſind gleichen Geſetzen unterworfen. Weiter oben iſt bereits darauf hingewieſen worden, daß ſolche Farben aus zwei Klaſſen beſtehen, wovon eine das ſtärkſte Brennofen-, die andere nur, womit auch Gläſer bemalt werden, ſchwaches Muffel-, wenn nicht Lampenfeuer benöthigen. Deshalb bieten gebrannte Glasmalereien für Fenſterverſchlüſſe (vitraux peints), wozu ebenfalls Streichfeuerfarben verwendet werden, nicht die Schwierigkeiten, womit Geheimnißkrämerei und Nachbeten der Compilationsſchriftſteller dieſelbe jahrhundertelang hinaufgeſchraubt haben. Beſonders werden dazu Borax und Bleiſilicat als Flußmittel, Terpentin, auch Waſſer zum Malen angewendet, letzteres jedoch nur bei der für Aushebung (Radirung) beſtimmten Grundirung, ſo z. B. Grau für Damaſt u. dgl. m. Gegenwärtig, wo in eiſernen Muffeln und nur 2—3 Stunden gebrannt wird, geht man mit den Flußmitteln ſo verſchwenderiſch um, daß die Dauer der modernen Fenſterglasmalerei meiſt hinter der aus früheren Zeiten zurückſtehen muß. Von den Vorgängern der Fenſterſcheiben mit eingebrannter Malerei, den Moſaikſcheiben (mehrfarbige muſiſche Malerei), d. h. wo verſchiedenfarbige Stücke mehr oder weniger ſchwierige, aus Drei-, Vier- und Achteckchen u. dgl. zuſammengebrachte Figuren darſtellten, iſt ſchon im 5. Jahrh. n. Chr. die Rede. Die eingebrannte Glasmalerei für Fenſterverſchluß, welche zuerſt auch in Moſaik-Art d. h. auf kleineren farbigen Glasſtücken, ſpäter auf größeren und endlich auf Glastafeln ausgeführt wurde, iſt eine deutſche Erfindung vom Ende des 10. Jahrh. zu Tegernſee (ſ. Weiteres darüber in der vierten Keramik-Studie des Verfaſſers).

Digitized by Google

Theophilus, ein deutſcher Mönch zu St.-Gallen, hat Anfang des 11. Jahrh. in ſeiner Diversarium artium schedula die tegernſeer Werkweiſe beſchrieben.

Die einzigen von den Malern bis Ende des 12. Jahrh. angewandten Farben beſtanden für Umriſſe und Schattirungen aus Schwarz (das durch Kupferhalbſäure gebildete Schwarzlot) und Gelb, welches durch einen Theil Silberhalbſäure und fünf Theile Ocker dargeſtellt iſt. Alle Fleiſchtheile wurden damals noch mit Gelb ausgeführt. Im 13. Jahrh. erſcheint dafür Roſenroth und das Schwarz für Falten und Schattirung zeigt ſich durch Anwendung blauer, gelber und grüner Farbe vervollſtändigt. Bis zum Anfang des 13. war auch der Teppichgrund, von da ab aber ein durch gothiſche Baldachine, Filialen, Strebepfeiler u. dgl. Baulichkeiten des Spitzbogenſtils, und das mehr Ornamentale im 15. Jahrh. durch das faſt ausſchließlich Figurale der Vorwürfe verdrängt, bis im 16. Jahrh. die Glasfenſter nur noch Oelgemälden glichen.

Einſchleifungen zeigen ſich ſelten und wurden nicht für feinere Einzelheiten in Anwendung gebracht. Alle ſolche Vorwürfe, auch die ſpäter in der Schweiz ſo ſchön und ſauber ausgeführten, ſind das Ergebniß der Aushebung (Radirung) mittels eines Holzſtils oder eines dünnen ſehr ſtumpfen Pinſels auf der noch ungebrannten Gründung. Das Aetzen iſt früher nicht bei der Fenſterglasmalerei im Gebrauch geweſen, da die Findung der Flußſpatſäure durch Scheele von Stralſund nicht über das Ende des 18. Jahrh., alſo nicht vor den Verfall der Glasmalkunſt für Fenſterverſchluß hinaufreicht. Von den mit flüſſigen Schmelzfarben bemalten hohlen Gläſern, d. h. Lampen, Flaſchen, Trinkbechern u. dgl. m., ſind wol die arabiſchen die älteſten, da dergleichen italieniſche und deutſche meiſt der Renaiſſance angehören. Thüringen (Lauſcha) und das Fichtelgebirge (Biſchofsgrün) haben in Deutſchland den größten Theil derartiger Erzeugniſſe in mehr farbigen Malereien angefertigt, wonach Johann Schaper oder Schapper, von Harburg, in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. zu Nürnberg ſeine weltberühmten, meiſt in Schwarz gemalten Vorwürfe auf Glas und Thongebilde ausgeführt hat, wie ſolche auch von deſſen gleichzeitigen Wettbewerbern oder beſſer Nachahmern, H. Bonchert, Joh. Keyll und Georg Strauch, viel weniger kunſtgemäß hinterlaſſen worden ſind. Von den deutſchen oder böhmiſchen durch Malerei verzierten Gläſern muß ferner der aus drei zuſammengefügten Theilen beſtehenden Erwähnung geſchehen. Von außen rundum ſowie unter dem Fuße ſind dieſe meiſt becherförmigen Gefäße mit zwei aufgelegten Gläſern gedoppelt. Die zwiſchen dieſen Lagen eingeſchloſſenen, mehrfarbigen, mit Gold hervorgehobenen Ausſchmückungen gehören aber eigentlich nicht zu der keramiſchen, ſondern zu der Pauſch- (aglommeriſirten), alſo uneingebrannten Malerei, wohingegen die auf Lava ausgeführte eingebrannt iſt. Dieſelbe wird mittels leichtflüſſiger Porzellan-Malfarben auf vorher zweifach beſchmelzten Lava-Platten Volvic's (Puy-de-Dome) ausgeführt. Dem Erfinder, Dutrieux zu Paris (geſt. 1828), ſind von Morteleque, Hachette, Jolivet, Devers, Gilet, Chanſon, Sattler und Gilbert gefolgt. Dieſe Malerei hat bisjetzt nur in Frankreich, reſp. in Paris, Anwendung gefunden. Die erſte Beſchmelzung zur Füllung der in allen Lavamaſſen enthaltenen Löcher ſolcher 1—3 Centim. dick geſägten und bis in die größten Ausdehnungen dargeſtellten Platten findet mittels harten, d. h. ſchwerflüſſigen, die darauffolgende mittels leichtflüſſigen Schmelzes ſtatt, (beide im ſtarken Ofenfeuer erzeugt), wohingegen die Malerei darauf nur des ſchwachen Reverberirfeuers bedarf, weil dieſelbe mit Porzellan-Malfarben ausgeführt wird.

Von den bisjetzt bekannten keramiſchen Malereien auf irdenen Gebilden ſind wol die ägyptiſchen die älteſteu. Dieſelben beſtehen meiſt in mit Braunſtein oder Eiſen-Halbſäure ſchwarz — auch aus Blei- und Kupferhalbſäure blaugrün oder aus Kupfer- und Bleihalbſäure grün dargeſtellter Glaſur — gemalten Hieroglyphen. Ein derartiges Exemplar, das Unicum eines „Kalenders", aus gebranntem Thon (Sammlung des Verfaſſers, ſ. Nr. 30 in deſſen Verzeichniß) iſt mittels ſolcher Schwarzmalerei in dreißig Felder (Tage eines Monats) eingetheilt, ſowie mit fünf Hieroglyphen, die Zuſatztage des Jahres darſtellend, verſehen. Beſonders ſind viele derartig bemalte Chapti oder Chabsah genannte Begräbniß-Standbilder gefunden worden, welche bis 1500—1600 v. Chr. hinaufreichen mögen, ferner ſogenannte Oudja, viereckige Täfelchen von Grabſteinen (Stelen), worauf ein menſchliches Auge abgebildet iſt.

Aſſyriſche, reſp. babyloniſche eingebrannte Malereien noch derartige Inſchriften beſitzt man nicht, denn die keilförmigen Thongebilde mit keramiſchen Charakteren des Britiſchen Muſeums zeigen auch ägyptiſche Hieroglyphen und waren Mitgaben thebaiſcher Gräber. Aehnliche in Babylon gefundene Keile gebrannten Thons desſelben Muſeums ſind wol mit verſchiedenfarbigen Mineralglaſuren überzogen, aber inſchriftlos, dieſelben dienten den Aſſyrern zur Darſtellung ihrer Moſaik-Einlegungen.

Auch die alten Amerikaner haben uralte eingebrannte Malereien auf Thongebilden hinterlaſſen. So unter andern eine chichimequiſche Räucherlampe (Humadero-Xibalbaide), rothes Thongefäß, deſſen Anfertigung wol nicht ſpäter als 1000 v. Chr. ſtattgefunden hat. Unter durchſcheinender (kieſelſaurer Salz-?) Glaſur zeigen die vier ovalen Hülſen dämoniſche, mit den Drachen der Eck-Grundpfeiler des Xachicaleo-Tempels verwandte Figuren. Auch peruaniſche faſt ebenſo alte, keramiſch bemalte Gefäße ſind bekannt.

Früher glaubte man, faſt alle bemalten griechiſchen Gefäße Etrurien und Sicilien zuſchreiben zu müſſen, ſpäter aber iſt feſtgeſtellt worden, daß Griechenland ſelbſt, und wahrſcheinlich zuerſt, wol die Mehrzahl davon am ſchönſten angefertigt hat. Obſchon, wie bereits in dem Artikel „Keramik" im allgemeinen angeführt worden iſt, dieſe Gebilde in techniſcher Hinſicht eine niedere Stufe der Keramik vertreten, da alles hier aus nur ganz leicht gebranntem Thone dargeſtellt und keine ſtark eingebrannte Mineralglaſur vorhanden iſt,

Digitized by Google

auch die Vorwürfe allein meiſt in Schwarz, auch in Roth oder Gelb, und in Umriſſen ausgeführten Flachmalereien, welche überhaupt nur den Griechen bekannt geweſen zu ſein ſcheinen, beſtehen, ſo bieten dieſe Vorwürfe doch, beſonders in geſchichtlich-mythologiſcher Hinſicht, ſehr Anziehendes. Nachfolgende vom Verfaſſer angenommene Eintheilung aller ſogenannten „griechiſch-etruskiſchen Vaſen-Malereien“ kann wol, was die Anfertigungszeiten betrifft, beim Ordnen derſelben als Leitfaden dienen:

1. Zeitabſchnitt (1200 v. Chr.?). Gelbgrau gemalte Spiral- und Zickzack-Verzierungen auf den unter der Bezeichnung von Cykladen-Vaſen (Naxos, Andros, Delos, Paros, Keos, Melos u. a. Inſeln) bekannten, während der ſogenannten Bronzezeit verbreiteten Henkeltöpfen, welche beſonders zahlreich zu Milo, Santorin (Thera der Alten), ſowie zu Rhodos und Cypern gefunden wurden.

2. Zeitabſchnitt (1000 v. Chr.?). Braunrothe und ſchwarzbraune geometriſche Verzierungen der rotherdigen mykeniſchen Vaſen aller Formen, ſowie die primitiven Figuren und Mäander-Verzierungen im älteſten atheniſchen Stile.

3. Zeitabſchnitt, (800 v. Chr.?). Schwarze, theilweiſe aufgepaſtete Malvorwürfe, nur auf mehr gelblichem Grunde.

4. Zeitabſchnitt (700 v. Chr.?). Vorwürfe, die ſich beſonders dadurch kennzeichnen, daß nur Thiere, als Stiere, Tiger u. dgl., aber noch keine menſchlichen Geſtalten, wie dieſelben auf korinthiſchen Vaſen vorkommen, dargeſtellt ſind.

5. Zeitabſchnitt (600—500 v. Chr.?). Bereits mythologiſch-geſchichtliche Vorwürfe mit Menſchengeſtalten, wo aber noch jede geſchlechtliche Bezeichnung mangelt.

6. Zeitabſchnitt (500—450 v. Chr.) und

7. Zeitabſchnitt (450—400 v. Chr.), hierher gehören die in Gelb auf ſchwarzem Grunde ausgeführten Malereien der wol künſtleriſchſten griechiſchen Epoche dieſes Zweiges an.

8. Zeitabſchnitt (400—150 v. Chr.). Aehnlich denen des ſechsten und ſiebenten Abſchnittes ſind ſtatt in Gelb die Figuren hier gewöhnlich in Roth dargeſtellt.

Da, wo die Vorwürfe in Schwarz auf dem gelben oder braunen Grunde des Thons ausgeführt ſind, hat der Künſtler immer die Einzelheiten, wie Muskeln, Falten, Geſichtszüge, u. dgl. m. mittels eines ſpitzen Hölzchens ausgehoben (radirt; en champ levé), hingegen die Details da, wo ſeine Ausführungen gelb oder braun, auf ſchwarzem Grunde vorbehalten (reſervirt) erſcheinen, in dünnen Strichen mit dem Pinſel gemalt. Plinius glaubte, daß für Schwarzmalerei Mennig, der Herzog von Luynes aber (ſ. „Annali dell' Instituto di corr. Arch.“ T. IV. p. 138) Eiſenhalbſäure angewendet worden iſt. Die letztere Vorausſetzung iſt annehmbarer. Vom Verfaſſer angeſtellte Verſuche ergaben indeſſen, daß die Schwärze eines Gefäßes vom dritten Zeitabſchnitte nicht, aber die vom ſechsten und ſiebenten durch Schwefelſäure weggefreſſen wurde, alſo wol hier nicht eingebrannt war, auch ſtatt des Eiſens eher Braunſtein zur Erzeugung der ſchwarzen Farbe bei den eingebrannten Malereien angewendet worden iſt. Gefäße aus der Zeit des Verfalles zeigen grobe Zeichnungen in bleichem Gelb auf fleckig-ſchwarzem Grunde, die mittels Schablonen gelb vorbehalten zu ſein ſcheinen.

Vieles in Formung und Ausſchmückung der bemalten griechiſch-etruskiſchen Thongefäße läßt die Beeinfluſſung durch Sitten und Gebräuche der verſchiedenen in Italien eingewanderten Völker erkennen. Wenn z. B. die Sprache der Bewohner des von den Römern 343 v. Chr. eroberten Campaniens faſt die der Etrusker war und beide Völker wol von den Oskern abſtammten, deren Idiome auf Denkmalen Herculanums und Pompejis gefunden werden, ſo zeigten ſich die Lebensgewohnheiten bei beiden, trotz ihrer Verwandtſchaft und der nachbarlichen Länderlage, weſentlich verſchieden. Die Osker wieder, deren Staatsverfaſſung der ſpartaniſchen ähnelte, waren weit entfernt, in der Ausführung davon den Spartanern zu gleichen, da ihre Sinnlichkeit und Genußſucht durchaus nichts von der Enthaltſamkeit jener aufkommen ließ. Uebrigens hatte dieſes Volk auch in künſtleriſcher Hinſicht viel mehr die atheniſche Richtung eingeſchlagen. Der Samniten wollüſtige Natur veranlaßte ferner ſowol Künſtler wie Arbeiter, Unzüchtiges mit großer Vorliebe und dabei in einer ſo eigenthümlichen Auffaſſung darzuſtellen, daß ſelbſt ihre Götter dem obſcönen Geſpött unterworfen wurden. Die von den apuliſchen Keramikern des oskiſchen Stammes erſt im 3. Jahrh. v. Chr. nachgeahmten griechiſch-etruskiſchen Gefäße ſind viel weniger künſtleriſch, die Inſchriften auch fehlerhaft, da den Apuliern das Etruskiſche unbekannt war, welches ſelbſt heute, trotz Mengen aufgefundener Inſchriften, noch nicht geleſen wird. Punkte, Beiſtriche und andere ſinnloſe Zeichen finden ſich auf dieſen Gefäßen oft an der Stelle der unbegriffenen etruskiſchen Buchſtaben.

Die ganze römiſche keramiſche Malkunſt beſtand faſt nur, wie ſchon in dem Artikel „Keramik“ im allgemeinen hervorgehoben worden iſt, aus mittels weißer Erde dargeſtellten Inſchriften auf Trinkbechern. Auch Kelten und Gallier haben nichts von eingebrannten Malereien hinterlaſſen, wohingegen bei den Germanen der fränkiſche Stamm, wenn auch nicht gemalte, doch geſpatelte Schmelze auf Metall angefertigt hat. Von den Byzantinern kann nichts Derartiges aufgewieſen werden. Im Mittelalter iſt die älteſte Keramographie wol in Europa auf den muſelmänniſchen metall-ſchimmernden Fayencen zu ſuchen (Maſſelina, Calenta, Valentia, Maniſſes, Malaga, Inca auf Majorca, Sicilien u. a. O.); nach dieſen auf den deutſchen und italieniſchen Thongebilden. Die Malereien der ſpaniſch-mauriſchen Fayencen zeigen ſich in Stil und Färbung wenig von den alt arabiſch-perſiſchen und den etwas ſpäteren ſicilianiſch-arabiſchen verſchieden; alſo ohne decorativen Charakter, beſonders auf den Gefäßen, wo gewöhnlich alles ans kleinen Laubverſchlingungen be-

Digitized by Google

ſteht, wo gelb auf gelb oder blau auf gelb in der Entfernung für das Auge unfaßbar wird, ja alles in verworrenen Abtönungen zuſammenläuft! Nur die Flieſen bieten mehr regelmäßige, faſt zellenſchmelzartig ausgeführte ſcharfbegrenzte Verzierungen, die auch von weitem eine gute Wirkung hervorbringen, aber doch in decorativer Hinſicht keinen Vergleich mit den rein perſiſchen und türkiſchen Wandbekleidungen aushalten können. Obſchon, nach chronologiſcher Ordnung, die rein ſpaniſche Keramik-Malerei einen ſpäteren Platz einnimmt, ſo iſt es beſſerer Ueberſicht wegen geeignet, dieſelbe hier folgen zu laſſen. Nachdem die erſten muſelmänniſchen Ausſchmückungen mit Metallſchimmer, ſowie die chriſtlich-muſelmänniſchen, namentlich auf Flieſen, (1150—1600) aufgehört hatten vorherrſchend zu ſein, erſchien die unter italieniſchem Einfluſſe, ohne Metallſchimmer, meiſt auf citron- oder orange-gelbem Grunde dargeſtellte (1560—1690), alsdann die unter dem Einfluſſe ſpaniſcher Maler und franzöſiſcher Keramiſten (1690—1740), ſowie die rein ſpaniſche auf weißem Grunde des Verfalls, d. h. der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und der Neuzeit — ausgeführte Fayencemalerei.

Die Decore aller italieniſchen Thongebilde können, abgeſehen von den ſchon erwähnten ſicilianiſch-mohammedaniſchen, als vier Zeitabſchnitten angehörige aufgeſtellt und gut charakteriſirt werden, nämlich die der archaiſchen oder beſſer gothiſchen Epoche, der rafaeliſtiſchen, d. h. der Periode der Renaiſſance, ſowie der Uebergangsperiode und des Verfalls.

Hinſichtlich der typiſchen Eigenſchaften mag Folgendes genügen: Die Malereien des gothiſchen Abſchnittes (1425—1524) beſtehen aus, meiſt zu Peſaro, Faenza, Gubbio u. a. O., breit und kräftig, entweder mit einfachem Blau oder mit noch einigen andern Farben ausgeführten Vorwürfen, wo ſich manchmal ein metallſchimmerndes Gelb und der Einfluß des Giotto, des Taddo-Taddi, des Lippi, des Maſaccio, des Boſetti und des Philippi zeigt. Wenn auch die Arbeiten des Luca della Robbia zu Florenz ſich ſchon ſtark zu den Erzeugniſſen der Rafael'ſchen Epoche hinneigen, ſo müſſen ſie dennoch dieſer erſten Abtheilung angereiht werden und mit mehr Recht noch die des Bicci di Lorenzo, welcher bereits 1410 die über dem Thore des Krankenhauſes von San-Egidio zu Florenz eingemauerte Krönung Maria's glaſirt hat.

Die Vorwürfe des zweiten Abſchnittes, meiſt mehrfarbig gemalte mythologiſche Figuren auf Landſchaftsgrund, ſind in Faenza, Gubbio, Peſaro, Urbino, Caſtel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Forli u. a., verſchiedene durch Künſtler erſten Ranges, wie Baltaſſare Manara, Giorgio Andreoli, Orazio Fontana, Francesco Xanto u. a., unter dem Einfluſſe von Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Correggio und Tintoretto, ja ſelbſt mehr noch von Rafael ins Leben gerufen worden. Die Uebergangsperiode iſt durch die ſpäteren Erzeugniſſe Genuas, Savonas, Venedigs, Angeranos, Baſſanos, beſonders aber Caſtellis (den moderneren Erzeugniſſen davon), begrenzt, unter welchen letztern die Arbeiten der Grua und Gentile den Verfall am packendſten vertreten.

Gleichzeitig, man kann vielleicht mit Recht annehmen, früher ſelbſt wie Italien, hat auch Deutſchland ſchon ſehr Bedeutendes in eingebrannter Malerei auf mit zinnhaltigem Schmelze überzogenen Flieſen ſowie auf vollrunden Bildnereien derſelben Zeit geleiſtet, und wie in keinem anderen Lande ſo Großartiges von gebranntem Thone angefertigt. Sechs ziemlich abgrenzbare Schulen vertreten die deutſche Keramographie in der Geſchichte bildender Künſte und Kunſthandwerke; es ſind dies die ſächſiſche oder norddeutſche, die fränkiſche (mit Hirſchvogel u. a.), die ſchwäbiſche (mit Hans Kraut), die rheiniſche, die baieriſche und die öſterreichiſche Schule.

Frankreich hat beſonders ſchöne Fayencemalereien auf weißem Grunde zu Rouen, Mouſtiers, Marſeille, Leoneville, Niederviller, Nancy, Straßburg u. a. O. in dem ihm eigenthümlichen Stile hervorgebracht, welche hinſichtlich des Geſchmackes in der Ornamentirung von Gebrauchsgegenſtänden, namentlich des Tafelgeſchirres obenanſtehen und ſelbſt darin oft, vor allem in den rouener Erzeugniſſen, die Malerei des delfter Geſchirres übertreffen, weil bei dieſem die Vorwürfe mehr ausſchließlich den Chineſen entnommen ſind, wohingegen die der rouener Fayencen der beſſeren Zeit in Zeichnung und Farbe mehr urſprünglich franzöſiſch, alſo Originale ſind. Die erſte Fayence, noch ganz in dem italieniſchen Malſtile auf dunkelgelbem Grunde, iſt in dieſem Lande wol um 1602 von einem Edelmanne aus Savona, Namens Conrad, zu Nevers angefertigt worden, wo die Decore des zweiten Zeitabſchnittes (1640) den perſiſchen Einfluß (weiß auf perſiſch-blau) bekunden; etwas ſpäter ſind daſelbſt holländiſche Vorbilder in Angriff genommen worden.

Die fälſchlich immer noch Bernard Paliſſy (1510—1590) zugeſchriebenen, meiſt ſpäter in Werkſtätten der Normandie angefertigten Kunſtſchüſſeln mit flacherhabenen Verzierungen und figürlichen Vorwürfen ſind nicht den gemalten, ſondern den nur mit gefärbten Glaſuren überzogenen, — wie die ſogenannten Henry II. — Gefäße (von Neufchatel?) — den eingelegten Thongebilden anzureihen und nur einige, mit vollrunden Muſcheln, Fiſchen, Krebſen, Eidechſen, Pflanzen u. dgl. ausgeſtattet, mögen von dem „Gründer der Erdbildungskunde" herrühren, welcher, in ſeiner Werkſtatt der Tuilerien aufgefundenen Gips-Modellen nach, allein Naturerzeugniſſe abzugießen, aber weder zu zeichnen noch vorzuformen (modelliren) verſtand.

Delft, von den Engländern „the Parent of Pottery" genannt, vertritt im 17. und 18. Jahrh. faſt die ganze keramiſche Kunſt in Holland, da in dieſer einzigen Stadt gegen 20,000 Arbeiter und Künſtler damit beſchäftigt waren. Als im 17. Jahrh. Italien, beſonders deſſen zu Caſtelli an der Küſte von Genua und in den venetianiſchen Landſtrichen auf Thongebilde ausgeführte Malereien ſchon den Verfall bekunden, Frankreich aber nur Ornamentales und Deutſchland nur Un-

Digitized by Google

bedeutendes davon in der Geſchichts- und Genremalerei leiſteten, hatte Holland einige Maler erſten Ranges, die chemiſche Kenntniſſe genug beſaßen, um auch mit Farben zu malen, welche erſt durch Brennen die beabſichtigten Töne erhalten. Hendrik Broom, Vinkenboons, Jan Steen, der delftſche Van der Meer, Abraham Verboom, Jan Aſſelyn, Willem van de Velde, Maria van Leuwenkoek, Ter Himpelen, der berühmte Coloriſt Piet Viſeer, Zachtleben und einige andere noch waren ſolche Künſtler.

In der Schweiz iſt durch Maler der ſchwäbiſchen Schule vom Schwarzwalde aus die Fayence-Malerei eingeführt und verbreitet worden; da dieſe Künſtler herumziehend, in allen Töpfereien, beſonders viel in Winterthur, die Erzeugniſſe der ſchweizer Töpfer lange Zeit decorirt haben, ſo gleichen die in den verſchiedenen Orten dort ausgeführten Vorwürfe ſich untereinander.

Zeitgemäßer Folge nach muß hier der belgiſchen Erzeugniſſe Erwähnung geſchehen. Zu Belle ſowie zu Tervueren ſind, beſonders erſt im 18. Jahrh., wol die einzigen etwas künſtleriſch eingebrannten Malereien auf Fayence-Geſchirren ausgeführt worden.

In England, wo gegenwärtig die Töpferkunſt eine ſo hohe Stufe erreicht hat, iſt ſehr ſpät erſt die Keramik-Malerei betrieben worden, welche aber, ſelbſt in den Fabriken des berühmten Wedgwood (1730—1795), nur eine untergeordnete Rolle ſpielte. Gegenwärtig kann die Fayencefabrik Minton's in Stoke-upon-Trent als die künſtleriſchſte Englands für keramiſche Malerei gelten.

Rußland hat ſehr wenig nur, um 1700, mittels von Peter dem Großen aus Delft berufener Keramiſten, hervorgebracht, und Gylding iſt der einzige bekannte däniſche Fayencirer um 1700. Die 1727 zu Rörſtrand bei Stockholm, ſpäter (1760—1789) zu Marieberg errichtete Fayencefabrik, wo der delftſche mit dem deutſchen Einfluſſe abwechſelnd auftauchte, hat Schweden hinſichtlich ſehr ſchöner keramiſcher Malereien einen Platz in der Geſchichte dieſes Zweiges dauernd geſichert.

In der Schmelzmalerei auf Metall, abgeſehen von den Spatel- oder Goldſchmiede-Schmelzen, welche nicht in der Werkweiſe der keramiſchen Malerei ausgeführt werden können, ſind wol die älteſten und auch die kunſtgerechteſten limoger Herkunft. Ebenſo ſchwerflüſſig, durchſcheinend und farbgründig zeigen ſich die ſpäteren deutſchen, venetianiſchen, chineſiſchen, perſiſchen, türkiſchen und ruſſiſchen Schmelze gleicher Gattung. Anderer Art aber ſind die im 17. Jahrh. auftauchenden ſogenannten ſchweizer Schmelzen auf weißem Grunde, da hier alles undurchſcheinend und leichtflüſſig dargeſtellt iſt. Arbeiten von Jean Toutin von Châteaudun (1632) und deſſen Nachahmern, den Vorgängern der Schweizer, auch verſchiedenen deutſchen und engliſchen Schmelzmalern, vor allem aber den berühmten genfer Künſtlern, bilden dieſe Klaſſe. Bei den von Bordier, Petitot und deren genfer Nachfolgern faſt nur in Kleinmalerei für Abbilder ausgeführten Pinſelſchmelzen ſind die weißen Maſſen des Grundes wol auch hartflüſſig, aber die der darauf, beſonders von Petitot hinterlaſſenen Vorwürfe, mittels undurchſcheinender ſehr leichtflüſſiger Schmelzfarben in punktirter Art dargeſtellt. Die ebenfalls berühmten Nachfolger Petitot's, De la Chana und Touron, haben auch den von ihrem Vorgänger angewendeten harten Schmelz für Gründung durch einen flüſſigeren erſetzt. Die Beſchmelzung metallener Geſchirre, Röhren, Oefen u. dgl. m. von Guß und Schmiedeeiſen, von Kupfer, Meſſing und Blech gehört ebenfalls zu den Pinſelſchmelzarten und den Errungenſchaften der Neuzeit.

Nach den Malereien der Schmelze auf Metall bleiben nur noch die des Porzellan zu behandeln. Als der Dreißigjährige Krieg in Deutſchland Kunſt und Kunſtgewerbe zu Grabe befördert hatte, am Ende des 17. Jahrh. aber, ſowie im Laufe des 18., der Sinn dafür, obſchon ganz durch das Ausland beeinflußt, wieder zu erwachen begann, tauchten gerade neben den „Goldmachern" die chineſiſchen und japaniſchen, oft reich decorirten Porzellane auf, deren Malereien trotz aller ihrer Porzellanmalerei eigenen wenigen Tiefe und Trockenheit doch oft Anziehendes bietet. Da nun dieſes, bis dahin faſt noch unbekannte Erzeugniß theuer und ſelten blieb, ſo ward es ein von den Begüterten ſehr begehrter Gegenſtand. Beſonders kunſtliebende Fürſten kauften ſolch Porzellan zu hohen Preiſen für ihre „Curioſitäten-Cabinete" an und ſchätzten es den koſtbarſten Goldſchmiede-Arbeiten gleich. Bald ſah man deshalb Verſuchsanſtalten auftauchen, um Porzellan zu erzeugen. Als aber nach dem vergeblichen Trachten der Medici zu Florenz in Frankreich unter Ludwig XIV. das ſogenannte „Weichporzellan" erſchien, ſuchte die Regierung in eigens dazu in Sèvres errichteten Schulen den fehlenden inneren Gehalt vermöge ſchöner Malereien theilweiſe auszugleichen. — Die Böttger'ſche Erfindung des echten harten Porzellans ſollte aber in ganz Europa ein ſo ungeheueres Aufſehen erregen, daß alle gekrönten Häupter mit den Errichtungen von Porzellanfabriken und den dabei nöthigen Malſchulen zu wetteifern begannen. In der Ausſchmückung dieſer deutſchen Porzellane iſt beſonders die Blumenmalerei hervorzuheben, welche in Frankreich nie zu gleicher Höhe gelangen konnte, wo aber, beſonders in Sèvres, die des Genre kunſtgemäßer als in Deutſchland hervortrat und Dodin, Pithou, Caſtel und Aſſelin ſehr ſchöne Vorwürfe hinterlaſſen haben. Wenige nur der für die Porzellanmalerei verwendbaren Farben (blau, purpur, kupfergrün u. ſ. w.) können ſtarkes Feuer ertragen; alle andern müſſen im ſchwachen Streichfeuer gebraucht werden; dies die Urſache, weshalb jede Malerei auf Porzellan, beſonders auf hartem, das Wirkungsvolle der Fayencemalerei entbehrt, da letztere, beſonders wenn auf rohem Schmelze ausgeführt, dieſen viel tiefer durchdringt. (*August Demmin.*)

KERATOPHYR nannte Gümbel ein im Fichtelgebirge auftretendes Geſtein, das wahrſcheinlich als Tuff von Felſitporphyr angeſehen iſt. (*E. Geinitz.*)

Kerbel, Pflanzengattung, ſ. Anthriscus.

KERBELA, auch Meschhed Hussein, d. i. die Stätte des Blutzeugenthums Huſſein's, nach der heutigen

Digitized by Google

Provinzialorganiſation des osmaniſchen Reichs Vorort eines Sandſchak des Vilajet von Bagdad, liegt ungefähr 9 geogr. Meilen nordweſtwärts von den Ruinen des alten Babylon und 5 geogr. Meilen vom Euphrat entfernt, auf der rechten Seite dieſes Stromes in einer Gegend, welche, von demſelben her durch Kanäle bewäſſert, noch den Charakter der meſopotamiſchen Landſchaften trägt. Die Stadt iſt mit einer alten Lehmmauer umgeben, welche zur Abwehr möglicher Angriffe von beuteluſtigen Beduinen in gutem Stande erhalten wird; ſie zählt ungefähr 600 Häuſer und beſitzt einen mit mannichfaltigen Waaren wohlverſehenen Bazar, 7 Khans oder Karavanſerais, 5 Stadtthore und mehrere Andachtſtätten, darunter das Meſchhed oder Mauſoleum des Huſſein, ein großartiges Gebäude mit hoher, weitgreifender Kuppel, welche auf Koſten und im Auftrage Nadir-Schah's von Perſien vergoldet, weithin in die Ebene leuchtet, und eine zu Ehren des Abbas Ibn Ali, eines Halbbruders Huſſein's, errichtete prächtige Moſchee. Die Karavanſerais dienen zur Beherbergung der Pilger, welche aus allen Ländern des Islam, vorzugsweiſe aber aus den ſchiitiſchen, und nirgendsher ſoviel wie aus dem benachbarten Perſien, herbeikommen, um an der in dem Mauſoleum befindlichen berühmten Gruft des Huſſein, des Enkels Mohammed's von der Fatyme und heiligſten aller Imame, ihre Andacht zu verrichten. Wie die Pilger, ſo ſind auch die Einwohner von Kerbela der Mehrzahl nach ſchiitiſche Perſer; ſie leben von dem Verkehr mit den Pilgern und werden als habſüchtig und betrügeriſch geſchildert. Das Heiligthum des Meſchhed beſitzt bedeutende Reichthümer, welche von den angeſammelten Abgaben der Pilger und freiwilligen Gaben herrühren. Noch größer aber iſt ſeine Einnahme von den Leichen, welche aus Perſien maſſenhaft nach Kerbela transportirt werden, um in größerer oder geringerer Entfernung von dem Mauſoleum, je nach der Höhe des von den Angehörigen gebrachten Geldopfers, ihre Grabſtätte zu finden. Der Aberglaube der Perſer hält die Beſtattung in Kerbela für ein ſicheres Mittel, der Freuden des Paradieſes theilhaftig zu werden, weshalb denn auch ein jeder, dem es ſeine Mittel erlauben, vor ſeinem Ende für die Ueberführung ſeiner irdiſchen Reſte nach der heiligen Stadt Sorge trägt. Solche Beſtimmungen werden dann von den Erben getreulich ausgeführt, aber in möglichſt ſparſamer Weiſe; nicht in Särgen eingebettet, ſondern nur in ein Tuch eingeſchlagen und dann mit wohlfeilen braunen Matten umwickelt, welche ihnen ungefähr die Geſtalt rieſiger Cigarren geben, werden dieſe Todten auf Kameele geladen, von denen ſie, in unwürdiger Weiſe hin- und herbaumelnd und weithin die Luft mit dem Verweſungsgeruch verpeſtend, karavanenweiſe an den Ort ihrer Beſtimmung geſchleppt werden. Dieſer Umſtand macht den Aufenthalt in Kerbela zu einem der widerwärtigſten im Bereiche der osmaniſchen Monarchie. Im übrigen iſt die Umgegend, wenn auch flach, doch nicht ohne Anmuth wegen der ausgedehnten Dattelpalmen-Anpflanzungen zu beiden Seiten des Huſſeini-Kanals, welcher der Stadt das Waſſer des Euphrat zuführt.

Kerbela ſoll die Stelle einer alten Stadt einnehmen, welche, von Vologeſes, einem zu den Zeiten Nero's und Vespaſian's regierenden parthiſchen Könige, gegründet, nach ihm Vologeſocerta, bei den Römern Vologeſia genannt wurde. Trümmer ſind von derſelben nicht vorhanden. Die Wichtigkeit der damals ſo blühenden Provinz des arabiſchen Irak überdauerte das Parther- und das Saſſanidenreich. In der Nähe von Kerbela lag Hira, der Sitz eines für die vorislamiſche Entwickelung der Araber bedeutſamen Königthums, und unter den erſten Chalifen war das benachbarte Kufa ſo einflußreich, daß daſelbſt die erſten arabiſchen Münzen geſchlagen wurden und die älteſte arabiſche Schrift nach ihm ihren Namen erhielt. Kufa war die Reſidenz Ali's, des Schwiegerſohns Mohammed's, während ſeines kurzen Chalifats geweſen, und als ſein Sohn, der Imam Huſſein, damals der einzige überlebende Enkel des Propheten, nach dem Tode Moawija's im April 680 dem Sohne dieſes, Jeſid, nicht huldigen wollte, luden die Bewohner Kufas ihn ein, von Medina, wo er lebte und einigen Anhang beſaß, zu ihnen zu kommen. Nur mit 72 Getreuen erſchien der Imam den 2. Oct. 680 an der Grenze Iraks, wurde aber dort verrätheriſch von 2000 feindlichen Reitern eingeſchloſſen und in eine waſſerloſe Gegend bei Kerbela gedrängt, woſelbſt er, als er ſich, um Waſſer zu ſchöpfen, zum Euphrat einen Weg bahnen wollte, mit ſeinen Genoſſen durch die Waffen der Gegner den Tod fand. Der Todestag, nach dem mohammedaniſchen Kalender der Tag Aſchura, der 10. des Muharrem, des erſten Monats im Mondjahre, wird noch heute überall bei den Schiiten als Trauerfeſt mit vielem theatraliſchen Pomp begangen.

Als Sandſchak des Vilajet von Bagdad beſteht Kerbela aus den folgenden Kaſas oder Diſtricten: 1) Kerbela mit Maſſib, Schikaijjeh und Rihalijjeh; 2) Nedſchef mit Kufa und 3) Hindijjeh. *(G. Rosen.)*

KERBEROS. Den Namen *Κέρβερος* bringen Weber (Ind. Stud. II, 295) Kuhn, Ztſchr. für vergl. Sprachw. 2, 314 und Max Müller (ebend. 5, 141) in Zuſammenhang mit çabala, d. i. der gefleckte, der in der indiſchen Mythologie zuſammen mit çyâma, d. i. dem ſchwarzen, den Weg zum Hauſe Yama's bewacht.[1]) Beide Hunde gehen übrigens auch als Boten Yama's bei den Menſchen um, während die griechiſche Vorſtellung den Todtenwächter an den Pforten des Hades fixirt hat. Homer kennt zwar den „Hund des Hades", den Herakles aus dem Erebos entführt (*λ*, 624, *Θ*, 364); den Namen aber leſen wir zuerſt bei Heſiod (th. 310), der ſeine Abſtammung von den Ungeheuern Typhaon und Echidna ableitet. Wie Preller (I^3, 663) richtig bemerkt, wird die Vorſtellung von den Pforten des Todes, die keinen wieder herauslaſſen, verſtärkt durch das Bild dieſes Wächters (*Hes.* th. 769), der die Hineingehenden ſchmeichelnd anwedelt, aber biſſig nach jedem faßt, der wieder heraus will. Zu ſeiner Beſänftigung gab man den Verſtorbe-

1) Van den Gheyn, Cerbère, étude de myth. comp., war mir nicht zugänglich.

Digitized by Google

nen Honigkuchen[2]) mit ins Grab, dergleichen auch die Sibylle (*Verg.* Aen. VI, 419) und Pſyche (*Ap.* Met. VI, 19) mit in die Unterwelt nehmen. Honig empfangen, wie bei den „nüchternen" Opfern (νηφάλια, vgl. Roſcher, Nektar und Ambroſia S. 65, Anm. 169), die chthoniſchen Gottheiten, auch die chthoniſchen Thiere, z. B. die Schlangen des Trophonios, *Paus.* IX, 39, 11. Gemäß ſeiner grimmigen Beſtimmung dachte man ſich das Unthier ſchreckhaſt ungeheuerlich geſtaltet. Heſiod gibt ihm funſzig Köpfe, die bildende Kunſt, die ſich nicht in gleich ſchrankenloſer Uebertreibung ergehen konnte, zwei — ſo namentlich die ältere, ſchwarzfigürige Vaſenmalerei — oder drei Köpfe. Ein altargiviſches Vaſenbild[3]), wie eins aus Caere[4]), das wie andere gleichen Fundorts archaiſche Typen carikirt verwendet, zeigt Nacken, Klauen und Rachen mit ſich ringelnden Schlangen beſetzt. Wenn die ſpätere Bildung des Kerberos den Schwanz in eine Schlange auslaufen läßt, ſo iſt dies wol ein Verſuch, die dem chthoniſchen Ungethüm bedeutſam verbundenen Schlangen deſſen Geſtalt einigermaßen einzufügen. — Die Sage von der Heraufholung des Kerberos durch Herakles erſcheint ſchon bei Homer (ſ. oben) als die ſchwerſte That des Helden, die er nur mit Athenens Hülfe unter dem Geleite des Hermes vollbrachte. Für die Erkenntniß der Entſtehung des Mythus ſcheint mir deſſen Localiſation in Böotien am Laphyſtion-Gebirge wichtig, wo ein Cult des Herakles Χάροψ ſich auf dieſe Sage ſtützte, *Paus.* IX, 34, 4. Wenn Tänaron denſelben Anſpruch erhob, obwol dort ein Unterweltseingang oder ein chthoniſcher Cultus nicht zu finden war[5]), ſo iſt offenbar die Sage auf die dort eine Zeit lang angeſeſſenen, aus Böotien eingewanderten Minyer zurückzuführen. In Böotien war der Dienſt der Unterweltsmächte alteinheimiſch (vgl. Erinys Tilphoſſa, in ſpäterer Zeit Trophonios, Herkyna). Im Bundesheiligthume der Böoter bei Koronea thronte neben der Athena Jtonia, deren Dienſt die äoliſchen Böoter aus Theſſalien mitgebracht, ein Zeus-Hades, zu deſſen Füßen der Kerberos ſaß — die alte Bundesgottheit neben der äoliſch-böotiſchen von dem neu verbundenen Gemeinweſen verehrt.[6]) Nun iſt der thebaniſche Herakles Vorkämpfer der äoliſchen Böoter, der den Minyerkönig Erginos — nach der genealogiſchen Sage Vater des Trophonios — ſchlägt und Orchomenos erobert. Eine mythiſche Parallele hierzu ſcheint mir die Sage von der Heraufholung des Kerberos zu ſein: ſie feiert den Helden, der unter dem Geleite ſeiner Schutzgöttin Athene auch die Schrecken der Unterwelt beſiegt, jene Schrecken, die beſonders in dem düſtern Culte der alteingeſeſſenen Stämme ihre Macht über die Gemüther übten, während das Eindringen nordgriechiſcher Stämme das Machtgebiet der alten Götter einengte und die Macht anderer Götter und Helden ſiegreich erwies. Von den Darſtellungen der bildenden Kunſt iſt wegen ihres Alters bemerkenswerth die ſchon erwähnte einer Vaſe aus Argos, auf welcher der Kerberos hinter einer Säule, einer Andeutung der Thore der Unterwelt, ſteht, Herakles ſteinwerfend auf den von ſeinem Throne weichenden Pluton eindringt. Andere Darſtellungen bei Gerhard A. V. 129—131; auf unteritaliſchen Unterweltsbildern die Entführung des Kerberos mit der Hadesfahrt des Orpheus zuſammengeſtellt; ſ. Preller, Gr. Myth. I[2], S. 683, N. 1; über die Darſtellungen auf Sarkophagen Zoega, Bassir. II, 58. (*F. A. Voigt.*)

Kerbthiere, ſ. Insecta.

KERCHA oder Kerkha, bei den Alten der Choaſpes, d. h. der gute Pferde nährende, iſt der größte der auf der linken Seite zum Euphrat-Tigris-Syſtem hinzutretende Strom, deſſen Einmündung etwa 10 Kilom. öſtlich von der Vereinigung des Euphrat und Tigris zum Schatt-el-Arab erfolgt. Er hat eine Länge von 85 geogr. Meilen. Seine Quelle iſt im Nordweſten von Burudſchird im Meridian von Hamadan und vom Kuh-i-Elwend, im Längenthale der Bachtigari- oder Zagros-Ketten. Durch zahlreiche Gebirgswaſſer auf beiden Seiten genährt, geht er im Süden von Kengawer aus der nordweſtlichen in die weſtliche Richtung über und durchfließt unter dem Namen Gamas-Ab das von Nomaden durchzogene, an Weide überaus reiche Bergland Tſchamabadan. Nach Südweſten und dann ſich ſüdlich richtend, durchbricht er auf 12 bis 13 geogr. Meilen ſeines Laufes die Gebirgsketten Luriſtans, nachdem er von Norden her den Kazavur auf der rechten Seite aufgenommen hat. Nach Durchmeſſung unzähliger wilder Felsklüfte und Engthäler tritt er nach Südoſten in das Längenthal im Oſten des Puſcht-i-Kuh, und es vereinigt ſich mit ihm ſein längſter rechter Zufluß, der Kerend, eine Tagereiſe weiterhin der größte linke, der Kaſchagan, und endlich auf derſelben Seite der Zal. Nun beginnt die große Ebene von Chuſiſtân oder Suſiana, die er, weſtlich von Dizful und der Stätte des alten Suſa, zunächſt in ſtarken Windungen, endlich durch ſumpfige Landſchaften, durchmißt. Zuletzt richtet er ſich gerade nach Süden. (*G. A. von Klöden.*)

KERCKHOVEN (Melchior van), holländiſcher Seemann, der ſich hauptſächlich in venetianiſchen Dienſten auszeichnete. Im Laufe des Kriegs, in welchen die Republik Venedig 1618 mit Neapel und Spanien verwickelt war, wandte ſich erſtere an die Generalſtaaten um Hülfe; hauptſächlich wünſchte man die niederländiſche Flotte vollſtändig in venetianiſchen Dienſt zu nehmen. Dies wurde aber von den Generalſtaaten nicht zugeſtanden, vermuthlich um Spanien während des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes keinen Anſtoß zu geben, dagegen wurde dem Geſandten der Republik, Suriano, geſtattet, für Rechnung ſeiner Regierung zwölf Schiffe in den Niederlanden zu miethen, dieſe auszurüſten und zu bemannen; auch die nachgeſuchte Anwerbung von Kriegsvolk wurde bewilligt. Die zwölf Schiffe, über welche van Kerckhoven mit Titel und Rang eines Admirals den Befehl

2) *Schol.* Ar. Lys. 601: μελιτοῦττα ἐδίδοτο τοῖς νεκροῖς ὡς εἰς τὸν K. — *Suid.* s. v. μελιτοῦττα. 3) Arch. Zeitg. 1859, t. 125. 4) Mon. d. In. VI, 36. 5) *Paus.* III, 28, 3. 6) *Paus.* IX, 34, 1; *Str.* IX, 411. Daß die Legende nach Strabo einen mythiſchen Grund für dieſe Symbomie zu erzählen wußte, kann über deren offenbar politiſchen Charakter nicht täuſchen.

Digitized by Google

führte, liefen am 18. Mai 1618 von der Rhede von Texel aus. Den Durchgang durch die Straße von Gibraltar verſperrte aber ein ſpaniſches Escader, das von van Kerckhoven alsbald angegriffen und nach einem vierſtündigen Gefechte in die Flucht getrieben wurde. Die Fahrt in das Adriatiſche Meer konnte nun ruhig fortgeſetzt werden und in Venedig angekommen, ſtellte ſich van Kerckhoven ſofort unter den Befehl des Generaliſſimus der Republik. Mit ſeiner Flotte, die indeſſen noch durch neunzehn andere niederländiſche Schiffe verſtärkt worden war, welche in Venedig ſelbſt gemiethet waren, kreuzte van Kerckhoven in dem Adriatiſchen Meere an den italieniſchen Küſten, und betheiligte ſich an verſchiedenen Gefechten gegen die Flotte des Herzogs von Oſſuna. Indeſſen waren noch vier weitere größere gemiethete Schiffe aus Holland gekommen, und mit dieſer Macht blieb er etwa 1½ Jahre im Dienſte der Republik. Dieſe ſorgte aber für den Unterhalt der Flotte ſehr ſchlecht, es fehlte häufig am nothwendigſten Proviant und die Soldrückſtände hatten eine ſo bedeutende Höhe erreicht, daß van Kerckhoven mehrmals die größte Mühe hatte, den Ausbruch einer Meuterei zu verhindern. Er erklärte der Regierung unumwunden, daß er nach Hauſe ſegeln würde, wenn man ſeine gerechten Forderungen nicht befriedige. Es kam dazu aber nicht, denn er ſtarb bald darauf infolge der erlittenen Strapazen.

Vgl. Nederland en Venetië door Mr. J. C. de Jonge, Haag 1852: Resolut. van de Staaten-Generaal 7. Febr. en 17. Maert 1618.

(Th. Wenzelburger.)

KEREN (*Κῆρες*), Todesdämonen.[1] Als mythiſche Perſönlichkeit erſcheint die Ker bei Homer unverkennbar in der jedenfalls ſehr alterthümlichen Beſchreibung des Schildes Il. Σ 535 sq. Hier heißt es bei der Schilderung der Schlacht: „Drin ſchweiften Eris und Kydoimos umher und die *ὀλοὴ Κήρ*, ein vom Männerblute geröthetes Gewand um die Schultern. Bald befällt ſie Lebendige, friſch Verwundete wie Unverwundete, bald zerrt ſie einen Todten an den Füßen über das Schlachtfeld. Wie lebende Menſchen ſchweiften die Dämonen kämpfend umher und ſuchten ſich gegenſeitig die Leichname zu entreißen.“ In weitaus den meiſten Fällen jedoch läßt ſich das Wort bei Homer als einfaches Appellativum in der Bedeutung Tod, Todesart, Todesverhängniß erklären. Wenn dabei manche Bilder und Wendungen wiederum auf perſönliche Auffaſſung führen, ſo halten ſie ſich doch meiſt innerhalb der Grenze der Metapher und der poetiſchen Perſonification. Einige der bezeichnendſten und lebendigſten Züge mögen hier zuſammengeſtellt werden. Die finſtern, allen verhaßten (*Γ* 454) Keren des Todes führen den Sterblichen weg (*B* 302) zum traurigen Haus des Hades (Ξ 207). Sie treiben ihn ins Verderben mit unwiderſtehlicher Gewalt (*B* 883 = *Δ* 332); niemand, nicht einmal der Zeusſohn Herakles vermag ihnen zu entrinnen (*Σ* 118). Von tauſend und aber tauſend Seiten umlauern, „umgähnen“ (Ψ 79) ſie die Menſchen (*M* 324); den einen treffen ſie in der Schlacht, den andern auf dem Krankenlager, den dritten in den Fluten des Meeres (*λ* 170. 397). Doch walten ſie nicht in freier Willkür, ſondern ſtehen unter Zeus und den andern Göttern und können durch Götterwillen in ihrer grauſigen Thätigkeit gehemmt oder gefördert werden. So wägt Zeus auf der goldenen Schickſalswage die *κῆρε* der Troer und der Achäer (*Θ* 71), des Achilleus und des Hektor, und die ſchwerere, alſo gewaltigere, bringt nun ihr Opfer ins Verderben. Schon bei der Geburt wird dem Sterblichen die Ker beſchieden, die ihn tödten ſoll (*Ψ* 79); nur Achilleus darf zwiſchen Zweien wählen (*I* 420).[2]

Noch beſtimmtere Umriſſe erhält das Bild der Ker in den Heſiodeiſchen Gedichten. Wol direct von der Homeriſchen Darſtellung im 18. Geſange der Ilias abhängig iſt der Verfaſſer des Heſiodeiſchen Herakles-Schildes. Auch hier (V. 249 fg.) walten die Keren in der Schlacht, „dunkelfarbig, mit den weißen Zähnen knirſchend, furchtbaren Blickes, bluttriefend und unnahbar ſtreiten ſie ſich untereinander um die Fallenden, denn alle begehren ſie das dunkle Blut zu trinken, und ſobald ſie einen friſch verwundet Fallenden oder todt Daliegenden in ihrer Gewalt haben, dann ſchlagen ſie ihre Krallen in ihn und ſeine Seele geht zum ſchaurigen Hades. Haben ſie ſich am Männerblute geſättigt, ſo werfen ſie die Leichen hinter ſich und ſtürmen wiederum in wildem Schwarm durch das Kampfgetümmel.“[3] In der Hauptſache entſpricht dies Bild durchaus den Homeriſchen, nur ſind die Farben greller aufgetragen; ſehr bezeichnend ſind die Krallen und die gefletſchten Zähne für die raffende Todesgöttin[4], beſonders aber iſt das Trinken des Blutes ein bedeutſamer Zug. In das theogoniſche Syſtem der böotiſchen Sängerſchule wird die Ker eingefügt Theog. 211 sq. Nyx gebiert den Moros, die ſchwarze Ker und den Thanatos, den Hypnos und die Schar der Oneiroi.[5] Der ſchon bei Homer lebendige Gedanke, daß Schlaf und Tod Brüder ſeien[6], iſt hier weiter ausgeführt und ſinnreich genug wird die Nacht zu ihrer Mutter gemacht.

Neben dieſen claſſiſchen Zeugniſſen verdient in erſter Linie noch die nach Pauſanias V, 19, 6 inſchriftlich geſicherte Darſtellung der Ker auf der Kypſeloslade Erwähnung. Hier ſtand ſie hinter Polyneikes; ſie hatte Zähne

1) Zur Literatur: Nägelsbach, Hom. Theologie, herausgegeben von Autenrieth, S. 83. 197; Heffter, Religion der Griechen und Römer, S. 359; Gerhard, Mythologie, §. 575; Welcker, Griech. Götterlehre I, 708 fg., III, 100. Vollſtändigſte Zuſammenſtellung des Materials bei Jakobi, Wörterbuch der Mythol. II, 536 fg.

2) Abweichend ſcheint die Darſtellung A 416 fg., vgl. Nieſe, Die Entwickelung der Homeriſchen Poeſie, S. 34, Anm. 1. 3) Ein Eingehen auf die textkritiſchen Schwierigkeiten der Stelle (Lehrs, Populäre Aufſätze, S. 244 Anm.) iſt für unſere Zwecke unnöthig. 4) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldculte II, 81, „Germ. Mythen“ S. 626. 5) V. 217 fg. — wo Nyx die Moiren und die *Κῆρας νηλεοποίνους* gebiert, welche die Menſchen für begangenes Unrecht ſtrafen — ſind längſt als Parallelſtelle jüngern Urſprungs erwieſen. 6) Vgl. C. Robert, Thanatos, Winkelmann's-Programm (Berlin 1879), S. 6 fg.

wie ein Raubthier und krumme (ἐπικαμπεῖς) Nägel an den Händen. Das unverkennbare Zuſammentreffen des alten Bildners mit Heſiod kann erklärt werden durch Annahme einer gemeinſamen Quelle und dieſe kann die Volksvorſtellung ſelbſt ſein; ebenſo gut aber iſt directe Abhängigkeit des einen vom andern möglich, wie ſie Bergk (Gr. Lit.-Geſch. I, 998 fg.) annimmt. Vielleicht iſt hier, wie ſo oft, die Phantaſie des Dichters befruchtet durch den Bildner, welcher ſolche Einzelzüge zum „allegoriſchen Ausdruck einer dem dargeſtellten Weſen innewohnenden Eigenſchaft" gewiſſermaßen als Nothbehelf anwenden mußte.[7])

Die Elegiker und Jambographen ſchließen ſich auch hier im weſentlichen an Homer an. Entſchieden perſönlich erſcheinen die Keren bei Mimnermos fr. 2, 5 p. 26 Bgk.[4], wo er klagt: „Neben uns ſtehen die ſchwarzen Keren, die eine des Greiſenalters, die andere des Todes Ziel tragend." An dieſer Stelle zuerſt iſt auch ihre Machtbefugniß erweitert. Nicht nur den Tod bringen ſie den Menſchen, ſondern auch andere Uebel, als deren ſchwerſtes Mimnermos das Alter darſtellt. Perſönlich ſind ſie vielleicht auch bei Theognis V. 13 zu faſſen, wo Artemis angefleht wird, die κακὰς κῆρας abzuwehren; dagegen werden bei Simonides fr. 1, 20 p. 444 Bgk.[4] die κῆρες völlig gleichgeordnet mit den δύαι und πήματα.

Viel bedeutſamer tritt die Kerenvorſtellung auf bei den attiſchen Tragikern. In Aiſchylos' Septem c. Theb. 1055 klagt der Chor über die μεγάλαυχοι καὶ φθερσιγενεῖς Κῆρες Ἐρινύες, die des Oedipus Geſchlecht vertilgt hätten mit Wurzel und Stamm. Bei Euripides ruft Herakles Herc. fur. 870 durch ſein raſendes Beginnen die Keren des Tartaros empor und den Muttermörder Oreſtes hetzen Electr. 1252 die furchtbaren Keren, die κυνώπιδες θεαί, wie ſonſt die Erinyen heißen. So verbinden ſich hier die Keren mit den Erinyen, wol ganz allgemein als Unglücksdämonen gefaßt, wie ſchon bei Mimnermos, treten ſie in den Dienſt der Mächte, welche der ſittlichen Weltordnung warten und für die Ausgleichung von Schuld und Strafe Sorge tragen. Dieſe Auffaſſung der Keren iſt ſo eng verwachſen mit einem von der attiſchen Tragödie beſonders reich und lebendig entwickelten ethiſchen Anſchauungskreiſe, daß man ſie jener Periode geradezu als Neuſchöpfung wird zuſchreiben dürfen. Die oben beſprochene interpolirte Stelle der Heſiodiſchen Theogonie kann ſehr wohl noch erheblich jünger und unter attiſchem Einfluſſe entſtanden ſein.[8])

Im übrigen ſind die Zeugniſſe aus der claſſiſchen attiſchen Periode weder zahlreich noch von beſonderm Intereſſe.[9]) Auch auf Vaſenbildern iſt die Ker nur äußerſt ſelten nachweisbar. Am wahrſcheinlichſten hat man ſie erkannt in einer kleinen weiblichen Flügelfigur, welche auf einer Darſtellung des Kampfes zwiſchen Herakles und Alkyoneus (Millin, Gal. myth. 120, 459, Ann. d. Inst. V tav. D, 1 p. 310) auf den Giganten losſtürmt, um ihn vollends hinzuſtrecken. Vgl. Panofka, Hyperbor.-röm. Studien S. 259; O. Jahn, Archäolog. Beitr. S. 131.

Die helleniſtiſche Zeit verwendet auch hier im ganzen eklektiſch die vorhandenen Elemente. Von Intereſſe iſt die Thatſache, daß die Keren unverkennbar geflügelt gedacht werden, gemäß der von dem beſprochenen Vaſenbilde bezeugten Volksanſchauung. So ruft Medea bei Apollonios von Rhodos IV, 1663 „die herznagenden Keren, des Hades ſchnelle Hunde[10]), welche rings durch den ganzen Luftraum kreiſen"[11]), und ebenſo heißt es bei Quintus Smyrnäus IV, 44 (wol nach einer helleniſtiſchen Vorlage) „ſchon umflogen (ἀμφεποτῶντο) den Helden die erbarmungsloſen Keren". Ein weſentlich neuer Zug, der ſich aber mit den älteren und urſprünglicheren nicht recht verträgt, iſt die Annahme einer lichten (φαιδρή) Ker bei demſelben Quintus II, 509 fg.: „Zwei Keren aber ſtanden plötzlich beiden zur Seite, eine finſtere ganz zum Herzen des Memnon, eine lichte um den ſchlachtenkundigen Achilleus", vgl. auch XII. 5[illegible]0 fg. Hier hat der Wirkungskreis der Ker ſchließlich die weiteſte Ausdehnung gewonnen; ſie iſt zum neutralen Schickſalsdämon geworden wie Moira und Tyche.

Wir haben an der Hand der wichtigſten Zeugniſſe die Kerenvorſtellung durch ihre verſchiedenen Entwickelungsphaſen begleitet und müſſen uns nun noch mit dem ſchwierigen Problem ihrer urſprünglichen Bedeutung und ihrer Entſtehung abfinden.

Die bisher geltend gemachten Auffaſſungen zerfallen in zwei Gruppen. Entweder das Appellativum iſt das prius, und wird, wie Eris und Kydoimos, durch poetiſche Perſonification, wol erſt durch den Dichter des Achilleusſchildes, zur mythologiſchen Figur erhoben. Hierher gehört vor allem Welcker's Erklärung als „der Act, ſozuſagen der Treff des Todes", von κείρειν (Gr. Götterlehre I, 708 fg.). Oder die Ker iſt eine im Volksglauben wurzelnde mythiſche Geſtalt, die erſt nachträglich zum Appellativum herabſank oder nur von ihm den Namen entlehnte. Derart iſt Grimm's Auffaſſung, wenn er die Keren mit den Walkyren vergleicht (Deutſche Mythol. S. 240), ſowie Leo Meyer's Gleichſetzung von Κήρ mit einem angeblichen indiſchen Todesgott Kâla (Kuhn's Zeitſchr. V, S. 375), womit Maury's (Hist. d. rel. I, p. 285) Ableitung von ſanſkr. kal „zutheilen" (Κήρ = Μοῖρα) auf eins herauskommt.

Welcker's Auffaſſung iſt ſehr einleuchtend, wenn auch nicht ſtreng zu beweiſen, und hat großen Anklang gefunden; vgl. Gerhard, Mythol. § 575; Curtius, Grundz. 53, S. 147. Sicher ſind ihr gegenüber Grimm's und

7) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldculte II, 81. 8) Weshalb die Ker auf der Kypſelos-Lade gerade νηλεόποινος ſein ſoll, wie man von Pauſanias beeinflußt vermuthet hat, vermag Verfaſſer nicht einzuſehen; ſie lauert beim Zweikampf auf ihre Beute wie in der Schlacht. 9) Pindar ſpricht fr. 277 (245) von den Keren der Sorgen und bei Plato, Legg. XI, p. 937 D heißt es, mit allem Schönen im Menſchenleben ſeien gewiſſermaßen κῆρες verbunden, die es beſudeln und beflecken.

10) Sonſt ein Beiwort der Erinyen, wol auch in dieſer ſpeciellen Verwendung tragiſche Reminiſcenz; vgl. oben Anm. 8. 11) δινεύειν, was Il. Φ 875 von einem Vogel gebraucht wird. Vgl. auch V. 1483 Κάνθε, σὲ δ' οὐλόμεναι Λιβύῃ ἔνι κῆρες ἕλοντο.

Digitized by Google

Meyer's Anſätze ohne rechte Ueberzeugungskraft. Und doch ſcheint uns eine halbverſchollene Tradition in letzterer Richtung, freilich nach einem ganz andern Ziele hinzuführen.

Die griechiſchen Grammatiker und Lexikographen (vgl. Heſych., Suid. s. v.) pflegen *τὸ κῆρ* durch *ψυχή* zu erklären; nicht ohne Grund, da dies Wort, ganz anders als *καρδία*, faſt durchweg übertragen gebraucht wird für Sinn, Gefühl, Seele. Schon hierdurch wird wahrſcheinlich, daß die Griechen die phyſiſche Bedeutung nicht mehr überall mitempfanden, wie bei dem verwandten *καρδία*, ſondern das Wort vielmehr ganz abſtract aufzufaſſen pflegten. Zu weiterer Beſtätigung dient folgende wenig beachtete Thatſache.

An das attiſche Antheſterienfeſt, deſſen letzten Act ein Opfer für den chthoniſchen Hermes und die Seelen der Verſtorbenen bildete (*Χύτροι*), ſchloß ſich, gerade wie an die Lemuralien der Römer (Varro bei *Non.* p. 135), das „Seelenaustreiben" an.[12]) Bei dieſer alterthümlichen Ceremonie rief man den als gegenwärtig gedachten Geiſtern die ſprichwörtliche Formel zu: *θύραζε, Κῆρες, οὐκ ἔτ' Ἀνθεστήρια*[13]), von Didymos bei *Phot.* I, p. 286 Nb. erklärt: *ὡς κατὰ τὴν πόλιν τοῖς Ἀνθεστηρίοις τῶν ψυχῶν περιερχομένων.* Unverkennbar ſind hier die *Κῆρες* die *ψυχαί*, die Seelen der Verſtorbenen. Nun kannte man *κῆρ* in dieſer Bedeutung bisher zwar nur im Singular und als Neutrum; man wird aber, da Sprichwörter und religiöſe Formeln mancherlei Sprachantiquitäten zu bewahren pflegen[14]), an der Autorität jenes Zeugniſſes nicht zweifeln dürfen, ſondern hat vielmehr die Form *κῆρες* neben *τὸ κῆρ* zu ſtellen und als Bereicherung unſers Lexikons zu regiſtriren.

Hiermit verändert ſich die Sachlage völlig. Wir haben nun zunächſt zu fragen, ob mit den *κῆρες* in dieſer Bedeutung die mythiſchen, ganz namensgleichen[15]) nicht auch dem Weſen nach verwandt ſein können. Und in der That werden die Hauptzüge der Kerenvorſtellung im volksthümlichen Glauben oder Aberglauben auch den Seelen der Abgeſchiedenen beigelegt.

Nach einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten, hochalterthümlichen Anſchauung ſind es die Verſtorbenen ſelbſt, welche die Ueberlebenden nach ſich zu ziehen ſuchen in das freudeloſe Jenſeits. Dieſer Gedanke iſt bei den Römern noch ganz lebendig[16]); bei den Griechen findet er ſich wenigſtens rudimentär im ſpäteren Aberglauben[17]) und andern mannichfachen Spuren. Für die älteſte Zeit iſt er zu erſchließen aus der bereits in der kleinen Ilias behandelten Sage, daß der Schatten Achill's dem Neoptolemos erſchien und Polyxena als Todtenopfer forderte. Ferner gehört hierher die Todtenbeſchwörungsſcene aus der Nekyia Od. *λ* 45 sq. Gierig drängen ſich die Schatten um das Blut des Opferthieres, und erſt wenn ſie davon getrunken haben, erhalten ſie Leben und Bewußtſein wieder.[18]) Hier haben wir bereits die Grundidee des Vampyrismus, der ſchon in der claſſiſchen Zeit wiederholt bezeugt wird und auch im neugriechiſchen Volksaberglauben eine hervorragende Rolle ſpielt.[19]) Es iſt ſchwerlich ein Zufall oder blos poetiſche Erfindung, daß bei Heſiod auch die Keren das Blut der Gefallenen buchſtäblich trinken.[20])

Hiernach müſſen wir die Frage, ob die dämoniſchen Keren urſprünglich als *κῆρες*, als Seelen der Abgeſchiedenen gedacht ſein können, unbedingt bejahen.

Merkwürdig genug aber iſt es, daß ſich bei keinem Geringeren als Aiſchylos der erſte Anſatz zu dieſer Auffaſſung zeigt. Bei Homer wiegt Zeus die *κῆρε* des Achill und Memnon; Aiſchylos in der *ψυχοστασία* (fr. 276 Ddf.) ſetzte dafür die *ψυχαί* der beiden Helden ein, nach der Anſicht der antiken Grammatiker geradezu durch eine falſche Deutung der Homerſtelle verleitet. Vgl. Schol. Il. Θ 70: *κῆρε . . . ὅτι τὰς θανατηφόρους μοίρας λέγει· ὁ δὲ Αἰσχύλος νομίσας λέγεσθαι τὰς ψυχὰς ἐποίησε τὴν Ψυχοστασίαν* (ähnlich zu *X*, 210); Euſtath. p. 1266, 37 *φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ ἐκ τούτου τοῦ χωρίου πεπλάσθαι . . . τὴν Ψυχοστασίαν τῷ Αἰσχύλῳ, κῆρε νοήσαντι τὰς ψυχάς, ὡς καθόλου τοῦ Διὸς ψυχὰς ἱστῶντος.* Und in der That mag dem Aiſchylos das Sprachbewußtſein ſeiner Zeit, wie es in dem altattiſchen Sprichworte zu Tage tritt, das neue, wirkungsvolle Bild des Seelenwägens an die Hand gegeben haben.

(*O. Crusius.*)

KERENSK, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Penſa, unter dem 53° 42′ nördl. Br. und 60° 43′ öſtl. L., 173 Kilom. von der Gouvernementsſtadt Penſa, an den Flüßchen Wada, Kerenka und Tſchingora gelegen. An die Stadt ſtoßen die drei Vorſtädte: Archangelſkaja, Bogojawlenkaja und Pokrowska. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1683. Fack, der im J. 1768 das Gouvernement Penſa bereiſte, berichtet,

12) Vgl. Lippert, Seelencult S. 23 fg., Religionen der europäiſchen Culturvölker S. 319. Lippert hat dieſen Feſtſchluß der Antheſterien vermuthungsweiſe angenommen; eine Beſtätigung bietet das oben behandelte Sprichwort. 13) Daß die bei den Parömiographen erhaltene Faſſung *θύραζε, κῆρες κτλ.* von dem wenig glaubwürdigen Atthidographen Demon herrührt, glaubt Verfaſſer erwieſen zu haben Anall. crit. ad paroemiographos Graecos p. 48 sq. 146. 14) Vgl. hierüber die feinen Bemerkungen Rutherford's, Zur Geſchichte des Atticismus, überſetzt von Funck, Fleckeiſen's Jahrb., Suppl. XIII, 365. 389 fg. 15) Die abweichende Accentuirung des Singulars *Κήρ* könnte durch das Streben nach Differenzirung hervorgerufen ſein. 16) Vgl. *Ovid. fast.* II, 545 sq. und die Ausführungen Lippert's, Religionen der europäiſchen Culturvölker S. 419. 17) Beſonders in den Geſpenſtergeſchichten bei Philoſtrat, Phlegon und Apuleius. Vgl. auch Rohde, Gr. Roman. S. 387, Anm. 1; Rhein. Muſ. XXXII, 329.

18) Vgl. Lippert, Religionen S. 277; Waſſner, De heroum apud Graecos cultu (diss. Kil. 1883) p. 21 sq. 19) Bekannt iſt die von Goethe (Braut von Korinth) bearbeitete Geſpenſtergeſchichte aus Phlegon Mirab. 1. Sogar der Glaube, daß der „Nachzehrer" als Fledermaus (Vampyr) erſcheint, iſt altgriechiſch. Darauf ſind wol in der parodirten Todtenbeſchwörung *Aristoph.* Avv. 1555 sq. die dunkeln Worte *κἆτ' ἀνῆλθε . . . πρὸς τὸ *λαῖμα τῆς καμήλου Χαιρεφῶν ἡ νυκτερίς* zu beziehen, ſowie die abergläubiſche Furcht vor der *νυκτερίς, βύζα, στρίγξ* und ähnlichen Thieren. Vgl. im allgemeinen C. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 114 fg. 20) Auch die Flügelung der Keren findet ſich in der Darſtellung der *ψυχαί* wieder, ohne daß ich beſonderes Gewicht darauf legen möchte.

Digitized by Google

daß bei der Kreisſtadt Kerenſk die ſogenannte Kerenſkiſche Linie beginne, welche vom Zaren Johann Waſſiljewitſch von Kerenſk bis zur Stadt Penſa zum Schutz gegen die Einfälle der Kubanzen und Kaukaſier angelegt worden war. Nach der Einrichtung der Terekſchen Linie verlor die Kerenſkiſche Linie ihre Bedeutung. In Kerenſk exiſtirte noch im 18. Jahrh. eine hölzerne Feſtung, die zur Zeit der Empörung Pugatſchew's zerſtört wurde. Im J. 1708 wurde Kerenſk dem Aſowſchen Gouvernement zugeſchrieben, 1780 zur Kreisſtadt der Statthalterſchaft Penſa erhoben und nach Aufhebung derſelben (1798) dem neu errichteten Gouvernement Penſa zuertheilt. Gegenwärtig enthält die Stadt 4 Kirchen, 1 Nonnenkloſter, 798 Häuſer, 19 Kaufläden, 1 Gemeindeſchule, 1 Hospital und 5497 Einwohner. Viele Einwohner ſuchen ihren Lebensunterhalt außerhalb der Stadt. Außer einer kleinen Pottaſchefabrik gibt es keine Manufacturen in Kerenſk. Auch der Handel iſt ſehr unbedeutend und der Umſatz auf dem hier ſtattfindenden tichwinſkiſchen Jahrmarkte (1.—4. Juli a. St.) ſehr gering (circa 5000 Rubel). Im kerenſker Kreiſe, der ein Areal von 51,$_{38}$ □Meilen umfaßt, leben c. 5000 Tataren. Im Kreiſe befindet ſich eine Tuchfabrik mit einer jährlichen Production von 123,000 Rubel und viele Pottaſchefabriken.

(*A. von Wald.*)

KERESZTUR, d. h. Kreuzherr, iſt ein in Ungarn und Siebenbürgen häufig vorkommender Ortsname; es gibt im ganzen etwa 45 Ortſchaften, die dieſen Namen führen, ſie werden natürlich durch einen Beinamen voneinander unterſchieden. Es ſind meiſtens kleine Dörfer, die einſt Eigenthum der Kreuzherren waren. Die bevölkertſten ſind: Szerb-Kereſztur mit 2600 Einw. im torontaler Comitate; Székely- oder Szitás-Kereſztur mit 2700 Einw. im udvarhelyer Comitate; Szécs-Kereſztur mit 1300 Einw. im zempliner Comitate; Német-Kereſztur (Deutſch-Kreutz) mit 2700 Einw. im ödenburger Comitate; Rácz-Kereſztur mit 1500 Einw. im weißenburger Comitate; Száſz-Kereſztur mit 950 Einwohnern im groß-kokler Comitate u. ſ. w. (*J. Hunfalvy.*)

KERGUELEN-TREMAREC (Ives Joseph de), berühmter franzöſiſcher Seemann, wurde um das Jahr 1745 zu Quimper in der Bretagne geboren. Nachdem er 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte zum Schutze der franzöſiſchen Fiſcher nach Island entſendet war und in England eine Zeit lang behufs Erlernung des Baues der Kriegsſchiffe verweilt hatte, wurde er im J. 1769 beauftragt, in dieſem und in dem folgenden Jahre die Küſten Frankreichs zu unterſuchen. Bereits im J. 1771 wurde ihm ſodann eine Expedition nach Isle-de-France übertragen. Am 13. Febr. 1772 entdeckte derſelbe im ſüdlichen Indiſchen Ocean die ſpäter nach ihm benannte Inſelgruppe, und zwar zuerſt zwei kleine Inſeln, welche er nach ſeinem Schiffe „Isles de la Fortune“ nannte. Die Hauptinſel vermochte er eines Sturmes wegen nicht zu erreichen. Zur Beſitzergreifung und näheren Unterſuchung dieſer „wichtigen“ Entdeckung wurde Kerguelen im folgenden Jahre mit den zwei Schiffen Roland und Oiſeau ausgeſandt. Indeſſen gelang es ihm auch auf dieſer Reiſe des ſtürmiſchen Wetters wegen nicht, die Hauptinſel ſelbſt anzulaufen. Wohl aber glückte es dem Befehlshaber des zweiten Schiffes, am 6. Jan. 1774 an der letztern zu landen und das neuentdeckte Gebiet für den König von Frankreich in Beſitz zu nehmen. Zurückgekehrt von dieſer zweiten Entdeckungsreiſe wurde Kerguelen, angeklagt, eine Abtheilung ſeiner Mannſchaft auf einer unwirthlichen Inſel zurückgelaſſen zu haben, mit Gefängniß beſtraft, obgleich er den Nachweis führte, daß jene Mannſchaft gerettet worden war. Nach weiteren Seereiſen, welche er mit ſeinen Söhnen unternahm, wurde er während der Schreckenszeit von neuem eingekerkert und ſeiner Stellung verluſtig erklärt. Er ſtarb 1797. Außer ſeinen kartographiſchen Aufnahmen erſchienen von ihm: Relation d'un voyage dans la mer du nord (Paris 1771); Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes (Paris 1782); Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre (Paris 1796).

Kerguelensland. Das von Kerguelen neuentdeckte Land wurde zuerſt den Anſchauungen jener Zeit entſprechend als ein Theil der großen terra australis incognita angeſehen, welche, den nordhemiſphäriſchen Landmaſſen das Gleichgewicht haltend, rings um den Südpol gelagert ſein ſollte. Cook's zweite große Reiſe 1772—75 beſeitigte dieſe Auffaſſung und ſtellte die Inſelnatur jenes Landes feſt. Am 25. Dec. 1776 wurde das letztere ſodann von Cook ſelbſt beſucht und in ſeinen öſtlichen Küſtenpartien erforſcht. Nach dem öden Ausſehen des Litorales war Cook zunächſt geneigt, die Inſel Island of Desolation zu nennen. In Anerkennung aber der frühern Entdeckerrechte des franzöſiſchen Seefahrers gab er der Inſelgruppe den Namen des letztern: Kerguelensland. Im J. 1799 erforſchte ſodann Kapitän Rhodes die nordöſtlichen Küſten und 1840 gelang es James Roß mit Hülfe namentlich ſeines Begleiters, des Botanikers Dr. Hooker, die Grundzüge der phyſiſchen Verhältniſſe der Inſelgruppe feſtzulegen. In der Folgezeit waren es ausſchließlich Walfiſchfänger und Robbenjäger, welche die Kunde von jenen fern gelegenen Eilanden aufrecht erhielten und zur näheren Kenntniß der Küſtengeſtaltung derſelben beitrugen. Erſt in den ſiebziger Jahren, als Kerguelensland ſeitens des Deutſchen Reichs, Englands und der Nordamerikaniſchen Union zur Station behufs Beobachtung des Venusdurchgangs auserſehen wurde, begann für die Erforſchung der Inſelgruppe eine neue Aera. Die Unterſuchungen der Recognoſcirungsexpeditionen des Challenger unter Kapitän Nares und der Arcona unter Kapitän Frh. von Reibnitz, ſodann aber beſonders die Beobachtungen der dort ſtationirten aſtronomiſchen Expeditionen ſind es hauptſächlich, auf welche ſich unſere gegenwärtige Kenntniß von Kerguelensland ſtützt. Von deutſcher Seite haben ſich namentlich Kapitän Frh. von Schleinitz, der Führer der „Gazelle“, und ſeine Offiziere ſowie Profeſſor Th. Studer um die Erforſchung des letztern verdient gemacht. Allerdings beſchränkt ſich unſere Kunde auch gegenwärtig noch im weſentlichen auf die nähere Umgebung der Beobachtungsſtationen, von denen die deutſche (vom 26. Oct. 1874

Digitized by Google

bis 5. Febr. 1875) auf der „Obſervationshalbinſel" zwiſchen Betſy Cove und Hillsborough-Bai, die engliſche und amerikaniſche im Royal Sound ſüdlich von erſterer gelegen waren.

Kerguelensland repräſentirt eine Gruppe von nicht weniger als 130 größeren und kleineren Inſeln und etwa 160 über das Meer hervorragenden Felſen und Riffen, welche ſich rings um eine oſtweſtlich erſtreckte und etwa 22 deutſche Meilen lange und 2½ bis 11 deutſche Meilen breite Hauptinſel vertheilen. Die geſammte Inſelgruppe umfaßt ein Areal von etwa 3500 □Kilom. und liegt gegen 500 Meilen ſüdöſtlich von Port Natal und 600 Meilen weſtſüdweſtlich von Weſtauſtralien unter 49° ſüdl. Br. und 69—70 öſtl. L. v. Gr. Die einzelnen Inſeln ſind von zahlreichen Fjords vielfach zerklüftet und erinnern in ihrer Umrißgeſtaltung deutlich an die entſprechenden Bildungen Spitzbergens, Norwegens und Schottlands. Von allen Seiten dringen mehr oder weniger enge Meeresbuchten namentlich in den Hauptinſelkörper ein, ſo auf der Oſtſeite der von zahlreichen Felseilanden erfüllte Royal Sound, an der Nordküſte die Hillsborough Bay, die Whale Bay, die Rhodes Bay, White Bay und Cumberland Bay; an der äußerſten, zuerſt entdeckten Nordſpitze bildet der Chriſtmas Harbour ein ſicheres, tief eingebuchtetes Hafenbaſſin. Die Inſelgruppe ſetzt ſich faſt durchweg aus vulkaniſchen Geſteinsmaſſen zuſammen und zwar ſind es hauptſächlich dichte ſchwarze Baſalte, welche ſich an dem Aufbau der Inſel betheiligen. Dieſelben ſind in horizontalen, ſenkrecht prismatiſch zerklüfteten Bänken von durchſchnittlich 20 Met. Mächtigkeit ausgebreitet. Auf der Obſervationshalbinſel konnte Studer mehr als 20 ſolcher Bänke übereinander verfolgen. Zwiſchen je zwei ſolchen Baſaltdecken findet ſich ſtets ein etwa ein Meter mächtiges Lager von röthlich verwitterndem Baſaltmandelſtein. Außerdem tritt an manchen Stellen ein älterer hellgrünlicher Trachyt unter jenen Baſalten und Mandelſteinen hervor. Eigenthümlich iſt das Auftreten von foſſilem Holz und Kohlen. Das erſtere, meiſt ſtark verſteinert, findet ſich im Baſalt eingeſchloſſen, die letztern treten in Lagern von ſtellenweiſe über 1 Meter Mächtigkeit zwiſchen den Eruptivgeſteinen auf. Indeß beſitzt dieſe Kohle ihrer vielen anorganiſchen Beſtandtheile wegen einen nur geringen Brennwerth. Nach den Mittheilungen eines Kerguelen faſt alljährlich beſuchenden amerikaniſchen Walfängers, des Kapitän Fuller, befindet ſich im Südweſten der Hauptinſel ein noch thätiger Vulkan, in deſſen Umgebung heiße Quellen zu Tage treten. Derartige Thermen kommen auch im Hintergrunde des Royal Sound vor. Alte Strandterraſſen, welche ſich in der Umgebung von Betſy Cove vorfinden und in einem conſtanten Niveau von 6 Met. über dem Meeresſpiegel verlaufen, deuten nach Studer auf eine recente Hebung der Inſel.

Durch die erodirende Thätigkeit auf der einen Seite der gewaltig brandenden Meereswogen, auf der andern Seite des überreichlich vorhandenen fließenden Waſſers iſt die urſprünglich ein monotones Felsplateau darſtellende Inſel wie in horizontaler ſo auch in verticaler Richtung reich gegliedert worden. Ein langgeſtreckter hoher Gebirgsrücken durchzieht die Hauptinſel in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt und entſendet zahlreiche Ausläufer nach beiden Seiten gegen das Meer. Eine zweite Hauptkette lagert ſich der erſtern nordöſtlich vor. Die höchſte Erhebung auf Kerguelensland findet ſich im Süden, wo Mount Roß eine Höhe von 1866 Met. erreicht. Andere Hauptgipfel ſind Mount Richards im Nordweſten, Mount Crozier (990 Met.) an der Baſis der Obſervationshalbinſel und Mount Wyville Thomſon ſüdlich vom Royal Sound.

Nach Studer bilden die Gebirge meiſt Kämme, welche ſich halbkreisförmig um tief eingeſchnittene Circusthäler lagern. Sie zeigen meiſt einen terraſſenförmigen Aufbau, wobei ſie ſich nach oben zu ſchmalen Gräten zuſchärfen oder ein ſchmales Plateau bilden. Gegen die Circusthäler fallen die Felswände meiſt ſenkrecht ab, nach außen zu dagegen in ſtufenförmigen Terraſſen. Häufig iſt der oberſte Kamm gekrönt mit ſäulenförmigen Felsaufſätzen, welche bald als einfache cubiſche Blöcke oder ruinenartig den Bergen ein ſehr charakteriſtiſches Ausſehen verleihen. Bei den niedern Hügeln herrſcht die Tafelform vor, Geſtaltungsverhältniſſe, wie ſie der Zuſammenſetzung der Inſel aus horizontal gelagerten Decken und Bänken entſprechen. Seen und Teiche theils mit, theils ohne Abfluß ſind überall verbreitet, indem ſich die atmoſphäriſchen Gewäſſer bei der Undurchläſſigkeit des baſaltiſchen Verwitterungsbodens in jeder Thalvertiefung und muldenförmigen Einſenkung anſammeln. Zahlreiche reißende Waſſerläufe und Wildbäche durchſtrömen die Thäler und ſtürzen ſich in rauſchenden Caſcaden über die Felswände oft unmittelbar in das Meer hinab.

Das Klima der Inſelgruppe iſt nach allen Berichten ein äußerſt rauhes, ſtürmiſches und unwirthliches. Schnee und Regen, Froſt und Thauwetter wechſeln an den Küſten oft miteinander ab; ein Sommer iſt nicht vorhanden, ebenſowenig aber auch ein ſtrenger Winter. Die Temperatur iſt das ganze Jahr hindurch eine ziemlich gleichmäßige. Selbſt während des Januar ſtieg das Thermometer nur wenig über 6—7° C. Die Extreme der Temperatur während des Aufenthalts der Challenger-Expedition waren 3,33 und 14,44° C. Mitten im Sommer (December und Januar) fand Cook die Inſel mit Schnee bedeckt, während James Roß im Winter das Thermometer nur ſelten unter den Gefrierpunkt ſinken ſah. Dabei iſt die Witterung außerordentlich ſtürmiſch. Unter 68 Wintertagen, welche Roß an jenen Küſten zubrachte, waren nicht weniger als 45 Sturmtage und nur an 3 Tagen fiel weder Schnee noch Regen. Dichte Nebel und Wolken umhüllen entſprechend der Lage der Inſelgruppe in der Zone der Weſtwinde namentlich die weſtlichen Küſten.

Infolge des rauhen und unwirthlichen Klimas iſt der größte Theil der Inſelgruppe vegetationslos. Nur in den tieferen Partien und in den Thalgründen bis hinauf zu einer Höhe von 300—360 Met. zeigt ſich eine niedere Vegetation, gebildet hauptſächlich durch die geſellig wachſende, polſterartig erſcheinende Azorella selago. Die größte Pflanze der Inſel iſt durch den an geſchüt-

Digitized by Google

ten ſonnigen Abhängen, namentlich am Meeresufer wachſenden Kerguelenkohl, Pringlea antiscorbutica, repräſentirt. An den Küſten bilden geſellige Gräſer hier und da üppige Raſen, welche der Landſchaft zuweilen ein freundlicheres Ausſehen verleihen. Im ganzen ſind auf Kerguelensland bisher bekannt geworden: 21 Blütenpflanzen, 4 Farnarten, 74 Mooſe und 61 Arten von Flechten. Letztere Mooſe und Flechten ſteigen in den öden Steinwüſten des Innern der Inſel am weiteſten empor, bis endlich über 300 Met. eine, wie es ſcheint, zuſammenhängende Firndecke die centralen Gebiete überkleidet. Von ihr aus nehmen mächtige Gletſcherſtröme ihren Ausgang und reichen an einzelnen Stellen bis zum Meer hinab. Rundhöcker und Moränenablagerungen an jetzt eisfreien Stellen der Inſel deuten auf eine früher umfangreichere Vergletſcherung hin.

Das Meer in der Umgebung von Kerguelensland beherbergte in frühern Zeiten Scharen von Robben und Walen, namentlich von der ihres Pelzwerkes wegen geſchätzten Ohrenrobbe und des 5—6 Met. großen Seeelefanten, welche Veranlaſſung zu einer außerordentlich ergiebigen Robbenfängerei gegeben haben. Gegenwärtig hat dieſelbe ihre Bedeutung verloren. Wo der Robbenfang noch betrieben wird, befindet ſich derſelbe in den Händen amerikaniſcher Kaufleute. Seevögel der verſchiedenſten Art, unter ihnen rieſige Albatroſſe, Sturmvögel und Pinguine bevölkern zu Tauſenden die Steilküſten der Inſelgruppe. Landvögel ſind in nur geringer Zahl und zwar namentlich durch Enten und einen den Waſſerläufern am nächſten verwandten, ſchneeweiß geſiederten Vogel, Chionis minor, vertreten. Auch ſonſt iſt im ſchroffen Gegenſatze zu dem reichen Thierleben des benachbarten Meeres die Thierwelt der Inſel eine äußerſt ſpärliche. Wenige Inſekten nur, fünf Käferarten, vier Fliegen und ein Schmetterling, ſowie endlich eine einzige Schneckenart ſind bisher nachgewieſen. Feſte menſchliche Anſiedelungen fehlen der Inſelgruppe vollſtändig. Nur zeitweiſe nehmen Walfiſchfänger und Robbenſchläger hier ihren Aufenthalt. Noch im Jahre 1843 legten 500—600 Walfänger hier an. Gegenwärtig iſt die Zahl bis auf wenige geſunken. (Die neuere Literatur über Kerguelensland findet ſich namentlich in den Berichten der Challenger- und der Gazellen-Expedition, letztere in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie; ferner in Petermann's Geogr. Mittheilungen: Jahrg. 1858, S. 24; 1874, S. 379; 1875, S. 132 nebſt Karte, Taf. VII. — Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XI, 1876, S. 96 nebſt Karte, Taf. I. — Th. Studer, Geologiſche Beobachtungen auf Kerguelensland. Zeitſchrift der Deutſchen geol. Geſ. Berlin 1878. Bd. XXX, S. 327 nebſt Karte, Taf. XV. — Th. Studer, Ueber die Inſeln im antarktiſchen Meere. Vortrag, gehalten am 27. Oct. 1881.) *(R. Credner.)*

KERIOTH, hebr. Qerijjôth, in der griechiſchen Bibel Karioth, heißt: 1) eine der Hauptſtädte von Moab, Amos 2, 2; Jer. 48, 24. 41, wahrſcheinlich identiſch mit dem anderwärts als Hauptſtadt Moabs genannten Ar (d. i. eigentlich „Stadt", während Kerijjoth „Städte" bedeutet).

2) Stadt im ſüdlichen Juda (Joſ. 15, 25), wahrſcheinlich der heutigen Ruinenſtätte el Kurjethên, 4 Stunden ſüdlich von Hebron, entſprechend (die große engliſche Karte des Weſtjordanlandes, London 1880, ſchreibt den Namen Kureitein, jedenfalls ſtimmt die heutige Form, welche „die beiden Städte" bedeutet, zu der einſtigen Pluralform). Ohne Zweifel iſt in dieſem judäiſchen Kerioth die Heimat des Judas, des Verräthers Jeſu, zu erblicken; denn ſein neuteſtamentlicher Beiname Iskariotes (Matth. 10, 4; Mark. 3, 19; bei Luther Iſchariotħ) iſt nur die griechiſche Ausſprache des hebräiſchen Isch Kerioth, d. h. Mann von Kerioth. Wenn übrigens Kerioth zu Jeſu Zeit der politiſchen Eintheilung nach zu Idumäa gehörte, ſo hinderte dies doch nicht, daß auch Judäer daſelbſt anſäſſig waren, und daß ſomit Judas eben einer jüdiſchen Familie entſtammt ſein wird. *(E. Kautzsch.)*

KERKOPEN. Vgl. Lobeck, *Aglaoph.* II, 1296. Welcker, Ep. Cycl. 1, 409; Preller, Gr. Myth. II³, 230.

Das Charakterbild der *Κέρκωπες* (d. i. der Geſchwänzten von *κέρκος*, vgl. *Hesych.* *κερκώπη. εἶδος θηρίου μεγάλην οὐρὰν ἔχοντος*) führte ein ſcherzhaftes Gedicht aus dem Kreiſe des Homeriſchen Epos in die Literatur ein, aus welchem wol die Verſe bei *Suidas* s. v. *Κέρκωπες* erhalten ſind mit der Charakteriſtik: Lügner und Betrüger, Unfug verſtehend, die durch die Länder ſchweiften und immerdar die Menſchen berückten. Ein epiſches Abenteuer ergibt ihr Zuſammentreffen mit Herakles. Nach den Herakles' Arbeiten eines Diotimos[1]) hauſen ſie als Wegelagerer auf den Heerſtraßen Böotiens und als ihre Heimat gilt hier Oichalia. Ihre Mutter warnt ſie vergebens, daß ſie noch einmal büßen würden, wenn ſie an einen *μελάμπυγος* geriethen[2]); dies ein derber Ausdruck für robuſte Männlichkeit (vgl. *Hesych.* *λευκόπυγος, ὁ ἄνανδρος*). Der Witz liegt nun darin, daß die Warnung der Mutter mit dieſem Worte nur allgemein auf einen hindeutete, der den Schabernack nicht dulden würde, die Kerkopen aber in die Lage kommen, deren buchſtäbliches Eintreffen an der Körperlichkeit des Herakles conſtatiren zu können; nämlich als ſie ſich an ihn gewagt hatten und von ihm überwältigt, an ein Tragholz gebunden mit den Köpfen nach unten herabhängen (*τὴν δασύτητα περὶ τὴν πυγὴν τοῦ Ἡρακλέους ὁρῶντες*, *Zenob.* ebend.). Den Austauſch dieſer Entdeckung vernimmt Herakles und läßt ſie laufen mit dem gutmüthigen Humor, den die griechiſche Sage in den heitern Epiſoden ihres Helden hervorhebt. Den ausruhenden Herakles, den die Kerkopen beſchleichen, hatte die Lokriſche Sage vor Augen, wenn ſie in der Umgebung der Thermopylen einen Stein des Melampygos (*Μελαμπύγου λίθος*) und einen Sitz (wol

1) *Suid.* s. v. *Εὐρύβατος . . . Διότιμος ἐν Ἡρακλέους ἄθλοις . . . γένος δ' ἦσαν Οἰχαλιῆες, Ὦλος Εὐρύβατός τε δύω βαρυδαίμονες ἄνδρες.* Die Abſtammung wollte Welcker nur als witzige Anſpielung auf *οἴχεσθαι* verſtehen, was wol in der Komödie am Platze wäre, ſchwerlich aber in der epiſchen Sage. 2) *Zenob.* V, 10: . . . *μηδὲν ἄδικον ποιεῖν, ἵνα μήτινος μελαμπύγου τυχόντες δίκην δώσουσιν.*

Digitized by Google

ſo viel wie Verſteck) der Kerkopen (*Κερκώπων ἕδρα*) zu zeigen wußte (ſ. *Herod.* VII, 216). Dagegen brachte man das Abenteuer in Kleinaſien, wo es in Epheſus localiſirt war, mit der Knechtſchaft bei Omphale in Zuſammenhang.[3]) Namen und Abſtammung werden verſchieden überliefert; Diotimos (*Suid. Εὐρύβατος*) und Nikander (O. Schneider, Nicandrea 132) nannten Olos und Eurybatos, andere Paſſalos und Akmon oder Aklemon, die Söhne der Memnonis (*Suid. Κέρκωπες*) oder Atlos und Kandaules (*Xenagoras* bei *Suid.*), der von ihrer Verwandlung in Affen (vgl. *Ov.* Met. XIV, 90) erzählte und den Namen Pithekuſen von ihnen ableitete. Außer der älteren bildenden Kunſt[4]) hatte ſich die attiſche Komödie des Stoffes bemächtigt, unter deren Ueberreſten mehrfach der Komödientitel *Κέρκωπες* begründet.[5])

(F. A. Voigt.)

KERKÛK, von den Türken officiell Schehri-Sör genannt, die Hauptſtadt des den letztern Namen führenden, zum Vilajet Bagdad gehörigen Sandſchak, des türkiſchen Kurdiſtan, einer vom linken Tigris-Ufer ſüdlich von Moſſul ſich oſtwärts erſtreckenden Gebirgslandſchaft, liegt in dem Thale des daſelbſt gegen 200 Meter breiten Khaſa-Tſchai, wenige Kilom. unterhalb der Stelle, wo dies Thal durch Zurücktreten der den obern Flußlauf umlagernden Gebirge ſich zu einem geräumigen, üppig bebauten und von mehrern Straßen durchzogenen Becken erweitert. Die Stadt zählt 12—15,000 Einwohner, bis auf 40 chriſtlich-armeniſche Familien ſämmtlich muhammedaniſche Kurden, und beſteht aus einer Altſtadt, welche nebſt einer alten Burg auf der linken Seite des Fluſſes liegt, und einer Neuſtadt, gewöhnlich Mahalla, das (neue) Quartier, genannt, der Altſtadt gegenüber auf der rechten Flußſeite gelegen. Die Burg, Kal'a, krönt einen vor alters von Menſchenhand angelegten 40 Meter hohen Tell oder Tumulus und bildet gleichſam eine mit Mauern und Thürmen bewehrte Stadt für ſich. Die Gehänge des künſtlichen Burghügels ſind, offenbar aus fortificatoriſchen Rückſichten, urſprünglich noch mit maſſiven Steinplatten überdeckt geweſen, welche, wo nicht Menſchen, vielleicht erobernde Feinde, oder Elementarereigniſſe zerſtörend einwirkten, noch heute erhalten ſind. Der Hügel ſelbſt zeigt noch Spuren von gewölbten unterirdiſchen Gängen, welche ihn früher durchzogen. Leider iſt die urſprüngliche Befeſtigung bis auf einen alten Thurm verſchwunden und durch neuere Bauten erſetzt worden. Die winkeligen und engen Gaſſen der Altſtadt ziehen ſich mit ihren theils aus Holz und theils aus Stein aufgeführten Häuschen, die ſchroff abfallende Waſſerſeite ausgenommen, rings den Fuß des beſagten Tell hinan. Das einzige größere Gebäude der Stadt iſt der Baſar, deſſen Gänge gegen 100 Schritte lang ſind und in der Regel ein reges Verkehrsleben beherbergen. Denn Kerkûk iſt vermöge ſeiner Lage ein wichtiger Knotenpunkt der Communicationen, indem von da Straßen nordweſtwärts nach Erbil (Arbela) und Moſſul, ſüdwärts über Hamrin in die Bagdad-Niederung, weſtwärts an den Tigris und oſtwärts nach Khoi-Sandſchak und Suleimanijje laufen. Für letztere Stadt und den von ihr vertretenen Handel der benachbarten perſiſchen Provinzen bildet Kerkûk den Hauptſtapelplatz, indem alle Waaren und Güter, welche von da nordwärts ausgeführt werden, als Häute, Obſt und Nutzholz — Pappel-, Eichen-, Walnuß- und Maulbeer-Stämme — Färbemittel, perſiſche Baumwoll- und Seidenſtoffe u. ſ. w. ihren Weg über Kerkûk nehmen müſſen. Die eigene Induſtrie der Stadt iſt gering; ſie beſchränkt ſich auf die Production ſchlechter Woll- und Baumwoll-Zeuge, ſchwerer Filze zu Mänteln und Decken und irdener Geſchirre. Doch werden dieſe letztern im Norden bis Moſſul und im Süden bis Bagdad vertrieben. Auch der mercantile Unternehmungsgeiſt der Einwohner iſt ſehr wenig entwickelt, weshalb denn die reichlichen Erzeugniſſe der ſtädtiſchen Garten- und Feldwirthſchaft, ſowie die aus der Umgegend in die Stadt zu Markte gebrachten Cerealien, Pferde, Rinder, langhaarige Ziegen u. ſ. w. zu beiſpiellos billigen Preiſen abgegeben werden. Bei dem Dorfe Tiſain in der Nähe der Stadt wächſt auch einiger Wein, welcher, in Steinkrügen verwahrt, nach Bagdad verſandt wird.

Eine beſondere Merkwürdigkeit Kerkûks ſind die in der Stadt entſpringenden warmen Quellen, welche von je in empiriſcher Weiſe als Heilquellen benutzt und zu dieſem Behufe in roher Weiſe in ein Steinbaſſin gefaßt worden ſind. Noch intereſſanter ſind die nur wenige Kilom. nordöſtlich von der Stadt bei Baba-Gurgur an den kahlen Gehängen des Schamaſchin-Gebirges befindlichen Naphthaquellen und Erdfeuer, welche letztern durch einen chemiſchen Naturproceß an jeder Stelle, wo man bis zu einer gewiſſen Tiefe in den Boden gräbt, zum Vorſchein kommen. Seit unvordenklichen Zeiten wird daſelbſt Erdöl gewonnen. Zu dieſem Behufe teuft man 3—5 Meter tiefe Brunnen ab, in denen dann das wenn auch dunkle, doch klare Oel zum Vorſchein kommt und ausgeſchöpft werden kann. Der Ertrag iſt ein bedeutender, die nördlichen und öſtlichen Diſtricte Kurdiſtans beziehen ihren Bedarf lediglich von Baba-Gurgur. Den Mittelpunkt des Flammenfeldes bildet ein Becken mit einer kochenden Schwefelſchicht, durch welche in Blaſen die Gaſe aufſteigen. Es läßt ſich von vornherein erwarten, daß unter Nationen, welche weit und breit dem Feuercultus zugethan waren, eine ſolche Stelle im Alterthume als heilig und den Göttern geweiht gelten mußte. So erwähnt denn auch Strabo in ſeiner Beſchreibung Aſſyriens (XVI, 1, 4), ſich von Arbela (Erbil) ſüdwärts wendend, in der Nähe der Stadt Demetrias — wahrſcheinlich unſer Kerkûk, dem man in der Diadochenzeit einen griechiſchen Namen gegeben — der Naphtha- oder Erdpech-Quelle und der Erdfeuer nebſt dem Anea- (Anais-) Tempel, worunter ohne Frage Baba Gurgur zu verſtehen. Offenbar ſuchte auch das in byzantiniſcher Zeit in den Euphrat- und Tigris-Ländern mächtig gewordene Chriſtenthum ſich der Gegend als eines Rückhaltes des heidniſchen Naturdienſtes zu bemächtigen

3) *Apol.* II, 6, 3. *Suid.* *ἀγορὰ Κερκώπων . . . ἐν Ἐφέσῳ ἦσαν, οὓς ἔδησεν Ἡρακλῆς Ὀμφάλης κελευούσης.* 4) Die Metope des Tempels von Selinus, Denk. d. A. K. 1, 25. Vaſenb. ſ. Gerhardt, A. V. 2, 86 fg. 5) Vgl. Meineke, Com. gr. 2, 24 sq. Bergk, De com. ant. p. 24.

Digitized by Google

und erbaute daſelbſt eine Kirche, in welcher das Grab des Propheten Daniel — auf welchen legendariſchen Grundlagen, iſt unbekannt — gezeigt wurde. Dieſe Kirche beſteht in halbverfallenem Zuſtande unter dem Namen Pir (der Alte, Heilige) Danil noch jetzt und weiſt neben eigenthümlicher Ornamentik eine Kuppel mit ſpärlichen Reſten von Malereien auf. Sie liegt auf einer Bodenerhöhung 1 Kilom. oberhalb Kerküks im Khaſa-Thale, wahrſcheinlich auf der Stelle des alten Anaïs-Tempels.

Kerkük iſt der Sitz eines Mutaſarrif, welcher in der Mahalla, der rechtsſeitigen Neuſtadt, reſidirt. Die auf derſelben Seite von dem Fluſſe abgezweigten Mühlen- und Bewäſſerungs-Kanäle geben der Thalſohle den Charakter üppigſter Fruchtbarkeit, während die gebirgigen Theile der Gegend vegetationslos ſind und durch ihren grauen Localton den Eindruck troſtloſer Oede machen.

Die zu Kerkük, d. i. Schehri-Sôr gehörenden Kaſas und Nahien heißen nach dem Sâlnâmeh von 1297 der Flucht: 1) Schehrizoi mit Malha, Tûs Churmatu, Altûn Kjöprü, Scheibân; 2) Rewandus, Dibre und Hureir, Balik, Koſchdir; 3) Salâhijè*), Râwide, Derbend, Piſtikli, Schukûr, Kara Tèpè; 4) Irbil; 5) Kjoi Sandſchak; 6) Rajnè.

Vgl. Joſ. Černik's Expedition durch die Gebiete des Euphrat und des Tigris. Petermann, Geogr. Mitth. Ergänz.-Heft Nr. 44. *(G. Rosen.)*

Kerkyra, ſ. Corfu.

KERL (Johann Caspar), einer der bedeutendſten Tonſetzer und Muſiktheoretiker ſeiner Zeit, wurde im J. 1625, nach früheren Angaben in Sachſen, nach neueren Forſchungen in Gaimersheim bei Ingolſtadt in Baiern geboren. Derſelbe ſcheint jedoch ſchon frühzeitig nach Wien übergeſiedelt zu ſein, denn er erhielt ſeinen erſten methodiſchen Muſikunterricht unter Anleitung des Hofkapellmeiſters Valentini zu Wien. Wodurch ſich Kerl die beſondere Gunſt Kaiſer Ferdinand's III. erworben hat, iſt nicht erörtert, wohl aber feſtgeſtellt, daß er auf deſſen Koſten ſeine künſtleriſche Ausbildung zu Rom, als Schüler der berühmten Meiſter Cariſſimi und Frescobaldi, vollenden konnte.

Im J. 1658 wohnte Kerl der Krönung des Kaiſers Leopold I. in Frankfurt a. M. bei, erhielt auf Verwendung des Vice-Kapellmeiſters Schmelzer die Erlaubniß, vor dem Kaiſerl. Hofe eine Probe ſeiner Kunſt abzulegen und erregte durch ſein virtuoſes Orgelſpiel ſowol als durch eine von ihm componirte und bei dieſer Gelegenheit zur Aufführung gebrachte Meſſe das Staunen und die Bewunderung der Anweſenden in hohem Grade, ſodaß ihn die Kurfürſten von Baiern und der Pfalz für ihre Kapellen zu gewinnen ſuchten. Kerl entſchied ſich für Baiern und übernahm noch im ſelben Jahre (1658) die Leitung der Kapelle des Kurfürſten Ferdinand Maria zu München. Seine ſich vorwiegend auf Kirche und Oper erſtreckende Thätigkeit daſelbſt war eine reiche; aber mit der Zufriedenheit und Gunſt ſeines Fürſten wuchs auch die Misgunſt und Gehäſſigkeit der in München anweſenden Italiener, und dies mochte Kerl mit der Zeit ſeine Stellung derartig verleidet haben, daß er ſich veranlaßt ſah, dieſelbe niederzulegen und 1673 (nach andern 1677) das Amt eines Domorganiſten bei St.-Stephan zu Wien anzutreten. Wie lange er dieſe Stelle bekleidete, iſt nicht bekannt, wie über Kerl's Wiener Thätigkeit überhaupt jegliche Auskunft fehlt. Er ſtarb zu München am 29. Juni 1690.

*) Salâhijè iſt daſſelbe, was Kifri.

In der Geſchichte der münchener Oper hat Kerl einen wichtigen Platz ausgefüllt (ſ. Rudhart, Geſchichte der Oper am Hofe zu München), doch ſind von ſeinen für die dortige Hofbühne geſchriebenen Werken nur die Texte zu den Opern „L'Oronte“ und „Erinto“ und die Muſik zu „Le pretensioni del Sole“ erhalten. Von ſeinen übrigen Werken ſind folgende bekannt geworden: 6 Meſſen; — Toccaten und Klavierſuiten; — Trios für Streichinſtrumente; — „Modulatio organica super Magnificat“; — „Delectus sacr. canticorum“; Requiem a 5 vocibus; — „Missa nigra“; — Concert für zwei Caſtraten mit einem Basso continuo; — 2 Kyrie; — 2 Meſſen und endlich das Manuſcript eines Lehrbuches „Compendiose relazioni sopra il contrapunto“, deſſen Autorſchaft indeſſen nicht mit voller Sicherheit Kerl zugeſchrieben werden kann. *(A. Tottmann.)*

KERLINO (Johann), der älteſte bekannt gewordene Vorläufer der italieniſchen Meiſter des Geigenbaues, lebte und arbeitete um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Brescia. Auf einem der wenigen erhalten gebliebenen Inſtrumente Kerlino's, einer angeblich zur Geige verkleinerten Viola, findet ſich die Inſchrift „Joan. Kerlino 1449“, und darauf gründet Edm. Schebeck in einer Skizze „Der Geigenbau in Italien u. ſ. w.“ (Prag 1874) die Vermuthung, daß Kerlino deutſcher Abkunft geweſen, und ſomit die in Italien von der 2. Hälfte des 17. bis in das 1. Drittel des 18. Jahrhunderts hinein zu ſo hoher Blüte gelangte Geigenbaukunſt deutſchen Urſprungs ſei. *(A. Tottmann.)*

KERLUN, ein im Kentei-Gebirge entſpringender Quellfluß des Amur, welcher lange Zeit für den obern Lauf des Argun, ebenfalls eines Zufluſſes des Amur galt, bis Radde bewies, daß zwiſchen dem Kerlun und Argun nur eine zeitweilige Waſſerverbindung ſtattfindet. Die Quellſtröme des Amur werden überhaupt verſchieden bezeichnet, doch iſt ihre Hydrographie keineswegs verwickelt, das Beirrende liegt nur in den verſchiedenen Benennungen, welche die Zuflüſſe führen.

Das Kenteigebirge zieht ſich nordöſtlich von der bekannten Mongolenſtadt Urga und ſüdlich vom waſſerreichen Sochondo-Gebirge hin. In einem weiten Bogen mit vorherrſchend öſtlicher Richtung zieht der Kerlun durch die Steppen der Mongolei, und an vielen Stellen ſollen ſeine Ufer nicht ohne romantiſche Schönheiten ſein. Noch fehlen uns ſichere Nachrichten über dieſen Strom, und ruſſiſche Ingenieure, die denſelben 200 engl. Meilen aufwärts bereiſten, ſcheinen ihre Berichte nicht veröffentlicht zu haben. Man iſt deshalb über die Hydrographie dieſes Stromes noch nicht im Klaren, nur ſo viel iſt gewiß, daß er durch chineſiſches Gebiet ſtrömt und in den

Digitized by Google

großen Dalai-Nor (oder Kulun) genannten See mündet. Der Dalai-Nor iſt ein Süßwaſſerſee, der nach der Meinung der Grenzkoſacken von Süden nach Norden in ſeinem Durchmeſſer eine Länge von 150 Werſt und von Oſten nach Weſten eine Breite von 150 Werſt hat.

Außer dem Kerlun nimmt er noch den Urſun, den Abfluß eines weiter ſüdlich gelegenen Sees, des Bui-Nor, auf. Was die Deutung des Namens Dalai-Nor anbelangt, ſo iſt die wortgetreue Ueberſetzung „großer See", allein die Mongolen verbinden hiermit die Bedeutung von „Meer", womit ſie ſagen wollen, daß der Dalai keinen Abfluß hat, wohl aber Zuflüſſe aufnimmt. Solange dieſer See den Chineſen gehören wird, werden die Bewohner der ruſſiſchen Grenzwachten einen wenigſtens periodiſchen Reichthum an Fiſchen beſitzen, da die Mongolen, welcher in dichter Bevölkerung die Ufer des Dalai bewohnen, nie fiſchen. Im obern Laufe des Kerlun erwartet die Fiſche ein tiefes, vielbuchtiges Flußbett, wo ſie ungeſtört laichen können. Weiterhin, namentlich jenſeit des Koſackenpoſtens Zuruchaitui, nimmt der Kerlun einen andern Charakter an, ſein Bett wird ſteinig und zahlreiche rothe und weiße Chalcedone und Achate finden ſich an ſeinen Ufern. Granitiſche, mit Wäldern beſtandene Berge wechſeln mit Niederungen ab, die einen ausgezeichneten Wieſenwuchs zeigen und die Viehzucht, namentlich nach Südoſten zu, begünſtigen, wo die Chingan-Bergkette das Land durchzieht und zahlreiche mongoliſche Lager aufgeſchlagen ſind. *(Richard Oberländer.)*

Kermes, Kermeskörner, ſ. Coccus.

Kermesbeere, ſ. Phytolacca.

KERMES-DAGH, auch Karmes-Daghy, iſt der Name eines ciliciſchen Gebirges, welches, nordwärts durch einen Sattel mit der Binbogha-Kette und weiter durch die Uſun-Jaila Höhe mit dem Khanſir-Daghy zuſammenhängend, als ein ſüdöſtlicher Arm des Antitaurus der alten Geographie zu betrachten iſt. Von dem weſtlichern Hauptzuge dieſes Gebirges trennt den Kermes-Dagh das tief eingeſchnittene Thal des Sarrân Süi, öſtlichen Quellarms des Saihûn, des Sarus der Alten. Sowol dieſem wie auch dem öſtlichen der beiden großen ciliciſchen Parallelſtröme, dem Dſchihûn (Pyramus), ſeine Gewäſſer zuſendend, bildet er den hervorragendſten Theil der Waſſerſcheide zwiſchen beiden. Sein Weſtabhang fällt ſteil gegen den Sarrân ab; die von ihm nach Norden abfließenden Bäche nimmt der Gjökün-Süi auf, welcher ſich unterhalb Elbeſtân in den Dſchihûn ergießt. Auch die in ſeinen Südgehängen entſpringenden Bäche und Flüſſe eilen dem letztgenannten Strome zu; der bedeutendſte unter dieſen iſt der Sis-Tſchai, der Fluß von Sis, welcher an ſeinem Südweſtfuße ganz nahe dem Sarrân-Thale entſpringt, und deſſen die ſüdlichen Felsvorhöhen umkreiſender Lauf von dieſen wie von einer rieſigen Mauer überragt wird. Der Gipfel des Kermes, welcher (vielleicht übertrieben) auf 3200 Meter Höhe über dem Meeresſpiegel geſchätzt wird, gewährt, von der ſüdlichen Niederung, namentlich dem Thale der Stadt Sis, her geſehen, alle andern Höhen weit überragend, einen impoſanten Anblick. Gleichwol ſind in ſeinem Felsgeſteine die Granite und ſonſtigen Primärformationen, welche in der Regel die hohen Gebirge bilden, nicht vertreten, vielmehr beſteht der Kermes-Dagh aus ſecundären oder tertiären Steinarten, aus Schiefer, dichten Kalkſteinmaſſen und Ephoditen, darunter beſonders vielen Serpentinen, ſodaß man ihn den jüngeren Gebirgen Kleinaſiens beizählen muß. Der Kermes-Dagh trägt herrliche Waldungen, und zwar werden am Fuße neben Eichen auch Platanen erwähnt; höher hinauf findet ſich Nadelholz, Pinien (vielleicht Kiefern) und Cedern. — Die Bevölkerung, bei weitem zahlreicher, als man vermuthen möchte, beſteht aus chriſtlichen Armeniern und mohammedaniſchen Turkomanen; die letztern, unter Zelten lebende Nomaden, welche mit ihren Kamel-, Pferde-, Rinder- und Kleinvieh-Heerden Winters in das ciliciſche Tiefthal ziehen, Sommers aber im Gebirge dem zurückweichenden Schnee bis in die höchſten Spitzen folgen, behaupten die Grundherren des Kermes und ſeiner Vorhöhen zu ſein, und erheben von den Armeniern einen Zins, gegen welchen deren Klöſter reſpectirt werden, ihre Dörfer unbeläſtigt bleiben, und ſie auch ihrerſeits ihr Vieh Sommers in Sicherheit zu den Jailas (Alpenwieſen) auftreiben können. Beſonders wichtig iſt das Gebirge wegen ſeines Reichthums an Eiſenſteinlagern, welche ſich, in Ephoditen eingebettet, an den weſtlichen Gehängen im Thale des Sarrân Süi, wie z. B. in Hûd, zum Theil in Bearbeitung, vorfinden. Dieſen Eiſengruben und den von ihnen verſorgten Schmelzhütten ſchließt ſich ein lebhafter Gewerbfleiß an, deſſen Mittelpunkt Hadſchin iſt, ein am Nordweſtfuße des Kermes gelegenes Städtchen, von ungefähr 200 armeniſchen und 15—20 türkiſchen Familien bewohnt, mit drei Kirchen und einem vom Patriarchen von Sis abhängigen Kloſter. — Das Gebirge iſt arm an Getreide, aber reich an Obſt und ſtellenweiſe, wie bei Hadſchin, an Wein. Ihr Korn beziehen die Einwohner aus der ciliciſchen Ebene, wohin ſie die Producte ihrer Sennereien, Butter, Käſe ſowie Häute u. a. m. zum Verkauf bringen. *(G. Rosen.)*

Kernbeisser, ſ. Coccothraustes.

KERNER (Justinus Andreas Christian), hervorragender Dichter der ſogenannten Schwabenſchule, mediciniſcher und myſtiſcher Schriftſteller, war am 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg als jüngſter Sohn des Oberamtmanns Chriſtoph Ludwig Kerner und der zweiten Tochter des Oberamtmanns zu Laufen und nachmaligen Kammerprocurators zu Stuttgart, Stockmayer, geboren. Ueber ſeine Vornamen erzählt er ſelbſt im Bilderbuche aus meiner Knabenzeit: „Am Tage meiner Taufe war mein Vater verlegen um den Namen eines vierten Sohnes. In ſeiner Unſchlüſſigkeit betrachtete er die Familienbilder, die im kleinen Bilderſaale in großen Oelgemälden von ſeinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf an den Wänden hingen. Sein Blick fiel zuerſt auf das Bild eines Mannes im geiſtlichen Gewande mit einem langen Barte, der, ganz breit und unten in einer geraden Linie abgeſchnitten, ihm vom Kinn an auf die Bruſt reichte. Dieſer Mann führte den Namen Juſtinus Andreas und lebte im J. 1650 als Generalſuperintendent in Güglingen. Nach dieſem ſchöpfte mir mein Vater die Namen Juſti-

Digitized by Google

nus Andreas, welche nicht gewöhnliche Namen aber meiner Mutter nach der Taufe große Scrupel machten, ſodaß mein Vater zu ihrer Beruhigung in das Kirchenbuch auch den ſehr chriſtlichen Namen Chriſtian einſchreiben ließ, mit welchem ich dann gewöhnlich im Kreiſe meiner Familie genannt ward.“ Schon in Kerner's elftem Jahre ließ ſich ſein Vater nach Maulbronn verſetzen, wo ſich der träumeriſche und in ſich gekehrte Knabe aus den langen, weiten, lichten Straßen, den künſtlichen Alleen und Schloßgebäuden Ludwigsburgs in ein Kloſter aus dem 12. Jahrh. mit hohen Mauern und ſchwarzgrauen Kreuzgängen verſetzt ſah. Da der Unterricht nicht recht gedieh, ſandte ihn ſein Vater zu dem geſtrengen Präceptor Braun nach Knittlingen, von wo er, da ihn eine ſchwere Krankheit befiel, bald wieder zurückgerufen werden mußte und nun zuerſt Geneſung im Hauſe ſeines Vetters des Dekans Uhland zu Brackenheim und danach in Heilbronn bei dem durch ſeine magnetiſchen Curen berufenen Gmelin ſuchte. Kaum war Juſtinus geſund nach Maulbronn heimgekehrt, ſo erkrankte und ſtarb ſein Vater (1799) und hinterließ die Mutter, welche alsbald nach Ludwigsburg zurückzog, in bedrängten Vermögensumſtänden. Infolge dieſer Umſtände und der geringen Meinung, welche man von ſeiner Begabung hegte, ſollte Juſtinus Schreiner oder Conditor, dann Kaufmann werden und trat wirklich als Lehrling in das Bureau der auf Staatskoſten betriebenen, mit dem Zucht- und Irrenhauſe in Verbindung ſtehenden ludwigsburger Tuchfabrik ein. Hier aber ſträubte ſich ſeine eigentliche Natur ſo entſchieden gegen den von außen her aufgedrungenen Beruf, daß ſchließlich ſein Lehrer, der inzwiſchen nach Tübingen als Profeſſor verſetzte Diakonus Conz, ihm zu Hülfe kam und ihm die Erlaubniß der Familie erwirkte, noch ſtudiren zu dürfen. Im Herbſte 1804 trennte er ſich von Ludwigsburg mit ſeinen Tuchſäcken und Tuchballen und wanderte der Univerſitätsſtadt Tübingen zu. Da ihm der Wind vor den Thoren ein ärztliches Recept aus dem Fenſter des Armenſpitals zuführte, ſo ſagte er ſich: „Dieſes Blatt iſt dir zum Zeichen deines künftigen Berufes geſandt; du ſollſt ein Arzt werden.“ Seine mediciniſchen Studien betrieb Kerner zwiſchen 1804 und 1808 und beſchloß ſie mit der Doctorpromotion, für welche er die Diſſertation „Ueber die Functionen der Gehörorgane“ verfaßte. Aber ſo wenig er den künftigen Beruf außer Augen ſetzte, ſo wenig erfüllte derſelbe ſeine ganze Seele. Im Verkehr mit ſeinem Vetter Ludwig Uhland, mit dem er eine feſte, durchs Leben währende Freundſchaft ſchloß, mit Karl Mayer, Auguſt Mayer, Georg Jäger, Guſtav Schwab, Friedrich Kölle gab man ſich poetiſchen Genüſſen und Beſtrebungen aller Art hin. Die jugendlichen Poeten, Juſtinus Kerner vor allen, ſchloſſen ſich an die Romantiker an und vereinigten ihre poetiſchen Verſuche in einem handſchriftlich circulirenden Sonntagsblatt. Regensburger „Muſenalmanache“ für 1807 und 1808 Leo von Seckendorff's und die „Einſiedler-Zeitung“ veröffentlichten Kerner's erſte lyriſche Dichtungen und die Eigenart ſeiner Poeſie war damals ſchon eben ſo ausgeprägt als diejenige ſeiner Perſönlichkeit, von welcher Varnhagen, der im Winter von 1808 zu 1809 in Tübingen lebte, in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ eine intereſſante und charakteriſtiſche Schilderung entwirft. Auch das freundlichſte Geſchick ſeines Lebens war in dieſer Zeit ſchon entſchieden, Kerner hatte Friederike Ehmann, die verwaiſte Tochter des Profeſſors und Pfarrers Ehmann, das „Rickele“ ſeiner Jugendpoeſien und ſeiner weinsberger häuslichen Idylle, 1807 im Bade Luſtnau kennen gelernt und ſich mit ihr verlobt. — Im Frühjahre 1809 trat er eine längere Studienreiſe an, die ihn zunächſt nach Hamburg führte, wo ſein älterer Bruder Georg eine bedeutende ärztliche Praxis hatte. Von Hamburg ging er nach Berlin und Wien und kehrte über München, Regensburg und Augsburg, wo er ſeine Friederike wieder ſah, zu ſeiner Familie nach Ludwigsburg zurück. Im gleichen Jahre begann er ſeine ärztliche Praxis zu Durrmenz, ſiedelte demnächſt nach Wildbad über, von welchem Bade er eine Beſchreibung, „Das Wildbad im Königreiche Würtemberg“ (Tübingen 1813), lieferte, und fand endlich in Welzheim als Unteramtsarzt ſo viel Praxis, daß er daran denken konnte, ſein Rickele heimzuführen. Ende Februar 1813 war die Hochzeit und das junge Paar und ſein beſcheidenes Haus bildeten alsbald den Mittelpunkt für eine kleine Zahl meiſt poetiſch angehauchter Freunde. Juſtinus Kerner hatte inzwiſchen durch die Herausgabe ſeiner humoriſtiſch elegiſchen „Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Luchs“ (Heidelberg 1811) und des Poetiſchen Almanachs für 1812 (Heidelberg 1812), zu dem außer ihm ſelbſt Fouqué, Varnhagen, Schwab, Uhland u. a. beitrugen, feſten Fuß in der Literatur gefaßt. Im J. 1816 brachte das „Morgenblatt“ ſeine tiefſinnige Geſchichte „Die Heimatloſen“. Gleichzeitig bewährte er ſich als Arzt durch die genauen Unterſuchungen einer in Würtemberg weitverbreiteten localen Krankheit, welche dem Genuſſe ſchlechter und verdorbener Würſte entſtammte. Kerner, der inzwiſchen 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf geworden war, unterſuchte unabläſſig und ſcharfſinnig die einzelnen, leider ſehr zahlreichen Vergiftungsfälle und veröffentlichte „Neue Beobachtungen über die in Würtemberg ſo häufig vorfallenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würſte“ (Tübingen 1820), „Das Fettgift oder die Fettſäure und ihre Wirkung auf den thieriſchen Organismus“ (Stuttgart 1822). Im J. 1819 wurde er als Oberamtsarzt nach Weinsberg verſetzt, wo er am Fuße der alten Burg Weibertreu ſich jenes ſchlicht-behagliche Haus erbaute, in welchem fortan ſein Leben verfließen und das zu ungewöhnlicher Berühmtheit gelangen ſollte. Hier war es, wo Kerner ſeit 1822 begann, den Erſcheinungen des Somnambulismus und überhaupt dem bedenklichen Gebiete der „magiſchen Heilkunde und Pſychologie“ näher zu treten. Er wollte zunächſt nur Thatſachen aufſpüren und verzeichnen, konnte aber dabei nicht verhindern, daß er ſelbſt vom „Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſerige“ ehrlich überzeugt ward, Viſionen und wache Träume hatte und bald als einer der genaueſten Kenner der Nachtſeite der Natur bei den Empfänglichen berühmt ward, während ihn die rationaliſtiſch Geſinnten einen Schwärmer und noch ſchlimmer einen „Schwindler“ tauften. In den Kreiſen der Freunde, welche ſich mit

Digitized by Google

jedem Tage erweiterten, ließ man den Geiſterſeher Juſtinus als einen Beſtandtheil des Poeten Juſtinus gelten oder hingehen, die perſönliche liebenswürdige Harmloſigkeit des wackern Mannes entwaffnete alle Satire und Verbiſſenheit. Auch ließ ſich nicht leugnen, daß ſeinen „Geſichten“ ein gut Theil ſchalkhaften, ſchwäbiſchen Humors und heller Charakterkenntniß beigemiſcht war. Die betreffenden Schriften Kerner's: „Geſchichte zweier Somnambulen“ (Karlsruhe 1824), „die Seherin von Prevoſt“ (Stuttgart 1829), „Blätter aus Prevoſt. Originalien und Leſefrüchte für Freunde des inneren Lebens“ (Karlsruhe 1831—1839), „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit“ (ebendaſelbſt 1834), „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (Stuttgart 1836), „Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeins, eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner ſchon im Alterthume bekannten Heilung durch magiſche magnetiſche Einwirkung“ (Stuttgart 1836), „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geiſterkunde“ (ebendaſelbſt 1840—1853) wirbelten viel Staub auf und gaben zu unzähligen Gegenſchriften, Kritiken und Verſpottungen aller Art reichlichen Anlaß. Man könnte nicht ſagen, daß dies auf Kerner einen irgend bemerkbaren Eindruck gemacht hätte, er ließ ſich die echt ſchwäbiſche Eigenart ſeines Lebens und Treibens, ſeines perſönlichen Behagens ſo wenig ſtören, wie durch den Menſchenſchwarm, den ſein wachſender Ruf und Ruhm ins Haus zog. Mit nie zu erſchöpfender Gaſtlichkeit und einer von Herzen kommenden Freundlichkeit wurden auch die fremdeſten Neugierigen aufgenommen, die zuſprachen. Die poetiſchen Freunde, unter denen Uhland, Karl Mayer, Schwab, Lenau und Graf Alexander von Würtemberg obenan ſtanden, waren jederzeit hoch willkommen und gaben dem Hausherrn ſein eigentliches Leben. „Der Vater war nie glücklicher, als wenn er Freunde bei ſich hatte, dann war alle Melancholie, die ihn ſonſt ſo oft befiel, verſchwunden, ſein Humor erheiterte die ganze Geſellſchaft und riß jeden mit ſich fort“, erzählt Kerner's Tochter Marie Niethammer in ihren Erinnerungen „Juſtinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus“. Neben den Poeten, Schöngeiſtern, den Thaumaturgen und Wundergläubigen aller Art kamen auch gekrönte Häupter in das weinsberger Haus, Kerner erwies allen gegenüber die gleiche treuherzige Natürlichkeit. Seines ärztlichen Berufes waltete er mit Aufopferung, die poetiſche Ader blieb daneben faſt ununterbrochen flüſſig und die Zahl ſeiner lyriſchen Gedichte wuchs in der Reihe der Jahre zu immer neuen Sammlungen. Eine weſentliche Entwickelung gab es in dieſer Poeſie nicht und konnte es nicht geben, die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten finden ſich in den erſten und letzten Liedern, wie ſie Jugend und Alter des Poeten gleichmäßig durchdrangen. Im J. 1851 mußte Kerner infolge von Geſichtsſchwäche, die faſt in Erblindung überging, ſein Amt und ſeine Praxis niederlegen; im April 1854 verlor er ſein Rickele, am 22. Febr. 1862 ſchied er aus dem Leben. Seine letzte Ruheſtätte fand er auf dem Kirchhofe zu Weinsberg, wo eine Platte mit der Inſchrift „Friederike Kerner und ihr Juſtinus“ die gemeinſame Grabſtätte bezeichnet. — Von Juſtinus Kerner's „Gedichten“ erſchien die erſte Sammlung bei Cotta im J. 1826. Durch Hinzufügung der früher veröffentlichten „Reiſeſchatten“ und der Geſchichte „Die Heimatloſen“ verwandelten ſich die Gedichte in „Dichtungen“ (Stuttgart 1834, 3. ſehr vermehrte Auflage 1841), aus denen wieder „Die lyriſchen Gedichte“ (Stuttgart 1848) ausgeſchieden wurden. Zu dieſer Sammlung traten dann noch „Der letzte Blütenſtrauß“ (Stuttgart 1852) und „Winterblüten“ (ebendaſelbſt 1859) hinzu.

Die Poeſie Kerner's zeigt wie geſagt einen höchſt eigenthümlichen Grundcharakter. Sie iſt ganz und gar romantiſch in dem Sinne, daß der Dichter mit ſouveräner Willkür ſich dem Zuge ſeines Naturells überläßt und ein bedeutender Ueberſchuß des Inhalts über die Form vorhanden iſt. Die Lyrik des ſchwäbiſchen Poeten hat mit der Romantik den Ausgang und die Neigung zum Volkslied gemeinſam, ſie bedient ſich am liebſten der einfachſten ſangbarſten Weiſen und erſcheint, wo ſie dieſe Weiſen verläßt, in merkwürdiger Weiſe ungewandt. Ein Element tiefſter Schwermuth, beſtändiger Todesgewißheit und Grabesſehnſucht, melancholiſcher Stimmung über die Kürze des Lebens paart ſich mit der ſchlichten ſtillen Naturfreude, in denen Kerner ſeinen ſchwäbiſchen Sangesgenoſſen verwandt iſt. Die Balladen Kerner's haben faſt durchgehends einen Anhauch des Spukhaften, Düſtern und vergegenwärtigen den Uebergang, den Kerner ſelbſt von der Dichtung, der poetiſchen Vorſtellung zum Wahnſinn (und umgekehrt) annahm. Viele der Lieder Kerner's (vor allen ſein Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“) ſind in jenem Sinne volksthümlich geworden, daß ſie von Tauſenden geſungen werden, ohne darum den Namen und das Bild des Dichters in der Erinnerung wach zu rufen. Dafür ſcheinen Hunderte von zarten innigen Stimmungsgedichten, welche in der Nachempfindung und Nachbildung Späterer Intereſſe erregen, in Kerner's Originalen vergeſſen. Auch der eigenthümliche halb tolle, halb treuherzige Humor, in dem er ſich gefiel und der eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft mit dem Humor Brentano's zeigt, nur urwüchſiger und naturfriſcher iſt, hat immer nur Einzelne gefeſſelt. Die Gedichte Kerner's werden bei alledem nicht völlig verſchwinden können, eben weil jenes quellende Naturgefühl, jene ſchlicht ergreifende Poeſie der einfachſten menſchlichen Zuſtände in ihnen iſt, zu der man immer wieder wie zu Waldſchatten und Waſſerfriſche zurückkommt. *(A. Stern.)*

KERNMEHL. Das weißeſte und feinſte Mehl, welches beim erſten Gange erhalten wird und zu den feinſten Backwerken dient. *(W. Löbe.)*

KERNOBST. Solches Obſt, deſſen Früchte kleine, bei der Reife mit einer ſchwärzlichen oder braunen Haut umgebene Samen haben, die in einem ganz von eßbarem, mehr oder weniger feſtem Fleiſch überzogenen engen Gehäuſe eingeſchloſſen liegen, deſſen Wände mit durchſichtigen hornartigen Schalen bekleidet ſind. Zu dem Kernobſte gehören Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln, Azarolen. *(W. Löbe.)*

KERNS, Dorf und Pfarrgemeinde im ſchweizeriſchen Canton Unterwalden ob dem Wald (Obwalden),

Digitized by Google

liegt 569 Meter über dem Meere, 2½ Kilom. öſtlich von Sarnen, von Wieſen und Obſtgärten umgeben, am Eingange in das große Melchthal, beſitzt eine neue ſtattliche Kirche mit Gemälden von Deſchwanden, Vollmar und andern und zählt (1880) als Gemeinde mit Einſchluß des Melchthals 2500 Einwohner (worunter 9 Proteſtanten), deren Haupterwerbsquellen der Wieſen- und Obſtbau und die Parqueterie ſind. Die freundliche Lage am Fuße der Voralpen Unterwaldens auf dem breiten Plateau zwiſchen der Sarner- und der Melch-Aa, ſowie die geſunde Bergluft haben das Dorf auch als Luftcurort in Aufnahme gebracht. Früher wurden hier zuweilen am 1. Aug. die großen Schwingfeſte des Cantons Obwalden abgehalten; jetzt haben ſich dieſe Schwingfeſte, ſoweit ſie wenigſtens noch wirkliche Volksfeſte ſind, aus den Thälern fort auf die Alpen gezogen. — Mit Sarnen (weſtlich), Stans (nördlich) und dem Melchthal (ſüdlich) iſt Kerns durch Poſtſtraßen verbunden, diejenige nach Stans (12½ Kilom.) durchſchneidet 4 Kilom. nördlich von Kerns den Kernwald, eine hügelige Waldung, welche von den Abhängen des Stanſerhorns bis zur Sarner Aa ausgedehnt die Halbcantone Ob dem Wald und Nid dem Wald voneinander ſcheidet. Nach Oſten in das Thal der Engelberger Aa führt von Kerns der Fußpfad über das Groß-Aecherli 1400 Meter (zwiſchen dem Stanſerhorn und dem Arvigrat), auf welchem am 9. Sept. 1798 bei dem Aufſtande der Nidwaldner gegen das helvetiſche Regiment eine franzöſiſche Colonne nach hartnäckigem Kampfe in Nidwalden einfiel.

(*A. Wäber.*)

KERNSCHUSS wird ein Schuß aus einer Feuerwaffe genannt, der mit der Richtung der Seelenachſe auf den Zielpunkt oder den beabſichtigten Treffpunkt abgefeuert wird. Da die Flugbahn des Geſchoſſes ſich ſchnell unter die Verlängerung der Seelenachſe ſenkt, ſo kann ein ſolcher Schuß, wenn man den beabſichtigten Punkt wirklich treffen will, nur bei geringen Entfernungen angewendet werden. Bei Geſchützen und Gewehren, welche nicht verglichen ſind, d. h. bei denen die Viſirlinie nicht parallel zur Seelenachſe läuft, muß um die Größe des Winkels, unter dem ſich beide Linien ſchneiden, des ſogenannten „natürlichen Erhöhungswinkels", unter den beabſichtigten Treffpunkt gerichtet werden. Der Kernſchuß findet hauptſächlich nur beim Kartätſchſchießen auf die nächſten Entfernungen und beim Breſcheſchießen quer über den Graben weg Anwendung. (*von Löbell.*)

KERO, angeblich gelehrter Mönch in St.-Gallen. Von Scherer (Zeitſchrift für deutſches Alterthum Bd. 18, S. 145—149) iſt überzeugend nachgewieſen worden, daß ein Gelehrter des Namens Kero in St.-Gallen niemals exiſtirt hat. Seine Autorſchaft beruht auf leerer Erfindung der Gelehrten des 17. Jahrhunderts, insbeſondere des Melchior Goldaſt, der ihm in den Alamannicarum rerum scriptores II, 13 außer einem Glaubensbekenntniß und einer kurzen Erklärung des Vaterunſers, worunter vielleicht Notker's Katechismus (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa aus dem 8.—12. Jahrhundert Nr. 79) verſtanden iſt, die Interlinearverſion der Benedictinerregel zuſchreibt; erſt Pius Kolb, St.-Galliſcher Bibliothekar im 18. Jahrhundert, fügt dazu die glossae Keronis und das in derſelben Handſchrift ſtehende pater noster und credo (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler Nr. 57), ohne dafür auch nur den Schatten eines Beweiſes zu erbringen. In dem Kataloge, auf welchen er ſich beruft (vgl. Hattemer, Denkmäler des Mittelalters 1, 17), kommt der Name Kero, wie wir aus Stipplin's erhaltener Abſchrift wiſſen, überhaupt gar nicht vor. Ein St.-Galliſcher Mönch Kero begegnet allerdings als Zeuge unter einer Urkunde vom J. 799 (Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St.-Gallen 1, 149), aber einmal iſt dieſes Diplom nicht ganz unverdächtig, und dann ſetzen jene Hiſtoriker ihren Kero nicht unter Karl den Großen, ſondern unter ſeinen Vorgänger um das J. 760 oder früher. Scherer vermuthet mit viel Wahrſcheinlichkeit, daß jene Geſchichtſchreiber bei der Erfindung ihres Kero eine dunkle Erinnerung an den großen Nôtkêr Labeo (Teutonicus) leitete.

Die beiden Werke jedoch, die noch heute unter dem Namen Kero's der Bequemlichkeit wegen citirt werden, fordern bei ihrer Wichtigkeit für die Geſchichte der deutſchen Sprache eine kurze Betrachtung.

a) Die Interlinearverſion der Benedictinerregel. Erhalten in der St.-Galliſchen Handſchr. 916, herausgegeben von Hattemer, Denkmahl des Mittelalters Bd. 1 (1844), S. 28—130 (vgl. dazu Bd. 3, S. 617 und die Collation der Handſchr. von Steinmeyer, Zeitſchr. f. deutſches Alterth. 17, 431 fg.). Das Denkmal iſt grammatiſch und literarhiſtoriſch unterſucht von F. Seiler (Paul-Braune's Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur Bd. 1, S. 402—485); eine richtigere Altersbeſtimmung gab Henning, Ueber die St.-Galliſchen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karl's des Großen S. 153 fg. — Danach iſt die Ueberſetzung um 800 verfaßt von einem St.-Galliſchen Mönche, deſſen lateiniſche Kenntniſſe ſo ſchwach waren, daß ihm die gröbſten Misverſtändniſſe paſſirten, obwol er nur Wort für Wort mechaniſch übertrug, ohne ſich um den Zuſammenhang des Satzes zu bekümmern. Schwache Verſuche einer freieren Ueberſetzung laſſen ſich zwar nachweiſen, aber ſie zeigen nur, wie ungelenk damals die deutſche Sprache der lateiniſchen gegenüber noch war. Dennoch gehört dieſe Interlinearverſion zu den wichtigſten althochdeutſchen Sprachquellen ihres Alters, Umfangs und Wortreichthums wegen, beſonders aber deshalb, weil der Ueberſetzer die Längen in Stamm- und Endſilben durch Doppelſchreibung der Vocale bezeichnet (vgl. Seiler a. a. O. S. 423 fg., Braune ebendaſ. 2, 138 fg.); die Quantitäten der Endungen in der Zeit vor Notker wären uns ohne dieſes Denkmal faſt unbekannt, da die auf das Gothiſche früher gebauten Schlüſſe ſich vielfach als trügeriſch erweiſen haben.

b) Das Keroniſche Gloſſar. Erhalten in drei Handſchriften, einer Pariſer, der St.-Galliſchen 911, und einer Reichenauer, die ſich jetzt in Karlsruhe befindet; man pflegt dieſe Handſchriften unter den Siglen Pa, gl. K., Ra zu citiren. Die St.-Galliſche Handſchrift hat Hattemer a. a. O. Bd. 1, S. 139—218 abdrucken laſſen,

Digitized by Google

die beiden andern Graff in der Diutiſca Bd. 1, S. 128—256 nebeneinander; nach neuen Collationen der Handſchriften iſt die Ausgabe in Steinmeyer-Sievers' althochdeutſchen Gloſſen Bd. 1 (1879), S. 2—270 hergeſtellt, wo man neben den drei Handſchriften auch die fälſchlich unter dem Namen Hraban's gehende verkürzte Bearbeitung des Keroniſchen Gloſſars findet, ſodaß nunmehr für alle ſich an das wichtige Denkmal anknüpfenden wiſſenſchaftlichen Forſchungen eine ebenſo zuverläſſige als bequeme Grundlage geſchaffen iſt. Eingehende literarhiſtoriſche und grammatiſche Unterſuchungen über die drei Handſchriften des Keroniſchen Gloſſars veröffentlichte R. Kögel, Ueber das Keroniſche Gloſſar, Halle 1879 (vgl. dazu Steinmeyer's Recenſion im Anzeiger für deutſches Alterthum 6, 136—142); die Hrabaniſchen Gloſſen ſind von Heinemann (Ueber das Hrab. Gl., Halle 1881) weſentlich literarhiſtoriſch, von L. Wüllner (Das Hrabaniſche Gloſſar und die älteſten bairiſchen Sprachdenkmäler, Berlin 1882) ausführlich grammatiſch behandelt. Vgl. dazu noch Z. f. d. A. 26, 326—32. — Die bisher geführten Unterſuchungen haben zu folgenden ſichern Reſultaten geführt. Das Keroniſche Gloſſar iſt eine um 750 und zwar eher früher als ſpäter in Rheinfranken angefertigte Interlinearverſion eines ſchon fertig vorhanden geweſenen alphabetiſchen lateiniſch-lateiniſchen Wörterbuches, welches nur zum geringſten Theil Erklärungen bibliſcher Worte enthält, obwol die in den Handſchriften ſich findenden Ueberſchriften darauf hinweiſen (incipiunt glosae ex novo et vetere testamento); vielmehr geht es in der Hauptſache auf dieſelben Quellen zurück wie die übrigen uns bekannten lateiniſch-lateiniſchen Gloſſare, d. h. auf die alten Grammatiker. Aus ſprachlichen Gründen, welche R. Kögel in Paul-Braune's Beitr. 9, 301—360 entwickelt hat, muß das Original des Keron. Gloſſars in rheinfränkiſcher Mundart abgefaßt geweſen ſein. Von den Abſchriften ſteht die St.-Galliſche in ihrem zweiten Theile dem Originale in ſprachlicher Beziehung relativ am nächſten, während Pa und Ra durch alemanniſche Mittelglieder hindurch ins Bairiſche umgeſchrieben ſind. Pa iſt wahrſcheinlich das älteſte uns erhaltene althochdeutſche Sprachdenkmal, und es iſt ſehr zu bedauern, daß die zweite, größere Hälfte der Handſchrift verloren iſt. Auch der erſte Theil von gl. K., der im St.-Galliſchen Dialekte verfaßt iſt, kommt an Alter dem Vocabularius St.-Galli mindeſtens gleich; der zweite, größere Theil jedoch ſowie die Handſchrift Ra ſind jünger, und wahrſcheinlich mit der Benedictinerregel ungefähr gleichzeitig. Der Ueberſetzer verſtand zwar noch weniger Lateiniſch als der der Benedictinerregel, und es ſind ihm die unglaublichſten Verſehen paſſirt, aber wir haben Grund, ſein Werk über alles zu ſchätzen, weil es in Bezug auf Wortreichthum und Flexionsformen geradezu das wichtigſte aller erhaltenen althochdeutſchen Sprachdenkmäler genannt zu werden verdient. Der *ἅπαξ λεγόμενα* ſind ſo viele, daß die grammatiſche Forſchung hier noch für lange Zeit ein ergiebiges Feld beſitzt und auch mit der Hebung des Formenſchatzes wird man noch lange fortfahren können, ohne ein Ende zu finden. *(R. Kögel.)*

KEROLITH iſt ein derbes, ſprödes, meiſt grünliches Mineral, nach ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung zum Seifenſtein gehörig, alſo waſſerhaltiges Thonerde-Magneſia-Silicat. *(E. Geinitz.)*

KERONA, eine Gattung der Infuſionsthiere. Der Name hat eine eigenthümliche Geſchichte. Nachdem er zuerſt von O. F. Müller für drei Formen von Infuſorien aufgeſtellt worden war, beſchränkte Ehrenberg denſelben 1830 auf Kerona pustulata *O. F. M.*, während er auf die beiden andern Arten, Kerona mytilus und histrio die neue Gattung Stylonychia gründete. Später ergab ſich auch Kerona pustulata als eine Stylonychia. Dieſer Name war demnach überflüſſig und hätte für alle drei Arten der Müller'ſche Name wieder angenommen werden müſſen. Ehrenberg übertrug ihn aber, als vermeintlich freigeworden, auf eine von O. F. Müller zur Gattung Cyclidium gezogene Form, welche auf dem Süßwaſſer-Armpolypen lebte, und nannte dieſelbe nun Kerona polyporum. Dieſe Bezeichnung hat ſich durch Verjährung Geltung verſchafft und dürfte eine auf der ſtrengen Durchführung des Prioritätsprincips fußende Aenderung nur Verwirrung erzeugen. Die eine einzige Art umfaſſende Gattung gehört zu der ſchon von Ehrenberg charakteriſirten Familie der Oxytrichien unter den hypotreichen Infuſorien und wird von Fr. Stein in folgender Diagnoſe gekennzeichnet: „Körper formbeſtändig, nierenförmig, nach hinten zugeſpitzt, ohne eigentliche Stirn- und Afterwimpern, mit ſechs ſchrägen bogenförmigen Reihen kurzborſtiger Bauchwimpern, welche ſich theils über die vordern, theils über die hintern Körpertheile ausbreiten." Die Art lebt auf den Arten der Gattung Hydra. *(J. Victor Carus.)*

KERPEN iſt ein preußiſcher Flecken in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft an der Naſſel gelegen, 7 Kilom. ſüdlich vom Bahnhofe Horrem, in 88 Met. Höhe. Der Ort hat ein Poſtamt, ein Friedensgericht, ſeit 1864 ein Progymnaſium, ſeit 1866 eine höhere Bürgerſchule. Ihm gehören 1600 Hect. Acker und ausgedehnte Wieſen. Die 3011 Bewohner, von denen 1429 männlichen und 1582 weiblichen Geſchlechts ſind, leben in 606 Wohnhäuſern mit 636 Haushaltungen. Von ihnen waren 1871: 39 Evangeliſche, 2870 Katholiken und 128 Juden. 141 konnten nicht leſen und ſchreiben. Ehemals war es eine reichsunmittelbare Grafſchaft, zu welcher im Nordoſten auch Möderath gehörte. *(G. A. von Klöden.)*

KERRIA, eine von Decandolle zu Ehren des engliſchen Botanikers Bellenden-Ker benannte Gattung Roſaceen. Die hierzu gehörige Art war zwar ſchon lange vor Decandolle bekannt, aber immer zu andern Gattungen geſtellt worden. Linné rechnete ſie zu Rubus (R. japonicus) und brachte ſie demzufolge in die 12. Klaſſe, Thunberg hielt ſie für eine Art der Gattung Corchorus, Cambeſſèdes vereinigte ſie mit Spiraea, bis Decandolle aus ihr eine eigene Gattung machte, welche von den verwandten Gattungen durch folgende Merkmale unterſchieden wird: die Röhre des ſtehen bleibenden Kelchs iſt kurz, halbkugelig, die Kelchzipfel ſind dagegen ziemlich

Digitized by Google

groß, abſtehend, geſägt. Die fünf Blumenblätter ſind länglich oder rundlich, kurz benagelt. Die zahlreichen Staubgefäße ſtehen in vielen Reihen, ihre Fäden ſind fadenförmig, frei, gewunden. Die Scheibe überzieht die Innenſeite der Kelchröhre. Die 5.—8. Karpelle ſind vom Kelchgrunde eingeſchloſſen, frei, länglich oder kugelig, ganz kahl, die Griffel kahl, aufrecht, an der Spitze abgeſtutzt und mit der Narbe verſehen. Es iſt nur Ein Eichen vorhanden.

Die Gattung umfaßt nur Eine Art (Kerria japonica *Decandolle*), welche eigentlich in Japan einheimiſch iſt, aber nach Siebold und Zaccarini dort nirgends wild angetroffen wurde, obwol ſie dort wie im nördlichen China vielfach cultivirt wird. Seit einer Reihe von Jahren iſt dieſer Zierſtrauch auch in Deutſchland ſehr beliebt und häufig angepflanzt, und unter dem Namen Goldneſſel oder Goldröschen bekannt. Er beſitzt ruthenförmige Zweige, geſtielte, eiförmig-lanzettliche, lang zugeſpitzte, geſägte Blätter und eine ſchöne goldgelbe, bei der wilden Form nur aus fünf Blumenblättern beſtehende, im cultivirten Zuſtande aber meiſt gefüllte Blumenkrone. (*A. Garcke.*)

KERRY, iriſche Grafſchaft, liegt im Südweſten der Provinz Munſter, grenzt im Norden an den Shannon, im Oſten an die Grafſchaften Limerick und Cork, im Süden an die Grafſchaft Cork und Kenmare-Bai, im Weſten an den Atlantiſchen Ocean, erſtreckt ſich 55 engl. Meilen in der größten Länge und 41½ engl. Meilen in der größten Breite. Der Flächeninhalt beträgt 1,186,126 Acres. Davon ſind 414,614 Acres urbares, 726,775 uncultivirtes Land, 807 Stadt- und Dorfgrund, 32,701 Acres Friſchwaſſer-Fläche.

Bodengeſtaltung. Der nördliche Theil der Grafſchaft iſt offenes Gefilde. Dieſer Theil umfaßt den großen Torfmoorbezirk Caſhen. Nur die niedrigen Hügel Doon, Knockmore und einige andere kleine Anhöhen unterbrechen dieſe weite Fläche. Die Ebene von Ardfert nimmt 16 engl. □Meilen im Norden der Tralee-Bai ein. Im Oſten zieht das Clanruddery-Gebirge 7½ engl. Meilen von Norden nach Süden in beträchtlicher Breite. Die Stacks, ein niedriger Bergzug, ſetzt aus vom Tralee-Hafen, berandet die Ardfert-Ebene im Oſten und ſtreicht nordöſtlich zu den Quellen des Foyle. Die höchſten Gipfel dieſer Züge ſind Knockacur, Knockmadirive, Mount Eagle Loyal, Knockmagoſſy, Knockmanaghan, Knockfreaghan, Knockbrack, Knockgnagh. Von Caſtlemaine-Hafen nach Oſten bis zu den Quellen des Maine und des Brown Flesk erſtreckt ſich ein weites, ebenes Gefilde, welches den ergiebigſten Boden der Grafſchaft enthält. Weiter nach Weſten erhebt ſich die ſteile und rauhe Slievmiſh-Kette, 3¼ engl. Meilen weſtlich von Caſtle-Island, ſetzt ſich nach Oſten fort und ſcheidet die Dingle- und Tralee-Bai vom untern Maine-Thale. Die beträchtlichſte Höhe in dieſer Kette erreichte der Cahircontree und der Bantregaun, letzterer iſt 2784 Fuß hoch. Den nördlichen halbinſelförmigen Theil der Grafſchaft durchſetzt eine Kette ſteiler Berge, von denen die beträchtlichſten ſind Ballyvalder, Cappalieſheihy, Croskerdagh, Connor und Sugarloaf. Im Norden der Halbinſel erhebt der Brandon ſich zu 3126 Fuß. Südwärts bis Caſtle-Island und Killarney erſtreckt ſich wieder ebenes Gefilde und dann folgt das ſüdliche Hochland der Grafſchaft, welches den ſüdlichen halbinſelförmigen Theil einnimmt. Die beträchtlichſten Gipfel ſind hier Mangerton mit dem Glancorough, dem Glen of the horſe und the Devil's Punch Bowl, der Zug der Macgillicuddy's Reeks mit dem Carran Tuo 3414 Fuß hoch, der höchſten Spitze in Irland.

Die Küſte hat viele tiefe Einſchnitte und deshalb eine außerordentlich große Länge. Sie ſteht meiſtens hoch und jäh an und iſt mit ſteilen Klippen beſetzt. Im Norden befindet ſich Tarbert Bai mit vortrefflichem Ankergrund und der Landſpitze Ardmore-Point und Ardmore Bai; daneben iſt Crocken-Point und Carrigafoyle-Inſel. Bei Beal-Point iſt die Mündung des Fluſſes Caſhel mit Hafen. An der Mündung des Shannon ſteht Kerry-Head, ein mächtiges Portal, 710 Fuß hoch, 8 engl. Meilen nordweſtlich von Ardfert. Daneben iſt Ballyheige-Bai, zu offen für eine ſichere Rhede. Hier ſenkt ſich die bisher hohe Küſte zu einem ſanft abfallenden Strande und bleibt ſo bis Brandon-Bai. Die Tralee-Bai, von welcher ein Kanal zur Stadt Tralee führt, iſt ein gut geſchützter Hafen mit 2—3 Faden Waſſer. Die Fenit-Inſel liegt ihr an der Nordſeite vor. Brandon-Berg nimmt eine Halbinſel zwiſchen Smerwick-Hafen im Weſten und Brandon-Bai im Oſten ein, iſt 3126 Fuß hoch. Brandon-Head, ein Abſatz des Berges, 4 engl. Meilen nordöſtlich von deſſen Gipfel, beſchirmt die Baieinfahrt an der Weſtſeite. Brandon-Bai hat guten Ankergrund, iſt 4 engl. Meilen breit an der Einfahrt und dringt 3 engl. Meilen weit landeinwärts. Sie beſchreibt im Umfange einen Halbkreis mit einem eckigen Zuſatze im Südweſten und iſt von Tralee-Bai nur durch eine ſchmale Halbinſel getrennt. Am Weſtufer der Bai liegt das Fiſcherdorf Brandon, eine Küſtenwachtſtation. Smerwick-Hafen befindet ſich zwiſchen Ballydavid-Head und Dumourlien-Head und hat guten Ankergrund. Im Süden von Brandon-Bai tritt die Küſte wieder hoch und ſchroff auf. Dann folgen die Halbinſel Corkaguiney mit Ferriter's Cove, die Blasquet-Inſeln und Dunmore-Head und dann Dingle-Bai, 14½ engl. Meilen breit an der Einfahrt zwiſchen Dunmore-Head im Norden und Brea-Head im Süden und 21 Meilen lang landeinwärts bei allmählich bis auf 6 engl. Meilen abnehmender Breite. Dingle-Bai enthält Ventry-, Dingle- und Caſtlemaine-Hafen. Letzterer liegt an der Spitze der Bai und an der Mündung des Fluſſes Maine. Auch der Lane mündet in Dingle-Bai. Die Bai hat werthvolle Fiſcherei.

Valentia-Hafen iſt nicht eine Bai, ſondern ein Kanal oder Meeresarm, welcher die Inſel Valentia vom Hauptlande trennt, iſt jedoch eine vortreffliche, ſichere Ankerſtelle. Die Lamb-Inſel beſchirmt die nördliche Einfahrt. Die Valentia-Inſel iſt 5 engl. Meilen lang, 2½ breit; Bray-Head, ein Felſenberg am weſtlichen Ende der Inſel, beſchirmt die ſüdliche Einfahrt des Hafens. Vom Ocean 628 Fuß ſteil emporragend, iſt er eins der großartigſten der an großartigen Vorgebirgen reichen Küſte

Digitized by Google

Kerry's. Die Fohilly-Berge im nordweſtlichen Ende der Inſel ſind 1886 Fuß hoch. Das Dorf Valentia am nordöſtlichen Ende der Inſel hat Brüche von vorzüglichem Schiefer, beträchtliche Fiſcherei, auch Ausfuhr von Getreide und Butter. Die Inſel wurde während Cromwell's Protectorat von den Spaniern beſetzt; Cromwell's Truppen vertrieben ſie aber und errichteten hier zwei Forts, eins an der nördlichen und eins an der ſüdlichen Einfahrt des Hafens. Valentia hat neuerdings große Wichtigkeit erlangt, weil von hier aus 1865 das transatlantiſche Telegraphenkabel gelegt wurde.

Weiter nach Süden finden wir Finan's-Bai und Ballinaſkelligs-Bai, die von vielen kleinen Eilanden erfüllt ſind, und dann kommt an der Südgrenze der Grafſchaft Kenmare-Bai, im Lande wegen ihres flußartigen Verlaufs gemeiniglich Kenmare-River genannt. Die Bai geht $18^1/_2$ engl. Meilen weit landein, die Breite beträgt an der Einfahrt zwiſchen Lamb's Head und Cod's Head $5^1/_2$ engl. Meilen, verengert ſich dann bis auf eine Meile und hat dann weiter mehrere Erweiterungen und Verengerungen. Sie enthält die Inſeln Two Head, Roßmore und Dunkerin und endet bei der Stadt Kenmare. Große Boote gehen bis zur Roughty-Brücke an der Endſpitze der Bai hinauf. Die Bai iſt rings von hohem Gebirge umzogen.

Unter den der Küſte anliegenden Inſeln ſind die größten: Carrigafoyle an der Weſtſeite der Ballylongford-Bai zwiſchen Ballybrigue-Bai und Tralee-Bai, die Blasquet-Inſeln, gegenüber dem Ende der Halbinſel Corkaguiney, Valentia und Lamb-Island in der Valentia-Bai, Puffin an der Nordweſtſeite von St.-Finan's-Bai, die Skellig-Klippen ſüdweſtlich von Bolus Head, Hog-Inſel und Scara ſüdlich von der Einfahrt der Ballinaſkelligs-Bai, Two Head, Roßmore und Dunkerin in Kenmare-Bai.

Flüſſe und Seen. Der Caſhen entſteht aus den Bächen Geale, Feale und Brick, fließt nordweſtlich zum Meer. Der Maine entſpringt in zwei Bächen an beiden Seiten des Knockanadirive, fließt ſüdweſtlich und mündet bei Caſtlemaine in die Dingle-Bai. Der Brown Flesk entſpringt am Mount Eagle Loyal und mündet in den Maine. Der Flesk entſpringt in der Grafſchaft Cork, fließt weſtlich und weſtnordweſtlich zum untern Killarney-See. Der Deanagh entſpringt nördlich des Magonihy und mündet in den untern Killarney-See. Der Laune iſt ein Ausfluß des untern Killarney-Sees, fließt nordweſtlich und mündet bei Caſtlemaine in die Dingle-Bai. Der Carra mündet in die obere Dingle-Bai. Der Fartin oder Ferta fließt weſtſüdweſtlich zum Valentia-Hafen. Der Owencreagh fließt ſüdlich zum Flesk. — Der Cunamara entſpringt an der Nordſeite des Gwerbane und fließt ſüdweſtlich durch die Seen Derryana und Currane zur Oſtküſte der Ballinſkelligs-Bai. Der Sneem oder Blackwater, der Finchy fließen nach der Weſtküſte der Kenmare-Bai. Der Roughty fließt ſüdweſtlich zur Spitze der Kenmare-Bai. Die Killarney-See (ſ. d.), der Currane-See an der Küſte der Baronie Iveragh, die beiden Carra-Seen, welche den Killarney-Seen an maleriſchen Reizen kaum nachſtehen im Weſten der Baronie Dunkerry, der Derryane und der Lannan im Becken des Cunamara, der Devils Punch Bowle auf dem Gipfel des Mangerton, eine Menge anderer kleiner Seen und Lachen tragen weſentlich bei zu der hohen landſchaftlichen Schönheit, welche Kerry auszeichnet.

Mineralquellen ſind Killarney-Spa bei der Stadt Killarney, Iveragh-Spa am Strande des Valentia-Hafens, Dingle-Spa, Caſtlemaine-Spa, Tralee-Spa.

Geſtein. In den Gebirgsgegenden herrſchen rothe und graue Conglomerate und Sandſtein vor, auf welchen Kieſelſteine liegen. Die Thäler des Feale, Maine und Roughty ſind hauptſächlich Kalkſteinbezirke. Von Ardfert bis Kerry-Head erſtreckt ſich thonartiger Sandſtein, dann folgt wieder Kalkſtein, bei Ballybunian Schiefer mit Alaun. Der große Munſter Steinkohlenbezirk ſtreicht von Tralee bis an die Oſtgrenze der Grafſchaft.

Kerry hatte ehedem beträchtlichen Eiſenbergbau, Killarney beſaß große Hüttenwerke. Allein der Bergbau iſt in Kerry gänzlich abgekommen. Bei Mackroß und auf Roß-Island iſt Kupfer gefördert worden bei Killray, auch Kenmare hat bauwürdiges Kupfer. Auf der Valentia-Inſel wird vorzüglicher Dachſchiefer gebrochen und ausgeführt. Bei Buſh wird Triepel gefunden. Caſtle-Island liefert den iriſchen Schiefer (Lapis Hibernicus, „Kerrystones"). Man findet einen harten Kryſtall bei Ballyheige, Amethyſte bei Kerry-Head, ſchöne Kieſel an mehrern Stellen.

Das Klima iſt feucht. Die Küſte iſt häufigen Stürmen ausgeſetzt. Im Binnenlande iſt das Klima mild und warm, daher der Pflanzenwuchs überaus üppig. Die Flora enthält mehrere Pflanzen, die ſonſt in derſelben Breite nicht im Freien vorkommen, wie Pinguicola grandiflora, Arbutus (Erdbeerbaum), deſſen reiches, mildgrünes Laub die Schönheit der Waldung ſehr erhöht, namentlich ein weſentlicher Theil der Reize der Killarneyſeeufer iſt, u. a. In den Holzungen herrſchen Eſchen und Eichen vor.

Wildgeflügel. Der wilde Schwan wird mitunter in Corkaguiney geſehen. Das Gebirge ſchwärmt von Birkhühnern, die Küſte von Seevögeln. Den Blasquet-Inſeln iſt der Gourder (Hortulanus Hibernicus) eigenthümlich. Er iſt von der Größe des Sperlings, hat Schwimmfüße und wird für eine große Delicateſſe gehalten.

Brennſtoff. Die Grafſchaft beſitzt einen reichlichen und ſehr vortrefflichen Brennſtoff in dem Torfe der großen Moore. Die tiefen Thäler im Süden beſtehen zum großen Theil aus Torfmoor. Der Torfmoor (bog) nimmt in Kerry 171,054 Acres ein. Eine Art Torf, der Meagh Bone (fetter Torf) brennt wie eine Wachskerze und wird von ärmeren Leuten auch mehr zum Leuchten als zum Brennen benutzt.

Landwirthſchaft. Der im ganzen noch ſehr zurückgebliebene Ackerbau iſt neuerdings von den auf den Gütern des Lords Headly, des Marquis von Lansdowne u. a. eingeführten Verbeſſerungen merklich beeinflußt worden. Ein großer Theil des Landes liegt in Weide. Der fette Lehmboden der mittlern Lande eignet ſich vorzüglich für Futterkraut und Milchwirthſchaft, welche auf den größeren Pächtereien vornehmlich betrieben wird. Das Kerry-Rind

Digitized by Google

iſt klein, jedoch ſchlank gebaut und leicht gemäſtet. Die Kühe ſind in allen Theilen Irlands ſehr beliebte Milcher. Das Kerry-Pony iſt klein und kein beſonders gutes Zugpferd. Das Pferd ſonſtiger Raſſe iſt ſchlank gebaut und ſchnell, aber nicht ſtark. Schweine, Schafe und beſonders Ziegen werden in großer Menge gezüchtet. Kartoffeln, Weizen, Hafer, Gerſte, Futterkraut, Mangelwurzel, Flachs werden meiſtens angebaut. Seit der großen Hungersnoth von 1846 ſind viele kleine Pächtereien weggeräumt und anſtatt deren große Viehzucht- und Milchwirthſchaften größtentheils in der Pacht von Engländern und Schotten eingerichtet worden. Die Wohnungen der einheimiſchen untern Landbevölkerung ſind meiſtens noch kleine ärmliche Hütten. Die Fiſcherei an den Küſten iſt von Bedeutung.

Eintheilung. Die Grafſchaft gehört zur iriſchen Provinz Munſter und enthält 8 Baronien, nämlich Iraghticonnor im Nordoſten, Clanmaurice im Nordweſten, Corkaguiney, Iveragh im Weſten, Dankerries im Südweſten, Glanerought im Süden, Magunihy, Trighannaceny in der Mitte. Dieſe Baronien enthalten 87 Kirchſpiele. Die Städte ſind Tralee, Killarney, Dingle, Liſtowel, Cahirſiveen, Caſtle-Island, Ardfert, Ballylongford, Tarbert. Hauptort iſt Tralee, wo die Aſſiſen gehalten werden. Nach der Armeeabtheilung gehört Kerry zum Militärbezirk Cork.

Die Hauptlandſtraße läuft von Tralee nach Abbey O'Dorney, Ardfert, Lixna, Ballybunian, Liſtowel, Tarbert, Kilgillin, Dingle, Dunmore Head, Caſtlemaine, Killorglin, Glinik, Cahirſiveen, Valentia, Killarney.

Ausfuhr. Stapelartikel ſind Butter, Hafer und Fiſche.

Bevölkerung. Die Grafſchaft hatte 1871: 196,014 Einwohner, 1841: 293,880, 1851: 238,239. 61 Procent der Einwohner ſprechen Iriſch.

Geſchichtliches. Die Grafſchaft Kerry wurde im J. 1210 von König Johann von England abgemarkt und gegründet. Sie hat ihren Namen Kerry von Cair rieght, Reich des Cair, eines Sohnes des Königs Fergus von Ulſter. Ptolemäus nennt als Einwohner dieſer Gegend die Invernii.

Vor Ankunft der Engländer gehörte Kerry zum Königreich Desmond, welches die Mac Carthy beherrſchten. Der nördliche Theil von Kerry war im Beſitze der O'Connor, der mittlere in dem der Moriarty, der ſüdliche in dem der O'Donnoghon.

Raymond le Gros, ein engliſcher abenteuernder Ritter, verbündete ſich mit König Dermod Mac Carthy und half ihm die Rebellion ſeines Sohnes Cormac unterdrücken. Er erhielt für dieſen Dienſt die Verwilligung ausgedehnter Ländereien im Norden von Kerry, wo er 1177 ſeinen Sohn Maurice ſich anſiedeln ließ. Maurice erlangte eine ſolche Macht, daß die damalige Landſchaft Lixnaw, ſo benannt nach dem alten Stamme der Luceni, fortan Clanmaurice genannt wurde. Im J. 1329 wurde Maurice Fitzgerald, Großenkel des erſten Lords Kerry, zum Earl von Desmond erhoben, und es wurde der ſüdliche Theil der Grafſchaft Kerry mit einem Theile der Grafſchaft Cork, welcher ſich bis an die Mündung des Blackwater erſtreckte, zu einer Pfalzgrafſchaft vereinigt, welche dem Grafen von Desmond verliehen wurde. Die Grafen von Desmond erlangten eine Autorität, die nahe an Souveränetät grenzte. Nach der Verurtheilung des Gerald, ſechszehnten und letzten Grafen von Desmond, wurden die Länder der Grafen von Desmond für verwirkt erklärt und ihr Beſitz vertheilte ſich unter Sir William Herbert, Herrn Charles Herbert, Sir William Browne, Sir Edward Denny, Kapitän Conway, Herrn John Holly. Beim Ausbruch der Inſurrection von 1641 nahmen die eingeborenen Iren Tralee, erlangten Beſitz eines großen Theils der Grafſchaft Kerry und behaupteten dieſelbe, bis Ludlow, Cromwell's Feldhauptmann, ſie beſiegte, worauf dann weiter ausgedehnte Confiscationen iriſcher Lande in Kerry ſtattfanden. Einer der neuen Grundherren war Sir William Petty, welcher die Kenmare-Eiſenwerke gründete, die ſo lange beſtanden, als die Umgegend Brennſtoff liefern konnte. Die Güter des Sir William Petty, wie die der Fitzmaurice, ſind gegenwärtig im Beſitze des Marquis von Lansdowne, welcher danach den Titel des Grafen von Kenmare führt und der größte Grundherr in Kerry iſt.

(W. Bentheim.)

KERSANTIT, KERSANTON heißt ein in der Bretagne, den Vogeſen und an einigen andern Stellen auftretendes Eruptivgeſtein, welches zur Gruppe der Diorite gehört. Es wird ſtellenweiſe als Bauſtein benutzt (ſ. Zirkel, Die Zuſammenſetzung des Kerſantit. Leipzig 1875). *(E. Geinitz.)*

KERTSCH, Kreisſtadt auf der den öſtlichen Theil der Krim (Ruſſ. Gouvernement Taurien) bildenden Halbinſel, an der das Aſowſche und Schwarze Meer miteinander verbindenden Straße von Kertſch, unter dem 45°, 21' nördl. Br. und 54°, 9' öſtl. L., 226 Kilom. nordöſtlich von Simferopol, liegt amphitheatraliſch am Fuße des Mithridatesberges und bildet mit der nahen Stadt Jenikale und einigen andern Anſiedelungen einen beſondern adminiſtrativen Bezirk unter einem Stadthauptmann. Die Geſchichte von Kertſch läßt ſich im Alterthume bis zur Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. verfolgen. An der Stelle der jetzigen Stadt hatten die Einwohner Milets mitten unter den Scythen eine Colonie namens Pantikapäon gegründet, die nach und nach eine gewiſſe Handelsbedeutung erlangte, anfangs eine demokratiſche Verfaſſung hatte, dann aber die Hauptſtadt des Bosporaniſchen Reiches wurde, das ſeinen Namen von dem Kimmeriſchen Bosporus, der jetzigen Straße von Kertſch, erhalten hatte. Die erſten Fürſten ſollen ſcythiſcher Herkunft geweſen ſein. Im J. 100 v. Chr. wurden die Bosporaner dem berühmten pontiſchen Könige Mithridates tributpflichtig; in der Folge aber erklärte ſich der Sohn deſſelben, Pharnaces, in offener Empörung gegen ſeinen Vater zum Herrn des Bosporus und wurde der Gründer einer neuen Dynaſtie bosporaniſcher Herrſcher, die bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. dauerte. Während der großen Völkerwanderung wurde das Bosporaniſche Reich zerſtört und von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte der früheren Hauptſtadt deſſelben in

Digitized by Google

Dunkel gehüllt. Die Stadt gehörte damals zum oſtrömiſchen Reiche, doch gerieth ſie in völligen Verfall infolge der Ueberfälle der von Oſten einbrechenden Völkerſtämme, wie z. B. der Chazaren, die ſich im 7. Jahrh. in Taurien feſtſetzten. Vom 11. Jahrhundert an wurde der alte Bosporus den Ruſſen unter dem Namen Kertſchew bekannt. Im 13. Jahrh. ließen ſich die Tataren in Taurien nieder, traten aber 1318 die Handelsplätze an der Küſte an die Genueſen ab, weil dieſelben für ſie keine Bedeutung hatten. Letztere gaben der Stadt Kertſch den Namen Tſcherkio; doch ſchon am Ende des 15. Jahrh. fiel Kertſch in die Hände der Türken und wurde einer ihrer Kriegshäfen, der ſeit dem Ende des 17. Jahrh. eine große Bedeutung gewann, als die Seekriege der Türken mit den Ruſſen begannen. Im J. 1771 gelangte eine Heeresabtheilung des ruſſ. Generals Fürſten Dolgorukow, die gegen die Krim expedirt war, über die Arbatiſche Landzunge nach Kertſch und nahm die Stadt ein; drei Jahre ſpäter wurde Kertſch durch den Friedensvertrag von Kutſchuk-Kainardſchi zuſammen mit Jenikale an die Ruſſen abgetreten und wurde eine ihrer erſten Beſitzungen in der Krim und der Ausgangspunkt ihrer ſpäteren militäriſchen Operationen gegen die Tataren. Bald darauf wurden auf den Rath des Grafen Orlow viele Familien archipelagiſcher Griechen in Kertſch und Jenikale angeſiedelt und denſelben große Privilegien verliehen, ſo unter andern, daß Angehörige einer andern Nation ſich hier nicht anſiedeln durften. Da aber die Griechen ſich nicht mit der Cultur des ihnen überwieſenen Landes beſchäftigten, ſo wurde 1830 dies Privilegium wieder aufgehoben und Coloniſten aus Rumänien, Bulgarien u. ſ. w. und Saporoger Koſaken hier angeſiedelt. Anfangs hatte Kertſch die glänzende Ausſicht, eins der Hauptcentren für den ſüdruſſiſchen Handel zu werden, doch mit der Eröffnung der Häfen von Odeſſa und Taganrog blieb der Hafen von Kertſch ganz unbenutzt. Im J. 1820 wurde die Feſtung aufgehoben, im J. 1821 der Hafen von Kertſch eröffnet und zu gleicher Zeit auch die Kertſch-Jenikaliſche Stadthauptmannſchaft eingerichtet. Hierauf wurde eine neue geräumige Quarantäne als Centralſtelle für die Schiffahrt auf dem Aſowſchen Meere angelegt und von dieſer Zeit an nahm auch der Handel von Kertſch einen immer größeren Aufſchwung. Am 25. Mai 1855 wurde Kertſch von den Engländern und Franzoſen beſetzt, 11.—14. Juni geplündert und verwüſtet, ſodaß nach dem Abzuge derſelben von 1562 Häuſern, die damals in Kertſch waren, nur noch 380 in bewohnbarem Zuſtande blieben. Beſonders hatte das auf dem Mithridatesberge ſtehende Muſeum gelitten, das nach dem Muſter des alten atheniſchen Theſeus-Tempels erbaut war. Die jetzige Stadt Kertſch, zu der eine mohammedaniſche Vorſtadt gehört, hat 22,449 Einwohner, drei griechiſche, eine katholiſche Kirche, eine Synagoge, ein Gymnaſium, ein Fräuleinſtift, ein Muſeum für Alterthümer (gegründet 1825), einen öffentlichen Garten, eine Bibliothek, 200 Kaufläden, eine Quarantäne und einen ſichern geräumigen Hafen zwiſchen dem Vorgebirge Ak-Burnu und Jenikale. Die Tiefe deſſelben beträgt an ſeinem Ende 19 Fuß, in der Mitte 12 Fuß. Der Boden des Hafens beſteht überall aus mit Seegras vermiſchtem Schlamm. Das Ufer iſt größtentheils ſandig; am nördlichen Ufer erhebt ſich ein ſteiles Vorgebirge, weſtlich hinter der Stadt der Berg Mithridates. Gerade der griechiſchen Kirche gegenüber ſind nach Oſten zu die Ueberreſte einer alten Mole im Meere ſichtbar, die jetzt faſt ganz mit Waſſer bedeckt iſt. Kertſch treibt einen ziemlich bedeutenden Handel mit dem Auslande. Jährlich werden Waaren für circa 930,000 Rubel ausgeführt und für 381,000 Rubel eingeführt. Die Hauptgegenſtände des Exports ſind Weizen, Wolle, Leder, Fiſche, Kaviar und Salz; des Imports: Wein, Früchte, Holz, Oel, Kaffee und Taback. Wichtiger jedoch für die Stadt iſt der Fiſchfang auf dem Aſowſchen Meere, ſowie der Handel mit dem aus den benachbarten Salzſeen gewonnenen Salze (2 Millionen Pud jährlich) und vortrefflichen Bauſteinen, die in den zu Kertſch gehörigen Steinbrüchen bei den Sloboden Adſchimuskai und Bulganaki gebrochen und in großer Menge, beſonders nach Kaukaſien, ausgeführt werden, wo ganze Städte, wie z. B. Anapa und Noworoſſisk, aus denſelben erbaut ſind. Fiſche, beſonders Fettheringe, werden in den Gewäſſern der Stadthauptmannſchaft in ungeheuern Maſſen gefangen und nicht nur nach Neurußland, ſondern auch nach den Gouvernements Charkow, Pultawa, Kiew, Tſchernigow, Kursk und Orel exportirt. Ebenſo bedeutend iſt der Fang von Rothfiſchen, wie des Störs, des Sternhauſens und des Hauſens, aus denen ein vortefflicher Kaviar gewonnen wird. Der Fiſch ſelbſt wird in Stücke zerſchnitten, gedörrt und unter dem Namen „Balyk“ in die entfernteſten Provinzen Rußlands verſandt, mit welchem Geſchäft ſich vorzugsweiſe die Griechen in Jenikale beſchäftigen. Das Gebiet der Kertſcher Stadthauptmannſchaft iſt auch in archäologiſcher Hinſicht merkwürdig. Zahlreiche Grabhügel (Kurgani), die innen ausgemauert ſind, enthalten viele Gegenſtände aus dem alten bosporaniſchen Reiche. Das Vorhandenſein dieſer Alterthümer war ſchon längſt bekannt, doch erſt im J. 1825 begannen die Ausgrabungen unter der Leitung Blaramberg's. In vier Kurganen wurden goldene Grabkränze, Ohrringe, Armbänder, Ringe u. ſ. w. gefunden und dieſer Umſtand gab die Veranlaſſung zur Gründung des Kertſch-Muſeums. Im J. 1830 wurde in dem Kurgan Kul-Oba (auf Katariſch: der Aſchen-Kurgan), 7 Kilom. von Kertſch auf dem Wege nach Feodoſia, ein ſteinernes Grabmal ägyptiſcher Bauart entdeckt, in dem ſich die Skelette eines der bosporaniſchen Herrſcher vor-Mithridatiſcher Zeit und ſeiner Gemahlin vorfanden, die in einem prächtigen, aus Cypreſſenholz verfertigten und mit vielen goldenen Zierathen geſchmückten Sarkophage lagen. Der Fürſt war zuſammen mit ſeinem Pferde beerdigt und zwar in voller Rüſtung, zu der auch ein goldener Schild gehörte. Neben ihm lagen Trinkgeſchirre und muſikaliſche Inſtrumente. Das Gewicht ſämmtlicher in dieſem Grabhügel aufgefundenen goldenen Geräthſchaften belief ſich auf 3 Pud. In

der Nacht, die dem Tage der Eröffnung des Grabhügels folgte, wurde ein Theil dieſer Gegenſtände geſtohlen und erſt im J. 1859 gelang es der ruſſ. Regierung, durch Kauf einige davon zurückzuerhalten. Im J. 1832 wurde der nordweſtlich vom Kurgan Kul-Oba, $4\frac{1}{2}$ Kilom. weit von Kertſch gelegene Kurgan Altyn-Oba aufgegraben und in demſelben ein prächtiges, ſteinernes Gewölbe, ebenfalls ägyptiſcher Bauart, entdeckt, das jedoch allem Anſchein nach früher bereits ausgeplündert war. Im J. 1836 wurde in dem ebenfalls $4\frac{1}{2}$ Kilom. von Kertſch, nicht weit von der Quarantäne liegenden Zarski-Kurgan, ein ähnliches, bereits ausgeplündertes Gewölbe entdeckt, in welchem ſich eine 51 Meter lange und 16 Meter breite Galerie befand. — Nach dieſer Zeit hörte man mit den Ausgrabungen auf und es verbreitete ſich ſogar die Anſicht, daß der archäologiſche Boden von Kertſch erſchöpft ſei. Im J. 1850 jedoch wurden durch Zufall in der kertſcher Vorſtadt Gliniza in einem der ſchon früher geöffneten Kurgane zwei wohlerhaltene Marmorſtatuen gefunden. Nach dem Krimkriege wurden die Nachgrabungen wieder aufgenommen und 1858 im Kurgan auf der Pawlowſchen Batterie ein ſteinernes Grabmal mit einem Sarge aus Cypreſſenholz gefunden, in dem ſich eine thönerne Vaſe und viele goldene Geräthſchaften befanden. Im J. 1859 wurden an verſchiedenen Orten 58 Kurgane bloßgelegt, in welchen hölzerne Sarkophage, ſowie viele goldene Geräthe, marmorne und thönerne Gefäße u. ſ. w. gefunden wurden. Die bis zum J. 1860 fortgeſetzten Ausgrabungen auf dem Berge Jus-Oba ergaben ähnliche Reſultate. Außer den Kurganen bei Kertſch gibt es noch Katakomben, welche nach Dubois de Monneraie einer ſpäteren Epoche angehören und den Chriſten als Begräbnißorte gedient haben ſollen. Endlich finden ſich auch in Kertſch und in ſeiner Umgegend Marmortrümmer von den Gebäuden des alten Pantikapäon, die von ſpäteren Bewohnern der Gegend zum Bau ihrer Häuſer benutzt wurden. Die bedeutendſten der in Kertſch aufgefundenen Alterthümer werden in Petersburg aufbewahrt. Ein Theil der im Kertſch-Muſeum aufbewahrten Alterthümer wurde im Krimkriege von den Franzoſen und Engländern geraubt. — Erwähnenswerth ſind noch die zahlreichen kleinen Schlammvulkane, die ſich in der Nähe von Kertſch befinden.

(A. von Wald.)

KERYX. Unter den in hiſtoriſcher Zeit ſo überaus zahlreichen Adelsgeſchlechtern in Attika unterſchied man deutlich die alten autochthonen Familien von den ſpäter infolge der doriſchen Wanderung in das Land gekommenen. Wieder unter den autochthonen Geſchlechtern ſind die prieſterlichen von den kriegeriſchen zu ſcheiden, obwol natürlich hier ſo wenig wie in andern Cantonen der Griechenwelt aus jenen ein beſtimmter Klerus ſich entwickelt hat. Unter den alteinheimiſchen Familien nun des attiſchen Kern- und Stammlandes, der Staatenbildung, die von der Burg Kekropia ausgegangen war, nahmen neben andern eine beſonders glänzende Stellung ein die Keryken und Daduchen, d. h. das Geſchlecht der Herolde und Fackelträger, welches uralt überlieferte Bräuche im Dienſte der Demeter zu verrichten hatte. Dieſes Geſchlecht leitete nach der alten attiſchen Ueberlieferung ſeine Abkunft her von dem Hermes, dem Herold des Himmels, und der Aglauros oder Agraulos, der Tochter des alten attiſchen Landeskönigs Kekrops und deſſen gleichnamiger Gattin, des Aktäos Tochter. Eine andere Verſion der Ueberlieferung, welche die Abkunft dieſer Familie auf den eleuſiniſchen Triptolemos zurückführen will, iſt ſicherlich erſt ſeit der Ausbildung des Feſtes der Eleuſinien und aus der Beamtung entſtanden, welche das Geſchlecht der Keryken bei dieſem Feſte einnahm. Denn die geiſtliche oder prieſterliche Bedeutung dieſes Hauſes beruht in der uns bekannten hiſtoriſchen Zeit weſentlich auf dem Zuſammenhange der Keryken mit den Eleuſinien. Die Leitung und die Aufſicht der Eleuſinien ſtand dem Archon Baſileus zu, als dem erſten geiſtlichen Großbeamten des attiſchen Staates; neben dieſem fungirte der (Hierophant) Oberprieſter der Demeter von Eleuſis (ein Amt, welches den eleuſiniſchen Eumolpiden erblich angehörte), und nun einerſeits der Daduchos oder Fackelträger, andererſeits der Hierokeryx oder „heilige Herold“, Aemter alſo, auf welche durch lange Jahrhunderte den atheniſchen Daduchen und Keryken das Anrecht zuſtand. Der Hierophant, der Daduche und der Hierokeryx leiteten auch die Weihen der in die Myſterien (zu deren Beſorgung der Staat auch noch zwei Epimeleten, einen Eumolpiden und einen Keryken, wählte) Einzuweihenden, wirkten bei der mimiſch-orcheſtiſchen Darſtellung der Schickſale der Demeter und ihrer Tochter mit (die ein Hauptgegenſtand der myſtiſchen Feier war), und ließen zuletzt die Geweihten die heiligen Geſichte ſchauen. Dabei vertrat der Hierokeryx die Stelle des Hermes, der Daduche die des Helios, der Hierophant die des „ordnenden Gottes“. Im übrigen hatten die andern Eumolpiden und Keryken keinen prieſterlichen Beruf weiter als etwa die Theilnahme an einem Gerichte der Exegeten, welches das heilige ungeſchriebene Recht ausſprach, und an einem Feſtzuge.

In hiſtoriſcher Zeit war die Daduchie in den Händen der Familie Kallias-Hipponikos, und nach deren Ausſterben in der der Lykomiden. Namhafte Athener aus den Familien der eigentlichen Keryken treten in der Geſchichte Athens wiederholt auf; wir erinnern nur für die Zeit des Peloponneſiſchen Krieges an Andokides, und für die zweite Hälfte des dritten nachchriſtlichen Jahrhunderts an den berühmten Hiſtoriker und Heerführer Dexippos. *(G. Hertzberg.)*

KERZENWEIHE (die). Im chriſtlich-religiöſen Cultus, welcher für unſere Darſtellung allein in Betracht kommt, iſt der Gebrauch angezündeter Kerzen, welche nur aus Bienenwachs beſtanden, und zwar auf den Altären, namentlich, wie es ſcheint, zuerſt bei der Vorleſung des Evangeliums und bei der Feier des Heiligen Abendmahls, vor Särgen in Begräbnißräumen, vor Heiligenbildern u. ſ. w., um einerſeits freiwillige Opfergaben, andererſeits das Bild Chriſti und ſeiner Jünger als der Lichter der Welt nach den Ausſprüchen der Heiligen Schrift darzuſtellen und als Zeichen

Digitized by Google

der Freude zu dienen[1]), ſeit dem 4., vielleicht ſchon ſeit dem 3. Jahrhundert, zuerſt wol im Morgenlande, bekannt; aber von einer Weihe als einer ſpeciellen Ceremonie vor und bei ihrer Aufſtellung und ihrem Gebrauche iſt aus den früheren Zeiten nichts überliefert.

Indeß reicht dieſe Cultushandlung für die römiſch-katholiſche Kirche bis tief in die älteren Zeiten hinab, wie ſie ſpäter und bis jetzt in derſelben ihre formelle kirchenordnungsmäßige Ausbildung im Einzelnen erhalten hat. Den erſten Platz dürfte hier die allgemeine Kerzenweihe zu Mariä Reinigung oder Lichtmeß, am 2. Febr. jedes Jahres, beanſpruchen, wobei die dargebrachten Kerzen nicht blos für die Verwendung in kirchlichen Räumen, ſondern auch zum häuslichen und privaten Gebrauch, z. B. als Schutz gegen Gewitter, unter vorgeſchriebenen Gebeten und entſprechenden Ceremonien durch Prieſter geheiligt werden. Das hierbei geſprochene prieſterliche Gebet enthält die Worte (lateiniſch): „Herr Jeſus Chriſtus, Sohn des lebendigen Gottes, Du wahres Licht, das jeden Menſchen erleuchtet, der in dieſe Welt kommt, wir bitten Dich, Du wolleſt dieſe Kerzen ſegnen und uns die Gnade geben, daß, wo ſie angezündet werden, unſere Herzen von dem unſichtbaren Feuer und der Klarheit des Heiligen Geiſtes erleuchtet, von aller Blindheit der Sünde und des Laſters befreit und nach zurückgelegten dunkeln und gefahrvollen irdiſchen Pfaden zum ewigen Lichte zugelaſſen werden".[2]) Bei dem ſehr ausgedehnten Gebrauche, welcher in der päpſtlichen Kirche von Kerzen gemacht wird, iſt die Zahl derſelben in großen Kirchen und Städten für dieſe Ceremonie meiſt eine ſehr bedeutende.

Mit vielem Aufwande kirchlicher Apparate vollzieht ſich in der römiſch-katholiſchen Kirche an jedem Sonnabende vor Oſtern in der päpſtlichen Hauptkapelle zu Rom die Einweihung der Oſterkerzen oder der Oſterkerze, cereus paschalis.[3]) Auch andere Kerzen finden ihre im beſondern beſtimmte Weihe, wie diejenigen, welche für den Taufact beſtimmt ſind.[4]) Einen ſolchen Act weiſt ferner der 3. Febr. am Tage des Heiligen Blaſius bei der ſogenannten Halsweihe auf.[5]) Als im 19. Jahrhundert Kerzen von Stearin, Paraffin und anderen Stoffen aufkamen, wurde deren kirchlich-religiöſer Gebrauch, mithin auch deren Einſegnung von der Cardinals-Congregation der Riten ausdrücklich unterſagt; man ſoll nur Kerzen von Bienenwachs verwenden.

In der orthodoxen morgenländiſchen Kirche, namentlich der ruſſiſchen, iſt die Verwendung von Kerzen mindeſtens ebenſo umfangreich, wenn nicht noch umfangreicher als in der abendländiſchen, und zwar ebenfalls unter der beſtimmten Vorſchrift, daß als Material ausſchließlich Bienenwachs genommen werden ſoll. Auch ſind mit ihrer Ingebrauchnahme zu kirchlichen und religiöſen Zwecken wie dort beſtimmte Weiheacte angeordnet, für welche oft ſehr große Maſſen auch von Privaten zu ihrem häuslichen Bedarfe zur Stelle gebracht werden. — Die lutheriſchen, bezw. lutheriſch-evangeliſchen Landeskirchen haben zwar die Aufſtellung und Anzündung von Kerzen, beſonders für die Feier des Heiligen Abendmahls, wenn auch in weit geringerem Maße, beibehalten; aber die Kirchenagenden enthalten keine obligatoriſchen Weihen oder ceremoniellen Vorſchriften für dieſelben, wogegen Glockenweihen, Orgelweihen, Altarweihen u. ſ. w. meiſt üblich ſind. — Die reformirte Kirche hat die Kerzen aus ihrem Cultus entfernt.

Zur Literatur gehören zunächſt die größeren allgemeinen Werke über Kirchengeſchichte, die Kirchenlexika, wie das von Aſchbach, Herzog und andere, namentlich katholiſche; ferner im beſondern die Schriften über kirchliche Archäologie, wie von Auguſti, Bingham, Martene u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's Handbuch der theologiſchen Literatur, I. Bd. (Leipzig 1838, S. 606 fg.) — Außerdem zählen hierher die Werke über chriſtlichen Cultus und deſſen Symbolik, wie die von Alt, Ehrenfeuchter u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's oben angeführtes Handbuch I. Bd., S. 622 fg. — Weiter ſind beſonders zu nennen die Schriften über Liturgik mit den Codices Liturgici, worüber G. B. Winer II. Bd. 1840, S. 75 fg. nachzuſehen; dazu die päpſtlichen Bullen und deren Sammlungen (Bullarium Romanum); das Rituale Romanum, z. B. in der Ausgabe von 1832 und 1838 (Lyon und Paris). Vgl. hierüber G. B. Winer II. Bd., S. 278 fg.; dazu das Ergänzungsheft von 1842, S. 219 fg.. Es dürfen im Speciellen die Entſcheidungen der Congregatio Rituum in Rom hinzugefügt werden. (*J. Hasemann.*)

Kesanlyk, ſ. Kasanlyk.

KESCH (Piz Kesch), der höchſte Gipfel der Albulagruppe in den Graubündneralpen, erhebt ſich 5 Kilom. nordöſtl. von der Höhe des Albulapaſſes, 10 Kilom. nördlich von Samaden auf der Waſſerſcheide zwiſchen der Albula (Rhein) und dem Inn (Donau) zu 3422 Meter Höhe über dem Meere. Wie eine Felſenfeſtung mit ſchroffen, zackigen Mauern aus ſeinem Gletſchergebiete aufragend, iſt der Piz Keſch eine der wildeſten und charakteriſtiſchſten Bergformen unter den das Ober-Engadin umſchließenden Hochgebirgen. Der Felskamm, deſſen höchſte Erhebung er iſt, bildet einen nach Norden offenen Bogen, der von der Firnmulde und den Eisfeldern des Vadret da Porchabella ausgefüllt wird. An das weſtliche Segment dieſes Bogens, dem die höchſte Spitze entſteigt, lehnt ſich ein unbenanntes Gletſcherchen, welches ſich gegen die Alp Piſcha ſenkt; an den Fuß des öſtlichen Arms ſchmiegt ſich der Vadret d'Eſchia, über welchen der rauhe Eſchiapaß 3008 Meter zum Porchabellagletſcher und hinab nach Val Tuors und Bergün führt. Weſt- und Nordabfall des Piz Keſch beſtehen wie der ſcharfgezähnte Gipfelgrat aus Gneis; am ſüdlichen Abfalle gegen die Albulaſtraße und das Engadin treten Kalkſteine und Schiefer des Lias und des Trias auf. Zum erſten mal wurde

1) Hieronymus, Epist. ad Ripar. und Advers. Vigil., c. 7. — Auch Chryſoſtomos thut ihrer Erwähnung. 2) Nach H. Merz in Herzog's Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche VII, 517 und 518, Artikel „Kerze". 3) J. A. Schmid, De cereo paschali (Helmſtedt 1698). — E. F. Wernsdorf, De cereo paschali (Wittenberg 1770). 4) J. Faes, De cereis baptismatibus (Helmſtedt 1712). 5) Nach Merz a. a. O. S. 518.

Digitized by Google

der Berg am 7. Sept. 1846 von dem ſchweizeriſchen Ingenieur Coaz beſtiegen; ſeither wurde die Beſteigung, obwol ſie immer noch als ſchwierig gilt, öfters von Davos, Bergün oder Ponte aus wiederholt. *(A. Wäber.)*

KESCHAN, ein geographiſch dem Mariza-Gebiete angehöriges Städtchen, liegt auf den weſtlichen Vorhöhen des von Waſſerläufen vielfach zerklüfteten, die nordweſtliche Küſte des Marmora-Meeres umſäumenden Gebirgslandes, welches gewöhnlich unter dem in dieſer Ausdehnung bei den Türken nicht gebräuchlichen Namen Tekir Daghy (Tekûr Daghy, das Gebirge des Chriſtenfürſten) in die Karten eingetragen wird und in dem Baladſchak-Tepé eine Höhe von faſt 900 Metern erreicht. Keſchan bildet mit ſeiner Umgebung einen Kaſa (Amts-Diſtrict), welcher heutzutage (nach dem Sâlnâmeh von 1297 d. Fl.) dem Sandſchak von Gallipoli untergeſtellt worden iſt, während er ſonſt auch gelegentlich zu Enos gerechnet wurde. Der Ort iſt vorwiegend von Türken und nur zum geringen Theil von Griechen bewohnt; gleichwol iſt das Landvolk der Provinz faſt rein griechiſch, ſodaß Keſchan, wie die gleichfalls türkiſchen Nachbarſtädte Kadikjöi und Feredſchik, eine ethnographiſche Inſel bildet. Die Gegend iſt baumlos und im ganzen öde, aber, wo bebaut, fruchtbar an Obſt, Wein und Cerealien; auch ſchützt die Gebirgslage den Ort gegen die Miasmen der Mariza-Niederung. Hiſtoriſch wichtige Ereigniſſe knüpfen ſich an Keſchan nicht. In dem Namen ſcheint eine Erinnerung an das alte thraziſche Volk der Kikonen erhalten zu ſein, deren Sitze Pomponius Mela um den untern Hebrus (die Mariza) legt.[1]) — Unter osmaniſche Herrſchaft kam der Ort ſchon früh. Nach dem Gülſcheni-Meârif wurde er im J. 763 der Fl. (d. i. 1361 n. Chr.) von Ewrenôs Beg, dem berühmten Renegaten-Feldherrn Murad's I, alſo noch vor Adrianopel, erobert[2]), während gleichzeitig der andere Feldherr deſſelben Sultans, Hadſchi-Ilbegi, die feſten Plätze an der Mariza bis Demotica hinauf bezwang. Seit 500 Jahren gehört alſo Keſchan der türkiſchen Monarchie an. Von den Stipulationen des Friedens von St.-Stefano (vom 3. März 1878) blieb Keſchan, als in nicht bulgariſchem Lande gelegen, unberührt. Der Ort führt auch die Namen Rus (Urus) Kjöi, d. h. Ruſſendorf, und Dûrhâl, beide unbekannten Urſprungs. *(G. Rosen.)*

KESCHO. Der nördliche Theil des Reiches Annam in Hinter-Indien, zwiſchen 17° 34′ und 23° 15′ nördl. Br., welcher nach Norden an die chineſiſchen Provinzen Kwang-Tung, Kwang-hſi und Yün-nan, nach Oſten an das Chineſiſche Meer, nach Süden an das eigentliche Annam, an das weſtliche, unter Kotſchinſchin, Siam und Barma getheilte Land der Laos grenzt, heißt Tong-king, d. h. öſtlicher Hof, zum Unterſchied von Hſi-king, d. h. weſtlicher Hof, womit Kotſchinſchin bezeichnet wird, eine ähnliche Unterſcheidung wie in China zwiſchen Pe-king und Nanking, d. h. nördlicher und ſüdlicher Hof. Im J. 679 war dieſe chineſiſche Provinz, aus Tonking und Kotſchinſchin beſtehend, unter dem Namen Ngan-nan, d. h. friedlicher Süden, ein chineſiſches Beſitzthum des Kaiſers Tang. In der annamitiſchen Sprache heißt es Tongking Dang-ngoâi, d. h. Ausgangsſtraße, und Kotſchinſchin Dang-trong, d. h. Eingangsſtraße; denn nach Süden gehen heißt „eintreten", nach Norden gehen aber „hinausgehen". — Die Hauptſtadt von Tongking heißt Há-nôi, auch Ke-ſcho d. h. Hier-Markt, Markt von Tong-king; auch andere Städte können Ke-ſcho heißen, aber Há-nôi iſt das Ke-ſcho κατ' ἐξοχήν. Es liegt am rechten Ufer des Songkoi und war die fürſtliche Reſidenz, als Tongking ein unabhängiges Land war. Die Zahl der Einwohner wird auf 250,000 geſchätzt, wovon 2000 Chineſen ſein mögen. Die Straßen ſind breit und viele derſelben werden durch Thore geſchloſſen. Eine ausgedehnte Citadelle vertheidigt die Stadt, von franzöſiſchen Ingenieuren unter der Regierung Gia-laong's, welcher 1802 Tongking eroberte, angelegt. Nach Millot lebt man in Há-nôi billig; 1,5 Pikul Reis koſtet einen Dollar (4 Mark), ebenſoviel 12 Hühner, eine Gans 20 bis 30 Cent.; es gibt auch Bananen, Ananas, Orangen, Limonen und Aepfel; auf den fruchtbaren Feldern baut man Zuckerrohr, Mais, Reis und Maulbeeren. Der Preis eines Ochſen iſt etwa 40 Mark, der eines Kalbes oder einer Ziege 8 bis 12 Mark, der eines Schweines 28 bis 32 Mark. Der Strom iſt überaus reich an Fiſchen. Den Handel haben die chineſiſchen Kaufleute in Händen. *(G. A. von Klöden.)*

Kesrie, türk. Stadt, ſ. Kastoria.

KESSEL (van), holländiſche Künſtlerfamilie. Zuerſt wird Hieronym van Keſſel genannt, der eine Tochter des Jan Brueghel zur Frau hatte. Er beſuchte um 1606 Frankreich und Deutſchland, namentlich Frankfurt und Augsburg; in letzterer Stadt malte er mehrere Glieder der Familie Fugger. Im J. 1609 malte er in Straßburg den Biſchof Erzherzog Leopold (geſtochen von R. Sadeler jun.), 1615 wird er in Köln in die Malergilde aufgenommen und war daſelbſt noch 1620 thätig. Bald darauf muß er nach Antwerpen übergeſiedelt ſein, wo ihm 1626 Jan van Keſſel (sen.) geboren wurde. Dieſer war ein tüchtiger Landſchafts-, Thier- und Blumenmaler; in letzterer Kunſtform war er offenbar von ſeinem Großvater Jan Breughel (Sammt-Breughel) beeinflußt. Seine Bilder mit Blumen, Vögeln, Inſekten, Seemuſcheln, meiſt in kleinem Format, wurden ſehr geſchätzt. Ein beſonderer Verehrer ſeiner Kunſt war König Philipp IV. von Spanien, der viele ſeiner Bilder kaufte und ſchließlich den Künſtler an ſeinen Hof berief. Keſſel folgte dem Rufe und wurde daſelbſt als Hofmaler der Königin angeſtellt. Hier malte er auch Bildniſſe und ſuchte hierin die Malweiſe van Dyck's nachzuahmen. Er kehrte ſpäter nach Antwerpen zurück und ſtarb da; ſein Todesjahr iſt nicht bekannt, im J. 1661 war er noch am Leben. Das Schickſal ſeiner Bilder in Spanien iſt unbekannt; ein-

1) *Pomp. M.* II, 2 circa Hebrum Cicones, trans eundem Doriscos. Wenn des Gegenſatzes zu trans wegen ſtatt circa citra geleſen werden ſoll, ſo paßt Keſchan zu den Wohnſitzen der Kikonen noch beſſer, denn Pomponius kommt vom Cherſonnes und geht weſtwärts. 2) Die ausdrückliche Erwähnung dieſer Eroberung bei den türkiſchen Geſchichtſchreibern beweiſt, daß Keſchan damals ein feſtes Schloß hatte.

Digitized by Google

zelne findet man in deutſchen Sammlungen, ſo in Braunſchweig, Dresden. Deſſen Sohn erbte von ihm viele Zeichnungen, Studien nach der Natur. Dieſer Sohn hieß auch Jan (jun.) und war am 23. Nov. 1654 geboren. Er bildete ſich unter den Augen des Vaters zum Künſtler aus. Wenn er auch Landſchaften, Blumen und Thiere, wie ſein Vater, malte, ſo wandte er ſich doch vorzugsweiſe dem Porträt zu und begleitete ſeinen Vater nach Spanien, wo er ſich bald einen Ruf als Bildnißmaler erwarb. Es iſt wahrſcheinlich, daß hierin ſein Vater mit ihm verwechſelt wird, wie auch beide, des gleichen Vornamens wegen, mit einem Jan van Keſſel, der in Amſterdam 1648 geboren wurde und Landſchaften malte (ſ. Houbraken), verwechſelt werden. In Madrid malte er das ſehr geprieſene Bildniß der Königin Donna Maria Louiſa d'Orléans und wurde infolge deſſen zum Hofmaler ernannt. Das Porträt Philipp's V. dagegen wollte ihm nicht gelingen. Im Alcazar zu Madrid ſind zwei Bilder von ihm: Pſyche und Amor; Pſyche von wilden Thieren umgeben. Das Porträt Philipp's IV. in einer Blumenguirlande, das zuweilen ſeinem Vater zugeſchrieben wird, befindet ſich gleichfalls in Madrid; möglich, daß er nur das Porträt und der Vater die Blumen dazu gemalt hat. Im Louvre befindet ſich von ſeiner Hand das Bildniß der Maria Anna von der Pfalz. Es gehört zu ſeinen beſten Werken. Wien, Stuttgart und Kaſſel beſitzen auch Bilder von ihm. Der Künſtler ſtarb im Dienſte des ſpaniſchen Hofes 1708. — Auch Ferdinand van Keſſel dürfte dieſer Familie angehören, wenn er auch nicht, wie man früher annahm, der Sohn des Jan van Keſſel sen. iſt. Er iſt im J. 1648 in Antwerpen geboren, wo er am 7. April dieſes Jahres getauft wurde. Er wurde von König Johann Sobieski nach Polen berufen, wo ihm im königlichen Schloſſe ein Atelier hergeſtellt wurde. Er malte hier die vier Elemente auf Kupfer, dann Landſchaften, in denen er allerlei Pflanzen, Blumen und Thiere ſehr zierlich anbrachte. Figuren in die Landſchaften ließ er ſich von Opſtal, van Maas oder Eyckens malen. Seine Bilder, die er für den Polenkönig gemalt hatte, gingen beim Brande des Schloſſes zu Grunde. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland wurde er von Wilhelm III. in Breda beſchäftigt, in deſſen Auftrage er einige Deckenbilder im Schloſſe ausführte und daſelbſt 1696 ſtarb. — Theodor van Keſſel, Kupferſtecher, iſt 1620 höchſt wahrſcheinlich in Holland geboren. Möglich, daß er mit der antwerpener Familie verwandt war; in Antwerpen ließ er ſich aber erſt 1652 nieder und wurde 1679 in die Lucasgilde als Meiſter aufgenommen. In dieſem Jahre wurde nämlich ein Theodor Andreas van Keſſel eingetragen und Stecher, Drucker und Dr. der Medicin genannt, und man glaubt, daß dieſer mit unſerm Künſtler Eine Perſon ſei. Er hat übrigens nicht viel gearbeitet. Nach Tizian ſtach er das Porträt Karl's V., das von Meyſſens publicirt wurde, nach Rubens die Jagd des Meleager, eine Thierfolge von 10 Blättern nach G. van der Hecke und mehrere Blätter in Tenier's Galeriewerk, die indeſſen viel zu wünſchen übriglaſſen. In Utrecht gab er ein Werk mit Vaſen und Ornamenten nach Adam van Vianen heraus. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt. (*J. E. Wessely.*)

KESSEL ſind runde, metallene Gefäße, welche zum Erhitzen von Flüſſigkeiten, Kochen von Speiſen u. ſ. w., zur Extraction von Farbhölzern und Gerbſtoffen, zum Schmelzen von Talg, Wachs, Harzen, zur Auflockerung von Materialien für die Papierfabrikation und zu manchen andern gewerblichen Zwecken dienen. Man kann die Keſſel in zwei principiell voneinander verſchiedene Kategorien trennen, und zwar in ſolche, die nur gewöhnlichen Druck auszuhalten haben (Kochkeſſel), und ſolche, bei denen die Wirkung der Wärme durch Druckerhöhung geſteigert wird, die alſo mit Dämpfen arbeiten, deren Spannung eine Atmoſphäre überſteigt (Dampfkeſſel).

Die gebräuchlichſten Materialien zur Herſtellung von Keſſeln ſind Schmiedeeiſenblech, Stahlblech, Gußeiſen und Kupferblech. Die aus Schmiedeeiſen- und Stahlblech beſtehenden Keſſel ſind zum weitaus größten Theil aus Walzeiſen-, reſp. Stahlplatten durch Nietung hergeſtellt; Kupferblechkeſſel werden meiſt durch Treibarbeit ohne Naht verfertigt, während Gußeiſenkeſſel ſelbſtverſtändlich gegoſſen werden.

Soweit es ſich um Keſſel der erſten Kategorie (Kochkeſſel) handelt, ſind in den meiſten Fällen kupferne Keſſel allen andern vorzuziehen, da dieſelben nicht, wie die Schmiedeeiſen- und Stahlblechkeſſel, genietet zu werden brauchen, daher leichter zu reinigen ſind und im Gegenſatz zu den Gußeiſenkeſſeln ſchon bei ſehr geringer Wandſtärke genügende Feſtigkeit beſitzen, überdies nicht dem Roſten unterworfen ſind und gegen den auflöſenden Einfluß ſtarker Säuren leicht durch Verzinnen geſchützt werden können. Das Gußeiſen geſtattet die Herſtellung großer Keſſel ohne alle Verbindungsſtellen, eignet ſich aber für dieſen Zweck deshalb weniger, weil daſſelbe ſehr leicht von Säuren und Roſt angegriffen wird und der geringeren Widerſtandsfähigkeit des Materials wegen derartigen Keſſeln eine größere Wandſtärke gegeben werden muß. Das bei weitem verbreitetſte Material zur Herſtellung von Keſſeln, und beſonders von Dampfkeſſeln, iſt das Eiſen. Auch das verwandte Stahlblech findet, namentlich in neueſter Zeit, zu Dampfkeſſeln, die einen hohen Dampfdruck auszuhalten beſtimmt ſind, vielfach Verwendung; doch ſind die Verſuche mit letzterm keineswegs als abgeſchloſſen zu betrachten, da ſich neben weſentlichen Vortheilen auch manche Uebelſtände (Corroſion) gezeigt haben, deren Urſachen noch nicht völlig aufgeklärt ſind.

Was die Herſtellung der Keſſel betrifft, ſo iſt die der Gußeiſenkeſſel der Herſtellung anderer Gußwaaren analog, während Kupferkeſſel, wie bereits erwähnt, getrieben werden. Als der wichtigſte Zweig der Keſſelfabrikation bleibt die Herſtellung der Eiſen- und Stahlblechkeſſel zu beſprechen, die in der Keſſelſchmiede erfolgt. Die Formen, welche dieſe Keſſel haben, ſind die cylindriſche, die koniſche und die Kugelgeſtalt. Die Hauptarbeiten des Keſſelſchmieds ſind ihrer Reihenfolge nach: das Vorzeichnen der Blechplatten und Nietlöcher; das Beſchneiden der Platten; die Herſtellung der Nietlöcher;

Digitized by Google

das Abſchärfen der Ecken der Blechtafeln; das Biegen der Tafeln; die Vereinigung derſelben durch Zuſammennieten und endlich die Verſtemmung der Plattenſtöße und Nietköpfe. Die erſte Operation, das Vorzeichnen der Blechplatten, wird von dem Meiſter oder von einem beſonders hierzu angeſtellten Vorzeichner — einem intelligenten Arbeiter — beſorgt und muß mit größter Sorgfalt geſchehen, damit ſpäter die betreffenden Löcher genau aufeinanderpaſſen. Die zweite Operation, das Beſchneiden der Tafeln, erfolgt bei geradlinigen Formen meiſt mittels Blechſcheren, bei krummlinigen mittels Meißel; im letztern Falle iſt es im eigentlichſten Sinne ein Aushauen. In beiden Fällen muß, wenigſtens bei ſtarkwandigen Keſſeln, ein nachträgliches Schräghauen oder Hobeln der Blechränder ſtattfinden, damit das ſpätere Verſtemmen der Plattenſtöße ermöglicht, reſp. erleichtert wird.

Die Herſtellung der Nietlöcher erfolgt entweder durch Lochung oder durch Bohrung der Blechtafeln, meiſtentheils aber durch die erſtere Methode auf beſondern Lochmaſchinen. Ein Vortheil dieſer Herſtellungsweiſe vor dem Bohren iſt die größere Wohlfeilheit derſelben, da ein auf- und niedergehender Stahlſtempel bei jedem Niedergange ein Loch fertig ſtellt; ein Nachtheil dieſer Methode iſt dagegen die hierbei auftretende Schwächung der Blechtafeln, der zufolge ſie leichter zum Reißen nach den Rändern hin geneigt ſind. Es iſt gebräuchlich und empfehlenswerth, die ſogenannte Matrize (die Stahlſcheibe, welche der zu lochenden Platte als Auflage dient und in welche der Stahlſtempel hineingeht) mit einem Loche von etwas größerem Durchmeſſer als der Stahlſtempel zu verſehen und daſſelbe nach unten hin koniſch zu erweitern. Man erreicht ſo ein leichteres Ausſtanzen, ein Durchgehen der ausgedrückten Stücke (Putzen) und eine Konizität der Löcher, welche auf die dichte Vernietung von großem Einfluß iſt, da ſpäter die Platten derart aufeinandergelegt werden, daß die weiten Seiten der Löcher in beiden Platten nach außen liegen und ſomit ein Anſtauchen der Niete in denſelben begünſtigt wird. Dies und die rauhe Innenfläche der geſtanzten Löcher, welche gleichfalls eine dichte Vernietung begünſtigt, iſt ein weiterer ſchätzbarer Vorzug des Lochens vor dem Bohren.

Die Abſchärfung der Plattenecken — an jeder Platte zweier ſich diagonal gegenüberliegenden Ecken — erfolgt überall da, wo der Keſſel in ſeiner Rundung aus mehr als einer Platte gebildet wird und daher mehr als zwei Blechſtärken übereinanderzuliegen kommen, um eine zu bedeutende Dicke des Keſſels an dieſer Stelle und die hierdurch bei ſpäterer Erhitzung hervorgerufene ungleiche Ausdehnung des Materials zu verhindern, ſowie eine leichtere Herſtellung zu ermöglichen. Das Abſchärfen geſchieht in der Weiſe, daß man die betreffenden Plattenecken, ſoweit ſie abgeſchärft werden ſollen, im Feuer rothwarm macht und nach der Kante hin mittels Vorhämmer dünn ausſchmiedet.

Die Biegung der Tafeln wird auf Blechbiegemaſchinen bewirkt, welche aus 3—5 Walzen beſtehen, zwiſchen denen die Tafel die gewünſchte Rundung erhält.

Einen beſondern Theil des Herſtellungsproceſſes bildet die Anfertigung der Keſſelböden, welche eine ausgebauchte Form (Calotte) haben; die kreisrunde Platte wird hierzu rothwarm gemacht und in eine gußeiſerne Schale (den Kump) eingetrieben (gekümpelt). Die Böden erhalten alsdann den zur Verbindung mit dem cylindriſchen Theile des Keſſels erforderlichen Rand, was entweder durch Schmiedearbeit von Hand (Umziehen, Bördeln), oder gleichzeitig mit dem Eintreiben in den Kump durch hydrauliſche Preſſung geſchieht. Die letztere Art der Herſtellung hat den Vorzug der größeren Genauigkeit und auch Wohlfeilheit, da die auf dieſe Weiſe hergeſtellten Keſſelböden vollkommen kreisrund geſtaltet ſind, wie dies durch Handarbeit nie in gleichem Grade und annähernd nur durch äußerſt geſchickte Arbeiter erreicht werden kann. Die Vereinigung der Blechtafeln erfolgt durch Nietung, und zwar je nach der Stärke der zu vereinigenden Tafeln auf kaltem oder auf warmem Wege. Für dünne Bleche genügt gewöhnlich die kalte Nietung, da hier der Durchmeſſer 5—8 Millim. nicht überſteigt und ſich dieſelben ſomit, wenn ſie aus weichem, gut ausgeglühtem Eiſen hergeſtellt ſind, ohne vorhergehende Erwärmung nieten laſſen; für ſtärkere Bleche und dem entſprechend ſtärkere Nieten iſt jedoch eine vorhergehende Erhitzung der letztern bis zur Weißglut erforderlich. Zu einer ſogenannten Nietpartei gehören ein Nietenwärmer, ein Vorhalter, ein Nieter und 1—3 Zuſchläger. Der Nietenwärmer (meiſt ein Junge) wärmt die Nieten in einem beſonders hierzu hergerichteten Schmiedefeuer an und wirft oder trägt ſie dann dem Vorhalter (bei ſchwächeren Nieten gleichfalls ein Junge, bei ſtärkeren ein Mann) zu. Dieſer ergreift die glühende Niete mittels einer Zange, ſteckt ſie vom Innern des Keſſels in das vorher aufgeriebene oder aufgetriebene Nietloch und preßt ſie mittels des hebel- oder ſchraubenartig wirkenden Vorhalters, bei kleineren Nieten durch Vorhalten eines ſchweren Eiſens, feſt in das Loch hinein. Hierauf ſchlägt der Nieter mit ſeinen Zuſchlägern zuerſt mittels des Hammers direct auf die Niete, um den Schaft anzuſtauchen und den Kopf vorzubilden, und ergreift ſodann den durch eine Zange gehaltenen ſogenannten Döpper — ein calottenförmig ausgekehltes, gehärtetes Stahlſtück —, hält dieſes auf den Nietkopf und läßt durch ſeine Zuſchläger mit ihren Vorhämmern, je nach der Stärke der Niete, 20—50 Schläge auf dieſelbe geben, wodurch ein genau runder und glatter Nietkopf gebildet wird. Ein gut und ſchnell niedergeſchlagener Nietkopf muß nach ſeiner Fertigſtellung in der Mitte noch dunkelrothwarm ſein, da alsdann auch der Nietſchaft noch entſprechend warm iſt und dieſer bei ſeiner nachherigen Abkühlung, infolge der hierdurch bewirkten Verkürzung, reſp. Zuſammenziehung, eine feſte Aneinanderpreſſung der Keſſelplatten und ſomit eine gute Dichtung des Keſſels bewirkt. Die letzte Arbeit des Keſſelſchmieds, das Verſtemmen der Plattenſtöße und Nietköpfe, geſchieht, um die durch das Nieten noch nicht abſolut dicht gewordenen Stellen vollends zu dichten, und beſteht in einem Auftreiben des Materials mit Hülfe meißelartig geformter, gehärteter, ſtumpfer Stahlwerk-

Digitized by Google

zeuge, auf welche mit einem Handhammer kurze und raſche Schläge gegeben werden.

Eins der älteſten Keſſelſyſteme repräſentirt der einfache cylindriſche Walzenkeſſel, beſtehend aus einem horizontal oder ſehr wenig geneigt liegenden Cylinder. Derſelbe iſt heute nur noch für kleinere Anlagen (bis circa 25 □Meter Heizfläche) mit continuirlichem Betriebe gebräuchlich, da im Verhältniß zu der erzielten Heizfläche Gewicht und Raumbedarf zu bedeutend ſind, und wird ſeiner leichten Reinhaltung wegen beſonders da angewendet, wo das Waſſer ſehr zur Keſſelſteinbildung geneigt iſt. Die Feuerung findet bei dieſem Syſteme auf einem Plan- oder Treppenroſte unterhalb des Keſſels ſtatt. Um größere Heizflächen zu erhalten, hat man dem Cylinderkeſſel einen oder zwei Unterkeſſel gegeben. In dieſem Falle iſt die Feuerung entweder eine Zwiſchenfeuerung, bei welcher das Feuer unter dem Oberkeſſel liegt, dieſen zuerſt beſtreicht und dann zu den Unterkeſſeln fällt, oder es werden die Unterkeſſel zuerſt geheizt; im letzterwähnten Falle nennt man die Unterkeſſel Sieder, Siederohre oder Bouilleure und den ganzen Keſſel Sieder- oder Bouilleurkeſſel. Bei der Verwendung keſſelſteinhaltigen Waſſers ſind dieſe Syſteme, namentlich mit Zwiſchenfeuerung, dann vorzüglich geeignet, wenn bei größeren Anlagen und continuirlichem Betriebe der Dampfconſum ein variabler iſt. Eine weitere, in der Neuzeit mehr in Aufnahme gekommene Modification des einfachen Cylinderkeſſels beſteht darin, daß man ein oder mehrere, meiſt zwei Rohre in denſelben legt, wodurch man, je nachdem Außen- oder Innenfeuerung angewendet wird, Flammrohr- oder Rauchrohrkeſſel und Cornwall- oder Corniſche Keſſel erhält. Obwol die Keſſel mit zwei Feuerrohren eigentlich Lancaſhire- oder Fairbairn-Keſſel genannt werden, bezeichnet man gewöhnlich alle Keſſel mit Innenfeuerung, gleichviel ob mit einem oder mehrern Feuerrohren, als Cornwallkeſſel, welcher Name füglich nur den Keſſeln mit einem Feuerrohre zukommt. Dieſe Keſſel eignen ſich für intermittirenden Betrieb, weil mittels derſelben eine im Verhältniß zur Heizfläche raſche Verdampfung des geringen Waſſerquantums zu erzielen iſt. Bei dem nothwendigen großen Durchmeſſer des äußern Keſſels ſind Dampfſpannungen von über 4—5 Atmoſphären, der hierdurch bedingten praktiſch nicht erreichbaren Blechſtärken wegen, unmöglich und iſt durch Eindrücken zu ſchwach conſtruirter Flammrohre häufig Anlaß zu Exploſionen gegeben. Zur Verſtärkung der Waſſercirculation und zur Vergrößerung der Heizfläche werden öfters in die Flammrohre koniſche Stutzen — ſogenannte Galloway-Rohre, nach ihrem Erfinder benannt — in Abſtänden von circa 1 Met., doch gegeneinander verſetzt, eingebaut; derartige Keſſel heißen Galloway-Keſſel. In anderer Weiſe wird eine Vergrößerung der Heizfläche, welche zugleich eine größere Stabilität des Feuerrohrs bewirkt, durch die von Fox erfundenen und von der Eſſener Firma Schulz, Knaudt & Comp. in Deutſchland mit bedeutendem Erfolge eingeführten gewellten Flammrohre erreicht. Im Lauf der Zeit iſt man dahin gekommen, an Stelle der großen genieteten Flammrohre eine größere Anzahl gezogener Röhren anzuwenden; auf dieſe Weiſe entſtand der Röhrenkeſſel. Derſelbe hat einen kleinen Waſſerraum und im allgemeinen auch einen kleinen Dampfraum und eine kleine Verdampffläche. Dieſe Keſſelconſtruction iſt nur bei ganz conſtanter Dampfentnahme und reinem, nicht keſſelſteinhaltigem Speiſewaſſer zu empfehlen, da ein Reinigen der Röhren von dem angeſetzten Keſſelſteine nur äußerſt ſchwierig zu bewerkſtelligen iſt. Wo aber die angedeuteten günſtigen Umſtände eintreffen, da geben allerdings die Röhrenkeſſel einen verhältnißmäßig ſehr hohen Nutzeffect und nehmen dabei nur ſehr wenig Raum in Anſpruch. Während bei dieſen Röhrenkeſſeln die Heizgaſe durch die Röhren ziehen und das Waſſer dieſelben umgibt, umſpielen bei den Waſſerröhrenkeſſeln die Flammen, reſp. die Heizgaſe die Röhren von außen und das Waſſer circulirt in den Röhren, welche beiderſeitig in kaſtenartigen Wandungen befeſtigt ſind. Zu dieſer Gattung der Röhrenkeſſel gehören u. a. die von Belleville und Root conſtruirten ſogenannten unexplodirbaren Röhrenkeſſel, welche gegenwärtig auch in Deutſchland in derſelben oder doch nur wenig veränderter Conſtruction, z. B. von Walther & Comp. in Kalk bei Köln und von L. & C. Steinmüller in Gummersbach, gebaut werden. Die Bezeichnung „unexplodirbar" iſt inſofern ſchlecht gewählt, als dieſe Keſſel eben ſo leicht als Keſſel anderer Conſtruction explodiren können und auch wirklich explodiren; dagegen iſt allerdings die durch die Exploſion hervorgerufene Gefahr und theilweiſe auch der durch dieſelbe angerichtete Schaden auf ein Minimum beſchränkt, da ſtets nur ein Rohr explodiren kann und bei der geringen Oberfläche deſſelben ſowie der kleinen in Betracht kommenden Waſſermenge ein bedeutender Effect nicht erzielt wird. Ein beachtenswerther Vortheil aller der in enormer Anzahl und außerordentlicher Mannichfaltigkeit aufgetretenen Conſtructionen von Waſſerröhrenkeſſeln beſteht darin, daß ſie bei verhältnißmäßig großer Heizfläche wenig Raum einnehmen, leicht zu transportiren und aufzuſtellen ſind und einen hohen Dampfdruck geſtatten. Ein Nachtheil dieſer Keſſel iſt dagegen der geringe Waſſer- und Dampfraum auch inſofern, als, durch denſelben bedingt, bei nur einigermaßen ungleichem Betriebe ein raſches und plötzliches Schwanken des Druckes und der Waſſerhöhe eintritt und infolge deſſen die Bedienung dieſer Keſſel beſonders aufmerkſamen Heizern anvertraut werden muß, um Unregelmäßigkeiten zu verhindern. Für variable Dampfentnahme ſind dieſe Keſſel daher nicht zu empfehlen. Um noch mehr an Raum zu ſparen, ordnet man die Röhrenkeſſel öfters auch vertical an. Es iſt dies allerdings nur dann zu rathen, wenn die Raumverhältniſſe eine derartige Anordnung durchaus erfordern, da dieſe Keſſel den Fehler aller Verticalkeſſel — kleine Verdampffläche — zeigen. Zu den Röhrenkeſſeln gehören auch die Locomobil-, Locomotiv- und Schiffskeſſel, für welche ſich möglichſte Raumausnutzung als erſte Bedingung ergibt. Die Feuerung befindet ſich bei den Locomobil- und Locomotivkeſſeln in einem beſondern, vor dem Röhrenſyſteme liegenden Feuerkaſten und die Heizgaſe treten durch die Röhren an der anderen Seite direct in die Eſſe. Es gehören dieſe

Digitized by Google

Keſſel demnach zu den Feuerröhrenkeſſeln; ebenſo die Schiffskeſſel, nur daß bei denſelben außer den engen Feuerröhren, je nach der Größe des Keſſels, noch 1—3 weite Flammrohre vorhanden ſind, in welchen die Feuerung untergebracht iſt. Die Feuergaſe treten aus den Feuerrohren in eine gemeinſchaftliche Heizkammer, aus welcher ſie wieder in die oberhalb der Flammrohre angebrachten Feuerröhren ziehen, um dieſe zu paſſiren und alsdann in den an der Vorderſeite des Keſſels angebrachten Rauchfang und in die mit demſelben verbundene Eſſe zu treten. Am gebräuchlichſten iſt für Schiffskeſſel die cylindriſche Form, doch werden für dieſen Zweck auch noch flache, viereckige oder nur unten flache und oben gewölbte, ſogenannte Kofferkeſſel gebaut. Eine Eigenthümlichkeit der Schiffskeſſel beſteht darin, daß dieſelben, der beſſeren Raumausnutzung wegen, nur kurz gebaut ſind und ihr Durchmeſſer meiſt größer iſt als ihre Länge. In neueſter Zeit ſind die combinirten Cylinder-, reſp. Cornwall- oder Fairbairn- und Röhrenkeſſel ſehr in Aufnahme gekommen, weil man bei denſelben leicht ſehr große Heizflächen erlangen kann, ohne daß ſie einen bedeutenden Raum in Anſpruch nehmen. Ein integrirender Beſtandtheil der Dampfkeſſel iſt die Armatur; man verſteht hierunter die zugehörigen Ventile, Hähne, Probirhähne, Waſſerſtandszeiger, Manometer u. ſ. w. Die Probirhähne, Waſſerſtandszeiger und Manometer ſind gewöhnlich an der vordern Stirnwand des Keſſels angebracht, die zu dieſem Zwecke öfters mit einem oder mehrern langen Stutzen verſehen iſt, welche durch die Einmauerung des Keſſels hindurchreichen. Die Speiſe-, Sicherheits- und Abſperrventile befinden ſich gewöhnlich oben auf dem Keſſel, wo ſie entweder auf direct an demſelben genieteten Stutzen oder an einem beſondern Dampfdome befeſtigt ſind, welcher dann meiſt mit den betreffenden Stutzen verſehen iſt. Der Dampfdom dient einestheils eben zu dieſer bequemen Anbringung der Ventile, anderntheils hat derſelbe die Function eines Dampfſammlers. Bei Schiffskeſſeln dient als Dampfſammler oft ein über dem eigentlichen Keſſel liegender und mit dieſem durch einen Stutzen verbundener kleiner cylindriſcher Keſſel. Jeder Dampfkeſſel ſoll mit einem ſogenannten Mannloch oder mit mehrern ſolchen verſehen ſein; es ſind dies Oeffnungen, welche hinreichend groß ſein müſſen, daß ein Mann durch dieſelben in das Innere des Keſſels gelangen kann. Die Mannlöcher werden durch Deckel, welche mittels Bügel angepreßt werden, gedichtet.

Jeder Dampfkeſſel muß, bevor er dem Betriebe übergeben wird, mittels Kaltwaſſerdrucks probirt werden und wird auch ſpäter von Zeit zu Zeit einer derartigen Reviſion unterworfen; die Beſtimmungen hierüber finden ſich in den einzelnen Landesgeſetzen. Ueber die Entſtehungsurſache der Keſſelexploſionen gehen die Meinungen oft ſehr weit auseinander, doch dürften ſich dieſelben im allgemeinen auf natürlichem Wege, ohne Heranziehung oft ſehr gewagter Hypotheſen, erklären laſſen. Abſolute Klarheit über die Urſachen eingetretener Exploſionen iſt ſchon deshalb nicht, oder doch nur ſchwer zu erlangen, weil derjenige, welcher die beſte Auskunft über die vor der Exploſion obwaltenden Verhältniſſe geben könnte, der Heizer, oft bei der Exploſion getödtet wird oder genügenden Grund hat, die Unterſuchung in falſche Bahnen zu lenken, um ſeine Fahrläſſigkeit zu verbergen; denn in vielen Fällen iſt die Entſtehung auf eine ſolche zurückzuführen, mag nun die Fahrläſſigkeit in mangelhafter Reinigung des Keſſels, in Waſſermangel oder in einer ähnlichen Verſäumniß beſtehen. Häufig liegt die Urſache der Exploſion auch darin, daß der Keſſel zu ſchwach in ſeinen Wandungen iſt, welcher Umſtand wiederum ſeinen Grund in fehlerhafter Conſtruction, ſchlechtem Material, unſolider Ausführung und in dem durch langen Betrieb eingetretenen Verſchleiß haben kann. Sehr viele Anhänger hat die Kaiſer'ſche Theorie zur Erklärung der Keſſelexploſionen gefunden; dieſelbe baſirt auf Folgendem: das Waſſer hat das ſtete Beſtreben zu verdampfen, und thut dies allmählich unter dem Drucke der Atmoſphäre und bei gewöhnlicher Temperatur. Zur Ueberwindung dieſes Druckes bedarf es einer Temperatur von 100° C., bei der das Sieden des Waſſers erfolgt; wird aber der Druck erhöht, ſo liegt auch der Siedepunkt höher. In einem Dampfkeſſel findet nun folgender Vorgang ſtatt: ſobald das Waſſer zu ſieden beginnt, bildet ſich Dampf, der ſchnell den Raum über dem Waſſer anfüllt, ſich verdichtet und ſo den Druck erhöht. Das Waſſer wird infolge deſſen in Ruhe bleiben müſſen, bis es den dieſem erhöhten Druck entſprechenden Temperaturgrad erlangt hat und dann von neuem zu ſieden beginnt. Da nun jedem Drucke ein gewiſſer Siedepunkt entſpricht, ſo iſt es klar, daß, wenn durch irgendwelchen Umſtand plötzlich der Druck im Keſſel vermindert wird, das Waſſer die überſchüſſige Wärme abgeben muß. Dieſe Wärme verwandelt aber, ſobald ſie frei wird, eine ſo beträchtliche Menge Waſſer augenblicklich in Dampf, daß der Keſſel dem daraus reſultirenden Stoß und Druck nicht Widerſtand zu leiſten vermag. Es gilt dies hauptſächlich für den Fall, daß der oben bezeichnete Uebergangsſtandpunkt ſtattfindet, daß alſo das Waſſer ruhig iſt; befindet ſich dagegen das Waſſer im Sieden, ſo wird durch die zahlreich aufſteigenden Dampfblaſen ein elaſtiſches Mittel gebildet, das den Stoß faſt unwirkſam macht.

Bei der Verdampfung im Keſſel ſetzt das Waſſer an den Wandungen je nach ſeiner Beſchaffenheit mehr oder weniger Keſſelſtein an, eine ſteinartige Maſſe, welche ſo feſt auf den Keſſelplatten haftet, daß ſie nur mit ſcharfen Werkzeugen und großer Mühe entfernt werden kann. Unter den nahezu unzähligen und theilweiſe ganz erfolgloſen Mitteln, welche zur Verhütung der Keſſelſteinbildung angeprieſen werden, ſind die von Beringer & Stingl und von E. de Haën diejenigen, welche ſich am beſten bewährt haben. Erſtere verwenden Kalkmilch oder Chlorbarium mit Kalkmilch, neuerdings auch Kalk mit Natronlauge. Das Waſſer wird in einem beſondern Apparat mit den betreffenden Stoffen behandelt und dann über Filter von Hobelſpänen und Coaksabfällen in eiſerne Behälter geführt. Muß das Waſſer durch zwei chemiſche Mittel gereinigt werden, ſo nimmt man zwei Miſchgefäße; die nöthige Kalkmenge iſt vorher

Digitized by Google

genau zu beſtimmen, weil ein Ueberſchuß derſelben die Filter verſtopft. Mehr Verbreitung hat das Verfahren von de Haën gefunden. Daſſelbe beruht darauf, daß eine rationelle chemiſche Reinigung des Speiſewaſſers nur auf Grund einer genauen quantitativen Analyſe möglich iſt. Eine abſolute Reinigung kann nur durch Deſtillation (von den Salzen) oder durch Filtration (von den Erden) erzielt werden. Die Reinigung durch Zuſatz von Chemikalien iſt eine partielle, indem nur diejenigen Salze gefällt werden, welche zur Bildung feſten Keſſelſteins beitragen. Dieſe chemiſche Reinigung kann innerhalb oder außerhalb des Keſſels vorgenommen werden, doch iſt das letztere ſtets vorzuziehen. Nach Dr. Treumann ſind die im Speiſewaſſer vorkommenden Salze vornehmlich kohlenſaurer Kalk, ſchwefelſaurer Kalk, kohlenſaure Magneſia, ſchwefelſaure Magneſia und Chlormagneſium. Theilweiſe werden dieſe Salze im Keſſel durch die höhere Temperatur gefällt, namentlich durch das Verdampfen des Waſſers, durch welches die Lauge ſo concentrirt wird, daß ein Theil der gelöſten Salze ausgeſchieden werden muß. Die kohlenſauren Salze ſind im Speiſewaſſer als doppelkohlenſaure vorhanden; ſie ſind zu fällen durch Erwärmen des Waſſers in offenen Vorwärmern. Die letztere Methode iſt von Clark erfunden. Ein Univerſalmittel gegen die Keſſelſteinbildung gibt es überhaupt nicht; es müſſen vielmehr die anzuwendenden Mittel den jeweiligen Verhältniſſen, insbeſondere der Art und Menge der das Waſſer verunreinigenden Salze, angepaßt werden. Alle diejenigen Mittel, welche Anſpruch darauf machen, die Keſſelſteinbildung in jedem Falle und unter allen Verhältniſſen zu verhindern, ſind daher als Producte einer ſchwindelhaften Reclame zu bezeichnen. (*W. H. Uhland.*)

KESSELBRIEF, in Graubünden, Geſetz gegen die Beſtechlichkeit. Schon im J. 1500 hatte man in Graubünden gegen das Penſionsunweſen, das beſonders bei Anlaß der mailänder Feldzüge ſeine ſchlimmen Wirkungen in den Bünden, wie übrigens auch in der Eidgenoſſenſchaft äußerte, ein allgemeines Landesgeſetz, den ſogenannten Penſionsbrief erlaſſen, welches den Bezug jährlicher Penſionen von andern Mächten ſtreng unterſagte und den Zuwiderhandelnden Strafe an ihrem Leben „ohn alle Mittel und Gnaden" in Ausſicht ſtellte, aber ſo wenig Nachachtung fand wie die Verordnungen gegen das Reislaufen bei den Eidgenoſſen.

Es war namentlich ſeit dem ohne geſetzliche Erben erfolgten Ableben des Herzogs Franceſco Sforza von Mailand im J. 1535, daß bei den unaufhörlichen Kriegen zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer erſtere Macht Söldner unter den kräftigen Söhnen der Bünde anzuwerben ſich bemühte. Spanien, deſſen Intereſſen durch Karl V. mit denjenigen Oeſterreichs vereint waren, begehrte behufs Verbindung ſeiner deutſchen und italieniſchen Länder den wichtigen Wormſerjochpaß für ſeinen Gebrauch offen zu haben, um deſſen Beſitz die Geſchichte der 3 Bünde im 16. und 17. Jahrhundert ſich wie um einen Angelpunkt dreht. Wider die Anhänger Spaniens ſtellte ſich die franzöſiſche Partei, welche gerade die Sperrung der Alpenübergänge gegenüber Spanien und dem Kaiſerhauſe zum Hauptziel ihrer Politik machte und mit dem venetianiſchen Freiſtaate die nämlichen Intereſſen theilte.

Zu dieſen politiſchen Gegenſätzen geſellten ſich die religiöſen, um den Haß der Parteien zu ſchärfen; während die Anhänger der Reform ſich zur franzöſiſch-venetianiſchen Partei hielten, gehörten die Altgeſinnten zur ſpaniſch-öſterreichiſchen, welche, den Papſt als Oberhaupt, um jeden Preis die Ketzerei in den Unterthanenländern der Bünde, zumal ſeit den Tagen Carl Borromeo's auszurotten ſuchte. Daher gewaltige Anſtrengungen von ſeiten der auswärtigen Mächte, durch freigebige Jahrgelder und Spenden ihre Anhänger zu mehren; daher die immer tiefer gehende Parteiung und Verderbniß im Innern, daher die gegenſeitige Erbitterung, welche ſich in außerordentlichen Strafgerichten derjenigen zeigte, die gerade das Uebergewicht beſaßen und ihre Gegner durch große Geldbußen oder noch ſtrengere Strafen zu demüthigen ſuchten; ſo in den J. 1542 und 1565 gegen die franzöſiſche Partei. Lange war das Verderben nur bei einzelnen ehrſüchtigen Geſchlechtern, bis es durch ihre Umtriebe und Werbungen auch unter dem Volke ſich verbreitete. Man bezeichnete dieſes ſchändliche Werben und Weibeln um Aemter, dieſen Stimmenkauf auf Schleichwegen, dieſes lärmende Treiben mit dem Namen keſſeln, Keßlerey treiben, daher das Geſetz gegen dieſen Unfug, welches auf dem Bundestage zu Davos am 25. Oct. 1570 erlaſſen ward, den Namen Keſſelbrief trägt.

Die auf dem Bundestage zu Davos nach altem Herkommen verſammelten Geſandten und verordneten Rathsboten gehen aus von dem ſeit einiger Zeit in Uebung und Gewohnheit gekommenen Nachlaufen um „Empter, Ritt[1]), Urttel und Bratticiren (auch Brattung, Brattig d. h. Umtriebe), mit miett und gaben geben, ſchenkhungen verheiſſen, desglichen mit Eſſen, Drinkhen und vill pittlichen unerhörtten obligen und anſuochen", wodurch Unruhe und Feindſchaft erwachſen und Gottes Strafen für ſolchen ungebührlichen Wandel zu erwarten ſind, da auf dieſem Wege manch herrlich Reich zerſtört und um ſeine Freiheit gekommen iſt. Weil bisher alle Verſuche, ſolche „laſterliche Brattung" abzuſtellen, geſcheitert ſind, iſt dieſe wichtige Angelegenheit vor alle Räthe und Gemeinden des Landes gebracht worden, um des Vaterlandes Nutz und Ehre zu berathen und die Abgeordneten mit den nöthigen Vollmachten zu verſehen. Hierauf hat die Mehrheit in geſeſſenem Rathe dieſes Bundestages beſchloſſen, ſolche unehrliche laſterhafte „Brattung" und „Keiſſleryen" abzuſtellen und ſich mit einem gelehrten Eid zu Gott der „Heillig Dryvaltigkeit" verpflichtet, die nachgeſetzte Ordnung für ſich und ihre Nachkommen zu halten.

Vorerſt wenn ſich Zutragen wird „pundstagen, Stattlich Bitagen, oder Groſe Rechts Hendel, daß gemein dry pundt ieri geſanten Zuſamen ſchickhen tundt zu Handlen, Bedreffende unnſer und unnſer Underthanen Landt und Lüt", alsdann ſoll ein jeder Bott, ſo von ſeinen Räthen und Gemeinden geordnet iſt, einen Eid zu Gott ſchwören, daß er ohn Miet und Gaben durch ſich ſelbſt oder andere

1) d. h. Geſandtſchaften.

Digitized by Google

Perſonen oder ſonſt bittlich Anſuchen an ſeine Räth und Gemeinden oder durch anderer Perſonen Hülf, die mit „Brattig oder Keſſlery umbgangen werend", Bott worden ſei. Und wer ſolchen Eid nicht thun darf, daß er ohne „Brattung" Bott worden ſei, der ſoll, „uß dem Rhat gan und an Er und Gut geſtrafft werden und dann uſſiner gemeindt Ein ander Erlich man in den Rhat genommen werden". Und „darpy alle die ſo im Ratt ſitzend, ſollen ſchweren, das ſy kein miet, gaben, ſchenkhungen weder geben noch nemen wollen, Eß ſy umb Empter, Ritt, Urttel und derglichen".

Ebenſo ſoll es gehalten werden in Betreff der Landrichter, Bürgermeiſter, Landamman und anderer Ammanſchaften, Vogteien und überhaupt aller Aemter in den Ländern der drei Bünde und der Unterthanenländer Veltlin, Cleven, Tell[2]) und Worms, welche die drei Bünde, beſondern Obrigkeiten, Gerichte und Gemeinden zu beſetzen haben. Hierbei ſollen nicht nur die in den Räthen gemeint ſein, ſondern auch alle Gemeinden und „ſonderbare" Perſonen unſerer drei Bünde und desgleichen die Unterthanen in den ſoeben genannten Ländern.

Sollte es ſich ereignen, daß Einer oder Jemand von den Seinen „Brattung" u. ſ. w. ausübte, „alle gevert und argenliſt ganz und gar hiermit usgeſchloſſen", alsdann ſollen der und dieſelben in „Rett und Tett" nicht gebraucht, ſondern für „erlos Lütt" gehalten werden und jede Obrigkeit, Gemeinde und Gericht ſoll die Seinen, ſo übertreten haben, an Ehr und Gut ſtrafen oder doch ſeinem Bund anzeigen; ſollte auch der Bund nichts thun, ſollen die andern Bünde ein Strafgericht ſetzen, um die Ungehorſamen an Ehr und Gut zu ſtrafen. Auch ſoll jedes Haupt in ſeinem Bunde eine wörtliche Copie dieſes Briefes allen Gerichten und Gemeinden zukommen und allenthalben verleſen laſſen, damit ſich jeder vor Schand und Schaden zu hüten wiſſe.

„Mit Urkhundt und Sterkhung" ſo lautet das Ende, „ſo findt diſer Brieff dry gemacht, Glich Luttende und Jedrem pundt Einer zu geſtellt. Darumb ſo habendt wier Landtrichter unnd Rhatt deß Obren Grawen pundts, auch wier der Burgermeiſter und Rhatt des Gotzhuß pundts, und wier der Landtamman der Zechen Gerichten pundt, allgemeinlich und unverſcheidtlich, Unſer der drien pünthen Secrett Inſigel Laſen henkhen an diſe Brieff; geben und Beſchehen uff Tavas am zwenzig und fünfften tag Octobris in dem Jar, do man zalt nach der heilſamen gepurrt Chryſtum Jeſus Unnſers Lieben Heren funffzechen Hunderttet und Sibenzig Jar".[3])

Flury Sprecher, Landſchriber uff Tavos.

Leider konnte durch dieſe ſtrenge Verordnung, deren Handhabung an der allgemeinen Verderbniß ſcheiterte, die ſchreckliche Zerrüttung Graubündens am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert nicht aufgehalten werden.

(W. Fetscherin.)

KESSELJAGD, eine Art der Haſenjagd; ſie beſteht darin, daß ſich zwiſchen je zwei Schützen eine Anzahl Treiber befindet, und daß ſich die ſämmtliche Mannſchaft nach einem Mittelpunkte zu bewegt. Der Keſſel wird auf die Art angeſtellt, daß von einem Punkte aus die Schützen und Treiber zugleich abgehen, indem an beiden Enden die flügelführenden Jäger das Anſtellen ſo beſorgen, daß allemal zwiſchen zwei oder drei Treiber ein Schütze geſtellt wird. Sind beide Flügel zuſammengeſtoßen, ſo wird das Signal zum Abgehen gegeben, und Schützen und Treiber bewegen ſich gleichzeitig nach dem Mittelpunkte zu, wobei der Kreis gehörig geſchloſſen bleiben muß. Nach dem Signale darf kein Schütze mehr in den Keſſel ſchießen. Das Keſſeltreiben iſt weit gefahrvoller als das Standtreiben. *(W. Löbe.)*

KESSELSDORF, Dorf, 8 Kilom. weſtlich von Dresden, bekannt durch die Schlacht vom 15. Dec. 1745, den Sieg des Fürſten Leopold von Deſſau über die Sachſen und einen kleinen Theil der mit ihnen verbündeten Oeſterreicher.

Hatte König Friedrich II. von Preußen ſchon nach ſeinem Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und infolge der mit Georg II. von England und Hannover abgeſchloſſenen Convention von Hannover den Feldzug des J. 1745 für beendet gehalten, ſo glaubte er es nach dem Tage von Soor (30. Sept.), an welchem es ihm trotz der großen Uebermacht der Feinde gelungen war, den gegen ihn geplanten Ueberfall in einen glänzenden Sieg der eigenen Waffen umzuwandeln, für ganz gewiß anſehen zu dürfen, daß „die Campagne vorbei wäre und er ſie würde endigen können, wann es ihm gefiele". Am 6. Oct. ertheilte er dem Fürſten Leopold von Deſſau den Befehl, ſein Corps, welches unweit Halle lagerte, in acht Tagen aufzulöſen, noch am 13. war er unter Verzicht auf jeden neuen Gewinn zum Frieden bereit, da er ſeine Geldmittel völlig zuſammengeſchmolzen ſah, er ſelbſt zog aus Böhmen nach Schleſien zurück. Aber ſchon in den nächſten Tagen kamen Nachrichten, welche erkennen ließen, daß Maria Thereſia nach wie vor alle Bemühungen Englands um den Frieden entſchieden zurückwies, und daß der ſächſiſche Hof noch eifriger zum Kriege drängte. Bald erfuhr der König auch Näheres über den Kriegsplan der Feinde: zwei öſterreichiſch-ſächſiſche Heere ſollten in ſeine Staaten einfallen, das eine unter dem Prinzen Karl von Lothringen aus Böhmen durch die Lauſitz nach Schleſien, das andere unter dem Feldmarſchall Herzog Johann Adolf II. von Sachſen-Weißenfels, mit welchem ſich der vom Rheine heranziehende öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant Graf Grünne vereinigen ſollte, von Leipzig her auf Magdeburg und Berlin ſelbſt. Auch die ruſſiſche Kaiſerin Katharina drohte, wenn Friedrich Sachſen angriffe, dem Könige von Polen vertragsmäßige Hülfe leiſten zu müſſen, und ließ Truppen marſchiren. Solchen Gefahren mußte, und wenn auch durch einen Winterfeldzug, aufs ſchleunigſte zuvorgekommen werden.

2) Teglio zwiſchen dem obern und mittlern Theile des Addathals. 3) An der wohlerhaltenen Originalurkunde im Landesarchive in Chur hängen die Siegel des Obern, des Gotteshaus- und des Zehngerichtsbundes, letzteres etwas beſchädigt; dem Originale genau nachgebildet iſt die Abſchrift in den eidgenöſſiſchen Abſchieden IV. 6 p. 1585; etwas freier in C. Moor's Bündner Geſchichtſchreibern und im Archiv für die Geſchichte Graubündens II.

Digitized by Google

Nachdem Fürſt Leopold ſein Corps im bedrohten Saalkreiſe wieder zuſammenzuziehen Befehl erhalten hatte, begab ſich der König ſelbſt nach nur ſechstägigem Aufenthalte am 16. Nov. von Berlin zur Armee nach Schleſien zurück. Schon rückte Prinz Karl über Görlitz und Sagan auf Kroſſen zu, um „die Verbindung Schleſiens mit Brandenburg zu durchreißen", als die Verbündeten noch in letzter Stunde auf Rußlands Betrieb, damit Sachſen nicht aus der Rolle der bloßen Hülfsmacht herausfiele, ihren Kriegsplan dahin änderten, daß General Graf Rutowsky, der an die Stelle des erkrankten Herzogs von Weißenfels getreten war, mit den Sachſen ſich an den linken Flügel des Prinzen anſchließen ſollte, ſelbſt wieder zur Linken durch Grünne gedeckt, welcher mit ſeinem rein öſterreichiſchen Corps zum Einfall in das Brandenburgiſche beſtimmt war. Sobald der König über alles dieſes ſichere Nachricht hatte, rückte er am Vormittage des 23. Nov. bei Naumburg über den Queis in die ſächſiſche Lauſitz und traf ſchon nachmittags bei Katholiſch-Hennersdorf auf die Feinde, die er durch dieſen unerwarteten Stoß mitten in ihre langgedehnte Marſchaufſtellung hinein in eine „raſtloſe Flucht" warf. Ohne Aufenthalt eilten die Oeſterreicher nach Böhmen zurück, bis Zittau von preußiſchen Huſaren und Grenadieren verfolgt, die Sachſen wandten ſich nach Dresden hin; und auch weiter noch reichten die Wirkungen der Schlacht, da Grünne, der bei Torgau über die Elbe gegangen war und ſich auf dem Wege nach Berlin befand, durch General Lehwaldt, welchen Friedrich über Bautzen nach Meißen zu ſandte, um dem Fürſten Leopold die Hand zu reichen, genöthigt wurde, ſich wieder ſüdoſtwärts der Elbe zuzuwenden. Erſt am 29. Nov. brach Fürſt Leopold, nachdem er in ſeiner Weiſe lange gezögert, es auch nicht hatte über ſich gewinnen können, ſeine Unzufriedenheit mit des Königs unmittelbarem Vorgehen gegen Sachſen zurückzuhalten, frühmorgens von Halle auf, überſchritt die Grenze, wo ſächſiſche Reiterei unter Sybilsky zurückgeworfen wurde, beſetzte nachmittags Leipzig und wieder nach langen Zögerungen erſt am 6. Dec. Torgau, wo ſich zwar reiche Magazine befanden, aber nur eine kleine Beſatzung von Landmiliz. Am Morgen des 9. Dec. erhielt der König in Bautzen die Nachricht davon und zugleich die Anzeige, daß Leopold zunächſt Brot backen müſſe und erſt am 11. ſtromaufwärts vorrücken könne. Wenn er über dieſe unwandelbare Langſamkeit des alten Fürſten, über ſein Abweichen von dem geraden Wege auf die der Lauſitz näher gelegenen und darum für den Augenblick wichtigeren Elbübergänge von Dresden und Meißen zu immer ſtärkerer Unzufriedenheit, zu immer ſtrengeren Befehlen, zu immer ſchärferen Worten des Tadels ſich veranlaßt ſah, ſo geſchah das nicht blos im Hinblick auf Lehwaldt's gefährdete Stellung, da Rutowsky und Grünne bei der ſächſiſchen Hauptſtadt ſtanden, auch Prinz Karl wieder die Elbe abwärts näher rückte; ihn drängten faſt noch mehr die politiſchen Vorgänge jener Wochen zu großer Eile. Die wiederholten Friedensanerbietungen, die er auch nach dem Siege von Hennersdorf ganz im Rahmen der Convention von Hannover an den ſächſiſchen Hof richten ließ, wurden zwar nicht abgewieſen, aber König August III. von Polen begab ſich am 1. Dec. mit ſeiner Familie, von Brühl gefolgt, eilig und heimlich von Dresden nach Prag, vielleicht weniger von Furcht getrieben, als um durch Hinziehung der Verhandlungen Zeit zu gewinnen. In Wien ſuchte man, darin eifrig von Sachſen unterſtützt, eine Annäherung an Frankreich zu erlangen und fand dafür in Verſailles einen nicht ganz ungünſtigen Boden, ſodaß bald auch England aufmerkſam und unruhig wurde. Nicht mehr blos der hannoveriſchen Regierung mistraute Friedrich, er ſprach am 9. Dec. dem Könige Georg ſelbſt und ſeinem engliſchen Miniſterium gegenüber ähnliche Gedanken aus und drohte, wenn auch weiter die Convention nur ſo weit ausgeführt würde, daß ihm alle Vortheile derſelben verloren gingen, nur ihre Nachtheile blieben, ſeine eigenen Wege zu gehen. Dazu begannen auch im Reiche Rüſtungen für den Kaiſer, und im Norden näherten ſich die Ruſſen der preußiſchen Grenze.

König Friedrich erließ von neuem an den Fürſten die ſtrengſten Weiſungen zu entſchiedenem Vorgehen, in denen er unter Hinweis auf die drohenden Gefahren und die Nothwendigkeit des Friedens, auf die Ehre und die Verantwortlichkeit des Fürſten unweigerlichen Gehorſam forderte, und brach ſelbſt am 10. von Bautzen auf, ſeinen Marſch ſüdweſtwärts der Elbe zu gegen Meißen wendend; ſeine Huſaren ſtreiften bald bis in die nächſte Nähe der ſächſiſchen Hauptſtadt. Auf der andern Seite der Elbe langte Leopold nach zwei gewaltigen Tagemärſchen am Nachmittage des 12. vor Meißen an und beſetzte den wichtigen Elbpaß nach wenigen Stunden ohne Schwertſtreich, da der ſächſiſche Befehlshaber, Generallieutenant Allnpeck, mit ſeinen drei Grenadierbataillonen ſtillſchweigend abzog; nicht einmal die feſte Elbbrücke hatten die Feinde, da das ſächſiſche Miniſterium der Koſtenerſparniß wegen ihre Erhaltung wünſchte, geſprengt, ſondern nur den Belag theilweiſe abgeworfen, ſodaß ſchon am folgenden Tage Lehwaldt den Uebergang und ſeine Vereinigung mit dem Fürſten bewerkſtelligen konnte. Eine kleine Schlappe, welche die preußiſche Nachhut noch am Abende des 12. in einem Hohlwege bei Zehren durch einen vom Hinterhalte her ausgeführten Ueberfall Sybilsky's erlitt, hatte weniger an ſich ſelbſt als dadurch Bedeutung, daß Leopold den unverblümt ausgeſprochenen Tadel des Königs über die große Unvorſichtigkeit, die Nachhut ohne Infanteriebedeckung zu laſſen, ſchnell wettzumachen, alle Vorwürfe der letzten Tage durch eine energiſche Feldherrnthat zurückzuweiſen beſchloß. — Im ſächſiſchen Hauptquartier, wo man längere Zeit zumal über den Verbleib des Deſſauers und ſeiner Armee im Ungewiſſen geweſen war, eine Weile ſogar ſeine Vereinigung mit dem Könige erwartet hatte, erhielt man erſt durch Allnpeck ſichere Kunde über den wahren Stand der Dinge auf der gegneriſchen Seite.

Seit dem 11. Dec. ſtanden die Sachſen unter Rutowsky, der den Oberbefehl dem kranken Herzoge von Weißenfels für kurze Zeit hatte überlaſſen müſſen und erſt am 12., wo nun doch eine Action bevorzuſtehen

Digitized by Google

ſchien, wieder übernahm, und ihnen zur Rechten das öſterreichiſche Corps unter Grünne, jene 27,000, dieſe 8400 Mann ſtark, in einer Alarmaufſtellung weſtlich von Dresden, die nach Weſten gerichtete Front durch den auch an der beſten Stelle nur ſchwer überſchreitbaren Zſchonengrund gedeckt, der ſich, von dem immer tiefer einſchneidenden Keſſelgraben durchfloſſen, etwa eine Meile lang von Keſſelsdorf bis zur Elbe bei Kemnitz und Briesnitz erſtreckt. Beſonders die Sachſen befanden ſich bei der ſtrengen Kälte und unter ihren meiſt ſchlechten Zelten in einem beklagenswerthen Zuſtande, da ſie noch dazu ungenügend verpflegt waren, ſelbſt Brot, Holz und Stroh mangelte und die Löhnung längere Zeit ausgeblieben war; die Mannſchaften erhielten am 12. wenigſtens eine Abſchlagszahlung für einen halben Monat, die Subalternoffiziere, die ſchon drei Monate, und die höheren Offiziere, die noch länger auf ihren Sold warteten, gingen auch jetzt leer aus. Die Verpflegung mußte noch ſchwerer werden und völliger Mangel drohte, als endlich auch Prinz Karl von Lothringen mit der öſterreichiſchen Hauptarmee von etwa 46,000 Mann heranzog: nachdem ſeine Vorhut am 11. in Pirna eingerückt war, traf das Hauptheer am 13. bei Zehiſt (öſtlich davon) ein, und kaum konnten jetzt die beiderſeitigen Anſprüche in befriedigender Weiſe ausgeglichen werden. Noch an demſelben Tage hielt der Prinz mit den Generälen in Dresden eine Beſprechung, in welcher feſtgeſetzt wurde, daß zum beſſeren Schutze der Hauptſtadt und zur leichteren Vereinigung beider Heere die Oeſterreicher tags darauf in den dem Großen Garten zunächſt gelegenen Dörfern Quartier nehmen ſollten, ſo jedoch, daß auch die entfernteſten in zwei Stunden herangezogen werden könnten, denn man wollte ganz richtig nur mit vereinten Kräften ſchlagen. Auf der andern Seite mußte es dem Fürſten Leopold, wenn er jetzt die Intentionen ſeines Königs ganz ausführen, „den Leuten keck auf den Hals gehen“ wollte, darauf ankommen, die Sachſen in ihrer Vereinzelung zu faſſen, zumal er ebenſo wenig als Friedrich ſelbſt, der bereits zwei Meilen nördlich von Dresden ſtand, um die Ankunft des Prinzen Karl wußte.

Am 14. vor Tage trat der alte Fürſt ſeinen Marſch auf Dresden an, das er in einem Bogen über Wilsdruff leichter zu erreichen hoffte, ließ aber, nachdem er kaum eine halbe Meile auch hier auf ſchwierigem Terrain vorgerückt war, noch vor Röhrsdorf halten und die Truppen in Schlachtordnung und unter dem Gewehr übernachten, während die Huſaren die vorgeſchobenen Cavaleriepoſten des Feindes zurücktrieben und bei der Verfolgung bis in das Angeſicht der feindlichen Aufſtellung vordrangen. Doch glaubte Rutowsky hieraus noch nicht auf die Abſicht eines Angriffes bei den Preußen ſchließen zu dürfen, und ließ noch um 2 Uhr in der Nacht dem Prinzen Karl, der ſich für den Fall der Gefahr zu ſchleuniger Hülfe erboten hatte, in dieſem Sinne von dem Vorrücken und dem Zurückweichen der preußiſchen Vortruppen Meldung machen. Erſt etwa fünf Stunden ſpäter, als die Preußen ihren Vormarſch auf Wilsdruff und ſomit in der Richtung auf den linken Flügel der Sachſen wieder aufgenommen hatten, erbat er wieder durch einen beſonders geſendeten Offizier die Hülfe der Oeſterreicher, behielt aber den Oberſten Buttlar, welchen der Prinz inzwiſchen, um ſeinen Truppen unnütze Alarmirung zu erſparen, zur Wahrnehmung des Augenſcheines in das ſächſiſche Hauptquartier geſchickt hatte, zurück, bis derſelbe ſich von allen zur Abwehr des Angriffes getroffenen Anſtalten und dem feindlichen Anmarſche ſelbſt überzeugt hatte, d. h. bis in die Mittagszeit; und als nun Buttlar zum Prinzen zurückkam, fand er erſt einen Theil des Heeres vereinigt, da viele Regimenter gegen die getroffene Verabredung drei und vier Stunden vom Sammelplatze entfernt geblieben waren. — Wie auf preußiſcher Seite, ſo haben ſich auch auf der der Verbündeten bei Keſſelsdorf nur kleinere Heertheile gegenübergeſtanden, die beiden Hauptheere an der Entſcheidungsſchlacht keinen Theil genommen.

Auch am 15. blieben die Sachſen, da Rutowsky faſt bis zum Mittag hin an eine Schlacht auch für dieſen Tag noch nicht glauben zu wollen ſchien, und ebenſo die ihnen zugetheilten Oeſterreicher, welche wegen einer Erkrankung Grünne's der Generalmajor Baron Elberfeld commandirte, in ihrer bisherigen Stellung, beide noch dazu durch eine gute halbe Meile ſehr durchſchnittenen, ſchwierigen Terrains voneinander geſchieden. Erwägt man, daß für den ein unregelmäßiges Viereck bildenden Terrainabſchnitt, welchen der Zſchonengrund, die Elbe, der Plauenſche Grund und der in dieſen einmündende und ebenfalls unweit Keſſelsdorf beginnende Steinleitegrund faſt völlig umſchließen, und in deſſen Oſtecke Dresden liegt, der einzige für größere Heeresmaſſen in Rede kommende Zugang eben bei Keſſelsdorf ſich befindet, daß ferner Fürſt Leopold ebenſo wenig wie die Uebergänge des Zſchonengrundes den ſchmalen Paß an der Elbe zwiſchen Kemnitz und Briesnitz zum Anmarſche auf Dresden ſelbſt zu benutzen denken durfte, weil er hier nicht blos das Corps Grünne's in der Flanke, ſondern auch die Beſatzung der Hauptſtadt und die ganze öſterreichiſche Hauptarmee vor ſich gehabt hätte, ſo darf man kein Bedenken tragen, eine große Hauptſchuld an der ſchließlichen Niederlage des Tages den falſchen Dispoſitionen Rutowsky's beizulegen: entweder mußte er Keſſelsdorf ſelbſt in die Front nehmen oder, wenn er ſchon ſeine Front gegen den obern Zſchonengrund gerichtet laſſen und jene nicht allzu ſchwer haltbare Stellung zum Stützpunkt ſeines linken Flügels machen wollte, dieſelbe, wie auch Prinz Karl am Tage zuvor bei einer perſönlichen Beſichtigung dringend angerathen hatte, ganz beſonders verſtärken.

Keſſelsdorf, der Schlüſſel der ganzen Aufſtellung der Verbündeten, das weſentliche Kampfsobject am 15. Dec. 1745, liegt, gegen 2000 Schritte von Oſten nach Weſten ſich erſtreckend, wie in einer Mulde zu beiden Seiten der alten von Dresden nach Freiberg führenden Poſtſtraße; der ſüdliche Höhenzug, der ſich durchweg in gleicher Höhe erhebt, fällt auf der andern Seite ſteil zu dem nahe herantretenden obern Ende des Steinleitegrundes ab, während der nördliche ſich allmählich zu dem entfernteren Zſchonengrunde hin verflacht und im Oſten von einer nördlich vom Oſteingange des Dorfes liegen-

Digitized by Google

den Kuppe beherrſcht wird; vor dem Weſteingange des Dorfes endlich ſenkt ſich das Terrain im vollen Halbkreiſe herum ſanft hinab, doch fehlt es hier wie an den Seitenhöhen nicht an Schluchten und andern Einſchnitten. Hier ſtand, das ganze Weſtende des Dorfes umfaſſend, eine ſächſiſche „große Batterie“ von 20 Geſchützen, eine kleinere von 8 auf dem nördlichen Höhenzuge und eine von 6 Geſchützen auf jener nordöſtlichen Kuppe; das Dorf ſelbſt hielten 7 Grenadierbataillone, 6 ſächſiſche und 1 öſterreichiſches, beſetzt, welche am Weſtrande und auf der linken, ſüdlichen Seite in Schluchten und Gräben, hinter Gartenmauern und Hecken gedeckte Stellung genommen hatten. Das Gros der ſächſiſchen Infanterie, noch 26 Bataillone ſtark, war in zwei Treffen öſtlich vom Dorfe aufgeſtellt, mit dem linken Flügel an die Kuppe, mit dem rechten an das Dorf Pennerich gelehnt, ſo jedoch, daß bis zum Rande der nach dem Grunde abfallenden Höhen noch eine Entfernung von etwa 1000 Schritten blieb; am Rande ſelbſt wurden einige Batterien aufgefahren, aber das mitten vor der Front und am Abhange hinab liegende Dorf Zöllmen, in welches 1000 Warasdiner des Grünne'ſchen Corps gelegt werden ſollten, blieb unbeſetzt. Die von dem „Ritter von Sachſen“, einem Halbbruder des Grafen Rutowſky, befehligte geſammte ſächſiſche Cavalerie ſtand mit Ausnahme von 2 zur Beobachtung vorgeſchickten leichten Reiterregimentern, urſprünglich 39 Schwadronen ſtark und durch 2 öſterreichiſche Küraſſierregimenter verſtärkt, vor dem linken Flügel der Infanterie und nördlich von Keſſelsdorf, als aber die Richtung des preußiſchen Angriffes auf den äußerſten linken Flügel zur Gewißheit wurde, erhielt ſie, um auf alle Fälle für den Prinzen Karl Raum zu ſchaffen, den Befehl, ſich mit Zurücklaſſung des zur Deckung der großen Batterie beſtimmten leichten Reiterregiments Rutowſky auf die Höhen von Pennerich zurückzuziehen, in eine Stellung, in welcher ſie für die Schlacht ſelbſt unverwendbar bleiben mußte. Um den Hauptfehler der Aufſtellung wenigſtens einigermaßen gutzumachen, mußten gleichzeitig, noch in der elften Stunde, 5 Infanterieregimenter (10 Bataillone) des linken Flügels unter Generallieutenant von Jasmund eine ſolche Schwenkung machen, daß ſie das Dorf in ſeiner ganzen Ausdehnung vor ſich hatten; 5 weitere Bataillone bildeten ihr zweites Treffen.

Nicht viel ſpäter mag es geweſen ſein, als Fürſt Leopold ſich ſo weit genähert hatte, daß er, ſeinem Heere voraufreitend, die feindliche Aufſtellung in Augenſchein nehmen konnte. Wie am 14. von Meißen aus, ſo hatte er auch am Schlachttage ſelbſt, einem Mittwoch, Morgens $7^1/_2$ Uhr aus dem Lager von Röhrsdorf ſein Heer in vier Colonnen abgeführt, zwei Colonnen Infanterie in der Mitte, je eine Colonne Cavalerie zu beiden Seiten, und marſchirte weſtlich von Wilsdruff gerade auf Keſſelsdorf und den obern Zſchonengrund los. Seit der Vereinigung mit Lehwaldt zählte ſein Heer 35 Bataillone, darunter 4 Grenadierbataillone, und 95 Schwadronen, darunter 20 Schwadronen Huſaren, alſo etwa 25,900 Mann Infanterie und 6800 Mann Cavalerie, im ganzen etwa 32,700 Mann, ſodaß er um faſt 6000 Mann ſtärker war als die Sachſen allein. Sobald der Fürſt bei ſeiner Beſichtigung der feindlichen Stellungen die Erſtürmung von Keſſelsdorf und die Aufrollung des iſolirten ſächſiſchen Heeres als ſeine nächſte Hauptaufgabe erkannt hatte, brachte er ſofort, während die vorgeſchobenen leichten ſächſiſchen Reiterhaufen ſüdlich um das Dorf zurückgeworfen wurden, ſeine Truppen in eine aus zwei Treffen beſtehende Schlachtordnung, die mit ihrem rechten Flügel etwa 1800 Schritte vor Keſſelsdorf begann und zuerſt in nordöſtlicher, von der kaufbacher Straße ab aber in öſtlicher Richtung noch über das nordöſtlich von Zöllmen liegende Dorf Roitzſch hinauslief, wobei die Oeſterreicher ganz außer Acht gelaſſen wurden. Später fand Friedrich der Große ſelbſt — und nicht mit Unrecht, ſcheint es — an dieſen Maßnahmen zu tadeln, daß die ganze Aufſtellung für den ins Auge gefaßten Zweck zu weit nach links geſchoben geweſen wäre, daß der erſte Angriffspunkt noch viel mehr im Weſten und Südweſten hätte überflügelt und umfaßt werden müſſen. Die Infanterie, von welcher 23 Bataillone im erſten und 12 im zweiten Treffen ſtanden, lehnte ihren rechten Flügel an den Lerchenbuſch, ein nördlich von der freiberger Straße gelegenes kleines Gehölz, und reichte mit dem linken Flügel bis ſüdweſtlich vor Roitzſch; die Cavalerie behielt wie auf dem Marſche ihre Flankenſtellung: zur Rechten im Knie über jene Hauptſtraße hinweg und bis zu dem nach Braunsdorf führenden Fürſtenwege 6 Regimenter im erſten und 2 im zweiten, zur Linken bis gegen Podemus hin 5 Regimenter im erſten und 1 im zweiten Treffen.

Gegen 2 Uhr nachmittags eröffnete der alte Deſſauer den Angriff, indem er zuerſt eine heftige Kanonade gegen das Dorf richtete und währenddeß 3 Grenadierbataillone (Kleiſt, Plotho und Münchow) und ſein eigenes Infanterieregiment, die unter dem Befehle des Generalmajors von Hertzberg den Sturm ausführen ſollten, aus den Linien hervorzog. Es mag wol nicht ganz unrichtig ſein, was herkömmlich erzählt wird, daß den greiſen Feldherrn in dieſem Augenblicke eine Art von Verzweiflungsſtimmung erfaßt hat, indem er von dem Ausgange der beginnenden Schlacht die endgültige Entſcheidung über ſeinen Feldherrnruhm abhängig wähnte, und daß ihm der Gedanke nicht fern lag, im Falle des Unglücks ſelbſt den Tod zu ſuchen; ob aber die verſchiedenen Kraftausdrücke, die ihm bei dieſer Gelegenheit gewöhnlich in den Mund gelegt werden, mehr als erfundene Anekdoten ſind, iſt nicht auszumachen, man weiß mit Beſtimmtheit nur, daß er den Befehl zum Sturmmarſch mit den Worten: „Im Namen Jeſu, Marſch!“ ertheilt hat und ſtets mitten im Kampfgetümmel geweſen iſt. Mit geſchultertem Gewehr und unter den Klängen des Deſſauer Marſches gingen die Bataillone in geſchloſſenen Gliedern gerade auf die große Batterie los, aber der abſchüſſige, noch dazu mit Eis und Schnee bedeckte Boden ließ ſie, obwol einer dem andern zu helfen, ihn zu ſtützen ſich bemühte, nur langſam vorwärts kommen und gewährte dem mörderiſchen Geſchützfeuer des Feindes Zeit, gewaltige Lücken in ihre Reihen zu reißen; auch Hertzberg fiel. Nachdem ſie bereits

Digitized by Google

5 Kanonen genommen hatten, wurden ſie zur Umkehr gezwungen. Vom Fürſten ſelbſt wieder geſammelt, machten die preußiſchen Bataillone einen zweiten, ebenſo kräftigen und kaltblütigen Sturmverſuch, aber wiederum machte ihnen das Eis und das feindliche Feuer jeden Erfolg unmöglich, ſodaß ſie in ordnungsloſer Flucht zurückgingen. Von den 1800 Grenadieren waren allein bei dieſem erſten Acte der Schlacht 948 Mann außer Kampf geſetzt, von dem ebenſo ſtarken Regimente des Fürſten 532 (dort 8 Offiziere und 354 Mann todt, 15 Offiziere und 571 Mann verwundet, hier 5 Offiziere und 208 Mann todt, 8 Offiziere und 311 Mann verwundet). Da die Fliehenden die Batterien, welche ſammt dem zur Deckung mitgegebenen Dragonerregimente 600 Schritte vor den feindlichen Linien zurückgeblieben waren, nicht mitzunehmen vermochten, ſo ſandte der Commandant der großen ſächſiſchen Batterie eigenmächtig 2 Bataillone, das öſterreichiſche und ein ſächſiſches, zur Verfolgung des Feindes und zur Erbeutung ſeiner Geſchütze hinaus. Schon war eine preußiſche Batterie genommen, als die Dragoner auf Befehl des Fürſten, der ſelbſt zugegen war und bereits drei Kugeln durch den Mantel erhalten hatte, aus ihrer gedeckten Stellung hervorbrachen, die Oeſterreicher gleich überrannten und die Sachſen trotz ihrer Gegenwehr zurückdrängten. Auch drei weitere, aus dem Dorfe zu Hülfe geſchickte Bataillone vermochten nichts auszurichten, da die Flüchtigen ſelbſt ſich ihnen entgegendrängten und überdies auch auf preußiſcher Seite zwei friſche Bataillone unter Lehwaldt's Führung herangezogen wurden und, die Grenadiere aufnehmend, zu neuem Angriff vorgingen. Unbehelligt von den ſächſiſchen Batterien, die aus Rückſicht auf die in der Schußlinie befindlichen eigenen Leute nicht feuern konnten, gelangten die Preußen mit den in Verwirrung und Auflöſung gerathenen Gegnern, die ſie ohne große Mühe vor ſich hertrieben, zugleich auf die Höhe, nahmen die wehrloſe Batterie und drangen in das jetzt faſt unvertheidigte Dorf ſelbſt ein. Das einzige der geſchlagenen Dorfbeſatzung zu Hülfe kommende Bataillon (Pirch) konnte natürlich eine Wendung zum Beſſeren nicht mehr herbeiführen; die ſchwächlichen Verſuche des ſächſiſchen Reiterregiments Rutowsky, die vordringenden Preußen in der linken Flanke zu beunruhigen, mußten ohne Erfolg bleiben, da es ſich durch das Feuer der Bataillone Lehwaldt's fernhalten ließ, und in der rechten Flanke wurden die beiden ſüdlich vom Dorfe ſtehenden Reiterregimenter durch 5 Schwadronen Cavalerie und 4 Bataillone Infanterie vom rechten preußiſchen Flügel her zurückgejagt. Bis zum Eintritt der Dämmerung war Keſſelsdorf völlig in die Hände der Eroberer gekommen und ging in Flammen auf.

Von der übrigen ſächſiſchen Infanterie kam zuerſt der Keſſelsdorf zunächſtſtehende äußerſte linke Flügel, die von Jasmund befehligten Bataillone, in unmittelbaren Kampf mit den Preußen. Bald nachdem der Kampf um Keſſelsdorf ſelbſt entbrannt war, rückte der nicht beim Sturme betheiligte Haupttheil der preußiſchen Armee in etwas zuſammengeſchobener Stellung bis an den linken, nördlichen Rand des Zſchonengrundes und veranlaßte dadurch auch Rutowsky, ſeine Linien dem gegenüberliegenden Rande zu nähern. Aber als Jasmund die dieſem Befehle entſprechenden Bewegungen ausführen ließ, wurde ſein eigener linker Flügel bereits von den aus dem Dorfe hervorbrechenden Preußen angegriffen. Kaum waren die dort ſtehenden ſächſiſchen leichten Reiter ſtatt ihn zu unterſtützen auf die erſten feindlichen Schüſſe gewichen und unaufhaltſam durch die Reihen der Infanterie hindurch zurückgegangen, als die ſüdlich um das Dorf gekommenen vier preußiſchen Bataillone im Rücken der letztern erſchienen. Da weder Jasmund's zweites Treffen, welches gegen die neuen Angreifer kehrt machen mußte, noch drei andere Reiterregimenter, welche ſich ihnen nicht ohne allen Erfolg entgegenwarfen, auf die Dauer ſtandhielten, ſo gerieth Jasmund ſelbſt zwiſchen zwei Feuer und glaubte ſchließlich die beiden zumeiſt gefährdeten linken Flügelregimenter nur dadurch retten zu können, daß er ſich mit ihnen durch den Feind im Rücken durchſchlug, er rettete aber aus dieſem Verzweiflungskampfe nur 800 Mann. Mittlerweile war faſt die ganze ſächſiſche Linie in den Kampf eingetreten, der für ſie um ſo unheilvoller werden mußte, als ſich auch noch die Fliehenden des eigenen linken Flügels und die nachdrängenden Eroberer des Dorfes auf ſie warfen und ſie allmählich aufrollten. Nachdem die Preußen auf dem linken Thalrande angelangt waren und das den Brückenkopf bildende Dorf Steinbach beſetzt hatten, hatten beide Theile einander eine Weile mit Artilleriefeuer beſchoſſen, da man auf preußiſcher Seite doch Bedenken trug, den Grund, deſſen beide Abhänge mit Schnee und Eis belegt, deſſen Sohle moraſtig war, vor den Mündungen der feindlichen Batterien zu durchſchreiten, wenngleich man in der Tiefe ſelbſt vor der Wirkung ihres Feuers ziemlich geſchützt war. Als aber endlich der Generallieutenant Prinz Moritz von Deſſau, des Fürſten jüngſter Sohn, als der erſte hinabſprang, folgte dem Beiſpiele des Anführers ſeine ganze Diviſion. Nach großen Mühen auf dem jenſeitigen Thalrande angelangt, fanden die Preußen zunächſt kräftigen Widerſtand; die, welche den Aufſtieg durch Zöllmen genommen hatten, wurden beim Austritt aus dem Dorfe von 3 ſächſiſchen Bataillonen empfangen und zweimal wieder hineingetrieben, und als noch die 6 nächſten Bataillone des rechten feindlichen Flügels, auch einige Regimentsgeſchütze mit Nachdruck in das Gefecht geführt wurden, ſchienen die Angreifer überhaupt in ihrem Vorrücken gehemmt zu werden. Aber jetzt übte die Vernichtung des äußerſten linken Flügels der Sachſen auch hier ihre verhängnißvolle Wirkung aus. Zuerſt wälzten ſich die Bataillone, welche dort noch in der Schlachtordnung ſtandgehalten hatten, ebenfalls von der eigenen leichten Reiterei durchbrochen und in Verwirrung gebracht, auf die bei und um Zöllmen fechtenden Truppentheile und riſſen ſie und andere mit ſich fort, ſodaß bald ein wirrer Knäuel entſtand, über den noch dazu abermals ziellos flüchtende ſächſiſche Cavalerie hereinbrach. So ſehr ſich auch Rutowsky und andere Generäle und Oberſten, auch der Herzog von Weißenfels ſelbſt,

Digitized by Google

der jetzt auf dem Schlachtfelde erſchien, ohne Beachtung aller eigenen Gefahr bemühten, hier Ordnung zu ſchaffen, fliehende Bataillone und Schwadronen zum Stehen zu bringen, neue Truppen zu kräftigerem Widerſtande, zu energiſchen Angriffen zu ermuthigen, nichts fruchtete mehr. Zuletzt wurde das äußerſte rechte Flügelregiment der ſächſiſchen Infanterie, das allein noch kampffähig daſtand, durch die vom Thalrande weichende eigene Artillerie überfahren und dann noch von öſterreichiſcher Cavalerie überritten. Mit der nicht mehr ſchwierigen Zurückweiſung eines Angriffsverſuches zweier ſächſiſchen Küraſſierregimenter ſchloß die ganze Schlacht, die in kaum zweiſtündiger Dauer den Preußen einen den ganzen Krieg entſcheidenden Sieg, den Sachſen beinahe die Vernichtung brachte. Eine weitere Verfolgung des in der Richtung auf Dresden fliehenden Feindes, welche den preußiſchen Schwadronen des linken Flügels, die bei Zöllmen allmählich durch den Grund geſetzt waren, aufgetragen wurde, mußte, da die Dunkelheit bereits eingebrochen war, ſehr bald aufgegeben werden. Fürſt Leopold ließ die Wachtfeuer in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, öſtlich von Pennerich, anzünden.

General Elberfeld, der Befehlshaber des Grünne'ſchen Corps, der beim Beginn der Schlacht, ſobald er ſah, daß Fürſt Leopold ihn ganz unberückſichtigt ließ, Rutowsky ſeine Hülfe angeboten hatte, hatte den Befehl erhalten, in ſeiner Stellung zu verharren und ſie, würde er angegriffen, tapfer zu vertheidigen; als er abends die preußiſchen Wachtfeuer ſah, zog auch er ſich auf Dresden zurück. Prinz Karl dagegen hätte, darüber ſind wol jetzt alle einig, ſeinen Verbündeten jedenfalls zu Hülfe kommen müſſen und, wenn er ſich mit der Zuſammenziehung ſeiner Truppen, die während der Schlacht in der Vorſtadt von Dresden und in Plauen kräftig plünderten, etwas mehr beeilt hätte, auch noch rechtzeitig auf dem Kampfplatze erſcheinen können.

Der Verluſt auf preußiſcher Seite betrug an Todten 34 Offiziere (darunter General von Hertzberg, 1 Oberſt und 2 Majore) und 1570 Mann, an Verwundeten 90 Offiziere (davon 16 Stabsoffiziere) und 3068 Mann; die Sachſen verloren allein an Todten 58 Offiziere (worunter 1 General, 2 Oberſten, 1 Major) und 3752 Mann, an Gefangenen 141 Offiziere und gegen 3000 Mann, wozu ſpäter in Dresden ſelbſt noch die Beſatzung von 3000 Mann Landmiliz kam und 110 Offiziere, welche ſich nach der Schlacht daſelbſt eingefunden, jedoch nicht dem zurückgehenden Heere angeſchloſſen hatten.

Friedrich II., der am Schlachttage ſelbſt nach Meißen gekommen war und einen kleinen Theil ſeines Heeres über die Elbbrücke geführt, den größeren auf der rechten Seite des Stromes gelaſſen hatte, erhielt faſt gleichzeitig mit Friedensanerbietungen Auguſt's III. durch flüchtige ſächſiſche Reiter die erſte Nachricht von dem Ausgange der Schlacht, die man bereits durch den Feuerſchein und durch den Widerhall der Kanonade wahrgenommen hatte; Nachts brachte ein preußiſcher Hauptmann und am folgenden Morgen, als man bereits bis Wilsdruff vorgerückt war, ein Schreiben des Fürſten die eigentliche Siegesbotſchaft. Am 17. Dec. 9 Uhr früh, zur verabredeten Stunde, begrüßte der König den ſiegreichen Feldherrn auf dem Schlachtfelde ſelbſt, indem er ihn mit ausgezeichneten Ehren empfing und ihm nochmals mündlich, wie er es tags zuvor bereits in einem Handſchreiben gethan, in aufrichtigen Worten reichlich Lob und Dank ſagte. Am 18. rückte der König mit 4 Regimentern in die ſächſiſche Hauptſtadt ein, die ſich auf die von ihm ſelbſt geſtellten Bedingungen ergeben hatte. Wie die in dem Reſidenzſchloſſe zurückgebliebenen Kinder des Königs von Polen aufs zuvorkommendſte behandelt wurden, ſo wurde auch in der Stadt das Privateigenthum durchaus geſchont, keine Erpreſſung oder Plünderung durfte von den preußiſchen Soldaten verübt werden, während die verbündeten Oeſterreicher auch in dieſen Tagen wieder bei ihrem Rückzuge in Stadt und Land ungeſcheut plünderten und alles ausraubten. — Da Rutowsky jeden weiteren Widerſtand für unthunlich erklärte, ſo beſchloß der Kriegsrath der Verbündeten den ungeſäumten Rückzug, der noch am 16. begonnen wurde, und zwar in der Weiſe, daß die geſchlagenen Sachſen um einige Stunden vorausmarſchirten. Die Verfolgung des Feindes wurde preußiſcherſeits von Anfang an nur ſehr ſchwach betrieben, und da die ſogleich begonnenen Friedensunterhandlungen mit dem ſächſiſch-polniſchen Hofe einen guten und ſchnellen Fortgang nahmen, ſo erfolgte in Sachſen ſchon am 24. die völlige Einſtellung der Feindſeligkeiten. Am 25. Dec. endlich wurde der Friede zu Dresden auf Grundlage des Breslauer Friedens und der Convention von Hannover abgeſchloſſen.

Mit Uebergehung der allgemeinen, älteren und neueren Werke, in welchen die Schlacht von Keſſelsdorf zur Darſtellung gekommen iſt, ſeien hier nur erwähnt: 1) die Aufzeichnungen des Generals von Jasmund (die „Relation von der Schlacht" und die „Aufzeichnungen aus dem Tagebuche"), mehrfach gedruckt und benutzt; 2) R., Geſchichte des zweiten ſchleſiſchen Krieges (nach öſterreichiſchen Original-Quellen), gedruckt in der Oeſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift (hierher gehörig: II. Theil 6. Abſchnitt im 12. Heft, 1825); 3) von Orlich, Geſchichte der ſchleſiſchen Kriege nach Original-Quellen, II. Theil (Berlin 1841); 4) Oberſtlieutenant Winter, ein Beitrag zur Geſchichte der Schlacht bei Keſſelsdorf, bearbeitet nach den im Königl. Haupt-Staatsarchiv (zu Dresden) befindlichen Original-Gefechtsberichten, im Archiv für ſächſiſche Geſchichte, IX. Bandes 3. Heft, 1870.

(Karl Lohmeyer.)

KESSLER (Johannes), auch Cheſſellius und Achenarius genannt, wurde im J. 1502 in der Stadt St.-Gallen geboren, ohne daß man wegen Mangels an Taufbüchern ſeinen Geburtstag kennt, ſeine Aeltern Hans Keßler und Anna Kuſter ſtanden im Rufe rechtlicher, jedoch dürftiger Leute aus dem Handwerkerſtande; ſeine Mutter, die ſich nach dem frühen Tode ihres Gatten vom Ertrage ihrer Näharbeit nährte, verheirathete ſich zum zweiten mal an Bartlome Hermann, welcher ebenfalls nicht im Stande war, den Kindern aus erſter Ehe Unterſtützung zu gewähren, und in der Schlacht bei Kap-

Digitized by Google

pel[1]) ums Leben kam. Auch ſeines Bruders Stephan[2]) und ſeines Schwagers Hans Nell[3]), der ein Prieſter und wahrſcheinlich der Sohn des unten vorkommenden Sattlers war, erwähnt Johannes in ſeiner Chronik. Von ſeinen Aeltern zum Prieſterſtand beſtimmt, beſuchte er zeitig die Lateinſchule, die einzige der Stadt, welche damals nicht wenig von dem Unfug der fahrenden Schüler, der Bacchanten, heimgeſucht wurde; ſodann die Kloſterſchule, die, damals bedeutend herabgekommen, in ſichtbarem Verfall war. Wenigſtens erzählt er bei Anlaß des Bilderſturmes in Münſter, daß er auch bei dem „bruchigen und verrumbten" Altar[4]) der St.-Anna, wo alle Morgen um die fünfe ein „ampt der meß" ſollte geſungen und begangen werden, ein verordneter Schüler und Sänger geweſen ſei.

Von der Kloſterſchule in St.-Gallen kam Keßler zu ſeiner weiteren Ausbildung auf die Univerſität Baſel[5]), wo damals ein reges geiſtiges Leben herrſchte, beſonders belebt von ſeiten der immer kecker und aggreſſiver auftretenden Humaniſten, welche mit jugendlicher Friſche das, was ihnen auf den Lehranſtalten in Staat und Kirche verderblich ſchien, bekämpften, wenn auch der eine und andere ſpäter bei dem endlichen Bruche auf die früher bekämpfte Seite trat. Um nur derjenigen Männer Erwähnung zu thun, die während der Studienjahre Keßler's in Baſel lebten, ſo gedenkt er in ſeinen Sabbata I, 164 mit beſonderer Liebe des Konrad Pellican, geboren 1478 zu Ruffach, der, durch Johann Reuchlin's Anleitung in das Studium der hebräiſchen Sprache eingeführt, im J. 1519 als Lector der Minoriten im Franciscaner-Kloſter zu Baſel für den Nachdruck und die Verbreitung der Schriften Luther's wirkte und ſich ſpäter an Oecolampadius anſchloß, welcher während des baſeler Aufenthaltes Keßler's ſich im Brigitten-Kloſter bei Augsburg aufhielt. Keßler nennt den Pellican „einen gar kindlichen, holdſeligen, ſanftmüthigen Menſchen, der ſo ſehr bereit ſei, andere zu unterrichten, daß er mit dem kleinſten Kinde, ſo zu ſtudiren begehre, Tag und Nacht unverdroſſen Müh und Arbeit erdulden möge". — Den Mittelpunkt des humaniſtiſchen Lebens in der Stadt bildete im Hauſe des berühmten Froben der von Gelehrten und Ungelehrten, von der Regierung und der Univerſität gleich gefeierte Deſiderius Erasmus[6]), deſſen Umgang auch Keßler genoß und den er uns vorführt als einen „tubgrawen ehrſamen Alten, einen kleinen zarten Menſchen in einem langen blauen Rocke mit weiten Ermeln". — An ihn ſchloß ſich an der bedeutendſte der jüngeren Humaniſten der Univerſität, Heinrich Loriti, von ſeiner Heimat genannt Glarean, der in ſeiner Burſe eine Anzahl aufſtrebender Jünglinge verſammelte, die er vorzüglich mit den alten Claſſikern bekannt zu machen ſuchte. — Unter den einflußreicheren Lehrern, welche an der theologiſchen Facultät zur Zeit Keßler's wirkten, mögen angeführt werden Ludwig Bär[7]) aus Baſel, der in Paris

1) Sabbata II, 308. 2) Sabb. II, 499. 566. 3) Sabb. I, 197. Bernet, Joh. Keßler. 4) Sabb. II, 202. 5) Viſcher, Geſchichte der Univerſität Baſel. 6) Sabb. I, 164. 7) Viſcher a. a. O.

ſtudirt und mit Auszeichnung die Doctorwürde gewonnen hatte, ein Mann von feiner humaniſtiſcher Bildung, zugleich Freund und Geiſtesverwandter des Erasmus, und Wolfgang Fabri Capito aus Hagenau, der durch Predigt und Unterricht die erſten reformatoriſchen Ideen in Baſel anregte, aber ſchon im J. 1520 einem Rufe des Kurfürſten Albrecht nach Mainz folgte.

Vielfach angeregt von den neuen Ideen, die damals anfingen, namentlich in den wiſſenſchaftlichen Centren, wie Baſel war, von Mund zu Mund beſprochen zu werden, nicht unbekannt mit den Schriften Luther's, die beſonders die damalige Jugend mächtig ergriffen, finden wir in den erſten Monaten des Jahres 1522 Johannes Keßler mit noch einem Landsmanne Spengler auf dem Wege nach Wittenberg, deſſen ausgezeichnete, eine neue Bahn einſchlagende Lehrkräfte damals anſehnliche Scharen von Jünglingen aus aller Herren Länder anzogen. „Dann wir," ſagt Keßler[8]), „von ſinet (Luther's) wegen unſer fart unternommen haben, ſo wir verſtond, wie er das prieſterthumb ſamt der mäß als ainen ungegrundten gottesdienſt welle umbſtoßen, dieweil wir dann von jugend uff von unſern ältern darzu gezogen und verordnet, das wir prieſter werden ſollen, wend wir gern hören, was er unß für ain underricht geben werde und mit was fug er ſollich fürnemmen welle zu wegen bringen". Es war gerade um die Zeit, da Luther ſein ihm vom Kurfürſten Friedrich dem Weiſen auf der Wartburg gewährtes Aſyl um der während ſeiner Abweſenheit in Wittenberg ausgebrochenen Unordnungen willen verlaſſen hatte und auf dem Wege nach dem Muſenſitze ſich befand.

Da trafen die beiden Schweizer in dem Gaſthofe „Zum ſchwarzen Bär" bei Jena den noch als Rittersmann gekleideten Luther, wie er am Tiſche ſaß, die Rechte am Schwertknopf haltend, mit der Linken ein Büchlein umfaſſend, das ſich ſpäter als einen hebräiſchen Pſalter auswies. Gar bald zeigte ſich der freundliche Rittersmann tief eingeweiht in die wichtigen Fragen der Zeit und die ehrlichen Schweizerjünglinge, welche den tapfern Ulrich von Hutten vor ſich zu haben meinten, waren nicht wenig erſtaunt, als ſie ſpäter in Wittenberg bei ihrem Landsmanne Hieronymus Schurpf neben einem Philipp Melanchthon, Juſtus Jonas, Nikl. Amsdorff und Auguſtin Schurpf in dem Doctor Martin ihren damaligen Reiſegefährten erkannten.

Es iſt leicht zu begreifen, daß Keßler in dieſem Kreiſe mächtige Anregung fand, beſonders für das Studium der Heiligen Schrift, und daß er ſich immer weiter entfernte von ſeinem urſprünglichen Ziele, Prieſter der alten Kirche zu werden. Vor allem war es die Perſönlichkeit Luther's, die ihn feſſelte durch Predigten und Vorleſungen, des Mannes[9]) „mit den tiefen ſchwarzen Augen und Brauen, welche blinzen und zwitſchern wie ein Stern, daß die nit wol mögend angeſehen werden"; ihn ſtellt er allen andern voran „wegen ſiner beſunderbaren gab und gnad und von wegen ſiner dapferkeit, von Gott verliehen, das er die warhait wider die irthumb,

8) Sabb. I, 146. 9) Sabb. I, 122.

Digitized by Google

ſo andere ſchwachhait halber hinderbehalten, unerſchrocken dorffen fry heruß reden und ſchriben". — Bei Melanchthon [10]) hörte er die Erklärung des Evangeliums Johannis, der kleinen unachtbaren Perſon dem Leibe, dem Verſtande und Gelehrſamkeit nach aber einem großen ſtarken Rieſen, in deſſen kleinem Leibe „ein großer und unüberſehlicher Berg, Kunſt und Weisheit verſchloſſen liegen"; auch eine Vorleſung des bekannten A. Bodenſtein [11]) (Karlſtadt) über Jeremias, als derſelbe vom Herzoge Friedrich wieder nach Wittenberg berufen worden war, hörte Keßler, ſowie des Bugenhagen [12]) aus Pommern Erklärung der Pſalmen und einiger Pauliniſcher Briefe, während er wegen ſeines Abſchieds aus Wittenberg aus dem Propheten Jeſaias nur die 40 erſten Kapitel zu hören bekam.

Freilich war dem fleißigen Studenten ſein Auskommen knapp zugemeſſen wie ſchon in Baſel; er ermahnt darum in ſpäteren Jahren ſeinen Sohn Joſua in einem Briefe vom Jahre 1548 zur Genügſamkeit und erinnert ihn daran, wie er in ſeinem abgetragenen zerfetzten Anzuge den reichgekleideten Muſenſöhnen ein Gegenſtand des Abſcheus geweſen ſei; eine Schule der Demuth, die ihn nie gereut habe, wobei er auch ſeines großen Namensbruders im Gewand von Kamelhaaren gedenkt. Dagegen beſaß Keßler den großen Vortheil, um den ihn mancher günſtiger geſtellte Student mit ſchelen Augen anſehen mochte, nämlich daß er ſich des engeren Umgangs mit den genannten ausgezeichneten Lehrern, die er in ihren Häuſern aufſuchen durfte, erfreuen konnte. Zu den Profeſſoren, die ſich ſeiner auf freundliche Weiſe annahmen, gehörten auch ſeine Landsleute Hieronymus und Auguſtin Schurpf von St.-Gallen, von denen der erſtere, ein Rechtsgelehrter, Luther's beſondere Zuneigung beſaß, ſeit er denſelben auf den Reichstag zu Worms begleitet hatte, während der letztere in der mediciniſchen Facultät angeſtellt war.

Nur zu ſchnell verfloſſen bei ſo anregendem Umgang die anderthalb Jahre, die dem Aufenthalte in der Elbſtadt, dem Mittelpunkte der damaligen geiſtigen Bewegung, anberaumt und entſcheidend waren für den Lebensberuf Keßler's. Was ſollte er nun beginnen, als er am 9. Nov. 1523 in ſeiner Vaterſtadt anlangte? Als angehender Prieſter war er ausgezogen; aber wie hätte bei ſeiner angeborenen Wahrheitsliebe die in Baſel ſchon gepflanzte, in Wittenberg für immer gewonnene neue Ueberzeugung es ihm geſtatten können, die Prieſterweihe anzunehmen? Er ging den Weg, den in dieſer heftig bewegten Zeit manch edle, die im Kampfe errungene Wahrheit einer ſichern angeſehenen Stellung vorziehende Perſönlichkeit einſchlug, er vertauſchte den Hörſaal mit der Werkſtätte; er wollte lieber als ehrlicher Handwerksmann ſein Brot verdienen, als wider ſein Gewiſſen handeln; er begab ſich, dem Beiſpiele eines Collin und Plater folgend, bei einem Sattlermeiſter, Hans Nell, in die Lehre, deſſen Werkſtätte er ſpäter auch kaufte.

Aber nicht in der Verborgenheit der ſtillen Werkſtätte ſollte Johann Keßler ſein Licht unter den Scheffel ſtellen; ſchon am Neujahrstage 1524 erſuchte ihn eine Anzahl „gutherziger" Männer und Brüder [13]), unter welchen auch Wolfgang Wetter, genannt Jufli, Prädicant, ſie in die Heilige Schrift und in die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens einzuführen. So begannen die Sonntagsvorleſungen mit dem Dreikönigstage, dem 6. Jan. 1524, zuerſt in einem Bürgerhauſe, und als die Zahl der Theilnehmenden ſtets zunahm, auf einer Zunftſtube, was der Sache bald einen öffentlichen Charakter gab. — Dieſe Bemühungen Keßler's konnten nicht anders als den neuen Ideen eine immer weitere Verbreitung geben, zumal ſie nicht vereinzelt waren; ſtand ihm doch zur Seite der durch Geiſt und Charakter ſowie durch vielſeitige Studien ausgezeichnete, ſeit ſeiner Rückkehr von Wien zum Stadtarzt und Rathsherrn und im J. 1526 zum Bürgermeiſter erwählte Joachim von Watt, genannt Badianus, im guten Sinne ein Freund des Volks, der durch ſein unausgeſetztes Einwirken auf Perſonen aus allerlei Ständen, durch Verbreitung lutheriſcher Schriften, durch ſeine Freundſchaft mit Ulrich Zwingli die Sache der Reform mächtig förderte, ſodaß dieſelbe immer mehr das Tagesgeſpräch wurde und man an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute ſtieß, die ſich über Religionsgegenſtände unterhielten oder ſich von irgendeinem, der hierin etwas mehr als andere wiſſen wollte, unterrichten ließen. [14]) Ja auch von der Kanzel der St.-Laurenzkirche vernahm man aus dem Munde des Benedict Burgauer und Wolfgang Wetter das Evangelium freier von Zuſätzen und römiſcher Entſtellung; auch Georg Gugi, „mein geliebter bruoder" als Pfarrer zu Klein-Rickenbach von dem Landvogte zu Frauenfeld um der evangeliſchen Lehre willen vertrieben, der ſpäter von der Stadt Memmingen als ihr Prädicant zu der Disputation in Bern abgeordnet ward, ſowie der geweſene Mönch in St.-Lucia in Bündten, Wolfgang Schorant, genannt Ulimann, der ſpäter zu den Wiedertäufern überging, vermehrten die Kräfte der Evangeliſch-Geſinnten. Was vermochten gegen ſolche immer mächtiger hervortretende Volksſtimmung die heftigen Controversreden des Münſterpredigers Wendelin Oswald auszurichten?

Freilich thaten auch die Altgeſinnten, an deren Spitze der Abt Franz Geißberger, ihr Möglichſtes und wandten ſich an die Cantone; dieſe ließen es nicht fehlen an mehrmaligen ernſtlichen Mahnungen, „von dem teufeliſchen Mißglauben" abzuſtehen und keine lutheriſche Prädicanten oder gar laiſche ungeweihte Perſonen predigen zu laſſen; ſolchem Unweſen könne man nicht länger zuſehen. Beſonders war es auf den ungeweihten Keßler abgeſehen; an der Tagſatzung vom 3. Sept. [15]) 1524 wird den Boten von St.-Gallen (zugleich mit denen von Mülhauſen) eine Abſchrift aller Artikel mitgetheilt, die ſie „lutheriſcher Sekte halb" in ihrer Stadt brauchen; ſie ſeien als Eidgenoſſen verpflichtet, wie die andern Orte die alten Gebräuche zu erhalten; denn „wir Eidgenoſſen

10) Sabb. I, 173. 11) Sabb. I, 153. 12) I, 174.

13) Sabb. I, 198. 14) Hottinger, Geſchichte der Eidgenoſſen, I, 408. 15) Eidg. Abſchiede IV. 1ª, p. 487.

Digitized by Google

haben den feſten Entſchluß gefaßt, in unſern Gebieten ſolch neuen Glauben abzuthun und ihn, ſoweit Leib und Gut reichen, gänzlich auszurotten. Darum ſollen die Obern von St.-Gallen ihren Keßler anhalten, von ſeinen Predigten und Vorleſen auf den Stuben abzuſtehen. Darauf[16]) wurde am 15. Sept. dem Keßler angezeigt, daß er „ſins leſens ain Zeit ſtillſtand". Aber ſchon am 12. Nov. wurde mit Rückſicht auf eine Demonſtration der Bürger das zeitweiſe beſtandene Verbot, außerhalb der Kirche zu leſen, d. h. Vorträge zu halten, in etwas verhüllter Weiſe zurückgezogen. Nicht lange nachdem ſich Keßler gutwillig dazu verſtanden, ſeine Vorleſungen einzuſtellen, und ſich wieder in ſeine Werkſtätte zurückgezogen hatte, wurde er aufs neue aus ſeiner Verborgenheit hervorgezogen, indem er mit dem ſchon genannten Wolfgang Schorant und Dominik Zili, dem Schulmeiſter, den Keßler[17]) einen gelehrten, frommen und verſtändigen Mann nennt, vom 2. Febr. 1525 an Bibellectionen hielt und zwar in der ihnen vom Rathe eingeräumten Pfarrkirche St.-Laurenz, nachdem der Platz an der Kirchhofmauer der von dem Abte geſchloſſenen St.-Mangkirche, ſowie die ſpäter benutzten obern Räume des Schlachthauſes ſich als ungenügend erwieſen hatten. Aus dieſen Bibellectionen, welche der Wirkſamkeit Keßler's einen mehr officiellen Charakter verliehen, entwickelte ſich ſpäter die ſogenannte Frühpredigt (Läſe), welche jeden Sonntag und Feiertag morgens um 5 Uhr bis in neuerer Zeit abgehalten wurde.

Als aber im J. 1525 die heftigen Umtriebe der Wiedertäufer begannen, welche in das St.-Galler Reformationswerk viele Trübung brachten, als Schorant, ſein bisheriger Gehülfe und College, ſelber zu den Wiedertäufern übertrat, zog ſich Keßler von dem öffentlichen Kampfplatze zurück, da es ſeinem eher ſtillen und beſcheidenen Weſen nicht zuſagte, den Stürmen die Spitze zu bieten. Findet er es ja nöthig, ſich zu entſchuldigen, daß er[18]) in ſeiner Chronik von ſeiner Perſon und ſeiner Arbeit Erwähnung thue, was gewiß nicht aus Ruhmſucht geſchehe, da wir ja alles von Gott empfangen, der es wieder nehmen könne, wenn es ihm gefalle.

Das erſte öffentliche Auftreten der Wiedertäufer geſchah bei dem Anlaß[19]), als Keßler bei der Auslegung des 6. Kapitels des Römerbriefes über die Kraft des Wortes Taufe und ſeiner Bedeutung zu reden begann; da erhob Lorenz Hochrutiner, „der von etwas freſſels wegen von Zürich verbotten", ein fleißiger Schüler des bekannten Konrad Grebel, Schwagers von Vadian, ſeine Stimme, indem er Keßler ſchweigen hieß, gegen die Kindertaufe redete und ihm mit einer Schrift drohte, die ihm hart werde zu verdauen, die auch bald und zwar von Grebel anlangte, worin die Freunde Keßler's vor ihrem Prediger gewarnt werden, deſſen Reden in Betreff der Taufe aus dem Teufel wären u. ſ. w. Ein weiteres Eingehen in die Irrungen und Schwärmereien der Wiedertäufer[20]) kann nicht in einen Lebensabriß Johann Keßler's gehören, zumal dieſer die über ſeine Kräfte gehende Aufgabe, die in ihren Irrungen immer weiter gehenden Schwärmer eines beſſern zu belehren, ſeinen energiſchern Freunden Vadian, Zwingli oder der Zeit überlaſſen mußte.

In dieſes nämliche Jahr 1525 fällt auch die Verehelichung[21]) Keßler's mit Anna Feßler, beide in ihrem 23. Lebensjahre; der Kirchgang fand ſtatt am 29. Oct.: der das Ehepaar einſegnende Pfarrer war der Prädicant zu St.-Laurenz, Wolfgang Jufli; die hervorragendſten Hochzeitsgäſte Dr. Joachim Watt, Dominicus Zilli, Schulmeiſter, Hans Rütiner, der allerhand ſchriftliche Beiträge über ſeines Freundes Leben hinterlaſſen hat, dem Keßler auch ſeine Sabbata zueignet, ſo eng mit demſelben verbunden wie zwei Seelen in Einem Leibe.[22])

Von nun an ſcheint die Sattlerwerkſtätte ſein Hauptarbeitsfeld geweſen zu ſein, ohne daß er jedoch aufhörte, ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu beſchäftigen und gelehrten Umgang zu pflegen. Gehörte er doch zu dem engeren Freundeskreiſe des berühmten Reformators von St.-Gallen, Vadianus, deſſen[23]) „wißhait, gelerte und verſtand wir zu dieſen ſchwebenden und gefarlichen loffen gantz nottdürftig ſind". Ihm übergab Vadian als Zeichen ſeiner Freundſchaft ſeine Chronik der Aebte von St.-Gallen am 13. Jan. 1546, nämlich dem „wolgelerten, ſeinem ſonders guten freund und geſellen, Johann Keßler, burger und vorſtender der leere der ſtat zu St.-Gallen, mit gutem willen, daſſelbe zu brauchen nach ſeinem gefallen, doch zu frommen nutz und eere der frommen ſtat zu St.-Gallen". Auch erfahren wir, daß, ſo oft Fremde von wiſſenſchaftlicher oder politiſcher Auszeichnung die Stadt beſuchten, Keßler in ihrem Kreiſe nicht fehlen durfte. So erzählt er ſelbſt[24]), wie er in dem Unglücksjahre 1531 mit Dr. Joachim von Watt, damaligem Reichsvogt, und deſſen Bruder David, ſeinem Herzensfreunde Johann Rütiner u. a. auf die Höhe der Bernegg ſtieg, um daſelbſt den auch von Theophraſtus von Hohenheim, der damals in St.-Gallen weilte, gedeuteten Kometen zu beſichtigen, wobei ſie auf der Höhe im thaufeuchten Graſe gelagert, von Dr. Joachim liebliche Belehrung empfingen in der herrlichen ſterngeſchmückten Nacht über die wunderbare Ordnung der Schöpfung, ſowie über die fruchtbare reiche Landſchaft, die ihnen zu Füßen lag und die er kürzlich mit Sebaſtian Münſter vom nämlichen Standpunkte aus beſichtigt habe. Ferner wird erzählt, daß Vadian unter andern das Werk „Farrago de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus" dem Gutachten Keßler's unterworfen und beſonders in ſprachlicher Hinſicht gern Berichtigungen von ihm angenommen und daß Keßler Vadian's geographiſches Werk „Epitome trium terrae partium" für den Druck in Ordnung gebracht habe. Endlich erzählt Keßler in ſeinem lateiniſch geſchriebenen kurzen Lebensabriſſe Vadian's, wie dieſer, als er ſich dem Tode nahe fühlte, ſeinem Freunde zum Andenken an ihre

16) Strickler, Actenſammlung I, 310. 17) Sabb. I, 201. 18) Sabb. I, 199. 19) Sabb. I, 264. 20) Sabb. I, 270.

21) Sabb. I, 378. 22) Sabb. I, 30. 23) Sabb. II, 1. 24) Sabb. II, 289.

Digitized by Google

Freundſchaft das von ihm täglich gebrauchte Neue Teſtament in die Hände gedrückt habe.

Zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen gehört namentlich die Abfaſſung ſeiner Reformationschronik, die er Sabbata nennt, weil er ſie an den Sabbaten, d. h. Feiertagen und Feierabendſtunden, einer Zeit, da männiglich von der Handarbeit ruht, ſchläft oder in den Abendſtunden allerlei Kurzweil treibt, verfaßt habe; er verwahrt ſich dabei gegenüber ſeinen Kindern ausdrücklich gegen den Vorwurf, als ob er darum ſein Handwerk verſäumt habe, und empfiehlt ihnen, ſeine Arbeit in Ehren zu halten.

Aber auch in ſeiner Zurückgezogenheit ward er von ſeinen Mitbürgern keineswegs vergeſſen; ſie ernannten ihn 1532 zum[25]) Eilfner auf der Schuhmacherzunft, welche, aus jeder der 6 Zünfte der Stadt gewählt, mit den Kleinräthen und Zunftmeiſtern zuſammen den großen Rath bildeten, und im J. 1536 zum Vierer[26]), einem aus 4 Männern beſtehenden Collegium, welchem die Austheilung einer wöchentlichen Handreichung an die Armen oblag. Im nämlichen Jahre wurde ihm noch eine andere, wichtigere Miſſion zutheil; in dieſen Tagen, wo die Gemeinden der Landſchaft noch in Betreff der Einführung der neuen Lehre ſchwankten, kam es nicht ſelten vor, daß von manchen Orten an die ſeit 1525 für die Reformation entſchiedene Stadt die Aufforderung erging, für eine gewiſſe Zeit ihnen Prediger zu ſenden. So am 14. März 1536 von ſeiten der evangeliſchen Gemeinde zu St.-Margarethen im untern Rheinthale, welche für etliche Sonntage um Sendung eines Prädicanten bat, bis ſie einen eigenen überkommen möchten.[27]) „Uff ſollichs ward ich, wiewol nit ein predicant, ſunder ain unverſtändiger handwerksmann gebeten, etwas zitt mit den biderben luten das beſt zu thun und meinen möglichen fliß anzewenden.“ In ähnlicher Weiſe war auch der ſchon genannte Schullehrer Dominik Zili auf etliche Sonntage denen zu Rheinegg und Thal zu dienen verordnet worden. Erſt nach Verlauf eines ganzen Jahres ward Keßler wieder erſetzt, um bald ſeine Werkſtätte für immer zu ſchließen; es war am 7. Febr. 1537 der Tod des tüchtigen, wohlgelehrten, auch der Muſik und hebräiſchen Sprache kundigen Sebaſtian Kurz, der, in der im J. 1533 neu organiſirten Lateinſchule angeſtellt, ihm den Weg zu der Schulmeiſterſtelle eröffnete[28]), an welcher er Griechiſch und Latein zu unterrichten und etwa kranke Prädicanten auf der Kanzel zu erſetzen hatte; eine Stelle, welche er nach 13jähriger Ausübung des Sattlerhandwerks nur nach einigem Bedenken annahm und am 21. Febr. 1537 wirklich auch antrat, indem er den Herren des Rathes dafür dankte, daß ihre Weisheit ihm das liebſte und beſte Kleinod, ihre Jugend, anvertraue.

Seitdem er nunmehr ſein Handwerk aufgegeben hatte, wurde er als Mitglied des geiſtlichen Standes betrachtet, im J. 1540 trat er in das unlängſt aufgeſtellte Ehegericht[29]) ein und am 6. Sept. 1542 wählte der Rath ihn nebſt Anton Zili, einem geweſenen Prieſter des Papſtthums, und Johann Valentin Fortmüller, geweſenem Pfarrer zu Dieſſenhofen, der aber durch den Vogt zu Baden von ſeiner Stelle vertrieben worden war, zum ordentlichen Prediger an der St.-Laurenzkirche, alſo zum Stadtpfarrer, jedoch mit Beibehaltung ſeiner Schullehrerſtelle und mit der Beſtimmung, daß er nur je am dritten Sonntage eine Predigt zu halten habe. — Vom J. 1552 an ſcheint Keßler Actuar der St.-Galliſchen Synode geweſen zu ſein, da er bis an ſein Ende die Acten derſelben aufzeichnete, und im J. 1554 wurde er zum Mitglied des Schulraths[30]) gewählt, da auch hier wie anderwärts, wo die neue Lehre ins Leben getreten war, eine gründliche Reorganiſation des Schulweſens ein Hauptaugenmerk der geiſtlichen und weltlichen Leiter des Staates war. Am 8. Febr. 1560[31]) wurde ihm wegen zunehmender Altersbeſchwerden vom Rathe geſtattet, ſich des Predigens gänzlich zu enthalten und nur noch ſeine Schulſtelle ſowie andere Amtsverrichtungen beizubehalten; auch wurde ihm ſpäter ſein Sohn Johannes, auch ein Geiſtlicher, als Gehülfe im Lehramte beigeſellt. Noch im J. 1571, am 30. April, wurde er vom Rathe erſucht, ſoviel ſein Alter erlaube, mit Predigen auszuhelfen „zur Vermeidung allerlei Uebels“[32]), und am 1. Aug. wurde dieſe Bitte wiederholt: er möge bis auf nächſte Fronfaſten mit Predigen ſein Beſtes thun. Ja im nämlichen Jahre wurde er zum Antiſtes[33]) der St.-Galliſchen Kirche ernannt; in dieſer höchſten Würde blieb er, bis ihn in ſeinem 72. Lebensjahre der Tod aus dieſer Zeitlichkeit abrief.

Das Anſehen, das Keßler wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften und ſeiner amtlichen Stellung genoß, brachte es mit ſich, daß er nach dem im J. 1551 erfolgten Tode Vadian's als deſſen Nachfolger auftrat, als Repräſentant[34]) der St.-Galliſchen Kirche gegenüber der übrigen evangeliſchen Eidgenoſſenſchaft und dem Auslande, ſodaß aller Verkehr mit den andern ſchweizeriſchen Kirchen durch ſeine Hand ging. In der ſogenannten Vadianiſchen Briefſammlung auf der Stadtbibliothek von St.-Gallen finden ſich zum Beweiſe, in welcher Achtung er bei den trefflichſten Zeitgenoſſen geſtanden, eine Anzahl Briefe an ihn von Antiſtes Bullinger, Theodor Beza, Landamman Bodmer in Appenzell, Chriſtoph Froſchauer, Simon Sulzer und andern. Ihn nannte das Volk nach damaliger Sitte nur den alten Schulmeiſter; ſeine Collegen und Obern erkannten in ihm den Reformator.

Johannes Keßler iſt ein echtes Kind jener ſturmbewegten, nach Wahrheit ſuchenden Zeit; als er in Wittenberg dieſelbe gefunden zu haben glaubte, widmete er ſich, eine ſichere geachtete Lebensſtellung aufgebend, dem Handwerke, um in der ſo gewonnenen unabhängigen, wenn auch beſcheidenen Lage ſeiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Von ſeinen Zeitgenoſſen und Mitbürgern immer mehr geachtet und von einem Vadian ſeiner vertrauten Freundſchaft gewürdigt, ſteigt er, der ſchlichte Handwerksmann,

25) Einleitung zu Sabb. von Götzinger. 26) Sabb. II, 439. 27) Sabb. II, 438. 28) Sabb. II, 447. 29) Einleitung zu Sabb.

30) Bernet, Joh. Keßler. 31) Bernet. 32) Bernet. 33) Einleitung zur Sabb. 34) Bernet, Joh. Keßler.

Digitized by Google

von Stufe zu Stufe bis zur höchſten Würde der Geiſtlichkeit; daß er bei aller Befangenheit in den Zeitideen ſich doch einer gewiſſen Freiheit befleißigen, davon zeugt der Umſtand, daß er ſeine beiden älteſten Söhne, David und Joſua, nach der bei der ſchweizeriſchen Orthodoxie nichts weniger als gut angeſchriebenen Univerſität Straßburg begleitete, um daſelbſt ihre theologiſchen Studien zu vollenden, und daß er ſie in einem Briefe von der Heimat aus vor Autoritätsglauben und unbedingter Aufopferung ihrer geiſtigen Selbſtändigkeit warnte. Weniger frei von theologiſchen Bedenklichkeiten zeigt er ſich als Schullehrer in der Auswahl der zu leſenden Schriftſteller, wobei ihm Vadian rathend zur Seite ſtand; beide waren der Meinung, daß die heidniſchen Dichter, weil der Jugend gefährlich, ſo viel möglich beſeitigt werden müßten. Beide erklärten ſich für die Chriſtiada des Marcus Hieronymus Vida, Biſchofs zu Albi, der, aus Cremona gebürtig, im J. 1566 ſtarb, Verfaſſer einer Art Meſſiade, im Versmaße eines altlateiniſchen Heldengedichts; doch ſcheinen die Oden des Horaz nicht ganz aus der Schule verbannt geweſen zu ſein. Neben den alten und der hebräiſchen Sprache war er auch in der Mathematik wohl bewandert und verfertigte eine Sonnenuhr an der St.-Laurenz-Kirche. Sein Hauptwerk Sabbata, 2 Bände der Mittheilungen zur vaterländiſchen Geſchichte, deren Herausgabe der Hiſtoriſche Verein in St.-Gallen beſorgt, hat Dr. Ernſt Götzinger als Chronik der Jahre 1523—1539 herausgegeben als eine Hauptquelle für die Geſchichte der Reformation zu St.-Gallen und der benachbarten Landſchaft.

Seine Vita Joachimi Vadiani iſt bei Anlaß der Verſammlung der Schweizeriſchen geſchichtsforſchenden Verſammlung in St.-Gallen im J. 1865 durch den Hiſtoriſchen Verein aus einer Handſchrift auf der Bibliothek abgedruckt worden.

Handſchriftlich iſt geblieben die kleine Arbeit: „Wie man machen ſol Quadranten oder Cirkel", und ein Gedicht: Expostulatiuncula brumae cum vere, und endlich eine zahlreiche Sammlung von Briefen in den literae miscellaneae der Stadtbibliothek. Die Schrift: De viris illustribus (Sabb. I, 176) ſcheint nicht zu Stande gekommen zu ſein; Dr. Götzinger hält die 7 Blätter, die 1527 den Tod Leonhard Kaiſer's enthalten, für Fragmente des unvollendeten Buches.

(W. Fetscherin.)

KESTE, bei Pferden hornige Warze am innern Theile des Schenkels über dem Knie. *(W. Löbe.)*

KESTENHOLZ (franz. Chatenois), elſäſſer Flecken, ſchön gelegen am Oſtfuße des Wasgen-Waldes (Vogeſen) und zwar am Eingange zum Weiler-Thal, wo ſich Leber und Gieſen vereinigen, 5 Kilom. weſtlich von Schlettſtadt. Es hat Bahnhof, Poſt- und Telegraphenamt und eine katholiſche Pfarrkirche. Die 3718 Bewohner (1875) treiben Baumwollſpinnerei und Weberei, Sägemühlen, einen Eiſenhammer, Weinbau und beſitzen Mineralquellen nebſt Badeanſtalt; letztere, von 20 bis 27° C. Temperatur, ſind verſchiedener Art, indem ſie Natron, Jod und Brom enthalten. Ueber dem Orte erhebt ſich der Hahnenberg. *(G. A. von Klöden.)*

KESWICK, Marktſtadt in der engliſchen Grafſchaft Cumberland, 24 engl. Meilen ſüdweſtlich von Carlisle am Nordende des Derwent-Water (Keswick-Sees) an der Mündung des reißenden Greta in den Derwent und am Fuße des hohen Skiddaw, hat eine ſchöne Lage in dem prachtvollen, rings von hohen bewaldeten Bergen umzogenen und von Waſſerfällen geſchmückten Keswickthale, wird von Touriſten viel beſucht, hat ein mineralogiſches und ein geologiſches Muſeum und Wollfabriken, welche Kerſeys, Swandowns, Blankets (Wolldecken) u. dergl. liefern, beſteht aus einer langen Straße von gut gebauten Häuſern mit (1871) 2618 Einwohnern. Der Dichter Southey wohnte hier eine Reihe von Jahren in Greta-Hall, weshalb in der engliſchen Literaturgeſchichte Southey und die mit ihm befreundeten Dichter Wordsworth und Coleridge unter der Benennung der „Seeſchule" begriffen werden. *(W. Bentheim.)*

KET, auf Oſtjäkiſch Puni, rechter Zufluß des Ob in den aſiatiſch-ruſſiſchen Gouvernements Jeniſei und Tomsk, entſpringt im Gouvernement Jeniſei auf dem Kemtſchugſkiſchen Gebirge und bewäſſert den Tomskiſchen Kreis des Gouvernements Tomsk. Bald nach ſeinem Austritte aus dem Kemtſchugſkiſchen Gebirge fließt der Ket durch eine niedere ſumpfige Gegend, die größtentheils mit Wald bedeckt und zum Ackerbau untauglich iſt. Der Ket iſt ſchiffbar, hat eine ruhige Strömung und trübes Waſſer. Nach einem Laufe von 395 Kilom. ergießt er ſich in drei Mündungen in den Ob. An einem dieſer Arme wurde 1596 die Stadt Narym angelegt. Im Anfange des 17. Jahrh. wurden am Ket die Forts Ketſki und Makowski errichtet, um die Ruſſen vor den räuberiſchen Ueberfällen der Eingeborenen zu ſchützen. Der Ket dient als Waſſerweg für die Waaren, die vom Jeniſei nach dem Ob transportirt werden. Die Ufer des Ket ſind hauptſächlich von Samojeden bewohnt, die nach Caſtrén einen beſondern Dialekt, den ket-ſamojediſchen, ſprechen. Die bedeutendſten Zuflüſſe rechts ſind die Orlowa, Liſiza, Jettgrewa und Naidagina. Vgl. Caſtrén, Reiſebeſchr. II, 102, 150, 167, 168, 211. Stuckenberg II, 361—368.

(A. von Wald.)

KETEL (Cornelis), Hiſtorien- und Bildnißmaler, geboren in Gouda 1548; das Todesjahr iſt unbekannt. Mit 11 Jahren kam er zum Glasmaler Dirick Pieters, mit 18 ſiedelte er nach Delft über und trat in das Atelier des A. Blocklandt (Montfoort) ein. Darauf ging er nach Paris und Fontainebleau, wo ſich viele flämiſche Künſtler befanden, denen er ſich anſchloß und fleißig die Werke des Roſſo und Primaticcio ſtudirte. Wegen Religionsunruhen verließ er Frankreich und blieb 6 Jahre in Gouda, woraus ihn wieder Kriegsunruhen vertrieben. Er kam 1573 nach London und ſuchte vorerſt die Bilder, die er noch in Holland gemalt hatte, zu verwerthen, um ſein Leben zu friſten. Er malte nun Porträts und fand reiche Beſchäftigung; auch die Königin malte er 1578 in Lebensgröße, ſowie viele Hofleute. Im J. 1581 verließ er England und ſiedelte ſich in Amſterdam an. Auch hier feierte ſeine Kunſt nicht, da er in Harman Rodenborgh Beths einen Gönner fand. Dieſer

Digitized by Google

war Hauptmann der Bürgerſchützen und Ketel malte ihn und ſeine ganze Schützengilde in einem Bilde und brachte dabei auch ſein eigenes Porträt an. Auch die Schützengeſellſchaft des heiligen Sebaſtian verewigte er 1589 in ähnlicher Weiſe. Solche Gildenſtücke waren in Holland ſehr beliebt. Neben Bildniſſen malte er auch Hiſtorien, wie den reuigen Petrus, die büßende Magdalena, Chriſtus mit den 12 Apoſteln, welchen er die Porträts verſchiedener lebender Künſtler lieh. In übermüthiger Künſtlerlaune fing er endlich an ohne Pinſel mit dem Finger zu malen, ſo ſein Eigenbild, eine Madonna, einen Chriſtus mit der Dornenkrone. Beim letztern ſtaunte man, wie er auf dieſe Art Thränen und Blutstropfen ſo natürlich darſtellen konnte. Er fand in dieſem bizarren Unternehmen den Beifall der Menge und es fanden ſich immer Leute, die auf dieſe Art von ihm gemalt werden wollten. Im J. 1600 begann er ſogar mit einer Fußzehe zu malen. Ein auf dieſe Art producirter weinender Philoſoph wurde vom Herzoge von Nemours um theures Geld gekauft. Er dichtete auch, modellirte in Thon und Wachs und verſtand ſich gut auf die Regeln der Perſpective. Saenredam, C. Boel und J. Sadeler haben einzelne ſeiner Compoſitionen geſtochen. *(J. E. Wessely.)*

Ketmie. Pflanzengattung, ſ. Hibiscus.

KETSCHUA (ſpr. ketschehuá), auch lengua del Inca, lengua general del Perú, lengua cortesana, lengua del Cuzco genannt, urſprünglich die Sprache der Provinz Cuzco, wurde von den Incas allmählich über ganz Peru verbreitet, nach der Eroberung des Reiches durch die Spanier aber vielfach wieder durch das Wiedervordringen der Provinzialſprachen verdrängt. Als reinſter Dialekt gilt der von Quito; außerdem werden als Hauptdialekte das Chinchayſuyu in Mittel-Peru und das Cauki, ſüdlich von Lima, genannt. Die nächſtverwandten Sprachen ſind Lamano und Calchanki. Das Aymará ſteht jedenfalls ferner.

Das Ketſchua iſt eine agglutinirende, und zwar lediglich ſuffigirende Sprache, die es in Rückſicht auf Bildſamkeit, Feinheit und Durchſichtigkeit des Baues mit den höchſtentwickelten Sprachen des uralaltaiſchen Stammes aufnehmen kann. Vocale und Conſonanten ſind in harmoniſchem Verhältniſſe gemiſcht, doch ſind die letztern überwiegend hart und rauh, die mediae fehlen gänzlich, harte Gutturale und Palatale, ſowie knallend oder ſchnalzend geſprochene p̦, t, s ſind häufig.

Die Vocale ſind a, e, i, o, u; e und o ſind ſelten und meiſt nur dialektiſche Vertreter von i und u. Der Laut y = deutſch j kann gedehnt werden und eine Silbe bilden. Bezeichnen wir nun die aſpirirten Conſonanten mit ..'., die geſchnalzten mit '·_·', ſo ergibt ſich folgende Tabelle:

Gutturale: h, ṅ; k (härter als c);
Guttural-Palatale: h', c', k' ch, ċh';
Linguale: ll (ſpaniſch ll), r, s, ṡ, s̱;
Dentale: t, t', t̠, n, ñ;
Labiale: p, p', p̠, m.

Der Accent liegt meiſt auf der vorletzten Silbe. Die Wortſtämme ſind in der Regel zweiſilbig.

Das Subſtantivum hat zwei Numeri, Singular und Plural; letzterer wird durch das Suffix -cuna bezeichnet. Der einfache Stamm erſetzt den Nominativ; die Suffixe der übrigen Caſus ſind zum Theil verſchieden, je nachdem der Stamm vocaliſch oder conſonantiſch auslautet:

	nach Vocalen		nach Conſonanten
Genitiv:	-p (-c)		-pa (-cpa)
Dativ:		-pak	
Accuſativ:	-cta		-ta
Illativ:		-man	
Ineſſiv:		-pi	
Adventiv:		-manta	
Inſtructiv:		-huan	
Cauſativ:		-rayku	

Dieſe Suffixe treten im Plural hinter -cuna, z. B.

yaya, der Vater — yayacuna, die Väter
yayacta, den Vater — yayacunacta, die Väter (acc.)

Ein grammatiſches Genus gibt es nicht. Das Adjectivum bleibt als Attribut unverändert, z. B. hatun, hatun h'uasi, das große Haus; hatun h'uasicunapak, den großen Häuſern. Das vorgefügte Adverbium ashuan, mehr, oder eine Conſtruction mit dem Adventiv des Verglichenen erſetzt den Comparativ.

Die einfachen Grundzahlen ſind: 1 h'uk, suk. 2 iṡcay. 3 kimsa. 4 tahua, ċh'usca. 5 pich'ca. 6 socta. 7 canch'is. 8 p̓uṡak. 9 iṡcun. 10 ċh'unca. 100 pach'ak. 1000 huaranc'a. In den zuſammengeſetzten Zahlen tritt die kleinere Zahl vor die größere, wenn ſie dieſe multipliciren, hinter die größere, wenn ſie zu dieſer addirt werden ſoll. Letzternfalls wird ihr -yok oder, wenn ſie auf k oder einen Doppelvocal auslautet, -niyok angefügt; z. B. kimsa-ċh'unca = 30; ċh'unca-kimsayok = 13; pach'ak iṡcay ċh'unca p̓uṡakniyok = 128. Ordinalzahlen werden durch das Suffix ṅeken, Diſtributive durch Wiederholung des Zahlwortes mit dem Suffix -manta (z. B. socta soctamanta, je ſechs) Multiplicative durch -hamu = -fach, Adverbialzahlen durch -cuti oder mit'a gebildet.

Die perſönlichen Fürwörter ſind: ñoc'a, ich; ñoc'anċh'ik, wir (inclus.); ñoc'aycu, wir (exclus.); c'am, du; c'amcuna, ihr. Das pron. 3. pers. wird durch das Demonſtrativwort pay, Plural paycuna erſetzt. Andere Demonſtrativwörter ſind: cay, dieſer; ċh'ay, jener; ċhacay, jener dort. Fragend ſind: pi? wer? ima? was? mayc'an? welcher? Hieraus werden durch das Suffix -pas drei pronomina indefinita gebildet. Die Declination iſt überall der ſubſtantiviſchen in der Hauptſache gleich.

Als Poſſeſſivpronomina dienen Suffixe:

-y, mein	-nċh'ik, unſer (incl.)
	-ycu, unſer (excl.)
-yki, dein	-ykiċh'ik, euer
-n, ſein, ihr	-n, -ncu, ihr.

Dieſen werden die Plural- und Caſusſuffixe nachgefügt, z. B. auc'a-ncu-cuna-pak, ihren Feinden. Mit dem

Digitized by Google

Pronomen kiki, ſelbſt, verbinden ſich die Pronomina auf dreierlei Weiſe, entweder in ihrer ſelbſtändigen oder in ihrer poſſeſſiven Form, oder in beiden zugleich; z. B. ñoča-kiki, kiki-y, ñoča-kiki-y, ich ſelbſt, cay-kiki, cay-kiki-n, dieſer ſelbſt.

Ueberaus entwickelt iſt das Verbum. Seine Conjugation zerfällt in eine objectsloſe, nur die Verbindung des Subjects mit dem Verbum darſtellende, und in vier ſog. Tranſitionen, in welchen das pronominale Objectselement mit vertreten iſt. Das Paſſivum iſt nur auf ſyntaktiſchem Wege darſtellbar. Die Perſonalſuffixe ſind, mit gewiſſen Ausnahmen, die poſſeſſiven; doch büßen die 2. pers. sing. und plur. zuweilen ihr anlautendes y ein: -ki, -kičh'ik. Das Präſens hat den Charakter -n, welcher in der 1. pers. plur. excl. ſchwindet, in den 3. perss. und der 1. pers. pl. incl. mit den Perſonalſuffixen zuſammenfließt; z. B. Stamm: apa, tragen:

	Sing.	Plur.
1.	apany	apančh'ik
		apaycu
2.	apanki	apankičh'ik
3.	apan	apancu

Abweichend lautet das Futurum:

1.	apaṣak	apasun, apasuncu, apasunčh'ik
		apasakcu
2.	apanki	apankičh'ik
3.	apanca	apancancu

Im Optativ wird dem conjugirten Worte die Silbe -man ſuffigirt; das -n des Präſens fällt auch in der 1. pers. sing. aus: apa-y-man, apa-nki-man, apa-n-man u. ſ. w. Die 2. pers. sing. und plur. haben aber noch die Nebenformen: apahuak, möchteſt du tragen, apahuakčh'ik, möchtet ihr tragen. Das Suffix -mi an der Optativform bildet den Conditionalis. Der Imperativ endlich lautet:

2.	apay	apayčh'ik
3.	apačh'un	apačh'uncu.

Der Subjunctiv hat den Charakter -pti, auf welchen die unveränderten Poſſeſſivſuffixe folgen: apaptiy, daß ich trage; apaptiyki u. ſ. w. Hiervon wird durch das Suffix -mi der Cauſalis abgeleitet: apaptiymi, weil ich trage.

Die übrigen Formen des verbum finitum ſind mit dem Hülfsverbum ca, ſein, haben, zuſammengeſetzt, welches regelmäßig wie apa conjugirt und dem Tempuscharakter nachgefügt wird. Dieſe Tempuscharaktere ſind Perf. -r, -sca, -scam; Imperf. čh'ar, Fut. nay, -ncay; z. B. apa-r-ca-n-y, apa-scam-ca-n-y, ich habe getragen; apa-čh'ar-ca-n-y, ich trug; apa-scam-car-ca-n-y, ich habe getragen gehabt, hatte getragen; apa-scam-ca-ṣak, ich werde getragen haben; apa-sca-ca-y-man, ich möchte getragen haben; apa-y-man-ca-r-ca, ich hätte tragen mögen; apa-sca-ca-pti-y, daß ich getragen habe; apa-nay-ca-pti-n, daß ich tragen werde; apa-sca-y-ca-pti-n-mi, weil ich getragen habe u. ſ. w.

Das active Participium hat für alle Zeiten das Suffix -k, zugleich Supinum, die paſſiven für Präſens und Präteritum -sca, für das Futurum -na, -nca. Der Infinitiv lautet im Präſens auf -y, im Präteritum und Futurum wie die entſprechenden paſſiven Participien. Der Dativ des Inf. praes. bildet ein Gerundium: apa-y-pak, um zu tragen. Das Suffix -spa verwandelt das Verbum in ein adverbiales Attribut der Zeit oder des Umſtandes: apaspa, beim, im Tragen, durch das Tragen.

Das im Bisherigen ſchon öfter erſchienene Suffix -mi, nach Vocalen -m, iſt Ausdruck der einfachen Copula und tritt ebenſo oft an Verbalformen wie an andere Satztheile, z. B. huasi-y hatun-mi, mein Haus iſt groß; pay-ta-m apa-n-y, ihn ſchlage ich.

Iſt das Subject ein belebtes Weſen und das Object die erſte oder zweite Perſon, ſo finden die ſog. Tranſitionen ſtatt. In der erſten Tranſition iſt die erſte Perſon Subject, die zweite Object. Der Plural des Subjects muß durch das entſprechende Pronomen beſonders ausgedrückt werden. Der Tempuscharakter -n fällt in der Regel aus. Pronominalſuffixe ſind:

y-ki, ich (wir) dich -ykičh'ik, ich (wir) euch; z. B. apayki, ich trage dich; ñočaycu apaykičh'ik, wir tragen euch; aparcayki, ich habe dich getragen. Das Futurum iſt unregelmäßig: apaskeyki, ich werde dich tragen; apascam caskeykičh'ik, ich werde euch getragen haben.

Die zweite Tranſition, von der dritten Perſon zur zweiten (er [ſie] — dich, euch), ſchaltet als Subjectselement die Silbe -su vor dem Tempuscharakter ein und läßt auf dieſen -ki, -yki, -kičh'ik, -ykičh'ik folgen. Auch hier verlangt der Plural des Subjects beſondern pronominalen Ausdruck. Beiſpiele: apasunki, er trägt dich; payenna apasunkičh'ik, ſie tragen dich; apasuptiyki, daß er dich trage; apasunkiman, er möge dich tragen.

In der dritten Tranſition: du oder ihr — mich (uns) vertritt -hua, vor dem Tempuscharakter ſtehend, das Object, hinter dieſem -ki, -yki, -kičh'ik, -ykičh'ik, das Subject, welches alſo Pluralbezeichnung trägt; hinter dieſem kann -cu den Plural des Objects anzeigen; z. B. apahuanki, du trägſt mich; čamcuna ñočaycucta apahuankičh'ik oder čamcuna apahuankičh'icu, ihr tragt uns u. ſ. w.

In der vierten Tranſition: er (ſie) — mich oder uns, wird ebenfalls -hua eingeſchoben, aber im Plural des Objects -čh'ik oder -ycu, -cu angefügt, z. B. apa-hua-n-mi, er trägt mich; apa-hua-n-čh'ik, er trägt uns (incl.); apa-hua-ṣu-n-cu er wird uns (excl.) tragen u. ſ. w.

Rechnet man zu alledem abgeleitete und paraphraſtiſche Conjugationen, ferner einen reichen Apparat wortbildender Suffixe, ſo hat man einen ungefähren Begriff von der reichen Entfaltbarkeit dieſer Sprache in Rückſicht auf Wort- und Formenſchöpfung.

Der Satzbau leidet an einer gewiſſen Einförmigkeit der Wortfolge: das Verbum beſchließt den Satz,

Digitized by Google

alle näheren Beſtimmungen gehen dem zu Beſtimmenden voraus, Zeit- und Ortsangaben können den Satz eröffnen. Dafür beſitzt dieſe Sprache, dank der Menge ihrer Wortformungsmittel und Hülfswörter und der feinſinnigen Oekonomie, womit ſie dieſen Reichthum verwerthet, zwei andere Vorzüge, welche ihre Leiſtungsfähigkeit auch für höhere literariſche Zwecke verbürgen: die Fähigkeit zum Bau wohlgegliederter zuſammengeſetzter Sätze und mannichfache Unterſcheidungen der logiſchen und pſychologiſchen Modalitäten.

Bekanntlich bedienten und bedienen ſich wol zum Theil noch die Peruaner anſtatt der Schrift der ſog. Kipu (quipu, quipos). Dieſelben beſtehen aus mannichfach geknoteten, verſchiedenfarbigen Schnürchen, welche an eine andere Schnur gereiht ſind, etwa wie Schriftzeichen an die gemeinſame Linie. Zum Theil dienen dieſe Knotenſchnüre lediglich der Rechnungsführung: Art, Geſchlecht, Alter und Stückzahl des Viehes u. dgl. wird am Kipu des Hirten verzeichnet. Zur Zeit der Incas aber müſſen dieſe Schnüre eine wirkliche Literatur gebildet oder doch vertreten haben, deren zahlreiche Ueberbleibſel ſich noch in den Grabſtätten und Ruinen des alten Reichs finden. Der Schlüſſel zu ihrer Deutung iſt freilich noch nicht gefunden, und ſelbſt das ſcheint noch nicht feſtzuſtehen, in welchem Verhältniſſe jenes Zeichenſyſtem zur Ketſchuaſprache geſtanden, ob es wirklich einen lesbaren Text oder nur eine Reihe mnemoniſcher Zeichen dargeſtellt, welche der Kundige in freier Rede zu deuten oder etwa beim Vortrage auswendig gelernter Stücke zu Unterſtützung ſeines Gedächtniſſes zu benutzen wußte. Denn ſo viel ſcheint verbürgt, daß die Peruaner nicht nur hiſtoriſche Daten, ſondern auch Dichtungen „aufzuknoten“ verſtanden; hatten ſie doch ſelbſt das Drama ausgebildet.

Ein Werk der letztern Art, nach ſeinem Helden Ollanta oder Ollantay genannt, hat auch in Europa verdiente Aufmerkſamkeit erregt. Es handelt von der Liebe des Reichsfeldherrn Ollanta zu der ſchönen Incatochter Cuſi-Coyllur. Der Verfaſſer iſt unbekannt; die Form, vierfüßige Trochäen in der Reimfolge a b b a, läßt mindeſtens ſpaniſchen Einfluß vermuthen, während die Geſchichte, die Charaktere und gewiſſe Eigenthümlichkeiten in der Gedankenverknüpfung auf einen eingeborenen Dichter zu weiſen ſcheinen.

Literatur: I. Grammatiken und Lexika von Domingo de S. Thomas (Valladolid 1560); Diego de Torres Rubio (Sevilla 1603, Lima 1619, 1700, 1754); Franciſco del Canto (Los Reyes 1614); J. J. von Tſchudi (Wien 1853); Cl. R. Markham (London 1864). II. Wörterbuch von Diego Gonzales Holguin (Los Reyes 1586). III. Grammatiken von demſelben (Los Reyes 1607); Alonſo de Huerta (daſ. 1616); D. de Olmos (Lima 1633): Juan Roxo Mexia y Ocon (daſ. 1648); Eſteban Sancho de Melgar (daſ. 1691); Joſé Fernandez Rodal (Cuzco 1872?); Joſé Dion. Anchorena (Lima 1874); endlich J. J. von Tſchudi (Leipzig 1883). Den Dialekt von Quito behandelt eines Ungenannten Breve instruction o Arte de la lengua commune de los Indios segun que se habla en la Provincia de Quito (Lima 1753). IV. Ausgaben und Ueberſetzungen des Ollanta von J. J. von Tſchudi in ſeinem Werke: Die Kechua-Sprache, Thl. II (nur Text), dann neubearbeitet mit Ueberſ. (Wien 1875); Joſé S. Barranca (Lima 1868, Ueberſ.); Markham (London 1871); Rodal in ſeiner Grammatik, nur Text, dann beſonders mit Ueberſ. s. l. et a.; Conſt. Carrasco (Lima 1876, Ueberſ.); Gav. Pacheco Zegarra (Paris 1878), Text, Ueberſetzung und Gloſſar. *(G. von der Gabelentz.)*

KETTE nennt man im weiteſten Sinne ein durch Aneinanderreihen ringartiger Körper (Glieder) gebildetes Ganzes, das je nach der Art der Verwendung aus verſchiedenen Materialien beſtehen kann. Die Eintheilung der Ketten erfolgt nach ihrer Beſtimmung, nach dem Material, der Herſtellungsweiſe und der Form der Glieder. Goldene und ſilberne Ketten dienen als Schmuck; eiſerne braucht man beim Feldmeſſen (Meßkette), in der Landwirthſchaft an Pferdegeſchirr und an Fuhrwerken, im Maſchinenweſen zur Uebertragung von Kräften ſowie zum Heben von Laſten, in der Schiffahrt zur Fortbewegung von Fahrzeugen, zur Sperrung eines Hafens oder Stroms, zum Lichten des Ankers u. ſ. w. Die am häufigſten zu Ketten verarbeiteten Materialien ſind: Schmiedeeiſen, Stahl, Gold, Silber, Nickel, Zinn, Meſſing und andere Legirungen; auch Gußeiſen, Kautſchuk, Ebonit, Horn, Schildpatt, Holz, Elfenbein und Knochen finden für dieſen Zweck Anwendung. Bei Schmiedeeiſen und Stahl werden die Glieder geſchmiedet und alsdann durch Schweißung vereinigt. Gußeiſerne Kettenglieder werden ſelbſtverſtändlich gegoſſen; auf dieſelbe Weiſe werden meiſt Kettenglieder von Gold, Silber, Zinn und leicht ſchmelzbaren Legirungen verfertigt, doch können dieſelben auch durch Zuſammenbiegen und nachheriges Löthen von Draht oder Blech oder durch Ausſtanzen aus Blech hergeſtellt werden. Kautſchuk und Ebonit werden in bildſamem, weichem Zuſtande in entſprechende Formen gepreßt; Schildpatt und Horn können, in der Hitze erweicht, gebogen oder gepreßt werden, oder man arbeitet die Glieder direct aus dem Vollen heraus, welch letzteres Verfahren für Elfenbein, Knochen und Holz das allein mögliche iſt.

Die größte Bedeutung für die Induſtrie hat die Fabrikation der ſchmiedeeiſernen, reſp. ſtählernen Ketten. Es wird hierbei ein Eiſenſtab rothglühend gemacht, an dem einen Ende abgeſchrägt und über dem Amboßhorn rund oder oval gebogen, worauf man an der geeigneten Stelle das gebogene Glied von dem Stabe abtrennt (abſchrotet). Ein geübter Kettenſchmied hat das Abſchrägen des Stabendes, das Krummbiegen und das Abſchroten auf die erforderliche Länge ſo raſch vollendet, daß das Eiſen noch heiß genug iſt, um das Glied völlig zu biegen. Beim Schweißen der Kettenglieder werden dieſe im Feuer auf Schweißhitze erwärmt und dann in einem Geſenke mit Hülfe des Zuſchlaghammers geſchloſſen. Hierauf wird der mittlerweile wieder rothwarm gemachte Stab vorgenommen, d. h. ſein heißes Ende wird durch das erſte Glied geſchoben, um das Horn gebogen und der

Digitized by Google

Ring zugebogen; in einer zweiten Hitze wird ſodann auch das zweite Glied geſchweißt. Stärkere Ketten werden in mehrern Hitzen angefertigt. Um eine Verwirrung der Kette zu vermeiden, werden die einzelnen Glieder nach erfolgter Schweißung mit einer Seite in den Schraubſtock geſpannt, während die andere Seite mit der Zange gefaßt und um 90° verdreht wird. Bei größeren Ketten, beſonders Ankerketten, die dem fallenden Anker ſehr ſchnell und glatt folgen müſſen, würde das Verdrehen der Kettenglieder die Feſtigkeit zu ſehr vermindern. Um auf andere Weiſe ein Verwirren der Kette zu verhüten, ſetzt man in der Mitte jedes Kettengliedes einen ſogenannten Steg ein, wodurch man überdies eine nahezu abſolute Undehnbarkeit der Ketten erreicht. Bei der Fabrikation der Ankerketten kommen außer der Handſchmiedearbeit verſchiedene Specialmaſchinen zur Anwendung, und zwar in folgender Weiſe: Auf einer mechaniſchen Schere, die mit einer Vorrichtung verſehen iſt, um die Eiſenſtange ſtets unter demſelben Winkel zu den Schneidbacken einzuführen, und an welcher außerdem eine verſtellbare Schneidlehre angebracht iſt, wird das Ketteneiſen in Stücke von der zu je einem Gliede erforderlichen Länge geſchnitten, deren jedes ſchräge Enden hat. Die Stücke werden, warm gemacht, auf einer beſondern Biegmaſchine in ovale Form gebogen, wobei der Querdurchſchnitt etwas größer als die Länge des demnächſt einzuſetzenden Stegs ſein muß. Jeder ſo weit fertige Ring wird nach dem Einhängen in das nächſtvorhergehende Glied der Kette im Schmiedefeuer ſchweißwarm gemacht und in gewöhnlicher Weiſe geſchweißt. Zu dem nun folgenden Einſetzen des Stegs ſowie dem gleichzeitigen Ausformen der Kettenglieder verwendet man wieder eine mechaniſche Vorrichtung. Die Hauptbeſtandtheile derſelben ſind zwei mit Vertiefungen in der Form der Kettenglieder verſehene Geſenke, von denen das eine auf dem feſten Gerüſte der Maſchine, das andere an einem 2 Met. langen Hebel angebracht iſt. Der vom Schweißen noch glühende Ring wird in der Maſchine befeſtigt und zwiſchen die Geſenke geſtellt. Hierauf ergreift ein Arbeiter einen der eiſernen Stege mit der Zange und hält ihn genau in der Mitte des Ringes feſt; ein zweiter Arbeiter drückt alsdann das Ende des Hebels mit Gewalt herab. Durch dieſen Druck, ſowie durch die beim Erkalten des Ringes auftretende Zuſammenziehung deſſelben wird ein gutes Feſtſitzen des Steges bewirkt. Ein originelles Verfahren zur Herſtellung von Ketten wurde in England von Alexander Clark erfunden und ihm im J. 1874 patentirt. Mittels dieſes Verfahrens iſt man im Stande, aus alten Waggonfedern, Waggonachſen, Radreifen u. ſ. w. ſehr haltbare und zugleich hübſch ausſehende Ketten zu fabriciren. Das Rohmaterial wird hierbei durch Paſſiren mehrerer aufeinanderfolgender Walzenkaliber in eine eigenthümliche Form gebracht, die ſchon die einzelnen Glieder enthält, ſodaß dieſelben nur zuſammengebogen und vereinigt zu werden brauchen. In ähnlicher Weiſe wie die Clark'ſchen Ketten ſind auch die Ketten aus Beſſemerſtahl von David und Damoiſeau conſtruirt. Eine beſondere Gattung der Ketten bilden die Plattenketten, die ſowol im größten Maßſtabe — Hängebrückenketten —, als in den feinſten Ausführungen — die Aufzugsketten in den Taſchenuhren alter Conſtruction — vorkommen. Bei dieſer Art Ketten werden glatte Stäbe oder Stäbchen mittels Schrauben oder Nieten in gelenkiger Weiſe verbunden. Hierzu gehört auch die Galle'ſche Gelenkkette, bei welcher die einzelnen Platten keine gerade, ſondern eine halbrunde Form haben und die ſich beſonders zu Kraftübertragungen eignet, da ſie ſich gut an die Ketten-Zahnräder anlegt. Alle diejenigen der vorbeſchriebenen Ketten, welche größeren Zug aushalten ſollen, müſſen, bevor ſie in Gebrauch genommen werden, probirt werden. Es geſchieht dies meiſt auf mechaniſchen Vorrichtungen (Kettenprobirmaſchinen), bei welchen der entſprechende Zug entweder durch Hebelüberſetzung oder durch hydrauliſche Preſſung ausgeübt wird.

Gegoſſene Ketten können keinen größeren Zug aushalten und dienen daher lediglich als Zierde, Gußeiſenketten bei Umzäunungen, Meſſingketten bei Candelabern u. ſ. w. Zur Herſtellung der Ketten von Blech werden Durchſchläge, Meißel und Laubſägen, unter Umſtänden auch Löthwerkzeuge benutzt. Die einzelnen Kettenglieder ſind entweder durch Löthung geſchloſſen, oder der Schluß und die durch denſelben bedingte Aneinanderreihung derſelben iſt durch zweckmäßige Verbiegung hergeſtellt. Bei den Drahtketten unterſcheidet man gelöthete und nicht gelöthete Kettenglieder. Die gelötheten Kettenglieder haben entweder ovale oder kreisrunde Form und entweder ſind dieſelben verdreht, oder ihre Ebene wurde unverändert gelaſſen. Zu dieſer Gattung gehören die feinſten Kettenglieder, die ſogenannten Venetianer Kettchen, bei welchen 30 – 100 Glieder auf einen Zoll Länge gehen. Die ungelötheten Drahtketten werden dadurch hergeſtellt, daß man die Drahtenden zu Augen (oder, wie bei der zu Kraftübertragungen dienenden Vaucanſon'ſchen Kette, zu Haken) umbiegt. Begreiflicherweiſe ſind dieſe Ketten nicht widerſtandsfähig genug, um einen ſcharfen Zug aushalten zu können, da die Augen ſich ſehr leicht wieder öffnen; tragfähiger wird die Kette, wenn man die Augen verlöthet. Ketten aus Holz, Elfenbein, Knochen u. ſ. w. werden in der Weiſe hergeſtellt, daß man zuerſt einen Stab von kreuzförmigem Querſchnitt erzeugt, auf dieſem die einzelnen Glieder vorzeichnet und mit Säge, Schnitzmeſſer, Stichel und Meißel dieſelben ausarbeitet. Alle Ketten erfahren nach ihrer Fertigſtellung verfeinernde Nacharbeiten, die ſich theils nach dem Zweck des Fabrikats, theils nach dem Werth des verwendeten Materials und nach deſſen Beſchaffenheit richten.

Die Kette in der Uhr kommt nur noch bei Taſchenuhren älterer Conſtruction vor und dient alsdann zum Aufziehen derſelben.

In der **Weberei** verſteht man unter Kette die meiſt ſtärkeren, die Grundlage des Arbeitsproceſſes bildenden, beim fertigen Stoff in der Längenrichtung verlaufenden Fäden (Kettenfäden), zwiſchen denen beim Weben, durch theilweiſes Heben und Senken derſelben, die kreuzweiſe zu ihnen liegenden Einſchlag- oder Schußfäden hindurchgeſchoben werden. Die nahezu horizontal über

Digitized by Google

den Webſtuhl ausgeſpannte Kette iſt, ihrer bedeutenden Länge wegen, auf eine hinter dem Webſtuhle liegende Walze, den Kettenbaum, aufgewickelt, von welcher ſie ſich in dem Maße abwickelt, in welchem ſie verarbeitet wird, während dem entſprechend das fertige Gewebe von einer zweiten, vorn am Webſtuhle angebrachten Walze, dem Zeugbaume, aufgenommen wird. Mit Kettenſcheren bezeichnet man diejenige vorbereitende Operation, mittels deren die zur Herſtellung der Kette beſtimmte Anzahl Fäden in der erforderlichen gleichmäßigen Länge abgemeſſen und parallel nebeneinandergelegt wird. Dieſe Arbeit erfolgt auf dem ſogenannten Scherrahmen, einer Art Haspel, von welchem die Kette alsdann leicht in zweckmäßiger Weiſe auf den Kettenbaum aufgewickelt wird. *(W. H. Uhland.)*

KETTELER oder KETTLER, ein altes eingeborenes weſtfäliſches Geſchlecht, deſſen Name von der zwiſchen Huſten und Herdringen im Regierungsbezirke Arnsberg gelegenen Kettelborg ohne jeden andern Beweis als den Namensanklang hergeleitet wird. Als älteſter Stammſitz iſt Melrich (Merkelinghauſen) zu betrachten, das urkundlich bereits im 13. Jahrhundert im Beſitze der Familie war. Nachdem ſich um 1420 vom Melricher Hauptzweige ein Aſt mit dem Beinamen „Mucking“ abgetrennt hatte, der nur bis Beginn des folgenden Jahrhunderts erſcheint, ſpaltete ſich der Hauptzweig um 1455 in drei Brüdern in ebenſo viele Linien. Goswin, der älteſte der Brüder, wurde Stifter der Linien zu Melrich, Hoveſtadt und Neu-Aſſen, Rötger begründete diejenige zu Alt-Aſſen, und Konrad, der jüngſte Bruder, diejenige zu Gerkendael, einem von den Herren von Baerſt ererbten Sitze. Dieſe letztgenannte Linie iſt im Vergleich zu den beiden andern von geringerer Bedeutung. Aus ihr erhielt Gerhard Kettler zu Gerkendael und (durch ſeine Gattin) Herr zu Brügge mittels d. d. Prag 2. Oct. 1647 ausgeſtellten Diploms die Beſtätigung des Adels, ſowie Ausdehnung deſſelben auf ſeine noch lebende Mutter Katharina Budde, eine Bürgerstochter aus Soeſt. Die Nachkommen ſaßen noch Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihrem alten Erbe und dienen nach deſſen Verkauf meiſt im preußiſchen Heere. — Es würde zu weit führen, die Verzweigung dieſes ausgebreiteten Geſchlechts im Einzelnen zu verfolgen. Wir wenden uns unter Uebergehung der von obengenanntem Goswin ſtammenden, bereits erloſchenen Nebenzweige unmittelbar zu deſſen berühmtem Urenkel Gotthard, dem Comthur zu Vellin, bekannt als Heermeiſter in Livland. Für die von ihm bewirkte Abtretung Livlands an Polen am 5. März 1561 zum erblichen Herzog von Kurland und Semgallen ernannt, lutheriſch geworden (gleich ſeinem Bruder, dem Biſchofe Wilhelm von Münſter), vermählte er ſich 1566 mit des Herzogs Albrecht von Mecklenburg Tochter Anna und begründete ſomit die Dynaſtie der Herzoge von Kurland aus Kettler'ſchem Stamme. In dieſem Sinne erſcheint er für ſein Geſchlecht „berühmt“, für die Loyalität ſeiner Handlungsweiſe von ſeinen Zeitgenoſſen nicht ebenmäßig beurtheilt. Er ſtarb am 17. Mai 1587, beerbt von ſeinen Söhnen. Der jüngſte, Wilhelm (geb. 1574, geſt. 1639), ſetzte aus ſeiner Ehe mit Sophie aus dem Kurbrandenburgiſchen Hauſe den Stamm fort. Er war der Vater von Jakob (geb. 1601, geſt. 1682), der 1639 folgte, vom Kaiſer d. d. Regensburg 16. April 1654 auch den deutſchen Reichsfürſtenſtand erlangte und mit Luiſe Charlotte, Tochter des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, viele Kinder hinterließ. Es ſuccedirte Friedrich Kaſimir (geb. 1650, geſt. 1698). Ihm wurde vom deutſchen Kaiſer d. d. Wien 14. Jan. 1696 das Prädicat „Durchlaucht“ für ſich und den jedesmaligen Erſtgeborenen verliehen. So ſtolzen Anflug des Heermeiſters Stamm in Anſehen, Würden und Familienverbindungen nahm, er erloſch am 4. Mai 1737 (vgl. übrigens den Artikel Kurland). — Kurland war für die Kettler verloren, erhielt aber bereits am 13. Juli des genannten Jahres einen neuen Herrn, dem Glück und Gunſt zu lächeln ſchien, wie einſt Gotthard Kettler; doch auch des neuen Stammes Herrſchaft nahm ein ſchnelles Ende. — Außer dieſem herzoglichen Zweige ſtammt von genanntem Goswin und zwar aus der Unterlinie Hoveſtadt Friedrich Heinrich von Kettler, der, wie unten gezeigt werden wird, durch Vermählung mit Maria Joſephine Freiin von Kettler aus dem Alt-Aſſener Hauſe deren Beſitz Valbert an ſich brachte. Seine Nachkommen (proteſtantiſcher Confeſſion) ſind derzeit in Schleſien angeſeſſen und werden von dem in Gotha erſcheinenden Taſchenbuche der freiherrlichen Häuſer als zweite freiherrliche Linie auf Grund des Freiherrndiploms vom 18. Dec. 1675 angeführt. Gegen die Richtigkeit der Bemerkung genannten Werkes, daß die Glieder dieſes Zweiges in gerader Linie von dem 1675 gefreiten Rötger von Kettler abſtammen, läßt ſich eine Einwendung nicht erheben. Es wird aber daſelbſt nicht gezeigt, daß ſolche Abſtammung nur durch die genannte Maria Joſephine, Erbin von Valbert, erfolgte, eine Berufung auf das dem Vorfahren der letztern ertheilte Freiherrndiplom, um den eigenen Freiherrnſtand zu begründen, ſomit nicht zuläſſig iſt.

Es erübrigt noch die Linie des Rötger zu Alt-Aſſen. Seine drei Enkel (Gebrüder) theilten ſich in die Häuſer zu Herdringen (bald erloſchen und durch Tochter an die Hauxleden vererbt), zu Middelburg und zu Alt-Aſſen. Dieſe letztere Linie erhielt in Rötger von Kettler, Herrn auf Synthen (a. d. H. Alt-Aſſen) d. d. Wien 18. Dec. 1675 den Reichs-Freiherrnſtand, iſt erloſchen und vererbte ihren Beſitz, z. B. Valbert, durch Heirath an ein Glied des oben erwähnten Neu-Aſſener, von Goswin ſtammenden Zweiges. Aus dem Hauſe Middelburg ſtammen die geſammten, heute noch in Weſtfalen blühenden Herren dieſes Namens katholiſcher Confeſſion (die proteſtantiſchen Kettler ſiehe oben beim Neu-Aſſener Hauſe). Sie blieben der alten Lehre treu ergeben und ſtellten faſt in jeder Generation der Kirche einen oder mehrere Diener. Vornehmlich gehört hierher Wilhelm Emmanuel (geb. am 25. Dec. 1811, geſt. am 13. Juli 1877), Biſchof von Mainz (ſ. dieſen in einem beſondern Artikel).

Digitized by Google

Dieſer middelburger Zweig beſitzt nunmehr die Güter Harkotten, Möllenbeck und Thüle in Weſtfalen und führt mit Königl. preußiſcher Genehmigung vom 20. Nov. 1844 den Freiherrntitel.

Das Wappen zeigt im goldenen (auch ſilbernen) Felde einen rothen Keſſelhaken. Auf dem gekrönten Helme wiederholt ſich der Keſſelhaken zwiſchen zwei Faſanfedern.

Noch ſei zur Orientirung einer Familie dieſes Namens Erwähnung gethan, die Anſchluß an die obige behauptet, ohne ihn erweiſen zu können. Sie ſtammt von dem Fürſtlich oſtfrieſiſchen Rathe Johann Vollrath Kettler, deſſen Tochter Adelheid (verehlichte von Specht) d. d. Wien 4. Mai 1702 den Reichsadelſtand erhielt, und deſſen Urenkel, die Gebrüder Chriſtian Rudolf und Johann Vollrath, beide in preußiſchen Dienſten, die Reichsadels-Beſtätigung mit dem ihrer Großtante 1702 verliehenen Wappen d. d. Wien 10. Juli 1775 erlangten. — Ihr Wappen iſt geviertet, im 1. und 4. ſilbernen Felde der Kettleriſche Keſſelhaken; im 2. und 3. goldenen Felde erſcheint eine aufgerichtete rothe Schafſchere. — Auf dem gekrönten Helme wiederholt ſich das Schildchen mit dem Keſſelhaken zwiſchen zwei von Roth und Silber geſpaltenen Faſanfedern.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KETTELER (Wilhelm Emmanuel, Freiherr von), im J. 1850–1877 Biſchof von Mainz, ein eifriger Vorkämpfer katholiſcher, reſp. ultramontaner Intereſſen, ſodaß die Geſchichte der katholiſchen Kirche Deutſchlands während der letzten Jahrzehnte, beſonders der Conflicte mit der Staatsgewalt, mit ſeinem Namen eng verknüpft iſt.

Ketteler ſtammt aus einer der im vorausgehenden Artikel behandelten Adelsfamilien, und zeigt nicht blos große Liebe zu Heimat und Stand, ſondern trägt auch an ſeiner Perſon unverkennbar die Züge eines eiſernen, unbeugſamen Sohnes der Rothen Erde. Um die Mitte des 15. Jahrh. ſchon theilte ſich[1] das Geſchlecht der Freiherren von Ketteler in die drei Linien Alt-Aſſen, Neu-Aſſen und Gerkendahl. Von dieſen wandte ſich letztere nach Livland, trat zur lutheriſchen Kirche über, gewann das Herzogthum Curland und Semgallen und erloſch 1737. Die andern beiden Linien dagegen blieben ihrer weſtfäliſchen Heimat und der katholiſchen Kirche in Treue zugethan. Als Sproß der Linie Alt-Aſſen lebte auf Schloß Harkotten der Freiherr Friedrich von Ketteler (geſt. 1832) und zeugte mit ſeiner Frau Clementine, Freiin von Wenge zu Beck (geſt. 13. März 1844) zehn Kinder, darunter ſechs Söhne, von welchen Wilhelm Emmanuel der dritte war, geboren am 25. Dec. 1811.

Den erſten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im älterlichen Hauſe zu Münſter und in der Domſchule daſelbſt. Zugleich wurde er durch die Einwirkung ſeiner frommen Mutter und den Verkehr in den kirchlich angeregten Kreiſen Münſters, wo um jene Zeit Fürſtenberg, Leopold Stolberg, die Fürſtin Gallitzin u. a. lebten, ſchon früh zu inniger Frömmigkeit und entſchiedenem Eifer für die Rechte der Kirche herangebildet. Im J. 1824 brachten ihn die Aeltern in das Jeſuiten-Collegium zu Brieg im Canton Wallis, wo er 4 Jahre zubrachte. Wie ſehr er die Erziehung der Jeſuiten ſpäter noch ſchätzte, beweiſt ein Brief an ſeinen Bruder Wilderich (vom 21. Jan. 1841): „Ich geſtehe offen, daß ich ſo ſehr für die Erziehung in Jeſuitenanſtalten eingenommen bin, daß ich mistrauiſch auf mein eigenes Urtheil ſein könnte. Entſchließt Ihr Euch einmal die Kinder andern Händen zu übergeben, ſo könnt Ihr ſie gewiß nirgends beſſer und ſicherer unterbringen als bei den Jeſuiten“[2], und (vom 25. März 1841): „Ich glaube nun einmal nicht, daß je in der Welt eine Erziehungsanſtalt in einem Geiſte und zu einem Zwecke anders als unter Leitung eines geiſtlichen Ordens, wo ſtrenger Gehorſam über Meinungen und Anſichten beſteht, glückliche Früchte getragen hat.“[3]

Nachdem Ketteler 1829 zu Münſter die Maturitätsprüfung beſtanden hatte, begab er ſich nach Göttingen, um Staats- und Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Hier verlor er in einem Duell die Spitze der Naſe; die Wunde heilte ſehr langſam, und da der ſtrenge Vater ihn ungeheilt nicht ſehen wollte, ging Ketteler 1830 nach Berlin. Später ſtudirte er noch ein Semeſter in Heidelberg, in München und wieder in Berlin, diente 1833 als Einjährig-Freiwilliger bei den Ulanen[4] zu Münſter, beſtand beide juriſtiſche Prüfungen zu Münſter mit Auszeichnung und war 1835—1837 bei der Regierung zu Münſter als Referendar thätig. Am 30. Juni 1836 erhielt Ketteler auch die Tonſur[5], aber nur, um in den Genuß einer Präbende zu kommen. Aber wenn auch die Jagd mit wahrer Leidenſchaft betrieben und auch ſonſt ein ziemlich ungebundenes Leben geführt wurde[6], ſo zeigt doch das Verhalten beim Ausbruch des Kölner Kirchenſtreites und wiederholte briefliche Aeußerungen, ein wie guter Sohn ſeiner Kirche bereits der junge Ketteler war. Nur 10 Tage nach der Gefangennahme des kölner Erzbiſchofs Clemens Auguſt (Freiherr von Droſte zu Viſchering) am 1. Dec. 1837 erbat ſich Ketteler einen ſechsmonatlichen Urlaub, und noch ehe derſelbe abgelaufen war, am 26. Mai 1838, machte er die Anzeige, „daß eingetretene Verhältniſſe es mir zur Pflicht machen, zur Zeit aus meinen bisherigen Dienſtbeziehungen zur Königl. Hochlöblichen Regierung auszuſcheiden“.

Das Vorgehen der Regierung erſchien ihm als unerträgliche Vergewaltigung der Kirche und eines Biſchofs, der nicht als Staatsbeamter zu betrachten ſei[7] und ſein

1) Vgl. das in panegyriſchem Stile gehaltene Lebensbild von Paul Münz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Biſchof von Mainz, II. Bd. 3. Heft des Sammelwerkes: Der Epiſkopat der Gegenwart in Lebensbildern dargeſtellt (Würzburg 1874). Neue (Titel-)Ausgabe 1882.

2) Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Biſchof von Mainz. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Dompräbendar und biſchöflichem Secretär (Mainz 1879), S. 74. 3) Briefe S. 88. 4) Im J. 1838 ward er wieder zu Uebungen herangezogen als Unteroffizier im münſterſchen Landwehr-Ulanenregiment. Vgl. Briefe S. 7. 5) Briefe S. 102. 6) Briefe S. 23. 76. 7) Briefe S. 49.

Digitized by Google

göttliches Recht nur nach ſorgfältiger Gewiſſensentſcheidung ausgeübt habe. Deshalb konnte Ketteler dieſer Regierung nicht mehr dienen, und je kräftiger die Oppoſition, deſto mehr mag gleich der Gedanke aufgetaucht ſein, Prieſter zu werden. Dem traten aber mancherlei Bedenken entgegen, und erſt nach langem innerm Kampfe, der uns Achtung vor Ketteler's perſönlichem Charakter abnöthigt, kam es zu dieſem Entſchluß. Zunächſt ſchreibt er ſeinem Bruder Wilderich (unterm 9. Juli 1838): „Was ich thun ſollte, weiß ich wohl; da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewiſſens fordert, nicht dienen will, ſo bin ich eigentlich auf den geiſtlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umſtände hingewieſen, und doch kann ich den erforderlichen Entſchluß nicht faſſen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geiſtlichen Stande würdig umzugeſtalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuwecken.“ 8) Mit Eifer wandte er ſich dem Studium theologiſcher Werke zu, der Myſtik von Görres, Kreuzhage's Beurtheilung des Hermeſianismus u. a. Im Frühjahre 1839 begab ſich Ketteler nach München, um hier einen Entſchluß über die Geſtaltung ſeines künftigen Lebens zu faſſen, aber obgleich er hier, abgeſehen von einigen Jagden, nur den Studien und dem Umgange mit Görres lebte, auch auf Fußreiſen durch Tirol und die Bairiſchen Alpen die Einſamkeit aufſuchte, dauerte es bis zum J. 1841, ehe die Entſcheidung erfolgte.

Leider ſind die brieflichen Aeußerungen über den innern Kampf dieſer Jahre nicht ſehr reichlich. Einmal ſcheint Ketteler ſelbſt zu fürchten, der Widerſpruch gegen das Verfahren des Staates könne auf ſeine Entſcheidung einen ungebührlichen Einfluß ausüben, wenn er ſchreibt (3. Febr. 1840): „Ich finde, man könnte Luſt bekommen, Geiſtlich zu werden, nur um in dieſe kirchlichen Zerwürfniſſe lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein kirchliches noch ſonſt ſchönes Motiv, aber man wird ſo ganz und gar vom Geiſte der Oppoſition ergriffen, daß man ſich gegen ſolche menſchliche Motive in einer ſo heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht die Vorkenntniſſe und leider auch die Nachkenntniſſe zu einer derartigen würdigen Oppoſition, ſo wäre mir eben dieſe Verſuchung ſehr gefährlich.“ 9) Bald wird allgemein geklagt über „Empfindungen, die uns der Misſtand unſerer äußern Lage zu unſerm innern Streben verurſacht“, 10) bald heißt es: „Hätte ich nur Talent und Ausdauer bei dem Arbeiten: die große Maſſe des zu Erlernenden ſchreckt mich mehr als alles andere zurück“ 11); ſehen wir aber genau zu, ſo iſt es die hohe Vorſtellung von dem geiſtlichen Amte und das Gefühl der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit, was ihn immer wieder zweifeln ließ, dieſen Beruf zu ergreifen. Nur aus dieſem Gefühle heraus konnte Ketteler nach der Entſcheidung an ſeinen Bruder Wilderich ſchreiben: „Ich bin ganz beglückt, daß Du meinen endlichen Entſchluß über meine Zukunft ſo ganz verſtehſt und billigeſt. In demſelben Maße, wie ich meine eigene Kraftloſigkeit und Elendigkeit täglich mehr einſehe oder mir vielmehr offen geſtehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem eigenen Elende und der ungeheuren Größe der zu löſenden Aufgabe ganz beruhigt in der ſicheren Erwartung dieſes Beiſtandes der Gnade.“ 12) Auch hat er nicht allein die Entſcheidung getroffen, ſondern ſeine Bedenken dem Biſchofe von Eichſtätt vorgelegt, deſſen Urtheil ihm als göttliche Weiſung galt.

Nach längerem Schwanken ward die Univerſität München für die theologiſchen Studien gewählt, denen ſich Ketteler ſeit November 1841 widmete, zuſammen mit ſeinem Landsmanne Paul Melchers, dem ſpäteren Erzbiſchof von Köln, und ſeit Herbſt 1842 mit ſeinem Bruder Richard. Er hörte Vorleſungen bei Döllinger, dem jüngeren Windiſchmann, Görres u. a. und war beſonders eng befreundet mit dem Convertiten und Kirchenrechtslehrer George Phillips. Daß jedoch auch der Student von Ueberſchätzung der Wiſſenſchaft weit entfernt war, beweiſt die Aeußerung: „Eine tüchtig benutzte Kniebank iſt mir bei einem Profeſſor, namentlich der Dogmatik, von größerem Werthe, wie einige Folianten mehr im Kopfe.“ 13) In den kirchlichen Conflicten jener Zeit fand er die Wiedereinſetzung des Erzbiſchofs Droſte-Viſchering ungenügend und das Vorgehen gegen die Hermeſianer unverzeihlich mild. Im Herbſte 1843 trat Ketteler in das Prieſterſeminar zu Münſter ein, ward am 1. Juni 1844 zum Prieſter geweiht und begann ſeine pfarramtliche Thätigkeit 1844 als Kaplan in Beckum, im J. 1846 als Pfarrer zu Hogſten in Weſtfalen. Mit großem Eifer widmete Ketteler ſich hier den Aufgaben der Seelſorge und war während einer Theuerung und eines Typhus (im J. 1847) auch in materieller Hinſicht ein Helfer und Wohlthäter ſeiner Gemeinde.

Als Pfarrer von Hogſten wurde Ketteler 1848 in dem Wahlkreiſe Tecklenburg in das Frankfurter Parlament gewählt. „Nur ein kirchliches Intereſſe“, ſchreibt Ketteler 14) „konnte mich beſtimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geiſtlichen Berufe herauszutreten. Ein politiſches Intereſſe kenne ich für mich nicht mehr.“ Mußte er auch als ernſter Katholik die Revolution verurtheilen, ſo hat es doch von jeher zur Größe Roms gehört, auch aus widrigen und principiell verurtheilten Verhältniſſen einen möglichſt großen Nutzen zu ziehen. Die katholiſche Kirche Deutſchlands, durch die Säculariſationen und die Neubegrenzung der Staaten im Anfange des Jahrhunderts in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt verſetzt, aber ſeit länger danach trachtend, ihre frühere Stellung wieder zu gewinnen, mußte darauf bedacht ſein, aus der ohne ihr Zuthun, ja wider ihre Grundſätze jetzt erworbenen größeren Freiheit auch für ſich Vortheil zu gewinnen. „Der Ruf nach Freiheit war

8) Briefe S. 8. 9) Briefe S. 45. 10) Briefe S. 31. 11) Briefe S. 59.

12) Briefe S. 85. 13) Briefe S. 107. 14) Briefe S. 157.

Digitized by Google

erſchollen und fand nicht nur bei denen Widerhall, welche unter der Deviſe Freiheit und Gleichheit ihre communiſtiſch-republikaniſchen Pläne durchſetzen wollten, ſondern auch bei jenen Männern, die, dem Umſturze abhold, jetzt die Freiheit beanſpruchten, welche ein verkehrtes Regiment gegen alles Recht ihnen bis zur Stunde vorenthalten hatte."[15]) In dieſem Sinne ſtellte der am 21. Oct. 1848 zu Würzburg zuſammengetretene deutſche Epiſkopat ſeine Forderungen; in demſelben Sinne wirkte auch Ketteler auf der frankfurter Verſammlung, beſonders bei Berathung der Grundrechte. „Unabhängigkeit der Glaubensgeſellſchaften vom Staate, Lehr- und Lernfreiheit, Recht der Selbſtregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksſchulen" bezeichnet Ketteler als die „drei oberſten Grundſätze, von welchen die hieſige katholiſche Verſammlung bei ihren Anträgen ausgegangen iſt".[16]) Mit den Beſtimmungen, „jede Religionsgeſellſchaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtändig und bleibt im Beſitze und Genuſſe der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke beſtimmten Anſtalten, Stiftungen und Fonds", und „die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener. Die Gemeinden wählen aus den Geprüften die Lehrer der Volksſchulen" hatten die „Grundrechte" ſeine Forderungen erfüllt, und als hernach, beſonders ſeit dem 20. Oct. die Debatten in der Paulskirche immer unerquicklicher und reſultatloſer wurden, trat Ketteler aus dem Parlamente aus.

Bekannter ward Ketteler durch ſein Auftreten außerhalb der Paulskirche. Die Annahme des am 26. Aug. zwiſchen Preußen und Dänemark zu Malmö abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes durch die Majorität der Nationalverſammlung führte auf ſeiten der unzufriedenen Radicalen am 17. und 18. Sept. zu blutigen Barrikadenkämpfen und zur Ermordung der beiden Abgeordneten General von Auerswald und Fürſt von Lichnowsky. Am 23. Sept. hielt Ketteler am Grabe der Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufſtändiſchen Gefallenen die Trauerrede.[17]) Mit Ernſt und Freimuth erklärt er hier: „die Mörder unſerer Freunde ſind nicht diejenigen, welche ihnen die Kugeln durch die Bruſt ſchoſſen; es ſind die böſen Gedanken. Dieſe aber ruhen nicht in unſerm deutſchen Volke, ſondern die Mörder ſind jene Männer, die Chriſtus, das Chriſtenthum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verſpotten und mit ihrem niedern Geifer beflecken; es ſind jene Männer, welche die beſeligende Botſchaft von der Erlöſung der Menſchheit im Herzen des Volkes zu vertilgen ſtreben; es ſind jene Männer, welche den Umſturz nicht nur als eine traurige Nothwendigkeit unter beſondern Umſtänden anerkennen, ſondern welche den Umſturz zum Princip erheben und das Volk von Umſturz zu Umſturz fortreißen" u. ſ. w. Auf der erſten Generalverſammlung der katholiſchen Vereine zu Mainz am 3.—6. Oct. 1848 hielt Ketteler eine Rede über die Freiheit der Kirche und die ſociale Kriſis. Auf dem Boden der neuen Verhältniſſe mußte ja die Kirche darauf bedacht ſein, durch ſtraffe Organiſation des Volkes ihren Einfluß zu ſteigern, und dieſem Zwecke dienen die „katholiſchen Vereine". Und daß Ketteler am früheſten mit die weitgreifende Bedeutung der ſocialen Kriſis der Gegenwart erkannt und dahin gearbeitet hat, ſie zu überwinden, zeigt auch der Cyklus von ſechs Predigten, welche er auf der Rückreiſe von Frankfurt nach Hogſten im Dome zu Mainz vom 19. Nov. bis 20. Dec. 1848 hielt.[18]) Sie behandeln die katholiſche Lehre vom Eigenthumsrechte, von der ſittlichen Freiheit, von der Beſtimmung des Menſchen, von der chriſtlichen Ehe und Familie, von der Autorität der Kirche. Schon hier erſcheint Ketteler als ein Redner, der durch die Klarheit ſeiner ſchmuckloſen Sprache und durch den Ausdruck einer unerſchütterlich feſten Ueberzeugung einen tiefen und nachhaltigen Eindruck erreicht. Sein ganzes Leben lang hat er die ſociale Frage im Auge behalten und wie er ſelbſt eine Reihe von Anſtalten begründet hat zur Linderung der ſocialen Noth[18a]), ſo hat er auch in Schriften wiederholt betont, daß neben ſtändiſcher Gliederung des Volkes nur wahrhaft chriſtliche Nächſtenliebe helfen könne.

Nur wenige Monate blieb Ketteler nach ſeiner Rückkehr aus Frankfurt auf der ſtillen Pfarrei zu Hogſten. Der Geh. Ober-Regierungsrath Aulike ſchlug ihn als Nachfolger Brinkmann's zum Propſt an St.-Hedwig zu Berlin vor. Nach langem Schwanken erklärte ſich Ketteler auf Wunſch des Fürſtbiſchofs von Breslau und des Biſchofs von Münſter zur Uebernahme des neuen Amtes bereit, und am 19. Mai 1849 erfolgte die königliche Ernennung. Als Propſt von St.-Hedwig wurde Ketteler zugleich Ehrendomherr in Breslau und biſchöflicher Delegat für die katholiſchen Gemeinden in Brandenburg und Pommern. Charakteriſtiſch für ſeine damalige Auffaſſung der kirchlichen Rechte iſt es, daß er erklärt, „ohne die Geſetze des Kirchenrechtes zu verletzen, in der Präſentation (von ſeiten der weltlichen Behörden) irgendeine Uebertragung des Amtes ſelbſt" nicht anerkennen zu können.[19]) Auch das vom Cultus-Departement unterm 2. Nov. 1812 erlaſſene Statut der Hedwigskirche verſetzt ihn „in die peinliche Lage eines vollendeten Conflicts zwiſchen den Staatsgeſetzen und meinem Gewiſſen. Ich glaube die Grundgeſetze in allen Theilen verwerfen zu müſſen, weil ſie erſtens weſentlichen Principien der katholiſchen Kirche widerſprechen und weil ſie zweitens den Pfarrer in eine Lage der Abhängigkeit bringen, wo es ihm unmöglich iſt, ſeine Pflichten als Seelſorger zu erfüllen".[20])

15) Vgl. Heinrich Brück, Die Oberrheiniſche Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes der Kirche zur Staatsgewalt (Mainz 1868) S. 293. 16) Briefe S. 157. 17) Leichenrede am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt gewaltſam Ermordeten u. ſ. w. (Mainz 1848).

18) Herausgegeben unter dem Titel: Die großen ſocialen Fragen der Gegenwart (Mainz 1849; mit der Leichenrede neu gedruckt Mainz 1878). 18a) Vgl. Bernhard Linſen, Biſchof Ketteler und die ſociale Frage. Frankfurt 1882 (Frankfurter zeitgemäße Broſchüren, Bd. III, Heft 12). 19) Briefe S. 181. 20) Briefe S. 184 fg.

Digitized by Google

Durch das Statut regelt eine weltliche Behörde alle äußeren und inneren Angelegenheiten der katholiſchen Gemeinde; von einer Beſtätigung der biſchöflichen Behörde findet ſich nicht die entfernteſte Spur, ſchon deshalb „muß ich das ganze Statut verwerfen, wenn ich mich nicht an dem Verbrechen betheiligen will, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen ſind". Außerdem ſind durch die Einſetzung eines aus Laien beſtehenden Kirchencollegiums überall die Rechte vernichtet, welche dem katholiſchen Pfarrer nach katholiſchem Kirchenrechte zuſtehen. Als Propſt von St.-Hedwig nahm Ketteler auch an der zweiten Generalverſammlung der katholiſchen Vereine Deutſchlands, zu Breslau 1849, theil und ſprach über Unterrichtsfreiheit und ſociale Frage. An ihn verwies der Fürſtbiſchof von Breslau von Diepenbrok die bekannte Gräfin Ida Hahn-Hahn; von ihm vorbereitet vollzog ſie am 26. März 1850 ihren Uebertritt zur katholiſchen Kirche und blieb auch in ſpäteren Jahren ihm in Ehrfurcht zugethan. Kaum 10 Monate wirkte Ketteler in Berlin, da ward er auf den Stuhl des Heiligen Bonifacius berufen als Biſchof von Mainz.

Dieſe Berufung hat ihre eigene Geſchichte.[21]) Nachdem der Biſchof Peter Leopold Kaiſer von Mainz am 30. Dec. 1848 geſtorben war, hatte das Domkapitel am 22. Febr. 1849 in formell unanfechtbarer Weiſe mit Majorität den Profeſſor Leopold Schmid zu Gießen zum Nachfolger gewählt. Schmid erklärte ſich zur Annahme der Wahl bereit; die Großherzogliche Regierung, welche ihn ſchon als Stellvertreter des Biſchofs in die erſte Kammer berufen hatte, ſprach ihm ihre Freude darüber aus; aber die ſtreng kirchliche, ſogenannte ultramontane Partei, geführt vom Domkapitular Lennig, ſetzte alle Hebel in Bewegung, die Beſtätigung der Wahl zu hintertreiben. Die wiederholten Bemühungen, Schmid zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, blieben erfolglos, dagegen erklärte Pius IX., ohne den vom kanoniſchen Rechte vorgeſchriebenen Informativproceß einzuleiten, dem mainzer Domkapitel in einem Breve vom 7. Dec. 1849: „Dieſe Wahl konnte von uns nicht gutgeheißen werden, da wir aus mehrern und verſchiedenen ſowol, als gewichtigen und glaubwürdigen Zeugniſſen und Documenten, die uns zugekommen, wiſſen, daß beſagter Prieſter jener Gaben entbehre, die nach der Vorſchrift der Heiligen Kanones zur rechten und nützlichen Verwaltung des ſo ſchweren biſchöflichen Amtes durchaus erforderlich ſind". Die Mehrheit des mainzer Domkapitels war zu weiterem Widerſtande zu ſchwach, auch die heſſiſche Regierung zeigte ſich aus unbekannten Gründen nachgiebig, am 24. Febr. 1850 vollzog das Domkapitel eine zweite Wahl, indem es dem Papſte drei Candidaten vorſchlug: Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Propſt zu St.-Hedwig in Berlin, Heinrich Förſter, Domkapitular zu Breslau, Anton Oehler, Domkapitular zu Rottenburg. Von dieſen ernannte der Papſt am 15. März 1850 den Freiherrn von Ketteler zum Biſchof von Mainz; derſelbe ward am 20. Mai präconiſirt, hielt am 16. Juli ſeinen Einzug zu Mainz und wurde am 25. Juli durch den Erzbiſchof Vicari von Freiburg conſecrirt und inthroniſirt. Mit vollem Grunde wählte nach ſolchen Vorgängen der Biſchof von Limburg zum Text der Feſtpredigt Pſ. 33, 18: „Die Gerechten haben gerufen und der Herr hat ſie erhört und aus allen ihren Drangſalen ſie gerettet."

Mit der Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl zu Mainz war Ketteler auf den Platz geſtellt, wo er von Amts wegen mit eingreifen mußte in den Kampf des modernen Staates gegen die Rechtsanſprüche der katholiſchen Kirche. Daher dürfte hier der Ort ſein, die Grundſätze über das Weſen des Staates, der Kirche und ihr gegenſeitiges Verhältniß näher darzulegen, wie Ketteler ſie in zahlreichen Schriften ausgeſprochen und in mancherlei Kämpfen treu bewahrt hat.

Schon in der Anſprache, welche Ketteler beim Antritt ſeines biſchöflichen Amtes (unterm 25. Juli 1850) erließ, ſagt er über das Verhältniß von Kirche und Staat: meine Sendung als Biſchof „ruht nicht auf menſchlicher Einrichtung, ſondern auf jener heiligen Ordnung, die der Sohn Gottes Jeſus Chriſtus in ſeiner Kirche gegründet hat". Dieſe göttliche Einſetzung der Hierarchie „fällt nicht mit der natürlichen Ordnung, die auch von Gott durch die Schöpfung abſtammt, zuſammen, ſondern bezieht ſich auf die übernatürliche Ordnung, die Chriſtus, der Sohn Gottes ſelbſt unmittelbar auf Erden zur Erlöſung der Menſchen gegründet hat. Dadurch unterſcheidet ſich die Autorität in der katholiſchen Kirche von jeder andern, von Gott abſtammenden Gewalt." Auch die väterliche und die weltliche Gewalt ſtammen von Gott, gehören aber der natürlichen Ordnung an; außer ihnen hat Gott durch ſeinen Sohn eine andere Autorität in ſeiner Kirche gegründet, „die zu jener daſſelbe Verhältniß hat, wie die Erlöſung zur Schöpfung und deshalb beſtimmt iſt, die natürliche Ordnung in ihrem geſammten Leben, alſo auch mit ihren natürlichen Gewalten vom Fluch und den Folgen der Sünde zu erlöſen und durch Wahrheit und Liebe zu heiligen".

Für die Geſtaltung des Staates iſt weſentlich[22]), daß in jedem menſchlichen Vereine ſich zwei Grundrichtungen befehden: die eine will die Glieder zuſammenhalten, die andere will ſie in ihrer Individualität und nach ihrem Unterſchiede geltend machen. Auf dem richtigen Verhältniß beider beruht das Gedeihen jeder Gemeinſchaft. Die katholiſche Kirche bietet uns das vollendetſte Bild einer richtigen Vereinigung beider: auf der einen Seite der Menſch in ſeiner vollen Individualität bis zur höchſten Vollkommenheit herangebildet, auf der

21) Vgl. neben Heinrich Schmid, Geſchichte der katholiſchen Kirche Deutſchlands von der Mitte des 18. Jahrh. bis in die Gegenwart (2 Bde., München 1874), ganz beſonders: Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz. Mit einer Vorrede von Friedrich Nippold (Leipzig 1871).

22) Für das Folgende vgl. beſonders: Freiheit, Autorität und Kirche (6. Aufl., Mainz 1862).

Digitized by Google

andern Seite ein heiliges Band, das ſie alle mit Gott in ewiger Gemeinſchaft verbindet. Auch der Staat iſt um ſo vollkommener, je höher die Individualität ſeiner Glieder ſteht, und je feſter das Band iſt, das ſie umſchlingt. Die Freiheit der Individuen führt auf politiſchem Gebiete zur Selbſtverwaltung in Familie, Gemeinde, Provinz, Corporation, welche ſelbſtredend nicht unbeſchränkt ſein darf, ſondern ſich dem Geſetze Gottes und der von ihm überall gegründeten Ordnung unterwerfen muß. Wo dieſer Gehorſam fehlt, da führt der Egoismus durch Uebertreibung der Freiheit zur Revolution. Die zuſammenfaſſende Richtung ruht in der Staatsgewalt; ihre Würde und Lebenskraft hängt nicht davon ab, daß ſie alles leitet, alles regiert, ſondern weit mehr davon, daß ſie den ſelbſtſüchtigen Misbrauch ihrer Macht vermeidet. Ihre eigenthümliche Thätigkeit umfaßt die drei Gebiete der Gerechtigkeitspflege, der wohlwollenden Unterſtützung alles deſſen, was im Staate zu Recht beſteht, der Vertretung des Staates im Völkerverkehr. Der ſelbſtſüchtige Misbrauch der Staatsgewalt führt zu Abſolutismus und ſchrankenloſer Centraliſation. Dabei iſt es von untergeordneter Bedeutung, ob dieſer Abſolutismus ſich gründet auf das Königthum von Gottes Gnaden oder auf den ſouveränen Volkswillen.

Das iſt nämlich der Charakter des ſogenannten modernen Staates, wie der moderne Liberalismus ihn erſtrebt und zum Theil ſchon verwirklicht hat: Abſolutismus unter dem Scheine der Freiheit. Weil er Gott leugnet, verwirft er alle übernatürliche Ordnung, und gründet den Staat ſtatt auf göttliche Ordnung blos auf den Willen der Menſchen. Und die Menſchen betrachtet er nicht nach ihrer natürlichen und ſocialen Verſchiedenheit, ſondern als ihrer Natur nach einander weſentlich gleich. „Der ganzen Vergangenheit, der ganzen Gegenwart, dem ganzen Menſchengeſchlechte ſteht der Menſch dann mit ſeinem Denken und Wollen nicht nur ebenbürtig, ſondern vollkommen unabhängig gegenüber. Alles, was Menſchen gedacht haben, ſind ihm bloße Menſchengedanken, alles, was ſie im Staate, in der bürgerlichen Geſellſchaft, in religiöſen Vereinen feſtgeſtellt haben, bloße Menſchenwerke, die für ihn keine Autorität, kein Geſetz, kein Maßſtab ſein können. Dem ungebundenſten Subjectivismus iſt dann nicht nur Thür und Thor geöffnet, ſondern er iſt dann vollkommen in ſeinem Rechte." Der moderne Liberalismus ſteht ſeiner innerſten Natur nach ganz auf der Seite der Allregiererei. Er redet freilich viel von Freiheit, aber ſein Ideal beſteht darin, „alles durch Geſetze zu regeln, in alles durch Geſetze einzugreifen, für alles durch Geſetze zu ſorgen, jeden Menſchen durch eine möglichſt enge Zwangsjacke einzuſpinnen und dann durch ein Strafgeſetz zu befehlen, daß das ganze Volk dieſen Zuſtand für glückſelige Freiheit halten müſſe". Er redet freilich ohne Unterlaß vom Volke und behauptet, alles in ſeinem Namen zu thun, aber in Wahrheit „benutzt er nur die ſchlechteſten Leidenſchaften im Volke, um dann das Volk ſelbſt mit Füßen zu treten. Unter dem Scheine der Volksſouveränetät macht er es zu einer willenloſen, von ihm geleiteten und misbrauchten Sache". Das Volk gilt allerdings als die Quelle aller Rechte, darf aber ſelbſt möglichſt wenig Rechte ausüben. „Sein Recht iſt vor allem das Wahlrecht, d. h. alle paar Jahre in einigen Minuten einen Namen auf den Wahlzettel zu ſchreiben und ſich ſeine Zuchtmeiſter ſelbſt zu wählen. Von da an ſorgen dieſe im Namen des Volkes für alles, und was ſie in Uebung ihrer Allmacht beſtimmen, iſt dann Volkswille, Volksſouveränetät und Volksfreiheit." Daneben iſt der moderne Liberalismus von einem maßloſen Haſſe gegen das poſitive Chriſtenthum und namentlich gegen die katholiſche Kirche beſeelt. „Wie einſt der Verräther Judas Chriſtum den Herrn an die Juden verkaufte, ſo will heute der Lügengeiſt in ſeiner Verbindung mit dem Rongethum, dem Freigemeindeweſen und der Demagogie die chriſtliche Welt an das Neujudenthum verkaufen."

Dieſer Liberalismus kann nur mächtig werden auf dem Boden des Conſtitutionalismus, welcher die Menſchen aus ihren natürlichen Ordnungen herausreißt und rein mechaniſch nach Zahlenverhältniſſen zum Zweck der Wahlen zuſammenordnet. Weit richtiger iſt die ſtändiſche Verfaſſung, welche auf die natürlichen und ſocialen Ordnungen Rückſicht nimmt.

In welches Verhältniß die Kirche zur weltlichen Gewalt treten ſoll[23]), „erkennen wir in ſeinem wahren Grunde und ſeiner vollen Klarheit aus dem Verhalten des göttlichen Stifters ſelbſt". Er leitete die geiſtliche Gewalt, welche er auf Erden ausübte, nie von einer weltlichen Gewalt ab, ſondern ſtets von ſeinem himmliſchen Vater; er lehrte kraft dieſer Machtvollkommenheit den ganzen Inhalt ſeiner Wahrheit, ſpendete die Sakramente, lenkte ſeine Gemeinde und beſtellte Apoſtel und Prieſter; er unterwarf ſich im übrigen der weltlichen Gewalt und forderte auch von den Jüngern Unterwerfung; er unterwarf ſich keiner irdiſchen Gewalt, wo und inſofern ſie in das Bereich ſeiner göttlichen Sendung und geiſtlichen Gewalt eingriff. Dies ſind die Grundſätze, welche in der Kirche Chriſti gegolten haben von Jahrhundert zu Jahrhundert und welche gelten werden bis ans Ende der Welt.

Wenn daher die Kirche jetzt größere Freiheit fordert, ſo iſt doch damit eine Trennung zwiſchen Kirche und Staat nicht gemeint. „Die Kirche kann und darf ſich nicht vom Staate trennen, wie ſie ſich überhaupt von gar nichts trennen kann, was von Gott ſtammt." Die Kirche muß vielmehr den Staat ehren als göttliche Veranſtaltung, ihre Glieder lehren, der Gewalt im Staate gehorſam zu ſein und das Wohl des Staates mit allen ihren geiſtlichen Mitteln fördern; der Staat iſt verpflichtet, die Rechte der Kirche zu ſchützen und ihr zur Erreichung ihrer Zwecke hülfreich zur Seite zu ſtehen. Dieſe gegenſeitige Unterſtützung macht ſich recht einfach, ſolange in einem Staate nur eine Kirche beſteht: dann wird die Häreſie ohne weiteres als bürgerliches Vergehen betrachtet und beſtraft. Sobald aber mit der Reformation die Einheit des Glaubens zerſpalten iſt, hat für Deutſchland

23) Vgl. den biſchöflichen Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852.

Digitized by Google

dies Verhältniß aufgehört. Darüber klagt Ketteler: „Wie das Judenvolk ſeinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Meſſias kreuzigte, ſo hat das deutſche Volk ſeinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifacius gegründet hatte. Seitdem hat Deutſchland faſt nur mehr dazu beigetragen, das Reich Chriſti auf Erden zu zerſtören und eine heidniſche Weltanſchauung hervorzurufen. Seitdem iſt mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geſchwunden, und alle Schlöſſer und Riegel, alle Zuchthäuſer und Zwangsanſtalten, alle Controlen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewiſſen zu erſetzen. Seitdem gehen die deutſchen Herzen und die deutſchen Gedanken immer weiter auseinander, und wir ſind vielleicht eben jetzt mitten in einer Entwickelung begriffen, die das Verſchwinden des deutſchen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter uns aufführt, die ebenſo feſt iſt als jene, die uns ſchon von andern deutſchen Volksſtämmen trennt. Seitdem leiden aber auch die Zweige, welche an dem alten Stamme geblieben ſind; — denn wenn an einem großen Baume ein mächtiger Zweig abbricht, ſo fängt der ganze Baum an zu trauern und es währt lange, bis er ſeine frühere Kraft wieder erhält und bis ein neuer Zweig den alten erſetzt. Das iſt eben die Verblendung. Man wirft der katholiſchen Kirche ſo viele Sünden ihrer Glieder, ſo viele traurige Erſcheinungen auch in katholiſchen Ländern vor, ohne zu bedenken, daß ſie größtentheils Folgen jener unſeligen Trennung ſind. Je edler das Glied iſt, deſto tiefer erſchüttert es den Körper, wenn es anfängt, ſeinen Dienſt zu verſagen. Je höher der Beruf des deutſchen Volkes für die Entwickelung der chriſtlichen Weltordnung war, deſto gründlicher und dauernder mußte dieſe ganze Weltordnung erſchüttert werden, als jenes Glied ſeinen Dienſt verſagte; je länger wird es dauern, bis ein neuer Zweig den abgefallenen Aſt erſetzen und den Beruf erfüllen kann, den das deutſche Volk von ſich gewieſen hat.“[24])

Die Zukunft freilich bringt eine neue Einheit des Glaubens, „wir können uns einen vollkommenen Zuſtand auf Erden nicht anders denken, als wenn nur eine Kirche dem Staate gegenüberſteht und ihn mit ihrer Wahrheit durchdringt“; ſobald dieſe Einheit des Glaubens wiederhergeſtellt iſt, werden auch „zwar nicht dieſelben, aber ähnliche Rechtsverhältniſſe, nur gemildert durch die Erfahrung der Jahrhunderte, wieder entſtehen“.[25]) Solange die jetzige Zerriſſenheit des Glaubens noch dauert, ergeben ſich daraus eigenthümliche Verhältniſſe, welche die katholiſche Kirche ohne Rückhalt anerkennt. Seit der Kirchenſpaltung haben auch Lutheraner und Reformirte die gleichen Rechte erhalten. Damit verzichtet die katholiſche Kirche auf die Privilegien, welche ihr früher zukamen, und fordert nur noch für ſich und für alle andern anerkannten Religionsgemeinſchaften das gleiche Recht der freien Bewegung. Dieſe Parität darf aber nicht in religiöſen Indifferentismus und in unbeſchränkte Gewiſſensfreiheit für alle Sekten ausarten, ſondern wo die Perſönlichkeit Gottes und die Unſterblichkeit der Seele geleugnet und damit die natürlichen Grundlagen der Sittlichkeit unterwühlt werden, kann auch der Staat nicht mehr Duldung gewähren. Der allein richtige Grundſatz über die rechtliche Stellung der anerkannten Religionsgemeinſchaften in paritätiſchen Staaten iſt bereits im Weſtfäliſchen Frieden ausgeſprochen, indem die Gültigkeit der Mehrheitsbeſchlüſſe auf den Reichstagen in allen Religionsſachen ausgeſchloſſen ſein ſollte.[26]) Es iſt dies derſelbe Grundſatz, der ſpäter in den frankfurter Grundrechten und in der preußiſchen Verfaſſung dahin formulirt iſt, daß jede der anerkannten Religionsgemeinſchaften ihre Angelegenheiten ſelbſtändig ordnet.

Dieſes friedliche Verhältniß des Gewährenlaſſens iſt ſeit kurzem geſtört, denn „der ſogenannte moderne Staat iſt der grundſätzlich religions- und gottloſe Staat“. Seit länger vorbereitet war dieſe Störung theils durch die immer weitere Verbreitung der abſolutiſtiſchen Staatstheorie, welche auf göttliches und geſchichtliches Recht keine Rückſicht nimmt, ſondern den Willen der Staatsgewalt als alleinige Quelle von Rechten gelten läßt, theils durch den Umſtand, daß die Proteſtanten eine von Gott eingeſetzte kirchliche Gewalt neben der weltlichen nicht kennen und daher geneigt ſind, die abweichende Lehre der Katholiken als Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufzufaſſen. Herbeigeführt iſt der Conflict durch den modernen Liberalismus, welcher in der Preſſe und in den Kammern die Herrſchaft hat und den Staat mit allen ſeinen Inſtitutionen von der Religion und Kirche loszulöſen ſich bemüht. Indem er durch das Mittel des Conſtitutionalismus den ärgſten Abſolutismus zu verwirklichen ſucht, erlaubt er ſich ungeſcheut Uebergriffe in die innerſten Angelegenheiten der Kirche und gibt ihre Rechte preis an die Beſchlüſſe wechſelnder Kammermajoritäten.

Dieſer Knechtung durch den modernen Staat, der grundſätzlich religions- und gottlos iſt, muß die Kirche ſich mit aller Kraft widerſetzen und für ſich, d. h. für alle vom Staate anerkannten Religionsgemeinſchaften, das Recht freier Bewegung fordern, d. h. das Recht, „ihre eigenen Angelegenheiten nach ihren Grundſätzen ſelbſt zu verwalten und dabei nur den allgemeinen Staatsgeſetzen unterworfen zu ſein“. Sie ſtützt dieſe Forderung nicht blos auf den göttlichen Auftrag ihres Herrn und Stifters, ſondern auch auf den geſammten Rechtsſtand in Europa: „ſo lange es noch ein hiſtoriſches und ein poſitives Recht gibt, muß das Recht der Kirche in Deutſchland anerkannt werden.“ Sie ſtützt ſich auf „das in Vernunft und Natur gegründete Recht der Selbſtverwaltung. Hier iſt es vor allem Aufgabe der katholiſchen Preſſe, dem modernen Liberalismus ſeine bodenloſe Heuchelei nachzuweiſen, mit der er der chriſtlichen Kirche verweigert, was er ohne Unterlaß für ſich und alle unchriſt-

24) Vgl. den Hirtenbrief bei Gelegenheit der Säcularfeier des heil. Erzbiſchofs und Märtyrers Bonifacius (Mainz 1855).
25) Briefe S. 384.

26) Vgl. Der Bruch des Religionsfriedens u. ſ. w. (Mainz 1875).

Digitized by Google

lichen und deſtructiven Beſtrebungen der Zeit fordert. Es iſt Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus Preßfreiheit fordert, für die Ausſchreiben der Biſchöfe aber eine Präventivcenſur im Placet verlangt und Ausnahmsgeſetze in den Strafcodex aufnimmt. Es iſt Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus für Privatgeſellſchaften das Recht in Anſpruch nimmt, ihre Beamten ſelbſt zu prüfen und anzuſtellen, dagegen über die Beſetzung katholiſcher Kirchenſtellen Staatsgeſetze erläßt. Es iſt Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus von Vereinsfreiheit redet, dagegen aber gegen jedes Zuſammentreten von Perſonen zu frommen Zwecken unter den Begriff von Klöſtern mit allen denkbaren, aus Romanen hergenommenen Schreckbildern auftritt und ſie, wenn nicht mit Feuer und Schwert, doch durch polizeiliche Unterdrückung in Verbindung mit moraliſchem Todtſchlag in der öffentlichen Meinung vertilgen will."

Die Freiheit der Kirche umfaßt nicht blos das Recht, daß von ſeiten der Kirche und nicht von ſeiten des Staates beſtimmt wird, wer zur Kirche gehört[27]), ſondern vor allem das Recht auf völlig ſelbſtändige Bildung der Geiſtlichen, Beſetzung der Stellen, Verwaltung des Vermögens, Leitung der Volksſchulen, Handhabung der Disciplin u. dergl.

Dieſe Grundſätze wollte nun Ketteler als Biſchof von Mainz mit der ganzen Zähigkeit eines weſtfäliſchen Edelmannes zur Geltung bringen, und ſo konnte ein Conflict mit der Staatsgewalt nicht ausbleiben, ja, mit ſeiner Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl nahm dieſer Conflict in der oberrheiniſchen Kirchenprovinz ſofort ſeinen Anfang. Am Tage ſeiner Conſecration faßten die zu dieſer Feier in Mainz verſammelten Biſchöfe den Beſchluß, in einer Denkſchrift die der Kirche noch immer vorenthaltenen Rechte zurückzufordern.[28]) Auf einer Verſammlung zu Freiburg formulirten die Biſchöfe ihre Forderungen genauer und brachten ſie im März 1851 zur Kenntniß der betheiligten Regierungen. Die Biſchöfe verlangen das Recht, erſtens ihre Prieſter zu erziehen und frei anzuſtellen und über Prieſter und Laien die kirchliche Disciplin zu handhaben, zweitens katholiſche Schulen zu beſitzen und zu errichten, drittens das religiöſe Leben zu leiten, namentlich auch die zu deſſen Pflege dienenden Inſtitute und Genoſſenſchaften zu errichten und zu beſitzen, und viertens das der katholiſchen Kirche gehörige, durch den Weſtfäliſchen Frieden und im Reichsdeputationshauptſchluſſe ausdrücklich garantirte Vermögen auch ſelbſt verwalten zu dürfen. Im Februar 1852 traten die Vertreter der betheiligten Regierungen zu Karlsruhe zuſammen, um eine gemeinſame Antwort auf die biſchöfliche Denkſchrift feſtzuſtellen. Gleichzeitig verſammelten ſich die Biſchöfe zu Freiburg. Während die Vertreter der Regierungen wegen Fehlens genügender Inſtructionen keinen Beſchluß faſſen konnten, erklärten die Biſchöfe in einer Eingabe vom 10. Febr.: daß es ſich nicht um Abſchaffung einzelner Mislichkeiten handle, ſondern um Abſchaffung eines ganzen principienhaft aufgeſtellten Syſtems, deſſen reelle und conſequente Handhabung den vollſtändigen Ruin der Kirche in der Provinz herbeiführen könne und müſſe.

In der Zwiſchenzeit hatte Ketteler bereits einen bedeutenden Schritt zur Durchführung jener Forderungen gethan durch die Wiedereröffnung der theologiſchen Lehranſtalt am biſchöflichen Klerikalſeminar zu Mainz und dadurch bewirkte Trockenlegung der katholiſch-theologiſchen Facultät an der Landesuniverſität zu Gießen.[29]) Ueber die Vorbildung der Geiſtlichen war ein Einvernehmen zwiſchen Papſt und Regierung nie erreicht worden. In der dem Staatsvertrage vom 7. Oct. 1818 beigelegten Declaration erklärten die Regierungen der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, daß die biſchöflichen Seminare erhalten und die Aufnahme in dieſelben an ein vom Staate angeordnetes Examen und an die Verleihung des landesfürſtlichen Tiſchtitels geknüpft werden ſolle. „Auch werden der Provinz akademiſche Inſtitute nicht fehlen, damit die, welche ſich den heiligen Dienſten zu widmen wünſchen, in den theologiſchen Wiſſenſchaften Unterricht erhalten." Dagegen verlangte der Papſt unter Berufung auf das Tridentiner Concil[30]) die Errichtung von Seminarien, um die Diener der Kirche „ſchon von ihrer zarten Jugend an unter der Aufſicht und gänzlichen Abhängigkeit von den Biſchöfen in der Uebung der ihrem Stande eigenen Tugenden und beſonders in den heiligen Wiſſenſchaften zu erziehen und zu bilden". Auch in der Bulle: Ad Dominici gregis custodiam verordnete Leo XII.: „In dem erzbiſchöflichen oder biſchöflichen Seminar wird eine der Größe und dem Bedürfniſſe der Diöceſe entſprechende, nach dem Ermeſſen des Biſchofs zu beſtimmende Anzahl Kleriker unterhalten und nach Vorſchrift der Decrete des Concils von Trient gebildet und erzogen werden." Die Regierungen aber antworteten mit einer Verordnung vom 30. Jan. 1830 „das landesherrliche Schutz- und Aufſichtsrecht über die katholiſche Kirche betreffend", welche von den katholiſchen Geiſtlichen das Studium auf der Univerſität forderte und beſtimmte, daß ſie erſt nach vollendeten theologiſchen Studien im Prieſterſeminar zum Praktiſchen der Seelſorge ausgebildet werden ſollten. Damit ließ man die Prieſterſeminare beſtehen, veränderte aber vollſtändig ihren Charakter. Infolge deſſen ward im Herbſte 1830 auch an der Univerſität Gießen eine katholiſch-theologiſche Facultät eröffnet. Sie erfreute ſich in jeder Beziehung eines guten Gedeihens, bis das im J. 1848 immer lauter werdende Verlangen nach abſoluter Lehr- und Lernfreiheit den Miniſter Jaup veranlaßte, durch Verordnung vom 26. Oct. 1848 die Forderung des akademiſchen Trienniums für das Großherzogthum Heſſen ganz allgemein aufzuheben. Damit war der katholiſch-theologiſchen Facultät der Boden ent-

27) Die Schrift: Die thatſächliche Einführung des bekenntnißloſen Proteſtantismus u. ſ. w. (Mainz 1877) führt aus, daß der Staat durch die Anerkennung der Altkatholiken ſich das Recht angemaßt habe, ſeinerſeits zu entſcheiden, wer Mitglied der katholiſchen Kirche ſei und wer nicht. 28) Vgl. Brück, S. 304 fg.

29) Vgl. Anton Lutterbeck, Geſchichte der katholiſch-theologiſchen Facultät zu Gießen (Gießen 1860). 30) Sessio XXIII. cap. XVIII.

Digitized by Google

zogen und ſtand dem neuerwählten Biſchofe Ketteler nichts mehr im Wege, „der am hieſigen Seminare befindlichen theologiſchen Lehranſtalt eine für eine vollſtändige theologiſche Ausbildung genügende Einrichtung zu geben und inſofern das Studium der Theologie mit dem Alumnate ſelbſt zu verbinden“. Zu Oſtern, reſp. 1. Mai 1851 wurde der Plan verwirklicht, in Gießen ließ ſich kein katholiſcher Theolog mehr ſehen, und die Regierung ließ es ſich ruhig gefallen, daß den von ihr angeſtellten und beſoldeten Profeſſoren durch einen Wink des Biſchofs die Schüler entzogen wurden. Ketteler ſagt darüber in dem Rundſchreiben vom 6. Jan. 1852: Ich „mußte mich überzeugen, daß die Bildungsweiſe der Theologen, wie ich ſie vorfand, eine Quelle des Verderbens für die Diöceſe werden mußte. Ich begreife in der That nicht, wie man von gebührender Ehrfurcht gegen die Beſchlüſſe des heiligen Concils zu Trient erfüllt ſein und doch die Meinung feſthalten kann, als genügten einige Monate in einem Seminar, um ein ungebundenes, oft ausſchweifendes Studentenleben in die Form der disciplina ecclesiastica umzugeſtalten“. „Mit der Errichtung des Seminars iſt, wie ich hoffe, eine Quelle des Segens für die Diöceſe eröffnet und die Hauptquelle des Verderbens verſtopft. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich, auf Recht und Gewiſſen geſtützt, es nicht mehr werde eingehen laſſen. Ich würde nur der offenen Gewalt weichen, dann aber ſofort jede Weihe einſtellen. Entweder ſoll das katholiſche Volk Prieſter haben oder keine Prieſter, aber nicht Burſchen unter dem Scheine von Prieſtern.“

Kehren wir zur biſchöflichen Denkſchrift zurück. Nachdem Ende 1852 wiederum Beauftragte der Regierungen zu Karlsruhe zuſammengetreten waren, erfolgte endlich am 5. März 1853 eine Antwort: die Regierungen weigerten ſich, den Rechtszuſtand, wie er ſich ſeit der Säculariſation ausgebildet habe, namentlich die Verordnung vom 30. Jan. 1830 aufzuheben und waren nur in einzelnen untergeordneten Punkten zu Zugeſtändniſſen bereit. Damit nicht zufrieden richtete jeder Biſchof für ſich an die betreffende Regierung ein Schreiben, worin er die Zugeſtändniſſe als ungenügend bezeichnete und weitere Schritte ſich vorbehielt. Dann verſammelten ſie ſich wieder in Freiburg und überreichten den Regierungen eine Collectiveingabe, in welcher es offen ausgeſprochen iſt: „Die Biſchöfe erachten es für geboten, nicht blos das Princip zu bezeichnen, von welchem ſie fortan bei Ausübung ihres heiligen Amtes ſich werden leiten laſſen; ſondern auch ausführlich die Gründe zu entwickeln, aus welchen ſie ſich wie berechtigt ſo verpflichtet erkennen, inskünftig nur mehr das Dogma und das darauf beruhende Verfaſſungsrecht ihrer heiligen Kirche als normirend für ihre Amtsverwaltung zu betrachten; den Vorſchriften und Anordnungen aber, welche die allerhöchſten und höchſten Regierungen in Bezug auf die katholiſche Kirche bisher geltend gemacht haben, auf das entſchiedenſte entgegenzutreten; — Vorſchriften und Anordnungen, die auf einem Syſteme beruhen, welches wiederholt von dem Oberhaupte der Kirche als ein ganz und gar widerkatholiſches und widerrechtliches nachdrücklichſt und feierlichſt verworfen worden iſt, und welches eben darum als ein ſchlechthin unſtatthaftes betrachtet werden muß.“ Eine zweite gemeinſchaftliche Denkſchrift vom 18. Juni 1853 ſuchte nachzuweiſen, daß die Forderungen der Biſchöfe in dem poſitiven Rechte der katholiſchen Kirche begründet ſeien. Ihnen ſtehe nicht ein wirkliches Recht der Staaten und Regenten im Wege, „ſondern nur ein adminiſtratives Syſtem, welches, in den Zeiten der Auflöſung des Reichs unter dem Einfluſſe unkirchlicher Meinungen entſtanden, allmählich in der Praxis und auch in einer Reihe von Regierungsverordnungen, namentlich in der Verordnung vom 30. Jan. 1830, ſich Geltung verſchafft habe.“ Dieſe Denkſchrift wurde von jedem Biſchofe mit einem Begleitſchreiben ſeiner Landesregierung überreicht. Das war die offene Kriegserklärung und ohne Frage war Biſchof Ketteler die Seele dieſes Vorgehens.

Seitdem nahm der Conflict in jedem Lande ſeinen beſondern Verlauf. Uns intereſſirt hier nur Heſſen-Darmſtadt; hier hatte man die katholiſche Kirche mit großem Entgegenkommen behandelt, und war deshalb unwillig, daß der Biſchof ſich an den thatſächlichen Conceſſionen nicht genügen laſſen wolle, ſondern auf eine principielle Auseinanderſetzung dringe. In der Antwort auf die Collectiveingabe vom 12. April 1853 wurde daher mit Nachdruck betont, daß man „die Geſetze und Verfaſſung des Staates gegen jeden Eingriff werde zu ſchützen wiſſen“. Biſchof Ketteler überreichte hierauf die Denkſchrift vom 18. Juni 1853 und erklärte im Begleitſchreiben, daß ſein Gewiſſen ihm die Geltendmachung der kirchlichen Rechte zur heiligſten Pflicht mache, wenn die gerechten Forderungen der Biſchöfe noch länger unberückſichtigt bleiben ſollten. Zugleich begann er, ſeine von der Regierung nicht anerkannte Jurisdiction auszuüben, indem er für vacante Pfarreien das Concursexamen ausſchrieb. Damit war der Conflict eingeleitet, aber im Auftrage des Großherzogs erſuchte der Präſident des Miniſteriums, Freiherr von Dalwigk, am 19. Nov. 1853 den Biſchof, das factiſche Vorangehen vorläufig noch auszuſetzen, da die Regierung die Unterhandlung der würtembergiſchen Staatsregierung mit dem Biſchofe von Rottenburg abwarten wolle, um mit den übrigen Regierungen die Frage wegen Abänderung ihrer früheren Entſchließungen in Erwägung zu ziehen. Monate vergingen noch, ehe die Verhandlungen begannen, und erſt am 23. Aug. 1854 konnte eine vorläufige Uebereinkunft unterzeichnet werden, deren Beſtätigung durch den päpſtlichen Stuhl der Biſchof während ſeines Aufenthaltes in Rom aus Anlaß der dogmatiſchen Definition der unbefleckten Empfängniß (8. Dec. 1854) perſönlich betrieb. Obgleich nun der katholiſchen Kirche in dieſer Convention weitgehende Rechte eingeräumt werden, wenn auch ohne Erörterung der principiellen Frage, verſagte der Papſt ſeine Zuſtimmung. Erſt nach langem Warten[31]) erhielt Ketteler wenigſtens eine ſchriftliche Zufertigung der päpſtlichen Bedenken.[32]) Auf Grund derſelben kam es zu

31) Vgl. Briefe S. 250 fg. 32) Animadversiones ad

Digitized by Google

neuen Verhandlungen und erſt im April 1856 wurde eine nicht unbedeutend veränderte Convention[33]) unterzeichnet und dem apoſtoliſchen Stuhle zur Beſtätigung unterbreitet.

Dieſe Convention erregte zunächſt im Lande keinen Verdacht — ſie wurde geheim gehalten — und führte allerdings, wie von Dalwigk in der Kammer hervorhob, dahin, „daß im Großherzogthume Heſſen jene unglückſeligen Streitigkeiten, wie ſie anderwärts aufgetaucht, vermieden worden ſind“. Das wurde anders, als die Zunahme der religiöſen Genoſſenſchaften, beſonders die Hereinziehung der Jeſuiten, das Mistrauen der Proteſtanten erregte. Bei ſeiner Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl fand Ketteler an geiſtlichen Congregationen nur die Engliſchen Fräulein und die Barmherzigen Schweſtern vor. Jene widmeten ſich beſonders dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend; ſie waren ſeit lange in Mainz anſäſſig und ihre Zahl wuchs ſeit 1848 ſo ſehr, daß ſie auch außerhalb der Stadt Filialen begründen konnten. Im J. 1852 berief der Biſchof noch die Schulſchweſtern zur Leitung des Unterrichts. Die Barmherzigen Schweſtern waren im J. 1849 durch den Vincenz- und Eliſabethverein nach Mainz berufen; ſie richteten zuerſt in einem gemietheten Hauſe ein Hoſpital ein, übernahmen dann die Krankenpflege im St.-Rochushoſpital, am 7. Juli 1852 die Leitung der Anſtalt und ſpäter die Pflege der Inſaſſen des bürgerlichen Invalidenhauſes. Im J. 1851 führte Ketteler die Erzbruderſchaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder ein, ernannte den Domcapitular Lennig zu ihrem Vorſteher und empfahl ſie durch Hirtenbrief vom 20. März 1851. Im J. 1852 begründete die Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Mainz ein Haus der Frauen vom guten Hirten, welche ſich der Bekehrung gefallener Frauen widmen; 1854 ließen ſich dort nieder die Schweſtern vom heiligen Franciscus, welche der häuslichen Krankenpflege dienen. Vor allem war Ketteler darauf bedacht, durch Ordensgeiſtliche in der ganzen Diöces Exercitien für Prieſter und Miſſionen für das Volk halten zu laſſen. Im J. 1854 erwarb der Domdecan Lennig ein früheres Wirthshaus und ließ es zur Wohnung für Kapuciner herrichten. Der erſte Guardian dieſes Kloſters war der Bruder des Biſchofs, Richard von Ketteler, der ihm nachgefolgt war in der Pfarrei zu Hopſten, ihm auch nachfolgen ſollte als Propſt zu St.-Hedwig, aber ſtatt deſſen Kapuciner ward und als P. Bonaventura ſchon am 31. Jan. 1855 zu Aſſen ſtarb. Im J. 1859 berief der Biſchof auch einige Väter der Geſellſchaft Jeſu nach Mainz und wies ihnen das Pfarrhaus zu St.-Chriſtoph als Wohnung an. Dieſelben gewannen bedeutenden Einfluß, weshalb der Gemeinderath der Stadt Mainz eine Petition an die Zweite Kammer richtete des Inhaltes: „bei Großherzoglicher Staatsregierung die Aufhebung des thatſächlich in Rheinheſſen wiedererſtandenen Ordens der Jeſuiten, die anzuordnende Räumung des Pfarrgebäudes zu St.-Chriſtoph und die Unterſagung der Ausübung kirchlicher Functionen durch eine Aggregation von Jeſuiten zu St.-Chriſtoph zu befürworten und zu beantragen“. Die Kammer trat dieſem Antrage bei. Ketteler dagegen führt aus[34]), daß auf Grund der Vereinsfreiheit der Staat alle religiöſen Orden gewähren laſſen müſſe, ſolange nur die äußern Handlungen den Staatsgeſetzen nicht widerſtreiten. (Weit ſpäter hat Ketteler noch einmal eine Lanze für die Jeſuiten eingelegt[35]), indem er nachzuweiſen ſucht, der in Anſpruch genommene Ausdruck der Ordensregel „obligare ad peccatum“ bedeute nicht „zu einer Sünde verpflichten“, ſondern „unter einer Sünde verpflichten“.) Mit welcher Gehäſſigkeit ſich dann die Preſſe der Angelegenheit bemächtigte, beweiſen die Briefe S. 313 fg.

Dieſe und andere Dinge mochten die Beſorgniß der überwiegend proteſtantiſchen Bevölkerung des Landes wegen Ueberhandnehmens der katholiſchen Kirche allmählich geſteigert haben; man argwohnte, die Convention räume ihr zu viele Rechte ein, und im J. 1860 beſchloß die Zweite Kammer mit allen gegen eine Stimme (diejenige des Generalſtaatsprocurators Seitz)[36]), die Staatsregierung zu erſuchen, „die Unterhandlungen mit dem biſchöflichen Stuhle zu keinem Abſchluſſe zu bringen, ſondern das ganze Rechtsverhältniß des Staates zur katholiſchen Kirche und ihren Organen auf geſetzlichem Wege zu ordnen“. Die Erſte Kammer dagegen verwarf den Antrag, obgleich der Prälat Zimmermann erklärte: „daß ein großer Theil der Bevölkerung des Landes ſich ſchon ſeit Jahren in Unruhe befindet über die Unterhandlungen mit dem biſchöflichen Stuhle, daß man befürchtet, es könnten entweder bereits dem biſchöflichen Stuhle Rechte eingeräumt worden ſein, oder vielleicht noch eingeräumt werden, welche die Parität im Lande gefährden, der katholiſchen Kirche vor der evangeliſchen Vorrechte einräumen und den ohnehin ſchon vielfach bedrohten confeſſionellen Frieden gründlich untergraben könnten — das iſt eine Thatſache, welche niemand wegzuleugnen vermag“. Die Tagespreſſe ließ jedoch nicht ab, die ſchlimmen Folgen der Convention und die gefährliche Bevorzugung der katholiſchen Kirche immer wieder zu verhandeln; Petitionen für und wider die Convention wurden dem Großherzoge überreicht. Auch der Biſchof trat in die literariſche Fehde ein[37]) und führte aus: die Petition iſt eine Anklage gegen die katholiſche Kirche ſelbſt, eine Beſchimpfung ihrer Diener, ihres Geiſtes und ihrer Inſtitute; ſie ſei eine Parteiſache, ein Ausdruck jener weitverbreiteten Denkweiſe, die alle verſchiedenen Religionsbekenntniſſe für gleichgut oder vielmehr für gleichſchlecht hält, aber

quaestionem propositam a Rev. Episcopo Moguntino literis datam 21. Mart. 1851.

33) Vgl. Dove's Zeitſchrift für Kirchenrecht Bd. VIII.

34) Vgl. Die Jeſuiten in Mainz und die Beſchwerde des Gemeindekirchenraths (Mainz 1863). Ein zweites Wort über die Jeſuiten in Mainz (Mainz 1864). 35) Kann ein Jeſuit zu einer Sünde verpflichtet werden? (Mainz 1874.) 36) Vgl. auch deſſen Schrift: Die katholiſche Kirchenangelegenheit im Großherzogthume Heſſen (Mainz 1861). 37) Soll die Kirche allein rechtlos ſein? (Mainz 1861.)

Digitized by Google

nicht alle gewähren läßt, ſondern mit Haß und Verleumdung und den ſchlechteſten Mitteln jede Richtung verfolgt, welche noch an einer poſitiv chriſtlichen Lehre feſthält; ſie verſucht ſogar, ihre Anſicht über die katholiſche Kirche zur Geltung zu bringen durch Misbrauch der Staatsgewalt; außerdem ſteht ſie offenbar in naher Beziehung zu der Agitation, welche von den Anhängern des ſogenannten Nationalvereins in unſerem Lande angeregt worden iſt, und ſoll ohne Zweifel die Stellung von Männern compromittiren, welche dem Vereine misliebig ſind; ſie iſt ein Gewebe ſchwerer Anklagen und Verdächtigungen, denen eine thatſächliche Veranlaſſung nicht zu Grunde liegt. — Um dem Volke etwas nachzugeben, legte die Regierung den Kammern einen Geſetzentwurf vor, die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine betreffend[38], aber es kam nicht zu einer Einigung. Die Convention blieb alſo beſtehen, weil aber die Preußen freundliche Partei des Nationalvereins dieſelbe ſtets verwerthete für ihre Angriffe auf das Miniſterium Dalwigk, ſo erklärte Biſchof Ketteler in einem Schreiben an den Großherzog (vom 20. Sept. 1866) daß er „gegen die Aufhebung der Convention nichts zu erinnern finde, wenn Allerhöchſtdieſelben deren Beſeitigung für die allgemeinen Landesintereſſen wünſchenswerth halten ſollten". Am 6. Oct. 1866 wurde darauf die Convention aufgehoben und beſtimmt, daß bis zur Feſtſtellung eines eigenen Geſetzes die Grundſätze vom J. 1863 gelten ſollten, „inſoweit dieſelben durch übereinſtimmende Beſchlüſſe der beiden Kammern Anerkennung gefunden haben". Thatſächlich bildete jedoch bis zum J. 1871 die Convention die Grundlage für das Verhalten der heſſiſchen Regierung. Auch hörten die Gegner des Miniſteriums Dalwigk nicht auf, das gute Einvernehmen mit dem Biſchofe Ketteler auch ferner gegen ihn zu benutzen.[38a])

Unterdeſſen hatten Ereigniſſe ſtattgefunden, welche für eine Umgeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe von größter Bedeutung waren. Auch Ketteler wurde davon ſtark berührt, denn warme Liebe für ſein Vaterland und tiefer Schmerz über die Zerriſſenheit Deutſchlands treten uns auch bei ihm entgegen.[39]) Freilich tritt auch hier der kirchliche Geſichtspunkt in den Vordergrund, freilich wird zur wahren Einheit Deutſchlands auch immer die Einheit des Glaubens gerechnet, freilich wird die Ohnmacht und Zerriſſenheit Deutſchlands beſonders deshalb beklagt, weil es dadurch verhindert iſt, für den katholiſchen Glauben und das bedrängte Oberhaupt der katholiſchen Kirche mit Macht einzutreten, — aber immerhin zeugt es doch von Vaterlandsliebe. Während des Krieges 1866 hat Ketteler in einem Hirtenbriefe ſeine Diöceſanen ermahnt, die Leiden des Krieges mit Geduld zu tragen und nach Kräften andern Hülfe zu leiſten, eilte auch am 16. Juli ſelbſt mit allen verfügbaren Barmherzigen Schweſtern auf den Kriegsſchauplatz nach Aſchaffenburg, um den Verwundeten geiſtlichen und leiblichen Beiſtand zu bringen. Nachher hat er in einer ausführlichen Schrift ſeine Auffaſſung der veränderten Lage Deutſchlands ausgeſprochen.[40]) Der Grund des Krieges lag in dem Conflict zwiſchen Kammermajorität und monarchiſcher Gewalt in Preußen, der nur durch eine glänzende äußere Politik zu Gunſten der Regierung beendet werden konnte; gefördert wurde er durch die weitverbreitete doctrinäre Phantaſie von dem ſogenannten „Berufe Preußens"[41]), die Elbherzogthümer boten nur den Anlaß. Beklagenswerth iſt es, daß wieder Deutſche gegen Deutſche gekämpft haben, daß das befreundete Oeſterreich mit ſeiner überwiegend deutſchen Bevölkerung iſolirt iſt, daß der Sieg errungen ward im Einverſtändniß mit dem Auslande, im Bunde mit der Revolution in Italien und Ungarn.[42]) Infolge des Krieges iſt nicht blos die Heilige Allianz zerriſſen und die Ueberzeugung, daß ein innerer Krieg in Deutſchland unmöglich ſei, vernichtet, ſechs Theile Deutſchlands ſtehen einander jetzt als Ausland gegenüber, aufgelöſt ſind die wahren Grundſätze, auf welchen das Wohl der Staaten beruht, erſchüttert das monarchiſche Princip, geſchwächt das Anſehen des Eides u. ſ. w. Die äußere Politik kann eine befriedigende Geſtaltung erfahren, wenn, vielleicht erſt nach neuen, ſchweren Kämpfen, die Südſtaaten dem Nordbunde unter Preußens Führung ſich anſchließen und dieſes zu Oeſterreich in freundſchaftliche Beziehung tritt. Die innere Politik wird ohne Frage ſchweren Kämpfen entgegengehen. Hier wird es darauf ankommen, ob der moderne Liberalismus durch das Mittel eines auf abſtracten Individualismus begründeten Conſtitutionalismus den gott- und religionsloſen Staat des bloßen Menſchenthums durchſetzt, oder ob es gelingt, deutſcher Freiheit in ſtändiſcher Vertretung und Selbſtverwaltung Raum zu ſchaffen und im Anſchluß an die chriſtlichen Elemente im Volke Achtung vor der Religion und den ſittlichen Grundlagen der Geſellſchaft zu pflegen. Für die richtige Löſung der Kirchenfrage bietet die preußiſche Verfaſſung die genügende Grundlage.

Vor allem in Rückſicht auf dieſen letztern Punkt konnte Ketteler, von ſeinen „großdeutſchen" Freunden vielfach angefeindet, weil er ſich ſo raſch auf den Boden der vollendeten Thatſachen geſtellt habe, mit Recht erklären[43]): „Ich habe nie eine ſtark antipreußiſche Richtung gehabt und ebenſo wenig eine althabsburgiſche." Hatte er ſchon früher anerkannt, daß Preußen und Oeſterreich der katholiſchen Kirche größere Freiheiten gewährten als die kleineren Staaten[44]), ſo war er auch, als die Ereigniſſe des

38) Vgl. Brück, S. 554 fg. 38a) Vgl. Briefe S. 355—379. 39) Briefe S. 2. 252. Freiheit, Autorität und Kirche S. 130 fg. Soll die Kirche allein rechtlos ſein? S. 17 und öfter.

40) Deutſchland nach dem Kriege von 1866 (Mainz 1867). 41) Gegen die in ihrer Uebertreibung ungerechte Schilderung dieſes Glaubens an einen Weltberuf Preußens iſt gerichtet: P. Vollmuth, Herr von Ketteler, Biſchof von Mainz, und der „ſogenannte Beruf Preußens" (Berlin 1867). 42) Briefe S. 338: „Mit einem Worte erſcheint mir dieſer entſetzliche Krieg als eine Vernichtung deſſen, was uns die Befreiungskriege gebracht haben. Krieg unter Deutſchen und Bündniß mit dem Auslande — das iſt der Fluch, der jetzt wieder unaufhaltſam ſeine lange unterbrochene Laufbahn des Verderbens beginnt." 43) In einer Zuſchrift an die Redaction der Kreuzzeitung vom 1. Mai 1868; vgl. Briefe S. 381. 44) In einem Schreiben an den Car-

Digitized by Google

Jahres 1870 wider Erwarten raſch die früher als wünſchenswerth bezeichnete Weiterentwickelung der deutſchen Verhältniſſe brachten, bemüht, der katholiſchen Kirche des wieder vereinigten Deutſchland die Freiheiten zu ſichern, welche die preußiſche Verfaſſung ihr darbot. Dabei wirkte natürlich auch die Rückſicht auf den Umſtand mit, daß durch das Ausſcheiden Oeſterreichs die Zahl und damit der Einfluß der Katholiken in Deutſchland geringer geworden war. Schon am 1. Oct. 1870 richtete Ketteler einen Brief an den Grafen Bismarck in Verſailles.[45]) Bei den Verhandlungen über die definitive Verfaſſung Deutſchlands „wird nothwendig wieder zur Sprache kommen, ob das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat wenigſtens in ſeinen Grundzügen in der allgemeinen Verfaſſung einen Platz finden, oder ob daſſelbe den einzelnen Staaten ganz überlaſſen bleiben ſoll". „Ich glaube nun, daß letzteres für die Zukunft Deutſchlands höchſt verderblich werden könnte, daß dagegen die Begründung eines wahren Friedensſtandes zwiſchen Kirche und Staat durch Feſtſtellung der Grundlagen deſſelben in der deutſchen Verfaſſung mehr wie vieles andere dazu beitragen würde, die Einheit Deutſchlands für die Zukunft zu ſichern, und daß endlich die Grundlagen eines ſolchen bleibenden Friedensſtandes ſich in der preußiſchen Verfaſſung bereits vorfinden und durch die Erfahrung bewährt haben." Als die Wahlen zum erſten Deutſchen Reichstag bevorſtanden, bezeichnete[46]) es Ketteler als weſentlich, Abgeordnete zu wählen, welche den kirchenfeindlichen Beſtrebungen des Liberalismus entgegentreten und durch Verfaſſungsbeſtimmungen die Garantie ſchaffen, „daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutſchland unbeirrt und ungeſchmälert nach unſerm heiligen katholiſchen Glauben leben und nicht in unſern heiligſten Intereſſen von dem Belieben einer feindſeligen Majorität abhängen werden".

Als Abgeordneter des 6. badiſchen Wahlkreiſes Walldürn-Tauberbiſchofsheim trat Ketteler ſelbſt in den Reichstag ein und ſchloß ſich der Partei des Centrums an. Er legte jedoch ſein Mandat bald wieder nieder und entwickelte die Gründe für ſein Verhalten in der Schrift: „Die Centrums-Fraction auf dem erſten Deutſchen Reichstage" (Mainz 1872.) Die beiden großen Principien dieſer Partei ſeien, daß Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit die allein wahren Grundlagen des Staates und der geſammten bürgerlichen Geſellſchaft ſind (im Gegenſatz gegen die Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitstheorie des Liberalismus), und daß die Verfaſſung des Deutſchen Reiches den Einzelſtaaten jene Selbſtändigkeit bezüglich der Geſetzgebung und Selbſtverwaltung gewähren muß, welche mit einer ſtarken Reichsgewalt vereinbar iſt (im Gegenſatze gegen die abſolute Centraliſation, welche von der Franzöſiſchen Revolution herſtammt und nur dem Kapital zugute kommt). Vor allem kam es darauf an, durch Herübernahme der betreffenden Beſtimmungen der preußiſchen Verfaſſung in die Grundrechte des Deutſchen Reiches den verſchiedenen Religionsgeſellſchaften die freie und ſelbſtändige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu ſichern. Die Majorität lehnte den Antrag ab. Zeigte ſich ſchon hier, daß der religionsfeindliche Liberalismus den Reichstag beherrſche, ſo trat das noch mehr zu Tage bei der Berathung des Geſetzes über Beſtrafung der Geiſtlichen wegen Misbrauchs des Amtes.

Sein politiſches Programm, niedergeſchrieben gegen Ende des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges, hat Ketteler bald nachher veröffentlicht.[47]) Die kurze Zuſammenfaſſung deſſelben möge hier Platz finden: 1) Rückhaltsloſe Anerkennung der deutſchen Reichsgewalt innerhalb der Grenzen ihres jetzigen Rechtsbeſtandes. 2) Feſtes nationales Bündniß mit Oeſterreich, dem deutſchen Oſtreiche. 3) Redliche Anerkennung der Selbſtändigkeit der zum Deutſchen Reiche gehörigen Einzelländer, ſoweit es die nothwendige Einheit des Reiches zuläßt und nach Maßgabe der Reichsgeſetze. 4) Die chriſtliche Religion iſt ſowol im Reiche als in den einzelnen Staaten bei allen Einrichtungen, welche mit der Religionsübung in Zuſammenhang ſtehen, unbeſchadet der Religionsfreiheit, zu Grunde zu legen. 5) Die anerkannten chriſtlichen Confeſſionen ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten ſelbſtändig und verbleiben im Beſitze und Genuſſe der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke geſtifteten Anſtalten und Fonds. 6) Ein deutſches Reich fordert vor allem deutſches Recht und deutſche Freiheit im Sinne eines geſicherten Rechtsgebietes für die individuelle und genoſſenſchaftliche Freiheit und im Gegenſatze zu der lügenhaften Freiheit des Abſolutismus und Liberalismus, welche die Freiheit des Individuums und der Genoſſenſchaft vernichten. 7) Damit verbunden Freiheit des höheren, des mittlern und des niedern Unterrichtes, unter geſetzlich geregelter Staatsaufſicht und Einrichtung der Staatsſchule nicht nach der Willkür der Staatsbehörden, ſondern nach den realen, religiöſen, geiſtigen und ſittlichen Verhältniſſen des Volkes. 8) Ein deutſches Reich fordert deutſche Verfaſſungsformen auf allen Gebieten, nicht nur der Reichs- und Landesverfaſſung, ſondern auch der ganzen geſellſchaftlichen Verfaſſung des Volkes für alle ſeine Bedürfniſſe; corporative Organiſation, im Gegenſatze zu den mechaniſchen Verfaſſungsformen des Liberalismus; Selbſtverwaltung im Gegenſatze zur reinen Beamtenherrſchaft. 9) Insbeſondere eine dieſen Grundſätzen entſprechende innere Landes-, Gemeinde- und Kreisverfaſſung. 10) Ausbau der Reichsverfaſſung a) durch ein Oberhaus, b) durch ein oberſtes Reichsgericht als unantaſtbares Bollwerk des geſammten deutſchen Rechtszuſtandes, als Bollwerk des öffentlichen Rechtes und als Rechtscontrole für die Reichs- und Lan-

dinal von Reiſach in Rom vom 3. Juli 1861 (Briefe S. 271) heißt es: „Inzwiſchen ſetzen die kleinen deutſchen Regierungen dieſem Streben nach kirchlicher Freiheit einen Widerſtand entgegen, wie ihn die Kirche in den großen deutſchen Staaten — Preußen und Oeſterreich — nicht gefunden hat, und alle Feinde der Kirche mit dem Princeps mundi an der Spitze ſcheinen von hier aus die bereits errungenen Vortheile der Kirche wieder ſtreitig machen zu wollen."

45) Abgedruckt in der Schrift: Die Centrumsfraction auf dem erſten Deutſchen Reichstage (Mainz 1872) S. 35—41. Vgl. auch Briefe S. 422—426. 46) Hirtenbrief vom 13. Febr. 1871.

47) Die Katholiken im Deutſchen Reiche (Mainz 1873).

Digitized by Google

desverwaltung. 11) Ordnung des Staatsſchuldenweſens, Verminderung der Staatslaſten, Ausgleichung der Steuern. Als Mittel dazu: a) Einführung der Börſenſteuer, b) Einführung der Einkommenſteuer für die Gründungs- und Actiengeſellſchaften, c) Betrieb der Eiſenbahnen auf Staatskoſten, d) Minderung der Militärlaſt, e) Wegfall der Steuer auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe. 12) Corporative Reorganiſation des Arbeiterſtandes und des Handwerkerſtandes; geſetzlicher Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen gegen die Ausbeutung der Geldmacht; Schutz der Arbeiterkraft durch Geſetze über Arbeitszeit und die Sonntagsruhe; geſetzlicher Schutz der Geſundheit und Sittlichkeit der Arbeiter bezüglich der Arbeitslocale; Aufſtellung von Inſpectoren zur Controle der zum Schutz des Arbeiterſtandes erlaſſenen Geſetze. 13) Geſetzliches Verbot aller geheimen Geſellſchaften, insbeſondere des Freimaurerbundes als Geheimbund.

Hatten ſchon die Verhandlungen des erſten Deutſchen Reichstages Ketteler's Hoffnung zerſtört, das neue Deutſche Reich werde der katholiſchen Kirche die geforderten Freiheiten einräumen, ſo entſprach die ſpätere Geſetzgebung, das Reichsgeſetz vom 4. Juni 1872 gegen die Jeſuiten und die Maigeſetzgebung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes ſeinen Wünſchen noch um ſo weniger. In den Reichstag trat er nicht wieder ein, wie er auch ſeinen Sitz in der Erſten heſſiſchen Kammer nie eingenommen, ſondern durch den Seminar-Regens Du Moufang ſich hat vertreten laſſen, aber in mehrern Broſchüren hat er die kirchenpolitiſchen Ereigniſſe von ſeinem Standpunkte aus beurtheilt. Mit der preußiſchen Maigeſetzgebung muß die Hoffnung auf Herſtellung des kirchlichen Friedens aufgegeben werden. Ihr Ziel iſt, die katholiſche Kirche zu vernichten; beherrſcht vom Geiſte des religionsloſen Liberalismus geht ſie darauf aus, durch eine Reihe ſyſtematiſch zuſammenhängender Geſetzentwürfe das Volk von der Kirche gänzlich loszureißen. Der Friede iſt nur dann möglich, wenn der Grundſatz des Weſtfäliſchen Friedens feſtgehalten wird, daß in Sachen der Religion die Minorität den Beſchlüſſen der Majorität ſich nicht zu unterwerfen braucht, oder die Beſtimmung der Grundrechte vom J. 1848: „Jede Religionsgeſellſchaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtändig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgeſetzen unterworfen." — Auch Heſſen blieb von den kirchlichen Kämpfen nicht verſchont, ſondern im J. 1874 wurden den heſſiſchen Kammern Geſetzentwürfe vorgelegt, den preußiſchen durchaus verwandt. Ketteler ſuchte nachzuweiſen[48]), daß die angeblichen Motive dieſer Geſetze (Gefährdung der Rechte und Intereſſen des Staates durch die wachſenden Anſprüche der katholiſchen Hierarchie) nichtig und unbegründet ſeien, daß dagegen das wahre Motiv liege in dem Streben, die moderne Cultur zur Herrſchaft zu bringen, deren Grundcharakter in der ſchroffen Bekämpfung des Chriſtenthums beſtehe. Die drei Grundſätze der Geſetzgebung ſind: daß die Kirche ſich den Staatsgeſetzen unbedingt unterwerfen muß, daß der Culturſtaat in der Kirchengeſetzgebung an das hiſtoriſche Recht und an frühere Verträge nicht gebunden iſt, daß der Staat und nicht die Kirche entſcheidet, wer Mitglied der katholiſchen Kirche iſt. Allein ſchon dieſer allgemeinen Grundſätze wegen, welche gegen die Glaubenslehren von der göttlichen Verfaſſung der katholiſchen Kirche verſtoßen, ſind die Geſetze unannehmbar, ſelbſt wenn ihr Inhalt für die Kirche annehmbar wäre. Deshalb erklärte der Biſchof auch ſchon im voraus, „daß die Geſetzentwürfe mit der göttlichen Einrichtung der Kirche und ihren göttlichen Lehren unvereinbar ſind, und daß ich ſie daher nicht befolgen kann, ohne Gottes Gebot zu übertreten und den Eid zu brechen, welchen ich am Tage meiner biſchöflichen Conſecration vor Gott, vor der Kirche und vor der ganzen Diöceſe geſchworen habe". Dieſe Erklärung konnte die Annahme der Geſetzentwürfe nicht hindern, dann aber hat Ketteler es verſtanden, durch ſchlaues Nachgeben und Gewährenlaſſen einen ernſtlichen Conflict mit der heſſiſchen Staatsregierung zu vermeiden.

Vor allem bekümmern ihn die modernen Beſtimmungen über die Schule. Schon zu Frankfurt war Ketteler im Intereſſe der katholiſchen Kindererziehung für Lehr- und Lernfreiheit, ſowie für das Recht der Selbſtregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksſchulen eingetreten[49]) und hatte gegen die Behauptung: „Die Zwecke des Unterrichts ſind lediglich allgemeine Staatszwecke", betont, daß die Erziehung der Kinder durchaus Sache der Aeltern ſei und der Staat nur „eine beſtimmte Stufe formaler Geiſtesbildung fordern und die ſäumigen Aeltern anhalten kann, ihren Kindern dieſe Bildungsſtufe zu verſchaffen". Der Staat alſo „kann die Gemeinden anhalten, Volksſchulen in gehöriger Zahl zu errichten, und er kann verlangen, daß eine beſtimmte Stufe formaler Geiſtesbildung in der Volksſchule erreicht werde", außerdem aber muß er die Volksſchule der Gemeinde übergeben. „Die Majorität der Familienväter einer Gemeinde entſcheidet dann über den Geiſt der Schule, in der ihre Kinder gebildet werden ſollen. Iſt die Gemeinde dann eine gläubige chriſtliche, ſo wird ſie die Schule in das Verhältniß zur Kirche ſetzen, wie ihre Confeſſion es fordert; iſt ſie eine unchriſtliche Gemeinde, ſo mag ſie die Schule von der Kirche trennen; iſt endlich die Minorität der Aeltern mit der Majorität nicht einverſtanden, ſo gründe ſie ihre eigene Schule." Als Biſchof hat dann Ketteler durch Ermahnung an die Aeltern in Hirtenbriefen, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Anweiſungen betreffs des Religionsunterrichtes[50]), durch Hereinziehung der Schulſchweſtern und Schulbrüder mit Eifer für die katholiſche Erziehung der Jugend geſorgt. Um ſo ſchmerzlicher mußte es ihm ſein, durch die neue Schulgeſetzgebung das Band zerſchnitten zu ſehen, welches die Schule mit der Kirche ſeit Jahrhunderten verband und noch im Weſtfäliſchen Frieden ausdrücklich anerkannt ſei. Die Communalſchule widerſpricht allen Grundſätzen

48) Der Culturkampf gegen die katholiſche Kirche und die neuen Kirchengeſetzentwürfe für Heſſen (Mainz 1874).

49) Vgl. Briefe S. 157 fg. 50) Der Religionsunterricht in der Volksſchule (Mainz 1859).

der Religion, zerſtört deshalb die ganze chriſtliche Erziehung, widerſpricht der Vernunft und Natur des Kindes, verletzt die Intereſſen der chriſtlichen Familie; ihre Einführung iſt daher ein großes Unrecht gegen Gott, gegen die Kirche, gegen die chriſtlichen Aeltern, gegen die Kinder und gegen den Lehrer.

Dieſer regen Theilnahme an allen kirchlichen Kämpfen entſprach auch der Einfluß, den Ketteler auf die Haltung des deutſchen Epiſkopats ausübte und beſonders auf den ſeit 1867 zu Fulda wiederholt abgehaltenen gemeinſamen Berathungen geltend machte. Wiederholt dachte man auch daran, ihn an die Spitze einer größeren Diöces zu ſtellen. Im J. 1853 war er für den biſchöflichen Stuhl in Breslau vorgeſchlagen[51]), im J. 1865 wünſchte die preußiſche Regierung, Ketteler möge das Erzbisthum Poſen übernehmen, doch lehnte er entſchieden ab[52]), dagegen ſtrich die Regierung ſeinen Namen von der Liſte der Candidaten für das Erzbisthum Köln; an eine Berufung nach Freiburg als Coadjutor des greiſen Erzbiſchofs Vicari ward mehrfach gedacht[53]), nach deſſen Tode aber (1868) ſtrich die badiſche Regierung ihn aus der Candidatenliſte.

In der Verwaltung ſeines biſchöflichen Amtes war Ketteler von unabläſſigem Eifer. Streng gegen ſich ſelbſt, theilte er die Zeit des Tages zwiſchen Arbeit und gottesdienſtlichen Uebungen; von ſeinen Prieſtern forderte er genaue Erfüllung ihrer Pflichten[54]), richtete für ſie Exercitien und für die Gemeinden Miſſionen ein; für die Bildung der Prieſter ſorgte er nicht blos durch Wiedereröffnung der theologiſchen Lehranſtalt zu Mainz, ſondern auch durch Gründung eines Knabenconvictes zu Mainz (am 11. Aug. 1864), deſſen untere Abtheilung 1869 nach Dieburg verlegt wurde. Eine Reihe wohlthätiger Anſtalten iſt durch Ketteler ins Leben gerufen, Erziehungsanſtalten für hülfsbedürftige Kinder, Krankenhäuſer für die einzelnen Decanate, ein Geſellenhaus und eine Verſorgungsanſtalt für arme Dienſtmädchen.

Der Eifer für die katholiſche Kirche mußte mit Nothwendigkeit auch hinführen zu großer Anhänglichkeit an das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, den Papſt. Beſonders ſind es die wiederholten und immer rückſichtsloſeren Angriffe auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes, welche dem Biſchofe mehrmals Veranlaſſung geben, über die Ungerechtigkeit der Welt und das der Kirche auferlegte Kreuz zu klagen und ſeine Diöceſanen zu eifriger Fürbitte und reichlichem Peterspfennig aufzufordern.[55]) Der Angriff auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes erſcheint als „eine Gewaltthat ſondergleichen", nur möglich durch das Princip der ſogenannten „Nichtintervention". „Mit dieſem Worte bindet die Politik der beiden größten Mächte, Frankreich und England, in Verbindung mit einer von Feinden der Kirche beherrſchten Preſſe, die das deutſche Herz nicht mehr recht und gut, wie es Gott geſchaffen hat, ſondern nur nach ihrem Takte ſchlagen läßt, die deutſche Hand und das deutſche Schwert, das zunächſt berufen wäre, für den Heiligen Vater, für die Geſchichte, für das Recht, für Treue und Redlichkeit, für die Ehre, ſchändlicher Treuloſigkeit gegenüber einzuſtehen". Sogar dem neuen Deutſchen Reiche wird ein ſchwerer Vorwurf daraus gemacht, daß es nicht wenigſtens auf diplomatiſchem Wege für die Erhaltung des Kirchenſtaates eingetreten iſt.[56]) Fünfmal hatte Ketteler Gelegenheit, dem Papſte perſönlich ſeine Ergebenheit auszudrücken. Im J. 1854 folgte er der Einladung Pius' IX., um an der feierlichen Dogmatiſirung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria theil zu nehmen. „Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche ſie mitten unter dem Wüthen des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der Heiligen Jungfrau wird dieſe Erklärung gewiß die größte Freude erwecken." So ſchrieb der Biſchof am 3. Dec. 1854 von Rom aus in die Heimat, und in einem Hirtenbriefe vom Feſte Allerheiligen 1855 legte er ſeinen Diöceſanen das neue Dogma ans Herz. Es beſagt, daß Maria im erſten Augenblick ihrer Empfängniß durch beſondere Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienſte Chriſti von jedem Makel der Erbſünde bewahrt wurde. Dieſe Lehre ſteht in vollem Einklange mit den beiden Grundlehren des Chriſtenthums von der Allgemeinheit der Erbſünde und von der Erlöſung allein durch Chriſtum; ſie ſteht mit der Vernunft nicht in Widerſpruch; ſie iſt auch nicht neu, ſondern neu iſt nur die formelle Erklärung über dieſe Wahrheit, der feierliche Ausſpruch von ſeiten der Lehrautorität in der Kirche.

Zum Pfingſtfeſt 1862 verſammelte Pius IX. wiederum zahlreiche Biſchöfe aus allen Theilen der Welt um ſich, um in feierlicher Weiſe die Heiligſprechung von 26, ſeit Jahrhunderten faſt ganz vergeſſenen japaniſchen Märtyrern zu vollziehen. Auch der Biſchof von Mainz eilte nach Rom und theilte die im Conſiſtorium vom 9. Juni an die Biſchöfe gerichtete Anſprache des Papſtes

---

51) Briefe S. 242. 52) Briefe S. 309. 53) Briefe S. 270. 54) Der Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852 mahnt die Geiſtlichen in zum Theil harten und leidenſchaftlichen Worten an ihre amtlichen Pflichten, z. B. S. 14 fg. ... „ſchon ſprichwörtlich iſt das Unweſen geworden, das von Prieſtern mit den ſogenannten Nichten getrieben wird. Im höchſten Grade aber muß ich es tadeln, daß Geiſtliche ſogar ſo weit gehen, daſſelbe Zimmer mit der Haushälterin zu bewohnen, ſodaß an einem Tiſche der Herr Pfarrer arbeitet, am andern die Haushälterin ſtrickt oder näht, oder, wenn ſie ſich entfernt, die Spuren ihrer Arbeit zurückläßt. Dieſe affectirte natürliche Unſchuld des Prieſters iſt gar zu ſehr im Widerſpruche mit aller Wirklichkeit, mit dem Dogma von der böſen Luſt, mit der Lehre der Kirche und aller Heiligen." S. 11: „Wie traurig iſt es doch, zu ſehen, wenn Prieſter ihre Tiſch- und Schnupftücher reinlicher halten als Corporalien und Altartücher, wenn ſie ſich ſchämen würden, beſchmutzte und zerriſſene Kleider zu tragen, während ſie ſich nicht ſchämen, mit Schmutz dick belegte und zerriſſene Paramente zu tragen, wenn ſie ſo fein und gebildet den Anſtand und die Formen der Welt beobachten, während ſie ſich nichts daraus machen, die Formen und den Anſtand bei Spendung der Sakramente, wie ihn die Kirche in den Rubriken vorgeſchrieben hat, namentlich aber bei Darbringung des heiligen Meßopfers, unzähligemal mit Füßen zu treten" u. ſ. w.

55) Hirtenbriefe vom 2. Febr. 1860, 27. Nov. 1860, 2. Febr. 1861, 1862, 1864, Nov. 1867, Oct. 1870. 56) Die Centrumsfraction u. ſ. w. S. 25 fg.

Digitized by Google

und deren Antwort in einem Hirtenbriefe vom 27. Juni 1862 allen Katholiken ſeiner Diöceſe mit.

Zur 18hundertjährigen Gedächtnißfeier des Märtyrertodes der beiden Apoſtelfürſten Petrus und Paulus im J. 1867 lud Pius IX. alle Biſchöfe des Erdkreiſes nach Rom ein. Ketteler unternahm aus dieſem Anlaß ſeine dritte Romreiſe, nachdem er vorher in einem Hirtenbriefe auf die Bedeutung dieſer Säcularfeier hingewieſen hatte. „Dieſe Feier iſt für die Kinder der Kirche deshalb ein großer Freudentag, weil er ein leuchtendes, unverkennbares Denkmal der Göttlichkeit der Kirche iſt.“

Gegen Ende des J. 1869 reiſte Ketteler zum vierten mal nach Rom, um dem Vaticaniſchen Concil beizuwohnen. Sein Verhalten auf und nach demſelben iſt ſo viel beſprochen und ſo ſchwer verurtheilt worden, daß wir dabei etwas länger verweilen müſſen. Um daſſelbe richtig beurtheilen zu können, iſt jedoch unerlaßlich, daß wir uns klar machen, was Ketteler vor dem Concil über das Lehramt der Kirche lehrte. Schon in einer der früheſten Schriften [57]) erklärte Ketteler: In der Kirche beſteht eine doppelte Autorität, die Lehr- und die Regierungsautorität. Sie bezieht ſich alſo auf die beiden Grundkräfte der Seele, auf die Vernunft und den Willen des Menſchen, ſie nimmt von beiden Gehorſam in Anſpruch; die Lehrautorität den Gehorſam der Vernunft durch den Glauben, die Hirtengewalt den Gehorſam des Willens durch die Uebung der Tugenden des chriſtlichen Lebens. Die Lehrautorität der Kirche bezieht ſich ausſchließlich nur auf die Lehre Chriſti und der Apoſtel. Chriſtus hat nur einen gewiſſen Kreis von Grundwahrheiten, beſonders über das Verhältniß der Menſchen zu Gott, gelehrt; die Apoſtel haben dieſe Grundſätze in der ganzen Welt gepredigt und in den 12 Artikeln des Apoſtolicums kurz zuſammengefaßt. Sie enthalten den weſentlichen Inhalt alles deſſen, was der Chriſt im Gehorſam gegen die Lehrautorität glauben muß. Die Anerkennung der Autorität der Kirche ſetzt voraus die Gottheit Jeſu Chriſti, die Stiftung der Kirche durch Chriſtus, eine von Chriſtus in der Kirche angeordnete Autorität, zu lehren und zu regieren, verbunden mit der Verheißung, daß die Kirche in Uebung der Lehrautorität nicht irren könne. „Wir Katholiken ſind nun von dem Vorhandenſein dieſer Vorausſetzungen mit der tiefſten Innerlichkeit unſerer Seele und aus den allervernünftigſten Gründen überzeugt.“

Weit beſtimmter ſpricht ſich ſchon eine im Hinblick auf das bevorſtehende Concil abgefaßte Schrift aus.[58]) Unſere Vernunft iſt allerdings nicht völlig blind (wie der Proteſtantismus lehrt), aber ſie reicht doch nicht aus für unſere übernatürliche Beſtimmung und würde außerdem nach dem Falle ohne Beihülfe göttlicher Offenbarung in Lüge und Irrthum verſinken. Dieſe Offenbarung iſt uns nicht blos in der Vergangenheit zutheil geworden, ſondern erfolgt auch in der Gegenwart noch immerfort durch das göttliche Lehramt der Kirche. „Wir haben ein von Gott gegründetes Lehramt, ein Lehramt, das für alle Völker und alle Zeiten fortbeſtehen ſoll, ein Lehramt, dem der Beiſtand Gottes bis an das Ende der Welt verheißen iſt. In dieſem Lehramte redet alſo wahrhaftig Chriſtus, Gott ſelbſt fort und fort zu den Menſchen und wir hören Gottes Stimme, wenn wir die Stimme dieſes Lehramtes hören.“ Ohne ein unfehlbares Lehramt würde jede Sicherheit fehlen, nicht blos über die Lehre Jeſu, ſondern auch über die höchſten Vernunftwahrheiten. Die Kirche iſt die von Chriſtus beſtellte Zeugin ſeiner Lehre, ſie iſt die von ihm beſtellte Richterin über den wahren Inhalt ſeiner Lehre, ſie iſt endlich die Lehrerin ſeiner göttlichen Lehre. Aus dieſer dreifachen Aufgabe ergeben ſich ſofort die Grenzen der Unfehlbarkeit der Kirche: ihr ausſchließlicher Gegenſtand iſt die übernatürliche Offenbarung, beſonders die Lehre Jeſu, die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre; unfehlbare Ausſprüche der Kirche ſind nur jene Entſcheidungen über den wahren Inhalt der Offenbarung, welche ſich auch ihrer Form nach als dogmatiſche Ausſprüche der Kirche kundgeben; ſie geſtattet einen Fortſchritt in der Anwendung der übernatürlichen Wahrheiten auf das Leben des Einzelnen und der Geſellſchaft. An dieſer Unfehlbarkeit hat jeder wahre Chriſt einen gewiſſen Antheil, inſoweit er in die innere Gemeinſchaft mit der Seele der Kirche eintritt; ordentliche Organe derſelben ſind alle Prieſter, in höherem Grade die Biſchöfe der Kirche als Nachfolger der Apoſtel, in noch höherer Stufe der Papſt als Nachfolger des heiligen Petrus, in höchſter Stufe die allgemeinen Concilien. Im engſten Anſchluß an Bellarmin iſt dem Papſte eine Unfehlbarkeit zuzuſchreiben, welche nicht ausſagt, daß der Papſt überhaupt irrthumslos ſei, daß er in Glaubensſachen für ſeine Perſon nicht irren könne, daß alle Meinungsäußerungen der Päpſte in Bullen und Breven unfehlbar und deshalb irreformabel ſeien; „ſie enthält vielmehr nur die Behauptung einer beſchränkten Unfehlbarkeit, indem ſie annimmt, daß, wenn der Papſt als Oberhaupt der Kirche über die geoffenbarte Wahrheit einen Ausſpruch thut, um dadurch die ganze Kirche zu verpflichten, in dieſem Ausſpruche keine Irrlehre enthalten ſein könne.“

Auch der am 6. Sept. 1869 von 19 in Fulda verſammelten deutſchen Biſchöfen — unter ihnen auch Ketteler — erlaſſene Hirtenbrief [59]) enthält keine Verurtheilung der neuen Lehrbeſtimmung, wie ſo vielfach behauptet wird, deutet vielmehr die Bereitwilligkeit an, der Einheit der Kirche eine abweichende perſönliche Meinung zum Opfer zu bringen .... „für jedes katholiſche Herz, ſolange ſein Glaube und ſeine Liebe durch Leidenſchaften nicht getrübt werden, iſt es unmöglich, daß es in religiöſer und kirchlicher Beziehung einem Parteigeiſte anheimfalle; denn ſein Glaube bewegt es, das eigene Urtheil und noch mehr die beſondern Intereſſen und Leidenſchaften in Demuth, Liebe und unbegrenztem Vertrauen

57) Freiheit, Autorität und Kirche (Mainz 1862) S. 96 fg.
58) Das allgemeine Concil und ſeine Bedeutung für unſere Zeit (3. Aufl., Mainz 1869).

59) Vgl. bei Emil Friedberg, Sammlung der Actenſtücke zum erſten Vaticaniſchen Concil (Tübingen 1872) S. 276—283.

Digitized by Google

dem höchſten und unfehlbaren Lehramte unterzuordnen, das Chriſtus uns zu hören befohlen hat und von dem ſein Wort ewig gilt: „Wer euch hört, hört mich!“

Dem bisher Entwickelten entſpricht auch Ketteler's Verhalten auf und nach dem Concil und ein unparteiiſcher Beurtheiler kann ſeine Unterwerfung wol bedauern, ihm aber nicht, wie es ſo häufig geſchieht, haltloſes Schwanken und Verrath an ſeiner Ueberzeugung vorwerfen. Auf dem Concil hat ſich Ketteler von Anfang bis zu Ende zur Minorität gehalten, aber ohne Schwanken hat er nur die Opportunität, nicht das Dogma ſelbſt bekämpft.[60] Als Gegner der Dogmatiſirung hat Ketteler zu Rom eine Schrift gegen die Unfehlbarkeit verbreitet[61], hat in einem vorläufigen Gutachten[62] erklärt, die Lehre ſei in vielen Gegenden dem chriſtlichen Volke paene aut prorsus ignota hucusque, in vielen Katechismen non legitur, wenn Häretiker behaupten, der Katholik ſei verpflichtet, zu glauben, nicht blos was die unfehlbare Kirche, ſondern was der Papſt allein lehre, haec haereticorum assertio passim ut calumnia verbis et scriptis tractabatur. In dieſem Sinne hat er ſich den meiſten Schritten der Minorität angeſchloſſen, hat vorläufig mit Non placet geſtimmt[63] und am Vorabende der Entſcheidung fußfällig[64] den Papſt um Annahme einer Formel gebeten, wonach nur jene Entſcheidungen unfehlbar ſeien, welche der Papſt treffe innixus testimonio ecclesiarum. Beſonders kräftig iſt er in einer Rede vom 25. Juni[65] dafür eingetreten, daß der Papſt unfehlbar ſei nur in Gemeinſchaft mit den Biſchöfen. Infolge ſeiner Ueberzeugung von der Wahrheit des neu zu formulirenden Dogmas hat ſich Ketteler ſofort gegen Döllinger erklärt[66], deshalb macht er der Minorität den Vorſchlag[67] mit Placet juxta modum zu ſtimmen, deshalb motivirt er[68] die Bevorwortung einer eingebrachten Formel mit der Behauptung: „ſowie man die Unfehlbarkeit des Papſtes leugne, ſtehe man ſchon in der Negation des Primates überhaupt“. Deshalb entſchloß ſich Ketteler auch, vor der letzten Sitzung abzureiſen und überſandte dem Papſte am 17. Juli 1870 folgende Erklärung:[69] „Aus dem Schema, welches ich eben erhalten habe, erſehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen haben, nicht glaubteſt erfüllen zu können. Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widerſprechenden Lage zu befinden, mit Non placet zu ſtimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir ertheilten Erlaubniß zur Rückkehr Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreiſe, kann ich es nicht unterlaſſen, Dir in aller Demuth die Erklärung zu unterbreiten, daß ich mich den Entſcheidungen des Concils ebenſo unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte ſtimmen können.“

Dieſes Verſprechen hat Ketteler voll und ganz gehalten. Er hat als einer der erſten am 20. Aug. 1870 das neue Dogma den Gläubigen verkündet, er hat dann zuſammen mit andern deutſchen Biſchöfen im Auguſt 1870 einen und im Mai 1871 zwei Hirtenbriefe erlaſſen, um mancherlei Irrthümer und Beſorgniſſe aus Anlaß deſſelben zu beſeitigen, er hat auch in einer eigenen Schrift[70] die neue Lehre erläutert. Das Concil hat beſtimmt: Wenn der Papſt ex cathedra ſpricht — d. h. wenn die fünf Merkmale zuſammentreffen, daß er das Amt eines Lehrers aller Chriſten ausübt, daß er kraft ſeiner höchſten apoſtoliſchen Autorität handelt, daß er über eine Lehre des Glaubens oder der Sitte ſpricht, daß er darüber eine endgültige Entſcheidung gibt und daß er ſie gibt als ſolche, welche die ganze Kirche feſthalten ſoll, — dann iſt der Papſt kraft des göttlichen Beiſtandes, der ihm im heiligen Petrus verſprochen iſt, alſo nicht perſönlich, ſondern von Amts wegen, unfehlbar und ſind ſeine Entſcheidungen aus ſich ſelbſt unfehlbar, nicht erſt durch die Zuſtimmung der Kirche. Daß Lehrausſprüche des Papſtes ex cathedra auch außer dem allgemeinen Concil unfehlbar ſeien, iſt allgemeine Tradition; neu feſtgeſtellt iſt nur dies, daß der Grund dieſer Unfehlbarkeit nicht in der Zuſtimmung der Kirche liegt, ſondern in einem unmittelbaren göttlichen Beiſtande. Dieſe Lehrvollmacht gibt keine neue Offenbarung, ſondern bewahrt die apoſtoliſche Tradition und legt ſie aus; ſie erfolgt auch nur adhibitis auxiliis, nach gewiſſenhafter Anwendung aller zur Auflöſung einer Streitfrage vorhandenen menſchlichen Mittel (doch darf niemand die päpſtliche Entſcheidung verwerfen unter dem Vorwande, dieſe Unterſuchung ſei ungenügend, da Gott den Papſt davor bewahrt, jene Mittel zu vernachläſſigen).

Mit aller Energie iſt Ketteler auch ferner für das Dogma eingetreten und hat beſonders dies Doppelte zu zeigen geſucht: wer die Beſchlüſſe des letzten Concils verwerfe, verwerfe damit auch die ſchon früher in der Kirche geltenden Beſtimmungen über das unfehlbare Lehramt

60) Die „Römiſchen Briefe vom Concil“ von Quirinus (München 1870) S. 440 behaupten freilich: „Seine Rede hat bewieſen, daß er aus einem Inopportuniſten ein entſchiedener Gegner des Dogmas ſelbſt geworden iſt“, und klagen S. 570 über ſein merkwürdiges Schwanken: „Es iſt eine ſchwierige Aufgabe, über die Kunſtſtücke eines theologiſchen Aequilibriſten zu berichten, der mehr in freier Luft zu ſchweben als feſten Boden unter den Füßen zu haben ſcheint.“ Dagegen leſen wir ebenda S. 203: . . . „er hat ſeinen Collegen immer geſagt, daß er nur in der Frage der Opportunität auf ihrer Seite ſtehe“, und S. 345: . . . „obgleich Ketteler ſich bis vor kurzem als einen entſchiedenen Anhänger der Lehre gezeigt und nur die Opportunität der Dogmatiſirung beſtritten hat“. Wir haben keinen Grund, der gegen jene „Briefe“ gerichteten Erklärung zu mistrauen (d. d. Rom, 5. Juni 1870; vgl. Briefe S. 412 fg.), daß er an der Unfehlbarkeit des Papſtes nie gezweifelt, dagegen das doppelte Bedenken gehabt habe, ob dieſe Lehre mit dem zu einer dogmatiſchen Definition nothwendigen Grade der Gewißheit aus Schrift und Tradition erhelle und ob in den Zeitumſtänden eine Glaubensentſcheidung geboten ſei. — Ueberhaupt wirft Ketteler dem Berichterſtatter Unzuverläſſigkeit vor. Vgl. die Unwahrheiten der Römiſchen Briefe vom Concil in der Allg. Zeitung (Mainz 1870). Dagegen Quirinus S. 243 fg. 61) Friedberg l. c. S. 769. 62) Friedberg l. c. S. 608. 63) Quirinus l. c. S. 609. 64) Quirinus l. c. S. 625. 65) Quirinus l. c. S. 578; vgl. Briefe S. 416 fg. 66) Briefe S. 400. Das Belobungsſchreiben des Papſtes S. 405. 67) Quirinus l. c. S. 602. 68) Quirinus l. c. S. 617.

69) Briefe S. 421. 70) Das unfehlbare Lehramt des Papſtes (Mainz 1871).

Digitized by Google

und die Befugniß der Concilien, ſei alſo ſchon vorher innerlich von der katholiſchen Kirche abgefallen geweſen, — und die Unfehlbarkeit beziehe ſich nur auf die Auslegung der göttlichen Offenbarung, alſo auf Sätze des Glaubens und der Sitte, komme daher in keiner Weiſe mit der Autorität des Staates in Conflict. Noch in einer ſeiner letzten Broſchüren hat er deshalb die ſtaatliche Anerkennung der Altkatholiken als „thatſächliche Einführung des bekenntnißloſen Proteſtantismus in die katholiſche Kirche" bekämpft.

Das funfzigjährige Biſchofsjubiläum Pius' IX. veranlaßte Ketteler zu ſeiner fünften Romfahrt. Auf der Rückreiſe beſuchte er ſeinen Jugendfreund Clemens von Korff, der im Alter von 61 Jahren Kapuziner geworden war und als Pater Bruno im Kloſter Burghauſen in Oberbaiern lebte. Hier erkrankte er und ſtarb nach fünfwöchentlichen Leiden am 13. Juli 1877. Seine Leiche wurde nach Mainz gebracht und dort im Dome beigeſetzt.

Chronologiſches Verzeichniß der Schriften Ketteler's:

1) Leichenrede, geſprochen am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt a. M. gewaltſam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufſtändiſchen Gefallenen (Leipzig, Fritzſche 1848). 2) Die großen ſocialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten (Mainz, Kirchheim 1849). 3) Hirtenbrief vom 25. Juli 1850 zum Antritt des biſchöflichen Amtes. (Münſter, Aſchendorff'ſche Buchdruckerei.) 4) Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852 zum Anfang der Faſtenzeit. (Mainz, Biſchöfliche Buchdruckerei von Johann Wirth.) 5) Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852. Aufruf zum Gebet. 6) Hirtenbrief zur Verkündigung des von Papſt Pius IX. am 21. Nov. 1851 ausgeſchriebenen allgemeinen Gebets. (Ebda. 1852.) 7) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit 1853. Belehrung über das Gebet (Ebda. 1853). 8) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit 1854. Ermahnung zu chriſtlicher Kindererziehung. (Ebda. 1854.) 9) Das Recht und der Rechtsſchutz der katholiſchen Kirche in Deutſchland, mit beſonderer Rückſicht auf die Forderungen des oberrheiniſchen Epiſkopats und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict. (Mainz, Kirchheim 1854.) 10) Hirtenbrief, bei Gelegenheit der Säcularfeier des heiligen Erzbiſchofs und Märtyrers Bonifacius. (Mainz, Biſchöfliche Druckerei 1855.) 11) Hirtenbrief bei Gelegenheit der Feier der unbefleckten Empfängniß der allerſeligſten Jungfrau Maria. (Ebda. 1855.) 12) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit. Ueber die Heiligung der Sonn- und Feiertage. (Ebda. 1857.) 13) Der Religionsunterricht in der Volksſchule. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1858.) 14) Hirtenbrief bei Gelegenheit des von Pius IX. ausgeſchriebenen allgemeinen Gebets. (Mainz, Biſchöfl. Druckerei 1858.) 15) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit. Aufforderung zu chriſtlicher Liebesthätigkeit. (Mainz, Druckerei von Ed. Schröder 1859.) 16) Mittheilung des päpſtlichen Ausſchreibens vom 27. April 1859. (Ebda. 1859.) 17) Des Chriſten Glaube und Troſt bei den gegenwärtigen Angriffen auf die Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1860.) 18) Hirtenbrief vom 27. Nov. 1860. Aufforderung zur Zahlung des Peterspfennigs. (Mainz 1860.) 19) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit 1861. Erörterung der päpſtlichen Allocution vom 17. Dec. 1860. (Ebda. 1861). 20) Soll die Kirche allein rechtlos ſein? Ein Mahn- und Hirtenwort an die Gläubigen der Diöceſe Mainz, zugleich eine Abwehr ungerechter Anſchuldigungen (Mainz, Kirchheim 1861). 21) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit 1862. Die kirchlichen Verhältniſſe des vergangenen Jahres. (Mainz, Druckerei von J. J. Racke 1862.) 22) Hirtenbrief vom 27. Juni 1862. Feierliche Anſprache des Papſtes an die verſammelten Biſchöfe. (Ebda. 1862.) 23) Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. (Mainz, Kirchheim 1862.) 24) Warum liebt der Katholik ſeine Kirche? Ein Hirtenbrief. (Mainz, Druck von J. J. Racke, 1863.) 25) Hirtenbrief beim Anfang der Faſtenzeit 1864. Wohlthätige Anſtalten. (Mainz, Kirchheim 1864.) 26) Die Jeſuiten in Mainz und die Beſchwerde des Gemeinderathes bei den hohen Ständen gegen deren Aufenthalt in der Pfarrwohnung zu St.-Chriſtoph. Anſprache an die Diöceſanen. (Ebda. 1864.) 27) Ein zweites Wort über die Jeſuiten in Mainz. Beleuchtung des Berichtes des Referenten der Zweiten Kammer über die Beſchwerde des Gemeinderathes. (Ebda. 1864.) 28) Die Arbeiterfrage und das Chriſtenthum. (Ebda. 1864.) 29) Hirtenbrief über die Encyclica vom 8. Dec. beim Anfang der Faſtenzeit 1865. (Ebda. 1865.) 30) Kann ein gläubiger Chriſt Freimaurer ſein? Antwort an den Herrn Dr. Rudolf Seydel. (Ebda. 1865.) 31) Hirtenbrief über die Pflichten des Chriſten in gegenwärtiger Kriegszeit. (Ebda. 1866.) 32) Zur Charakteriſtik der Jeſuiten und ihrer Gegner. (Ebda. 1866.) 33) Iſt das Geſetz das öffentliche Gewiſſen? (Frankfurt a. M., Hamacher, 1866.) 34) Hirtenbrief über die gemiſchten Ehen bei Beginn der heiligen Faſtenzeit 1867. (Mainz, Kirchheim 1867.) 35) Hirtenbrief über die gegenwärtige Lage des heiligen Vaters. (Ebda. 1867.) 36) Deutſchland nach dem Kriege von 1866. (Ebda. 1867.) 37) Die Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart. Feſtrede beim 25jährigen Jubiläum des Erzbiſchofs Hermann von Freiburg gehalten am 25. März 1868 im Münſter zu Freiburg. (Freiburg i. B., Herder, 1868.) 38) Die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens. Eine Antwort auf die vom Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangeliſchen Geiſtlichkeit Heſſens erhobenen Anſchuldigung wegen „Verunglimpfung der evangeliſchen Kirche". (Mainz, Kirchheim, 1868.) 39) Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heiligen Thomas von Aquin. Dem geſammten Adel Deutſchlands gewidmet. (Ebda. 1868.) 40) Die öffentliche Beſchimpfung der katholiſchen Kirche auf der Bühne. Ein Appell an Alle, welche Sinn für Gerechtigkeit und Ehre haben und mit ihren katholiſchen Mitbürgern auf

Digitized by Google

Grund gegenſeitiger Achtung in Frieden leben wollen. (Ebda. 1868.) 41) Das Recht der Domkapitel und das Veto der Regierungen bei den Biſchofswahlen in Preußen und der oberrheiniſchen Kirchenprovinz. (Ebda. 1868.) 42) Die Angriffe gegen Gury's Moral-Theologie in der Mainzeitung und der Zweiten Kammer zu Darmſtadt. Zur Beleuchtung der neueſten Kampfesweiſe gegen die katholiſche Kirche für alle rechtlichen und unparteiiſchen Männer. (Ebda. 1869.) 43) Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit. Eine Anſprache, gehalten am 25. Juli 1869. (Ebda. 1869.) 44) Das allgemeine Concil und ſeine Bedeutung für unſere Zeit. (Ebda. 1869.) 45) Die Unwahrheiten der römiſchen Briefe vom Concil in der Allgemeinen Zeitung. (Ebda. 1870.) 46) Was hat der Herr Prof. Nippold in Heidelberg bewieſen? Eine Entgegnung auf deſſen Schrift: „Ein Biſchofsbrief vom Concil und eine deutſche Antwort.“ Zugleich eine Beleuchtung moderner Geiſtesrichtungen. (Ebda. 1870.) 47) Die Gewaltthat gegen den Heiligen Vater und die Anliegen unſers Vaterlandes. Ein Hirtenbrief. (Ebda. 1870.) 48) Die Minorität auf dem Concil. Antwort auf Lord Acton's Sendſchreiben an einen deutſchen Biſchof des deutſchen Concils. (Ebda 1870.) 49) Das unfehlbare Lehramt des Papſtes nach der Entſcheidung des Vaticaniſchen Concils. (Ebda. 1871.) 50) Liberalismus, Socialismus und Chriſtenthum. Rede, gehalten auf der 21. Generalverſammlung der katholiſchen Vereine Deutſchlands. (Ebda. 1871.) 51) Die Centrumsfraction auf dem erſten Deutſchen Reichstage. (Ebda. 1872.) 52) Das Reichsgeſetz vom 4. Juli 1872 betreffend den Orden der Geſellſchaft Jeſu und die Ausführungsmaßregeln dieſes Geſetzes. Schreiben an meine Diöceſanen. (Ebda. 1872.) 53) Der Kampf gegen die Kirche. Predigt. (Ebda. 1872.) 54) Ein Brief über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Febr. 1873 zu Konſtanz gehaltenen Reden. (Freiburg i. B., Herder 1873.) 55) Die Trennung der Schule von der Kirche. (Mainz, Kirchheim 1873.) 56) Die Katholiken im Deutſchen Reiche. Entwurf zu einem politiſchen Programm. (Ebda. 1873.) 57) Die preußiſchen Geſetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat. (Ebda. 1873.) 58) Die moderne Tendenzwiſſenſchaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Prof. Dr. Emil Friedberg. (Ebda. 1873.) 59) Worte der Belehrung und Ermahnung an alle chriſtlichen Aeltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur erſten heiligen Communion. (Ebda. 1874.) 60) Die Anſchauungen des Cultusminiſters Herrn Dr. Falk über die katholiſche Kirche nach deſſen Rede vom 10. Dec. 1873. (Ebda. 1874.) 61) Der Culturkampf gegen die katholiſche Kirche und die neuen Kirchengeſetzentwürfe für Heſſen. (Ebda. 1874.) 62) Kann ein Jeſuit von ſeinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? (Ebda. 1874.) 63) Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu ſeiner Wiederherſtellung. (Ebda. 1875.) 64) Die Gefahren der neuen Schulgeſetzgebung für die religiös-ſittliche Erziehung der Kinder in den Volksſchulen. (Ebda. 1876.) 65) Warum können wir zur Ausführung der Kirchengeſetze nicht mitwirken? (Ebda. 1876.) 66) Die thatſächliche Einführung des bekenntnißloſen Proteſtantismus in die katholiſche Kirche. (Ebda. 1877.) 67) Die Pflichten der Aeltern und des Aelternhauſes unter den modernen Schulverhältniſſen. (Ebda. 1877.) 68) Erſte Exercitien vor Beginn ſeiner theologiſchen Studien. Von ihm ſelbſt aufgezeichnet und aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe herausgegeben von J. B. Heinrich. (Ebda. 1877.) 69) Predigten, herausgegeben von J. M. Raich. 2 Bde. (Ebda. 1878.) *(B. Pünjer.)*

KETTENBRUCH (fractio continua) heißt ein Bruch, deſſen Nenner aus einer ganzen Zahl und einem Bruche zuſammengeſetzt iſt, wobei der Nenner dieſes zweiten Bruches ſelbſt wieder aus einer ganzen und einer gebrochenen Zahl beſtehen kann. Der auf dieſe Weiſe gebildete Bruch wird eine endliche Anzahl von Gliedern oder eine unendliche beſitzen. Die Zähler dieſer verketteten Brüche ſind ganze Zahlen, häufig die Einheit. Auch negative Zahlen können auftreten. Die allgemeinſte Form eines Kettenbruchs iſt alſo:

$$\frac{1}{a + \frac{1}{b + \frac{1}{c + \frac{1}{d + \ddots}}}}$$

wobei die Größen a b c ... poſitive oder negative, ganze oder gebrochene Zahlen ſind. Der Name Kettenbruch ſcheint erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts gebräuchlich geworden zu ſein. In der elementaren Theorie ſind vor allem die Brüche zu behandeln, in welchen a b c ... ganze poſitive Zahlen ſind. Dieſe Darſtellung einer Zahl hat Heine (Kugelfunctionen B. 1) die „wahre Entwickelung“ genannt. Die verſchiedenen Nenner a b c ... heißen die Partialnenner des Kettenbruchs. Jeder rationale Bruch läßt ſich in einen endlichen Kettenbruch verwandeln. Man findet die Partialnenner als die Quotienten der fortgeſetzten Euklidiſchen Diviſion, wie ſie bei Beſtimmung des größten gemeinſchaftlichen Theilers angewandt wird. Behält man von den Partialnennern nur den erſten, oder die zwei, drei, vier erſten u. ſ. w. mit Weglaſſung aller folgenden bei, und verwandelt den ſo entſtehenden unvollſtändigen Kettenbruch in einen gemeinen, ſo heißt dieſer ein Näherungswerth. Dieſelben ſind abwechſelnd größer und kleiner als der Kettenbruch, und jeder Näherungswerth nähert ſich dem wahren Werthe mehr als der vorhergehende. Außerdem hat jeder Näherungswerth $\frac{A}{B}$ des Kettenbruchs die Eigenſchaft, daß es keinen Bruch $\frac{a}{b}$ gibt, welcher dem Totalwerthe näher kommt, es ſei denn, daß a größer iſt als A, b größer als B.

Nach den hiſtoriſchen Unterſuchungen von Günther (Beiträge zur Erfindungsgeſchichte des Kettenbruchs, Progr., Weißenburg 1872, und Darſtellung der Näherungs-

Digitized by Google

werthe von Kettenbrüchen in independenter Form, Erlangen 1873) treten die Kettenbrüche zum erſten mal in den Arbeiten des 17. Jahrh. an vier verſchiedenen Stellen auf. Zuerſt bei Cataldi, Profeſſor zu Bologna: Trattato del modo brevissimo di trovare la radice quadrata delli numeri, Bologna 1613 (ſiehe auch Grunert, Archiv B. 30). Die hier entwickelten Kettenbrüche ſind nicht die gewöhnlichen, ſondern eine ſpecielle Form periodiſcher Kettenbrüche, deren ſämmtliche Theilzähler und Theilnenner unter ſich gleich ſind; auch fehlt hier noch jede allgemeine Theorie. Sodann bei Daniel Schwenter, Profeſſor zu Altdorf (Deliciae physico-mathemat., Nürnberg 1636 und Geometriae practicae novae et auctae Liber IV, durch G. A. Böchlern, Nürnberg 1657) woſelbſt eine Kettenbruch-Entwickelung ausgeführt wird, um Brüche mit großen relativ primen Zähler und Nenner in möglichſt angenäherter Weiſe durch kleinere Zahlen auszudrücken. Denſelben Zweck verfolgte Huyghens (Opusc. postum., Haagae 1698: Descriptio automati planetarii), der auch ſchon den Satz beweiſt, daß zwei aufeinander folgende Näherungswerthe den wahren Werth des Kettenbruchs einſchließen, und insbeſondere auch als Beiſpiel eine angenäherte Entwickelung der Zahl π gibt. Am vollkommenſten aber wurde die Theorie von Wallis (Arithmetica infinitorum, Oxonii 1656, Tractatus de algebra, Oxonii 1693) begonnen, zu deſſen bekannter Productdarſtellung der Zahl π Lord Brouncker ohne Angabe eines Beweiſes die merkwürdige Formel hinzugefügt hatte:

$$\frac{1}{4}\pi = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{2+\cfrac{9}{2+\cfrac{25}{2+\cfrac{49}{2\ldots}}}}}$$

Der Beweis, den Wallis für dieſe Formel zu geben verſuchte, wobei er auch die Bezeichnung „fractio continue fracta" einführte, iſt nach Euler (Comment. vet. Acad. Petropol. T. IX) nicht ausreichend, doch iſt es wichtig, daß ſich bei Wallis bereits eine allgemeine Darſtellung der Näherungswerthe der Kettenbrüche findet. Dieſe Unterſuchungen wurden von Euler (Specimen algorithmi singularis; Nov. Comment. Acad. Petrop. T. IX) vervollſtändigt, der ein allgemeines Bildungsgeſetz angab, im Vergleich mit dem die von Hindenburg (Magazin für Naturkunde und Mathematik, Leipzig 1781 und 1782) aufgeſtellte Regel werthlos iſt. Die linearen Gleichungen, denen Zähler und Nenner des Kettenbruchs genügen, führen auch zu einer Determinanten-Darſtellung, welche Painvin (Liouville, Journ. de Math. S. II, T. III), Heine (Journ. für Math. B. 56) und Günther (a. a. O.) ausführten. Ein elementares für die Theorie des dioptriſchen Linſenſyſtems nicht unwichtiges Bildungsgeſetz hat Minding (Bulletin de l'Acad. d. St.-Pétersb. T. IV) gegeben. Die Convergenz der Näherungswerthe eines unendlich fortlaufenden Kettenbruchs, deſſen Zähler nicht ſämmtlich gleich eins ſind, behandelten Seidel (Habilitationsſchr., München 1846) und Stern (Journ. für Math. B. 37). Die Anwendung der Kettenbrüche zur Auflöſung unbeſtimmter linearer Gleichungen iſt durch die elementaren Eigenſchaften derſelben gegeben, deren allgemeinſter Ausdruck in dem Syſteme linearer Gleichungen enthalten iſt, die Euler (Opuscul. analyt. T. II) auch zum Ausgangspunkt der Theorie machte, oder noch allgemeiner in der Differenzengleichung zweiter Ordnung, die Jacobi (Journ. für Math. B. 59) behandelte. Mit dem Aufſatze: De usu novi algorithmi in problemate Pelliano solvendo (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. XVIII) und deren Fortſetzung (Acta Petropol. T. III) eröffnete Euler die Theorie der periodiſchen Kettenbrüche und deren Anwendung auf die quadratiſchen Gleichungen; die weitere Ausbildung verdankt man Lagrange in den Memoiren der Akademie zu Berlin (B. 23 und 24) und in den Zuſätzen zu den Euler'ſchen Elementen der Algebra, zugleich mit einer allgemeinen Darſtellung der numeriſchen Auflöſung beliebiger Gleichungen. Ausgedehntere Anwendung fanden die Kettenbrüche bei den zahlentheoretiſchen Problemen in den Disquis. arithmet. von Gauß und der Théorie des nombres von Legendre. Die allgemeinen Eigenſchaften periodiſcher und ſymmetriſcher Kettenbrüche, die hierbei auftreten, leitete Möbius (Journ. für Math. B. 6), ausgehend vom dioptriſchen Linſenſyſteme, aus elementaren Relationen umfaſſender Art zwiſchen dem Werthe eines Kettenbruchs und ſeinem letzten Partialnenner ab, wobei ſich der von Galois (Annal. de Math. T. XIX) gefundene Satz über die Darſtellung der beiden Wurzeln einer quadratiſchen Gleichung durch Kettenbrüche als einfache Folgerung ergab. Auf Euler führt auch die Anwendung der Kettenbrüche in der Theorie der analytiſchen Reihen zurück, und zwar in den beiden Formen, entſprechend den Reihen, welche nach anſteigenden oder abſteigenden Potenzen geordnet ſind (Opuscul. analyt. T. II; Introd. in Analys. inf. T. I, Acta Petropol. T. VI). Einen umfaſſenden Ausdruck gab Gauß durch die Entwickelung des Quotienten zweier hypergeometriſcher Reihen; an dieſen ſchließen ſich die neueren Unterſuchungen von Heine (Journ. für Math. B. 53 und 57), Riemann, Thomé u. a. an; in Bezug auf dieſe muß auf Stern (Theorie der Kettenbrüche 1834 und Algebraiſche Analyſis) ſowie auf Heine (Handbuch der Kugelfunctionen, 2. Auflage) verwieſen werden. Hier finden ſich auch die Anwendungen der Kettenbrüche auf die Ermittelung beſtimmter Integrale, wofür nächſt den Unterſuchungen von Euler Arbeiten von Laplace (Mécanique céleste T. IV) und Jacobi (Journ. für Math. B. 12) maßgebend geweſen ſind.

Geringere Bedeutung haben die ſogenannten „aufſteigenden Kettenbrüche" (der Name findet ſich zuerſt bei Kunze, Die aufſteigenden Kettenbrüche, Weimar 1857); wenigſtens iſt bei denſelben die Bruchform durchaus unweſentlich. Es iſt:

Digitized by Google

$$\frac{b_1}{a} + \frac{b_2}{a_2} + \frac{b_3}{a_3} \cdots \frac{b}{a_n}$$

$$= \frac{b_1}{a_1} + \frac{b_2}{a_1 a_2} + \frac{b_3}{a_1 a_2 a_3} \cdots \frac{b_n}{a_1 a_2 \dots a_n}$$

Dieſe Reihenform indeß bildet die Grundlage für mehrere elementare Unterſuchungen. Sie kommt zur Geltung bei dem in der Arithmetik der Alten wichtigen Probleme der Zerlegung eines Bruches in Stammbrüche, d. h. in Brüche, deren Zähler gleich eins iſt (Friedlein, Die Zahlzeichen und das elementare Rechnen, 1869). Ferner, wenn ſämmtliche Nenner einander gleich ſind, $a_1 = a_2 = \dots a_n$, in dem babyloniſch-indiſchen Sexageſimalſyſteme ſowol wie in dem Decimalſyſteme, welches durch die Arbeiten Regiomontan's, Cardan's, W. Buckley's und S. Stevin's das erſtere allmählich verdrängte, und deſſen bewußten erſten Gebrauch M. Cantor (Math. Beiträge zum Culturleben der Völker, Halle 1863) bei Johann von Sevilla (Hispalensis) im 11. Jahrhundert nachgewieſen hat. Der wirklichen Form aufſteigender Kettenbrüche nähert ſich im Mittelalter Leonardo Fibonacci (Trattati d'aritmetica publicati da Boncompagni, Roma 1857), indem er unter dem Namen „fractiones in gradibus“ Brüche behandelt, deren Zähler ſelbſt wieder aus Brüchen zuſammengeſetzt iſt u. ſ. f.; eine Theorie derſelben findet ſich indeß erſt bei Lambert (Beiträge zum Gebrauch der Mathematik und deren Anwendung, 2. Theil 1770), deſſen Unterſuchungen auch für die abſteigenden Kettenbrüche genannt zu werden verdienen, weil ſie grundlegend wurden für die Sätze über die Irrationalität gewiſſer durch Kettenbrüche dargeſtellter Werthe, und der insbeſondere den weſentlichen Unterſchied beider Entwickelungen erkannte, der darin beſteht, daß jeder echte Bruch nur eine einzige „wahre Entwickelung“ zuläßt, während ihm unendlich viele aufſteigende Kettenbrüche mit den Theilzählern 1 gleichſein können. Die Unterſuchung wurde fortgeführt von Lagrange (Essai d'analyse numérique sur la transformation des fractions, Journ. de l'école polyt. Cah. V.), der beſonders das Syſtem der Näherungswerthe behandelte. Neuerdings haben Druckenmüller (Theorie der Kettenreihen, Trier 1837), Matthieſen (Schlüſſel zur Sammlung von Beiſpielen von Heis, 1873), und Günther von dieſen Kettenbrüchen gehandelt; ihrer Geſchichte hat Günther ein Kapitel ſeines Werkes: Vermiſchte Unterſuchungen zur Geſchichte der math. Wiſſenſchaften (1876) gewidmet.
(*Axel Harnack.*)

Kettenbrücke (Hängebrücke), ſ. Brücke.

Kettengebirge, ſ. Gebirge.

KETTENLINIE (lat. Catenaria) nennt man in der höheren Mechanik und Geometrie diejenige (transcendente) krumme Linie, welche ein durchaus gleichſchweres, vollkommen biegſames, undehnbares Seil (oder Kette) bildet, ſobald man es an zwei Punkten, deren Entfernung geringer iſt als die Länge des Seils, frei aufhängt. Obwol die Bedingungen der vollkommenen Biegſamkeit und Undehnbarkeit in Wirklichkeit nicht ſtreng erfüllt werden können, ſo übt doch dieſer Umſtand einen kaum merklichen Einfluß aus und es kann daher die Kettenlinie von jedem gleichmäßig ſtarken und ſchweren Faden oder einer Kette dargeſtellt werden. Die analytiſche Gleichung der Kettenlinie in Bezug auf das durch den tiefſten Punkt derſelben gelegte rechtwinkelige Coordinatenſyſtem lautet, wenn der Parameter c gleich der Länge eines Fadenſtückes iſt, deſſen Gewicht der Größe der Horizontalſpannung gleicht und mit s die Länge der Bogenlinie vom Scheitel oder tiefſten Punkte bis zum betreffenden, durch die Coordinaten beſtimmten Punkt bezeichnet wird,

$$y = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} + e^{-\frac{x}{c}}\right),\ x = c \log nat \left(\frac{c + y + \sqrt{2cy + y^2}}{c}\right),$$

$$s = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} - e^{-\frac{x}{c}}\right) = \sqrt{2cy + y^2}$$

wo e die Grundzahl des natürlichen Logarithmenſyſtems $= 2{,}7182818$ bedeutet.

Die Conſtruction der Tangente an irgendeinen Punkt p der Kettenlinie oder, mit andern Worten, die Beſtimmung der Spannungsrichtung geſchieht in der Weiſe, daß man an die durch den tiefſten Punkt gehende verticale Axe nach abwärts den Parameter c aufträgt, damit als Halbmeſſer einen Kreis beſchreibt (der demzufolge die Kettenlinie im tiefſten Punkte berührt) und an dieſen Kreis von dem Schnittpunkte der durch den betreffenden Punkt p gelegten Horizontalen mit der verticalen Axe eine Tangente legt. Die zu dieſer Tangente durch den Punkt p ſelbſt gezogene Parallele iſt ſodann die geſuchte Spannungsrichtung oder Tangente.

Bezeichnet man den Winkel, welchen dieſe Tangente mit der Horizontalen oder Abſciſſenaxe bildet, mit φ, ſo iſt auch $tg\varphi = \frac{s}{c}$ und die Coordinaten des Punktes ſind:

$$y = \frac{c(1 - \cos\varphi)}{\cos\varphi}\Big) \text{ und } x = c \log nat.\ tg \left(45^\circ + \frac{\varphi}{2}\right).$$

Die Länge des Bogens s vom tiefſten Punkte bis zu irgendeinem Punkte p der Kettenlinie erhält man durch folgende Conſtruction: man fällt von dem Punkte p ein Loth auf die durch den Mittelpunkt des vorerwähnten Kreiſes gezogene Horizontale und von dem erhaltenen Fußpunkte aus eine Senkrechte auf die durch den Punkt p gezogene Tangente. Dann iſt die dadurch auf der letztern abgeſchnittene Länge gleich der Länge des Bogens und der zuletzt erhaltene Durchſchnittspunkt ein Punkt der Evolvente oder Abwickelungslinie der Kettenlinie.

Sind die Spannungen an beiden Endpunkten ſehr groß, ſo fällt die Kettenlinie nahezu mit einer Parabel zuſammen, wird jedoch genauer durch die Gleichung

$$x = \left(1 - \frac{y}{12c}\right)\sqrt{2cy} \text{ beſtimmt.}$$

Digitized by Google

In der Praxis iſt die Kettenlinie für den Bau der Kettenbrücken von Wichtigkeit. Die bei den Tragketten derſelben ſich bildende Linie heißt Kettenbrückenlinie und weicht von der eigentlichen Kettenlinie etwas ab, da die Laſt hierbei in horizontaler Richtung gleichmäßig vertheilt iſt, alſo nicht die Längen der Bogenſtücke ſelbſt von gleicher Schwere ſind, ſondern gleiche Horizontalprojectionen derſelben.

Eine andere Art von Kettenlinien kommt bei Ermittelung der Drucklinien von Gewölbbogen (jedoch in umgekehrter Form) zur Anwendung. Man erhält dieſe Linie, wenn man die Laſten der das Gewölbe eintheilenden gleichbreiten Verticalſtreifen als angehängte Gewichte ſo auf eine Schnur oder Kette vertheilt, wie ſie den in den einzelnen Gewölb- oder Bogenelementen vom Scheitel nach den Widerlagern zunehmenden Belaſtungen durch Eigengewicht und Nutzlaſt des Gewölbes entſprechen. Werden die beiden Enden dieſer eine umgekehrte Bogenlinie bildenden Kette über Rollen geführt, ſo entſpricht die an der andern Seite der Rollen angehängte, das Gleichgewicht haltende Belaſtung dem Geſammtverticaldrucke des Gewölbbogens, der, mit dem Horizontalſchub vereinigt, die reſultirende Druckrichtung am Widerlager des Gewölbes ergibt. Soll der Bogen oder das Gewölbe ſtabil ſein, ſo muß die ſo erhaltene Drucklinie innerhalb des mittlern Drittheils der Gewölbſtärke verbleiben und die Reſultante, deren Richtung durch die Endrichtung der (umgekehrten) Kettenlinie beſtimmt wird, muß durch die Baſis des Stützpfeilers oder Widerlagers gehen. (*A. Gottschaldt.*)

KETTENRECHNUNG heißt in der Arithmetik das Verfahren der zuſammengeſetzten Regel de tri. Iſt eine Größe (A) einer andern Größe (B) proportional, d. h. bedingt die Aenderung der erſten Größe um ein beliebiges Vielfache, größer oder kleiner als 1, die Aenderung der zweiten Größe um das gleiche Vielfache, ſo läßt ſich, ſobald ein Paar zuſammengehöriger Werthe dieſer Größen gegeben ſind, für jeden Werth der einen (A) der dazu gehörige Werth der andern (B) berechnen. Die Anleitung zu dieſer Berechnung heißt Regel de tri, die Folgerung vollzieht ſich aus dem Oberſatze vermittels eines Mittelſatzes zum Schlußſatz. Aufgabe: Wenn a Kgr. einer Waare b Mark koſten, wieviel erhält man für c Mark?

Oberſatz: für b Mark erhält man a Kgr.,
Mittelſatz: für 1 „ „ „ $\frac{1}{b} \cdot a$ Kgr.,
Schlußſatz: für c „ „ „ $\frac{c}{b} \cdot a$ Kgr.

Dieſer Anſatz läßt ſich auch kürzer faſſen in den Gleichungen:

x Kgr. = c Mark, b Mark = a Kgr.,
folglich: $xb = ac$, oder $x : a = c : b$.

Es tritt hier eine Art Verkettung ein, indem die zweite Gleichung mit der Größe (Mark) beginnt, mit welcher die erſte geſchloſſen hat. Sind allgemein A B C D E .. vergleichbare Einheiten von verſchiedener Art, und iſt der Größe oder dem Werthe nach:

$$aA = bB$$
$$cB = dC$$
$$eC = fD$$
$$gD = hE,$$

ſo iſt $aceg \cdot A = bdfh \cdot E$. Wird alſo gefragt, wieviel Einheiten von E einer gegebenen Anzahl m von Einheiten A gleichgelten, ſo hat man den Kettenſatz zu bilden:

$$xE = mA,\ aA = bB,\ cB = dC \ldots .\ gD = hE$$

folglich: $x = \frac{bdfh}{aceg} \cdot m$

In einer etwas andern Form, nämlich als eine Reihe von Proportionen, wird der Kettenſatz angewandt, wenn eine Größe A von mehrern Größen B B^1... proportional abhängig iſt, wie z. B. die Koſten eines Transports von dem Gewichte der Laſt ſowol wie von der Länge des Weges. Aufgabe: Wenn die Transportkoſten von a Kgr. auf b Meilen c Mark betragen, wieviel betragen dieſelben für a' Kgr. und b' Meilen? Der Kettenſatz lautet:

$$\frac{x}{c} = \frac{a'}{a} \qquad \frac{y}{x} = \frac{b'}{b}$$

folglich $\frac{y}{c} = \frac{a'b}{ab}$ oder $y = \frac{a'b'}{ab}\,c.$

Auch bei Größen, die einander umgekehrt proportional ſind, gilt eine gleiche Reihe von Proportionen, nur mit Vertauſchung von Zähler und Nenner auf der einen Seite. Die Rechnung mit Proportionen iſt bereits in der Geometrie der Alten völlig ausgebildet; die Kettenregel findet ſich in den älteren kaufmänniſchen Rechnungsbüchern, worüber Käſtner, Anfangsgründe der Arithmetik, und Fortſetzung der Rechenkunſt zu vergleichen iſt. (*Axel Harnack.*)

KETTENSCHLEPPSCHIFFAHRT oder Drahtseilschleppschiffahrt (Tauſchiffahrt, franzöſiſch touage, engliſch towing) iſt die Bewegung einer Reihe von Laſtkähnen durch einen Dampfſchlepper, der aber nicht frei im Waſſer durch Räder oder Schraube getrieben wird, ſondern mit einer Kette oder einem Drahtſeil in Verbindung ſteht, welche auf dem Boden des Fluſſes oder Kanals gelegt ſind, durch den der Schlepper mit ſeinem Anhange fahren ſoll. Zu dieſem Zwecke iſt derſelbe mit einer Dampfmaſchine ausgerüſtet, welche zwei bis drei auf ſeinem Oberdecke oder an ſeinen Seiten befeſtigte Rollen treibt. Die eine, äußere dieſer Rollen nimmt die Kette oder das Tau, welche in der Längsrichtung des Schleppers über dieſen geleitet ſind, auf, führt ſie über die mittlere, wenn eine ſolche vorhanden iſt, und legt ſie auf der letzten wieder ab, ſodaß ſie annähernd die frühere Lage auf der Sohle des Fahrwaſſers wieder einnehmen. Man kann mithin den Schlepper mit dieſen Trommeln vor- oder rückwärts fahren laſſen, je nachdem man letztere nach der einen oder andern Richtung durch die Maſchine dreht. Bei der Kettenſchleppſchiffahrt liegen die Trommeln vorn (die Leitrolle eventuell in der Mitte) und hinten auf dem Oberdecke des Schleppers in deſſen Mittel-

Digitized by Google

linie, bei der Drahtſeilſchleppſchiffahrt an einer Seite. Die der Kettenſchleppſchiffahrt oder Drahtſeilſchleppſchiff-fahrt zu Grunde liegende Idee iſt Erſparung von Maſchinenkraft, Feuerung und Bedienung, namentlich bei der Fahrt ſtromaufwärts. Die Kettenſchleppſchiffahrt iſt am längſten in Gebrauch, die Drahtſeilſchleppſchiffahrt neueren Datums und unter Umſtänden vortheilhafter als die Kettenſchleppſchiffahrt. Mit erſterer wurden ſchon 1820 Verſuche auf der Saône und zwar durch die Ingenieure Courteaud und Tauvaſſe angeſtellt, jedoch noch in ziemlich unvollkommener Weiſe. In ihrer jetzigen Geſtalt erſchien die Kettenſchleppſchiffahrt 1853 auf der Seine, dann folgte 1866 die Elbe zunächſt mit der Strecke von Buckau bis Neuſtadt-Magdeburg. Seit 1872 iſt dieſelbe nach unten bis Hamburg, nach oben bis an die böhmiſche Grenze erweitert, durch ſie werden jährlich 15—20 Millionen Centner Güter befördert. Die Elblinien beſitzen 25 Kettenſchlepper und eine Länge von 670 Kilom. Der Elbe folgten in Deutſchland Donau, Oder, Rhein und Neckar; in Frankreich wird die Kettenſchleppſchiffahrt auf Seine, Rhône und verſchiedenen Kanälen betrieben und ebenſo in Rußland, Holland und Belgien angewendet. Der Hauptvortheil der Kette oder des Drahtſeils gegen die gewöhnlichen Bugſirſchiffe mit Rad oder Schraube beſteht in dem Wegfalle des letztern beiden eigenthümlichen Schlips. Mit dem Namen Schlip bezeichnet man den Wegverluſt, welchen die Radſchaufel oder die Schraube dadurch erleidet, daß das Waſſer, auf welches ſie ſich ſtützen, unter ihrem Drucke ausweicht. Dieſem Wegverluſte entſpricht natürlich Kraftverluſt, den der Ketten- oder Drahtſeilſchlepper nicht hat, weil er ſich an einem feſten Stützpunkte bewegt. Beim Fahren gegen den Strom mit großen Anhängen wächſt dieſer Unterſchied beſonders hoch. Während dann bei Rad und Schraube deren Geſchwindigkeit in einem beſtimmten Verhältniſſe größer ſein muß als Fahr- und Stromgeſchwindigkeit zuſammen, und bisweilen von der ganzen Dampfarbeit nur ein geringer Theil für die Fortbewegung des Schiffes übrigbleibt, legt der Tauſchlepper ſtets die den Umdrehungen ſeiner Maſchine entſprechenden Strecken zurück. Dazu treten noch andere Verluſte an Arbeit durch Reibung, durch das von den Motoren in die Höhe gezogene Waſſer u. ſ. w., ſowie durch den Widerſtand des von ihnen den Schleppkähnen entgegengeſchleuderten Waſſers, und das Reſultat iſt, daß der Arbeitsverbrauch des Bugſirſchiffes (Rad oder Schraube) fünfmal ſo groß iſt wie der des Tauſchleppers. Nicht ganz ſo günſtig iſt das Verhältniß des Kohlenverbrauchs, weil die großen Compoundmaſchinen der Bugſirſchiffe weniger Feuerung pro Pferdekraft nöthig haben als die kleinen der Tauſchlepper, immer ſtellt er ſich aber (bei Bergfahrten) wie etwa 1 : 4.

Die Ketten ſind kurzgliederig und ihre Glieder geſchweißt, gewöhnlich haben ſie 25 Millim. Dicke. Ihre Biegſamkeit geſtattet die Anwendung von kleineren Trommeln, doch bei ihrer Eigenſchwere hebt die Maſchine immer nur einen kleinen Theil vom Boden auf. Infolge deſſen und weil ſie in der Mittellinie des Tauſchleppers liegen, kann der letztere nur in geringem Maße ſeitlich ausweichen. Ebenſo verurſacht die ungleichmäßige Oberfläche der Kette Stöße und greift die Maſchine mehr an.

Dem Drahtſeile fehlt die Geſchmeidigkeit der Kette und es bedarf deshalb größerer Trommeln, die man aber an die eine Seite des Schleppers gelegt hat. Dieſe Einrichtung ermöglicht es, das Seil ſchneller aufzunehmen und es los zu werden. Letzteres iſt bei Kettenſchleppern ſehr ſchwierig. Ebenſo wird das leichtere Seil auf größere Strecken vom Boden gehoben als die Kette und der Seilſchlepper kann in Verbindung mit der Befeſtigung der Trommeln an der Seite, die außerdem weiter nach der Mitte des Schiffes zu angebracht ſind, viel mehr ausbiegen als mit Kette. Ebenſo iſt bei dem glatten Seile der Gang der Maſchine ruhiger. Die Drahtſeile beſtehen aus 49 Drähten, von denen je 7 eine Litze bilden. Eine Litze liegt als Kern in der Mitte und die 6 andern ſind um ſie gewickelt. Die Seile brechen nicht ſo oft wie die Ketten, halten dafür aber auch nicht ſo lange. Die Dauer der erſtern kann man auf 4½ Jahre, die der Ketten auf die doppelte Zeit annehmen. Von den Ketten koſtet der Meter durchſchnittlich 4,86 Mark, von den Seilen der Meter 2,77 Mark, ſodaß ſich beide hinſichtlich der Koſten ungefähr ausgleichen. Trotz aller genannten Vortheile der Tauſchlepper vor Bugſirſchiffen können erſtere mit letztern jedoch nur unter beſtimmten Verhältniſſen concurriren und jene laſſen ſich deshalb nicht ohne weiteres überall mit Nutzen verwenden. Bei ſtarker Strömung und hohen Kohlenpreiſen ſind die Tauſchlepper überlegen und ſchon ein mäßiger Verkehr macht ſie rentabel. In ruhigem Waſſer dagegen muß bei hohen Kohlenpreiſen der Verkehr ſchon ſehr groß ſein, um die Tauſchiffahrt mit Nutzen anzuwenden, oder es müßte die Beſchädigung der Uferbauten durch die Wellenbewegung der Bugſirſchiffe die Legung eines Taues empfehlen. Iſt dieſe Rückſicht nicht vorhanden, ſo ſind in ſtillem Waſſer, mit nicht übergroßem Verkehr und niedrigen Kohlenpreiſen, Bugſirſchiffe rentabler.

Ein auf praktiſche Erfahrungen gegründetes vergleichendes Urtheil über Bugſir- und Tauſchleppdienſt gibt die Centralcommiſſion für die Rheinſchiffahrt in ihrem ſtatiſtiſchem Jahresberichte für 1877 in folgenden Worten: „Die Vorzüge der Tauerei — nahezu vollſtändige Ausnutzung der Triebkraft, bedeutende Erſparung an Kohlen und Löhnen, vom Wellenſchlage nicht geſtörte Fortbewegung der Schiffe — haben ſich auf der mit ſtarkem Strome fließenden Strecke des Rheins zwiſchen Oberkaſſel und Bingen im allgemeinen bewährt. Die Taue befördern ihre Anhänge hier ſelbſt bei hohen und niedrigen Waſſerſtänden ſchneller, ſicherer und mit geringerem Aufwande für Kohlen und Arbeitslohn als die Räderboote." (Vgl. Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure, Jahrgang 1871, Tafel 5 und 6; Jahrgang 1873, Tafel 3; ſowie Jahrgang 1880, Heft 11 und 12.)

(R. Werner.)

Kettenschluss, ſ. Sorites.

KETTWIG, Stadt und Bürgermeiſterei in der preußiſchen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Düſſeldorf, Landkreis Eſſen, rechts an der Ruhr, 12 Kilom. im Süd-

Digitized by Google

weſten von Eſſen. Sie hat einen Bahnhof, Poſt- und Telegraphenamt, evangeliſche und katholiſche Kirche, eine Gasanſtalt. Von den 3401 Bewohnern ſind 1681 männlichen und 1720 weiblichen Geſchlechts; ſie leben in 290 Wohnhäuſern (2 dienen andern Zwecken) mit 719 Haushaltungen. Darunter waren 1875: 3224 Evangeliſche, 789 Katholiken, 23 Juden. 107 konnten nicht leſen und ſchreiben. Die Bewohner treiben Wollſpinnerei, wichtige Tuch- und Buckſkinfabrikation, Papierfabrikation; auch eine Dampfmühle beſteht. Der Steinkohlenhandel iſt von Belang. — Zur Landburgemeiſterei Kettwig gehört Dorf Heiſingen, 2000 Einwohner, und die Hauptbauerſchaft Vier-Honſchaften: 5 Ortſchaften mit 3350 Bewohnern in etwa 370 Häuſern. *(G. A. von Klöden.)*

KETZER (Ketzerei) iſt gleichbedeutend mit Häretiker (Häreſie). Das Wort kommt in deutſcher Sprache[1]) zuerſt im 12. Jahrhundert bei Minneſängern vor. Es entſtand höchſt wahrſcheinlich aus „Gazari", dem in Italien gebräuchlichen Namen der „Katharer" (ſ. d.), einer im 11. und 12. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa verbreiteten Partei. Dieſer Urſprung des Wortes wurde jedoch früh vergeſſen und daſſelbe ſchon im 12. Jahrhundert und ſpäter öfter mit Katze, dem Thiere des Teufels, in Verbindung gebracht. Daraus erklärt ſich die bisweilen vorkommende Schreibweiſe „kaetzer". — Vom griechiſchen Verbum αἱρέω, wählen, abgeleitet, bedeutet das Subſtantivum αἵρεσις (ſ. d. Art. Häreſie) zunächſt ſubjectiv die Wahl, nämlich die Wahl einer Meinung, einer Lehre, eines Grundſatzes und dergl. im Unterſchiede von andern, dann objectiv die erwählte Meinung, Lehre, Grundſatz u. ſ. w. oder gar die Partei, Gemeinſchaft oder Sekte, welche ſich auf Grund eines erwählten Grundſatzes oder einer als wahr anerkannten Ueberzeugung zuſammenſchließt und ebendamit von andern Gemeinſchaften mit andern Grundſätzen u. ſ. w. abſondert und unterſcheidet. Häretiker heißt der Anhänger einer ſolchen Lehre, reſp. Gemeinſchaft.

Das Wort Häreſie iſt daher urſprünglich eine vox media, ohne irgendwelche lobende oder tadelnde Nebenbedeutung, und wird wie auf religiöſe Parteien ſo auch auf Philoſophen- und Juriſtenſchulen und dergl. angewandt. Im kirchlichen Sprachgebrauche vollzieht ſich jedoch früh die Wendung, daß „Häretiker" die Anhänger ſolcher Lehren bezeichnet, welche von der allgemein anerkannten Lehre der Kirche, alſo von der göttlichen Wahrheit abweichen. Und weil die allgemein angenommene Lehre als wahr gilt, die individuelle Abweichung von derſelben ſchon als ſolche des Irrthums verdächtig iſt, erhält das Wort „Häretiker" eine tadelnde Nebenbedeutung. So nennt z. B. das N. T. die jüdiſchen Parteien der Sadducäer (Act. 5,17) und der Phariſäer (Act. 15,5 26,5) αἱρέσεις. Auch das Chriſtenthum wird, wenn auch nur von Heiden (Act. 24,5) und von Juden (Act. 28,22), eine αἵρεσις, eine jüdiſche Sekte genannt, und Paulus wiederholt dieſe Bezeichnung, wenn auch mit einer gewiſſen Reſerve. Andere Stellen des N. T. zeigen ſchon die tadelnde Nebenbedeutung des Wortes: 1 Kor. 11,19, Gal. 5,20 werden die αἱρέσεις mit Spaltungen und Streitigkeiten als etwas Ungehöriges zuſammengeſtellt. Tit. 3,10 ermahnt, einen αἱρετικὸν ἄνθρωπον nach ein- oder zweimaliger Ermahnung aus der Gemeinde zu entlaſſen, da er Unheil anſtiſte und ſich ſelbſt das Urtheil bereits geſprochen habe.

Um die Bedeutung der Häreſie oder Ketzerei genau zu beſtimmen, iſt ſie von verwandten Erſcheinungen zu unterſcheiden. Die Ungläubigen, d. h. diejenigen, welche niemals zur Kirche gehört haben und auch keinen Anſpruch darauf machen, ihr anzugehören, dürfen nicht zu den Ketzern gerechnet werden, wenn auch einige Väter in ihren Häreſien-Verzeichniſſen die Heiden mit aufführen. Auch die Apoſtaten, d. h. diejenigen, welche früher der chriſtlichen Kirche angehört, ſich dann aber von ihr losgeſagt haben, gehören nicht zu den Ketzern. Dieſe nämlich betrachten ſich ſelbſt als Glieder der Kirche, ſogar als Inhaber der wahren Lehre, während ihnen von der Mehrheit oder von der herrſchenden Partei in der Kirche die Zugehörigkeit zu ihr abgeſprochen wird. Schwieriger iſt es, die Häretiker von den Schismatikern zu unterſcheiden. Theoretiſch freilich iſt die Unterſcheidung einfach genug: die Häretiker erheben Widerſpruch gegen Beſtimmungen der kirchlichen Lehre, die Schismatiker gegen Ordnungen der kirchlichen Verfaſſung. In praxi jedoch läßt dieſe Unterſcheidung ſich ſchwer durchführen, wenigſtens hat die Kirche alle Schismatiker zugleich als Häretiker und manche Häretiker zugleich als Schismatiker betrachtet und behandelt. Um jemand als Ketzer bezeichnen zu können, muß daher die Lehre der Kirche beſtimmt formulirt und in gültiger Weiſe feſtgeſtellt ſein; aber auch nicht jede Abweichung von jeder Lehrbeſtimmung der Kirche wird als Häreſie gebrandmarkt, ſondern auch der ſtrengſte Buchſtabenglaube unterſcheidet Heterodoxie, welche nur in unweſentlichen Punkten von der kirchlichen Lehre abweicht, und Häreſie, welche das Fundament des Glaubens aufhebt oder grundſtürzende Irrthümer lehrt. Ein Häretiker oder Ketzer iſt daher, wer ſelbſt zur chriſtlichen Kirche ſich zählt, dem aber wegen fundamentaler Abweichung von den geltenden Lehrbeſtimmungen die Zugehörigkeit zu ihr abgeſprochen wird.

Für die dogmatiſche Begriffsbeſtimmung unweſentlich, aber für die kirchliche Behandlung bedeutungsvoll iſt die Unterſcheidung von materialer und formaler Häreſie. Dieſe Unterſcheidung beruht darauf, daß die Annahme einer falſchen Lehre auf Unkenntniß der Wahrheit beruhen kann und auf Widerſpruch gegen die gewußte Wahrheit, oder im Intellect wurzeln und im Willen. Wer die Wahrheit verwirft, weil er, durch unwahren Unterricht in die Irre geführt, ſie nicht kennt, aber bereit iſt, ſich belehren und zur Wahrheit hinführen zu laſſen, iſt ein materialer Häretiker; wer dagegen die wahre Lehre der Kirche kennt, den Widerſpruch ſeiner Meinung gegen dieſe Wahrheit einſieht und dennoch an ihr feſthält, iſt ein formaler Häretiker. Nur den letztern trifft Schuld, nur er wird darauf ausgehen, ſeine abweichende Ueberzeugung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen und andere für dieſelbe zu

1) Vgl. Grimm, Deutſches Wörterbuch.

Digitized by Google

gewinnen, nur er begeht das kirchliche Delict der Ketzerei und nur er verdient (wegen Störung des kirchlichen Friedens) Strafe.

Ketzer und Ketzereien können ſtreng genommen nur dann vorkommen, wenn die kirchliche Lehre in anerkannter und daher verbindlicher Weiſe formulirt iſt, oder wenn die Kirche ein Organ beſitzt, durch welches ſie fortgehend in verbindlicher Weiſe erklären kann, was Lehre der Kirche iſt. Das war in der älteſten Zeit der chriſtlichen Kirche nicht der Fall. Dies iſt der Grund, weshalb im Hinblick auf jene Zeit von Ketzern nicht geredet werden kann, nicht aber, wie ſolange angenommen wurde, daß damals volle Einmüthigkeit des Glaubens und der Lehre herrſchte. Sobald jedoch im Laufe des 2. Jahrhunderts die katholiſche Kirche ſich bildete (ſ. d. Art. Katholicismus), wurden alle abweichenden Lehrmeinungen als ketzeriſch gebrandmarkt und dies Verwerfungsurtheil ganz unbefangen in die frühere Zeit zurückdatirt, wo es in Wahrheit nur verſchiedene gleichberechtigte Richtungen gab. Je feſter man überzeugt war, daß die Lehre der Kirche die alleinige Wahrheit ſei, deſto entſchiedener wurde jede Abweichung als Irrthum oder Lüge bekämpft und ihre Gefährlichkeit mit den ſtärkſten Farben geſchildert. So ſoll Polykarp dem Marcion auf die Frage: Kennſt du uns? geantwortet haben: Ich kenne dich, den Erſtgeborenen des Teufels. Ignatius (ad Smyrn. c. 4) nennt die Ketzer Thiere in Menſchengeſtalt, oder (ad Trall. c. 11) Giftpflanzen, Theophilus von Antiochien (ad Autol. II c. 14) vergleicht ſie ſteinigen, waſſerloſen, unfruchtbaren, rauhen und unbewohnten Inſeln, an denen die Schiffe ſcheitern, ſodaß die Reiſenden umkommen.

Für die kirchlichen Schriftſteller erwächſt daher die Aufgabe, die Lehren der Häretiker zu berichten (Häreſeologen) und zu widerlegen (Häreſimachen). Die älteſte Arbeit dieſer Art, von welcher wir wiſſen, iſt die Schrift Juſtin Martyr's „Wider die ſämmtlichen aufgekommenen Irrlehren“ (*κατὰ πασῶν τῶν γεγενημένων αἱρέσεων*), welche jedoch nicht auf uns gekommen iſt. Auch das *σύνταγμα πρὸς Μαρκίωνα* deſſelben Verfaſſers iſt uns nur dem Titel nach bekannt und daher immer noch zweifelhaft, ob es ein beſonderes Werk oder nur ein Abſchnitt des umfaſſenderen Werkes war. Von unſchätzbarem Werthe für unſere Kenntniß der Häreſien der alten Kirche iſt das Werk des Irenäus, von ihm ſelbſt „*Ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως*“ genannt, meiſt citirt nach der von Hieronymus (vir. ill. 35) und in manchen lateiniſchen Manuſcripten gebrauchten Bezeichnung „adversus haereses“. Veranlaßt durch die Bitte eines auswärtigen Freundes, ihn mit der Valentinianiſchen Lehre bekannt und zur Widerlegung derſelben geſchickt zu machen, iſt die Lehre des Valentinus mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt. Aber da dieſe als recapitulatio omnium haereticorum betrachtet wird, geht die Darſtellung bis auf Simon den Magier zurück. Die Schrift dürfte um 180 entſtanden ſein, iſt aber leider zum größten Theil nur in lateiniſcher Ueberſetzung erhalten. Ob Irenäus ſeine Abſicht, gegen Marcion ein eigenes Werk zu ſchreiben, ausgeführt hat, wiſſen wir nicht. Geringe Bruchſtücke ſind uns erhalten von zwei an den römiſchen Presbyter Florus gerichteten Schriften „*ἐπιστολὴ περὶ μοναρχίας ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν θεὸν ποιητὴν κακῶν*“ (vgl. Euſebius, H. E. V, 20,4—8) und „*σπούδασμα περὶ ὀγδοάδος*“ (vgl. Euſebius, H. E. V, 20,2.) Auch von Tertullian haben wir mehrere Schriften gegen Häretiker. Eine principielle Bekämpfung der Häreſie enthält das Buch „de praescriptione haereticorum“; gegen einzelne Häretiker wenden ſich die Schriften „adv. Praxean“, „adv. Marcionem“, „adv. Hermogenem“, „adv. Valentinianos“; auch die dogmatiſchen Unterſuchungen „de anima“, „de carne Christi“, „de resurrectione carnis“ und die ethiſche Abhandlung „Scorpiace“ ſind durch den Gegenſatz gegen Häretiker hervorgerufen und beſtimmt. Dagegen iſt der unter Tertullian's Namen auf uns gekommene „libellus adv. omnes haereses“, vornehmlich gegen Gnoſtiker gerichtet, jedenfalls von einem andern Verfaſſer. Volkmar[2]) und Lipſius[3]) haben vermuthet, derſelbe ſei identiſch oder doch verwandt mit dem „*σύνταγμα πρὸς ἁπάσας αἱρέσεις*“, welches nach dem Zeugniß alter Schriftſteller Hippolyt geſchrieben hat. Dieſer gilt jetzt allgemein als Verfaſſer der „Philosophumena“ oder der „*κατὰ πασῶν αἱρέσεων ἔλεγχοι*“, welche früher häufig dem Origenes zugeſchrieben wurden. Sie zerfallen in zehn Bücher, von welchen jedoch das zweite und dritte nicht erhalten ſind. Die Tendenz des Verfaſſers geht dahin, die Unhaltbarkeit der gnoſtiſchen Lehren durch Aufdeckung ihres Zuſammenhanges mit heidniſchen Philoſophien zu zeigen. Werthvoll iſt ſeine Schrift durch die zahlreichen Anführungen aus ſeitdem verloren gegangenen gnoſtiſchen Werken. Auf dieſen Werken beruht das große Sammelwerk des Epiphanius (367—403 Biſchof von Salamis auf Cypern), der in ſeinem „*Πανάριον*“ (d. h. Heilmittelkaſten) achtzig Häreſien beſchreibt und widerlegt, vom Anfange der Welt an bis auf die Meſſalianer, alſo mit Einſchluß der heidniſchen Philoſophien und der jüdiſchen Sekten. Das Werk iſt mit großem Fleiß aus ſchriftlichen und mündlichen Quellen zuſammengetragen, aber ohne alle Kritik. Der Verfaſſer ſelbſt hat einen in der Anordnung etwas abweichenden Auszug beſorgt, die ſogenannte „*ἀνακεφαλαίωσις*“. Ein weſentlich aus denſelben Quellen geſchöpftes Seitenſtück dieſer Schrift für die abendländiſche Kirche lieferte Philaſtrius (geſt. um 387), Biſchof von Brescia, in ſeinem „liber de haeresibus“. Doch iſt die Zahl der Häreſien von Anbeginn der Welt bis auf ſeine Zeit bereits auf 156 angewachſen, von welchen 28 vor, 128 nach Chriſto geſetzt werden. Weniger bedeutend iſt das Werk des Theodoret, Biſchofs von Kyros (geſt. 457), welches unter dem Titel „*αἱρετικῆς κακομυθίας ἐπιτομή*“ in vier Büchern die Geſchichte der Ketzer bis auf Eutyches herabführt. Das literar-hiſtoriſche Verhältniß dieſer häreſeologiſchen Werke zueinander feſtzuſtellen iſt außerordentlich ſchwer, wenn nicht ganz unmöglich. Bedeutendes zur Aufhellung dieſes Dunkels iſt geleiſtet durch die ſcharfſinnigen Unterſuchungen

2) Hippolytus und die römiſchen Zeitgenoſſen (Zürich 1855).
3) Zur Quellenkritik des Epiphanius (Leipzig 1865).

Digitized by Google

von Volkmar[4]), Lipſius[5]) und Ad. Harnack.[6]) Hiſtoriſch ohne Werth ſind die Zuſammenſtellungen bei ſpäteren Schriftſtellern, z. B. bei Auguſtin in der Schrift: „De haeresibus ad Quodvultdeum", bei Johannes Damascenus in dem zweiten Theile ſeiner „πηγὴ γνώσεως", betitelt „περὶ αἱρέσεων".

Werfen wir einen Blick auf diejenigen Ketzer, welche von der Kirche bekämpft und ausgeſchloſſen wurden, ſo müſſen wir wohl unterſcheiden zwiſchen denjenigen Richtungen, welche bei dem allmählichen, meiſt durch ſchwere Kämpfe bedingten Fortgang der Kirche zu beſtimmterer Formulirung der Lehre als ketzeriſch ausgeſchieden wurden, und ſolchen, welche von vornherein in Gegenſatz traten gegen eine bereits formulirte Lehre der Kirche. Die meiſten Ketzereien der alten Kirche gehören der erſten Klaſſe an. Das Streben, das Chriſtenthum auf dem Boden des Judenthums feſtzuhalten, führte zum Ebionitismus. Die Verſuche, vom philoſophiſchen Geſichtspunkte aus die vollendete Religion des Chriſtenthums im Gegenſatz gegen die niedern Formen des religiöſen Lebens in Heidenthum und Judenthum als höchſte Weisheit und als Weg der univerſell-kosmiſchen Erlöſung zu begreifen, führten zum Gnoſticismus in ſeinen mannichfaltigen Formen. Im Kampfe gegen dieſe beiden Richtungen erſtarkte allmählich der katholiſche Glaube als allein zuläſſige Lehre der Kirche. Die Kämpfe um die Ausbildung der kirchlichen Chriſtologie hatten die Ausſcheidung vieler Anſichten als ketzeriſcher zur Folge. Der kirchlichen Behauptung der wahren Gottheit gegenüber erſchienen vor allem die Arianer als Häretiker; die Wahrung der vollkommenen Menſchheit Chriſti erforderte die Ausſcheidung der Doketen, der Apollinariſten u. a.; die Feſtſtellung der perſönlichen Einheit der beiden Naturen führte zur Abweiſung der Neſtorianer und der Eutychianer, der Monophyſiten und der Monotheleten. Während dieſe Kämpfe im Morgenlande ausgefochten wurden, hatten im Abendlande die Verhandlungen über das Verhältniß der menſchlichen Freiheit zur göttlichen Gnade zur Verdammung der Pelagianer und der Semipelagianer geführt, obgleich ſie eine Anſicht vertraten, welche auch nachher im Morgenlande die herrſchende blieb. Dieſen zahlreichen Häreſien gegenüber, welche Häreſien erſt wurden durch die fortſchreitende Beſtimmung der Kirchenlehre, ſind nur wenige gleich anfangs in Gegenſatz gegen die Kirche getreten. Dahin gehören die Montaniſten und die Priscillianiſten, welche trotz ihrer weitgehenden Verſchiedenheit beide gegen die Veräußerlichung und Verweltlichung der katholiſchen Kirche ihre Stimme erhoben. Auf Einwirkung fremder Religionen dürfte der Urſprung der Manichäer, der Hypſiſtarier u. a. zurückzuführen ſein.

Im Mittelalter liegt die Sache weſentlich anders. Die Lehre der Kirche hat ihren Abſchluß und ihre Formulirung im Einzelnen gefunden. Einer Fortbildung der Lehre, welche mit zunehmender Fixirung vorher zuläſſige Anſchauungen als häretiſch ausſcheidet, gibt es nicht mehr. Was an ketzeriſchen Bewegungen hervortritt, iſt, abgeſehen von vereinzelten Nachwirkungen älterer Häreſien, aus dem Geiſte der Oppoſition gegen das beſtehende Kirchenthum geboren. Das gilt von den Katharern, welche vom 11.—13. Jahrhundert ſich über den größten Theil Europas verbreiteten; das gilt von den Waldenſern, welche ſich in ihren abgeſchloſſenen Alpenthälern bis auf den heutigen Tag erhalten haben; das gilt vor allem von den Geſchwiſtern des freien Geiſtes, den Wicliffiten, den Huſſiten und andern Bahnbrechern der Reformation. — Eine Beſchreibung und Bekämpfung der Ketzer in der ſyſtematiſchen Weiſe der alten Kirche kennt das Mittelalter nicht.

In der Reformationszeit rief der völlige Umſturz des ſeit Jahrhunderten für wahr und heilig Gehaltenen gar verſchiedene Geiſter auf den Kampfplatz. Einig im Widerſpruche gegen Rom, gingen ſie weit auseinander, wenn es ſich darum handelte, etwas Neues an die Stelle des beſeitigten Alten zu ſetzen. Je mehr der Proteſtantismus ſich an die Aufgabe gewieſen ſah, mit eigenen Mitteln eine neue Kirche zu bauen, je mehr er ſich außerdem bemühte, durch das Zeugniß der Schrift und der älteſten Kirche ſich als die wahre und urſprüngliche Geſtalt der chriſtlichen Religion zu erweiſen, deſto ſchärfer und feindſeliger wurde der Widerſpruch gegen alle diejenigen Elemente, welche dem widerſtrebten. „Ultras der Reformation" werden ſie häufig genannt, oder auch ebenſo äußerlich „Anabaptiſten" und „Antitrinitarier". Es treten unter ihnen offenbar zwei Strömungen auseinander; beide verkürzen das Objective oder Geſchichtliche an der chriſtlichen Religion, die Erlöſungsthat Chriſti und die abſchließende Offenbarung in der Schrift, die eine zu Gunſten der eigenen Leiſtung des Menſchen im Erkennen und Handeln, die andere in der Erwartung fortgehender Offenbarung und unmittelbarer Einwohnung Gottes im Gläubigen. Dieſe Elemente hat der Proteſtantismus ausgeſchieden, als er ſich zu einer Kirche conſolidirte und dadurch als ketzeriſch gebrandmarkt. Nachher ſind beide proteſtantiſche Confeſſionen einem ſtarren Scholaſticismus zum Opfer gefallen, der es als ſeine Aufgabe betrachtete, durch Aufſtellung einer ſcharf formulirten Bekenntnißformel alle irgendwie anſtößigen Lehrweiſen auszuſchließen. Die lutheriſche Kirche hat durch die Concordienformel die mildere Richtung des Melanchthonianismus gewaltſam unterdrückt; die reformirte Kirche hat auf der dortrechter Synode den Arminianismus von ſich ausgeſchloſſen. Seitdem haben die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen keine bindenden Glaubensformeln aufgeſtellt und es fehlt ihnen auch jedes Organ, um eine Entſcheidung über Orthodoxie oder Häreſie zu treffen. Der beſonders innerhalb der lutheriſchen Kirche im 19. Jahrhundert gemachte Verſuch, die Bekenntniſſe des 16. Jahrhunderts als ſolche verpflichtende Normen zu behandeln, von denen man nicht abweichen darf, ohne als Häretiker der Zugehörigkeit zur Kirche verluſtig zu gehen, erweiſt ſich ſchon dadurch als unverſtändig, daß auch die lauteſten Wortführer lutheriſcher Rechtgläubigkeit, ſobald ſie an

4) Die Quellen der Ketzergeſchichte bis zum Nicänum (Zürich 1855). 5) Zur Quellenkritik des Epiphanios (Kiel 1865). Die der älteſten Ketzergeſchichte (Leipzig 1875). 6) Zur Quellenkritik der Geſchichte des Gnoſticismus (Leipzig 1873).

Digitized by Google

den Symbolen gemeſſen werden, als Ketzer daſtehen. Die Gegenſätze in der Kirche ſind ſchärfer als je, aber ein Organ zur Entſcheidung von Lehrdifferenzen iſt nicht vorhanden. Wenn vor kurzem der berliner Oberkirchenrath es unternommen hat, gewiſſe Grenzſteine der Rechtgläubigkeit wenigſtens für den Geiſtlichen aufzuſtellen, ſo iſt das allerdings begreiflich, aber darum nicht weniger unberechtigt. Der Katholicismus hat in den ökumeniſchen Concilien und neuerdings im unfehlbaren Papſt ein Organ, beſtimmte Lehren als unzuläſſig zu bezeichnen und ihre Anhänger als Häretiker aus der Kirche auszuſchließen. Er hat auch nach der Reformation im Kampfe gegen den Janſenismus und in unſerm Jahrhundert gegen den Deutſchkatholicismus und den Altkatholicismus von dieſem Mittel Gebrauch gemacht.

Wenn auch die proteſtantiſche Kirche ein Organ zur Bezeichnung und Ausſcheidung der Ketzer nicht hat, ſo muß doch die proteſtantiſche Theologie ſich bemühen, die Grenzlinien zu beſtimmen, außerhalb deren jede Abweichung von der chriſtlichen Lehre ein „grundſtürzender Irrthum" iſt, d. h. eine Abweichung von dem unveräußerlichen Fundament des chriſtlichen Glaubens. In dieſem Sinne hat ſchon Schleiermacher[7]) ſeine Häreſientafel entworfen. „Die natürlichen Ketzereien am Chriſtenthume ſind die doketiſche und nazoräiſche, die manichäiſche und pelagianiſche." Das Weſen des Chriſtenthums beſteht nämlich in dem Glauben an die durch Jeſum geſchehene Erlöſung. Eine Häreſie kann deshalb entweder dadurch entſtehen, daß die menſchliche Natur ſo beſtimmt wird, daß eine Erlöſung nicht vollzogen werden kann, oder dadurch, daß der Erlöſer in einer Weiſe gedacht wird, daß er die Erlöſung nicht vollziehen kann. Jede dieſer beiden Möglichkeiten ſchließt wieder zwei Fälle ein. An den Menſchen kann entweder ihre Erlöſungsbedürftigkeit oder ihre Erlöſungsfähigkeit geleugnet werden. Der Erlöſer kann entweder ſo ſehr über die Menſchen erhoben und von ihnen unterſchieden werden, daß jede Gleichheit ausgeſchloſſen iſt, oder ihnen ſo völlig gleich geſetzt, daß ein eigenthümlicher Vorzug deſſelben damit nicht beſtehen kann. Dieſe allgemeinen Abweichungen von dem weſentlichen Inhalte des chriſtlichen Glaubens ſollen mit jenen hiſtoriſchen Namen bezeichnet werden. — Lipſius[8]) geht davon aus, daß das Weſen einer poſitiven Religion theils durch ein eigenthümliches Grundverhältniß beſtimmt wird, theils durch die geſchichtliche Grundthatſache. Die Beeinträchtigung des einen wie des andern Moments kann zur Häreſie führen. In Rückſicht des eigenthümlichen religiöſen Grundverhältniſſes des Chriſtenthums ſind die beiden Hauptirrthümer das heidniſche und jüdiſche Weſen, d. h. der Rückfall in die Naturreligion oder in die Geſetzesreligion, „indem nämlich jener die ſchlechthinnige Erhabenheit Gottes über die Creatur und die den menſchlichen Willen ſchlechthin verpflichtende Heiligkeit ſeiner ſittlichen Weltordnung, dieſer die unbedingte Abhängigkeit des menſchlichen Heilslebens von der göttlichen Gnade und den unbedingten Werth des freien perſönlichen Heilsglaubens als ausſchließlicher Bedingung für die ſubjective Heilsaneignung aufhebt". Rückſichtlich der geſchichtlichen Grundthatſache ſind die beiden Hauptirrthümer der Doketismus und der Ebionitismus, „von denen jener die menſchliche Perſönlichkeit Jeſu mit der in ihr verkörperten Idee der Gottesſohnſchaft ſchlechthin identificirt, dieſer aber umgekehrt die Idee in der geſchichtlichen Perſon Jeſu nicht wirklich verkörpert findet". — Kahnis[9]) beſtimmt die Häreſie als „eine auf dem Boden der Kirche erwachſene Irrlehre, welche den Grundlehren des Chriſtenthums, wie ſie nach dem Worte Gottes von der altkatholiſchen Kirche bekannt worden ſind, widerſtreitet". Daraus folgt, daß das Eigenthümliche des chriſtlichen Glaubens liegt in dem Glauben an Vater, Sohn und Geiſt als drei Perſonen in Einem Weſen, an Jeſus Chriſtus als den Gottmenſchen und an den Heiligen Geiſt als denjenigen, welcher das von Chriſto erworbene Heil den Menſchen zueignet. Daher ſind häretiſch 1) „alle Richtungen, welche entweder drei Perſönlichkeiten auf Koſten der göttlichen Einheit (Tritheiſten) oder eine göttliche Einheit auf Koſten der göttlichen Perſönlichkeit des Sohnes und Geiſtes lehren (Ebioniten, Monarchianer, Arianer)"; 2) „alle Richtungen, welche entweder die göttliche Natur Chriſti leugnen (Ebioniten, Samoſatener) oder die Realität der menſchlichen verkümmern (Doketen), oder beide Naturen nach ihrer Vereinigung in eine ſich verbinden laſſen (Monophyſiten), oder den Unterſchied der Naturen bis zum Schein der Zweiperſönlichkeit ſich ſteigern laſſen (Neſtorianer)"; 3) „alle diejenigen, welche lehren, daß der Menſch aus eigener Kraft das Heil ergreifen kann (Pelagianer)". — Dieſe Beiſpiele moderner Häreſientafeln mögen genügen.

Die Beurtheilung der Ketzer richtet ſich naturgemäß nach der Stellung des Urtheilenden zur kirchlichen Lehre. Wem dieſe Lehre unantaſtbare, auf göttlicher Offenbarung beruhende Wahrheit iſt, dem erſcheint die Lehre der Häretiker als verwerflicher Wahn, aus menſchlicher Selbſtverblendung oder teufliſcher Verführung hervorgegangen. Dies das Urtheil der Vertreter kirchlicher Rechtgläubigkeit, innerhalb des Proteſtantismus nicht weniger als innerhalb des Katholicismus. Wer dagegen in den feſten Formeln kirchlicher Orthodoxie eine Erſtarrung und daher Verkümmerung des wahrhaft religiöſen Lebens ſieht, iſt häufig geneigt, an den Ketzern die Bekämpfung dieſer Formeln ohne weiteres für ein Zeichen beſonders lebendiger Frömmigkeit oder hervorragender Einſicht in die religiöſe Wahrheit zu halten. In dieſem Sinne beurtheilt die Ketzer Gottfried Arnold vom Standpunkte des Pietismus aus, Joh. Sal. Semler als Vorkämpfer der Aufklärung. Jede dieſer Betrachtungen iſt einſeitig, und es gilt vielmehr, in rein hiſtoriſcher Beurtheilung die Entſtehung häretiſcher Anſichten aus dem Zuſammenhange der Umſtände zu erklären und an ihnen das Wahre vom Unwahren zu ſondern.

7) Der chriſtliche Glaube (4. Aufl., Berlin 1842), §. 22. 8) Lehrbuch der evangeliſch-proteſtantiſchen Dogmatik (Braunſchweig 1879, §. 152—154).

9) Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) s. v. Häreſie.

Digitized by Google

Die kirchliche Behandlung der Ketzer hat ſtark gewechſelt. Schon im 2. Jahrhundert hielt die Kirche im Kampfe gegen die Gnoſtiker es für nöthig, die Ketzer aus der Kirche auszuſchließen. Als Mittel in dieſem Verfahren diente eine ſtrenge Kirchenzucht, welche bis zur Excommunication fortſchritt. Die Wiederaufnahme eines Ketzers in die kirchliche Gemeinſchaft erfolgte erſt nach ſtrenger Kirchenbuße und einem rückfälligen Ketzer wollten manche ſie völlig verſagen. Als mit Konſtantin dem Großen die chriſtliche Kirche Staatskirche wurde, ſchritt auch der Staat mit weltlichen Strafen gegen die Ketzer ein, weil er die Häreſie als eine Verletzung des dem Staate ſchuldigen Gehorſams anſah. Theodoſius der Große ſetzte zuerſt auf Ketzerei die Strafe des Todes; wirklich vollzogen wurde ſie zuerſt 385 zu Trier an Priscillian. Zahlreiche und gewichtige Stimmen erhoben ſich gegen ein ſolches Verfahren, aber Hieronymus rechtfertigte die Todesſtrafe aus 5 Moſ. 13,6 fg. und auch Leo der Große billigte ſie. Die Aufſpürung und Unterſuchung der Häreſien lag anfänglich in den Händen der Biſchöfe, welche den Schuldigen, ſobald das Todesurtheil ausgeſprochen war, an die weltlichen Gerichte auslieferten, da die Kirche ſich nicht mit Blut beflecken wolle. Sie richteten förmliche Ketzergerichte ein, oder machten die Aufſpürung und Beſtrafung der Ketzer zur Hauptaufgabe der Sendgerichte. Im Kampfe gegen die Katharer, als theils die Zahl der Ketzer ſich bedenklich mehrte, theils manche Biſchöfe verdächtig wurden, übertrug die Kirche die Ausrottung der Ketzer eigenen Legaten oder Ketzermeiſtern, welche mit den weitgehendſten Vollmachten verſehen wurden.[10] Die blutigſte Frucht dieſes Verfahrens iſt der Albigenſerkrieg in Südfrankreich (ſ. Katharer). Auch in Deutſchland trieben Ketzermeiſter ihr Weſen, vor allem Konrad von Marburg. In der Zeit der Reformation iſt auch gegen Proteſtanten vielfach mit blutiger Gewalt verfahren worden, und wo der Katholicismus die Macht dazu beſitzt, iſt er noch jetzt dieſem Verfahren nicht abgeneigt. Auch der Proteſtantismus war anfangs geneigt, den weltlichen Arm für Beſtrafung der Ketzer in Anſpruch zu nehmen und das Verfahren Calvin's gegen Servet fand mehr Beifall als Misbilligung. Allmählich hat ſich jedoch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß weltliche Strafen für kirchliche Vergehen nicht am Platze ſind, und der Staat, der den Angehörigen aller religiöſen Bekenntniſſe gleiche Rechte einräumt, leiht ſeinen Arm nicht mehr zur Beſtrafung der Häretiker. Rein kirchliche Strafen, bis zur Excommunication, ſind principiell durchaus zuläſſig, aber nur in der katholiſchen Kirche durchführbar. *(Bernhard Pünjer.)*

KETZIN, preußiſche Stadt in der Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Oſthavelland, rechts an der Havel, 15 Kilom. von Nauen entfernt. Sie hat eine Pfarrkirche und ein Poſtamt. Die 2681 Bewohner, von denen 1451 männlichen und 1230 weiblichen Geſchlechts ſind, bewohnen 204 Gebäude (23 haben andere Zwecke) mit 568 Haushaltungen. Unter den Bewohnern befinden ſich 141 Katholiken und 15 Juden. 43 können nicht leſen und ſchreiben. Zur Stadt gehören 1444 ha. Land, darunter 615 ha. Acker und 605 ha. Wieſen. Außer Ackerbau und Viehzucht findet bedeutende Thongräberei und Ziegelbrennerei ſtatt. *(G. A. von Klöden.)*

KEUCHHUSTEN, auch Stickhuſten, blauer Huſten genannt (Tussis convulsiva, Coqueluche, Hooping cough), iſt ein epidemiſch auftretender, über den größten Theil der Erde verbreiteter, aus einer ſpecifiſchen Urſache hervorgegangener Katarrh der Athmungsorgane, der namentlich Kinder vom 2.—8. Lebensjahre befällt, obwol ſelbſt Neugeborene ſowie ältere Perſonen nicht ausgeſchloſſen ſind, und der ſich durch periodiſch auftretende krampfhafte Huſtenanfälle kennzeichnet. Derſelbe iſt in hohem Grade anſteckend, ſodaß man tagtäglich die Uebertragung deſſelben von Kranken auf Geſunde, ſowie ſeine Einſchleppung in ſolche Ortſchaften und Länder, welche früher von dieſer Krankheit verſchont waren, beobachten kann. Die Infection wird am leichteſten durch den directen Verkehr mit Kranken, auf Spielplätzen, in Schulen, Kinderſtuben, Kirchen u.ſ.w. bewerkſtelligt, und die Uebertragung des Contagiums erfolgt theils durch Einathmung der Exſpirationsluft des Kranken, theils durch Verunreinigung mit ausgehuſteten Auswurfsſtoffen. Letztere enthalten nach den Unterſuchungen von Poulet, Letzerich und Tſchamer kleine Pilze, welche bei den mit Keuchhuſtenkranken in Berührung kommenden Geſunden mit der Inſpirationsluft in die Luftwege gelangen, und daſelbſt ſich feſtſetzend, die Infection vermitteln; unter dem Mikroſkop zeigen ſich dieſelben als ein feines, netzförmig verzweigtes Fadengeflecht (Mycelium), außerdem ſieht man kleine runde und ovale Zellen (Sporen) auf oder neben den Epithelzellen und Schleimkörperchen eingeſtreut. Letzerich beſchreibt die Keuchhuſtenpilze als kleine, rundliche, elliptiſch geformte, rothbraune Pilzſporen, welche theilweiſe keimen und hier und da Thallusfäden zur Entwickelung bringen.

Der Keuchhuſten iſt demnach als eine Mycoſe der Reſpirationsſchleimhaut zu bezeichnen, und der dieſe Mycoſe bedingende Pilz iſt der Brandpilz (Ustilago Maidis) ſowie deſſen Oidiumform (Capnodium citri). Der Keuchhuſten entſteht aber nicht blos durch directe oder indirecte Anſteckung, ſondern kann auch autochthon durch zufällig mit der Luft in die Athmungswege gelangte Pilzſporen erzeugt werden. Die Keuchhuſtenſputa bleiben längere Zeit, ja ſelbſt wenn ſie ein Jahr lang trocken gelegen haben, noch anſteckungsfähig, während die Kranken ſo lange anſteckungsfähig bleiben, als ſie huſten.

Der Keuchhuſten kann in den verſchiedenſten Klimaten epidemiſch auftreten, obwol nach Hirſch das echte Tropenklima deſſen epidemiſche Verbreitung nicht zu begünſtigen ſcheint; im Winter und Frühlinge ſind Keuchhuſten-Epidemien am häufigſten; in größeren Städten iſt Pertuſſis zu einer endemiſchen Krankheit geworden.

Ueber die Dauer der Keuchhuſten-Epidemien ſind die Anſichten noch ſehr ſich widerſprechend, ſodaß ſich ein allgemein gültiger Satz darüber noch nicht aus-

10) Ausführlich berichtet darüber der Art. Inquisition.

Digitized by Google

ſprechen läßt; gewöhnlich dauern ſie länger als Maſern- und Scharlachepidemien.

Iſt auch Pertuſſis vorwiegend eine Kinderkrankheit, ſo können doch auch Erwachſene, namentlich auch ſchwangere Frauen, daran erkranken. Nach Voit betrug der Procentſatz der im 1. Lebensjahre erkrankten Kinder 13 Proc., bei Kindern von 1—5 Jahren 64 Proc.; zweimalige Erkrankung am Keuchhuſten gehört zu den Ausnahmen; das Geſchlecht der Kinder hat keinen Einfluß auf die Dispoſition zur Erkrankung, ebenſo wenig deren Conſtitution, da Keuchhuſten kräftige Kinder ebenſo häufig befällt als ſkrofulöſe oder rhachitiſche; dagegen tritt er in den ärmeren Schichten der Bevölkerung häufiger auf als bei wohlhabenden Leuten, was ſich leicht durch beſſere Geſundheitspflege und Prophylaxis unter letztern erklärt. Bei herrſchender Pertuſſis-Epidemie kann jede Erkältung autochthon Keuchhuſten zur Folge haben; oft herrſchen Pertuſſis und Maſernepidemien gleichzeitig, letztere gehen nicht ſelten den erſtern voraus, können aber auch denſelben unmittelbar nachfolgen.

Als weſentliche pathologiſche Veränderungen findet man nach Biermer eine mehr oder minder ausgeprägte katarrhaliſche, entzündliche Affection der Reſpirationsſchleimhaut, in den meiſten tödlichen Fällen ausgedehnte katarrhaliſche Bronchitis, Verſtopfung der capillaren Bronchien mit Schleim und zelligen Maſſen, circumſcripten, inſelförmigen Alveolarcollapſus, lobulare Pneumonien und Infiltrationen des Alveolarparenchyms, complementäres Emphyſem, Erweiterung der terminalen Bronchien. Letzerich fand in den Falten der Schleimhaut des Kehlkopfs und der Trachea die verſchiedenen Formen des Keuchhuſtenpilzes, deſſen Weiterwanderung in die Bronchien und Lungenalveolen einen Katarrh der feineren Bronchien und Entzündung der Lungenalveolen, und ſomit die gefährlichen Complicationen der capillaren Bronchitis und der lobulären Pneumonie bedingt.

Bezüglich der Symptomatologie unterſcheidet man beim Keuchhuſten vier Stadien, das der Incubation, das des Initial-Katarrhs, das Stadium spasmodicum und das Stadium der Löſung.

Das Stadium der Incubation iſt, zumal bei Säuglingen und kleineren Kindern, kaum zu beſtimmen, als mittlern Zeitraum nimmt man eine halbe Woche bis 6 Tage an.

Das Stadium des Initialkatarrhs documentirt ſich im weſentlichen als Influenza und beſteht in Katarrh der oberſten Partien der Reſpirationsorgane, welcher ſich, namentlich bei rhachitiſchen Kindern, leicht zu einer dem Pſeudocroup ähnlichen katarrhaliſchen Laryngitis ſteigert; es treten dann hinzu Katarrhe der Augenbindehaut, der Naſenhöhlen und des Rachens, welche letztere dann von einem ungewöhnlich heftigen, häufigen und hartnäckigen Huſtenreize begleitet ſind. Die objective Unterſuchung ergibt Röthung der Naſen- und Rachenſchleimhaut, oft auch bereits Röthung und Schwellung des Kehlkopfeingangs, in den obern Luftwegen rauhes, veſiculäres Athemgeräuſch. Dieſes Stadium dauert zwiſchen 5 und 12 Tage.

Das Stadium spasmodicum entwickelt ſich nur allmählich aus dem vorigen; die früher nur einzeln auftretenden Huſtenſtöße gruppiren ſich zu wirklichen Anfällen, d. i. zahlreichen kurzen, raſch aufeinanderfolgenden Exſpirationsſtößen, denen dann eine langgezogene, oft mit Glottiskrampf verbundene Inſpiration folgt, welch letzterer dann meiſt Würgen und Erbrechen eines zähen, fadenziehenden durchſichtigen Schleims aus Mund und Naſe mit oder ohne Mageninhalt nachfolgt. Als Vorboten eines ſolchen Anfalls fühlen die Kinder Brennen und Kratzen im Halſe, werden ängſtlich und unruhig und ſuchen den Anfall auf jede Weiſe zu unterdrücken. Hervorgerufen werden die Anfälle oft durch Gemüthsbewegungen, durch Nachahmungstrieb — wenn ſie ein anderes Kind huſten ſehen — durch ſchlechte, namentlich kohlenſäurehaltige Zimmerluft, durch Magenüberladung oder ſonſtige Diätfehler. Während die Zahl der täglichen Anfälle anfangs nur 5—6 beträgt, können ſich dieſelben auf 29—30, ja nach Trouſſeau bis auf 100 ſteigern, dabei pflegen die Paroxysmen nachts viel häufiger zu ſein wie am Tage. Bei längerem Beſtande des Keuchhuſtens werden Circulationsſtauungen an den allgemeinen Decken, blaurothes Geſicht, Oedem der Augenlider, Naſe und Wangen, Ausdehnung der Temporalvenen ſowie der Venen an der vordern Thoraxwand und am Handrücken beobachtet, auch kann es bei beſonderer Heftigkeit der Paroxysmen zu Gefäßzerreißungen kommen und Naſenbluten, Blutaustritt in die Bindehaut des Auges, Blutungen aus Ohr und Rachen ſich einſtellen, welche, an ſich nicht gefährlich, bei Kindern mit Anlage zu Skorbut oder Hämophilie aber ſehr ernſt zu nehmen ſind. Bei manchen Kindern können die Huſtenanfälle auch zu Maſtdarmvorfall, zu Nabel- und Schenkelbrüchen Veranlaſſung geben; in vielen Fällen erfolgt infolge des durch den Paroxysmus bedingten gewaltſamen Hervorſtoßens der Zunge eine Zerreißung des Zungenbändchens und entwickelt ſich hier das von manchen Autoren für den Keuchhuſten als charakteriſtiſch betrachtete Sublingualgeſchwür.

Die Dauer dieſes Stadiums iſt durchſchnittlich auf 4—6 Wochen anzunehmen, ſeine Symptome nehmen nie plötzlich, nur allmählich ab; zunächſt werden die Anfälle ſeltener, die Nachtruhe wird weniger geſtört, Würgen und Erbrechen läßt ganz nach, der Auswurf beſchränkt ſich auf zellenreiches, opakes, gelb- oder grünweißes ſchleimiges Secret mit mikroſkopiſch nachweisbaren Eiterzellen; auch die Circulationsſtörungen in den allgemeinen Decken werden geringer.

Während dieſes vierten Stadiums — der Löſung — iſt jede Erkältung ſtreng zu verhüten, da Recidive während deſſelben ſehr leicht dadurch bedingt und die Dauer der Krankheit auf weitere 5—6 Monate ausgedehnt werden kann.

Für die Geſammternährung iſt der Keuchhuſten im allgemeinen von ſehr nachtheiliger Wirkung; die Kinder magern ab, verlieren am Geſammtgewichte, bei ſkro-

Digitized by Google

fulöſer Anlage kann es auch zu Anſchwellung der Lymphdrüſen kommen.

Die Dauer der ganzen Krankheit ſchwankt zwiſchen 6 und 10 Wochen, wobei ſelbſtverſtändlich Conſtitution und Alter des Kindes, Jahreszeit ſowie die häuslichen hygieiniſchen Verhältniſſe eine weſentliche Rolle ſpielen.

Was die Fieberverhältniſſe beim Keuchhuſten anlangt, ſo iſt unter ſonſt normalen Verhältniſſen nur das Stadium des Initialkatarrhs von ſolchen begleitet, wenn es auch ſelten zu einem hohen Grade anſteigt; in complicirten Fällen, namentlich der ſchon von Peter Frank bezeichneten Pertussis inflammatoria, kann es auch im Stadium spasmodicum abends bis 40° anſteigen, wobei auch die Pulsfrequenz entſprechend erhöht iſt; das Fieber dauert dann gewöhnlich bis zur beginnenden Löſung an.

Was dieſe Complicationen des Keuchhuſtens anlangt, ſo ſind als ſolche zu bezeichnen Bronchitis capillaris, Pneumonia lobularis — mit verhältnißmäßig ſehr hoher Mortalitätsziffer —, Emphyſem der Lungen — nicht ſelten mit gleichzeitigem Emphysema cutaneum universale —, unter Umſtänden ſelbſt Pneumothorax; ferner Stauungshyperämien in den Meningen, welche eventuell zu allgemeinen eclamptiſchen Krämpfen, Glottiskrampf, ſpaſtiſchen Contractionen der Hände und Füße, Zuckungen der Geſichtsmuskeln führen, und unter Umſtänden durch Erſtickung zum Tode führen können.

Die Mortalität beim Keuchhuſten ſchwankt zwiſchen 3 und 15 Proc., wobei das Alter vom größten Einfluſſe iſt. Bei Kindern unter einem Jahre beobachtete Voit eine Mortalität von 25 Proc., vom 1.—5. Jahre betrug dieſelbe nahezu 5, vom 6.—15. Jahre wenig über 1 Proc. Nächſtdem ſind aber auch die Complicationen ſeitens der Reſpirationsorgane ſowie die Jahreszeit weſentliche Factoren. Nach ähnlichen Verhältniſſen iſt auch die Prognoſe zu beurtheilen, welche bei Kindern unter zwei Jahren, ſowie bei anämiſchen, ſkrofulöſen und rhachitiſchen Kindern ſehr vorſichtig zu ſtellen iſt.

Bezüglich der Therapie iſt in erſter Linie, wenn auch nur ausnahmsweiſe ausführbar, prophylaktiſch die Aufgabe des Arztes, die Kinder durch Entfernung aus dem vom Keuchhuſtengifte durchfeuchteten Orte vor dem Contagium zu ſchützen. Mindeſtens aber ſind die an Keuchhuſten erkrankten von dem Verkehr mit andern Kindern auf Spielplätzen, in Kindergärten, Kinderbewahranſtalten u. ſ. w. für die Dauer der Epidemie auszuſchließen, ja ſelbſt Geſchwiſter von den erkrankten Kindern möglichſt zu ſepariren. Für die Kranken ſelbſt wähle man geräumige, große, luftige Räume, welche mehrmals täglich zu lüften ſind. Die Zimmertemperatur ſei conſtant, höchſtens 14° R.; auch iſt das Verweilen mehrerer Keuchhuſtenkranker in einem Raume, wenn möglich, zu vermeiden. Man laſſe ferner die Kranken nur bei milder und ſehr günſtiger Witterung ausgehen, vermeide jeden raſchen Temperaturwechſel, kalte Winde und Durchnäſſungen; mit dieſen Beſchränkungen können aber Keuchhuſtenkranke im Sommer den ganzen Tag im Freien zubringen. Die Koſt derſelben ſei kräftig; wird dieſelbe wieder ausgebrochen, ſo iſt ſie durch neue bald zu erſetzen. Im Stadium des Initialkatarrhs kann man Luftveränderung verſuchen, vornehmlich, wenn es die Verhältniſſe geſtatten, hierfür den Süden, im Sommer auch gut geſchützte, windſtille Thäler wählen.

Bezüglich der eigentlichen Therapie kann der Arzt ſich nur auf ſymptomatiſche Behandlung beſchränken und ſpielt hier gegenwärtig die Inhalationstherapie die erſte Rolle, welche theils mit Alkalien, wie Soda, Borax u. ſ. w., theils mit alkaliniſch-muriatiſchen Mineralwäſſern, wie Selters, Emſer, Gießhübler, Biliner, Gleichenberger Waſſer bewirkt werden. Auch Benzin nach Neumann und Hydrophenyl nach Löbner, ſowie Terpentin-Einathmungen werden vielfach dazu verwendet, während die Anſichten über den Nutzen der Gasinhalationen in den Reinigungskammern der Gasfabriken ſehr getheilt ſind. Empfehlenswerther dürfte die Benutzung des pneumatiſchen Cabinets mit comprimirter Luft, bez. der bekannten pneumatiſchen Apparate von Biedert, Haucke, Waldenburg u. ſ. w., ſein. Am meiſten haben ſich die von Birch-Hirſchfeld empfohlenen Carbolſäure-Inhalationen bewährt, während ſolche mit Narcoticis oder Nervinis keine genügende Wirkſamkeit zeigten. Die innere Anwendung von Narcoticis, namentlich von Opiaten (kleine Gaben von Morphium), Belladonna, Chloroform, Chloralhydrat u. a. iſt oft nicht zu umgehen, vermag aber eine wirkliche Beſſerung, namentlich Abkürzung der Anfälle nur ausnahmsweiſe herbeizuführen; Aehnliches gilt von den Nervinis, namentlich dem Bromammonium und Bromkalium. Auch die Expectorantia, Emetica, Adstringentia vermögen nach dieſer Richtung nichts Weſentliches zu leiſten, und ein Gleiches gilt von den neuerdings empfohlenen Specificis, unter denen das Natron salicylicum und benzoicum noch am meiſten genannt zu werden verdient. Am beſten hat ſich das Chinin bewährt, und namentlich verdient die Letzerich'ſche Methode der Chinin-Inſufflationen Empfehlung.

Die nach Ablauf jedes Keuchhuſtenfalls — ſoweit irgend ausführbar — nothwendige Nachbehandlung hat in Darreichung kräftiger Nahrung, Aufenthalt in friſcher Land-, Wald- oder Gebirgsluft, nebſt Milch, Eiſen- oder eiſenhaltigen Mineralwäſſern zu beſtehen.

Die Complicationen des Keuchhuſtens ſind je nach Art, Ort und Intenſität ihres Auftretens ſpecieller Behandlung zu unterziehen. (*A. Krug.*)

KEULA, auch Grosskeula, in früheren Zeiten Oberkeula genannt, Marktflecken im Fürſtenthume Schwarzburg-Sondershauſen, Unterherrſchaft, 34 Kilom. von Sondershauſen, 11 Kilom. nördlich von Mühlhauſen, der höchſtgelegene Ort der Unterherrſchaft; hat ein Briefpoſtamt und 915 Einwohner. Haupterwerbszweige ſind Ackerbau und Handel mit Holz- und Holzkohlen, von denen große Mengen außer Landes abgeſetzt werden. Bemerkenswerth iſt die 1652 erbaute St.-Trinitatiskirche, in derſelben eine vom Grafen Anton Günther 1697 geſchenkte, die Abnahme Jeſu vom Kreuz darſtellende geſchnitzte Altartafel aus Holz und ein marmorner Taufſtein. Eine fürſtliche Domäne liegt in unmittel-

Digitized by Google

barer Nähe eines 1772 und 1849 zum Theil abgetragenen Schloſſes, auch die Burg genannt, in welcher die Grafen von Schwarzburg öfter reſidirten; jetzt wird daſſelbe von Staatsbeamten bewohnt. In der Nähe der Stadt Windmühlen. Drei Viertelſtunden von Keula das Rondel, ein herrlicher Ausſichtspunkt an einem über 120 Fuß faſt ſenkrecht abfallenden Felſenvorſprunge. Hier findet jährlich am zweiten Sonntage nach Pfingſten ein zahlreich beſuchtes Volksfeſt ſtatt. — Schloß und Dorf Keula ſowie das Amt gleichen Namens war ſchon früh freies Eigenthum der Grafen von Hohenſtein. Dieſe verpfändeten es 1348 den Herren von Ebeleben, die als Burgmannen Herren von Worbis, von Trotha, von Heringen und von Kreutzburg hatten. Von 1670 bis 1681 reſidirte auf dem Schloſſe Graf Anton Günther II., nahm aber dann ſeine Reſidenz in Arnſtadt. Im J. 1793 ertheilte Fürſt Chriſtian Günther dem Orte die Rechte und Freiheiten eines Marktfleckens mit jährlich drei Märkten, die noch beſtehen. Zweimal wurde Keula von Feuersbrünſten heimgeſucht, das erſte mal 1637, wobei der größte Theil des Ortes in Aſche gelegt wurde, dann am 14. Oct. 1811, wobei 38 Wohnhäuſer nebſt Scheunen und Ställen verbrannten. (*A. Schroot.*)

KEULEN (Cornelis Janszoon van), Bildnißmaler, über deſſen Lebensverhältniſſe unſichere, ſich widerſprechende Nachrichten exiſtiren. Sandrart und ſeine Nachtreter laſſen ihn in London geboren werden von Aeltern, die aus den ſpaniſchen Niederlanden ſich dahin geflüchtet haben. Sein engliſcher Biograph Walpole nennt 1590 das Geburtsjahr und Amſterdam die Geburtsſtätte des Künſtlers. Sicher iſt, daß er ſich 1618 in England befand und hier am Hofe Jakob's I. viel beſchäftigt war; er malte den König ſowie viele angeſehene Perſonen des Hofes und verdiente ſich viel Geld. Nach dreißigjähriger Thätigkeit kehrte er am 10. Oct. 1648 nach Holland zurück. Man nannte als Urſache dieſer Rückkehr den Umſtand, daß ihn van Dyck's Kunſt in London in Schatten geſtellt hatte. Abgeſehen davon, daß zwiſchen beiden ein freundſchaftliches Verhältniß beſtanden zu haben ſcheint, da wir van Dyck's Porträt von der Hand Keulen's beſitzen (auch Houbraken erwähnt ein gutes Einvernehmen zwiſchen beiden), wird obige Angabe damit hinfällig, daß van Dyck bereits 1641 geſtorben war; vielmehr dürfte unſer Künſtler durch die politiſchen Unruhen, die Gefangennahme Karl's I. und die aller Kunſt abholde Regierung Cromwell's zur Rückkehr in ſein Vaterland bewogen worden ſein. In London noch entſtand ein Bildniß des Bürgermeiſters Tulpius, eins ſeiner Hauptwerke. Der Dargeſtellte legt ſeine Rechte auf einen Todtenſchädel, neben welchem man eine Tulpe (als redendes Zeichen) ſieht; das Bild iſt bezeichnet: C. Janſon. London. 1640. Der Künſtler nannte ſich in England Janſon. Ob er 1640 in der Heimat ſich vorübergehend aufhielt oder ob Tulpius dem Maler in England ſaß, oder ob dieſem ein anderes Bild vorgelegen, das er copirte, bleibt bisjetzt unentſchieden. Nach ſeiner Rückkehr fand er auch im Vaterlande reichliche Beſchäftigung. Seine Bilder ſind jetzt in verſchiedenen Sammlungen zerſtreut: in Berlin iſt das Bildniß eines älteren Mannes, in Braunſchweig ſind drei Bilder, davon zwei Seitenſtücke bezeichnet: C. J. V. Ceulen, 1655. Auch Dresden, Kaſſel und andere Sammlungen beſitzen Werke ſeiner Hand. Seine Manier iſt ſehr anſprechend und beſonders die Bilder, die einen grünlichen Ton haben, ſind ſehr geſchätzt. Nach Immerzeel ſtarb der Künſtler in Amſterdam 1665. Da aber ſeine Frau bereits 1664 in Utrecht als Witwe angeführt wird, wo ſie mit ihrem Sohne wohnte, ſo wird anzunehmen ſein, daß er ſchon früher und wahrſcheinlich in Utrecht geſtorben war, wo ſich auch nach Houbraken's Zeugniß verſchiedene ſeiner anmuthigen Porträts befunden haben.

Quellen: Sandrart, Houbraken, Immerzeel, Kramm. (*J. E. Wessely.*)

Keulenpilz, ſ. Clavaria.

KEUPER, urſprünglich eine provinzielle Benennung für gewiſſe Mergel in Franken, beſonders bei Koburg, bezeichnet in der Geognoſie die oberſte Abtheilung der deutſchen Triasformation (über dem Muſchelkalke gelegen). Der Keuper beſteht hauptſächlich aus bunten Mergeln von rother und anderer Färbung in ſcharfer Abwechſelung ihrer Schichten oder in Flecken und Streifen. Dazu treten Schieferletten und Thone, Gips und Anhydrit, ſowie Steinſalz; feinkörnige, verſchieden gefärbte Sandſteine ſind weiter ſehr verbreitet, Stubenſandſtein heißt der weiße, leicht zerreibliche, zum Beſtreuen der friſch geſcheuerten Stuben verwendet, Schilfſandſtein der an Pflanzenreſten, beſonders Equiſeten reiche Keuperſandſtein bei Stuttgart u. a. O. Endlich ſind als Geſtein des Keupers zu nennen Dolomit und dolomitiſche Kalkſteine, ſowie Kohlenletten und eine unreine Kohle, die ſogenannte Lettenkohle, die nur ſelten abbauwürdige Flötze bildet. — Der paläontologiſche Charakter des Keupers iſt folgender: die Equiſeten und Farne mit manchen ſehr charakteriſtiſchen Formen treten gegen die Cycadeen (Pterophyllum, Zamites etc.) zurück; auch die Coniferen ſind recht wichtig, beſonders die Form der Voltzia heterophylla. Die Fauna des Keupers iſt ſehr ärmlich. Einzelne Lagen der Sandſteine ſind ganz erfüllt von Fiſch- und Saurierreſten (Knochenbreccie oder Bonebed); ein Fiſch, der Ceratodus, aus dem Keuper Thüringens und Würtembergs iſt deshalb beſonders intereſſant, weil dieſes Genus auch noch gegenwärtig in Auſtralien lebend gefunden wird (Erhaltung der Arten). Im oberſten Keuper treten die erſten Spuren von Säugethieren auf, es ſind Reſte von Beutelthieren (Microlestes antiquus) aus dem Keuper von Würtemberg. — Der Keuper wird in drei Unter-Etagen gegliedert, in die untere oder Lettenkohlengruppe, Kohlenkeuper, in die mittlere Gruppe, die der bunten Keupermergel oder des Gipskeupers, in deren obere Abtheilung der Schilf- und Stubenſandſtein mit eingeſchwemmten Pflanzenreſten und vielen Fiſchen gehört, und drittens in die obere Gruppe, das Rhät oder die Zone der Avicula contorta, mit Sandſteinen und theilweiſe feinen Schieferthonen mit zahlreichen intereſſanten Pflanzenreſten, zum Theil ſogar ſchwachen Kohlenflötzen. — Charakteriſtiſch iſt der Keuper

Digitized by Google

nur in Deutſchland entwickelt (ſ. Triasformation); in England und Nordamerika folgen ſeine Schichten direct auf den Buntſandſtein mit Weglaſſung des Muſchelkalkes. In der alpinen Trias hat er wie die andern Glieder dieſer Formation eine andere Ausbildung und ſtellt die marine Facies dar. Hier ſind es beſonders die kalkigen und dolomitiſchen Sedimente, die vorwiegen und einen außerordentlichen Reichthum mariner Thierreſte führen, beſonders ſind es Fiſche, Krebſe, Cephalopoden, Gaſteropoden, Muſcheln, Echinodermen und Korallen. Es gehören hierzu die berühmten Dolomite von Südtirol (Schlern), die Kalke von Hallſtadt, St.-Caſſian, Wetterſtein, Arlberg, Raibl. Das Salzgebirge von Berchtesgaden und Salzkammergut zählt zum untern Keuper.

(*G. Geinitz.*)

Keuschbaum, ſ. Vitex.

KEUSCHBERG, preußiſches Dorf in der Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, Kreis Merſeburg, an der Saale. Dieſe Landgemeinde, welche eine ſchöne Pfarrkirche beſitzt, zählt 895 Bewohner, von denen 411 männlichen Geſchlechts ſind; ſie haben in 123 Wohngebäuden 214 Haushaltungen. Nur 15 der Bewohner können nicht leſen und ſchreiben. In der Nähe fand die berühmte Ungarnſchlacht am 15. März 933, gewöhnlich Schlacht bei Merſeburg genannt, ſtatt. Das Schlachtfeld iſt vielleicht bei Rieda, im Kreiſe Bitterfeld, wenig entfernt, oder nach der Meinung anderer beim Dorfe Ritberg im Unſtrut-Riete zu ſuchen. Keuſchberg ſtößt unmittelbar an Dorf und Saline Dürrenberg.

(*G. A. von Klöden.*)

KEVELAER, preußiſcher Flecken der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Geldern, Bürgermeiſterei Kevelaer, welcher unweit der Niers, 9 Kilom. im Nordweſten von Geldern liegt und Bahnhof, Poſt- und Telegraphenamt hat. Unter ſeinen 3621 Bewohnern ſind 1155 männlichen und 1806 weiblichen Geſchlechts, welche in 612 Wohngebäuden (5 dienen andern Zwecken) mit 746 Haushaltungen leben. Dabei ſind circa 30 Evangeliſche, ſodaß der Ort ganz katholiſch iſt. 200 der Bewohner (1871) konnten nicht leſen und ſchreiben. — Die Colonie Klein-Kevelaer beſteht aus 11 Gebäuden, der Weiler Kevelaer-Land aus 161 Gebäuden mit 851 Bewohnern (1871). Kevelaer iſt ein berühmter Wallfahrtsort, in deſſen Pfarrkirche ſich ein im J. 1642 aufgefundenes wunderthätiges Marienbild befindet. Bei dem zweihundertjährigen Jubiläumsfeſte deſſelben, 1842, ſoll ſich die Zahl der Wallfahrer zu dieſem Bilde auf 180,000 belaufen haben. (*G. A. von Klöden.*)

KEW, Dorf in der engliſchen Grafſchaft Surrey, liegt 7 engl. Meilen ſüdweſtlich von der St.-Paulskirche in London an der Themſe, iſt größtentheils rings um einen Raſenplatz gebaut, enthält mehrere ſtattliche Gebäude und große öffentliche Anſtalten und hatte 1871 1033 Einwohner. Der dortige alte Palaſt war der Lieblingsaufenthalt Georg's III. und ſeiner Familie. Er ſteht in einem ſchön angelegten Garten von 15 Acres Flächeninhalt. Das Obſervatorium iſt gegenwärtig eine meteorologiſche Station. Vor allem iſt Kew bekannt durch ſeinen botaniſchen Garten. Dieſer anfangs 11, jetzt 75 Acres große Garten enthält ein Palmenhaus, 362 Fuß lang, 100 Fuß breit, 64 Fuß hoch, Waſſerbehälter für Victoria Regia, die rieſige Waſſerlilie, und überaus umfaſſende Sammlungen von lebenden Pflanzen aus allen Erdtheilen. Der weitere Luſtgarten hat 275 Acres.

(*W. Bentheim.*)

KEXHOLM, finniſch Käkisalmi, befeſtigte Kreisſtadt im finniſchen Wiborg-Län, auf einer Inſel gelegen, welche die Mündungsarme des Wuokſen bilden. Sie treibt Handel nach Petersburg mit den Producten Kareliens, nämlich mit Bretern, Weidenrinde, Butter, Fiſchen, Wildpret und Pelzwerk. In der Nähe ſtand ehedem eine Feſte, welche 1295 von Sigge Lake verſtärkt wurde; 1310 wurde ſie an ihre gegenwärtige Stelle verlegt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 1000, die eine Kirche und eine Kreisſchule haben. In der Stadt befinden ſich ein ſogenanntes Schloß und Zeughaus. (*G. A. von Klöden.*)

KEYSER (Hendrick de), niederländiſcher Baumeiſter und Bildhauer, geboren zu Utrecht am 15. Mai 1565. In ſeiner Jugend gewann Abr. Bloemaert Einfluß auf ſeine künſtleriſche Ausbildung. Er ließ ſich in Amſterdam nieder und wurde 1594 von der Regierung zum Stadtbaumeiſter und Bildhauer ernannt. Da er fleißig Vitruv und Seb. Serlio ſtudirt hatte, führte er als Baumeiſter antike Proportionen in ſeine Bauten ein. Auch als Bildhauer war er für ſeine Zeit hoch angeſehen. In Amſterdam führte er verſchiedene Bauten aus, ſo die Börſe, das Harlemer Thor (beide nicht mehr vorhanden), mehrere Kirchen, ſowie auch in Delft das Stadthaus (1618). In letzterer Stadt iſt auch in der nieuwe Kerk das Hauptwerk des Künſtlers, das prächtige Grabmal, welches die vereinigten Provinzen dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien errichten ließen. Dieſer, in Marmor ausgeführt, liegt auf dem Sarkophag unter einem marmornen Thronhimmel, der auf 14 Säulen ruht, umgeben von den allegoriſchen Geſtalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorſicht und Religion. Außerdem ſieht man in Erz den Prinzen ſitzend und die Fama mit ausgebreiteten Flügeln emporſchwebend, ſodaß ſie nur mit den Zehen des linken Fußes den Boden berührt. Das Mauſoleum (es ſind noch mehrere Fürſten des Hauſes Oranien in der Gruft beigeſetzt) macht in ſeiner reichen Geſtaltung einen mächtigen Eindruck. Das Werk wurde 1616 begonnen und war 1621 vollendet. Als Eliſabeth, Tochter Jakob's II. von England, im Mai 1613 nach Amſterdam kam, errichtete ihr die Stadt eine Ehrenpforte, deren Entwurf und Ausführung unſerm Künſtler übertragen wurde. Es wird ihm auch die Erzſtatue des Erasmus von Rotterdam auf dem großen Markte zu Rotterdam zuweilen zugeſchrieben. Er ſtarb 1621.

Thomas de Keyſer (nicht Theodor, wie gewöhnlich angenommen wird) wurde immer für einen Sohn des Vorigen gehalten, es iſt aber deſſen Neffe, da ſein Vater Jakob ein Bruder des Hendrick war. Dieſer ausgezeichnete Porträtmaler iſt in Amſterdam um 1595 geboren; dieſe Stadt war auch die Stätte ſeiner Thätigkeit. Als

Digitized by Google

Porträtkünſtler war er ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen hoch geſchätzt. Neben ſprechender Aehnlichkeit wird auch das natürliche Colorit und die treue Wiedergabe des Coſtüms wie der Beiwerke lobend hervorgehoben. Er malte ſeinen Onkel Hendrick, und Suyderhoef, ein trefflicher Kupferſtecher, hat das Bild 1621 im Stich erſcheinen laſſen. Von demſelben Stecher iſt auch das Hauptwerk des Künſtlers geſtochen: Die vier Bürgermeiſter von Amſterdam berathen ſich über den Empfang der Maria de Medici, die als Flüchtling 1638 nach Amſterdam kam. Sie ſitzen um den Tiſch und man ſieht es ihnen an, wie ſie als Machtträger der vereinten Provinzen ſich nicht minder ſouverän fühlen wie jene, die zu ihnen flüchtet, und deren Ankunft der Advocat Davelaer, der eben grüßend eingetreten iſt, meldet. Das Bild hat keine Jahreszahl, doch dürfte es bald nach dem hier geſchilderten Ereigniß entſtanden ſein; es befand ſich früher in der Sammlung von Braamcamp und bildet jetzt eine Zierde des Muſeums im Haag. Das amſterdamer Muſeum beſitzt von unſerm Künſtler das Familienbild der Hoogerbeets, im Königl. Palais daſelbſt iſt eine Ariadne auf Naxos. Auch das Louvre, die Sammlungen von München, Gotha, London beſitzen einzelne Bilder von ihm. Am reichſten iſt er in Berlin vertreten, das neben einem Familienbilde die Porträts von Corn. de Graef, Bürgermeiſter von Amſterdam, und ſeiner Gemahlin Katharina Hoof beſitzt. Außerdem ſind noch zwei Pendants vom J. 1628 zu nennen, die urſprünglich höchſt wahrſcheinlich die Flügel eines Altarwerkes bildeten. Auf dem einen iſt der Donator mit ſeinem Sohne, auf dem andern ſeine Frau mit der Tochter, in Andacht begriffen, abgebildet. Sie markiren die künſtleriſche Höhe und Vollendung des Meiſters. Dieſer ſtarb im November 1679.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm.

(*J. E. Wessely.*)

KHA, Name der Kſhatriyas von Nepal. Die Kha reden einen verderbten Dialekt des Hindi.

Vgl. B. H. Hodgſon, Essays on the Languages etc. of Nepál and Tibet (London 1874).

(*G. von der Gabelentz.*)

KHAIBAR, in engliſcher Schreibweiſe Khyber, heißt ein berühmter Paß, welcher vom britiſchen Peſháwar-Diſtricte im Pandſchab nach Afghaniſtan hineinführt. Die Mitte des Paſſes liegt in 34° 6′ nördl. Br. und 88° 45′ öſtl. L. Die Bergkette in Jaghiſtan, durch welche der Paß führt, wird ebenſo genannt. Dieſe Berge ſind die letzten Ausläufer des Safid-Koh, da dieſe mächtige Kette zum Thal des Kabul-Fluſſes abfällt. Die 1040 Met. hohe Verbindungskette, welche im Tátara-Pik 2100 Met. aufſteigt, entſendet einen Zufluß nach Nordweſten zum Kabul und einen nach Weſten zum Dſchamrud, die Betten dieſer beiden Ströme bilden das Khaibar-Defilé, das im Norden durch die Khaibar-Berge begrenzt wird, und im Süden durch eine andere Kette, welche das Bará-Thal davon ſcheidet. Dieſer Paß iſt die große Militärſtraße von Indien nach Afghaniſtan; die ſüdlicheren Päſſe, Kuram-, Gumal- und Bolan-Paß, ſind Handels- und zugleich Militärſtraßen. Der Khaibar-Paß beginnt bei Dſchamrud, weſtlich von Peſcháwar, und windet ſich nach Nordweſten durch die Berge, bis er bei Dhaka endet, bis wohin er eine Länge von 7,16 geogr. Meilen hat. Am Oſtende öffnet ſich die Ebene des Peſcháwar-Diſtricts, am Weſtende die von Dſchalalabad. Jenſeit des Oſtendes befindet ſich die merkwürdige Gräberſammlung bei Kadam; jenſeit ihres Weſtendes ſind einige intereſſante Ueberbleibſel des Buddhismus und der alten Civiliſation. Der Paß führt, oberhalb des Bettes eines Stromes, hauptſächlich durch Schieferfelſen und iſt plötzlichen Ueberflutungen ausgeſetzt. Burne's Camp iſt eine Felſenſchlucht unterhalb des Forts bei Ali Masdſchid. Die durch Ueberſchwemmungen gefährlichen Monate ſind Juli, Auguſt, December und Januar. Der Anſtieg iſt allmählich, ausgenommen beim Landi Khana-Paß, iſt aber mit loſen Steinen bedeckt, welche größer werden, wenn man ſich der Quelle des Stromes nähert. Colonel M'Gregor berichtet folgendermaßen:

Wenn man Dſchamrud verläßt, fängt eigentlich unmittelbar der vertheidigungsfähige Boden an, da die Gebirgsausläufer in runden, kahlen Köpfen von geringer Höhe faſt bis zu dem Orte hinanreichen und die Straße ganz genügend beherrſchen. Indeß wird das etwa 5 Kilom. von Dſchamrud gelegene Kadam allgemein als der wirkliche Oſteingang betrachtet; bei dieſem Orte fangen die Berge an zuſammenzutreten, und 900 Met. weiterhin wird die Weite des Paſſes 140 Met. Das Bett iſt bequem, eben, mit Kies bedeckt. Die Berge auf der linken Seite ſind ſehr ſteil; 460 Met. weiterhin vermindert ſich die Weite allmählich auf 113 Met., und die Berge beiderſeits werden ſteile Abſtürze. 1100 Met. weiter wird die Breite 174 Met., und die Berge ſind bis auf 15 bis 20 Met. Höhe ſteil und treten allmählich zurück; 777 Met. weiterhin iſt die Breite 73 Met., die Berge auf der rechten Seite ſteigen ſenkrecht, auf der linken nicht ganz ſo, ſondern ſind abgerundet und erſteigbar; 960 Met. weiterhin iſt die Breite 64 Met. und die Felswände auf beiden Seiten ſind ganz ſteil; 460 Met. weiter beträgt die Weite 70 Met., die Bergwand links iſt ſteil, die Berge rechts ſind abgerundet und erſteigbar; 3,2 Kilom. weiterhin iſt die Weite 76 Met., die Berge rechts ſind ſenkrecht, die links erſteigbar; 960 Met. weiter iſt die Breite 20 Met., die Felswände ſind beiderſeits ſehr ſteil, die links ſenkrecht; wieder 900 Met. weiter iſt die Breite 33 Met., die Berge beiderſeits ſind vergleichsweiſe bequem zu erſteigen; 805 Met. weiter iſt die Breite 64 Met., die Berge links ſind ſteil, die rechts offen und bequem; 1,8 Kilom. weiterhin iſt die Breite 61 Met., die Berge links ſind abſchüſſig, rechts offen und bequem. Bei Ali Masdſchid, 1,19 Kilom. weiter, iſt die Breite 12,2 Met., die Felswände ſind ſenkrecht und unerſteiglich. Zwiſchen Kadam und dieſem Punkte ſind nach Moorcroft die Berge beiderſeits etwa 400 Met. hoch und ſchiefrig; 1,3 Kilom. weiter iſt die Breite 82 Met., die Berge links ſind jäh, rechts vergleichsweiſe mäßig; 2,5 Kilom. weiterhin iſt die Breite 120 Met., und die Berge ſind ſehr ſteil; 10,4 Kilom. weiterhin liegt das Lalabeg-Thal, welches etwa

Digitized by Google

2,4 Kilom. breit iſt; 800 Met. weiter iſt die Breite kaum 3 Met. und die Felswände ſind völlig ſenkrecht; in 1460 Met. Entfernung geht die Straße über den Landi Khana-Paß, wo die Breite 42,5 Met. beträgt und die Berge, namentlich links, ſehr breit ſind; 5,2 Kilom. weiterhin iſt die Breite 91 Met., die Berge links ſind ſteil, rechts nicht ganz ſo; 3,6 Kilom. weiter iſt die Breite 60 Met., und die Berge ſind beiderſeits ſehr ſteil; 5 Kilom. weiterhin liegt Dhaka, wo ſich das Défilé öffnet.

Die Höhe der verſchiedenen Punkte iſt: Dſchamrud 510 Met., Ali Masdſchid 740 Met., Landi Khana 758 Met., Landi Kotal 1028 Met., Dhaka 428 Met. Wenn Scott's Angabe von 740 Met. für Dſchamrud richtig iſt, dann müſſen alle dieſe Zahlen um 232,6 Met. erhöht werden. Der Aufſtieg über den Landi Kotal-Paß iſt eng, holperig, ſteil und im allgemeinen der ſchwierigſte Theil der ganzen Straße. Kanonen können nur durch Menſchen hinübergezogen werden und auch nur nach Verbeſſerung der Straße; der Abſtieg iſt durchweg eine gut verlaufende Straße und nicht ſo ſchwierig. Gerade jenſeit Ali Masdſchids führt der Weg über einen vorſpringenden und ſchlüpfrigen Felſen, welcher dieſen Theil für beladene Thiere außerordentlich ſchwierig macht. Man kann den Khaibar mittels der Tátara-Straße umgehen, welche etwa 14,5 Kilom. nördlich von Dſchamrud die Berge betritt (ein anderer Zweig 4 Kilom. näher), und beide treffen die Khaibar-Straße bei Luadgai oder bleiben nördlich von der Bergkette und gehen nach Dhaka.

Während des erſten afghaniſchen Kriegs war der Khaibar die Scene vieler Scharmützel mit den Afridis und einiger ſchlimmer Tage der engliſchen Truppen. Colonel Wade ging mit 10,000 bis 11,000 Mann, einſchließlich des Sikh-Contingents, am 22. Juli 1839 von Dſchamrud nach Gagri; hier blieb er einen Tag und verſchanzte ſeine Poſition; am 24. marſchirte er nach Lala China; am 15. Aug. ſchritt er zum Angriff von Ali Masdſchid und ſandte 600 Mann nebſt 2 Kanonen unter Lieutenant Mackeſon nach rechts und 11 Compagnien Infanterie, 1 ſechspfündige Kanone und 1 Haubitze nach links ab, während eine Colonne den Eingang zur Shadi Bagadi-Schlucht bewachen ſollte. Beide Colonnen trieben den Feind vor ſich her; die rechte fand einigen Widerſtand, die linke erreichte eine Stellung, um das Fort zum Ausfall zu bringen. Am 26. waren alle Außenpoſten zurückgetrieben und am 27. wurde das Fort entleert. Der Feind hatte 507 Dſchazailtſchis oder Musketiere, welche durch mehrere hundert Khaibaris unterſtützt wurden. Die Briten hatten 22 Todte und 158 Verwundete. Danach fand kein Widerſtand weiter ſtatt. Ein ſtarker Poſten wurde in Ali Masdſchid zurückgelaſſen und ein Detachement bei Lala China, um die Verbindung mit Peſchawar offen zu erhalten; auch wurde ein Poſten Irregulärer unter Lieutenant Mackeſon bei Dhaka aufgeſtellt. Der Poſten bei Lala China wurde während der Operationen angegriffen. Die Garniſon beſtand aus Jaſſofzies-Hülfstruppen, deren Zahl ſich vermindert hatte, und die überlebenden litten unter beſtändiger Krankheit, als die auf 6000 geſchätzten Khaibars die Bruſtwerke angriffen. Sie wurden lange abgehalten; aber durch die Luſt zum Plündern wurden die Leute getrieben und blieben bei ihren Angriffen. Sie hatten erfahren, daß die Garniſon unlängſt ihren rückſtändigen Sold erhalten hatte, und daß ſich 12,000 Rupien an Ort und Stelle befänden. Schließlich nahmen ſie das ſchwache Werk und tödteten unbarmherzig ſeine 400 Vertheidiger. Sie nahmen indeß nicht davon Beſitz, ſondern zogen ſich in ihre Berge zurück, nachdem ſie ſich noch vergeblich an Ali Masdſchid verſucht und Kapitän Ferris' Poſten im Thale angegriffen hatten. Als Dſchalalabad blokirt wurde, ſchlug man vor, durch den Khaibar eine Entſatztruppe zu ſchicken, und als eine Präliminar-Maßregel wurde Lieutenant Colonel Moſeley mit zwei Regimentern Eingeborenen-Infanterie am 15. Jan. 1842 abgeſendet, um Ali Masdſchid zu beſetzen. Er marſchirte in der Nacht des 15. Jan. ab und erreichte nach geringem Widerſtande den Ort am nächſten Morgen. Durch einen Verwaltungsfehler begleitete indeß die beiden Regimenter nur ein Theil der für dieſelben nöthigen Proviſionen. Es wurde daher nöthig, den Reſt ohne Verzug zu befördern; zu dieſem Zwecke ging Brigadier Wilde mit den übrigen beiden Regimentern (dem 60. und 30. der Eingeborenen-Infanterie) und mit 4 Sikh-Kanonen von Dſchamrud aus, um dann auf Dſchalalabad zu marſchiren. Aber das Erſcheinen von Colonel Moſeley's Detachement hatte die Afridis alarmirt, und dieſe erhoben ſich und ſchloſſen den Paß, um Brigadier Wilde den Eingang zu verwehren. Dennoch ging der Brigadier am 19. vor und traf am Eingange des Paſſes auf den Feind; da aber die Sikh-Kanonen unbrauchbar waren und die feindliche Uebermacht ſo vortheilhaft ihm gegenüberſtand, ſo ſchlug der Verſuch, Ali Masdſchid zu erreichen, gänzlich fehl. Nun wurde die Lage des Lieutenant Colonel Moſeley, der mit kaum einiger Proviſion in Ali Masdſchid abgeſchnitten war, eine verzweifelte, und er ſah ſich genöthigt, den Ort zu verlaſſen und ſich den Rückweg nach Dſchamrud zu erzwingen.

Die nächſte Veranlaſſung, bei welcher der Khaibar-Paß als große Militärſtraße diente, war, als General Pollock am 6. April 1842 vorging. Bei ſeinem Rückgange nach Indien marſchirte die britiſche Armee in drei Diviſionen durch den Khaibar-Paß. Die erſte, unter General Pollock ſelbſt, paſſirte ohne Verluſt hindurch. Die zweite, unter General M'Caskill, war nicht ſo glücklich; eine Brigade wurde in der Nacht überfallen und verlor zwei Berggeſchütze nebſt der Nachhut, welche unerwartet angegriffen ward; doch wurden die Kanonen am nächſten Tage wieder zurückerobert. Auch die Nachhut von General Nott's Truppe wurde zwiſchen Landi-Khana und Lalabagh und dann beim Abzug aus Ali Masdſchid angegriffen.

Aus dem afghaniſchen Feldzuge von 1878 und 1880 ſei erwähnt: die glänzende Einnahme von Ali Masdſchid durch die britiſchen Truppen am zweiten Tage nach der Kriegserklärung; der erfolgreiche Marſch durch den Khaibar von Sir Samuel Browne's Truppen und die widerſtandsloſe Einnahme von Dhaka am Oſtende des Paſſes

Digitized by Google

und dann von Dſchalalabad in der Ebene jenſeits. Der Vertrag von Gandamak im Mai 1879 brachte für die Zukunft die Khaibarſtämme unter britiſche Controle.

Durch die Abdankung von Emir Jakub, welcher den Vertrag unterzeichnet hatte, wurde derſelbe praktiſch hinfällig; die britiſche Regierung behält ſich das Recht vor, an der Grenze alle nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Demgemäß ſind die britiſchen Truppen von Khaibar zurückgezogen worden, und man hat den Khaibar- und den Miſchni-Paß der Sorge der Afridis und anderer Localſtämme überlaſſen mit dem Vorbehalt, daß der Paß ſtets für die Briten und ihren Handel offen gelaſſen, aber für alle regulären Truppen, afghaniſche ſowol als andere, von Weſten her geſchloſſen bleibe.

Dieſen Paß durchzogen Alexander der Große, Mahmud von Ghazni, Baber und Nadir-Schah (n. Hunter).
(G. A. von Klöden.)

KHAIRPUR, in engliſcher Schreibweiſe Khyrpoor, iſt ein Staat der Eingeborenen in Sind, auch bekannt als die Lande Sr. Hoheit des Mir Ali Murad Chan Talpur; ſie liegen zwiſchen 26° 10′ und 27° 46′ nördl. Br. und zwiſchen 85° 54′ und 87° 53′ öſtl. L. von F., im Norden begrenzt durch Shikarpur, im Oſten durch Jeſſalmir, im Süden durch Haidarabad und im Weſten durch den Indus. Von Weſten nach Oſten iſt die Breite 26 geogr. Meilen, von Norden nach Süden 15,2 geogr. Meilen, bei einem Flächeninhalte von 287,3 geogr. □Meilen = 15,822 □Kilom., mit 130,350 Bewohnern. — Es iſt eine große, an den Indus anſtoßende Alluvialebene, längs des Stromes ſehr fruchtbar, wo aber jetzt viele Striche in Moharis oder Jagdgründe umgewandelt ſind; ſonſt aber beſteht faſt das ganze Land aus Sandrücken, welche mit kurzem Buſchwerk bedeckt ſind und für Cultivirung ſich abſolut nicht eignen: durchweg ein troſtloſer, unfruchtbarer Anblick dürren Bodens. Im nördlichen Theile befindet ſich eine 8 geogr. Meilen lange Kalkkette, eine Fortſetzung des niedrigen Ghar, von Rohri nach Süden ziehend, und oben reich an Meerconchylien. Am Weſtausläufer derſelben liegt das Fort Didſchi. Fünf vom Indus ausgehende Kanäle bewäſſern das Land, was auch durch die öſtliche Nára geſchieht. Der größte und wichtigſte iſt der Mirwah, und an dieſem wird viel von dem Indigo gewonnen, welchen das Land producirt. Zahlreiche Seitengräben führen ab nach den Sandrücken, wo nach gutem Regenfalle auch ausgedehnter Anbau geſchieht. Die Reinigung der Kanäle beſorgen die Bauern ſelbſt gegen 1 Pfd. Mehl den Tag. Die öſtliche Nára iſt ein ſchöner Strom, der aber in der trockenen Zeit als Schlammpfuhl erſcheint und in der Regenzeit weit übertritt; dieſe Uferländereien könnten, wenn ſie bebaut würden, reiche Ernten geben. Im wüſten Theile des Landes finden ſich zahlreiche Natronbrunnen; aus dem Verdunſten des Waſſers gewinnt der Mir nicht unbedeutend, da von dem kohlenſauren und ſchwefelſauren Natron nebſt Chlornatrium jährlich tauſend Kamelladungen ins Ausland gehen. — An wilden Thieren leben hier Tiger, Luchs, Hyäne, Wolf, Schakal, Fuchs, Wildſchweine, Rehe, Haſen und Antilopen; außer wilden Gänſen und Enten zahlreiche Vogelarten und viele Schlangen. Man züchtet Kamele, Pferde, Büffel, Ochſen, Schafe, Ziegen, Maulthiere und Eſel. — Das Klima iſt während vier Monate angenehm; aber acht Monate ſind furchtbar heiß. Regen fällt wenig, Staubſtürme ſind häufig; ſie kühlen die Atmoſphäre etwas ab. Leberkrankheiten ſollen ſelten ſein; aber Haut- und Augenkrankheiten ſowie Fieber ſind häufig.

Die mohammedaniſchen Bewohner gehören meiſt zum Radſchur-Stamm mit zahlloſen Unterabtheilungen; die Hindus ſind hauptſächlich Soda-Thakurs oder Radſchputen, welche im äußerſten Oſten wohnen; ſie lieben die Freiheit und nomadiſche Gewohnheiten, und ihr einziger Beſitz beſteht in ihren Heerden. Sie ernähren ſich durch Buttermilch, Kamelmilch und das gröbſte Korn. Allgemein wird Sindi geſprochen und eine Art von verdorbenem Hinduſtani. — Man ſchätzt den Werth der nach den Nachbarländern ausgeführten Waaren auf 1,050,000 Mark und den der Einfuhr auf beinahe halb ſo viel; zu erſtern gehört beſonders Indigo, Wolle, Baumwolle und Getreide; zu letzterer Reis, Weizen, Gerſte, Zucker und Stückgüter. Fabricirt werden: Baumwollwaaren, Seide, verſchiedene Silber-, lackirte Holzwaaren, Schuhwerk, Pferdeſchmuck, Schwerter, Flinten, Thonwaaren, etwas Salz und Salpeter. Die Hauptſtraße führt von Haidarabad nach Rohri, zugleich auch der elektriſche Telegraph. Ueber den Indus gehen ſechs Fähren. — Man ſchätzt das jährliche Einkommen, von welchem ein Drittel dem Mir zufällt, auf 1,085,000 Mark. Die Jaghirdars oder Abzufindenden, meiſt die Söhne des Mir und die Frauen ſeiner Familie, erhalten davon 351,000 Mark. — Der Mir iſt Herr über Leben und Tod in ſeinem Gebiete; alle Urtheilsſprüche des Gerichtes bedürfen ſeiner Beſtätigung. Die Steuern ziehen, wie überall, die Briten ein. In der Hauptſtadt beſtehen einige Privatſchulen, in welchen Perſiſch gelehrt wird.

Der Mir Talpur iſt ein Balutſche, 1815 geboren; ſein Großvater machte ſich 1783, nach dem Falle der Kalhora-Dynaſtie von Sind, zum Rais oder Beherrſcher von Sind. Im J. 1832 unterſtützte Ali Murad die Politik der Briten; als nach den Schlachten von Miani und Daba das ganze Sind der britiſchen Regierung unterworfen ward, war Khairpur der einzige Staat, welchem ſeine politiſche Exiſtenz unter britiſcher Oberherrſchaft bewilligt wurde. Er hat die Berechtigung, mit 15 Kanonenſchüſſen begrüßt zu werden.

Die Hauptſtadt Khairpur, am Mirwah-Kanale, liegt etwa 24 Kilom. öſtlich vom Indus in 27° 31′ 30″ nördl. Br. und 86° 28′ 30″ öſtl. L. von F. Sie beſteht aus einem Haufen von Erdhütten, zwiſchen denen einige beſſere Häuſer ſtehen, iſt von Sümpfen umgeben, im Innern ſehr ſchmuzig und entſchieden ungeſund. Der mit farbig lackirten Ziegeln bedeckte Palaſt ſteht in der Mitte des Baſars und bietet wenig Bemerkenswerthes. Nahe der Stadt liegen die Gräber zweier mohammedaniſcher Heiligen. Die Zahl der Bevölkerung mag 7300 betragen, meiſt Mohammedaner; die einſt angeblich 15,000 Einwohner bergende Stadt iſt jetzt im Zuſtande des Ver-

Digitized by Google

falles. Hauptausfuhrartikel ſind Indigo, Dſchoar und Baſchra (Sorghum vulgare und Holcus sativus), und Leinſaat. Es wird Baumwollzeug gewebt und gefärbt und Goldarbeit und Waffen werden gefertigt. Vor 1787 ſtand hier das Dorf Boira.

Khairpur heißt auch eine Stadt von etwa 3700 Einwohnern im Pandſchabdiſtrict Muzaffargarh, 10 Kilom. im Südweſten von Alipur, tiefer gelegen als das Flut-Niveau des Tſchinab und deshalb von Dämmen umgeben. Sie treibt lebhaften Handel in Wolle, Baumwolle und Getreide mit Sind. — **Khairpur-Dharki** iſt ein Städtchen in Sind, Diſtrict Schikarpur, 104 Kilom. im Nordoſten von Rohri; **Khairpur-Juſo**, ein Dorf ebenda, 16 Kilom. im Südweſten von Largana, und **Khairpur-Natheſchah**, ein Städtchen ebenda, 13 Kilom. ſüdlich von Mehar. Es ſind Jaghirdars oder etwa Kron-Domänen. *(G. A. von Klöden.)*

KHALIFEN. Khalife[1]) oder, wie der correcten Ausſprache zufolge im Deutſchen geſchrieben werden ſollte, Chalife iſt der officielle Titel der auf Mohammed folgenden Beherrſcher des islamiſchen Ländergebietes: chalîfatu rasûli-llâhi „Nachfolger (oder Stellvertreter) des Geſandten Gottes" wurde Abu Bekr genannt, der ſchon bei Lebzeiten des Propheten denſelben gelegentlich in der Leitung des Gebetes vertreten hatte, und auf den bei Mohammed's Tode die Führung der Gläubigen überging; der gleiche Ausdruck übertrug ſich dann auf die ihm folgenden Herrſcher. Als Anrede (etwa unſerm Ew. Majeſtät entſprechend) wurde indeß emîru-l mu'minîna „Beherrſcher der Gläubigen" vorgezogen.

Das Verſtändniß des Weſens wie der hiſtoriſchen Entwickelung des Chalifates iſt von der richtigen Auffaſſung ſeines Urſprunges abhängig. Obwol Mohammed niemals auf Unſterblichkeit gerechnet, vielmehr ausdrücklich von ſeinem zu erwartenden Tode geſprochen hatte, traf derſelbe doch bei ſeinem Eintritt am 8. Juni 632 die große Mehrzahl ſeiner Anhänger völlig unerwartet und um ſo rathloſer, je unbedingter die Gläubigen ſeinen im Namen Gottes ertheilten Befehlen zu gehorchen und auf die Unfehlbarkeit ſeiner Leitung zu bauen gewöhnt waren. Dazu kam, daß Mohammed, wie einſt Alexander, vor ſeinem Tode nicht im Stande geweſen war, ſeinen Nachfolger zu beſtimmen. Es iſt natürlich, daß bei dieſer Sachlage die bei Lebzeiten des Propheten ſcheinbar verſchwundenen, wenigſtens durch das Uebergewicht ſeines allmächtigen Einfluſſes niedergehaltenen Gegenſätze zwiſchen den verſchiedenen Gruppen der Gläubigen ſofort wieder ans Licht traten. Die Bevölkerung Medinas, des Regierungsſitzes, auf die es hierbei zunächſt ankam, ſetzte ſich aus zwei Hauptbeſtandtheilen zuſammen: einmal der unmittelbaren Umgebung des Propheten und den Mohâǵirs, d. h. den 622 mit Mohammed nach Medina geflüchteten Mekkanern, und zweitens den Anṣâr, Hülfsgenoſſen, d. h. der aus den beiden Stämmen Aus und Chazraǵ beſtehenden Urbevölkerung von Medina, auf deren Einladung der Prophet ſeiner ungläubigen Vaterſtadt den Rücken gewandt hatte und nach Medina übergeſiedelt war. Der Vorzug, welcher naturgemäß in vielen Fällen den Verwandten und Landsleuten Mohammed's zutheil geworden war, mußte bei den Hülfsgenoſſen heimliche Eiferſucht erzeugen, und man begreift, daß die letztern nun die Gelegenheit begierig ergriffen, ihrerſeits das Heft in die Hände zu bekommen. In dieſer Abſicht begünſtigte ſie der Umſtand, daß die Uebertragung der Macht auf den neuen Herrſcher nur durch Wahl erfolgen konnte. Eine feſte Erbfolge beſtand nach den Gewohnheiten der arabiſchen Stämme nicht; bei dem Tode des Oberhauptes eines Stammes wählte der Stamm ſelbſt ſich einen neuen Führer. Häufig war dieſer der älteſte oder doch einer der älteſten unter den angeſeheneren Stammgliedern, daher der officielle Titel eines ſolchen Anführers Scheich (oder Schêch, Alter); doch war dieſer Geſichtspunkt durchaus nicht immer maßgebend. Da alſo eine Verordnung Gottes, d. h. des Propheten, für den nun eingetretenen Fall nicht vorlag, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß eine Wahl erfolgen mußte, und Wähler konnten nur die Mitglieder der Gemeinde der Gläubigen ſein. Dieſe zu einem ſolchen Acte aus ganz Arabien zuſammenzuberufen konnte niemand einfallen, eine längere Vacanz war außerdem der Lage der Dinge nach ausgeſchloſſen, die Wahl mußte daher jedenfalls von der im Augenblicke des Todes Mohammed's in Medina anweſenden Anzahl von Gläubigen vollzogen werden, die ja auch, weil ſie die älteſten und zuverläſſigſten Anhänger des Propheten einſchloß, als geeignetſte Repräſentation der ganzen Gemeinde gelten durfte. Innerhalb Medinas aber war die Majorität natürlich bei den alten Einwohnern der Stadt, und ſo hielten denn auch die beiden Stämme ſich berechtigt, zuſammenzutreten und die Wahl eines neuen Herrſchers zu berathen. Der angeſehenſte Mann unter den Hülfsgenoſſen war ohne Zweifel Sa'd ibn'Obâda, der Führer der Chazraǵ, der, obwol krank, ſich hatte in die Verſammlung tragen laſſen, und den nunmehr die aus ſeinen Stammesgenoſſen beſtehende Mehrheit der Verſammlung zum Oberhaupt zu wählen beſchloß. Inzwiſchen hatte ſich aber die Nachricht von dem Vorgehen der Anṣâr zu den Mohâǵir und der unmittelbaren Umgebung des Propheten verbreitet, und man eilte auch von dieſer Seite in die Verſammlung, allen voran Abu Bekr und 'Omar, Mohammed's Schwiegerväter, ſowie Abu 'Obeida, einer der erſten Gläubigen und durch ſeine Frömmigkeit angeſehen. In gemäßigter, aber feſter Rede ſuchte Abu Bekr die Anweſenden zu überzeugen, daß bei allen Verdienſten der Medinenſer doch der Nachfolger des Propheten nur aus deſſen Verwandten gewählt werden dürfe, während der gefährliche Vorſchlag,

1) Für die Ausſprache der transſcribirten arabiſchen Namen und Worte ſei bemerkt, daß ' als ein Abſetzen mit der Stimme inmitten des Wortes zu ſprechen iſt, ' den daraus verſtärkten Kehlhauch bezeichnet, der dem hebr. Ajin entſpricht, th iſt das ſcharfe, dh das weiche engliſche th. Ḥ iſt ein ſchärferes h, ch immer hart (wie in auch); ǵ das italieniſche g in giardino; z lautet, wie im Franzöſiſchen, gleich weichem ſ, während letzteres immer ſcharf geſprochen werden muß (Hasan beinahe wie Hassan). Ḳ, Sſ (ß), Ḍ, Ṭ und Ẓ ſind härter und dumpfer als K, D, T, Z; W iſt gleich engl. double u.

Digitized by Google

für jede Gruppe einen beſondern Führer zu wählen, von Omar zurückgewieſen wurde. Kaum wäre es indeß gelungen, den Widerſtand der Hülfsgenoſſen zu beſiegen, wenn dieſe in ſich einig geweſen wären. Aber die Feindſchaft, welche in den Zeiten des Heidenthums zwiſchen den beiden mediniſchen Stämmen geherrſcht hatte, wirkte noch nach, und ſo neigten ſich bald die Aus auf die Seite der Mohâǵir, und als dann auch der in der Nähe Medinas lagernde Stamm Aslam, zu dem inzwiſchen die Nachricht gedrungen war, herbeikam, wandte ſich nach einigen Zwiſchenfällen die Entſcheidung gegen die Chazraǵ; und wenn dabei auch nur mühſam offener Kampf vermieden wurde, ſo war doch die Gefahr der Spaltung beſeitigt und Abu Bekr, mit gleichzeitiger Berückſichtigung der alten Senioratsidee, als alleiniger Nachfolger Mohammed's in Medina allgemein anerkannt.

Dieſe Vorgänge, welche bei dem Mangel einer feſten Erbfolge das maßgebende Präcedens für die ſpäteren Thronwechſel bleiben mußten, bilden für die Geſchichte des Chalifats als Inſtitution ebendeshalb den Schlüſſel. Auch ferner iſt die Wahl der legitime Weg der Uebertragung der Chalifenwürde, auch ferner iſt es die Umgebung des jeweiligen Chalifen, d. h. ſind es nach dem rapiden Anwachſen der dem Islam unterworfenen Gebiete zu einem Weltreich thatſächlich die gerade bei Hofe anweſenden höchſten Würdenträger des Reiches und die obern Befehlshaber des Heeres, welche die Wahl vollziehen, und auch ferner gilt als angemeſſen, von den berechtigt und tauglich erſcheinenden Perſonen eine der älteren zu wählen. Es iſt aber nur zu begreiflich, daß bei den ſich kreuzenden Intereſſen und bei der Dehnbarkeit der eben formulirten Grundſätze die Uebelſtände, denen jedes Wahlkönigthum ſchließlich erliegt, ſich im vorliegenden Falle ganz beſonders ſchnell und empfindlich geltend machten, ſodaß ſchon der zweite Nachfolger Abu Bekr's den Halt verlor und unter dem dritten der Bürgerkrieg ausbrach, aus welchem das Chalifat in ſeinem Weſen ſtark verändert hervorging. Denn die Herrſchaft Mo'âwija's und der von ihm gegründeten Dynaſtie der Omajjaden beruht nicht mehr auf dem Rechtstitel der freien Wahl, ſondern auf einer Uſurpation, welche, wie das römiſche Kaiſerthum, die alten Inſtitutionen nur dem Namen nach beſtehen zu laſſen ſtrebte, in ſich aber nicht ſtark genug war, eine neue Ordnung zu ſchaffen. Da nun der natürliche Wunſch des jeweilig regierenden Chalifen, im Widerſpruch mit der Senioratsidee dem eigenen Sohne die Nachfolge zu ſichern, dazu führte, daß häufig die zur Wahl berechtigten Würdenträger gezwungen wurden, noch bei Lebzeiten des Chalifen einem ſeiner Söhne als Nachfolger zu huldigen, wodurch dann nach dem Tode des erſtern niemand ſich gebunden fühlte, ſo wurde die Wahl bald zu einer Komödie und die Frage nach dem wirklichen Nachfolger zu einer reinen Machtfrage, die nur durch das ſtets nach allen Seiten hin minirende Intriguenſpiel des Hofes gelegentlich verſchoben werden konnte. Das führt natürlich zu einer vollſtändigen Trennung der Intereſſen der Herrſcher von denen des Volkes, und die damit nothwendig erforderte Militärdictatur leitet bei dem immer noch unruhigen und freiheitsbedürftigen Charakter der Araber unter den Abbaſiden zu der Herbeiziehung und bald zur Herrſchaft türkiſcher Prätorianer, denen das Reich ſchließlich erliegt wie das römiſche ſeinen germaniſchen Soldtruppen.

Mit dieſer aus dem Weſen des Wahlkönigthums folgenden Entartung wirken nun aber, in ihren Sphären noch mächtiger, zuſammen die nationalen und religiöſen Gegenſätze, welche ſich raſch in dem ungeheuern Völkergemiſch des Chalifenreiches geltend machen, und deren Entwickelung, die identiſch iſt mit der Entwickelung des geiſtigen Lebens unter dem Chalifate überhaupt, in großen Zügen voranzuſtellen geboten ſcheint, um nicht über den einzelnen Thatſachen den Zuſammenhang zu verlieren; auf Details der Lehrmeinungen laſſen wir uns hier indeß nicht ein; ſiehe darüber den Art. Mohammedanismus, bezw. die betreffenden Einzelartikel.

Die älteſten Gegenſätze innerhalb der Scharen der Anhänger Mohammed's wurzeln noch in den Verhältniſſen, wie ſie ſich in der letzten Zeit ſeines Lebens entwickelt hatten. Mohammed war je mehr und mehr aus einem religiöſen Fanatiker ein politiſcher Kopf geworden, und nach der friedlichen Einnahme von Mekka hatte er im eifrigen Beſtreben, die Ariſtokratie dieſer ſeiner Vaterſtadt definitiv an ſeine Sache zu feſſeln, die angeſehenſten unter ſeinen früheren Gegnern mit Wohlthaten überhäuft, die von den uneigennützigeren Bekennern der von ihm geſtifteten Religion nicht mit günſtigen Augen angeſehen werden konnten. Als nach ſeinem Tode der Islam unter Abu Bekr mit dem wieder losbrechenden Beduinenthum um ſeine Exiſtenz, unter Omar mit Perſien und Byzanz um die Weltherrſchaft zu kämpfen hatte, blieb der Gegenſatz zwiſchen den Frommen und Weltlichen ohne erhebliche Aeußerung; als mit 'Othman, der ſelbſt der alten mekkaniſchen Ariſtokratie angehörte, die Weltlichkeit zur Corruption des Islam zu führen drohte, antwortete die orthodoxe Partei mit der Ermordung des Chalifen. Während nun aber in Medina die Orthodoxen mit den perſönlichen Anhängern Ali's ſich verbanden, hatte die weltliche Partei bereits einen von dem ſchlauen Mo'âwija bereiteten neuen Stützpunkt in Syrien gefunden. Es kam zum Bürgerkrieg; die Wendung desſelben veranlaßte Ali, Verhandlungen mit Mo'âwija anzuknüpfen — hierin aber erblickten die Frommen eine Voranſtellung ſeiner perſönlichen Intereſſen unter Vernachläſſigung der Sache Gottes; die meiſten derſelben verließen zuſammen mit andern Unzufriedenen ſein Lager und nahmen ſofort eine feindſelige Haltung gegen ihn ein. Zwar gelang es Ali, den größeren Theil der Ausgewichenen (Châriǵis, oder mit dem arabiſchen Plural Chawâriǵ; gut überſetzt Dozy: „Nonconformiſten") zu zerſtreuen und den Kern derſelben, eben jene frommen und ſtarkgläubigen Gegner aller weltlichen Ehrſucht, zu vernichten; aber ihre puritaniſch-demokratiſchen Grundſätze verbreiteten ſich raſch und die Sekte erwuchs bald zu einer Macht, welche in einer Reihe der gefährlichſten Aufſtände nicht wenig zur Untergrabung der bald nachher aufkommenden Omajjaden-Herrſchaft beitrug, und, als durch verſprengte Chariǵiten

Digitized by Google

die Lehre zu den Berberſtämmen Nordafrikas getragen wurde, deren Widerwille gegen die arabiſche Herrſchaft mit ausgeprägt demokratiſcher Geſinnung verbunden war, in gleich heftigen Empörungen die Losreißung dieſer Länder vom Chalifate vorbereitete. Die Chariğiten erſcheinen ſomit als eine politiſch-religiöſe Sekte, die in den Berberländern dann auch einen nationalen Gegenſatz auszudrücken anfängt.

Umgekehrt iſt der nationale Gegenſatz für unſere Anſchauung die Hauptſache bei der zweiten, dem Chalifate gefährlichen Sekte, den Schiiten (Schi'a, Anhängerſchaft, nämlich Ali's), wenngleich die Aeußerungen ihres Gegenſatzes zu den jeweiligen Regierungen ſich durchweg in das Gewand des Legitimismus kleiden, ſodaß man zunächſt allerdings einen Schiiten als einen Muslim definiren kann, der die Uſurpation des Chalifates durch Mo'âwija nicht anerkennt, ſondern den Imâm, in dem er ſein religiöſes und politiſches Oberhaupt zu verehren hat, nur in einem Mitgliede der Familie Ali's, des Schwiegerſohnes des Propheten, erkennen darf. Muß er ſich der weltlichen Macht beugen, ſo weicht er eben nur der Gewalt und bequemt ſich zu äußerlichem Gehorſam, aber Imâm, Vorſteher (nämlich der religiöſen Gemeinſchaft der Gläubigen) iſt für die ſtrengeren Schiiten der erſten Zeit nur der jedesmal berechtigte Nachkomme der Fâtime (Ali's Gattin, Tochter des Propheten, von welcher allein directe Nachkommen des letztern vorhanden ſind), für die weniger ſtrengen ein Nachkomme Ali's von ſeinem Sohne Mohammed ibn el-hanafijja, den ihm eine andere Frau geboren hatte. Je nach den vielfach zweifelhaften und einander widerſprechenden Stammbäumen theilen ſich nun beſonders ſpäter die Schiiten in verſchiedene Einzelſekten, von denen die Ismaeliten (ſ. d.) mit den aus ihnen hervorgegangenen Karmaten (ſ. d.) dem Chalifate am furchtbarſten geworden ſind; daß aber die allen gemeinſame Idee der Legitimität in ſo hartnäckiger und ausgedehnter Weiſe durch Jahrhunderte fortgewirkt hat, kommt ſchließlich doch nur daher, daß der nationale Gegenſatz der Perſer gegen das Araberthum ſeinen Ausdruck in dieſer Idee ſuchte und fand. Daß dies geſchah, iſt nun freilich kein Zufall. Dem Perſer, der durch ſeine ganze bisherige Geſchichte in ſeinem Schah einen halben oder ganzen Gott zu ſehen gewöhnt war, der nur der Sohn eines Gottes ſein und ſeine Göttlichkeit nur ſeinem Sohne hinterlaſſen konnte, mußte die Idee, eine ſolche Gottheit durch Wahl herzuſtellen, abſurd erſcheinen. Die erſten vier legitimen Chalifen konnte er als nächſte Verwandte des Propheten ſelbſt allenfalls anerkennen, obwol ſchon dem dritten derſelben der perſiſche Dolch den Lebensfaden durchſchnitt, und ſpäter auch Abu Bekr, Omar und Othman von den Schiiten verworfen wurden, aber in Mo'âwija, dem Sohne von Mohammed's ärgſtem Feinde, den rechtmäßigen Herrſcher anerkennen — dazu konnte er ſich nicht herbeilaſſen. So war eigentlich jeder Perſer geborener Schiit, und als nach dem gewaltſamen Tode Ali's und dem Ende ſeiner Söhne Haſan und Huſein der Sache der Legitimität die thatſächliche Vertretung durch einen Prätendenten fehlte, war die heimliche Sektenbildung an ſich ſchon dem lügneriſchen perſiſchen Charakter die entſprechendſte Form des Parteiweſens, ſofort gegeben. Je größer aber die Erfolge derſelben waren, je mehr ſie Ausdruck des nationalen Elements wurde, um ſo heftiger mußten auch offene Ausbrüche erfolgen, ſobald die politiſche Lage ſolchen Ausſicht auf Erfolg gewährte; und ſo löſen ſpäter die Schiiten die Chariğiten in der Rolle der nie raſtenden, bald minirenden, bald Fuge auf Fuge der einzelnen Beſtandtheile des Reiches ſprengenden Aufrührer ab; ja man könnte vielleicht mit Rückſicht auf den ausgeſprochen demokratiſchen Charakter der Karmatenempörungen in gewiſſer Beziehung ſagen, die Chariğiten ſeien in die Schiiten aufgegangen — trotzdem beide Sekten von diametral entgegengeſetzten Ideenkreiſen aus ſich entwickelt haben.

Weniger direct politiſche Wirkung, aber ebenfalls großen Einfluß auf die Entwickelung des Chalifates haben die Sekten rein religiöſen Charakters ausgeübt, nicht nur weil in dieſen das geiſtige Leben der islamiſchen Völker ſeinen nächſten und mächtigſten Ausdruck gefunden hat, ſondern auch weil der Chalife als Stellvertreter des Propheten die weltliche und kirchliche Obergewalt in ſeiner Perſon verbindet. Je nach den Zeitläuften oder den perſönlichen Neigungen der verſchiedenen Herrſcher tritt bald die eine, bald die andere ſeiner beiden Functionen beſonders hervor; ſuchten die erſten beiden legitimen Chalifen auch in dieſer Beziehung in Mohammed ihr alleiniges Vorbild und waren ſie ebenſowol die erſten der frommen Muslime als die Herrſcher des ſich mächtig ausdehnenden Reiches, und iſt Othman überhaupt als Herrſcher nicht ernſt zu nehmen, ſo mußte doch bereits Ali trotz ſeiner unbezweifelten Gläubigkeit der Politik mehr ſich anbequemen, als nach Anſicht der Frommen dem Nachfolger des Propheten zuſtand, und die Omajjaden ſind, eigentlich nur mit einer einzigen Ausnahme, rein weltliche, und zwar ſehr weltliche Herrſcher, wenn ſie ſich meiſt auch der unbequemen Form fügen, am Freitage in der Moſchee vorzubeten, wie es einſt Mohammed gethan: es war doch bei der unlöslichen Verbindung, in welche die geiſtliche und die politiſche Führerſchaft durch den Propheten gekommen war, zu gefährlich, eine der beiden Functionen oſtenſibel ruhen zu laſſen. Auch die erſten Abbaſiden, obwol beiweitem gebildetere Leute als die noch wenig civiliſirten Omajjaden, machten ſich nicht viel aus ihrem religiöſen Principat, und erſt mit dem Erlahmen des weltlichen Armes zogen die Chalifen der ſpäteren Jahrhunderte ſich mehr und mehr auf die geiſtliche Würde zurück, welche die Uſurpatoren und Territorialherren ihnen des gläubigen Volkes wegen pro forma gern überließen, die aber praktiſch eben auch in nichts anderm beſtand als in der ehrenvollen Nennung ihrer Namen beim Gottesdienſt. Selbſt aber in den beſſeren Zeiten der weltlichen Herrſchaft konnte es ja nicht gleichgültig ſein, wie die Regierung, wenn auch aus Laune oder aus politiſchen Gründen, ſich zu den verſchiedenen Strömungen des religiöſen Lebens ſtellte, und umgekehrt übten auch die religiöſen Anſchauungen größeren Einfluß

Digitized by Google

auf die Politik aus, als man auf den erſten Blick anzunehmen geneigt iſt: gewiß wäre das Ende der Abbaſidenherrſchaft noch früher dageweſen, hätte nicht Mutawakkil ſich in die Arme der Orthodoxie geworfen.

Man kann die geiſtige Entwickelung des Orients unter den Chalifen kurz in drei Perioden einbegreifen: die eine umfaßt das Erwachen des religiöſen und philoſophiſchen Denkens, welches ſich in Verbindung mit dem weltlichen Charakter der Omajjadenherrſchaft vollzieht, während die harmloſe Altgläubigkeit in den gebildeteren Kreiſen der meiſten Länder den Boden verliert; die zweite führt den Rationalismus auf den Gipfel der Macht, zwingt aber dadurch die Altgläubigkeit, ſich im Gebrauche der dialektiſchen Waffen der Gegner zu üben und dann, zunächſt auf die Maſſen des ungebildeten Volkes ſich ſtützend, den Kampf auf das eigene Gebiet der wiſſenſchaftlich gebildeten Rationaliſten zu ſpielen; die dritte führt den Sieg der durch dieſen Umwandlungsproceß aus der Altgläubigkeit hervorgegangenen ſcholaſtiſchen Orthodoxie über den Rationalismus, damit aber das allmähliche Abſterben geiſtigen Strebens und Lebens herbei.

Der *Urſprung des Rationalismus* iſt in den Widerſprüchen zu ſuchen, an denen der Koran, das Werk eines religiös erregten, aber im abſtracten Denken gänzlich ungeübten Mannes, ſo reich iſt. Insbeſondere leidet ſein Gottesbegriff an ſtarken und miteinander gänzlich unvereinbaren Schwankungen: einerſeits wird Gott allem Menſchenweſen direct entgegengeſetzt, von allem Menſchlichen möglichſt weit entfernt, an andern Stellen dagegen, wo der Verſuch gemacht werden muß, eine poſitive Anſchauung vom Weſen Gottes zu geben, kann ſich der Prophet nicht über die gröbſten anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen erheben. Die Erkenntniß dieſes und anderer Widerſprüche im Verein mit der Reaction der weltlichen Omajjadenperiode gegen die Altgläubigkeit der erſten Zeiten führte zur Bildung von Sekten, als deren Hauptrepräſentanten die *Mu'taziliten* (ſ. d.) gelten, und die im allgemeinen den Verſuch darſtellen, zwiſchen Dogma und Vernunft eine mehr oder weniger leidliche Vermittelung herzuſtellen; einen Verſuch, bei dem zuerſt der Verkehr mit ſyriſchen Chriſten, ſpäter die Bekanntſchaft mit griechiſcher Philoſophie nicht ohne Einfluß waren. Solange die Chalifen weltlich geſinnt blieben, konnten dieſe Rationaliſten meiſt ungeſtört ihren Beſtrebungen nachgehen, und ihre Erfolge waren, wenigſtens in den gebildeteren Kreiſen, beträchtlich, vorzüglich als ſie unter dem Einfluſſe der griechiſchen Philoſophie geübte Dialektiker geworden waren, denen gegenüber die in getreulicher Weiterüberlieferung der Tradition aufgehenden Orthodoxen eine klägliche Rolle ſpielten; ja unter Ma'mûn erreichten ſie es, gerade wie ſtellenweiſe die Arianer am byzantiniſchen Hofe, daß ihre Lehre von dem Chalifen als die rechtgläubige anerkannt und ihre Befolgung anbefohlen wurde.

Es iſt indeß nicht die antiorthodoxe Geſinnung der Chalifen und ihres lebensluſtigen Hofes allein, welche den Rationalismus zu ſolcher Blüte entwickelt hat. Mit der Uebertragung der Herrſchaft auf die Abbaſiden, welche ſich während des Bürgerkrieges hauptſächlich auf die perſiſche Nationalität ſtützen, geht naturgemäß der Primat innerhalb des Chalifenreiches von den Arabern auf die gemäßigteren Elemente unter den Perſern über. Perſiſche Bildung und Feinheit civiliſirte gründlicher den bisher nur mit äußerm Glanze übertünchten Hof, während das ebenfalls dem alten Saſſanidenreiche angehörende ſyriſche Element die Schätze griechiſcher Wiſſenſchaft allen nach Bildung Strebenden bereitwillig vermittelte. Beide Factoren aber mußten dem orthodoxen Islam naturgemäß feindlich gegenübertreten, der ſich weder mit dem theils weltlichen theils pantheiſtiſchen Perſerthum, noch gar mit Philoſophie oder Naturwiſſenſchaft vertragen konnte: ſo wirken eine Weile gerade die tüchtigſten und geiſtig bedeutendſten Kräfte zuſammen, an die Stelle des beſchränkten Dogmas freies Denken und wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu ſetzen.

Lange konnte indeß dieſer erfreuliche Zuſtand nicht fortdauern. Mehr und mehr hatten bereits die Chalifen den Halt in der Maſſe des Volkes verloren, mit der ſie kein inneres Band mehr zuſammenknüpfte und der ihre Begünſtigung der Perſer ebenſo anſtößig war als ihre Abneigung gegen die Altgläubigen; war die Bevölkerung Bagdads wie anderer großer Städte auch längſt keine rein arabiſche mehr, ſie erhob doch den Anſpruch, das Araberthum und die gläubige Gemeinde zu repräſentiren, und lieh begierig denen ihr Ohr, welche die Verachtung der Religion ſeitens der Gebildeten rügten und die Wiederherſtellung der reinen Lehre forderten. Dieſe frommen Wühlereien, von den rationaliſtiſchen Hoftheologen durch übel angebrachte Verfolgungen der Orthodoxen nur noch mehr geſchürt, waren um ſo gefährlicher, je mehr der Pöbel von Bagdad die Bezeichnung eines der turbulenteſten verdient, welchen je eine große Stadt hervorgebracht hat. Da nun die gemäßigten perſiſchen Elemente allein auf die Dauer das Chalifat zu ſtützen nicht ſtark genug waren, die übrige Mehrzahl der Perſer aber dem Schiitismus verfallen war, ſo verſuchte es *Mu'taßim* zuerſt mit größeren Scharen *türkiſcher* Prätorianer. Aber dieſe in ihren Conſequenzen ſo verderbliche Wendung war nur das Vorſpiel zu einer andern, welche unter *Mutawakkil* den Anfang auch des geiſtigen Verfalles bezeichnet: der Chalife warf ſich in der Abſicht, in den Maſſen neuen Halt, vielleicht auch ein Gegengewicht gegen die bereits gefährlich werdende türkiſche Armee zu finden, den Orthodoxen in die Arme, und als dieſe bald nachher auch durch den zur Rechtgläubigkeit bekehrten Mu'taziliten *El-Aſch'ari* gelernt hatten, ſich der Dialektik der Gegner zu bedienen, begann ein Kampf zwiſchen beiden religiöſen Parteien, deſſen Ausgang trotz der mannhafteſten Haltung der Freiſinnigen nach Lage der Dinge nicht zweifelhaft ſein konnte. Jahrhundertelang gibt es noch Mu'taziliten, ja heutzutage lieben es freiſinnigere Mohammedaner Indiens, ſich als deren Nachfolger zu bezeichnen, aber einen maßgebenden Einfluß haben ſie auf die Geſtaltung des geiſtigen Lebens nicht mehr. Der Verſuch, zwiſchen dem Koran und der Vernunft eine Vermittelung herzuſtellen, iſt geſcheitert; die wiſſenſchaftliche Begabung, welche ſich an grammatiſchen oder theologiſchen Spitz-

Digitized by Google

findigkeiten oder an geiſtloſer Polyhiſtorie nicht genügen laſſen will, ſieht ſich von nun an gezwungen, einſame Pfade zu gehen, ihr Beſtes zu verſchweigen oder in äußerlich unanſtößige Zweideutigkeiten zu hüllen; nur die reinen Erfahrungswiſſenſchaften, die mit dem Dogma nicht ſo leicht zuſammengerathen, folgen noch eine Weile dem unter Ma'mûn gegebenen Anſtoß, bis auch ſie von der allgemeinen Erſtarrung ergriffen werden.

Der langſame Vollzug dieſes Erſtarrungsproceſſes gehört nun bereits in die Periode der an die Stelle des weltlichen Armes der Chalifen tretenden Territorialherrſchaft und hat uns ſomit hier nicht weiter zu beſchäftigen; wir ergänzen nur noch den allgemeinen Ueberblick über die Entwickelung des geiſtigen Lebens unter dem Chalifat, zu welchem ſich uns die Darlegung der nationalen und religiöſen Gegenſätze erweitern mußte, durch eine kurze Bemerkung über die poetiſchen Leiſtungen der berührten Epochen. Sie ſchließen ſich genau der allgemeinen Entwickelung an: unter den Omajjaden zeigen ſie ſich als Fortſetzung der alten heidniſchen Wüſtenpoeſie, der man von einem irgend tiefer gehenden Einfluß des Islam nichts anmerkt; unter den Abbaſiden führt die perſiſche Feinheit zu einer eleganten, geiſtreichen, etwas gezierten Hofpoeſie, deren Hauptvorzug mehr Bildung als Tiefe iſt, die ſich aber in erſterer Beziehung oft zu hohem Reize ausgebildet zeigt (vgl. Loth, Ueber Leben und Werke des 'Abdallah Ibn ul Mu'tazz, Leipzig 1882, S. 44 fg.). Die Entwickelung der übrigen, insbeſondere der hiſtoriſchen Literatur hängt, ſoweit ſie nicht im Banne der theologiſchen Intereſſen ſteht, mit den allgemeinen geiſtigen Strömungen nicht ſo unmittelbar zuſammen.

Wir gehen nunmehr zu einem Ueberblick über die Geſchichte der einzelnen Chalifen über. Sie gliedert ſich den drei Dynaſtien genau parallel in drei Epochen: die der vier legitimen Chalifen (al-chulafâ'u-rrâschidûna) — Ueberwältigung der nach Mohammed's Tode eintretenden heidniſchen Reaction, Eroberung Perſiens und der byzantiniſchen Provinzen, Organiſation des Reiches; die der Omajjaden — Fortſetzung der Eroberungen, allmähliche Aſſimilation der unterworfenen Völker, gleichzeitig aber Beginn der politiſchen und religiöſen Sektenbildung und im allgemeinen der Reaction der einzelnen Nationen gegen das Araberthum; die der Abbaſiden — Concentration der Staatsgewalt und Centraliſation des Weltreiches nach dem Muſter des altaſiatiſchen Despotismus unter perſiſchem Einfluß, Entartung zur Militärdictatur, Verfall und Untergang durch Prätorianerwirthſchaft unter Mitwirkung der oben entwickelten religiöſen und nationalen Gegenſätze.

Die allgemeine Unterwerfung der arabiſchen Stämme unter die Herrſchaft Mohammed's war ſchon vor ſeinem Tode nicht von Dauer geblieben. Einerſeits wurden die religiöſen Pflichten, noch mehr die Steuern, welche das Geſetz des Islam auferlegte, von der keinerlei religiöſem Intereſſe zugänglichen Mehrzahl der Stämme als drückende Laſten empfunden, andererſeits war der Erfolg des Propheten ein allzu glänzender, als daß nicht mehr als Einer auf den Gedanken hätte kommen ſollen, ebenfalls einer ſo vielverſprechenden Carrière ſich zu widmen. So erklären ſich das Auftreten und die im Anfange beträchtlichen Fortſchritte der Concurrenzpropheten (über welche das Nähere im Art. Mohammed zu finden iſt); aber von dieſen ganz abgeſehen war es bei dem perſönlichen Charakter von Mohammed's Herrſchaft und dem von ihr nur für den Augenblick bewältigten eiferſüchtigen Freiheitsdrange der arabiſchen Stämme ſelbſtverſtändlich, daß die Nachricht ſeines Todes das Signal zu einem allgemeinen Aufſtande ſämmtlicher Stämme Arabiens wurde: treu blieben allein die Bewohner des Higâz (Nordweſtarabiens), der Wiege des Islams, welche theils wirkliche Gläubigkeit, theils der eigene Vortheil zur Vertheidigung des Glaubens wie der Herrſchaft ihrer Landsleute über ganz Arabien antrieb. Bei der geringen Anzahl dieſer Stämme, die zudem erſt nach und nach ſich um den Chalifen ſcharen konnten, ſchwebte derſelbe einige Zeit in großer Gefahr, da Medina bald von Aufſtändiſchen ernſtlich bedroht wurde. Abu Bekr war aber gerade der rechte Mann, dieſe Gefahr zu beſchwören. Sein Glaube an die Göttlichkeit der Lehre Mohammed's blieb nach dem Tode des Propheten felſenfeſt, wie er vom erſten Auftreten deſſelben an durch Jahrzehnte der Prüfung ſich bewährt hatte: während ſelbſt der ſonſt ſo energiſche und unbeugſame Omar rieth, für die Treue einiger centralarabiſcher Stämme den von dieſen geforderten Preis einer Steuererleichterung zu bewilligen, erklärte der Chalife, er werde unter keinen Umſtänden auch nur ein Titelchen von den Verordnungen des Propheten zurücknehmen; ja er entblößte im gefährlichſten Momente ſogar die Reſidenz faſt von ſämmtlichen daſelbſt vorhandenen Truppen, weil dieſelben kurz vor Mohammed's Tode von dem Propheten zu einer Expedition an die ſyriſche Grenze beſtimmt worden waren. Allerdings beſtand dieſe Abtheilung größtentheils aus Medinenſern, welche aus Anlaß der bei der Chalifenwahl vorgefallenen Ereigniſſe von keinem guten Geiſte erfüllt waren; trotzdem glich es einer Tollkühnheit, in einem ſolchen Moment die Stadt ihrer natürlichen Vertheidiger zu berauben. Aber gerade dieſe keinen Augenblick wankende Sicherheit des Vertrauens auf den göttlichen Beiſtand, welche alle Rückſichten irdiſcher Klugheit verachtet, war es, welche gegenwärtig noththat: ſo verſetzt der Glaube Berge, indem er die Herzen der Menſchen durch die Vorausſetzung des ſcheinbar Unmöglichen als eines Selbſtverſtändlichen gegen jede Schwäche feit. Es gelang, den übereilten Angriff einer unzulänglichen Rebellenſchar auf die Stadt abzuweiſen, einige in der Nähe verſammelte Stämme zu überrumpeln, und damit war der Erfolg für die Waffen der Gläubigen geſichert. Die treugebliebenen Stämme des Higâz trafen allmählich ein, die ſyriſche Expedition kehrte von ihrem nur der Züchtigung einiger unbedeutender Grenzſtämme gewidmeten Streifzuge zurück; mit dem Siege wuchs die Zuverſicht der Truppen, während Zwieſpalt in die ohnehin aufeinander nach altarabiſcher Weiſe eiferſüchtigen Rebellenſtämme eindrang. So konnte es gelingen, die einzelnen Herde des Aufſtandes zu dämpfen, bevor noch ein ge-

Digitized by Google

meinſamer Vorſtoß der abgefallenen Maſſen überhaupt vorbereitet war. Abu Bekr war von Natur ein gemäßigter, keineswegs zur Grauſamkeit neigender Mann: aber der Aufſtand war ein zu allgemeiner, den Glauben in ſeinem ganzen Beſtande zu gefährlich bedrohender geweſen, als daß er nicht hätte Vorſorge tragen müſſen, eine Wiederkehr deſſelben gründlich unmöglich zu machen. So kannten die Befehlshaber der moslimiſchen Heere keine Gnade; insbeſondere der blutdürſtige Châlid, „das Schwert Gottes“, der genialſte Feldherr und größte Wütherich ſeiner Zeit, erſäufte in Centralarabien, wo er den anfangs ſehr erfolgreichen Gegenpropheten Moſailima vernichtete, den Aufſtand im Blute, und auch im Nordoſten und Südweſten wurden die abtrünnigen Stämme erbarmungslos decimirt. Wer übrigblieb, dachte für die ganze Folgezeit allerdings nicht mehr daran, dem Islam zu widerſtreben und nahm ihn unterwürfig an — freilich war dieſe Bekehrung faſt überall eine rein äußerliche, wie ſie es ja auch bei der Mehrzahl der Mekkaner geweſen war, und vermöge der in den weiteſten Kreiſen der Gemeinde verbreiteten religiöſen Indifferenz wie des Haſſes gegen die frommen Theilnehmer an jenen Executionen konnte ſpäter unter den Omajjaden das latent gebliebene Heidenthum gerade an den nächſten und eifrigſten Gefährten des Propheten grimmige Rache üben.

Einſtweilen wurden die wieder zuſammengefaßten Kräfte Arabiens nach außen entfeſſelt. Es kann kaum zweifelhaft erſcheinen, daß bereits Mohammed, mochte er im Anfange ſich nur zur Predigt des wahren Glaubens unter den Arabern berufen glauben, gegen das Ende ſeiner Laufbahn bereits die Ausdehnung des Islam über die Grenzen der Halbinſel hinaus ins Auge gefaßt hatte; es war ja zu einer feindlichen Berührung mit den Byzantinern ohnehin bereits gekommen. Für ſeine Nachfolger waren noch mehr als für ihn Eroberungszüge nach außen das nächſtliegende, ja einzige Mittel, den arabiſchen Stämmen, die untereinander ſich nicht mehr bekriegen durften, die nöthige Bewegung und den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen. Daß freilich dieſe Eroberungszüge binnen wenigen Jahren zur Unterwerfung der halben Welt führen würden, wird kaum jemand damals vorausgeſehen haben. Allerdings hatte der Araber längſt aufgehört, den Byzantiner oder den Perſer zu fürchten, nachdem beide in ihren endloſen Kriegen um den Beſitz Armeniens und Meſopotamiens ihn wechſelsweiſe zum Schutz ihrer Grenzen wie zur Schädigung des Gegners heranzuziehen begonnen und ihn daran gewöhnt hatten, die Grenzlande beider Reiche als Schauplatz lohnender Beutezüge anzuſehen; daß aber jene jahrhundertelangen, aufreibenden Kämpfe einerſeits, innere Zwiſtigkeiten, Unbotmäßigkeit der Statthalter, Unterdrückung der Maſſen, Verkommenheit der kirchlichen Verhältniſſe andererſeits die Leiſtungsfähigkeit der zwei ſcheinbar ſo ſtarken Großmächte gänzlich erſchöpft hatten, konnte niemand wiſſen. Aber mit derſelben ſichern Kühnheit, welcher die Unterjochung der empörten Beduinenſtämme gelang, warf der Chalife ſeine Reiterſcharen faſt gleichzeitig auf das perſiſche Babylonien und das byzantiniſche Syrien: im März 633 erhielt Châlid ibn el Walîd, kaum nachdem er die Unterwerfung Centralarabiens vollendet, den Befehl, in das ʿIrâk (Babylonien) einzudringen, und kaum ein Jahr ſpäter wurden drei andere Feldherren mit weitern Scharen gegen die byzantiniſche Grenze geſchickt (ſ. weiter unten). Abu Bekr erlebte noch die erſten Erfolge auf beiden Kriegsſchauplätzen und konnte, als er am 21. Gumâdâ II. des Jahres 13 (22. Aug. 634) in einem Alter von 63 Jahren ſtarb, mit dem Bewußtſein ſcheiden, den Islam, deſſen erſter Bekenner er geweſen war, gerettet und auf die Bahn des Sieges geleitet zu haben. Er war ein in jeder Beziehung achtungswerther Mann geweſen, und ohne ſeinen aufrichtigen und unerſchütterlichen Glauben wäre die Sache des Islam zu Mohammed's Lebzeiten wie nach ſeinem Tode mehr als einmal verloren geweſen. Für die Organiſation des nun in ungeahnter Schnelle ſich über ganze Länder ausdehnenden Reiches indeſſen, wie für die machtvolle Zügelung und Leitung der allerorten thätigen und immer ſelbſtbewußter wirkenden militäriſchen Kräfte bedurfte es eines ebenſo feſten Charakters, gleichzeitig aber eines überlegenen Kopfes und eines rückſichtsloſen Willens: es war das letzte große Verdienſt, welches ſich Abu Bekr um den Islam erwarb, daß er den rechten Mann für die Zeitlage in ʿOmar erkannte und veranlaßte, daß noch vor ſeinem Ende dieſem als ſeinem Nachfolger von den angeſehenſten Männern gehuldigt wurde.

ʿOmar, der zweite Schwiegervater des Propheten und ſein wie Abu Bekr's erſter Rathgeber, hatte ſchon bisher bei weitem den meiſten Einfluß auf die Leitung der Dinge ausgeübt, und ſelbſt ʿAlî, der als Schwiegerſohn des Propheten die nächſte Anwartſchaft auf die Nachfolge zu haben glauben durfte, erkannte rückhaltslos die getroffene Wahl an. Wie ʿOmar mit echt ſtaatsmänniſchem Sinne ſeine organiſatoriſche Aufgabe löſte, wird ſich ergeben, nachdem wir zunächſt im Zuſammenhange die Geſchichte der Eroberung Perſiens und Syriens überblickt haben werden.

Châlid hatte ſich zu Anfang des 12. Jahres der Hidſchra (März 633) mit 2000 Mann von Centralarabien aufgemacht, dieſelben unterwegs auf 18,000 verſtärkt, an der Grenze Muthanna noch weitere 8000 an ſich gezogen, und brach nun, als der perſiſche Feldherr Hormuz ſeine Aufforderung, ſich zum Islam zu bekehren, ablehnte, an der Südweſtecke des ʿIrâk (nicht weit von der Euphratmündung) in das perſiſche Gebiet ein. Er ſchlug zuerſt den Hormuz (in der „Kettenſchlacht“, nach der Tradition ſo genannt, weil ſich die Perſer mit Ketten aneinandergebunden hatten), dann mehrere andere Feldherren und eroberte alles weſtlich vom Euphrat gelegene Land, nahm die Stadt Anbâr (gerade dem ſpäteren Bagdad gegenüber am Euphrat) und ließ, als er um die Mitte des Jahres 13 (634) mit 3000 Mann zur ſyriſchen Armee abberufen wurde, den Muthanna als Oberbefehlshaber zurück. Derſelbe war indeß nicht im Stande, mit dem geſchwächten Heere die gemachten Eroberungen zu behaupten, ſondern erſchien kurz vor dem Tode Abu Bekr's perſönlich in

Digitized by Google

Medina, um Verſtärkungen zu erbitten, ohne welche die Muslime ſich kaum noch an der Grenze des perſiſchen Gebietes halten konnten. Omar, der um dieſe Zeit zur Regierung kam, ſandte ſofort den Abu'Obeid mit einigen tauſend Mann ab, der in der That, nachdem er den Oberbefehl übernommen, ſich des erwähnten Landſtriches von neuem bemächtigte, aber ſo leichtſinnig war, angeſichts des auf dem öſtlichen Ufer des Euphrat lagernden perſiſchen Heeres den Fluß zu überſchreiten. Er büßte ſeine Tollkühnheit mit dem Leben und einer Niederlage, die um ſo blutiger wurde, als einer ſeiner Stammgenoſſen, um die Muslime zum Verzweiflungskampf zu nöthigen, die Brücke abſchneiden ließ; hätte ſie nicht noch in der Eile wiederhergeſtellt werden können, ſo wäre das ganze Heer in den Fluß geworfen worden („Brückenſchlacht", wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 13, etwa October 634). Muthanna, der den Rückzug gedeckt hatte, vermochte indeß ſich wenigſtens auf dem Weſtufer zu halten und ſogar einige kleine Erfolge zu erringen, da ein hinter dem Rücken des perſiſchen Heeres ausgebrochener Aufſtand den größten Theil deſſelben zur Umkehr genöthigt hatte. Inzwiſchen ſandte Omar neue Verſtärkungen, mit welchen Muthanna kaum zwei Monate nach der Brückenſchlacht die Perſer wiederum am Euphrat beſiegte und ſich damit den Weg über den Fluß bahnte. Die Streifzüge, mit welchen die Muslime nun das Land zwiſchen Euphrat und Tigris heimſuchten, erreichten aber ein ſchleuniges Ende, als der junge und thatkräftige Jezdegerd III. nach Niederwerfung ſeiner Gegner alle Kräfte aufbot: vor den andringenden perſiſchen Heeren mußte ſich Muthanna eilend bis an die Wüſte zurückziehen; kurz nachher ſtarb er an einer Wunde. Da Omar einſah, daß ganz beſondere Anſtrengungen nöthig ſeien, um einen dauernden Erfolg zu erreichen, ſammelte er durch beſondere Aufrufe über 30,000 Mann neuer Truppen, welche etwa im Anfange des Jahres 14 (März 635) unter dem Oberbefehl des Sa'd ibn Abi Wakkâß nach dem Irak aufbrachen, bei Kadeſia, einem perſiſchen Grenzorte, ſich lagerten und von da aus die Länder weſtlich des Euphrat von neuem beunruhigten. Ruſtem, der erfahrene Feldherr, der unter Jezdegerd das Commando führte, wollte die Araber hinter dem Euphrat erwarten, wie bei der Brückenſchlacht, aber der feurige Jezdegerd drängte zur Befreiung des Weſteuphratlandes, ſetzte über den Strom und griff die Muslime bei Kadeſia an. In viertägigem heißem Kampfe, während deſſen die Araber noch durch die Rückkehr der im vorigen Jahre nach Syrien abgegebenen Truppen verſtärkt wurden, und in welchem Ruſtem ſelbſt das Leben verlor, wurden die Perſer entſcheidend geſchlagen (wahrſcheinlich im Jahre 14, etwa Mitte 635). Unermeßliche Beute und alles Land zwiſchen Euphrat und Tigris fielen den Muslimen in die Hände, deren Verluſte indeß auch ſo empfindlicher Art waren, daß ſie vor dem Weiterrücken die Euphratlinie durch Einnahme der Feſtungen Hira und Obolla (des alten Apologos) ſowie durch Anlage der ſpäter ſo berühmten Stadt Baßra (ungenau Baſſora, Balſora) in der Nähe der Mündung des Euphrat zu ſichern ſich genöthigt ſahen. Dann erſt (in der zweiten Hälfte des Jahres 15, etwa Ende 636) gingen ſie weiter öſtlich und überſchritten, da Jezdegerd ſeine Hauptſtadt Madâïn (Kteſiphon) nicht zu halten vermochte, widerſtandslos den Tigris, bemächtigten ſich der Reſidenz mit allen ihren Schätzen und verfolgten die Perſer bis in die Nähe des mediſchen Gebirgslandes: die ungeheure Beute wurde, nach Abzug des für den Staatsſchatz beſtimmten Fünftels (ſ. unten), vertheilt. In Kteſiphon bleiben durften aber die Araber nicht, ſondern als Hauptquartier und Regierungsſitz für die neueroberten Länder wurde, vermuthlich gegen Ende 15 oder Anfang 16 (637; nach einigen 2—3 Jahre ſpäter) weſtlich vom Euphrat (nördlich vom jetzigen Meſchhed Ali) die Stadt Kufa gegründet, die ſich bald, ihrer Lage und den Verhältniſſen entſprechend, mit Schaaren von Arabern, Perſern, Syrern, Muslimen, Heiden, Juden und Chriſten bevölkerte, und deren Bewohnerſchaft ſchon nach wenigen Jahren ſich als die unzuverläſſigſte und wankelmüthigſte, daneben aber unruhigſte und empöreriſcheſte des ganzen islamiſchen Ländergebietes zeigte: ſie hat demgemäß viel Unheil geſtiftet und erlitten.

Die nach der Eroberung von Kteſiphon eingeleitete Verfolgung Jezdegerd's erreichte, nach einigen Rückzugsgefechten, ihr vorläufiges Ende mit der Beſetzung von Hulwân am Fuße des mediſchen Gebirges, über welches ſich die Perſer nach Rei (Teheran) zurückzogen (Jahr 16 = 637). Die Araber durften auf den Flanken und im Rücken keine feindlichen Kräfte laſſen: ſo unterwarfen ſie denn Moßul im Norden (Jahr 16 oder 20 = 640—41; das weſtliche Meſopotamien wurde 18 und 19 = 639—40 von Syrien aus eingenommen), Chuziſtan (das Land öſtlich vom untern Tigris) im Süden (Jahr 15—19 = 636—640); den Statthalter letzterer Provinz, Hormuſan, nahmen ſie nach längerer Belagerung in ſeiner Hauptfeſtung Tuſter (jetzt Schuſchter) gefangen und brachten ihn vor den Chalifen nach Medina, wo er ſich durch den aus Platen's Romanze bekannten klugen Einfall das Leben rettete. Inzwiſchen ſuchte Jezdegerd die Fürſten der Provinzen Central- und Oſtperſiens um ſich zu ſammeln; gegen ihn wurde, da Sa'd ibn Abi Wakkâß auf Andringen der unzufriedenen Kufenſer zurückberufen worden war, ein neues Heer unter No'mân ibn Mukarrin geſandt. Bei Nehâwend, jenſeit des mediſchen Grenzgebirges, ſüdlich von Hamadân (Ekbatana) fand der Kampf ſtatt, welcher über das Schickſal Jezdegerd's und ſeines Reiches endgültig entſchied: No'mân fiel, aber ſein Lieutenant Hudheifa vollendete die gänzliche Niederlage der Perſer (Jahr 19, 20 oder 21 = 640—642). Durch die Schlacht von Nehawend war der Widerſtand des perſiſchen Geſammtreiches gebrochen und die Gegenwehr der einzelnen Provinzen und Feſtungen konnte den Siegeslauf der arabiſchen Heere nicht erheblich aufhalten. So nahm Hudheifa im Jahre 22 (643) die Landſchaft Adherbeigân (zwiſchen Urmiaſee, Aras und dem Kaspiſchen Meere) ein, 'Abdallah ibn 'Attâb in demſelben oder dem folgenden (23 = 644) Jspahan, während ziemlich gleichzeitig nacheinander die hauptſächlichſten Städte von Fars, dem perſiſchen Stammlande, erobert wurden (ſ.

Digitized by Google

aber unten). Durch das an Jspahan und Fars ſtoßende Kerman ging Abdallah ibn 'Attâb noch weiter bis nach Mekran (Gedroſien) vor; dort machte er auf Befehl Omar's, welcher die Truppen den Fährlichkeiten des öden Landes nicht ausſetzen wollte, halt. Ebenfalls noch 23 (644) fällt die wenigſtens vorläufige Unterwerfung Gilâns, Tabariſtâns und Gorgâns, der gebirgigen Provinzen am Süd- und Südoſtrande des Kaspiſchen Meeres, die freilich, durch die natürliche Geſtaltung ihres Bodens begünſtigt, ſich bald und häufig wieder empörten und zum Theil immer ein ſehr unſicherer Beſitz des Chalifates blieben; ferner die Beſetzung der zwiſchen Gilân, Adherbeigân, Jspahan und dem mediſchen Gebirge liegenden Kazwin, Zengân, Hamadân, Kâſchân und Rei (nahe dem jetzigen Teherân). Nicht ſehr klar iſt die Eroberung der großen Oſtprovinz Chorâſân. Es ſteht allerdings feſt, daß ſie, wie in der Natur der Sache liegt, den letzten Zufluchtsort des geſchlagenen Jezdegerd bildete, aber über das Einzelne gehen die Nachrichten ſo weit auseinander, daß nach einigen der unglückliche Fürſt gleich nach der Schlacht von Nehawend ſich dorthin gewandt und, zum Theil mit Hülfe türkiſcher Stämme, wiederholte Feldzüge gegen die Muslime unternommen haben ſoll, während andere behaupten, er habe ſich bis 30 (650—651) in Jßṭachr (Perſepolis) gehalten und ſei erſt bei der nach wiederholter Belagerung erfolgten Einnahme dieſer Stadt nach Chorâſân geflohen. Jedenfalls erfolgte ſeine Ermordung unter Umſtänden, welche ſein Schickſal dem ſeines gleich unglücklichen Vorgängers Darius merkwürdig ähnlich erſcheinen laſſen, im Jahre 31 (651) gleichzeitig mit dem Vordringen der Muslime bis an den Oxus; im vorhergehenden Jahre hatten ſie das weſtliche Chorâſân und Kuhiſtan (zwiſchen Chorâſân und Kirman), ſowie Segeſtân (ſüdlich von Herat) beſetzt und waren dann im Nordoſten weiter über Tûs, Sarachs und Merw nach Balch vorgedrungen. Die endgültige Beruhigung der Oſtprovinzen nahm indeß ebenfalls noch geraume Zeit in Anſpruch, und auch ſpäter ſind ſie ſtets der Sitz eines mehr oder weniger offenen Widerſtandes gegen die arabiſche Herrſchaft und die Hauptſtütze des perſiſchen Nationalgefühles geblieben. Die Aeußerungen deſſelben, wie auch die ſpäter erfolgte Vorrückung der Grenzen bis nach Kabul und Indien ſowie über den Oxus hinaus verfolgen wir hier nicht weiter, ſondern kehren nunmehr nach dem Weſten zurück, um die Eroberungen auf byzantiniſchem Gebiete ebenfalls im Zuſammenhange kurz darzuſtellen.

Die Nachrichten, welche uns über die erſten ſyriſchen Feldzüge der Araber überliefert worden ſind, leiden an noch viel größeren Widerſprüchen als die auf den perſiſchen Krieg bezüglichen. Im weſentlichen kann man zwei Hauptverſionen unterſcheiden, deren eine ſo zu verſtehen ſein wird, daß die Araber zunächſt nach einigen weniger bedeutenden Schlachten (13—14 = 634—35) Damaskus und die übrigen hauptſächlichſten Städte zwiſchen Damaskus, Beirut, Antiochia und Haleb (Aleppo) ohne große Schwierigkeit eingenommen und erſt im Regeb 15 (Auguſt 636) dieſe Eroberungen in der Schlacht am Hieromax zu vertheidigen gehabt hätten; während nach der andern die im Oſten des Jordan heraufrückenden Heere ſich durch die Schlacht am Hieromax, welche alsdann in den Gumâdâ II oder Regeb 13 (Ende Auguſt oder Anfang September 634) zu ſetzen wäre, erſt den Weg nach Damaskus gebahnt hätten, deſſen Einnahme in dieſem Falle Ende 13 (Januar 635) oder Mitte 14 (635, zweite Hälfte) fiele. Die letztere Annahme iſt von Weil empfohlen worden; ſpäter hat indeß de Goeje (Mémoires d'histoire et de géographie orientales, No. 3. Leyde 1864) gezeigt, daß die wirklich zuverläſſigen Berichte nur die erſtere geſtatten, und ſeine Unterſuchung iſt gerade in dem Hauptreſultate durch ein 1875 von Nöldeke entziffertes Bruchſtück einer den Ereigniſſen gleichzeitigen ſyriſchen Chronik (ſ. Zeitſchr. der Deutſchen Morgenl. Geſellſch. XXIX, 76 fg.) beſtätigt worden.

Danach ſandte Abu Bekr zu Anfang des Jahres 13 (März 634) die drei Feldherren 'Amr ibn el-'Âßi, Jezîd ibn Abi Sofjân und Schoraḥbîl mit je etwa 8000 Mann nach Paläſtina ab. Die Byzantiner wurden überraſcht, ihre Truppen lagen in den Garniſonen vereinzelt; dazu waren die in ihrem Solde ſtehenden chriſtlichen Araberſtämme an der Oſtgrenze durch unzeitige Sparſamkeit des Kaiſers verſtimmt, die Bevölkerung überhaupt durch die Tyrannei des byzantiniſchen Regiments voll übeln Willens. So drang 'Amr unter leichten Gefechten bis Gaza vor, während Schorahbil in die Jordanprovinz, Jezid auf Damaskus rückte. Infolge der bald gemeldeten Concentration größerer byzantiniſcher Truppenmaſſen in ſeiner Flanke ſah ſich indeß 'Amr nach einiger Zeit gezwungen, bis in den Süden des Todten Meeres zurückzugehen und den Chalifen um Verſtärkung zu bitten. So wurde denn Châlid ibn el Walîd beordert, mit 3000 Reitern von der irakiſchen Armee abzuſchwenken und in Paläſtina den Oberbefehl zu übernehmen. Er löſte ſeine Aufgabe durch einen vielbewunderten Eilmarſch quer durch die Wüſte nach Palmyra, von dort, unter unbedeutenden Recognoſcirungsgefechten an Damaskus vorüber nach Boſtra, wo er die inzwiſchen dort vereinigten drei andern Feldherren vorfand. Die Armee marſchirte nun weiter um das Todte Meer herum, ſchlug die inzwiſchen unter des Kaiſers Heraklius Bruder Theodorus zuſammengezogenen byzantiniſchen Truppen bei Agnâdein (zwiſchen Ramleh und Bait Gibrin = Eleutheropolis), eroberte infolge des Sieges, deſſen Nachricht Abu Bekr eben noch am Leben traf, mit Leichtigkeit Gaza und andere Städte, wie Sebaſtia (Samarien) und Neapolis (Sichem), drängte die Reſte von Theodorus' Heer über den Jordan und ſchlug ſie, die ſich durch die Garniſonen der Dekapolis verſtärkt, abermals bei Fahl (Pella). Die Byzantiner mußten Paläſtina und einen großen Theil Syriens vorläufig aufgeben; während ſie neue Truppenmaſſen im Norden anhäuften, bemächtigten die Araber ſich des Landes vorübergehend ſchon bis Emeſa und belagerten das feſte Damaskus, welches ſich im Regeb 14 (etwa Auguſt 635) ergab. Das Vorrücken des aus Griechen

Digitized by Google

unter Theodor dem Sakellarios, Armeniern unter Bahan und chriſtlichen Arabern beſtehenden byzantiniſchen Hauptheeres, das ſich durch Zwiſtigkeiten zwiſchen den Befehlshabern und Aehnliches ſehr verzögerte, veranlaßte Châlid im J. 15 (636) zum Zurückgehen und ſogar zur vorläufigen Wiederaufgabe von Damaskus; aber am Jarmuk (Hieromax), dem bekannten Nebenfluſſe des Jordan, bei dem Dorfe Jakûßa (1/2 Meile von Fik, Seetzen's Reiſen I, 359) ſtellte er ſich zur Entſcheidungsſchlacht, die infolge der Uneinigkeit zwiſchen Bahan und dem Sakellarios, der Treuloſigkeit der chriſtlichen Araber, des durch ungünſtigen Wind den Truppen ins Geſicht gewehten Staubes und der unwiderſtehlichen Tapferkeit der Muslime trotz großer Uebermacht der Byzantiner (vielleicht 70,000 gegen 24,000) mit der gänzlichen Niederlage der letztern am 12. Regeb 15 (20. Aug. 636) endigte. Damit war der Krieg entſchieden; Heraklius, deſſen Hülfsquellen gänzlich erſchöpft waren, verließ Syrien für immer, während die Feſtungen des Landes eine nach der andern, manche durch Verrath, in die Hände der Araber fielen: ſo Damaskus, Jeruſalem (16 = 637), welchem der zur Organiſirung des Landes inzwiſchen herbeigekommene Omar ſelbſt die Capitulationsbedingungen bewilligte, die ſpäter für die Behandlung der unterworfenen Völker maßgebend wurden (ſ. unten). Noch länger, bis Schawwâl 19 (Sept. 640), vertheidigte ſich Cäſarea; doch ſchon 18 wurde Rakka am Euphrat eingenommen, und etwa 19—20 (640—641) Meſopotamien beſetzt, nachdem ein vermuthlich noch im J. 17 (638) gemachter Verſuch der Griechen, die Araber aus Nordſyrien wieder zu vertreiben, misglückt war. Auch einzelne Theile Armeniens wurden bereits unter Omar, wenn auch nur für kurze Zeit, in Beſitz genommen.

Die dritte große Unternehmung der Araber wurde erſt eingeleitet, nachdem die Entſcheidung in Perſien und Syrien gefallen war, und ging nicht von Omar ſelbſt, ſondern von einem der ſiegreichen ſyriſchen Feldherren aus. 'Amr ibn el'Âßi, einer der klügſten und liſtigſten, dabei ehrgeizigſten und habſüchtigſten unter den arabiſchen Führern, faßte den Plan, in Aegypten einzudringen, wo er unter keines andern Oberbefehl zu ſtehen und bei der ſchwierigen Verbindung mit Medina eine verhältnißmäßig größere Selbſtändigkeit zu genießen hoffen durfte. Vielleicht hatte er von der Zerrüttung der ägyptiſchen Verhältniſſe, insbeſondere von der tiefen Abneigung der monophyſitiſchen Kopten gegen ihre orthodoxen griechiſchen Herren und Unterdrücker Kunde: jedenfalls erbat er ſich von dem Chalifen die Erlaubniß, einen Eroberungszug dorthin zu unternehmen. Omar war wenig geneigt, ein ſo gewagtes Unternehmen — Amr verfügte nur über 3500—4000 Mann — gutzuheißen, und als er endlich ſeine Erlaubniß gegeben hatte, nahm er ſie kurz nachher in einem Schreiben zurück, welches indeß der ſchlaue Amr erſt öffnete, nachdem er bereits die Grenze überſchritten hatte (Ende 18 oder Anfang 19 = 640) und nicht mehr zurückkonnte. Nachdem er die Grenzfeſtung al-Farama (Perenum) eingenommen, drang er unter einigen wenig bedeutenden Kämpfen öſtlich vom Delta bis Babylon (in der Nähe des jetzigen Kairo) vor, deſſen Einnahme indeß erſt nach längerer Belagerung und mit Hülfe von 12,000 Mann Hülfstruppen erfolgte, welche ihm Omar unter ez-Zubeir, einem der angeſehenſten Gefährten des Propheten, zugeſandt hatte. Bald darauf entſchloſſen ſich die Kopten, welche wie geſagt den Byzantinern wenig ergeben waren und den Krieg auch vorher ſehr lau geführt hatten, ſich mit den Arabern gütlich zu einigen, und ſo ward von ihrem Führer, den die Araber el-Mukaukis nennen (bei den Byzantinern iſt der Name nicht überliefert), und von deſſen früherem geſandtſchaftlichen Verkehr mit Mohammed (ſ. daſ.) ſie mancherlei zu berichten wiſſen, ein Vertrag mit Amr geſchloſſen, nach welchem ſie ſich den Arabern unterwarfen und zur Erlegung einer mäßigen Kopf- und Grundſteuer verpflichteten; auch leiſteten ſie von nun an den Eroberern allen möglichen Vorſchub bei der Bekämpfung der griechiſchen Beſatzungen, die in einigen Städten lagen und die ſich nun unter mehrern hitzigen Gefechten auf Alexandrien, den eigentlichen Sitz der griechiſchen Herrſchaft, zurückzogen. Die Belagerung dieſer ſtarken Feſtung, welche durch die Flotte ungehindert mit Konſtantinopel in Verbindung blieb, zog ſich in die Länge, bis nach dem Tode des Kaiſers Heraklius in der Hauptſtadt Wirren ausbrachen, welche die Kräfte des Staates lähmten; nachdem allmählich viele Truppen und der wohlhabendere Theil der Bevölkerung die Stadt verlaſſen hatten, wurde ſie endlich zu Anfang 21 (December 641) erſtürmt, auf Befehl des Chalifen indeß für ihren Widerſtand nur durch Auferlegung einer etwas höheren Steuer geſtraft; die bekannte Erzählung von der Verbrennung der großen Bibliothek iſt ein Märchen. Amr hatte die größte Luſt, ſich in Alexandrien feſtzuſetzen; Omar beſtand aber hier, wie in Perſien, darauf, daß die Reſidenz des Statthalters entfernt von der alten Hauptſtadt und mehr nach Medina hin aufgeſchlagen würde. So gründete denn Amr an der Stelle, wo ſein Lager vor Babylon geſtanden hatte, eine Stadt, welche den Namen Fostât „Zelt" erhielt — das heutige Alt-Kairo, und damit ſeine Selbſtändigkeitsgelüſte noch weniger verwirklicht werden könnten, andererſeits aber auch die reichen Getreideſchätze Aegyptens für die Verproviantirung Arabiens nutzbar gemacht würden, mußte er den alten Kanal, der in der Ptolemäer- und Römerzeit von Babylon nach dem Rothen Meere führte, wiederherſtellen laſſen (etwa 21—22 = 642—643). Immerhin war die Verbindung zwiſchen dem nur durch die Landenge von Suez mit dem übrigen Reiche zuſammenhängenden Aegypten und der Centralregierung ſtets leicht zu unterbrechen, und daher die neue Provinz ebenſo ſchwer feſtzuhalten, als dies unter der Achämenidenherrſchaft der Fall geweſen war — eine ſtete Verführung zur Unbotmäßigkeit für die ägyptiſchen Statthalter und eine wirkſame Veranlaſſung zur verhältnißmäßig frühen Losreißung Aegyptens vom Chalifenreiche. Einſtweilen hatte es indeß Amr mit dem energiſchen Omar zu thun, der ihn ſeine kräftige Hand fühlen ließ, wenn er unter dem Vorwande, das Land zu ſchonen, in Wahrheit aber, um aus den Schätzen deſſelben ſich und ſeine Umgebung

Digitized by Google

zu bereichern, mit Geld- und Getreideſendungen zu ſparſam war. — Von Aegypten aus eroberten die Araber unter Amr's Statthalterſchaft noch **Barka** und **Tripolis**, machten dann aber auf Omar's Geheiß vorläufig halt.

Nicht weniger bedeutend denn als Leiter der großen Feldzüge, welche die Länder von Tripolis bis Isvahan dem Chalifate unterthan machten, war Omar als Organiſator des ſo plötzlich erſtandenen neuen Staates. Von einer Regierung in unſerm Sinne war in Altarabien nie die Rede geweſen; die Herſtellung einer ſolchen iſt ganz allein Omar's Werk, und man muß den Scharfſinn bewundern, mit welchem er die Bedürfniſſe der arabiſchen Herrſchaft wie des islamiſchen Glaubens in ihrem Verhältniß zu den unterworfenen Völkerſchaften erkannte, nicht weniger aber die Zweckmäßigkeit, mit welcher er genau das und nicht mehr als das that, was jenen Bedürfniſſen entſprach.

Zwei Thatſachen waren es vor allen, mit denen er rechnen mußte: die geringe Anzahl der Araber im Verhältniß zu den ungeheuern Bevölkerungsmaſſen der eroberten Gebiete, und die Unfähigkeit ſeiner jeder Bildung entbehrenden Landsleute zur Uebernahme von Verwaltungspoſten, welche gewiſſe Kenntniſſe und Fertigkeiten erforderten. Aus beiden Thatſachen ergab ſich die Nothwendigkeit, das Reich ſo zu organiſiren, daß an den Hauptpunkten Militärſtationen ſich befanden, deren Beſatzungen in jedem Moment verfügbar waren, während die eigentliche Verwaltung in den Händen der Beſiegten blieb, welche den Befehlen der gleichzeitig die Spitze der Civilregierung erſetzenden Militärgewalt willenlos gehorchten. Zur Durchführung einer ſolchen Organiſation war es aber erforderlich, daß Sieger und Beſiegte ſtreng geſchieden blieben, ſowie daß die Beweglichkeit und der militäriſche Geiſt der erſtern nicht durch perſönliche Intereſſen, welche ſie an beſtimmte Orte feſſelten, beeinträchtigt würden. Wie alſo die Organiſation der ſtehenden Heere der Jetztzeit auf dem Grundſatze beruht, daß die Berufsoffiziere möglichſt oft ihren Garniſonsort wechſeln und von den Steuerzahlern ernährt werden, ſo iſolirte Omar ſeine Truppen von ihrer Umgebung dadurch, daß er ihnen verbot, Grundbeſitz zu erwerben, und entſchädigte ſie dafür durch feſte Beſoldungen, welche zu dem auf jeden einzelnen entfallenden etwaigen Beuteantheil hinzukamen. Die Koſten davon wurden beſtritten 1) von dem in den Staatsſchatz fließenden Fünftel der Kriegsbeute, 2) von den durch Mohammed eingeführten Steuern, dem **Zehnten** und der ſogenannten **Armentaxe**, welche die Muslime zu entrichten hatten, und 3) von den nach Eroberung der außerarabiſchen Länder den Beſiegten, welche den Islam nicht annehmen wollten, auferlegten Steuern, der *gizja* (Kopfſteuer) und dem *charâǵ* (Grundſteuer).

Letztere beruhten auf dem Vertrage, den Omar ſeinerzeit bei der Capitulation von Jeruſalem (ſ. oben) mit den ſyriſchen Chriſten abgeſchloſſen hatte: gegen Zahlung jener Steuern wurde den Unterworfenen Leben und Beſitz gewährleiſtet (daher man ſie dhimmi „Schutzbefohlene" nannte); und dieſer Grundſatz wurde dann allgemein auf alle Andersgläubigen (ſpäter allerdings nur auf Juden und Chriſten, nicht auf Heiden und Götzendiener) angewandt, mit einziger Ausnahme der Bewohner des **Sawâd**, d. h. Babyloniens, welches reichſte Land der damaligen Welt Omar zur Staatsdomäne erklärte, ſodaß die bisherigen Beſitzer Nutznießer wurden, welche beſtimmte Theile des Ertrages der von ihnen bebauten Ländereien als Grundſteuer an den Staat abzuliefern hatten, und gleichzeitig ebenfalls die Kopfſteuer zahlen mußten; dazu kamen dann Quartierlaſten, die häufig recht drückend geweſen ſein dürften. Unter dieſen Bedingungen wurden die Schutzbefohlenen überall geduldet, mit einziger Ausnahme Arabiens ſelbſt, welches als Urſprungsland des Islam nach einer Verfügung Omar's von Ungläubigen frei ſein mußte.

Da aber natürlich das Beſtreben obwaltete, die Araber möglichſt wenig, die Beſiegten möglichſt ſtark zu belaſten, ſo wurden Zehnter und Armenſteuer meiſt ſehr milde, Kopf- und Grundſteuer dagegen häufig ſehr hoch eingeſchätzt, und der Druck, welcher auf den unterworfenen Völkern laſtete, war ein harter, oft unerträglicher. Solange daher der eigentlich aus Mohammed's Lehre ſich ergebende und von demſelben ausgeſprochene Grundſatz, daß zwiſchen den Gläubigen kein Unterſchied beſtehe, rechtsgültig blieb, alſo die zum Islam Uebertretenden zwar ihren etwaigen Grundbeſitz verloren, dafür aber in den Genuß der den Muslimen zuſtehenden Staatsbeſoldung eintraten, bildeten die Steuerverhältniſſe einen ſtarken Antrieb zur Annahme des Islams ſeitens der neuen Unterthanen (vgl. den Artikel „Mohammedanismus"), mit Ausnahme der **größeren** Grundbeſitzer, für die es vortheilhafter blieb, mit dem alten Glauben ihre Güter ſich zu erhalten; dieſe Differenz glich ſich indeß bald dadurch aus, daß allmählich das Verbot des Grundbeſitzes für die Muslime umgangen wurde, und andererſeits wegen der maſſenhaften Bekehrungen im Intereſſe der Staatskaſſe die Einrichtung getroffen werden mußte, daß für die Neubekehrten durch den Uebertritt an den alten Steuerverhältniſſen nichts geändert würde. Erſteres riß ſchon unter Omar's Nachfolger ſtark ein, ſpäter erſt (durch Haǵǵâǵ) kam die letztere Neuerung auf; unter den früheren Omajjaden hören wir öfter, daß Chalifen und Statthalter, anſtatt die Bekehrung der Unterworfenen zu fördern, ſie vielmehr aufzuhalten ſuchen, um die Einnahmen des Staates nicht zu ſchädigen.

Jedenfalls charakteriſirt ſich das Steuerſyſtem nach dem alten wie nach dem ſpäteren Modus als eine langſame, aber ſichere Ausſaugung der eroberten Länder zu Gunſten der Araber, beziehungsweiſe (unter den Abbaſiden) zu Gunſten des Hofes, der Offiziere und Beamten. Um aber nicht ungerecht zu ſein, muß man andererſeits hervorheben, daß die Toleranz gegen die Andersgläubigen, welche der Islam ſchon hier als Grundſatz aufſtellt, und die Freiheit der Selbſtverwaltung, die er ihnen läßt, wohlgeeignet waren, die Lage der Schutzbefohlenen zu erleichtern, und ſo iſt es erklärlich, daß dem ſchließlichen Verfalle für die meiſten der unter dem Scepter der Chalifen vereinigten Länder eine Periode hoher Blüte vor-

Digitized by Google

anging und der Orient unter den erſten Abbaſiden einen Grad der Civiliſation erreichte, wie wir ihn im Abendlande des Mittelalters vergeblich ſuchen.

Jene Toleranz, die ja allerdings von Anfang im Weſen des Islam wie in dem des Chriſtenthums liegt (nur daß ſie in den chriſtlichen Kirchen beſonders des Mittelalters nicht zu Tage tritt), wurde weſentlich dadurch verſtärkt, daß in den erſten Zeiten des Islam, wie bereits angedeutet, unter den Gläubigen niemand zu finden war, der die zur Führung von Verwaltungsämtern nothwendigen Kenntniſſe und Fertigkeiten beſeſſen hätte. So war man einfach darauf angewieſen, die Verwaltung, insbeſondere die der Finanzen und Steuern, von den Chriſten und Perſern beſorgen zu laſſen, welche mit den von Alters her wohlorganiſirten Regierungsmaſchinen des byzantiniſchen und perſiſchen Reiches Beſcheid wußten. Sogar in perſiſcher Sprache wurden anfangs die Steuerregiſter und Rechnungen geführt, auch die Münzen mit den alten Stempeln weitergeſchlagen, bis Abdalmelik (ſ. unten) das Arabiſche als Amtsſprache einführte. Auch ihre eigene Rechtspflege durften die Schutzbefohlenen behalten, und nur für die Gläubigen (anfangs alſo lediglich für die Armeen) wurden allmählich von Staats wegen Kâdis (Richter) eingeſetzt. Alles das aber ſtand unter der geſetzlich nicht eingeſchränkten, oft ſelbſt von den Chalifen nicht controlirten Dictatur der Militärchefs (Statthalter), welche nicht nur das Commando über die in beſtimmten Lagern oder Feſtungen concentrirten Truppen führten, ſondern deren Wille überhaupt innerhalb des betreffenden Verwaltungsbezirkes Geſetz war: da hat es denn natürlich an Willküracten nicht gefehlt, wenn auch immerhin im allgemeinen, wo nicht Empörungen Ausnahmeverhältniſſe herbeiführten, Leben und Eigenthum der Unterthanen geſichert und gut geſchützt war.

Jene Unbilligkeit in der Einſchätzung der Steuern, welche der ſtets auf die Füllung der Staatskaſſe rückſichtslos hinarbeitende Omar bei ſeinen Statthaltern begünſtigte, koſtete ihm das Leben. Ein perſiſcher Chriſt aus Kufa, der vergeblich bei dem Chalifen eine Ermäßigung der ihm auferlegten erdrückenden Kopfſteuer erbeten hatte, fiel ihn auf dem Wege nach der Moſchee an und brachte ihm ſechs Dolchſtiche bei, an denen er einige Tage nachher am 26. Dhu'lhiǵǵa 23 (3. Nov. 644) ſtarb.

Omar hatte den Ausbruch von Thronſtreitigkeiten, wie Abu Bekr, durch Bezeichnung eines Nachfolgers zu verhüten gewünſcht; da indeß der von ihm in Ausſicht genommene Abderrahmân ibn 'Auf ablehnte, übertrug er die Wahl des neuen Chalifen einem von dieſem zu berufenden Ausſchuß von fünf der älteſten Gefährten Mohammed's. Da von dieſen — es waren Ali und Othman, Mohammed's Schwiegerſöhne, und drei ſeiner angeſehenſten Gefährten, Zubeir, Talha und Sa'd ibn Abi Wakkâß, der Eroberer Perſiens — jeder ſelbſt nach dem Chalifate ſtrebte, war indeß eine Einigung unmöglich, und nur mit Mühe und unter Heranziehung der Gemeinde war Abderrahmân im Stande, Othman, für den er ſelbſt ſich ſchließlich entſchied, zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. So ſchlug Omar's im Intereſſe des Islam gegebene Anordnung zum größten Nachtheil des Glaubens aus, denn die gänzliche Ungeeignetheit des neuen Chalifen gab den Anlaß zu Spaltungen in der Gemeinde, welche nie wieder überwunden worden ſind.

'Othmân (Osman) ibn 'Affân (23—35 = 644—656) war nach den beglaubigtſten Nachrichten bereits 70 Jahre alt, als er den Thron beſtieg. Er hatte ſich nie als ein bedeutender Kopf noch als ein feſter Charakter bewährt und verdankte ſein Anſehen lediglich der Thatſache, daß er zweier von Mohammed's Töchtern Gemahl geweſen war. Jetzt vermehrte ſein hohes Alter ſeine Schwäche und ſeinen Mangel an Einſicht. Statt ſich zu ſagen, daß nur durch weiteres Fortſchreiten in demſelben Geiſte, aus dem das Reich geboren war, das Gedeihen deſſelben gefördert werden könne, ließ er ſich beikommen, wie das im Heidenthume üblich geweſen war, ſich in erſter Linie als Haupt ſeiner Familie zu fühlen, und unter Vernachläſſigung oder Beiſeiteſchiebung der älteſten und treueſten Genoſſen des Propheten die oberſten Poſten des Staates, insbeſondere die großen Militärcommandos (Statthalterſchaften) den Mitgliedern ſeines Hauſes, den Omajjaden, zu übertragen. So erhielt den Statthalterpoſten in Baßra Abdallah ibn 'Âmir, den in Kufa Walid ibn 'Okba, den ſyriſchen Mo'âwija, den ägyptiſchen Abdallah ibn Sa'd, alle vier Verwandte Othman's; und als es infolge der mit Hülfe einer griechiſchen Flotte unter Mannel unternommenen Empörung Alexandrias (23 oder 25 = 644 oder 646), nothwendig geworden war, den Amr zur Wiedereinnahme der ſchon früher von ihm eroberten Stadt abzuſenden, hatte er kaum ſeinen Auftrag erfüllt, als er von neuem dem Abdallah weichen mußte. Derartiges machte um ſo böſeres Blut, als die Omajjaden, mit einziger Ausnahme Othman's ſelbſt, bis zur Einnahme Mekkas durch Mohammed demſelben feindlich gegenübergeſtanden hatten; ja Abu Sofjân, der Vater des Mo'âwija, war recht eigentlich der Todfeind des Propheten geweſen und ſeine und der Seinigen ſchließliche Bekehrung konnte kaum für aufrichtig gelten: und ſolchen Menſchen mußten nun die treuſten Stützen des Glaubens weichen! Wenn dann noch bekannt wurde, daß z. B. der eben genannte Mo'âwija ſich aus der Religion gar nichts machte, dagegen aber es ausgezeichnet verſtand, durch eine kluge Vereinigung von Strenge und Freigebigkeit ſich einen ausgedehnten Einfluß auf die von ihm regierten Provinzen, insbeſondere aber auf die dort ſtehenden Truppen zu verſchaffen, ſodaß er nach wenigen Jahren in Syrien ganz feſt ſaß und kaum noch des Gewährenlaſſens des Chalifen bedurfte, um ſich als Selbſtherrſcher zu fühlen; oder wenn Gottloſigkeiten von den höchſten Beamten begangen wurden, wie von Walid ibn 'Okba, der als Statthalter von Kufa betrunken zum Gebet in die Moſchee kam — ſo mußte in der That in den Kreiſen derer, die es mit dem Glauben ernſt nahmen, die Befürchtung rege werden, daß die Feinde Gottes und des Propheten von neuem das Uebergewicht bekommen möchten. Ganz beſonders allgemein war natürlich die Unzufriedenheit in Medina, wo man des alten Gegenſatzes gegen die mekkaniſche

Digitized by Google

Ariſtokratie nie hatte vergeſſen können, und wo die bei der Chalifenwahl unterlegenen Concurrenten des Othman ihren Groll kaum verbargen.

Dazu kam eine an ſich zweckmäßige, aber in der Ausführung ungeſchickte Maßregel, welche die Altgläubigen empfindlich ärgerte. Die Zahl derjenigen, welche noch von Mohammed ſelbſt die Offenbarungen, deren Geſammtheit den Korân bildeten, gehört hatten, nahm infolge der unabläſſigen Kriege reißend ab, und bei der im Anfange meiſt mündlichen Fortpflanzung des göttlichen Wortes fingen Verſchiedenheiten und Widerſprüche in der Ueberlieferung hervorzutreten an, welche z. B. bei einem gemeinſamen Feldzuge der ſyriſchen und ʿirâkiſchen Truppen zu Streitigkeiten führten. Da ſolche leicht gefährliche Spaltungen in der Gemeinde und im Staate zur Folge haben konnten, beſchloß Othman eine officielle Redaction herſtellen zu laſſen. Der Verſuch einer authentiſchen Sammlung der einzelnen Koranſtücke war ſchon unter dem Chalifate Abu Bekr's auf Omar's Anregung durch Zeid ibn Thâbit gemacht worden, der als Secretär Mohammed's hierzu beſonders geeignet ſchien; doch war dieſes Exemplar nur für die genannten beiden Chalifen perſönlich beſtimmt geweſen. Zeid mußte nun von neuem an die Arbeit gehen, und dieſe zweite Redaction iſt diejenige, welche wir allein überliefert erhalten haben, da Othman nach ihrer Beendigung ſie für die ausſchließlich richtige erklärte, alle andern vorhandenen Exemplare aber einfordern und verbrennen ließ. Wir können, da uns eben über dieſe verworfenen Exemplare nur ſehr ſpärliche Mittheilungen vorliegen, ſchwer ſagen, ob die officielle Redaction im weſentlichen authentiſch iſt, oder ob auch hier Othman ſeine Familie berückſichtigt, alſo z. B. Ausfälle Mohammed's gegen Abu Sofjan und andere Omajjaden geſtrichen hat; wenn man aber auch, was am wahrſcheinlichſten iſt, annimmt, daß allenfalls Auslaſſungen, aber keine poſitiven Fälſchungen ſtattgefunden haben, ſo kennt man doch die Art eifriger Gläubigen genug, um zu wiſſen, daß ſolche, wenn es heilige Bücher gilt, ſchließlich ſelbſt um ganz unweſentliche Verſchiedenheiten im Ausdruck ein heftiges Gezeter zu erheben im Stande ſind. Jedenfalls trug auch dieſe Angelegenheit ſtark dazu bei, die Orthodoxen gegen Othman zu erbittern.

So wuchs die Unzufriedenheit allerorten, mit einziger Ausnahme Syriens: hier duldete Moʿâwija's energiſches Regiment keine Wühlereien. Aber in Aegypten conſpirirten die Freunde des Amr, und andererſeits die Anhänger des Abdallah ibn Sabâ, eines Vorläufers der Schiiten, welcher dem Othman das Chalifat abſprach und Ali für den rechtmäßigen Herrſcher erklärte; in Kufa lehnten ſich die Feinde der Omajjaden, an ihrer Spitze einer der angeſehenſten Offiziere, Mâlik el Aſchtar, offen auf, und in Baßra ſtand es faſt eben ſo ſchlimm. Man kann nicht zweifeln, daß überall der Aufruhr von den Häuptern der Altgläubigen in Medina, insbeſondere von Ali, Talha und Zubeir geſchürt wurde in der Abſicht, nachher die Vermittler zu ſpielen und dabei den nun über achtzigjährigen Chalifen entweder definitiv ihrem Einfluſſe zu unterwerfen oder aber zur Abdankung zu vermögen. Allerdings fehlte Othman jede Energie: als er ſich den Stand der Dinge nicht länger verhehlen konnte, ließ er zwar ſeine Statthalter nach Medina kommen, um mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln Rückſprache zu nehmen, traf aber doch keinerlei ernſtliche Gegenanſtalten, und als dann im J. 34 (655) aus Aegypten wie aus Baßra und Kufa Scharen von Empörern in Medina eintrafen, hatte er keine Truppen zur Verfügung und mußte die Vermittelung Ali's anrufen, durch welche, nachdem ſich der Chalife in ziemlich demüthiger Rede vertheidigt, eine Art Verſöhnung zu Stande kam.

Kaum waren indeß die Rebellen abgezogen, ſo nahm der Chalife ſeine Conceſſionen zurück. Infolge deſſen erſchienen im nächſten Jahre (35 = 656) noch größere Scharen von Empörern (nach den verſchiedenen Nachrichten 1200—12,000) in Medina, und der Chalife wurde gezwungen, Mohammed, einen Sohn Abu Bekr's und Freund Ali's, an Stelle des Abdallah ibn Saʿd zum Statthalter von Aegypten zu ernennen. Unglücklicherweiſe ließ ſich aber Othman von ſeiner Umgebung beſtimmen, nachdem die Rebellen Medina verlaſſen, dieſe Ernennung zu widerrufen: das Schreiben an Abdallah ibn Saʿd, welches dieſe Zurücknahme enthielt, fiel den Rebellen in die Hände, und nun war der Chalife verloren. Die Rebellen kehrten zurück; Othman entſchuldigte ſich zwar, es ſei jene Anordnung gegen ſeinen Willen von ſeinem Secretär und Schwiegerſohn Merwân ibn el Hakam (dem ſpäteren Chalifen) ausgefertigt worden, weigerte ſich aber, denſelben preiszugeben. Nun wurde er gemishandelt, und als er in ſein Haus entkam, von den Rebellen förmlich belagert. Alles ließ ihn im Stich: die meiſten ſeiner Statthalter waren wol ſelbſt nicht im Stande, ſich der Empörer in den Provinzen zu erwehren oder hatten mit äußern Feinden zu kämpfen, und der es vermocht hätte, den Chalifen zu retten, Moʿâwija, ließ ihn abſichtlich im Stich: der geriebene Politiker zog es vor, aus dem vorauszuſehenden Rückſchlage Nutzen für ſich zu ziehen, ſtatt dem rettungslos unpopulären und dazu feſter Entſchlüſſe längſt unfähig gewordenen Herrſcher zu Hülfe zu kommen. Talha und Zubeir aber ließen die Rebellen handeln in der Hoffnung, nach Beſeitigung Othman's ſelbſt das Chalifat zu erlangen, und es iſt ein Flecken auf dem ſonſt anſtändigen Charakter Ali's, daß er aus demſelben Grunde unthätig blieb oder doch höchſtens durch Verabfolgung von Lebensmitteln ſeinen unglücklichen Schwager zu unterſtützen das Herz hatte. Das Chalifat niederzulegen weigerte ſich dieſer mit unerwarteter Entſchloſſenheit; ſo erſtürmten die Rebellen denn endlich das Haus unter Anführung des Mohammed, und wenn auch dieſer, der Sohn von des Propheten älteſtem Freunde nnd Schwiegervater, den Schwiegerſohn des Geſandten Gottes eigenhändig zu tödten ſchließlich nicht fertig brachte, ſo ließ er ihn doch von ſeinen Begleitern ermorden (18 Dhu'l Hiǵǵa 35 = 17. Juni 656 nach der gewöhnlichen Tradition); Merwan und eine Anzahl ſeiner Genoſſen entkamen.

Während die innern Streitigkeiten, welche zu einem ſo unheilvollen Ende führten, ſich abſpielten, breitete die

Digitized by Google

arabiſche Herrſchaft nach außen hin ſich nichtsdeſtoweniger immer weiter aus, wie ja denn der Verlauf der Rebellion ſich nur daraus erklären läßt, daß abgeſehen von den Syrern der größte Theil der übrigen Truppen in Perſien, Armenien und Weſtafrika mit äußern Gegnern zu kämpfen hatte. Es iſt ſchon oben angedeutet worden, daß die gründliche Bewältigung der oſtperſiſchen Provinzen erſt unter Othman's Chalifate erfolgte, und daß fortgeſetzte Aufſtände, bald hier, bald dort, die muslimiſchen Truppen in Athem erhielten; aber auch in ruhigeren Zeiten mußte natürlich die arabiſche Herrſchaft in den ungeheuern Ländermaſſen zwiſchen Tigris und Oxus durch zahlreiche Beſatzungstruppen geſichert werden. Auch die unter Omar gewonnenen Theile Armeniens mußten die Araber um das Jahr 30 (651) von neuem erobern. Weiter nach Weſten wurde Cypern im J. 28 oder 29 (650 oder 651) tributpflichtig, und, nachdem es ſich wieder empört, 33 oder 35 (654 oder 656) durch Moʿâwija definitiv beſetzt. Ebenſo wurden von Aegypten aus neue Fortſchritte in Afrika gemacht: Abdallah ibn Saʿd beſiegte und tödtete den Griechen Gregorius, welcher das Gebiet von Karthago beherrſchte (27 = 648), und Moʿâwija ibn Hudeig fügte das ſüdweſtliche Tuneſien dem Reiche hinzu (34 = 655). Auf allen Kriegsſchauplätzen kam aber das Vorrücken der arabiſchen Waffen mit dem Tode Othman's ins Stocken, da der ſofort ausbrechende Bürgerkrieg ſämmtliche Kräfte der Hauptprovinzen für ſich in Anſpruch nahm.

Denn die Ermordung Othman's war eine That, welche die lange vorhandenen Gegenſätze der Perſonen und Richtungen innerhalb der islamitiſchen Gemeinde zum entſcheidenden Zuſammenſtoß bringen mußte. Die orthodoxe Partei hätte zweifelsohne den Fanatismus der Gläubigen in gleicher Weiſe entflammen können, wie es unter Abu Bekr der Revolution der arabiſchen Stämme gegenüber mit ſo großem Erfolge geſchehen war: aber, ſchon in ſich geſpalten, da Zubeir, Talha und ʿAli Nebenbuhler um das Chalifat waren, hatte ſie ſich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt, als ſie die Verſchwörung der Extremen gegen den Stellvertreter Gottes und des Propheten ſchürte, und zuletzt ſogar die Ermordung desſelben, der zugleich der doppelte Schwiegerſohn und einer der älteſten Gefährten Mohammed's geweſen war, ohne einen Finger zu rühren zuließ. Es war das unter allen Umſtänden eine That, die den Abſcheu aller aufrichtigen Frommen erregen mußte, welche einigermaßen gemäßigten Anſichten huldigten. Während nun dieſe ihre Unterſtützung den Mördern und denen, welchen der Mord ſcheinbar genützt, entzogen und zwiſchen den kämpfenden Parteien neutral blieben, während die Orthodoxen und die perſönlichen Anhänger Ali's, Talha's und Zubeir's ſich ſpalteten, hatte die omajjadiſche Partei nicht nur den Vortheil, ſich in der dankbaren Rolle von Rächern des hingemordeten rechtmäßigen Herrſchers die Nachſicht, ja die Theilnahme des weniger ſcharfſichtigen Publikums zu ſichern, ſondern auch in der Perſon Moʿâwija's eines Führers von ungewöhnlicher Geriebenheit und in ſeiner ihm blind ergebenen Armee von 80,000 Mann eines mächtigen Werkzeugs ſich zu erfreuen. So konnte es geſchehen, daß gerade die älteſten und treuſten Anhänger des Propheten und die wirklich gläubigen Glieder der moslemiſchen Gemeinde in dem nun beginnenden Bürgerkriege den kürzern zogen, und die weltlich-ungläubige Richtung der alten mekkaniſchen Ariſtokratie für lange Zeit den Sieg davontrug.

Die nächſte Sorge der Fanatiker, welche den greiſen Chalifen ermordet hatten, mußte ſein, ſich einen Führer zu geben, der einige Ausſicht hatte, als Nachfolger Othman's anerkannt zu werden. Wie geſagt, waren für das Chalifat drei Candidaten vorhanden: ʿAlî, Talha und Zubeir. Aber nur der erſtere konnte als Schwiegerſohn des Propheten mit einiger Berechtigung der Gemeinde präſentirt werden, und ſo handelte Mohammed ibn Abi Bekr auch ſachlich ganz richtig, als er ʿAli das Chalifat antrug. ʿAlî (35—40 = 656—661) war ein tapferer Haudegen und tüchtiger Feldherr, der ſich als eine der treueſten und kräftigſten Stützen von Mohammed's Herrſchaft bewährt, ja dem Propheten den Sieg über ſeine Feinde unter den erſten hatte erkämpfen helfen; dabei war er, ſoviel wir von ihm wiſſen, ein durchaus anſtändiger Charakter. Aber ihm mangelte Vorſicht und Menſchenkenntniß, und wenn es ihm an ſich gewiß nicht an Begabung fehlte (poetiſches Talent beſaß er jedenfalls), ſo war er doch alles andere, nur nicht weltklug, und ein ſtets bereites Opfer für jede Intrigue: daher war er den Schwierigkeiten eines Bürgerkrieges, in welchem es häufig mehr auf verſchlagene Politik als auf große Waffenthaten ankommt, in keiner Weiſe gewachſen, insbeſondere Feinden gegenüber, welche alle Vortheile ihrer Lage auf das aufmerkſamſte auszunutzen verſtanden. Das freilich konnte ihm trotz ſeines geringen Scharfblickes nicht entgehen, daß er durch die Annahme des Chalifates aus den Händen der Mörder Othman's ſich in den Augen des Volkes mit dieſen auf Eine Linie ſtellte: deshalb zögerte er eine ganze Woche, ſich mit der höchſten Würde bekleiden zu laſſen, um ſo mehr, als er wiſſen mußte, daß ſeine Nebenbuhler Talha und Zubeir von dem Augenblicke der Thronbeſteigung an ſeine Gegner werden würden. Indeß er konnte ſich den Conſequenzen der unter ſeiner Zulaſſung geſchaffenen Lage nicht entziehen, und da ihn ſchließlich, der drohenden Anarchie wegen, auch das Volk von Medina zur Ergreifung der Herrſchaft aufforderte, erklärte er ſich dazu bereit, wenn auch Talha und Zubeir ihm huldigen würden. Aber nur unter dem Zwange der an Zahl bei weitem überlegenen Anhänger ʿAli's entſchloſſen ſich beide dazu, und bei der erſten Gelegenheit machten ſie ſich davon und eilten nach Mekka, um dort das Volk gegen Ali aufzuwiegeln. Dabei wurden ſie von der ʿAiſcha, Mohammed's Lieblingsfrau, die bei den Gläubigen als ſolche aufs höchſte angeſehen war, eifrig unterſtützt: zwar war ſie die Schweſter des Mohammed ibn Abi Bekr, des Hauptführers der Verſchworenen, aber gegen Ali, der in einer ihre eheliche Treue ziemlich compromittirenden Geſchichte (ſ. den Art. Mohammed) ſich als ihr Gegner gezeigt hatte, von unverſöhnlichem Haſſe beſeelt. Alle drei, welche die Ver-

Digitized by Google

ſchwörung gegen Othman in demſelben, wenn nicht in höherem Maße gefördert hatten als Ali, beſaßen jetzt die Unverſchämtheit, die Schuld an dem Morde dem letztern aufzubürden und laut um Rache für Othman zu ſchreien, wodurch ſie ihren Anhang erheblich verſtärkten.

Inzwiſchen hatte Ali über die Statthalterſchaften in den einzelnen Provinzen verfügt. Die Klagen über Othman's omajjadiſche Statthalter waren der Hauptgrund geweſen, mit dem die Verſchworenen ihre Empörung rechtfertigten; Ali konnte ſomit nicht umhin, jene ſämmtlich abzuſetzen und an ihrer Stelle neue zu ernennen. Damit war der Krieg zwiſchen ihm und den Omajjaden auch formell erklärt. Einige der neuen Statthalter fanden Anerkennung, wie 'Ubeidallah ibn 'Abbâs in Südarabien, 'Othman ibn Honeif in Baßra; andere ſtießen auf Widerſtand, wie Keis ibn 'Obâda, dem ein Theil Oberägyptens den Gehorſam weigerte. Vor allen Dingen aber war natürlich nicht daran zu denken, daß Moâ'wija ſich dem neuen Herrſcher fügte.

Ueber die Art und Weiſe, dieſer weitverbreiteten Oppoſition gegenüberzutreten, konnte Ali nicht zweifelhaft ſein. Er mußte vor allen Dingen ſuchen, die Einheit unter den Orthodoxen herzuſtellen, d. h. Talha und Zubeir zu beſeitigen; dann erſt konnte er die weltlich-omajjadiſche Partei mit einiger Ausſicht auf Erfolg angreifen. Aus Mekka, wo ſie ſich in der Mitte zwiſchen Aegypten und Medina zu unſicher fühlen mußten, waren Talha, Zubeir und Aiſcha mit ihrer Umgebung nach Baßra gegangen, wo Talha ſeine meiſten Anhänger hatte, und waren in der That nach längeren Verhandlungen und nachdem ſie durch einen plötzlichen Ueberfall Ali's Statthalter Othman ibn Honeif zur Flucht gezwungen, in den Beſitz der Stadt gelangt. Inzwiſchen hatte Ali, mit geringer Mannſchaft ihnen nach dem Irak folgend, die andere Militärſtation dieſer Provinz, Kufa, für ſich gewonnen, wenngleich ebenfalls nicht ohne mancherlei Zwiſchenfälle — überall waren ja die Meinungen getheilt, und das Volk von Irak zeigte ſich, im Gegenſatz zu den zuverläſſigen Syrern, vom erſten Tage der Gründung der beiden Städte an von einem ebenſo meuteriſchen als wetterwendiſchen Geiſte beſeelt. Auch von andern Seiten ſtießen allmählich Scharen ſeiner Anhänger zu ihm; doch wollte er, wenn irgend möglich, Blutvergießen zwiſchen den beiden Fractionen der Gläubigen vermeiden, und begann infolge deſſen Verhandlungen mit den Gegnern. Dieſe ſcheuten ſich ihrerſeits auch vor dem offenen Kampfe mit Ali's Scharen und zeigten ſich, ſei es ernſtlich oder zum Schein, außerordentlich gemäßigt; nur die Mörder Othman's ſolle 'Ali aus ſeinem Heere entfernen, dann würden ſie die Waffen niederlegen. Ali ſah natürlich die Falle nicht und war bereit hineinzugehen; bereits wies er die Compromittirten aus ſeinem Lager — darunter einen ſeiner hervorragendſten und treueſten Offiziere, den Mâlik el Aſchtar — während aber die Verhandlungen noch weiter geführt wurden, griffen die Ausgewieſenen, um ſich ſelbſt zu retten, eine Abtheilung der Feinde bei Choreiba in der Nähe von Baßra an. Es entſtand ein allgemeiner und hartnäckiger Kampf beider Heere; 'Aiſcha feuerte, in der Mitte ihrer Scharen auf einem Kamele ſitzend (daher wurde die Schlacht ſpäter die Kamelſchlacht genannt), unabläſſig zum Kampfe an; aber Talha und Zubeir wurden getödtet und endlich auch 'Aiſcha von Mâlik gefangen genommen (Jahr 36 = 657). Ali entließ ſie ungekränkt nach Mekka, zeigte ſich überhaupt gegen die Beſiegten mild und ſchonte insbeſondere Baßra in jeder Weiſe.

Nachdem der Widerſtand innerhalb der eigenen Richtung überwunden war, mußte Ali nun darauf denken, wie er ſeinen gefährlichſten Gegner, Mo'âwija, zur Unterwerfung bringen könnte. Zu Mo'âwija war der alte 'Amr ibn el 'Aßi, der Eroberer Aegyptens, gegangen, dem vor allem daran gelegen war, die Statthalterſchaft dieſes reichen Landes wieder zu erlangen, und dem es zur Erreichung dieſes Zieles gar nicht darauf ankam, um Rache für den Tod Othman's ſchreien zu helfen, wenn er auch gerade durch Othman ſeinen Lieblingspoſten verloren hatte. War Mo'âwija ſchlau und wenig gewiſſenhaft, ſo war 'Amr verſchlagen und geradezu cyniſch; die Religion war ihnen beiden gänzlich gleichgültig, ſo verbanden ſie ſich zu gemeinſamer Verfolgung ihrer Ziele und Mo'âwija war, wie alle wirklich klugen Leute, gern bereit, die Ueberlegenheit ſeines Meiſters anzuerkennen und nach ſeinem Rathe zu handeln. Der glänzende Erfolg von Ali's Feldzuge hatte Mo'âwija etwas bedenklich gemacht; Amr aber beſtärkte ihn in der Haltung, die er von Anfang eingenommen hatte, und ſo wurde Ali's erneute Aufforderung abgelehnt und das Volk mit glänzendem Erfolge durch Ausſtellung von Othman's blutigem Hemde und dergleichen mehr gegen Ali aufgehetzt. Ali überſchritt mit 70,000 Mann den Euphrat bei Rakka (nicht allzu weit von der großen Wendung des Fluſſes nach Norden), ihm gegenüber lagerten ſich die 80,000 Syrer unter Mo'âwija nnd Amr. Auch hier zeigte Ali ſeine Friedensliebe, indem er am 3. Dhu'lhiǵǵa 36 (657) eine Geſandtſchaft zum Zweck gütlicher Vereinbarung an Mo'âwija ſandte, die aber natürlich ohne Erfolg blieb. Beide Heere rückten nun etwas weiter weſtlich nach Sſiffîn (ebenfalls am Euphrat); der letzte Monat des Jahres 36 verging unter unbedeutenden Gefechten, und im Muharram 37 (Juni—Juli 657), dem heiligen Monat, blieben, dem göttlichen Gebote entſprechend, die Feindſeligkeiten überhaupt eingeſtellt. Endlich am 1. Sſafar 37 (19. Juli 657) begann eine Reihe von Vorpoſtengefechten, und vom 8.—10. (26.—28.) wurde von beiden Heeren hartnäckig gekämpft. Ali und ſein Lieutenant Mâlik el-Aſchtar thaten Wunder der Tapferkeit; insbeſondere aber zeigten ſich die Altgläubigen im Streite gegen die Truppen des gottloſen Omajjaden von der alten, unbezwinglichen, fanatiſchen Begeiſterung erfüllt, und ſo neigte ſich am dritten Tage der Sieg entſchieden auf die Seite Ali's. Schon iſt der brave Mâlik an der Spitze ſeiner Reiterſcharen im Begriff, die Niederlage der Syrer durch einen letzten Stoß zu vollenden, als plötzlich von Ali der Befehl an ihn kommt, den Kampf einzuſtellen. Es iſt eine Liſt des ſchlauen Amr, zweifelsohne in Verbindung mit einer zwiſchen ihm und den unzuverläſſigen Elementen

Digitized by Google

in Ali's Heere abgekarteten Verrätherei, welche den letztern zu einem ſo unſinnigen Befehle zwingt; als für die Syrer alles verloren ſcheint, läßt Mo'awija auf Amr's Rath ſchleunigſt ſo viele Korane zuſammenraffen, als man in der Eile auftreiben kann; dieſe werden an den Lanzenſpitzen der vordern Reihen der Syrer befeſtigt, und man ruft den vordringenden Truppen Ali's zu, die Streiter Gottes mögen doch aufhören ſich untereinander zu zerfleiſchen; die Entſcheidung über die ſchwebenden Streitfragen ſei in der Offenbarung Gottes zu ſuchen. Ein Theil von Ali's Scharen, an ihrer Spitze Aſcha'th ibn Keis, der ſchon mehr als einmal ſich als einen treuloſen Verräther gezeigt hat und der in ſeinem Herzen einen unvertilgbaren Haß gegen die Altgläubigen nährt, fallen dem Vorſchlage bei; ungeordnete Haufen drängen ſich um Ali und fordern Einſtellung des Kampfes. Vergebens verwahrt ſich Ali gegen eine ſo ſelbſtmörderiſche Maßregel; man droht ihm unverblümt mit dem Schickſale Othman's, ſeine Getreuen befinden ſich weit ab im Getümmel des Streites — um ſein Leben zu retten, gibt er nach und damit ſeine Sache verloren. Vergebens ſträubt ſich Mâlik, die gemeine Intrigue durchſchauend, gegen den Befehl; man droht auch ihm mit Ermordung ſeines Herrn, und ſo muß er den Kampf abbrechen und die ſyriſche Armee ungehindert ziehen laſſen.

In dem Intriguenſpiele, welches nun begann, war Ali von vornherein der Beſiegte. Mo'âwija ſchlug vor, zwei Schiedsrichter zur Entſcheidung über ſeine und Ali's Anſprüche zu wählen, und ernannte ſeinerſeits natürlich den Amr ibn el Aßi, während Ali von denſelben Leuten, die ſoeben die Einſtellung des Kampfes erzwungen hatten, ſich den Abu Mûſa el Aſch'ari aufdrängen ließ, einen gänzlich unzuverläſſigen Menſchen, der ihm ſchon wiederholt den Gehorſam geweigert hatte und vermuthlich auch jetzt mit Aſch'ath und Amr unter Einer Decke ſteckte. Die Haltung Ali's, der doch nach der Rückkehr des Mâlik nicht mehr ſchutzlos dem heuchleriſchen Geſindel preisgegeben war, erſcheint hier völlig unbegreiflich; er muß über die ihm widerfahrene Behandlung vollkommen den Kopf verloren haben. Jedenfalls kam zwiſchen ihm und Mo'awija ein Vertrag zu Stande, nach welchem beide Heere entlaſſen werden und die Schiedsrichter im Ramadan deſſelben Jahres (Februar—März 658) zuſammentreten ſollten. Kaum war aber der Vertrag abgeſchloſſen, als von neuem gegen den übelberathenen Ali ſich ernſtlicher Widerſpruch erhob. Diesmal waren die Eifrigſten unter den Altgläubigen mit Recht darüber entrüſtet, daß die Entſcheidung in die Hände von Leuten gelegt war, die jedermann als zweideutig und irreligiös kannte, ſtatt daß, wie vorgegeben worden war, aus der Offenbarung, und alſo doch durch die treueſten und beſten Kenner derſelben, die Entſcheidung geſchöpft wurde. Zu ihnen geſellten ſich eine Anzahl unſauberer Elemente, denen es eben um Zwietracht und Verrath an Ali in jedem Falle zu thun war, darunter gerade ſolche, welche eben noch ſelbſt den Ali gezwungen hatten, ſich ſeine zuverläſſigſten Stützen zu entfremden. Dieſe Charigiten („Nonconformiſten", ſ. oben) marſchirten getrennt von dem übrigen Heere und lagerten ſich, nachdem man bei Kufa wieder angekommen war, etwa 12,000 Mann ſtark in Harûrâ, einem Dorfe in der Nähe dieſer Stadt, einſtweilen noch ohne direct zu Feindſeligkeiten überzugehen.

Zur feſtgeſetzten Zeit wurde die Komödie des Schiedsgerichtes in Dumat el-Gandal, einer Oaſe Nordarabiens, ziemlich gleichweit von Damaskus und Kufa gelegen, aufgeführt. Nach vielem Hin- und Herreden über verſchiedene unmögliche Candidaten für das Chalifat ſchlug Amr endlich vor, man wolle ſowol den Mo'awija als den Ali für abgeſetzt erklären und dann von der Gemeinde ſelbſt einen neuen Chalifen wählen laſſen. Als aber Abu Mûſa in Uebereinſtimmung damit ſeinerſeits die Abſetzung beider ausſprach, erklärte Amr, er nehme Act von der durch ſeinen eigenen Schiedsrichter ausgeſprochenen Abſetzung Ali's, proclamire aber ſeinerſeits neuerdings Mo'awija als Chalifen, worauf ſich Abu Mûſa unter Proteſt zurückzog. Freilich wurde dieſes erſchlichene Reſultat des Schiedsgerichtes nur in Syrien anerkannt, übte doch aber auch in Irak eine üble Wirkung, inſofern Ali als der endgültig Betrogene erſchien, und alle Opfer des blutigen Feldzuges von Sſiffin ſich als vergebliche erwieſen. So war denn auch an eine Verſöhnung mit den Charigiten nicht zu denken, ja ſelbſt die Hoffnung Ali's, ſie würden wenigſtens nicht mit gewaffneter Hand gegen ihn auftreten, erwies ſich als trügeriſch. Die wirklich Frommen unter ihnen glaubten eben erkannt zu haben, daß es auch Ali nur um die Herrſchaft, nicht um das Werk Gottes zu thun ſei; andere verachteten ihn um der kläglichen Rolle willen, die er ſoeben geſpielt hatte, und eine große Anzahl wollte geradezu Aufruhr und Empörung, wie das in Kufa und Umgegend Sitte war. Sie begingen, während Ali ſchon von neuem auf dem Wege nach Syrien war, offene Gewaltthätigkeiten und lagerten ſich endlich in Nahrawân (am Diala, nicht weit von deſſen Mündung in den Tigris). Ali konnte eine ſo bedenkliche Diverſion in ſeinem Rücken nicht unbeachtet laſſen; als er ſich mit ſeinem Heere näherte, liefen die meiſten davon und nur der eigentliche Kern, die aufrichtigen Eiferer, ſtritten, etwa 1600 an Zahl, für den reinen Glauben bis auf den letzten Mann.

Nun aber hatten die immer wetterwendiſchen Bewohner des Irak, insbeſondere die Kufenſer, genug am Kriege. Es war Ali nicht möglich, ſie zum erneuten Vormarſch nach Syrien zu bewegen, und ſo mußte er unthätig den Fortſchritten zuſehen, welche Mo'awija nach allen Seiten hin machte. Schon im J. 38 (658) konnten die an ſich nicht ſehr zahlreichen Anhänger Mo'awija's in Aegypten eine Erhebung wagen, da Mohammed ibn Abi Bekr, welcher dem Ali auch hier nur Unheil brachte, ſich mit den Diſſidenten in Oberägypten nutzlos herumſchlug. Als infolge deſſen Ali ſeinen beſten General, den Mâlik el Aſchtar, mit einigen Truppen zur Sicherung Aegyptens abſchickte, ließ Mo'âwija denſelben vergiften, und nun vermochte Amr ibn el Aßi mit einem verhältnißmäßig kleinen Contingent ſich Aegyptens zu bemächtigen; Mohammed verlor im letzten Kampfe das Leben. — Kurz nachher brachen in Baßra und in Per-

Digitized by Google

ſien Unruhen aus, die es allerdings gelang zu unterdrücken, dagegen machten die Syrer nach Meſopotamien und Arabien zu Fortſchritte, welche nicht energiſch zurückgewieſen werden konnten, da die Armee von Kufa höchſtens, wenn ihr die Feinde unmittelbar auf den Leib zu rücken drohten, zu einer Anſtrengung zu bewegen war. Es glaubte eben niemand mehr recht an Ali's Stern, ſeine hervorragendſten Anhänger waren ums Leben gekommen oder fielen von ihm ab — wie ſogar ſein Bruder ʿAkil zu Moʿawija überging — und ſo war eine günſtige Wendung für ihn kaum noch möglich, als im J. 40 (660) drei patriotiſche Charigiten, um dem entſetzlichen Bürgerkriege ein Ende zu machen, ſich verſchworen, an demſelben Tage die drei Gewalthaber zu tödten, deren Herrſchſucht den Islam zu verderben drohte. Aber die Unternehmungen gegen Moʿawija und Amr misglückten, nur den verhältnißmäßig Unſchuldigſten der drei fehlte der tödliche Schwerthieb nicht; am 15. Ramadan 40 ſchwer verwundet, ſtarb Ali am 17. deſſelben Monats (23. Jan. 661), der letzte Chalife aus der Familie und den erſten treuen Anhängern des Propheten.

Mit Ali's Tode geht die patriarchaliſche Epoche des Chalifates zu Ende, es beginnt eine Reaction der rein weltlichen und politiſchen Intereſſen gegen das theokratiſche Princip. Gerade die noch übrigen Mitgründer und die aufrichtigen Bekenner des Islam gehen in vergeblichem Widerſtande gegen die Vertreter der altmekkaniſchen Ariſtokratie und des heidniſchen Araberthums zu Grunde; kaum äußerlich bekennen ſich die Regierenden noch zu den Glaubenslehren des Propheten, die wahre Frömmigkeit verſchwindet aus den officiellen Regionen, und ſpäter, wo die ins Wanken kommende Abbaſidendynaſtie aus politiſchen Gründen ſich der Orthodoxie wieder in die Arme wirft, hütet ſich die letztere doch ſehr wohl, ſich mit dieſer Dynaſtie zu identificiren. Weltliche und geiſtliche Gewalt ſind in Zukunft nur noch dem Namen nach in der Perſon des Chalifen vereinigt, und wie er die weltliche Macht nach und nach verliert, bleibt nur ein weſenloſer Schatten auch der geiſtlichen Herrſchaft zurück. Nicht weniger aber als mit der innigen Verbindung des Geiſtlichen und Weltlichen iſt es mit der von Mohammed und Omar proclamirten und von letzterm durchgeführten Gleichberechtigung aller Gläubigen vorbei; mit den Omajjaden beginnt die Herrſchaft der Araber als Nation über die Perſer, wofür ſich die Perſer unter den Abbaſiden zu revanchiren ſuchen — wie dieſe religiöſen und nationalen Gegenſätze, deren Extreme ſich in den Charigiten und den Schiiten verkörpern, allmählich den Bau des Chalifenreiches unterminiren, iſt in der Einleitung ausgeführt worden.

Niemand vermochte es unter dieſen Umſtänden mehr dem Moʿawija das Chalifat ſtreitig zu machen. Zwar hatten die Irakenſer nach Ali's Tode endlich eingeſehen, daß mit dem Untergange ſeiner Sache die Unterwerfung ihrer Provinz unter die ſyriſche Herrſchaft entſchieden ſei, und ein Heer von 40,000 Mann ſeinem Sohne Haſan zur Verfügung geſtellt; aber dieſer war ein Weiberknecht und ſchwächlicher Geſelle, dem es nur darum zu thun war, von Moʿawija eine möglichſt anſtändige Abfindung zu erhalten. Als ihm dieſe bewilligt war, entſagte er feierlich jedem Anſpruche auf das Chalifat, und ſo konnte Moʿawija, dem nun niemand mehr Widerſtand zu leiſten wagte, noch im J. 41 (661) in Kufa einziehen, während Haſan ſich nach Medina zurückzog, wo er fromm wurde und nach mehrern Jahren ſtarb; daß ihn Moʿawija habe vergiften laſſen, iſt wol eine unbegründete Erfindung.

Ungeſtört konnte jedoch auch Moʿawija (41—60 = 661—680), mit welchem die Dynaſtie der Omajjaden (ſ. daſ.) beginnt, ſeiner Herrſchaft ſich nicht lange erfreuen. Waren die Altgläubigen und Charigiten mit Ali unzufrieden geweſen, ſo haßten ſie Moʿawija aus mehrerwähnten Gründen aufs äußerſte. Wenn trotzdem die erſtern ſich einſtweilen in Medina ruhig hielten, ſo geſchah es nur aus Furcht vor der Uebermacht des neuen Herrſchers, in deren unmittelbarer Sphäre die heiligen Städte lagen. In dem entfernter liegenden Perſien dagegen erklärte ſich der noch von Ali eingeſetzte Statthalter Zijâd gegen Moʿawija, während ſeine Söhne in Baßra einen Aufſtand erregten und in dem benachbarten Ahwâz (Chuziſtan, öſtlich von der Euphratmündung) die Charigiten losbrachen. Hier zeigte nun aber Moʿawija wieder ſeine ganze Schlauheit. Er beauftragte ſeinen Statthalter von Kufa, den Mughira ibn Schoʿba, einen ebenfalls höchſt zweideutigen Menſchen, mit Zijâd perſönliche Verhandlungen anzuknüpfen, die denn auch zu dem gewünſchten Ausgleiche führten; die Bedingungen deſſelben laſſen ſich aus dem ſpäteren Verlaufe der Ereigniſſe errathen. Zijâd blieb Statthalter von Perſien, erhielt Baßra und nach Mughira's Tode (50 = 670) Kufa, ſpäter (53 = 673) Arabien dazu, außerdem erkannte ihn Moʿawija officiell als Bruder an, indem er behauptete, er ſei ein unehelicher Sohn ſeines Vaters Abu Sofjân. Die Araber wollten das nicht recht glauben und nannten ihn ſtatt Zijad ibn Abi Sofjan lieber Zijad ibn Abîhi („Z. Sohn ſeines Vaters"); jedenfalls aber hatte ihn Moʿawija, wol auch in Gemäßheit der ihm gegebenen Verſprechungen, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Dazu kam es nun nicht, da Zijad ſchon im J. 53 (673) ſtarb; bis dahin aber hatte er den unruhigen Irakenſern die Luſt zum Rebelliren gründlich ausgetrieben, mit ſchonungsloſer Grauſamkeit auch die kleinſte Ausſchreitung im Keime erſtickend und die ſtrengſten Polizeiordnungen durchführend. Koſtete das manchem Unſchuldigen das Leben, ſo wurde doch auch ein Grad der öffentlichen Sicherheit dadurch erreicht, wie er im Orient ſelten da geweſen iſt. Es iſt das überhaupt die Signatur von Moawija's Regierung, daß die Gewiſſenloſigkeit und die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, von welcher er in keinem Falle freizuſprechen iſt, doch dem Staate und den Unterthanen in hohem Grade genützt hat; die Beendigung des Bürgerkrieges und die energiſch überall hergeſtellte Ruhe und Ordnung ließen die Bewohner der Provinzen wieder aufathmen und ſtellten das Anſehen des Islam nach innen und außen von neuem her. In manchen Zeiten können nur Schurken brauchbare Herrſcher ſein.

Digitized by Google

So kamen deun unter Mo'awija auch die Eroberungen der moslimiſchen Waffen, die während des Bürgerkrieges geſtockt hatten, wieder in Zug. Ein Theil des heutigen Afghaniſtan und Belutſchiſtan wurde erobert, Balch definitiv beſetzt, über den Oxus hinaus das Gebiet der Türkenſtämme bis in die Gegend von Bochara und Samarkand durchſtreift, abgeſehen von der Niederwerfung von Aufſtänden in den ſtets unruhigen Gebieten von Choraſan und Tabariſtan. Am meiſten zeichnete ſich unter den arabiſchen Feldherren der berühmte Mohallab ibn abi Sſofra aus, der bis an den Indus gelangte. Den Byzantinern hatte Mo'awija während des Bürgerkrieges vorſichtig manche Conceſſionen gemacht; jetzt wurden weit und breit durch Kleinaſien Streifzüge unternommen, welche das von innern Wirren gelähmte Kaiſerreich nicht hindern konnte; nur als die Muslime ſogar Konſtantinopel angriffen, holten ſie ſich allerdings eine Niederlage. Auch die Seemacht der Araber wuchs in dieſer Zeit ſchnell empor; während bei der Wiedereinnahme Alexandriens im J. 25 (646) die griechiſchen Schiffe ohne Widerſtand landen konnten, machten ſich jetzt arabiſche Flotten ſelbſt der griechiſchen Hauptſtadt furchtbar. — In Afrika dauerte die Unthätigkeit noch bis zum Tode Amr's, welcher die wiedererlangte Statthalterſchaft bis zu ſeinem Tode in Ruhe genießen wollte; als er im J. 43 (664) mit einem reichlich verdienten ſchlechten Gewiſſen geſtorben war, begann auch hier von neuem der Vormarſch nach Weſten. Hier verſuchte Mo'awija ibn Hodeig ſeine ſchon unter Othman (ſ. oben) errungenen Erfolge zu erweitern, und gründete nach einigen Nachrichten die Stadt Kairuwân, die Hauptfeſtung und den ſpäteren Regierungsſitz des außerägyptiſchen Afrikas; nach ihm eroberte 'Okba ibn Nâfi' das Land Fezzan und verlegte Kairuwân an den Ort, wo die Stadt ſich noch jetzt befindet; nach andern ſoll er erſt die Stadt gegründet haben. Ueberhaupt ſind die Einzelheiten (insbeſondere auch die Zeitangaben) über dieſe Kriegszüge ſehr unſicher; beſtimmt falſch ſind die ſpäteren Berichte, welche ſchon den Okba bis an den Atlantiſchen Ocean vordringen laſſen.

Die letzten Jahre ſeines Lebens war Mo'awija beſorgt, ſeinem Sohne Jezîd die Nachfolge zu ſichern. Die Neigung, dieſem durch ſeinen liederlichen Lebenswandel viel Aergerniß gebenden Manne zu huldigen, war nirgends groß; doch hing Syrien zu ſehr an Mo'awija, der es nun bald vierzig Jahre regiert hatte, als daß hier ernſtliche Schwierigkeiten hätten erwachſen können. Dagegen gab es in Mekka vier Männer, welche als Nebenbuhler Jezîd's für den Fall von Mo'awija's Tode zu fürchten waren, weil ſie Söhne von Chalifen oder doch von früheren Prätendenten auf das Chalifat waren, nämlich Ali's zweiter Sohn Huſein, Abdallah, der Sohn Omar's, Abderrahmân, der Sohn Abu Bekr's, und Abdallah, der Sohn Zubeir's. Der erſtgenannte beſaß ſeinen Hauptanhang in Irak und Perſien, wo ſeines Vaters noch immer von vielen mit Reue und Sehnſucht gedacht wurde und insbeſondere die Kufenſer ſich oft an die Zeit erinnerten, in welcher ihre Stadt die Reſidenz des Chalifen geweſen war; die drei andern hatten die Partei der Altgläubigen hinter ſich, alle vier wohnten inmitten der grollenden Bevölkerung Medinas. Als Mo'awija, um ihre Huldigung für Jezîd zu erwirken, mit einem Heere heranzog, begaben ſie ſich nach Mekka, der heiligen Stadt, in deren Bezirk niemand getödtet werden durfte. Trotzdem wagten ſie es nicht, dem ihnen nachgezogenen Mo'awija zu widerſprechen, als derſelbe in der Moſchee in ihrer Gegenwart den Jezîd als ſeinen Nachfolger proclamirte und ſich dabei auf die angeblich von ihnen geäußerte Beiſtimmung berief. In ähnlicher Weiſe wurde im Irak die Huldigung theils erzwungen, theils durch Beſtechungen erreicht.

Wie wenig Werth aber dieſer Art von Huldigungen von den dazu Gezwungenen beigemeſſen wurde, ergab ſich, als nach dem im J. 60 (680) erfolgten Tode Mo'awija's nun wirklich Jezid (60—63 = 680—683) den Thron beſtieg. Darf man auch lange nicht alles glauben, was die ſpäteren, theils von den Theologen beeinflußten, theils den Abbaſiden ergebenen Schriftſteller von der Laſterhaftigkeit dieſes Fürſten erzählen, jedenfalls ſteht feſt, daß der gewiß nicht unbegabte und beſonders für Poeſie und Muſik empfängliche Chalife nach dem Koran und der Religion noch viel weniger fragte als ſein Vater, und hauptſächlich auf ſein Vergnügen bedacht war; dazu war er ſeine kurze Regierungszeit hindurch von der Sorge um die Bekämpfung der gegen ihn gerichteten Empörungen in Anſpruch genommen, und ſo konnte er kaum Zeit behalten, ſich um ſonſtige Angelegenheiten zu kümmern; auch kamen die auswärtigen Unternehmungen infolge des von neuem ausbrechenden Bürgerkrieges naturgemäß wieder ins Stocken.

Von den vier Männern, welche Mo'awija in Mekka zur Huldigung gezwungen hatte, war inzwiſchen der Sohn Abu Bekr's geſtorben, der des Omar in den Hintergrund getreten. Huſein dagegen, Ali's Sohn, und 'Abdallah ibn ez Zubeir, die bis dahin in Medina inmitten der Altgläubigen gelebt hatten, entzogen ſich der erneuten Huldigung, zu der ſie der omajjadiſche Statthalter zwingen wollte, wiederum durch die Flucht nach Mekka, wo ſie, durch die Heiligkeit des Ortes vorläufig geſchützt, Zeit zur Vorbereitung eines Aufſtandes gewinnen konnten. Kaum hörten aber die Kufenſer von der glücklichen Flucht Huſein's, als ihr unruhiges Temperament, die Erinnerung an Ali und die Unzufriedenheit mit der ſyriſchen Oberherrſchaft ſie fortriſſen; Boten über Boten kamen mit Haufen von Petitionen in Mekka an, welche deu Huſein aufforderten, ſich in die Mitte ſeiner Getreuen nach Kufa zu begeben. Huſein, deſſen Stärke ſo wenig als die ſeines Vaters in politiſcher Einſicht beſtand, vergaß ganz und gar, daß dieſe Getreuen Ali recht ungetreu in Stich gelaſſen hatten; dazu kam das Zureden des Abdallah ibn Zubeir, welcher ſeinen Concurrenten zu entfernen wünſchte, und ſo machte ſich Huſein mit einer kleinen Schar perſönlicher Anhänger auf den Weg nach Kufa. Dort war indeß bereits der Umſchlag erfolgt. Auf die Nachricht der beginnenden Wühlereien hatte Jezîd den wenig energiſchen Statthalter Kufa's durch 'Obeidallah, den Sohn Zijâd's erſetzt, dem es gelang, in die bereits in vollem Aufruhr begriffene Stadt ſich

Digitized by Google

hineinzuſchleichen und an der Spitze einiger ihm ergebener Truppen im Regierungspalaſt feſten Fuß zu faſſen. Der empöreriſchen Menge fehlte der Muth, ihn energiſch anzugreifen, während er bald Mittel und Wege fand, ſich der Häupter der Bewegung zu verſichern und durch deren Hinrichtung die Revolte zu unterdrücken; ſeitdem regierte er mit gleich ſchonungsloſer Strenge, wie früher ſein Vater, und das wankelmüthige Volk wagte nichts mehr für Huſein.

Dieſer erfuhr erſt in der Nähe von Kufa die Nachricht von dieſen Vorgängen; trotzdem und obwol er nur ein paar hundert Mann bei ſich hatte, bildete er ſich ein, er brauche ſich nur vor den Thoren Kufa's zu zeigen, damit die ganze Bevölkerung ihm zufiele. Obeidallah, den ſeine Vorpoſten von dem Herannahen Huſein's rechtzeitig benachrichtigt hatten, ſandte ihm den 'Amr, Sohn des Sa'd ibn Abî Wakkâß (des Eroberers Perſiens) mit einigen tauſend Mann entgegen, welche bei Kerbelâ auf die kleine Schar ſtießen. Als indeß Amr, der jedenfalls den Enkel des Propheten zu ſchonen wünſchte, ſich in Verhandlungen mit ihm einließ, ſchickte Obeidallah den Schamir ibn Dhi'lgauſchan an der Spitze weiterer Truppen hinterher mit dem Auftrage, den Huſein lebendig oder todt nach Kufa zu ſchaffen. Schamir, der aus ſeiner Anhänglichkeit an das Heidenthum längſt kein Hehl machte, ließ am 10. Muharram 61 (10. Oct. 680) das Häuflein angreifen — ſich durch die Flucht zu retten, waren Huſein wie ſeine Begleiter zu ſtolz — und ſo wurden die Unglücklichen nach tapferer Gegenwehr getödtet. Huſein's Leib wurde in Kerbelâ begraben; ſein Tod aber, von ſeinen Anhängern als der ſchwerſte Schlag empfunden, wurde Veranlaſſung zur Organiſirung und weiteſten Ausbreitung der Sekte der Schiiten (ſ. oben), welche wir bald in den Kampf der Parteien werden eingreifen ſehen.

War aber im Irak für einige Zeit wenigſtens äußerlich Ruhe geſtiftet, ſo diente Huſein's Tod dem andern Prätendenten, Abdallah ibn Zubeir, als willkommenſtes Mittel zur Aufhetzung der Frommen Mekkas, wie er das gleich beabſichtigt hatte, als er Huſein zu ſeinem tollkühnen Zuge bereden half. Er nahm ſogleich, wenn auch vorläufig noch im engeren Kreiſe, den Chalifentitel an, und weigerte ſich hartnäckig, den Jezîd anzuerkennen, welcher aus Furcht, durch einen kriegeriſchen Angriff auf die heilige Stadt den Unwillen des Volkes zu wecken, mit ungewöhnlicher Langmuth eine Geſandtſchaft an Abdallah ſchickte, um ihn zur Huldigung zu überreden, gleichzeitig aber ihm auch verſtändlich anzudeuten, daß man ſich, wenn nöthig, auch nicht ſcheuen werde, ihn ſelbſt in Mekka anzugreifen. Einſtweilen kam es freilich dazu noch nicht, weil inzwiſchen auch Medina ſich gegen Jezîd empörte. Die Bewohner dieſes Hauptſitzes der Orthodoxie waren natürlich niemals den Omajjaden zugethan geweſen; jetzt kam der Abſcheu über die Tödtung des Huſein hinzu, und eine Ungeſchicklichkeit des Statthalters von Medina, eines Vetters Jezîd's, machte das Maß voll. Dieſer hatte im J. 62 (682) gelegentlich einer finanziellen Differenz einige der angeſehenſten Medinenſer an den Hof nach Damaskus geſandt, weil er glaubte, die Ordnung der vorhandenen Schwierigkeit in der Reſidenz ſelbſt und die bekannte Liebenswürdigkeit Jezîd's im perſönlichen Verkehr werde einen guten Eindruck auf die einflußreichen Leute machen, und dadurch die Stimmung in Medina überhaupt verbeſſert werden. Er hatte nicht bedacht, daß der mehr als leichte Ton, die Genußſucht und Ueppigkeit und die Nichtachtung der religiöſen Vorſchriften, welche das Lebenselement des damascener Hofes bildeten, auf die bigoten und werkheiligen Medinenſer den ſchlimmſten Eindruck hervorrufen mußten. So war es aber in der That; obwol von dem Chalifen mit Freundlichkeiten und Geſchenken überſchüttet, kam die Deputation auf das höchſte erbittert zurück und begann ſofort, durch ihre gewiß nicht zu matt gefärbten Berichte die Entrüſtung über die Unwürdigkeit und Gottloſigkeit deſſen, welcher ſich Stellvertreter des Geſandten Gottes nennen ließ, in der ganzen Bevölkerung zu verbreiten. Man kam in der Moſchee zuſammen: „Wie ich hier mein Kopftuch abnehme und von mir werfe, ſo verwerfe ich Jezîd", rief einer der Eifrigſten; ſeinem Beiſpiel folgten Dutzende von andern, bald das Oberkleid, bald die Sandalen, bald andere Kleidungsſtücke von ſich werfend, ſodaß raſch ein ganzer Haufen von Bekleidungsgegenſtänden Zeugniß für die geſchehene Entſetzung des verworfenen Chalifen ablegte. Nun wandte ſich der Zorn der frommen Eiferer gegen den Statthalter und die übrigen, meiſt als Beamte in der Stadt wohnhaften Omajjaden. Wol infolge der Ueberraſchung wagten dieſe, welche mit Clienten und Sklaven doch eine Anzahl von ein paar tauſend waffenfähigen Männern darſtellten, keinen Widerſtand; man zwang ſie zu ſchwören, daß ſie die Truppen, die etwa gegen die Stadt geſandt würden, weder mit Rath noch mit That unterſtützen wollten, und jagte ſie dann unter Beſchimpfungen und beleidigenden Thätlichkeiten aus der Stadt. Jezîd war begreiflicherweiſe wüthend über die klägliche Rolle, welche ſeine Familie geſpielt hatte, und ließ die beſten Truppen Syriens zuſammenziehen, um ſeine Autorität in Medina herzuſtellen; und als der Verſuch, den er auch mit dieſen frommen Rebellen machte, ſie durch einen in ſeinen Dienſten ſtehenden Landsmann mittels gütlicher Ueberredung zur Vernunft bringen zu laſſen, an dem Fanatismus einer extremen Partei geſcheitert war, ſandte er das Heer unter Führung des einäugigen Muslim ibn 'Okba ab, eines Verwandten des Chalifen Othman, alſo grimmigen Feindes der Altgläubigen, von dem er ſich der größten Energie verſehen konnte. Unterwegs nahm Muslim die aus Medina vertriebenen Omajjaden auf; da ſie ihr Schwur hinderte, über die Verhältniſſe in Medina Auskunft zu geben, ſo erzählte Merwan ibn el Hakam (vor Zeiten Othman's Rathgeber, unter Mo'awija Statthalter von Medina) das Nöthige ſeinem Sohne Abdelmelik, der nicht geſchworen hatte und alſo dem Feldherrn die von dieſem geforderten Mittheilungen machen konnte. Bei Harra, dicht vor Medina, kam es am 26. Dhu'lhigga 63 (26. Aug. 683) zum Kampfe, in welchem die Medinenſer trotz ihrer fanatiſchen Tapferkeit der Uebermacht

Digitized by Google

erlagen. Die Stadt verfiel der ſchonungsloſen Rache Muslim's; drei Tage gab er ſie allen Greueln preis, die eine erbitterte und ſiegestrunkene Soldateska auszuüben vermag, und als er endlich den übriggebliebenen Bewohnern das Leben ſicherte, geſchah es in der Weiſe, daß ſie ſich als perſönliche Sklaven des Chalifen ergeben mußten, mit denen er nach Belieben ſchalten konnte. Von da an waren die zurückgebliebenen Bewohner der verwüſteten Stadt jeder Bedrückung von ſeiten der rachſüchtigen Omajjaden ausgeſetzt, ſodaß es ſpäter die meiſten vorzogen, den ſchon unmittelbar nach der Eroberung Geflüchteten nachzufolgen, welche zu den in Weſtafrika ſtehenden Heeren entronnen waren; mit dieſen fanden ſie nachher in Spanien eine neue Heimat. Medina aber exiſtirte von da ab für lange Zeit faſt nur dem Namen nach.

Bald nach der Einnahme von Medina brach Muslim, obwol erkrankt, nach Mekka auf, den Abdallah ibn Zubeir zur Unterwerfung zu zwingen; als er unterwegs ſtarb, trat den für dieſen Fall getroffenen Anordnungen des Chalifen gemäß Hoßain ibn Numeir an ſeine Stelle, der ebenſo wenig Rückſichten auf die Heiligkeit der Prophetenſtädte und ebenſo wenig Reſpect vor alten Gefährten des Propheten und ſonſtigen frommen Leuten kannte. Abdallah und ſeine Mekkaner zogen bei einem Kampfe außerhalb der Thore den kürzern, vertheidigten indeſſen die wohlbefeſtigte Stadt mit großer Ausdauer, während Hoßain durch Kriegsmaſchinen Wurfgeſchoſſe aller Art auf die Mauern und, zum unausſprechlichen Entſetzen der Gläubigen, ſelbſt auf die heiligen Gebäude ſchleudern ließ (vgl. den Art. Ka'aba). Sobald indeß die Nachricht von Jezîd's Tode anlangte, hob Hoßein die Belagerung auf, da er von Jezîd's Nachfolger Mo'âwija nichts wiſſen wollte, und knüpfte mit Abdallah Unterhandlungen an.

Mo'âwija II. (64 = 683) war Jezîd's Sohn und bei dem vorzeitigen Tode deſſelben (15. Rebî' I. 64 = 11. Nov. 683) erſt 21 Jahre alt. Man weiß nicht, ob er die Herrſchaft überhaupt antrat; jedenfalls bekleidete er das Chalifat nur wenige Wochen, ohne daß wir indeß über ſein Leben und ſeinen Tod irgend etwas Sicheres wiſſen. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß er von irgendeiner der nach Jezîd's Tode in Streit gerathenen Parteien heimlich beſeitigt wurde. Jedenfalls verſchwand er ſpurlos, ohne daß jemand zurückblieb, der die allgemeine Anerkennung der Großen des Reiches hätte finden können. Von Jezîd war noch ein jüngerer Sohn Châlid vorhanden, der aber erſt 16 Jahre zählte; die Nächſten und Angeſehenſten unter den älteren Omajjaden aber fühlten keine Neigung, ſich um eine Herrſchaft zu bewerben, die von allen Seiten mit Gefahren umgeben war. Denn der Tod Jezîd's war in den meiſten Provinzen das Signal zum Aufſtande geweſen; in Kufa und Baßra hatte ſich der ſonſt ſo gefürchtete 'Obeidallah ibn Zijâd nicht halten können, Südarabien und ein Theil Aegyptens erklärte ſich für Abdallah ibn Zubeir, und ſelbſt das erſt eben ſo hart gezüchtigte Medina wagte es, ſeine verhaßten Peiniger, die Omajjaden, von neuem zu vertreiben. Um zu begreifen, wie es möglich war, daß der Reſpect vor den kräftigen Syrern ſo plötzlich ſchwand, müſſen wir einen Rückblick auf die innern Verhältniſſe Syriens thun.

Die arabiſchen Stämme, welche ihrerzeit Syrien erobert und dann ihre Standquartiere in dieſem Lande angewieſen erhalten hatten, rekrutirten ſich hauptſächlich aus zwei Stammgruppen, den Benu Kais und den Benu Kelb. Nun gehörten die Kaiſiten zu den nordarabiſchen (ismaelitiſchen), die Kelb zu den ſüdarabiſchen (jemenitiſchen, joktanidiſchen) Stämmen; zwiſchen beiden Hauptgruppen der Bevölkerung Arabiens aber beſtand ein ſo unverſöhnlicher und jahrhundertelang eingewurzelter Raſſenhaß, wie er auch zwiſchen weniger nahe verwandten Nationen in der Geſchichte faſt ohne Beiſpiel iſt. Dieſen Haß hatte der Islam gebändigt; nach Mohammed's directem und mit der größten Strenge durchgeführtem Befehl durfte der Muslim dem Muslim keine Feindſchaft aus der Zeit des Heidenthums nachtragen, keine Blutrache mehr ausüben. Das hatte eine Weile lang vorgehalten; wenn aber unter den Omajjaden die Großen des Reiches nicht mehr den Geboten des Glaubens nachlebten, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Maſſen desgleichen thaten, und ſo wurde allmählich der alte Haß zwiſchen Kais und Kelb wieder lebendig. Mo'âwija hatte neben allen andern Regierungskünſten auch die verſtanden, zwiſchen der Majorität, welche bei den Kelb war, und der Minorität der Kais Frieden zu halten; indeß hatte auch er ſchon Schwierigkeiten gefunden, dem Jezîd, deſſen Mutter die Tochter des Kelbitenführers Mâlik ibn Bahdal war, die Anerkennung der Kais zu verſchaffen. Da nun Mo'awija II. ebenfalls Sohn einer Kelbitin war, Jezîd aber keine Zeit gefunden hatte, ſchon vor ſeinem frühen Tode ſeinem Sohne von beiden Parteien huldigen zu laſſen, ſo weigerten ſich die Kais, ihm zu gehorchen; eins ihrer Häupter, Zofar ibn el Hârith, erklärte ſich für Abdallah ibn Zubeir und bemächtigte ſich des Gebietes der Militärſtation Kinnesrin (Nordſyrien); ihm ſchloſſen ſich die Bezirke Himß und Paläſtina an, während der ebenfalls kaiſitiſche Commandant von Damaskus ſelbſt, Dahhâk ibn Kais, ſich vorläufig nicht darüber ausſprach, wen er nach Mo'awija's II. Verſchwinden als Chalifen anzuerkennen beabſichtigte. Die im Jordanbezirke ſtehenden Kelbiten unter dem oben genannten Mâlik ibn Bahdal befanden ſich vorläufig in der Minorität, weil ihre Stammesgenoſſen unter Hoßain noch auf ihrem Zuge gegen Mekka abweſend waren; ſie neigten dem jungen Châlid, Jezîd's zweitem Sohne, zu.

Man begreift, wie Hoßain, der die Verhältniſſe in Syrien kennen mußte, beim Empfange der Nachricht von Jezîd's Tode es gerathen fand, die Belagerung aufzuheben und ſich auf den Heimweg zu machen, um den Kelbiten das Uebergewicht zu ſichern. Da dieſem Hauptintereſſe gegenüber ihm an der omajjadiſchen Dynaſtie wenig gelegen war, ſuchte er eine Unterredung mit Abdallah ibn Zubeir und bot ihm ſeine Hülfe zur Erlangung des Chalifates an, wogegen er nur die ſelbſtver-

Digitized by Google

ſtändliche Forderung ſtellte, daß Abdallah für die in Medina und vor Mekka Getödteten keine Rache ſuchen dürfe. Abdallah aber war nicht im Stande, politiſchen Geſichtspunkten zu Liebe ſeine perſönlichen Gefühle zurückzudrängen; ſeine Weigerung, eine ſolche Verpflichtung einzugehen, hatte natürlich den Abbruch der Verhandlungen zur Folge. Auf dem Rückwege nach Syrien begegnete Hoßain dem Merwân ibn el Hakam, jetzt einem der älteſten Omajjaden (ſ. oben); er entſchied ſich dafür, dieſem den Thron anzubieten, und Merwan nahm an. Die von Mâlik ibn Bahdal befehligten übrigen Kelbiten erhoben allerdings Schwierigkeiten, da ſie den Châlid ibn Jezîd wünſchten; ſie gaben indeß unter der Bedingung nach, daß dem letztern Merwans Nachfolge geſichert würde. Inzwiſchen ließen die Kaiſiten den Gedanken, die Intereſſen ihrer bisherigen Feinde, der Altgläubigen in Mekka und Medina, zu verfechten, fallen, und ſtellten ihren Führer Dahhâk als Prätendenten auf. Gegen dieſen aber empörte ſich die Bevölkerung von Damaskus, welches von den Omajjaden zur Reſidenz erhoben und ſtets in jeder Weiſe begünſtigt worden war. Dieſe Wendung eröffnete dem Merwan die reichen Hülfsquellen der Hauptſtadt; in ihrer Nähe, bei Merǵ Râhiṭ, trafen bald darauf die feindlichen Heere aufeinander. Der Kampf endigte mit der vollſtändigen Niederlage der Kais; Dahhâk ſelbſt verlor das Leben, ſeine Stammgenoſſen wurden zerſprengt; doch konnte ſich Zofar mit einer Abtheilung derſelben wieder in Kinnesrin feſtſetzen, von wo aus er noch Merwan's Nachfolger Abdelmelik verſchiedentlich recht läſtig wurde. Der Sieg von Merǵ Râhiṭ ſicherte das Chalifat dem Merwan (64—65 = 684—685); aber die Unterwerfung der aufſtändiſchen Provinzen erforderte noch mehrere Jahre und gelang erſt unter dem Chalifate Abdelmelik's, des Sohnes Merwan's, welchen derſelbe, ſeinem für Châlid ibn Jezid abgegebenen Verſprechen untreu, zum Nachfolger beſtimmte. Er bezahlte ſeine Wortbrüchigkeit auf Anſuiften der Mutter Châlid's mit dem Leben; aber Abdelmelik (65—86 = 685—705) wurde ohne Umſtände in Syrien anerkannt — es war weniger denn je am Platze, innern Zwiſtigkeiten die Kräfte zu opfern, welche man auf das nachdrücklichſte nach außen anſpannen mußte, ſollte die ſyriſche Herrſchaft überhaupt aufrecht erhalten werden. Zwar hatte ſchon Merwan Aegypten, wo der Aufſtand nie ſehr bedeutende Mittel zu entfalten vermochte, Ende 64 und Anfang 65 (684) wieder unterwerfen können, aber Abdallah ibn Zubeir hatte von den ſyriſchen Wirren erheblichen Vortheil gezogen, und im Irak waren den Omajjaden in den mittlerweile hervorgebrochenen Chariǵiten und Schiiten die furchtbarſten Gegner erwachſen. Wir behandeln dieſe Kämpfe im Zuſammenhange, wie ſie ſich von den Anfängen unter Merwan an durch einen großen Theil von Abdelmelik's Chalifat hindurchziehen. Die Verſchiebungen zwiſchen den verſchiedenen Parteien machen dieſe Periode zu einer der verwickeltſten der mohammedaniſchen Geſchichte; man wird indeß den Faden nicht verlieren, wenn man feſthält, daß von den einzelnen Parteien — die weltlich geſonnenen Syrer mit den Omajjaden an der Spitze, die Altgläubigen unter Abdallah ibn Zubeir in Arabien, die Chariǵiten und Schiiten im Irak und in Perſien — jede zu jeder andern im Gegenſatz ſtand; daß insbeſondere Abdallah und die Chariǵiten ſich nicht verſtändigen konnten und ſchließlich ſich gegenſeitig aufrieben, iſt die Rettung des omajjadiſchen Chalifates geweſen. Dieſe Unmöglichkeit der Verſtändigung aber beruht natürlich auf den innern Gegenſätzen; die Orthodoxen ſtellten die hierarchiſche, die Chariǵiten die demokratiſche Richtung unter den Frommen dar — genau derſelbe Unterſchied wie der zwiſchen Hochkirche und Presbyterianern — während die Schiiten ihre Sache ganz mit blinder Ergebenheit gegen die Perſon Ali's und ſeiner Nachfolger identificirten, alſo ein despotiſches Princip, und zwar mehr und mehr in national-perſiſchem Sinne, verfochten.

Als die achtungswertheſte dieſer Parteien hatte ſich bisher die der Chariǵiten bewährt. Die Vernichtung der erſten Schar dieſer Puritaner bei Nahrawân (ſ. oben) hatte ihre Grundſätze nicht mit vernichtet; im Gegentheil, der Gedanke, daß nicht die von weltlicher Politik Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habſucht ſuchenden Großen vom Stamme Koreiſch, ſondern die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen zur Verfügung über das Chalifat berufen ſei, griff mit reißender Schnelle, wenn auch zunächſt im ſtillen, in den Provinzen Baßra und Kufa um ſich. Die Gefährlichkeit dieſer Lehre für die omajjadiſche Dynaſtie blieb Obeidallah, dem ſcharfblickenden Statthalter Jezid's, dem Unterdrücker der Erhebung Huſein's, nicht verborgen, und mit kühler Schonungsloſigkeit, die ihn über die politiſchen Rückſichten jede menſchliche Regung unterdrücken ließ, machte er ſich daran, die bedenkliche Sekte auszurotten. Hinrichtung folgte auf Hinrichtung; aber die Verfolgung diente nur dazu, die Heldenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes, welche die Märtyrer auszeichneten, in immer helleres Licht zu ſetzen. Gleichzeitig aber diente die Verfolgung dazu, der extremſten Richtung innerhalb der Sekte das Uebergewicht zu verſchaffen; ſie wurde eine geheime Geſellſchaft, die dem Henkerbeile den Dolch des Mörders entgegenzuſetzen anfing und jede Verſöhnlichkeit, ja zuletzt jeden Verkehr mit Andersdenkenden ausſchloß. Solange Jezid lebte und Obeidallah mit eiſerner Strenge die Provinz im Zaume hielt, glomm der Zündſtoff unter der Oberfläche weiter, nach Jezid's Tode brach die Flamme mit unwiderſtehlicher Gewalt hervor. Die Extremen, welche bereits bei der Nachricht von der Belagerung Mekkas durch Jezîd's Truppen dorthin geeilt waren, um dem Ibn Zubeir die heilige Stadt vertheidigen zu helfen, dann aber des principiellen Gegenſatzes zwiſchen ihren Grundſätzen und den Abſichten des Prätendenten ſich bewußt geworden waren, warfen ſich nach Ahwâz, wo ſie unter Führung des Nâfi' ibn Azraḳ ſich feſtſetzten und unter dem Namen der Azrakiten der Schrecken des Landes wurden. Wie Kufa den Obeidallah, ſo hatte auch Baßra ſeinen omajjadiſchen Statthalter vertrieben; um den anmarſchirenden Azrakiten widerſtehen zu können, bedurften aber die Baßrenſer auswärtiger

Digitized by Google

Hülfe, und ſo warfen ſie ſich dem Abdallah ibn Zubeir in die Arme. Sie erhielten von ihm Truppen und Statthalter, welche aber von den furchtbaren Charigiten wiederholt geſchlagen wurden, bis endlich der berühmte Mohallab (ſ. oben), der ſich ebenfalls dem Ibn Zubeir angeſchloſſen hatte, an die Spitze des baßriſchen Heeres trat (65 = 685). Neunzehn Jahre brauchte indeß ſelbſt dieſer ausgezeichnete General, um der fanatiſchen Sekte Herr zu werden; er wurde dadurch zum größten Schaden für Ibn Zubeir meiſt ausſchließlich in Anſpruch genommen, huldigte auch ſpäter, als es mit letzterm bergab ging, ohne viele Umſtände dem Abdelmelik (71 = 690).

Eine nicht weniger gefährliche Diverſion als die Charigiten vor Baßra machten den um das Chalifat ſtreitenden Prätendenten die Schiiten in Kufa. Ihr Führer war damals Muchtâr ibn Abi ʿObeid, ein ebenſo ſchlauer und gewiſſenloſer als tapferer und ehrgeiziger Mann, der ſeinerzeit für die Berufung des Huſein nach Kufa mit thätig geweſen und von Obeidallah nach Bewältigung der kufiſchen Empörung eine Zeit lang in Haft gehalten worden war. Nachher war er eine Weile mit dem Ibn Zubeir, dann mit den Charigiten in Verbindung geweſen, wie es ihm gerade für ſeine ehrgeizigen Pläne am vortheilhafteſten geſchienen hatte, ſtellte ſich aber nun endgültig an die Spitze der Keiſaniten, d. h. der von Keiſân, einem Freigelaſſenen Ali's organiſirten Schiiten. Zum Theil perſönliche Anhänger Ali's, meiſt aber perſiſche Sklaven und Freigelaſſene, voll von Haß gegen ihre arabiſchen Bedrücker, huldigten ſie der von Abdallah ibn Sabâ (ſ. oben) ſchon zu Othman's Lebzeiten vorbereiteten Lehre von der in Ali und ſeinen Nachkommen perſonificirten Würde des Imâm (geiſtlichen Oberhauptes), dem man blinde Ergebenheit ſchuldig ſei (ſ. die Einleitung). Eine ſolche Sekte war das geeignetſte Werkzeug für einen energiſchen Menſchen, der es verſtand, jene blinde Ergebenheit ſeiner Perſon zu ſichern; ſo erklärte Muchtâr, er handle im Auftrage des Mohammed ibn el-Hanafîje, eines noch übrigen Sohnes Ali's, der ſeinerſeits zwar nicht abgeneigt war, den Omajjaden zu ſchaden, aber keine Luſt hatte, ſeine Perſon auszuſetzen und überhaupt ein ſchwächlicher Menſch war; er vermied es alſo möglichſt lange ſich beſtimmt auszuſprechen, ließ aber jedenfalls die Schiiten in dem Glauben, daß Muchtar ſein berechtigter Vertreter ſei. Noch mehr verſicherte ſich der letztere dann des widerſpruchsloſen Gehorſams der Sektirer durch die ingeniöſe Lehre, welche er dem ſchiitiſchen Dogma hinzufügte, daß Gott ſeine Anſichten und Abſichten häufig verändere; von jedem ſolchen Wechſel erhielt natürlich der Imâm und ſein Stellvertreter durch eine Offenbarung Kunde, und ſomit durfte der Gläubige nicht irre werden, wenn ihm manchmal plötzlich das Umgekehrte von dem geſagt oder befohlen wurde, was vorher gegolten hatte.

In Kufa hatte der nach Jezid's Tode ausgebrochene Aufſtand, wie ſchon erwähnt, den ʿObeidallah ibn Zijâd gezwungen, ſeinen Statthalterpoſten eiligſt zu verlaſſen; wie in Baßra hatte ſich die arabiſche Bevölkerung für Abdallah ibn Zubeir erklärt. Aber die Bewegung ſchlug zum Verderben ihrer Urheber aus; Muchtar an der Spitze ſeiner perſiſchen Schiiten überraſchte die Araber, bemächtigte ſich der Stadt, zwang den Statthalter Ibn Zubeir's zur Flucht und erſtickte eine kurz darauf verſuchte Revolte im Blute. Doch wendete er ſich nun nicht gegen Abdallah ibn Zubeir, ſondern gegen die Omajjaden, welche als die alten Gegner Ali's und Huſein's zu bekämpfen ihm am nächſten lag, und die auch ihrerſeits bereits den Verſuch machten, von Meſopotamien aus ſich wieder Kufa und Baßra zu nähern. Am Châzir, einem Nebenfluſſe des Tigris in der Nähe von Moßul, trafen die Heere zuſammen, das omajjadiſche von ʿObeidallah, dem Mörder Huſein's, das ſchiitiſche von Ibrâhîm befehligt, dem Sohne Mâlik's, des treuen Lieutenants Ali's; wie ſich die beiden Generäle haſſen mußten, ſo haßten ſich die beiderſeitigen Truppen. Aber in den Reihen der Syrer war die alte Einigkeit noch nicht wiederhergeſtellt. Neben den Kelbiten befanden ſich unter ihnen auch einige kaiſitiſche Abtheilungen unter Omeir ibn el Hulâb; um ſich für die Niederlage bei Merg Râhit zu rächen, ließen ſie ʿObeidallah im Stich, und dieſer verlor die Schlacht und das Leben (Anfang 67 = Auguſt 686). Während aber Muchtâr ſo den Ibn Zubeir von einem gefährlichen Gegner befreite, war ihm gerade von dieſer Seite das Verderben bereitet. Die kufiſchen Araber, von tödlichem Haſſe gegen die meiſt perſiſchen Schiiten beſeelt, hörten nicht auf, ihre Landsleute in Baßra um Erlöſung von der Schande dieſer Fremdherrſchaft anzuflehen. In der That forderte das nationale Intereſſe dringend den Schiitismus zu unterdrücken, der leicht ſich über ganz Perſien verbreiten und dies von der arabiſchen Herrſchaft befreien konnte; ſo befahl denn Mußʿab ibn Zubeir, Abdallah's Bruder und Statthalter in Baßra, dem Mohallab, einſtweilen von den Charigiten abzulaſſen. Im Ramadân 67 (687) vereinigten ſich beide, ſchlugen den Muchtâr in der Nähe von Kufa zweimal und belagerten ihn in der Citadelle der genannten Stadt. Dadurch war ſein Einfluß auf ſeine Umgebung gebrochen; nur wenige wählten mit ihm den ehrenvollen Tod im Verzweiflungskampfe; 6—7000 andere verfielen auf das Verlangen der kufiſchen Araber nach Mußʿab's Befehl dem Henkerbeile. Ibrahim ibn Mâlik aber machte ſeinen Frieden mit Mußʿab und trat in deſſen Dienſte, während Mohallab etwas ſpäter zur Bekämpfung der Charigiten zurückkehrte, die inzwiſchen ſtarke Fortſchritte gemacht hatten.

So machten Abdallah ibn Zubeir und ſein Bruder Mußʿab die jedem geordneten Staatsweſen feindlichen Sektirer gleichzeitig für ſich wie für Abdelmelik unſchädlich; war aber dem letztern insbeſondere durch die Vernichtung der Schiiten ein großer Dienſt erwieſen, ſo waren doch Irak und Meſopotamien definitiv für Abdallah gewonnen, und Abdelmelik mußte nun ſeine Aufmerkſamkeit, die bis dahin der Bekämpfung griechiſcher Einfälle in Syrien gegolten hatte, ſeinem Nebenbuhler um die Herrſchaft zuwenden. Er erkaufte einſtweilen den Frieden von den Griechen, und brach nach Meſopotamien und dem Irak auf (71 = 690). Während er

Digitized by Google

am obern Euphrat langſam vorwärts kam, ſäete ſein Geld Zwietracht in die Reihen Muß'ab's; die wie immer wetterwendiſchen Irakenſer ließen ſich zu Scharen durch die ſchönen Verſprechungen der omajjadiſchen Sendlinge verlocken und während ein durch einen ſyriſchen Offizier in Baßra hervorgerufener Aufſtand den Muß'ab zwang, einen großen Theil ſeiner Truppen dort ſtehen zu laſſen, weigerten ihm ſeine Generale, von Abdelmelik gewonnen, im Angeſichte des Feindes den Gehorſam. Unter den Treugebliebenen war Ibrahim, der Sohn Mâlik's el-Aſchtar; aber er vermochte, als es bei **Maskan** (in der Nähe des Tigris) zum Kampfe kam, das Verhängniß nicht abzuwenden; er fiel, und nach ihm fand auch Muß'ab, tapfer kämpfend, den Tod (13. Gumâda II 71 = 22. Nov. 690). So wurde Abdelmelik Herr des Irak und zugleich Perſiens, da Muhallab, den er in ſeinem Commando beſtätigte, ihm ſofort huldigen ließ, um vor allem den Kampf gegen die immer noch unter **Katarî ibn el Fuǧâ'a** im Ahwâz feſtſitzenden Chariǧiten fortzuführen.

Abdallah ibn Zubeir hatte in Mekka den Kämpfen ſeines Bruders Muß'ab unthätig zugeſehen. Wie er überhaupt bei allen Anſprüchen, die er erhob, wenig thatkräftig war, mochte er hier beſonders wenig Luſt zu energiſchem Eingreifen gehabt haben, da Muß'ab in dem entfernten Irak ſouveräner ſchaltete, als Abdallah ſeinem eigenen Anſehen zuträglich fand. Trotzdem war es eine arge Kurzſichtigkeit, und er mußte ſie theuer bezahlen. Abdelmelik, der von Haus aus nicht nur ein anſtändiger Charakter, ſondern für einen Omajjaden ſelbſt ein frommer Mann geweſen war, hatte in dem entſetzlichen Bürgerkriege längſt aufhören müſſen, in ſeinen Mitteln wähleriſch zu ſein; nicht ſo grundſätzlich gewiſſenlos als Mo'awija, ordnete er doch allmählich der Sicherung ſeiner Herrſchaft jede andere Rückſicht unter. So hatte er es vermocht, unter treuloſem Bruche einer feierlich geſchloſſenen Capitulation ſeinen Vetter **'Amr ibn el Aſchdak**, der ſich gegen ihn in Damaskus empört, dann aber unterworfen hatte, ermorden zu laſſen; an dieſem Tage hatte er ſein Koranexemplar mit den Worten geſchloſſen: „Von jetzt ab haben wir nichts mehr gemein." Dem entſprechend trug er keinen Augenblick Bedenken, die Schrecken des Krieges gegen die heilige Stadt zu entfeſſeln, ohne zuvor, wie doch ſelbſt Jezîd gethan hatte, Verſuche zu ihrer gütlichen Unterwerfung zu machen; freilich war die Fruchtloſigkeit ſolcher Verſuche jetzt nach zehnjährigem Bürgerkriege noch ſelbſtverſtändlicher als damals. An die Spitze des Heeres mußte er natürlich einen gleich ungläubigen und unbedenklichen Mann ſtellen, als damals Muslim geweſen war; er fand ihn in einem bisher wenig glücklichen Unterfeldherrn Namens **Haǧǧâǧ ibn Jûſuf**, einem Parvenu, der ſeine Laufbahn als Schulmeiſter in Tâif begonnen hatte. Während Abdallah in Mekka lange Predigten hielt, rückte Haǧǧâǧ vor die Stadt, ſchloß ſie ein und begann Mauern und Tempel in gleich rückſichtsloſer Weiſe zu bombardiren (J. 72 = 692), als vordem Hoſain gethan hatte (ſ. den Art. **Ka'ba**). Die Mekkaner wehrten ſich lange, aber der Hunger zwang ſie ſchließlich, unter billigen Bedingungen zu capituliren. Für Abdallah ibn Zubeir gab es keine Hoffnung; ſo entſchloß er ſich mit wenigen Getreuen, in ehrlichem Kampfe zu fallen, und fand am 14. Gumada I 73 (1. Oct. 692) einen ehrenvolleren Tod, als man nach ſeinen letzten Lebensjahren hatte erwarten können. Mit ihm ging der letzte Thronprätendent unter; von nun an war **Abdelmelik** der einzig mögliche Chalife.

Freilich verging auch der Reſt ſeines Chalifates nicht ohne mancherlei Unruhen. Immer noch nicht wollten ſich die Chariǧiten für beſiegt geben; glaubte man ſie in einer Provinz ausgerottet zu haben, ſo erhoben ſie ſich in der andern, und dazu enthielten die vom Abdalmelik nach Baßra geſandten erſten beiden Statthalter dem Mohallab aus Eiferſucht die nöthigen Truppen vor und legten ihm überhaupt alle möglichen Hinderniſſe in den Weg. Endlich kamen poſitive Befehle des Chalifen, ein Heer von Irakenſern ward dem Mohallab unterſtellt, und er wandte ſich von neuem nach Chuziſtan. Da ſtarb plötzlich der Statthalter von Irak, und dies benutzten die immer wetterwendiſchen Leute von Kufa und Baßra, dem Mohallab den Gehorſam zu kündigen und nach Hauſe zurückzukehren. Der Chalife ſah ein, daß wieder ein Mann von der Art Zijâd's und Obeidallah's nöthig ſei, um die Irakenſer zur Ordnung zu bringen und ſandte im J. 75 (Ende 694) den Haǧǧâǧ nach Kufa, der von da ab bis zu ſeinem Tode im J. 95 (714) dauernd die öſtlichen Provinzen als Statthalter beherrſchte und ſich in dieſer Stellung einen ähnlichen, vielleicht noch gefürchteteren Namen machte als ſeine genannten Vorgänger. Wenn er indeß Rebellen gegenüber niemals Schonung kannte und viele Tauſende hingeopfert hat, ſo darf man nicht vergeſſen, daß der ſeit Jahren eingeriſſenen Zuchtloſigkeit im Irak und den daranſtoßenden perſiſchen Provinzen, die von den Chariǧiten und Schiiten vollkommen unterwühlt waren, in der That nur durch Anwendung ſchonungsloſer Härte abgeholfen werden konnte. Außerdem berichten ſelbſt die dem Haǧǧâǧ wie allen hervorragenden Männern unfrommer Geſinnung übelgeſinnten Hiſtoriker der ſpäteren Zeit, denen er ſeinen ſchlechten Ruf verdankt, mancherlei von ihm, was zu ſeinen Gunſten einnimmt und den Schluß nahelegt, daß er ein harter und rückſichtsloſer, aber gerechter und keineswegs blutdürſtiger Mann geweſen iſt; jedenfalls hat er ſich das hohe Verdienſt erworben, den ihm untergebenen, durch jahrzehntelangen Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen den Frieden wieder zu geben und bis an ſein Ende zu erhalten, und hat bei verſchiedenen Gelegenheiten ſeltenes Herrſchertalent bewieſen, mehr als der Chalife ſelbſt, der ſeiner Thatkraft und ſeinem Rathe den größten Dank ſchuldig geweſen iſt. Seine Verwaltung begann er mit Bändigung der widerſpenſtigen Kufenſer und Baßrenſer, denen er ſofort gründlich zu imponiren wußte; von da ab fehlte es dem Mohallab nie mehr an Truppen, und er vermochte bis Anfang 78 die Azrakiten unter **Katarî** von Chuziſtan durch Fars nach Kermân zu drängen und vollſtändig aufzureiben; Katarî floh nach Tabariſtan, wurde aber dort ergriffen und getödtet. Haǧǧâǧ ſelbſt

Digitized by Google

vernichtete nach wechſelvollen Kämpfen gegen Ende 77 (März 697) chariǵitiſche Scharen, die in Meſopotamien unter Sâlih ibn Misrah und Schebîb ibn Jezîd losgebrochen waren, und ſo durfte er hoffen, die Ruhe definitiv hergeſtellt zu haben. Aber der Ehrgeiz eines ſeiner Generale und der aufrühreriſche Geiſt der irakiſchen Truppen führten noch einmal zu einem höchſt gefährlichen Ausbruch.

Während Mohallab, der für ſeine Siege von Haǵǵâǵ mit der Statthalterſchaft der großen und reichen Provinz Choraſan belohnt worden war, die muslimiſchen Waffen wieder über den Oxus trug, war ein weniger glücklicher Feldherr mit ſeinem Heere in dem damals wie heute gefährlichen Berglande von Afghaniſtan aufgerieben worden. Mit einem neuen, aus Irakenſern beſtehenden Heere wurde nun Abd er-Rahmân ibn Mohammed ibn el Aſch'ath ausgeſandt, dem es gelang, durch überaus kluge und vorſichtige Kriegführung einen durchgreifenden Erfolg davonzutragen. Als er indeß weit genug vorgedrungen zu ſein glaubte und auch ſeine Truppen anfingen, ſich nach der Rückkehr in die entfernte Heimat zu ſehnen, bat er um Erlaubniß, den Feldzug abzubrechen; Haǵǵâǵ aber, dem ſeine Untergebenen nicht leicht genug thun konnten, beſtand auf Fortſetzung des Krieges. Als der Befehl den Abderrahman erreichte, ward es ihm leicht, die erbitterten Soldaten zu offener Rebellion gegen den ohnehin wegen ſeiner Strenge verhaßten Haǵǵâǵ zu vermögen. Mohallab lehnte die Aufforderung, ſich der Rebellion anzuſchließen, ab; aber es läßt ſich denken, daß Chariǵiten und andere Unzufriedene zu Tauſenden ſich dem Abderrahman auf ſeinem Zuge durch Perſien anſchloſſen. So faßte er den Muth, in Fars ſich bereits als Chalifen huldigen zu laſſen. In der angrenzenden Provinz Chuziſtan ſtieß er zuerſt mit dem ihm entgegenziehenden Haǵǵâǵ und den von dieſem aus Syrien erbetenen Truppen zuſammen. Letztere wurden mehrfach geſchlagen und bis Baßra zurückgedrängt; in der Nähe der Stadt errangen ſie einen Sieg, aber als Abderrahman das weiter weſtlich gelegene Kufa beſetzt hatte, war Baßra nicht länger zu halten, und Haǵǵâǵ mußte ſich, um nicht gänzlich von Syrien abgeſchnitten zu werden, ebenfalls an die Gegend von Kufa heranziehen, wo beide Heere bei Deir el ǵamâǵim („Schädelkloſter") ſich lagerten. Haǵǵâǵ's Lage ſchien verzweifelt; das ganze Irak war unter die Fahnen Abderrahman's geeilt, der alle Hülfsquellen von Baßra und Kufa zur Verfügung hatte; kein Wunder, daß Abdelmelik ernſtlich für ſeine Herrſchaft beſorgt wurde und trotz des Abrathens ſeines unbeugſamen Statthalters beſchloß, nach alter Omajjadenweiſe den gefährlichen Gegner durch Conceſſionen ins eigene Lager hinüberzuziehen. Er erklärte ſich bereit, den Irakenſern zu Liebe Haǵǵâǵ abzurufen, und bot dem Abderrahman die lebenslängliche Statthalterſchaft einer beliebigen Provinz an. Glücklicherweiſe wollten die Irakenſer mit gewohntem Uebermuth von Verſöhnung nichts wiſſen; ſo mußte das Schwert entſcheiden, und die Entſcheidung fiel etwa Mitte Ǵumâdâ II 83 (= Juli 702) gegen Abderrahman, durch das Verdienſt von Haǵǵâǵ's ſchneidigem Reiteroffizier Sofjân ibn Abrad, vielleicht auch durch den Verrath eines der immer unzuverläſſigen irakiſchen Generale. Nach der Niederlage war es natürlich mit der Ausdauer der meiſten Irakenſer vorbei; Kufa fiel ohne weiteres den Syrern in die Hände, bei Maskan am Tigris wurde Abderrahman zum zweiten mal geſchlagen und mußte nun den Weg nach Afghaniſtan, den er im Triumphe durchzogen, als Flüchtling zurückmachen. Er kam dort im J. 84 oder 85 (703 oder 704) auf eine nicht näher aufgeklärte Weiſe ums Leben; die Reſte ſeines Heeres, von denen er ſich früher bereits getrennt hatte, wurden von den nachrückenden Syrern und von Jezîd, dem Sohne des Mohallab, welcher ſeinem Vater als Statthalter von Choraſan gefolgt war, überwältigt und damit der gefährliche Aufſtand definitiv unterdrückt. Um aber endlich die unruhigen Baßrenſer und Kufenſer im Zaume halten zu können, baute Haǵǵâǵ von 84—86 (703—705) die Feſtung Wâſit („Mittelburg„) gerade in der Mitte zwiſchen Baßra und Kufa.

Wir haben die innern Wirren, welche von dem Tode Othman's an bis in die letzten Jahre Abdelmelik's mit wenigen Unterbrechungen das Chalifenreich erſchütterten, mit einer gewiſſen Ausführlichkeit dargeſtellt, weil in dieſer Zeit alle diejenigen Richtungen und Parteien ſich herausbildeten, welche theils den perſönlichen und ſachlichen Gegenſätzen in der Umgebung Mohammed's und der übrigen Gründer des Islam, theils dem Particularismus der arabiſchen Stämme und dem Geiſte der verſchiedenen Nationen entſpringen, und weil ein Verſtändniß dieſer vielfach verſchlungenen Entwickelung ohne das Eingehen in manche Einzelheiten nicht wohl möglich iſt. In den letzten Jahren Abdelmelik's haben ſich dieſe Richtungen und Parteien, die in allem Weſentlichen auch die weitere Entwickelung des Chalifates beſtimmen, ſo weit klar geſtellt, daß für die ſpäteren Epochen eine größere Kürze zuläſſig erſcheint.

Die letzten Jahre Abdelmelik's (der am 14. Schawwâl 86 = 8. Oct. 705 ſtarb) und die ganze Regierungszeit ſeines Sohnes Walîd (86—96 = 705—715) ſind im weſentlichen, dank der energiſchen Verwaltung des Haǵǵâǵ, ohne innere Unruhen hingegangen. Durch Haǵǵâǵ, der den Kaiſiten angehörte, wurden die letztern definitiv der Regierung gewonnen und der jemenitiſche Einfluß zurückgedrängt; gelegentliche Reibungen zwiſchen den feindlichen Stammgruppen gewannen keine ernſtliche politiſche Bedeutung. So konnte nun die trotz aller Bürgerkriege immer noch ungebrochene Kraft des Araberthums ſich wieder nach außen wenden, während andererſeits die innere Regierung den wichtigen Schritt thun durfte, ſich von der Herrſchaft der Perſer und Chriſten in der Verwaltung freizumachen; noch Abdelmelik führte die arabiſche Sprache als Amtsſprache in der ganzen Finanz- und Steuerverwaltung ein und ließ zuerſt einen nationalen Münzfuß durchführen, während man ſich früher auch in dieſer Beziehung nach Griechen und Perſern gerichtet hatte.

Wahrhaft glänzend waren die Erfolge, welche innerhalb von zehn Jahren die muslimiſchen Waffen überall

Digitized by Google

errangen. Schon 73 (692—693) und 75 (694—695) wurden die Griechen (vgl. vorher), welche thörichterweiſe ſelbſt den Frieden brachen, in Nordſyrien und Armenien zurückgedrängt, und griechiſches wie armeniſches Gebiet auch in den folgenden Jahren mit Beutezügen heimgeſucht, allerdings nicht ohne gelegentliche Vergeltung von ſeiten der Chriſten; unter Walid eroberte dann ſein Bruder Maslama Tyana (88 = 707), andere drangen am obern Euphrat und in Armenien vor; Nordafrika, wo nach ʿOkba's Tode die Berbern das Gebiet von Kairuwan den Arabern wieder abgenommen hatten, ward erſt von Haſan ibn Noʿmân, und als die Berbern nach deſſen Rückberufung mit griechiſcher Hülfe wieder ſich erhoben hatten, definitiv von Mûſâ ibn Noßair (78 oder 79 = 697 oder 698) unterworfen, der auch um dieſelbe Zeit bereits ein paar Raubzüge nach Sicilien unternehmen ließ. Unter Walid drang er dann immer weiter nach Weſten vor, einen Berberſtamm nach dem andern unterwerfend oder ausrottend, bis er Tanga (Tanger) in ſeiner Gewalt hatte. Das letzterm benachbarte Ceuta wurde damals für den griechiſchen Kaiſer von dem Grafen Julian gehalten; bei der großen Entfernung von Byzanz aber war derſelbe in enge Verbindung mit den weſtgothiſchen Königen von Spanien getreten und hatte ſeine Tochter an den Hof zu Toledo geſandt, um ſie daſelbſt erziehen zu laſſen; dort war das unglückliche Mädchen von dem Könige Roderich entehrt worden. Um die Schande ſeiner Tochter zu rächen, warf ſich Julian in die Arme der Araber, ſchloß einen Vertrag mit Muſa, durch welchen er ihm Ceuta öffnete, und ſuchte ihn zu einer Landung in Spanien aufzureizen. Nachdem Muſa im Juli 710 (91) ein kleines Streifcorps über die Meerenge geſendet, welches die Umgebung von Algeciras plünderte, ſchickte er im nächſten Jahre ſeinen Freigelaſſenen Târik ibn Zijâd mit 7000 Mann zur Fortſetzung der Raubzüge ab. Da die Muslime nicht mehr als vier Schiffe zur Verfügung hatten, ſo konnten die Truppen nicht auf einmal übergeſetzt werden; Tarik nahm daher zunächſt Beſitz von dem ſteilen Felſen, der noch heute ſeinen Namen trägt (Gebel Târik, Tariks Berg, = Gibraltar), und ſammelte dort die nacheinander die Meerenge paſſirenden Truppen; dann beſetzte er die nächſtliegenden Ortſchaften. Bald hörte er indeß, daß Roderich an der Spitze eines großen Heeres ſich nähere. Er erbat und erhielt von Muſa Verſtärkungen, ſodaß ſein Heer 12,000 Mann — meiſt Berbern — zählte; dann erwartete er feſten Fußes die Ankunft der vielfach überlegenen gothiſchen Armee. Bei aller Beutegier und bei allem Fanatismus wäre es ihm kaum gelungen, ſich der Uebermacht zu erwehren; aber die Reihen der Spanier trennte Zwietracht und Verrath. Roderich hatte ſeinen Vorgänger Witiza des Throns und Lebens beraubt; trotzdem befehligten anſehnliche Theile des Heeres mehrere der früheren Anhänger nnd ſelbſt zwei Söhne deſſelben, die Roderich durch Theilnahme an dem erwarteten Siege ſich geneigt zu machen ſuchte. Als der Kampf begann, ließen dieſe den König im Stich, damit er durch eine Niederlage ſein Anſehen im Lande verlöre und dann geſtürzt werden könnte; daß die armſeligen afrikaniſchen Räuberſcharen ſich faſt der ganzen Halbinſel bemächtigen würden, daran dachte niemand. Und doch kam es ſo. Die Schlacht fand den 19. Juli 711 (92) an dem Flüßchen Salado ſtatt, welches zwiſchen Vejer (nicht Jeres) de la Frontera und Conil in der Nähe des Cap Trafalgar in den Ocean geht; der Verrath der beiden Flügel machte auch das Centrum des gothiſchen Heeres muthlos, Roderich ſelbſt fiel, und ſo erfocht Tarik einen vollſtändigen Sieg. Aber mit dem Throne Roderich's ſtürzte auch das ganze Weſtgothenreich in ſich zuſammen. Seine frühere Kraft war längſt dahin; die große Mehrzahl der Bevölkerung beſtand aus Leibeigenen oder Sklaven, welche unter dem härteſten Joche ſeufzten, die zahlreich vorhandenen Juden wurden von der Kirche in der greulichſten Weiſe verfolgt; ſo rührte das Volk keinen Finger, ja es leiſtete an manchen Orten den Fremden geradezu Vorſchub, wie früher die Kopten in Aegypten. So konnte es geſchehen, daß aus einem bloßen Raubzuge die Eroberung eines großen Landes wurde, zum höchſten Erſtaunen der Araber ſelbſt, insbeſondere des Muſa, der ſehr erzürnt war, als er vernahm, daß ſein Unterfeldherr ſich vermeſſen, in raſchem Siegeslaufe halb Spanien mit Einſchluß der Hauptſtadt Toledo, wohin er einen kühnen Vorſtoß gemacht hatte, einzunehmen. Muſa eilte nun ſelbſt über die Meerenge hinüber, nahm Sevilla und Merida, welche Tarik hatte beiſeite liegen laſſen, und vollendete dann ſyſtematiſch die Beſetzung — Widerſtand fand er faſt nirgends — von ganz Spanien, ausgenommen wenige der gebirgigen Diſtricte des Nordens, von denen ſpäter die allmähliche Wiedereroberung Spaniens durch die Chriſten ausging.

Nicht weniger großartige Erfolge trugen die muslimiſchen Waffen im Oſten davon. Dort war Jezîd ibn Mohallab (ſ. oben) im J. 85 (704) der Statthalterſchaft von Choraſan entſetzt worden, weil er als Jemenite dem Kaiſiten Haggâg verhaßt war; und im J. 86 (705) war Koteibâ ibn Muslim an die Spitze der Provinz getreten. Dieſer ausgezeichnete General nahm das empörte Balch von neuem ein, ging dann über den Oxus und drang bis zum J. 96 (715), nachdem er Peikend, Bochara, Samarkand, Schâſch (Taſchkent), Chogand und das übrige Ferghâna unter vielen Kämpfen eingenommen, bis gegen Kaſchgar vor. Ebenſo wurden im Südoſten bedeutende Fortſchritte durch Mohammed ibn Kâſim, einen Vetter des Haggâg, erreicht, welcher von Mekran (Belutſchiſtan) aus über den Indus ging, das ganze Sindh unterwarf und ſogar Multan eroberte, das aber bei Walid's Tode wieder aufgegeben wurde.

Die Regierung des Walid bezeichnet den Höhepunkt der Macht nicht allein der omajjadiſchen Dynaſtie, ſondern des Chalifates überhaupt. Walid war ein energiſcher Mann, der ebenſo den ſiegreichen Generälen ſcharf auf die Finger ſah nnd ſelbſt an den äußerſten Ende ſeines vom Atlantiſchen Ocean bis an die Grenzen von China reichenden Gebietes keine Selbſtändigkeitsgelüſte aufkommen ließ, wie er die Ruhe im Innern, allerdings mit Hülfe

Digitized by Google

des bis an ſein Ende (95 = 714) gleichgefürchteten Haǧǧâǧ, mit Strenge aufrecht erhielt. Er war dabei aber auch für das Wohl der ihm unterworfenen Ländermaſſen beſorgt, indem er überall Straßen und Waſſerleitungen anlegen, Moſcheen bauen, Krankenhäuſer einrichten und für Blinde und Lahme ſorgen ließ. Von ſeinen Bauten ſind beſonders berühmt diejenigen, mit welchen er die Reſidenzſtadt Damaskus ſchmückte, insbeſondere die große Omajjadenmoſchee — die er übrigens nicht neu errichtet, ſondern nur ausgebaut hat.

Mit Walid's Tode beginnt der Verfall der Omajjadendynaſtie. Seine Nachfolger verſtanden es nicht, die Statthalter der entfernteren Provinzen im Gehorſam zu erhalten, brachten zum Theil durch verkehrte Einrichtungen die Staatsmaſchine ins Stocken und vermochten nicht mehr die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten. So fingen von neuem die Wühlereien und Aufſtände der Chariǧiten und Schiiten an, die nun nicht mehr auf die Dauer unterdrückt werden konnten und durch deren geſchickte Benutzung es ſchließlich den Abbaſiden gelang, die omajjadiſche Dynaſtie zu vernichten und ſich ſelbſt an ihre Stelle zu ſetzen.

Beſonders nachtheilig für die Kraft des Staates wie für die Ordnung in den einzelnen Provinzen war es auch, daß die ſpäteren Omajjaden die fortdauernden Feindſeligkeiten zwiſchen Jemeniten und Kaiſiten nicht mehr beherrſchten. Schon Walid hatte nicht ganz über dieſen Parteien geſtanden, ſondern unter dem Einfluſſe des Haǧǧâǧ ſich den Kaiſiten zugeneigt; letztern war aber ſein Bruder und Nachfolger Suleimân (96—99 = 715—717) feindlich geſinnt, weil Haǧǧâǧ dem Walid gerathen hatte, ihn der Nachfolge zu berauben, und ſo begann Suleiman's Herrſchaft mit dem jähen Sturze der in den höchſten Aemtern ſitzenden Kaiſiten, die ſämmtlich abgeſetzt, zum Theil ſogar hingerichtet wurden. Unter Jezid II. kamen die Kaiſiten wieder ans Regiment, unter Hiſchâm zuerſt die Jemeniten, dann die Kaiſiten, und ſo war zuletzt jeder Thronwechſel das Signal zum Sturz der herrſchenden Partei. Kein Wunder, daß dieſe dann bemüht war, ſich die Macht zu erhalten oder doch der Gegner ſich zu erwehren; daher denn auch aus dieſem Grunde Aufſtände und Bürgerkriege, die ſich oft in den Provinzen wiederholen und durch welche die Syrer ſich gegenſeitig aufreiben, bis ſie den Perſern erliegen.

Sogleich nach der Thronbeſteigung Suleiman's wurde Mohammed ibn Kâſim, der Eroberer Indiens, abgeſetzt und einem ſeiner jemenitiſchen Feinde überliefert, der ihn zu Tode foltern ließ; Koteiba ibn Muslim widerſetzte ſich dem ihm drohenden Schickſal mit den Waffen in der Hand, wurde aber von einem Theile ſeiner Truppen in Stich gelaſſen, dann von Verräthern überfallen und getödtet. Seine Statthalterſchaft über Choraſan erhielt von neuem Jezid ibn Mohallab, der die bis dahin ziemlich ſelbſtändigen Provinzen am Südrande des kaspiſchen Meeres (ſ. früher) bekriegte, aber trotz großen Blutvergießens nicht vollſtändig zur Unterwerfung brachte; ſo behielten auch jetzt noch dieſe Länder ihre eigenen Fürſten (Iſpehbeden von Tabariſtân). Blieben hier die Muslime im allgemeinen doch Sieger, ſo endigte ein großer Feldzug nach Konſtantinopel mit einer vollſtändigen Niederlage. Die innern Wirren des byzantiniſchen Reiches hatten bis dahin die Fortſchritte der Araber in Kleinaſien begünſtigt, ſodaß ſie unter dem Bruder des Chalifen, Maslama, nach allen Seiten das Land durchſtreifen konnten. Sobald aber Leo der Iſaurier ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte (717 = 98), wandte ſich das Blatt, da dieſer kräftige Fürſt, der bis dahin ſeinen ehrgeizigen Plänen zu Liebe mit den Arabern in Verbindung geſtanden hatte, nun, wie es ſcheint unter Misachtung gegebener Verſprechen, ihnen energiſchen Widerſtand entgegenſetzte. Sie belagerten allerdings 99—100 (717—718) Konſtantinopel zu Waſſer und zu Lande, litten aber durch heftige Stürme und die Härte des Winters große Noth und mußten nach ungeheuern Verluſten die Belagerung aufgeben. Auch in Indien wurden die Muslime wieder zurückgedrängt.

Suleimân war in keiner Weiſe ein bedeutender Herrſcher. Die gemeinnützige Thätigkeit ſeines Bruders Walid ſetzte er nicht fort, ſondern lebte nur ſeinen Lüſten. Er entlehnte zuerſt den Griechen die ſcheußliche Sitte Eunuchen zu halten, und war ſo maßlos in ſeinen Schwelgereien, daß er ſich dadurch ſeinen frühen Tod ſelbſt zuzog. Der ihm folgte, ſein Vetter ʿOmar II. (ibn Abd elʿaziz, 99—101 = 717—720) war ein Mann ganz andern Schlages. Perſönlich fromm, ja bigot, war er zur Regierung des von jeher auf die Gewalt der Waffen und die weltlichſte Politik geſtellten Reiches gänzlich ungeeignet, und ſeine Verſuche, die Verwaltung ganz nach den Vorſchriften der Religion einzurichten, haben mehr zur Desorganiſation des Staates beigetragen als die Fehler irgend eines andern aus ſeiner Familie. Er ordnete gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung (100 = 718) an, daß die Verordnung Omar's I., nach welcher kein Muslim Grundbeſitz haben durfte, von neuem durchgeführt wurde, und befreite die Neubekehrten von der ſeit Haǧǧâǧ ihnen auferlegten Verpflichtung, die alten Kopfſteuern weiter zu bezahlen (vgl. oben); außerdem befahl er, daß alle ungeſetzlicherweiſe in die Staatskaſſen gelangten Gelder den Betheiligten zurückgezahlt werden ſollten. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß hierdurch der Staatsſchatz auf das empfindlichſte getroffen wurde und die ganze Finanzverwaltung aus der bisherigen guten Ordnung kam, während freilich der fromme Herrſcher mit Befriedigung die Zahl der Bekehrten um Millionen zunehmen ſah. Nicht minder verhängnißvoll aber für die Dynaſtie war es, daß Omar in ſeiner correcten Frömmigkeit ſo weit ging, offen die Nachkommen Ali's zu begünſtigen, die ärgſten Feinde ſeiner Dynaſtie, die jederzeit behaupteten, daß ihrer Familie das Chalifat gebühre, die Omajjaden Uſurpatoren ſeien. Geht aus allem dieſem, wie aus manchen ſonſtigen humanen Verordnungen. und Aeußerungen hervor, daß Omar ein ehrenwerther Charakter war, der es mit ſeinem Glauben ernſt nahm, ſo mußte doch das Anſehen der Dynaſtie nicht weniger als die Ordnung und Kraft der Verwaltung durch ſeine Maßregeln, wie die Verhältniſſe einmal lagen, aufs

Digitized by Google

äußerſte geſchädigt werden; und wenn auch zu Anfang ſeiner Regierung Jezîd ibn Mohallab, den er mit Recht ſeines nur zum eigenen Vortheil verwalteten wichtigen Statthalterpoſtens entſetzte, keinen Widerſtand wagte, ſo brachen doch bald im Irak unter Führung des Schaudhab Biſṭâm die Chariǵiten wieder los, deren Aufſtand erſt unter Omar's Nachfolger unterdrückt wurde. Nach außen wurden demgemäß keine Fortſchritte gemacht; die Niederlage vor Konſtantinopel (ſ. oben), die ſchon unter Omar's Chalifat ſtattfand, war allerdings von deſſen Regierungsmaßregeln unabhängig; ebenſo wenig aber können die Streifzüge, welche der ſpaniſche Statthalter el-Horr (Alahort) im J. 100 (718) in Südfrankreich unternahm, als ein Erfolg von Bedeutung angeſehen werden.

Es war nicht anders möglich, als daß die auf Herſtellung der veralteten Zuſtände gerichteten Maßregeln, welche aufs empfindlichſte eine Menge von öffentlichen nicht blos, ſondern gan; beſonders auch von Privatintereſſen berührten, lebhafte Unzufriedenheit bei den Großen des Reiches und unter den Omajjaden ſelbſt hervorriefen. Man muß es daher für ſehr wahrſcheinlich erachten, daß Omar's am 20. oder 25. Regeb 101 (= 5./10. Febr. 720) erfolgter Tod kein natürlicher geweſen iſt; die Zeit hatte nur Platz für Herrſcher, mochten ſie ſo nichtswürdig ſein als ſie wollten, nicht für Heilige, die gerade vermöge ihrer beſten Eigenſchaften die Schäden des Staates nur bloßlegen, nicht heilen konnten.

Mit Omar's Nachfolger Jezîd II. (101—105 = 720—724), einem Sohne Abdelmelik's und Bruder Suleimân's, der durch eine ſeiner Frauen mit Haǵǵâǵ verwandt war, kamen einmal wieder die Ḳaiſiten zur Regierung; Grund genug für den immer noch über viele perſönliche Anhänger gebietenden Jemeniten Jezîd ibn Mohallab, die Fahne des Aufſtandes in Baṣra zu erheben, während dem Gebiete von Kufa noch die Chariǵiten unter Biſṭâm (ſ. oben) zu ſchaffen machten. Perſien bis nach Kirman hin ſchloß ſich dem Sohne Mohallab's an, der ſich bereits als Chalifen huldigen ließ; aber die Unzuverläſſigkeit ſeiner Scharen verhinderte ihn, dem an der Spitze der Syrer anrückenden Maslama gegenüber rechtzeitig energiſche Maßregeln zu treffen. Nachdem daher Biſṭâm's Chariǵiten durch eine detachirte Abtheilung endlich bezwungen waren, griff Maslama an und brachte dem Jezîd ibn Mohallab eine entſcheidende Niederlage bei, die mit dem Tode des letztern endigte. War dieſer Aufſtand der gefährlichſte, den die ſyriſchen Generäle — Jezîd II. ſelbſt war ausſchließlich der Liebe und der Kunſt ergeben — unter dieſem Chalifen zu bekämpfen hatten, ſo fehlte es auch nicht an ſonſtigen Unruhen, beſonders im Weſten. Die ḳaiſitiſchen Statthalter waren im allgemeinen wegen ihrer den Traditionen des Hauſes Haǵǵâǵ entſprechenden Härte und Schonungsloſigkeit, vor allem, wo es Gelder beizutreiben gab, verhaßt; beſonders ſchlimm aber trieb es damals der Statthalter Afrikas, Jezîd ibn abi Muslim, bis er ſchließlich von erbitterten Verſchworenen getödtet und von dem Volke ein neuer Gouverneur erwählt wurde. Gelang es hier ſpäter dem aus Damaskus hingeſchickten Biſchr el-Kelbi ſich Anerkennung zu verſchaffen, ſo war das noch entferntere Spanien unter Jezîd ſo gut als unabhängig, da man nicht wagte, den ſeit Omar II. dort regierenden, ſehr beliebten Samḥ ibn Mâlik zu entfernen, nach deſſen Tode das Heer ſich dann einfach einen andern Führer wählte. Dem erwähnten Samḥ gelang es nun im J. 102 oder 103 (720/721), von neuem die Pyrenäen überſchreitend, Narbonne einzunehmen, welches er zu einem feſten Waffenplatze machte, den auch nach einem unglücklichen Kampfe gegen den Herzog Eudo vor Toulouſe die Franken nicht anzugreifen wagten. Dagegen rührten ſich bereits jetzt die ſpaniſchen Chriſten, welche unter Pelagius (Pelayo) in den unzugänglichen Klüften des aſturiſch-galiciſchen Randgebirges ſichere Zufluchtsorte gewonnen hatten, und von dort aus durch mehrfache Beunruhigungen der Araber die Kämpfe einleiteten, welche ſpäter zur Bildung des Königreiches Leon und zur allmählichen Zurückdrängung der moslimiſchen Herrſchaft nach dem Süden zu führten. Auch in Aſien waren die Waffen des Islam unter Jezîd II. nicht glücklich; in Ferghâna wie in Armenien, am Kaukaſus und in Kleinaſien wurde mit wechſelndem Erfolge gekämpft, ohne daß es gelungen wäre, die unter Walîd gewonnenen Grenzen überall zu halten.

Wenn Jezîd's II. Bruder und Nachfolger Hiſchâm (105—125 = 724—743) auch keineswegs mit dieſem ſeinem Vorgänger oder den letzten unfähigen Omajjaden auf Eine Linie geſtellt werden darf, ſo war doch auch er der Aufgabe nicht gewachſen, dem ins Wanken kommenden Throne von neuem eine feſte Grundlage zu ſchaffen. Mäßig und keineswegs tyranniſch wie er war, fehlte ihm dabei jene Kunſt des Herrſchens, durch welche Moʿawija und Abdelmelik in gleich ſchwierigen Zeiten den Staat gerettet, jene conſequente Energie, mit welcher Walîd ſein ungeheures Ländergebiet zuſammengehalten hatte. Dazu kam, daß er geizig war und daher, anfangs den Jemeniten zugeneigt, ſpäter Ḳaiſiten zu Statthaltern machte, deren Erpreſſungsſyſtem in den Provinzen die größte Erbitterung hervorrief. So wurde es ihm unmöglich, die Anhänglichkeit des Volkes ſich zu erwerben, auf welche geſtützt er allein im Stande geweſen wäre, den Wühlereien wirkſam zu begegnen, welche, durch die Verkehrtheiten ſeiner Vorgänger vorbereitet, jetzt in allen Provinzen mehr oder weniger offen auf den Sturz der Dynaſtie hinzuarbeiten begannen. Es ſind wiederum die beiden Sekten der Chariǵiten und der Schiiten, welche mit der zunehmenden Schwäche der Regierung ſich von ihren Niederlagen unter Abdelmelik erholt haben und denen die Frömmigkeit Omar's II. wie die Schwäche Jezîd's II. freies Feld für ihre Propaganda geſchafft hatten. Der erſtere hatte durch ſeine Begünſtigung der Aliden ſelbſt dazu beigetragen, die Blicke der Unterthanen von der herrſchenden Dynaſtie auf das Haus Mohammed's zurückzulenken; kein Wunder, daß die Schiiten im Stillen raſche Fortſchritte machten. Allerdings traf Hiſchâm gleich anfangs die ganz richtige Maßregel, dem Irâḳ, welches wie immer ein Hauptherd der Propaganda

Digitized by Google

war, in Châlid ibn Abdallah el Kasri einen Statthalter aus der Schule des Haǵǵâǵ zu geben, der die Provinz funfzehn Jahre lang ſtreng im Zaume hielt; indeß war er anderswo, insbeſondere in dem längſt von den Schiiten unterwühlten Choraſan, weniger glücklich in der Wahl ſeiner Statthalter, und ſein unſeliger Geiz veranlaßte ihn ſchließlich ſogar, den Châlid abzuſetzen, um von ihm Geld erpreſſen zu können, nachdem ſchon vorher durch die Härte ihres zu gleichem Zwecke eingeſetzten kaiſitiſchen Statthalters die Berbern in Afrika den Chariǵiten in die Arme getrieben worden waren. Hierzu kommt die fortgeſetzte Feindſchaft zwiſchen den Kaiſiten und Jemeniten, die abwechſelnd, ſobald der Chalife ſich der Gegenpartei zuwendet, ſich den Feinden der Regierung zugeſellen, endlich aber als gefährlichſtes Moment der Eintritt der Abbaſiden, d. h. der Nachkommen von Mohammed's Oheim 'Abbâs, in den Parteikampf, inſofern durch ſie die ſchiitiſche Propaganda, welche bis dahin ſtets an dem Ungeſchick und der Unfähigkeit ihrer Oberhäupter aus dem Hauſe Ali's geſcheitert war, eine zielbewußte und zweckmäßige Leitung erhielt. Denn die Abbaſiden, welche von Anfang an für ſich den Thron erſtrebten, ließen zunächſt ganz allgemein die Rückkehr der Herrſchaft zu dem Hauſe Mohammed's, den Haſchimiten (nach Mohammed's Ahn Hâſchim) predigen, dem ſie ebenſo wie die Aliden angehörten, und bekamen durch dieſe Formel und durch einen günſtigen Zufall die ganze ſchiitiſch-perſiſche Partei in die Hände, vermittelſt deren es ihnen dann gelang, im letzten Moment die Aliden beiſeiteſchiebend, ſich den Weg zum Thron zu bahnen.

Jener günſtige Zufall beſtand darin, daß Zeid ibn Ali, der Enkel von Ali's Sohne Huſein und als ſolcher das augenblickliche Haupt des Hauſes, nach der Abſetzung des Châlid el Kasri im J. 122 (740) den Augenblick zu einem Aufſtande gekommen glaubte, der, mangelhaft vorbereitet und nur von einer Fraction der Schiiten unterſtützt, jämmerlich ſcheiterte und dem Zeid das Leben koſtete. Dadurch verloren die Aliden ihren einzigen wirklich thatkräftigen Führer; die übrigen Mitglieder des Hauſes traten neben den aufſtrebenden und energiſchen Abbaſiden zurück und die Emiſſäre derſelben konnten mit verdoppeltem Erfolge für „das Haus Mohammed's" im Irak und in den perſiſchen Provinzen werben, wie ſie das vorzüglich in Choraſan ſchon bald nach Hiſchâm's Thronbeſteigung zu thun angefangen hatten.

Ebenſo unheilvoll, wie durch die Abſetzung des Châlid, erwies ſich dem Staate Hiſchâm's Geiz als Grund der gänzlichen Anarchie, welche durch ihn im Weſten hervorgerufen wurde. Hier waren im Anfange ſeiner Regierung bedeutende Erfolge zu verzeichnen geweſen: nach raſcher Ausdehnung der arabiſchen Streifzüge bis in das Herz Frankreichs war Abd er-Rahmân ibn 'Abdallah zwar in der bekannten Schlacht von Tours und Poitiers (114 = 732) von Karl Martell geſchlagen und dadurch an weiterm Vordringen nach Norden gehindert worden, doch hatte nach ihm 'Okba ibn el Haǵǵâǵ von Narbonne aus die Provence und das Dauphiné unterwerfen laſſen, ſodaß es erneuter Kriegszüge der Franken (119. 121 = 737. 739) bedurfte, um die Araber bis Narbonne zurückzudrängen, und gewiß hätten ſie es an weitern Vorſtößen nicht fehlen laſſen, wäre nicht durch die verkehrte fiscaliſche Politik Hiſchâm's ganz Spanien und Afrika in einen langjährigen Bürgerkrieg verwickelt worden. Um nämlich aus Afrika und dem von dem afrikaniſchen Statthalter mit regierten Spanien reichere Steuererträge zu erhalten, ſetzte der Chalife im J. 116 (734) den Kaiſiten 'Obeidallah ibn el Habhâb als Gouverneur von Afrika ein, welcher die Berbern mit der äußerſten Härte behandelte und dadurch in den freiheitsliebenden Stämmen eine bedenkliche Gährung hervorrief. Dieſe Stimmung kam ganz naturgemäß den Chariǵiten zugute, welche, im Oſten ſeit Abdelmelik wie die wilden Thiere gehetzt, vielfach ſich nach dem Weſten gerettet hatten, und deren demokratiſch-puritaniſcher Fanatismus zu der religiöſen Anlage der Berbern und ihrem Unabhängigkeitsſinne ohnehin auf das genaueſte paßte. So brach im J. 122 (740) ein allgemeiner Aufſtand der Berbern los, der mit Einem Schlage die wenigen Araber aus ganz Nordafrika wegfegte; mit Mühe wurde die Hauptſtadt Kairuwân gehalten, aber eine von Hiſchâm aus Syrien unter dem Befehl des Kolthûm ibn Ijâd und ſeines Neffen Balǵ ibn Biſchr geſandte Hülfsarmee von 27,000 Mann, welche durch ägyptiſche Verſtärkungen und die in Afrika noch übrigen Truppen auf 70,000 Mann gebracht worden war, wurde durch Mishelligkeiten zwiſchen den mit dem Hochmuthe der herrſchenden Raſſe auftretenden Syrern und den übrigen Truppen theilweiſe gelähmt, dann durch den Ungeſtüm des Balǵ zu früh in den Kampf gebracht, und erlitt eine gänzliche Niederlage, aus der ſich Balǵ mit den Reſten der Syrer mit Mühe nach Spanien rettete (123 = 741). War der Verluſt von 27,000 Mann der beſten Truppen für die ſyriſche Herrſchaft in Aſien, wie die Verhältniſſe dort ſich allmählich geſtalteten, äußerſt empfindlich und brachten ſo indirect die Chariǵiten der omajjadiſchen Macht auch an ihrem eigentlichen Sitze eine nachdrückliche Schädigung bei, ſo wurde die Landung der ſyriſchen Truppen in Spanien die Veranlaſſung zu achtzehnjährigem Bürgerkriege, der mit der offenen Losreißung des Landes von dem Chalifenreiche endete. Denn wenn es dem Balǵ im Verein mit den in Spanien vorhandenen arabiſchen Streitkräften auch glückte, den dort ebenfalls ausbrechenden Berbernaufſtand zu bewältigen, ſo geriethen doch nach errungenem Siege die Araber untereinander in Streit. Die in Spanien von früher her ſtehenden Araber waren in der Hauptſache Medinenſer, die ſeit der Schlacht von Harra (ſ. oben) ſich nach dem Weſten geflüchtet hatten; zwiſchen ihnen und den Syrern kam es zunächſt zum Kampf, dann aber geriethen auch im Lager der letztern wieder Jemeniten und Kaiſiten in Streit[2]), und erſt im J. 138 (756) gehorchte

2) Siehe das Nähere über dieſe verwickelten Kämpfe, die hier nicht im Einzelnen verfolgt werden können, bei Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne, Bd. I in der zweiten Hälfte; auch vgl. in dieſem Werke den Artikel Spanien (Geſchichte).

Digitized by Google

Spanien wieder einem Omajjaden, aber nicht mehr als Chalifen, ſondern als ſelbſtändigem Landesfürſten.

Dem Statthalter, welchen Hiſchâm nach dem Scheitern der großen Expedition mit neuen Streitkräften nach Afrika geſandt hatte, gelang es allerdings, Kairuwan gegen die Berbern zu halten (etwa 125 = 743), doch blieb der Weſten noch längere Zeit unabhängig, ſodaß in der Gegend von Kairuwan ſchon jetzt das Herrſchaftsgebiet der Omajjaden endete. Faſt ebenſo ungünſtig aber lagen die Dinge im äußerſten Oſten. Hier waren, nach einigen Nachrichten ſchon ſeit Omar II., jedenfalls aber bereits in den erſten Jahren Hiſchâm's, die Emiſſäre der Abbaſiden mit nur zu gutem Erfolge thätig, das ſtets ſchiitiſch geſonnene Volk gegen die Omajjaden aufzuregen, und gleichzeitig geriethen die arabiſchen Truppen, denen es oblag, die ausgedehnten Oſtprovinzen im Zaume zu halten, auch hier wegen der alten Feindſeligkeit zwiſchen Kaiſiten und Jemeniten untereinander in Streit. So war es kein Wunder, daß fortwährende Aufſtände die ganzen Länder zwiſchen Herat und Balch und jenſeits des Oxus durchtobten; und obwol es dem tüchtigen Naßr ibn Saijâr gelang, die aufrühreriſchen Provinzen für den Augenblick zu beruhigen (von 120 = 738 an), ſo ſetzten doch die abbaſidiſchen Sendlinge ihre verderblichen Wühlereien im ſtillen fort, und neue Ausbrüche konnten in jedem Augenblicke erfolgen. Auch in Indien, Armenien und am Kaukaſus konnten die Grenzdiſtricte nur mit Mühe gehalten werden, und in Kleinaſien blieb es bei Raubzügen, welche oft Beute, zuweilen aber auch Niederlagen einbrachten.

War es dem immer noch in mancher Beziehung tüchtigen Hiſchâm nicht möglich geweſen, dem hereinbrechenden Verderben Einhalt zu thun, ſo wurde daſſelbe von ſeinen Nachfolgern muthwillig beſchleunigt: ſie gaben das letzte, was die Dynaſtie noch aufrecht erhielt, preis — die Einheit in der Familie. Nach der Beſtimmung Jezîd's II. ſollte nach ſeinem Oheim Hiſchâm ſein Sohn Walîd II. zur Regierung kommen; auch beſtieg er den Thron (125 = 743) und wußte eine Weile das Heer durch verſchwenderiſche Spenden aus den von Hiſchâm aufgehäuften Schätzen an ſich zu feſſeln. Aber er war von ſämmtlichen ungläubigen und laſterhaften Fürſten ſeines Hauſes der ungläubigſte und laſterhafteſte, gänzlich unfähig zum Regieren und von einer faſt an Wahnſinn grenzenden Leichtfertigkeit; kaum zur Herrſchaft gelangt, ernannte er ſeine beiden Söhne, unmündige Kinder, zu Nachfolgern und erregte dadurch die Unzufriedenheit der Großen und den offenen Widerſtand ſeines Vetters Jezîd, eines Sohnes Walîd's I.; da Walîd II. außerdem den Kaiſiten die ſchauderhafteſte Hinrichtung des angeſehenen Jemeniten Châlid el Kasri (ſ. oben) geſtattete, ſo traten die Jemeniten ſofort auf Jezîd's Seite, der gegen den Rath ſeines einſichtigen und patriotiſchen Bruders 'Abbâs zur offenen Rebellion ſchritt, einen Theil der Truppen des Chalifen zum Abfall brachte und dieſen ſelbſt ermorden ließ (126 = 744). Aber Jezîd III. (744) ſollte die Früchte ſeines ſelbſtſüchtigen Vorgehens nicht genießen; durch ſeinen Aufſtand gegen das legitime Haupt ſeines Hauſes war jeder Halt innerhalb Syriens ſelbſt gebrochen, und mit dieſer erſten und einzigen Säule der Omajjadenherrſchaft ſtürzte die letztere ſelbſt zuſammen. In Syrien und Paläſtina erhoben ſich Aufſtände, im Irak begannen Unruhen und in Choraſan konnte ſelbſt Naßr ibn Saijâr nicht mehr Ordnung halten; das Schlimmſte aber war, daß ein anderer Omajjade, Merwân ibn Mohammed, ein Oheim Jezîd's III., dem Beiſpiele ſeines Neffen folgend, in ſeiner Statthalterſchaft (Armenien und Adherbeigân) dem neuen Chalifen die Anerkennung weigerte und mit einem Heere in Meſopotamien einfiel. Jezîd verſuchte ſich durch Conceſſionen an ſeinen Nebenbuhler zu retten, ſtarb aber noch in demſelben Jahre (126 = 744), in welchem er die höchſte Würde uſurpirt hatte.

Zu ſeinem Nachfolger hatte Jezîd III. ſeinen Bruder Ibrahim ernannt. Zwiſchen ſeinen jemenitiſchen Anhängern und dem heranrückenden Merwan kam es bei 'Ain el Garr in Cöleſyrien zum Kampfe, in welchem Merwan ſiegte. Da er ſich als Chalifen huldigen ließ, und ſeine Anſprüche in ſechsjährigem Kampf (126—132 = 744—750) muthig und energiſch durchzuſetzen verſuchte, ſo hat er das Recht, als letzter Chalife aus Omaja's Hauſe genannt zu werden; aber thatſächlich hat er nur auf beſchränkten Gebieten ſeine Herrſchaft ausgeübt und ſeine Kraft in unabläſſigen Kämpfen aufgerieben. Ueberall brachen die Aufſtände der verſchiedenen Parteien hervor; Jemeniten in Syrien, Chariǵiten in Armenien, Meſopotamien, im Irâḳ und in Arabien, Schiiten unter der Leitung der verbündeten Aliden und Abbaſiden in Perſien — es war unmöglich, mit den in ſich getheilten und längſt geſchwächten Kräften einer einzigen Provinz die gleichzeitige Empörung aller andern zu bändigen. Merwan hielt ſich tapfer. Er ſchlug wiederholt die Jemeniten in Syrien (127 = 745), unterdrückte eine Empörung von Hiſchâm's Sohne Suleimân, der ſich zum Chalifen ausrufen ließ (128 = 746), reinigte das Irak und Meſopotamien von den Chariǵiten unter Dahhâḳ ibn Keis (129 = 747); auch Unruhen, welche Abbaſiden und Chariǵiten in den heiligen Städten erregten, gelang es zu ſtillen. Aber nach dem Oſten zu, wo er das ganze perſiſche Volk unter der Fahne der Aliden gegen ſich hatte, vermochte er keine Fortſchritte zu machen. So war die Lage der Dinge, als die Entſcheidung aus Choraſan kam. Dort hatte Naßr ibn Saijâr, welcher die arabiſche Herrſchaft repräſentirte, immer mehr Boden verloren, da die fortgeſetzten Reibungen zwiſchen den Jemeniten und Kaiſiten den Schiiten und der abbaſidiſchen Propaganda freien Spielraum ſchafften. Naßr war in fortwährenden Kämpfen mit den Jemeniten bereits im Nachtheil, als im J. 128 (746) in Choraſan Abu Muslim ibn 'Othmân auftrat, ein Freigelaſſener, aber ein Mann von höchſter Energie und Tüchtigkeit, der die ſämmtlichen Anhänger der Haſchimiten (d. h. Aliden und Abbaſiden) in Choraſan um ſich ſammelte und im Ramadân 129 (Mai—Juni 747) in Lin, einem Städtchen bei Merw, die ſchwarze Fahne der Abbaſiden aufpflanzte. Naßr konnte ſich nicht halten; im J. 130 (748) mußte

er dem Abu Muslim Merw überlaſſen; da der letztere von einem abbaſidiſchen Chalifen nichts ſagte, ſondern nur einen Herrſcher aus dem Hauſe des Propheten zu fordern fortfuhr, fiel ihm überall das ganze Volk zu, und kaum konnte Naßr ſich von Niſchapur, wo er ſeine letzte Schlacht verlor (130 = 748), nach Rei flüchten, wo er 131 (= 748) ſtarb. Nun hielt nichts mehr die Fortſchritte der haſchimitiſchen Scharen auf, einige ſyriſche Heere wurden in Perſien geſchlagen, das Irak revoltirte ebenfalls, und endlich kam es am 11. Gumâdâ II 132 (25. Jan. 750) zum Entſcheidungskampf mit Merwan ſelbſt am Großen Zab, welcher mit des Chalifen Niederlage endete. Er ſelbſt entkam; aber bald war die Reſidenz Damaskus von den Rebellen beſetzt, und der Chalife mußte in Aegypten die letzte Zuflucht ſuchen. Indeß auch dort wurde er von Aufſtändiſchen ereilt, geſchlagen und getödtet (26. Dhu'lhiǵǵa 132 = 5. Aug. 750); mit ihm fiel die Dynaſtie der Omajjaden ehrenvoller, als nach ſeinen letzten Vorgängern anzunehmen geweſen war.

Schon vor der Entſcheidungsſchlacht am Großen Zab war in Kufa einem neuen Chalifen, dem Abu'l-'Abbâs 'Abdallah, gehuldigt worden: mit ihm ging die höchſte Würde auf die Familie der Abbaſiden (ſ. oben) über, und ſie iſt bei ihr verblieben, ſolange es überhaupt Chalifen gegeben hat, d. h. bis zum J. 923 (1517). Aber den größten Theil dieſes faſt achthundertjährigen Zeitraumes hindurch iſt der Chalifentitel ein leerer Schall geweſen, wie der des rex sacrificulus bei den Römern; genau wie dieſe wagten die Orientalen nicht, die geheiligte geiſtliche Würde zugleich mit der weltlichen Herrſchaft abzuſchaffen, und ſo führte das Abbaſidenchalifat noch ein langes Scheinleben, nachdem es als wirkliche Macht nicht ganz zweihundert Jahre exiſtirt hatte. Wie ſich aus der Geſchichte des Sturzes der Omajjaden ergibt, ſtellt es den Verſuch der Perſer dar, das Uebergewicht im Orient zu gewinnen, welches ſeit Omar die Araber gehabt hatten. Der Verſuch gelingt theilweiſe, inſofern die das herrſchende Araberthum darſtellenden Syrer beſiegt und der Herrſchaft beraubt werden, und perſiſcher Einfluß in der Staatsverwaltung für eine Weile maßgebend iſt. Aber den ganzen mohammedaniſch gewordenen Orient ſich zu aſſimiliren iſt das Perſerthum nicht kräftig genug: ſo ſind die Abbaſiden darauf angewieſen, zwiſchen den beiden Nationalitäten eine einigermaßen vermittelnde Stellung einzunehmen. Indeß, dieſe läßt ſich auf die Dauer nicht behaupten; das für den Augenblick niedergeworfene Araberthum reagirt von neuem, und diesmal in Form der mohammedaniſchen Orthodoxie im Gegenſatze zur perſiſchen Freigeiſterei der Regierungskreiſe, während der perſiſche Patriotismus vermöge der national doch zu indifferenten Stellung der Abbaſiden ebenfalls unbefriedigt bleibt und in Geſtalt des Schiitismus noch gefährlichere Oppoſition macht. Dem gegenüber verſucht das Chalifat ſeit Mutawakkil ſich auf die Geiſtlichkeit und das Heer zu ſtützen; da es aber das letztere wegen der Unzuverläſſigkeit der Araber und Perſer mehr und mehr aus Berbern und beſonders Türken rekrutiren muß, kommt es zur Prätorianerwirthſchaft, und mit der dadurch herbeigeführten Kraftloſigkeit der Dynaſtie zur Losreißung einer Provinz nach der andern je nach den nationalen und dynaſtiſchen Einzelſtrebungen, d. h. zur Conſtituirung der mohammedaniſchen Einzelſtaaten des ſpäteren Mittelalters. Wir beſchränken uns naturgemäß auf die Geſchichte des Chalifates als ſolchen, die Darſtellung der ſpäteren Geſchichte des Orients während der nominellen Dauer des Chalifates den betreffenden Einzelartikeln überweiſend.

Während des langen Krieges, der für ihre Herrſcherrechte von den empörten Oſtprovinzen geführt wurde, hatten ſich die Nachkommen Mohammed's mit ihren Perſonen ſorgfältig zurückgehalten; welcher von den beiden Linien der Thron gebühre, mußte ſich entſcheiden, ſobald der gemeinſame Feind am Boden lag. Man kann nicht zweifeln, daß die Mehrzahl der Bewohner Perſiens den Aliden anhing; aber der Fluch dieſes Geſchlechtes, immer nur Prätendenten, nie Männer zu erzeugen, war auch in dieſem ſchickſalsvollen Moment wirkſam. So drang Abu Salama, der hervorragendſte ihrer Anhänger, vergeblich in diejenigen unter den Aliden, welche für das Chalifat in Frage kommen konnten, mit ihren Anſprüchen hervorzutreten; inzwiſchen hatten die Truppen im Irak bereits dem Abbaſiden Abu'l-'Abbâs (132—136 = 750—754) gehuldigt, und dieſer war ganz der Mann dazu, ſeine Anſprüche gegen jeden Widerſtand durchzuſetzen. Auf welche Weiſe er das vermochte, zeigt ſein Beiname es-Saffâh „der Blutvergießer". Er ſowol als ſein Nachfolger erkannten klar, wie einſt Mo'awija, daß in dem durch Bürgerkriege unterwühlten Reiche, inmitten der während deſſelben ſelbſtändig gewordenen Parteichefs, nur durch die rückſichtsloſeſte Energie Ordnung geſchafft werden könne; ebenſo aber ergab ſich ihnen leicht, daß die Form der neuen Herrſchaft, welche die Mitte zwiſchen unverſöhnlichen nationalen Gegenſätzen zu halten hatte, die eines reinen Despotismus ſein müſſe, fern von jenem volksthümlich-patriarchaliſchen Anſtrich, den auch die kräftigſten unter den Omajjaden ihren freiheitsliebenden arabiſchen Stammhäuptern gegenüber wenigſtens zum Schein hatten beibehalten müſſen. Beiden Geſichtspunkten Geltung zu verſchaffen war die Aufgabe des Saffâh und ſeines ihm folgenden Bruders Abu Ga'far (136—158 = 754—775), gewöhnlich el-Manßûr („der [von Gott] mit Sieg Begabte") genannt — ein Beiname, den er ſich beilegte, wie nach ihm alle Abbaſiden ähnliche bei ihrer Thronbeſteigung annahmen. Man kann nicht leugnen, daß beide mit Conſequenz und Klugheit ihre Aufgabe gelöſt haben, freilich auch mit rückſichtsloſer Grauſamkeit und Unterdrückung jedes menſchlichen Gefühls — von Dankbarkeit oder Mitleiden gar nicht zu reden. Sind beide ſo unter die abſcheulichſten Tyrannen zu rechnen, die es gegeben hat, ſo gereichte doch ihre Herrſchaft dem Reiche gerade ſo zum Vortheil als ihrerzeit die des Mo'awija: ſie ſtiftete Ordnung und gab den meiſten Provinzen für längere Zeit innere Ruhe, obwol insbeſondere die in ihren Erwartungen getäuſchten Aliden und Schiiten auch in den beſten Zeiten niemals aufhörten, gegen die Dynaſtie zu wühlen und immer neue Aufſtände hervor-

Digitized by Google

zurufen, die ja ſchließlich auch den oben angedeuteten Erfolg hatten.

Saffâh begann ſeine auf Befeſtigung des neugewonnenen Thrones gerichteten Maſſenmorde mit der Ausrottung der Omajjaden. Denjenigen, welchen es gelungen, ſich in die Wüſte zu retten, verſprach er volle Amneſtie, wenn ſie ſich ergäben; mehr als 70 gingen in die Falle und wurden ſofort erſchlagen. Einem einzigen von dieſen, ʿAbd er-Rahmân, dem Sohne Moʿawija's, gelang es zu entkommen und ſich nach dem Weſten zu flüchten, wo er ſpäter die Omajjadenherrſchaft in Spanien gründete (ſ. unten). Ebenſo wurde gegen die Generale Merwan's, nicht minder aber auch gegen die Parteiführer gewüthet, denen die Abbaſiden den Thron überhaupt verdankten; nicht nur der Alidenfreund Abu Salama wurde getödtet, ſondern ſogar Abu Muslim, der, von Haus aus ein anſtändiger Charakter, aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der abbaſidiſchen Herrſchaft mit Feuer und Schwert in den Oſtprovinzen gegen die gewüthet, welche derſelben die Anerkennung weigerten, der nach dem Tode des Saffâh die Candidatur des Manßûr gegen deſſen Oheim Abdallah mit Waffengewalt durchgeſetzt, wurde auf Befehl des Chalifen hinterliſtig ermordet (137 = 755), weil er ihm zu mächtig geworden war. Nicht weniger ſchonungslos wurde gegen die Aliden verfahren, welche es natürlich bitter empfanden, daß ſie ſich von den Abbaſiden hatten beiſeiteſchieben laſſen; Grund genug für Manßûr, ſie unter allerlei Vorwänden ſo lange zu mishandeln, bis Mohammed und Ibrahîm, zwei Söhne Abdallah's, eines Urenkels des Ali, in Medina und Baßra Aufſtände erregten. Beide wurden, der letztere nach mancherlei bedrohlichen Zwiſchenfällen, von dem Vetter Manßûr's, ʿIſa ibn Mûſa, unterdrückt, die beiden Aliden getödtet und gegen ihre Anhänger eine heftige Verfolgung eingeleitet (145 = 762), welche einige von ihnen bis nach Indien jagte.

Es ſind dies nur die hervorragendſten Leiſtungen der meineidigen und gewaltſamen Politik, welche mit der größten Conſequenz von den beiden erſten Abbaſiden durchgeführt wurde, und durch welche es allerdings gelang, eine Reihe von gefährlichen Aufſtänden niederzuwerfen und die neue Herrſchaft zu befeſtigen. Der Charakter eines reinen aſiatiſchen Despotismus, den dieſelbe annehmen mußte, wurde mit derſelben Conſequenz dem ganzen Staatsorganismus aufgeprägt. Allerdings blieb es im weſentlichen bei dem bisherigen Grundſatze, die Regierung der Provinzen durch Statthalter beſorgen zu laſſen und nur die Steuer- und Finanzverwaltung in der Hauptſtadt zu concentriren; aber die Stellung des Chalifen wie der Statthalter wurde doch eine andere. Den altperſiſchen Begriffen, nach denen der Herrſcher ein Gott war, entlehnte man die mehr und mehr durchgeführte Unnahbarkeit des Chalifen, welchen dem Volke gegenüber zu vertreten die Aufgabe des Wezîr's — wazîr = chargé (d'affaires) — wurde, eines οὖς βασιλέως, einer Art Reichskanzlers mit ſo unbeſchränkten Befugniſſen, als ihm einzuräumen der Chalife jeweilig für gut fand. Schon unter Saffâh, der dieſe Würde einführte, bekleidete dieſelbe ein Perſer, welcher ſich bereits vorher in der Verwaltung ausgezeichnet hatte, Châlid, der Sohn des perſiſchen Arztes Barmak, nach dem die Familie den Namen der Barmekiden führt. In dieſer Familie zeigt ſich verkörpert der Geiſt des gemäßigten Perſerthums, welches die Dynaſtie der Abbaſiden acceptirte; und durch Einführung der beſten perſiſchen Elemente und Anſchauungen in die Regierungs- und Hofkreiſe hat dieſes die kurze Zeit hoher Blüte hervorgerufen, welche dem Chalifate der Abbaſiden jenen ebenſo unvergänglichen als größtentheils unverdienten Ruhm eingebracht hat, der für die Tradition des Orients wie des Abendlandes in dem Namen des Hârûn ar-Raſchîd gipfelt. Bis zu dieſem launenhaften Despoten, welcher den Traditionen Saffâh's und Manßûr's getreu die zu mächtig gewordenen Barmekiden hinterliſtig vernichtete, haben Mitglieder der hochbegabten Familie faſt ununterbrochen die vornehmſten Aemter innegehabt, d. h. die eigentliche Verwaltung des ungeheuern Reiches geleitet; und wenngleich auch ihre Verwaltung eine orientaliſche war und blieb, die vermöge der unerſchwinglichen Anforderungen für Hof und Armee die Steuerkraft der Völker langſam erſchöpfte und den wirthſchaftlichen Ruin vorbereitete, ſo haben ſie doch für Ordnung im Rechnungsweſen geſorgt und die Erpreſſungen der einzelnen Statthalter beſchränkt, ſodaß das Los der Unterthanen in dieſer Zeit vielfach ein für orientaliſche Verhältniſſe glückliches geweſen iſt, wenngleich nicht ſo dauernd wie unter Moʿawija oder Walîd I.

Neben dem Wezirat und zur Unterſtützung der in ihm vollzogenen Concentration der Verwaltung entlehnten die Abbaſiden (wie früher ſchon die römiſchen Kaiſer) der perſiſchen Verwaltungstradition die Einrichtung des Poſtweſens. Ein Oberpoſtmeiſter, ssâhib el-barîd, ſtand an der Spitze einer Schar von Poſtmeiſtern, von denen in jeder größeren Stadt, insbeſondere an jedem Verwaltungsſitze, einer ſich befand. Von jedem wichtigen Ereigniß hatte der betreffende Poſtmeiſter durch einen muſterhaft organiſirten Kurierdienſt dem Oberpoſtmeiſter Nachricht zu geben, und da dieſe Einrichtung insbeſondere zur Folge hatte, daß man in der Reſidenz von jeder Maßregel der einzelnen Statthalter ſofort Kenntniß erhielt, ſo dienten die Poſtmeiſter thatſächlich als Aufſeher über die Statthalter und ermöglichten eine genaue Controle der Provinzialverwaltung, bildeten alſo eine wohlorganiſirte und muſterhaft bediente Staatspolizei, deren Wirkſamkeit freilich mit dem Ueberwuchern der Prätorianerwirthſchaft lahm gelegt wurde.

Die letzte große Maßregel, welche Manßûr in dem oben entwickelten Sinne traf, war die Verlegung der Reſidenz aus dem arabiſchen Damaskus in das zwiſchen Perſien, Syrien und Arabien mitteninne liegende Irâk, den geeigneten Regierungsſitz für Fürſten, denen Araber und Perſer ſich gegenſeitig im Schach halten ſollten. Aus Mistrauen aber gegen die bekannte Unzuverläſſigkeit der irakiſchen Hauptſtädte Baßra und Kufa gründete er eine neue Reſidenz in der Nähe des alten Kteſiphon; ſie trug den perſiſchen Namen Bagdâdh („Gottgegebene“), und blühte, obwol anfänglich nur zu einer ſtark befeſtigten

Digitized by Google

Reſidenz des Hofes und der Regierung beſtimmt, durch den Aufwand des erſtern und die beiſpielloſe Gunſt ihrer Lage inmitten der reichſten Länder der Welt zu jenem Centrum des vorderaſiatiſchen Handels und Verkehrs heran, welches bis in das fernſte Abendland als der fabelhafte Sitz jeder Kunſt und jeder Pracht berufen wurde.

Die Umwälzung, welche der Uebergang der Herrſchaft von den Arabern zu den gemäßigten Perſern zur Folge hatte, machte ſich nicht weniger als im Innern auch in der äußern Politik fühlbar. Das angreifende, vorwärtsdrängende Element in der Völkermenge des Orients waren ſeit Mohammed die Araber geweſen: mit ihrer Beiſeiteſchiebung und insbeſondere mit der gegenſeitigen Aufreibung der tapfern ſyriſchen Stämme hört die Ausbreitung des Reiches auf; ja die Abbaſiden vermochten eben noch zu erreichen, daß der Statthalter in Kairuwan die Huldigung nicht verweigerte, das ſchon den letzten Omajjaden nur noch dem Namen nach unterthane Spanien blieb ſelbſtändig, und an den übrigen Grenzen erſchien es faſt überall als das höchſte erreichbare Ziel, den augenblicklichen Beſitzſtand zu wahren. Daß es dabei blieb, auch als die Herrſchaft der Abbaſiden befeſtigt war und mit den türkiſchen Truppen ein neues kriegeriſches Element dem Heere zuwuchs, liegt an den fortwährenden Aufſtänden beſonders der Aliden, beziehungsweiſe Schiiten, Ismaeliten und Karmaten, an den Thronſtreitigkeiten und Zwiſten zwiſchen den Prätorianeroberſten der ſpäteren Zeit, durch welche die Streitkräfte meiſt im Innern verzettelt werden; einzig und allein gegen die Byzantiner, wo es freilich auch am nöthigſten war, konnte man ab und zu energiſcher auftreten.

Nach alledem charakteriſirt ſich die Epoche der Abbaſiden als eine Zeit des politiſchen Verfalles, wenn auch, wie häufig in ſolchen, materieller Glanz wie geiſtige Bildung gerade nun erſt ſich zu entwickeln beginnen, und insbeſondere die letztere noch jahrhundertelang, insbeſondere auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Forſchung, die ſchönſten Früchte trägt. Jedenfalls kann man nicht leugnen, wie das von Kremer rückhaltslos ausgeſprochen hat, daß die nächſten Jahrhunderte hindurch der Sitz der Civiliſation im Orient ſich befindet, während die abendländiſchen Völker erſt langſam beginnen, ſich aus der Barbarei herauszuarbeiten und auf die ihnen vorbehaltene höhere civiliſatoriſche Aufgabe vorzubereiten.

So energiſch und wenig wähleriſch in ſeinen Mitteln Manßûr auch war, nahmen ihn die innern Schwierigkeiten eben doch zu ſehr in Anſpruch, als daß er nach außen hin große Erfolge hätte erreichen können. Es gelang allerdings um 140 (757), die Griechen, welche während des Bürgerkrieges in Kleinaſien und Armenien Fortſchritte gemacht hatten, von neuem zurückzudrängen und insbeſondere das wichtige Malatia wiederzuerobern; auch wurde endlich Tabariſtan wirklich unterworfen (142 = 759) und das dieſem Lande benachbarte kriegstüchtige Gebirgsvolk der Deilemiten beſiegt. Dagegen vermochte Manßûr nicht, den Weſten wieder ganz mit dem Reiche zu vereinen. Spanien war ſich ſelbſt überlaſſen, ſeit die arabiſche Herrſchaft weſtlich von Kairuwan dem großen Aufſtande der Berbern und Chariǵiten unterlegen und damit jede Verbindung zwiſchen dem Orient und der Halbinſel unterbrochen war, und auch in Kairuwan fragte man nicht mehr nach der Autorität des Chalifen, ſeit ein tapferer arabiſcher Offizier, Abderrahmân ibn Habîb, unter Merwan's Scheinchalifat die Herrſchaft an ſich geriſſen hatte. Derſelbe hatte zwar den Abbaſiden gehuldigt, kündigte aber ſogleich den Gehorſam auf, als Manßûr die Abführung von Geldern an die Staatskaſſe verlangte; kurz nachher war er von ſeinen Brüdern getödtet worden und ſeitdem herrſchte auch in Afrika Bürgerkrieg zwiſchen Berbern, Arabern und Chariǵiten. Als nun durch die ſiegreiche Beendigung des byzantiniſchen Feldzuges Truppen verfügbar wurden, ordnete Manßûr den Mohammed ibn Aſch'ath von Aegypten aus zur Wiederunterwerfung Weſtafrikas ab. Mohammed eroberte auch glücklich Kairuwan (145=762), wurde aber ein paar Jahre ſpäter von neuem vertrieben, und nun begann wieder ein wechſelvolles Ringen gegen die chariǵitiſchen Berbern, bis dieſe 155 (772) endgültig beſiegt und ganz Nordafrika von neuem unterworfen wurde. Aber dieſen ſchwer errungenen Erfolg etwa zur Wiedereroberung Spaniens auszunutzen, davon konnte kaum im Ernſte die Rede ſein; Berbern und ſyriſche Araber, die ſich um den Beſitz des Landes ſtritten, waren beide den Abbaſiden gleich feindlich, und ſchon war es dem im J. 132 (750) den Henkern des Saffâh entronnenen Abderrahmân ibn Mo'awija, der mehrere Jahre in Afrika ein wechſelvolles Daſein geführt hatte und dann von einer der ſtreitenden Parteien nach Spanien gerufen worden war, gelungen, mit ähnlichen Mitteln, wie Manßûr ſie im Oſten angewendet, ſich zur Alleinherrſchaft über das ſchöne Land aufzuſchwingen (138=756). Trotzdem wagte es im J. 146 (763) El-'Alâ ibn Mugîth, von Manßûr zum Statthalter Spaniens ernannt, in der Provinz Beja zu landen und einen Aufſtand gegen Abderrahmân zu erregen. Es gelang ihm wirklich, eine Anzahl unzufriedener Stämme um ſich zu ſammeln und den Abderrahmân in Carmona zu belagern, aber in kraftvollem Ausfall ſchlug und tödtete ihn der Omajjade, in deſſen Hauſe von nun an die Würde ſelbſtändiger Emire von Spanien erblich blieb; und 160 Jahre ſpäter durfte Abderrahmân III. dieſen Titel in den eines Chalifen verwandeln (ſ. unten).

Dem Manßûr hatte nach der Beſtimmung des Gründers der Dynaſtie ſein Vetter 'Iſa ibn Mûſa in der Herrſchaft folgen ſollen; natürlich hatte ihn aber Manßûr trotz ſeiner Verdienſte um die Befeſtigung ſeines Thrones (ſ. oben) gezwungen, zu Gunſten ſeines Sohnes Mohammed der Herrſchaft zu entſagen. Mohammed, der den Beinamen el-Mahdi annahm (158—169 = 775—785), gehört zu den beſten Fürſten der Dynaſtie. Nicht als ob ſein Charakter tadelfrei geweſen wäre; aber man muß dieſem Fürſten wie allen unumſchränkt herrſchenden aſiatiſchen Despoten mancherlei zugute halten, ſelbſt wenn man nicht mit von Kremer annehmen will,

Digitized by Google

das Uebermaß der Machtfülle und der Genüſſe habe in der Abbaſidenfamilie eine Art erblichen Cäſarenwahnſinns erzeugt. Im Innern zeigte er ſich vielfach menſchenfreundlich, freigebig und auf das Volkswohl bedacht, daneben aber auch beſtrebt, den perſiſchen Einfluß nicht übermächtig werden zu laſſen.

Es iſt ganz natürlich, daß nach dem Siege der Perſer ſich alte perſiſche Sitte und alter perſiſcher Glaube wieder hervorzuwagen anfing, und ſo finden wir unter den erſten Abbaſiden eine große Anzahl hervorragender Männer, welche die mohammedaniſchen Schriftſteller als Zindîks bezeichnen, ein Ausdruck, der jenachdem einen Heiden oder Atheiſten oder Freigeiſt bedeutet. Nahmen es nun auch Leute wie Manṣûr oder Mahdî mit dem Credo nicht allzu genau, ſo durften ſie doch den Arabern keine Handhabe bieten, ſie geradezu des Rückfalls in das Heidenthum zu beſchuldigen. Dazu kam, daß im Oſten ſolche Tendenzen auch im Volke um ſich griffen und mehrmals zu gefährlichen Aufſtänden führten; ſo begreift es ſich, daß Mahdî den Zindîks mit Strenge entgegentrat, und daß die Freiſinnigen ihrer Ueberzeugung von da ab wenigſtens ein mu'tazilitiſches Mäntelchen (ſ. unten) umzuhängen anfingen. Von jenen Aufſtänden iſt der gefährlichſte der des 'Aṭâ aus Merw, eines Secretärs des Abu Muslim, gewöhnlich al Mukanna' „der Verlarvte" genannt, weil er nur mit einer goldenen Maske ſich ſehen ließ. Er behauptete in Anknüpfung an die Lehren der Ultraſchiiten, eine Incarnation Gottes zu ſein, und hielt ſich an der Spitze eines großen Heeres mehrere Jahre in Transoxanien, ſchlug verſchiedene Heere des Chalifen, und vertheidigte ſich ſchließlich hartnäckig mit 2000 Mann, die ihm treu geblieben waren, in ſeiner Feſte Sanam, wo er im J. 163 (780), als er ſich nicht länger halten konnte, ſich und die Seinigen in den Flammen ſeines in Brand geſteckten Schloſſes begrub. Auch an Revolten von Mazdakiten (ſ. daſ.) und Anhängern Zoroaſter's fehlte es nicht.

Trotzdem war das Reich durch Manṣûr ſo wohl gefeſtigt, daß Mahdî ſehr erfolgreiche Züge gegen die Byzantiner unternehmen konnte, welche die arabiſchen Heere zweimal (162=779 und 165=782) bis tief nach Phrygien hineinführten und die von innern Unruhen bedrängte Kaiſerin Irene zu einem demüthigenden Frieden zwangen. Dagegen mislang ein im J. 160 oder 161 (777 oder 778) unternommener Verſuch, in Spanien zu landen, abermals gänzlich.

Mahdî hatte, wie ſein Vater Manṣûr, den noch lebenden 'Iſa ibn Muſa auf die Nachfolge zu verzichten gezwungen, und dieſelbe ſeinen Söhnen Muſa und Harun übertragen. Im Begriff, dieſe Anordnung zu Gunſten Harun's abzuändern, ſtarb er plötzlich, vermuthlich keines natürlichen Todes, auf einem Heereszuge gegen Muſa, der den Gehorſam geweigert hatte, und nun ohne Widerſpruch von ſeiten Harun's unter dem Namen el Hâdî den Thron beſtieg. Während ſeiner noch nicht einjährigen Regierung (169—170 = 785—786) ereignete ſich außer einem Aufſtande der Aliden in Medina, der bald unterdrückt wurde, nichts Bemerkenswerthes. Ueber den frühen Tod des Chalifen ſteht feſt, daß er auf Anordnung ſeiner Mutter Cheizurân erſtickt oder vergiftet wurde, nach einigen Berichten, weil er beabſichtigte, ſie und ſeinen Bruder Harun tödten zu laſſen, um ſeinem Sohne Ga'far die Herrſchaft übertragen zu können; doch iſt ebenſo gut möglich, daß Cheizurân ihrem Lieblingsſohne Harun den Thron zu verſchaffen wünſchte, welchen ihm zu ſichern Mahdi ebenfalls durch einen plötzlichen Tod gehindert worden war. Jedenfalls übernahm Harun ſofort die Herrſchaft. Er führt ſeinen Beinamen er Raſchîd (etwa „der den geraden Weg Gehende", weniger genau „der Gerechte") ſo unverdient wie kaum ein anderer. Gewiß war er ein begabter und geiſtreicher Mann, aber charakterlos aufs äußerſte und, wo es darauf ankam, verrätheriſch und hinterliſtig, dazu, wie alle Despoten, argwöhniſch und grauſam, als Herrſcher keineswegs bedeutend. Trotzdem iſt er in der orientaliſchen Tradition der weiſeſte, gerechteſte und liebenswürdigſte der Chalifen geworden aus dem einfachen Grunde, weil der Glanz und der Reichthum des Hofes und der Reſidenz Bagdad unter ihm am höchſten ſtrahlte, und weil ſein langes Freundſchaftsverhältniß zu dem Barmekiden Ga'far eine erwünſchte Gelegenheit bot, die altindiſchen Figuren des Radſcha und ſeines klugen Miniſters mit der reichen darangehängten Märchenliteratur, welche die Perſer längſt kannten und liebten, auf mohammedaniſchem Boden zu localiſiren. Dazu begünſtigte er Muſik und Poeſie, Veranlaſſung genug für die Dichter ſeiner Zeit, in allen Tonarten ſeinen Ruhm der Nachwelt zu verkünden.

Die Regierung Harun's (170—193 = 786—809) zeigt bereits eine auffallende Menge von kleineren und größeren Aufſtänden in faſt ſämmtlichen Provinzen, beſonders natürlich im äußerſten Oſten und Weſten, aber auch in Syrien, wo die Unzufriedenheit der an den Omajjaden hängenden Araber wieder zum Ausbruch kam; und weder der Chalife noch die bis 187 in ſeinem Namen herrſchenden Barmekiden — die übrigens immer mehr Verwaltungsbeamte als Feldherren waren — vermochten dauernd Ruhe zu ſchaffen: es fehlte eben der Regierung an der Stütze eines machtvollen Nationalgefühls und dem Chalifen an der perſönlichen Kraft, dieſen Mangel aus ſich ſelbſt zu erſetzen, wie es Manṣûr gethan hatte. So zeigen ſich während ſeiner Herrſchaft deutlich die Anfänge des Verfalles: in Choraſan und Transoxanien war von 180 (796) ab die Ruhe faſt immer geſtört, da zu allen andern Gründen der Unzufriedenheit der Statthalter 'Ali ibn 'Iſa die Provinz auf das ſchamloſeſte plünderte und mishandelte; in Afrika hatte allerdings nach mehrfachen Empörungen Ibrâhîm ibn Aghlab im Namen des Chalifen die Herrſchaft gefeſtigt, aber nur, um ſich gegen Zahlung eines Tributs die Selbſtändigkeit zu ſichern (184 = 800): ein Abkommen, dem ſich Harun nicht zu entziehen wagte, weil ſonſt der Aufſtand von neuem mit größerer Gewalt ausgebrochen wäre. Von da ab herrſchte die Dynaſtie der Aghlabiden über Nordafrika mit Ausnahme des äußerſten Weſtens, wo Idris ibn Abdallah, ein nach dem Aufſtande unter Hâdî (ſ. oben) nach Afrika geflüchteter Alide, ſich in der Nähe

Digitized by Google

von Tanger bei den Berbern feſtgeſetzt (170 = 786) und damit die ſelbſtändige Dynaſtie der Idriſiden gegründet hatte. — In dem weniger entlegenen Grenzgebiete nach Kleinaſien hin vermochte Harun ſich mehr Reſpect zu verſchaffen; auch ging er dort mit Ueberlegung vor, indem er vor allem für die beſſere Befeſtigung der Grenze ſorgte, ehe er weitere Züge in das byzantiniſche Gebiet unternehmen ließ. Einige der letztern befehligte er ſelbſt, und, begünſtigt von der fortdauernden innern Zerrüttung des griechiſchen Reiches, drangen ſeine Heere 182 (798) bis Epheſus vor. Auch der nach der Kaiſerin Irene zur Regierung gelangte Nicephorus wurde zweimal gründlich geſchlagen (187 = 803 und 190 = 806), doch wurden dieſe Vortheile durch zwei Niederlagen, welche die mohammedaniſchen Feldherren 191 (807) erlitten, wieder zunichte gemacht; von da ab hinderten die ſich mehrenden innern Schwierigkeiten den Chalifen an energiſcher Fortſetzung des griechiſchen Krieges.

Es iſt bereits des überwiegenden Einfluſſes gedacht worden, welchen die perſiſche Familie der Barmekiden ſeit lange in der Regierung ausübte. Unter Harun insbeſondere hatten Mitglieder derſelben faſt dauernd die höchſten Aemter des Reiches inne: ſo das Haupt der Familie, Jahja, des früher erwähnten Chalid Sohn, welcher in erſter Linie dem Hâdi Widerſtand geleiſtet hatte, als er den Harun der Nachfolge zu berauben trachtete (ſ. oben); nicht weniger aber deſſen Söhne Fadl und Ga'far, der geiſtvolle und lebensfrohe Freund und Liebling des Chalifen, von dem ſich Harun kaum zu trennen vermochte. Aber das Jahr 187 (803) brachte den jähen und tiefen Sturz Ga'far's und ſeiner ganzen Familie: erſterer wurde enthauptet auf plötzlichen Befehl des Chalifen, eine Stunde, nachdem dieſer ihm noch die zärtlichſte Freundſchaft geheuchelt; die übrigen Barmekiden wurden ihrer Aemter entſetzt, ihres Vermögens beraubt und ſpäter ins Gefängniß geworfen. Die Haremsgeſchichte von Harun's Schweſter 'Abbâſah, welche zur Motivirung des Mordes gewöhnlich angeführt wird, entbehrt wol der Begründung; das Hauptmotiv war jedenfalls für Harun die Beſorgniß, der Einfluß ſeiner Günſtlinge möchte im Staate übermächtig werden. Jedenfalls brachte die perfide That ihm keinen Segen: in Bagdad mehrte ſich die Unzufriedenheit ſo, daß der alternde Fürſt ſich zeitweilig in das am Euphrat gelegene Rakka zurückzuziehen für gut fand; in Adherbeigan regte ſich die nationalperſiſche Sekte der Churramije, die ſpäter unter Bâbek (ſ. unten) ſo gefährlich werden ſollte, und in dem kaum unvollkommen beruhigten Oſten brach im J. 190 (806) eine höchſt bösartige Rebellion unter Râfi' ibn el Leith aus, die binnen kurzem ganz Transoxanien ergriff und ſich ſo bedenklich anließ, daß 192 (808) Harun ſelbſt an der Spitze eines Heeres nach Choraſan aufbrach. Aber er erreichte den Kriegsſchauplatz nicht mehr: am 3. Gumada II 193 (24. März 809) ſtarb er zu Tûs, und ſein Tod gab ſofort das Signal zu einem neuen Bürgerkriege.

Harun hatte nämlich auf Betrieb ſeiner Gemahlin Zobeida (die auch in der Märchenliteratur eine Rolle ſpielt) deren Sohn Mohammed unter Verleihung des Namens el Emin (193—198 = 809—814) zum Nachfolger im Chalifate ernannt, obwol er von einer Sklavin einen älteren Sohn 'Abdallah hatte. Letzterm ſcheint er ſich dann ſpäter mehr zugeneigt zu haben, wenigſtens beſtimmte er ihn 182 (798) unter dem Namen el Ma'mûn zum zweiten Nachfolger und verordnete, daß er ſchon unter Emin's Chalifat die Oſtprovinzen verwalten ſolle, während der dritte Bruder Kâſim das nördliche Syrien und Meſopotamien ſowie Armenien als Statthalter erhielte; dem Ma'mûn vermachte er außerdem die ganze Armee, welche er zur Bekämpfung des Râfi' ſoeben nach dem Oſten führte. Emin, der ſich mit den andern Brüdern zur Befolgung dieſer Weiſungen verpflichtet, hatte indeß ſchon vor dem Tode Harun's im Einverſtändniß mit dem Weſir el Fadl ibn Rabi' den geheimen Befehl für das Heer erlaſſen, daß es ſofort nach dem Tode Harun's nach Bagdad zurückzukehren habe. Das geſchah, ohne daß es der mit einem Theile der Truppen ſchon vorher nach Merw aufgebrochene Ma'mûn hindern konnte; aber eben mit dieſer gegen Harun's letzten Willen getroffenen Verfügung hatte ſich Emin ſeinem Bruder gegenüber ins Unrecht geſetzt, und dieſer ſäumte nicht, die Teſtamentsverletzung mit offener Verweigerung des Gehorſams zu beantworten. Der Kampf um den Thron war ſomit unvermeidlich, und wieder wurde er zu einem Kampfe zwiſchen der perſiſchen Nation, welche Ma'mûn's Weſir el Fadl ibn Sahl vertrat, und der arabiſchen, der el Fadl ibn Rabi' angehörte, wie denn auch Ma'mûn auf die Oſtprovinzen, Emin auf die arabiſchen Elemente weſtlich vom Tigris ſich ſtützte.

Aber auf die letztern war kein Verlaß; zwar die Bewohner von Bagdad, welche ſich als Araber und Rechtgläubige fühlten und die Perſer haßten, hielten feſt an Emin, und auch die Irakaner liehen ihm, wenigſtens ſolange er Ausſicht auf den Sieg zu haben ſchien, ihre Hülfe, aber die Syrer benutzten den Bruderkrieg ſofort, um ſich von den verhaßten Abbaſiden unabhängig zu machen und dann nach alter Weiſe ſich gegenſeitig zu bekriegen (195 = 811). Inzwiſchen hatte Emin ein Heer von 50,000 Mann unter dem in Perſien von früher her (ſ. oben) gänzlich verhaßten Ali ibn 'Iſa gegen Ma'mûn geſchickt; während aber Ali in thörichter Siegesſicherheit jede Vorſichtsmaßregel auf dem Marſche verabſäumte, überfiel ihn Tâhir ibn el Huſein, ein perſiſcher General, welcher eine vorgeſchobene Abtheilung von Ma'mûn's Heere commandirte, plötzlich bei Rei (Teheran) und brachte ihm mit ſeinen nur 4000 Mann eine vollſtändige Niederlage bei, in welcher Ali ſelbſt das Leben verlor (Schawwâl 195 = Juli 811). Da ſchon vorher von Harun's altem Feldherrn Harthama ibn A'jan der Aufſtand des Râfi' in Transoxanien gedämpft war, hatte Ma'mûn den Rücken frei, und konnte ſein Heer in zwei Colonnen nach Bagdad vorrücken laſſen, von denen die ſüdliche unter Tâhir in der Nähe von Ahwâz Emin's irakiſche Truppen von neuem ſchlug, während die nördliche unter Harthama einen Sieg bei Nahrawan, ſchon in der Nähe der Hauptſtadt, davontrug.

Digitized by Google

In dieſer wäre inzwiſchen Emîn beinahe das Opfer einer Verſchwörung geworden (Radjab 196 = März—April 812); dieſer Gefahr mit Mühe entgangen, verſuchte er nun ſeinerſeits durch Beſtechung Ma'mûn's Truppen zum Abfall zu bringen. Zum Theil gelang ihm das, bald aber wechſelten die Ueberläufer, auch mit ihm unzufrieden, von neuem das Lager, und nun war Emîn verloren. Die Bagdadenſer, die einzigen, die treu an ihm hingen, vertheidigten die nach außen wie gegeneinander abgeſchloſſenen Stadtquartiere tapfer, ſodaß Tâhir eins nach dem andern erobern mußte (197 = 813); aber Anfang 198 (Ende 813) hatte er, zum Theil durch Verrath der Generale Emîn's, ganz Bagdad in der Gewalt mit einziger Ausnahme der alten Stadt Manſûr's mit dem ſtark befeſtigten Reſidenzſchloſſe. Als es keinen Ausweg mehr gab, beſchloß Emîn, ſich dem Harthama zu ergeben, der ihm weniger, als Tâhir, verhaßt war; aber dieſer letztere wollte gerade die Ehre der Unterwerfung des Chalifen für ſich haben, ließ ihn, als er bei Nacht mit Harthama auf dem Tigris deſſen Lager zuruderte, überfallen und gefangen nehmen (wobei Harthama beinahe ertrunken wäre) und in derſelben Nacht tödten (Muharram 198 = September 813).

Man ſieht aus dieſem Ueberblick über den Bruderkrieg zwiſchen Emîn und Ma'mûn bereits, wie weit es mit dem Verfall des Reiches gediehen war. Ueberall Unzuverläſſigkeit, Beſtechlichkeit und Verrath; Soldaten wie Offiziere, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, ſuchen lediglich den eigenen Vortheil, von wirklicher Anhänglichkeit an die Dynaſtie iſt kaum mehr die Rede, und Patriotismus zeigt ſich nur in Geſtalt von Widerwillen und Feindſeligkeit zwiſchen Arabern, bezw. Irakanern und Perſern. Von neuem hatten mit der Einnahme von Bagdad und dem Uebergange der Regierung auf Ma'mûn (198—218 = 813—833) die letztern über die erſtern geſiegt: kein Wunder, daß die Erbitterung der Irakaner eine grenzenloſe war. Dies wußten die Aliden zu benutzen; hatten ſie bisher, der politiſchen Lage entſprechend, mit dem ſchiitenfreundlichen Ma'mûn gegen Emîn geſtanden, ſo glaubten ſie nun an die Möglichkeit, zur Abwechſelung einmal mit Hülfe der Araber den Abbaſiden die Herrſchaft ſtreitig machen zu können. Wie aber das unſelige Geſchlecht es nie zu etwas Anderm gebracht hat, als ſich zum Aushängeſchild für egoiſtiſche Zwecke misbrauchen zu laſſen, ſo geſchah es auch diesmal. Ein gewiſſenloſer, aber kecker Abenteurer, Abu's-Serâjâ, benutzte den Aliden Mohammed ibn Tabâtabâ und ſpäter, als ihm dieſer unbequem wurde und er ihn hatte beiſeite ſchaffen laſſen, den Mohammed ibn Mohammed ibn Zeid, um die Schiiten des Irak, die mit den perſiſchen religionsmengenden Schiiten nur die Anhänglichkeit an Ali's Familie gemein hatten, im übrigen arabiſcher Geſinnung waren, zum Aufſtand gegen Ma'mûn oder vielmehr gegen ſeine perſiſchen Generale aufzureizen. Er trug im J. 199 (815) erhebliche Vortheile davon, ſodaß die Empörung ganz Arabien, Irak und einen Theil Weſtperſiens ergriff und die Hauptſtadt ſelbſt bedroht wurde. Die perſiſchen Generale, insbeſondere Haſan ibn Sahl, der Bruder von Ma'mûn's alter ego Fadl (ſ. oben), vermochten gegen das empörte arabiſche Nationalgefühl nichts auszurichten, und erſt dem Harthama, der als Feldherr wie als Araber das größte Anſehen genoß, gelang es, der Bewegung Einhalt zu thun (200 = 815). Da aber die Perſer, welche den immer noch in Merw befindlichen Chalifen vollkommen in der Hand hatten, fürchteten, Harthama würde den letztern über die wahre Lage der Dinge im Irak aufklären, verleumdeten ſie den ſiegreichen Feldherrn, ſodaß Ma'mûn ſeine Gefangenſetzung befahl und nach einigen Tagen ſeine Tödtung geſtattete (201 = 816). Die Nachricht davon war das Signal zu erneuten Unruhen im Irak, insbeſondere zu offener Erhebung von Bagdad (201 = 816), und gerade als Haſan ibn Sahl im Begriff war, dieſelbe durch einen Vertrag zu begütigen, beging der Chalife auf Anrathen ſeiner Perſer, beſonders des Fadl, in der vorgeblichen Abſicht, ſich mit den ſoeben von ſeinen Feldherren verfolgten Aliden zu verſöhnen, den unglaublichen Fehler, ſeine Tochter Umm Habiba mit einem noch dazu gänzlich unbedeutenden Aliden, dem Ali ibn Muſa, zu verheirathen und demſelben unter dem Namen er-Ridhâ als Thronfolger huldigen zu laſſen. War es nach Lage der Verhältniſſe ſchon unmöglich — wie ſoeben erſt der Bruderkrieg gezeigt hatte — in einem Hauſe, deſſen Mitglieder doch dieſelben Intereſſen hatten, erträgliche Eintracht zu erhalten, ſo iſt es doppelt ſchwer begreiflich, wie Ma'mûn ſich einbilden konnte, durch eine derartige Maßregel Frieden zwiſchen zwei ſo tödlich verfeindeten Geſchlechtern herzuſtellen; und auch Fadl's jedenfalls vorliegende Abſicht, durch den alidiſchen Thronfolger dem Schiitismus perſiſcher Obſervanz die Herrſchaft zu ſichern, erſcheint in höchſtem Grade unbedacht. Die Araber konnten jedenfalls dieſe Abſicht keinen Augenblick verkennen; Bagdad war im Nu wieder in voller Empörung und rief Ma'mûn's in der Hauptſtadt anweſenden Oheim, Ibrâhîm ibn el Mahdî, zum Chalifen aus (5. Muharram 202 = 24. Juli 817). Seine Anhänger bemächtigten ſich auch eines Theiles von Irak, als aber der Verſuch, das von Haſan ibn Sahl beſetzte Wâſit (ſ. oben) zu nehmen, mislungen war, fingen ſeine Generale an, Verrath zu ſpinnen, ſodaß Ibrahim die Unhaltbarkeit ſeiner Stellung ſchließlich erkannte und freiwillig abdankte (203 = 819). Die hiermit ermöglichte friedliche Beilegung des Conflictes wurde weſentlich dadurch erleichtert, daß inzwiſchen dem Ma'mûn über die Verkehrtheit ſeiner, oder vielmehr ſeiner Umgebung Politik endlich die Augen aufgegangen waren. Er entſchloß ſich alſo, einſtweilen ſich den Arabern etwas zu nähern, entledigte ſich des Fadl (202 = 818) wie des verunglückten alidiſchen Schwiegerſohnes (203 = 818) auf gut orientaliſche Despotenweiſe durch heimlichen Mord, über den er natürlich officiell untröſtlich war; und nachdem ſo die Steine des Anſtoßes beſeitigt waren, konnte er ſich im J. 204 (819) ohne Widerſpruch in Bagdad huldigen laſſen.

Damit war er indeß noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Hatte ihm ſeine allzu große Neigung zu

Digitized by Google

den Perſern die Araber entfremdet, ſo war ſeine Verſöhnung mit den Arabern Grund genug, die extremen Fractionen der Perſer gegen ihn aufzubringen; und ſo nahm die Bewegung der ſchon unter Raſchîd thätigen Churramîje, die bereits im J. 201 (817) durch Bâbek neu angeregt war, in den nächſten Jahren bedenkliche Dimenſionen an. Von 205 an wurde ein Heer des Chalifen nach dem andern von Bâbek geſchlagen, und die, wie früher, in Adherbeigân aufgekommene Sekte, deren Lehre in einer Vermiſchung mohammedaniſcher, indiſcher und perſiſcher Elemente beſtand, die aber hauptſächlich eine neue Reaction des perſiſchen Nationalgefühls darſtellte, breitete ihre Herrſchaft über Theile Armeniens, Meſopotamiens und Perſiens bis nach Choraſan hin aus, ohne daß es, ſolange Ma'mûn lebte, gelungen wäre, ſie zu unterdrücken.

Glücklicher war Ma'mûn in andern Provinzen und in ſeinen Unternehmungen gegen die Byzantiner. Daß Choraſan unter ſeiner Regierung ruhig war, iſt kein Wunder, beſonders da er ſeiner Lieblingsprovinz im J. 205 (820) ſeinen bedeutendſten perſiſchen General, den Tâhir, als Statthalter ſandte. Freilich fühlte ſich der ſelbſtbewußte Mann inmitten ſeiner Landsleute ſo zu Hauſe, daß er im J. 207 (822) es wagen konnte, ſich für unabhängig zu erklären. Zum Glück für den Chalifen ſtarb er einen Tag ſpäter; aber Ma'mûn wagte doch niemand anders als ſeinem Sohne Abdallah die Regierung der Provinz zu übertragen, welche von da ab über funfzig Jahre lang in den Händen der Tahiriden blieb, ohne daß den Chalifen mehr als die nominelle Oberhoheit über dieſelbe verblieb — ein weiterer Anfang zur Ablöſung einer Hauptprovinz vom Chalifenreiche.

Uebrigens konnte Abdallah ibn Tâhir erſt im J. 213 (828) ſelbſt nach Choraſan gehen, da er in der Zwiſchenzeit ſeine Feldherrngaben anderwärts zu bethätigen hatte. In Aegypten waren nämlich während des letzten Bürgerkrieges Unruhen entſtanden, da ein Aufſtand gegen Emîn's Statthalter (196 = 812) fortwährende Reibungen zwiſchen den dort rivaliſirenden arabiſchen Stämmen zur Folge gehabt hatte. Die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als Scharen moslimiſcher Spanier, welche nach dem Aufſtande Cordovas gegen Hakam I. aus Spanien verbannt worden waren, unter Abu Hafß el Ballûti im J. 199 (815) nach Alexandrien kamen und von der Stadt Beſitz nahmen. Sie hielten ſich dort jahrelang, bis endlich Abdallah 210 (826) ſie zum Abzug zwang. Die Spanier ſegelten nach Kreta, welches ſie eroberten und wo ſie eine bis zur Wiedereroberung durch die Griechen im J. 350 (961) regierende Dynaſtie gründeten; Aegypten wurde beruhigt; bald aber, nachdem Abdallah die Provinz verlaſſen hatte, brachten die Bedrückungen ſeines Nachfolgers nicht nur die Araber, ſondern auch die geduldigen Kopten zur Verzweiflung und verurſachten eine allgemeine Empörung (214 = 829); nur mit Mühe gelang es Ma'mûn mit ſeinem Bruder Mu'taßim und dem tüchtigen General Affchin zuſammen, die Kopten zu Paaren zu treiben (217 = 832).

Zwiſchen dieſen innern Kriegen liegen noch einige Kämpfe mit den Byzantinern, die ſich Bâbek's Erfolge zu Nutze zu machen ſuchten, aber in vier aufeinanderfolgenden Feldzügen (215—218 = 830—833), meiſt unter Ma'mûn's eigener Führung, bis hinter Tarſus und Tyana zurückgedrängt wurden. Empfindlicher noch mußte den Griechen der Verluſt Siciliens ſein, welches die Aghlabiden von 212 (827) ab allmählich von Afrika aus eroberten; doch iſt die Geſchichte dieſer vom Chalifate unabhängig gewordenen Dynaſtie hier nicht weiter zu verfolgen (ſ. den Artikel Aglabiten = Aghlabiden).

Man ſieht, wo die muslimiſchen Truppen ihre Waffen nach außen kehrten, waren ſie noch im Stande, etwas zu leiſten; aber im Innern gehorchten ſie bereits jetzt mehr dem eigenen Vortheil, oft auch dieſem oder jenem populären General als der rechtmäßigen Regierung. Kein Wunder, daß die Chalifen nach zuverläſſigeren Stützen ſuchen mußten. Ma'mûn hatte eine ſolche in den Perſern zu finden geglaubt, und ſeiner Vorliebe für dieſelben blieb er auch treu, nachdem er ſich äußerlich mit den Arabern vertragen hatte. So wenig dies die Dynaſtie wirklich halten konnte, ſo hat es doch der Civiliſation die große Förderung gebracht, daß die wiſſenſchaftliche Forſchung, auch abgeſehen vom theologiſchen Intereſſe, nunmehr einen breiteren Raum im Geiſtesleben des Orients einzunehmen anfängt. So wenig Ma'mûn als ein muſterhafter Regent oder gar als ein anſtändiger Charakter bezeichnet werden kann, ſo muß er doch da, wo keine Politik ins Spiel kam, eine nicht gewöhnliche intellectuelle Begabung und feines Verſtändniß für höhere geiſtige Thätigkeit entwickelt haben. Er ließ ſich von Perſern und Syrern zur Ermuthigung und Förderung von allerhand Studien auf dem Gebiete der Philoſophie und der exacten Wiſſenſchaften anregen; auf ſeinen Befehl wurden die einſchlagenden Hauptwerke der griechiſchen Literatur, die bisher nur ſyriſch vorhanden waren, ins Arabiſche überſetzt, er gründete eine wiſſenſchaftliche Bibliothek und ein Obſervatorium. Dem entſpricht auch ſeine Begünſtigung der freieren Richtung in der Theologie: durfte er es der Araber wegen nicht wagen, ſich zu ſeinen jedenfalls perſiſch beeinflußten Ueberzeugungen offen zu bekennen, ſo ſtellte er ſich doch wenigſtens auf die Seite der rationaliſtiſchen Theologen und machte im J. 212 (827—828) durch die officielle Proclamation des mu'tazilitiſchen Dogmas „daß der Koran geſchaffen ſei" (ſ. d. Art. Mu'taziliten) die rationaliſtiſche Lehre für alle Muslime verbindlich. Natürlich wurde auch dieſe „liberale" Maßregel in despotiſcher Form durchgeführt, und die ehrlichen Orthodoxen, welchen ihr Gewiſſen die Annahme der Formel verbot, mannichfach gebrangſalt: immerhin verdient Ma'mûn's ſelbſtloſe Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen alle Anerkennung und erhebt ſeine Regierung über die der meiſten andern Abbaſiden.

Dem Ma'mûn folgte in der Herrſchaft ſein Bruder Abu Ishâk, genannt el Mu'taßim Billâh (218—227 = 833—842). Er war ein tüchtiger Soldat, aber nichts weiter, und glaubte demgemäß den immer wachſenden Unruhen im Reiche und der oben angedeuteten Unzu-

Digitized by Google

verläſſigkeit der Truppen am beſten dadurch abhelfen zu können, daß er ſich eine von den verſchiedenen Factionen unbeeinflußte Militärmacht ſchuf. Er nahm daher in überwiegender Zahl Berbern und Türken aus den Provinzen jenſeit des Oxus in ſeine Dienſte, und als der Widerwille gegen das rohe und übermüthige Gebaren dieſer Truppen zugleich mit der Erbitterung über die fortgeſetzten Verfolgungen der in Bagdad hochverehrten Orthodoxen lautes Misvergnügen in der ohnehin unzufriedenen und zu Ausſchreitungen geneigten Bevölkerung der Hauptſtadt hervorrief, that er den noch verhängnißvolleren Schritt, ſich mit ſeiner militäriſchen Umgebung nach Samarra, drei Tagereiſen nördlich von Bagdad, zurückzuziehen und dort eine neue Reſidenz zu gründen, welche er mit einem Wortſpiele auf den älteren Namen Surr man râ „Freude deſſen, der es ſieht“ nannte. Es liegt anf der Hand, daß er damit ſeine Nachfolger gänzlich in die Hände der Soldateska gab, die wol er ſelbſt noch, nicht aber die ſpäteren Chalifen zu bändigen verſtanden, ſodaß Thron und Herrſcher bald zum Spielball der Intriguen und Feindſeligkeiten wurden, welche zwiſchen den türkiſchen Offizieren hin- und hergingen; kaum daß es ſpäter noch einmal ein paar kräftigen Herrſchern wie dem Muwaffak gelang, die zügelloſe Sklavenbande einem feſten Willen wieder dienſtbar zu machen.

Rein militäriſch betrachtet, war die Reorganiſation des Heeres zunächſt allerdings ein großer Vortheil, da die Türken und Berbern dem, der ſie zahlte, blind ergeben, dabei tapfer und kräftig waren; und ſo wurde es endlich möglich, in einer Reihe von Feldzügen, in denen ſich der Tahiride Isḥâḳ ibn Ibrahim, Mohammed ibn el Aſch'ath, beſonders aber der Perſer Afſchin (ſ. über dieſen letztern früher) auszeichneten, den Bâbek mit ſeinen Churramiten wiederholt zu ſchlagen und dabei allmählich zurückzudrängen, bis er endlich in Adherbeigan, wo die Sekte zuerſt entſtanden war, belagert und, nachdem er noch einmal entronnen war, endlich im J. 222 (837) gefangen genommen und grauſam hingerichtet wurde. Auch einige andere Unruhen, wie ein Aufſtand der Aliden in Choraſan (219 = 834), der Kurden bei Moßul (226 = 841), eines falſchen Omajjaden in Paläſtina (227 = 842), wurden raſch unterdrückt. Die größten Erfolge erzielte Mu'taßim indeß gegen den griechiſchen Kaiſer Theophilus, der die mehrjährige Dauer des Krieges gegen Bâbek dazu benutzt hatte, die Provinzen am obern Euphrat zu überziehen und greulich zu verwüſten. Im J. 223 (838) ſammelte der Chalife eine große Armee, welche in mehrern Colonnen unter Afſchin, den Türken Aſchnas und Waßîf und Mu'taßim ſelbſt in Kleinaſien einrückte, ein griechiſches Heer beſiegte und die Stadt Amorium einnahm und gänzlich zerſtörte. Daß auch hierbei die Türken wieder die erſte Rolle ſpielten, reizte einige arabiſche Generale, welche ſich zurückgeſetzt fühlten, zu einer Verſchwörung, deren Ziel die Uebertragung des Chalifates an Ma'mûn's Sohn 'Abbâs war. Dieſelbe wurde indeß entdeckt, die Schuldigen hingerichtet und Mu'taßim in ſeiner Abneigung gegen die Araber und in ſeinem Streben, ſie durch Türken zu erſetzen, nur noch mehr beſtärkt.

Aber er mußte ſelbſt noch die Erfahrung machen, daß auch auf die Fremden kein Verlaß war, ſobald es ſich um ihr perſönliches Intereſſe handelte. Weitaus der erſte von dieſen war damals Afſchin, zwar von Herkunft und Glauben ein Perſer, aber ſeinem Geburtsorte und ſeiner Stellung nach zu den Türken Transoxaniens gehörig. Er war nach der Beſiegung Bâbek's wie nach der Einnahme von Amorium mit Geſchenken und Ehren überhäuft worden; trotzdem beneidete er den Abdallah ibn Ṭâhir um die Statthalterſchaft von Choraſan, und reizte daher den Mâzijâr ibn Kârin, Ispehbedh des nominell zu Choraſan gehörigen Tabariſtan, zur Empörung auf. Sie wurde unterdrückt (224 = 839), Afſchin aber, deſſen Mitſchuld der Chalife argwöhnte und der im J. 225 (840) durch eine Unbotmäßigkeit ſeines Bruders noch mehr compromittirt ward, fühlte den Boden unter ſeinen Füßen wanken und wollte flüchten, wurde aber gefangen geſetzt, und da über ſeinen Verrath nichts poſitiv feſtſtand, wegen Ketzerei in Anklagezuſtand verſetzt. Auch in dieſer Beziehung konnte man ſeiner geſchickten Vertheidigung nicht beikommen, ſodaß er dem Todesurtheile entging, aber nur, um im Kerker zu verſchmachten (226 = 841).

Bald nach ihm ſtarb Mu'taßim; ſein Sohn el Wâthiḳ Billah, der ihm folgte (227—232 = 842—847), lebte nur ſeinen Launen und Lüſten und zeichnete ſich hauptſächlich durch Güterconfiscationen und Verfolgung der armen Orthodoxen aus. Beinahe hätte ihn indeß ſein tyranniſches Gebaren den Thron gekoſtet: Ahmed ibn Naßr, ein angeſehener Theologe, zettelte eine Verſchwörung in Bagdad an, die weite Kreiſe ergriff, aber durch vorzeitiges Losbrechen vereitelt wurde und nun ihrem Anſtifter das Leben koſtete. Beſonders unruhig waren unter Wathik auch die Araber in Syrien und Arabien, deren Züchtigung er ſeinen Türken überließ; gegen die Griechen erlitt der Gouverneur der Grenzfeſtungen eine Niederlage (231 = 846).

Nach Wathik's Tode, der eine Folge ſeiner Unmäßigkeit war, ſetzte Waßîf, der Commandant der türkiſchen Leibwache, ſtatt des unmündigen Sohnes des verſtorbenen Chalifen deſſen Bruder Ga'far zum Herrſcher ein (232—247 = 847—861). Er nahm den Namen el Mutawakkil Billâh „der auf Gott ſein Vertrauen Setzende“ an, ein Name, dem er wenigſtens im Sinne der Theologen alle Ehre machte. Er hatte politiſche Einſicht genug, um zu erkennen, daß mit den Türken allein ſich auf die Dauer nicht regieren laſſe, und ſuchte demzufolge wieder eine Stütze in der Maſſe des Volkes. Wir wiſſen, daß ſich dieſe, vor allem in der Hauptſtadt, infolge ihrer Abneigung gegen alles Perſiſche, alſo auch gegen Freidenkerei und Nationalismus, längſt in den Händen der orthodoxen Partei befand; um ſich alſo deren Beiſtand zu ſichern, brach Mutawakkil im J. 237 (852) mit den Mu'taziliten, entſetzte die Beamten, welche dieſer Richtung angehörten, und leitete eine ſchonungsloſe Verfolgung gegen alle Anhänger derſelben ein, wobei er in ſeinem

Digitized by Google

frommen Eifer ſo weit ging, daß ſelbſt unzweifelhaft Orthodoxe, wenn ſie nicht zu den Extremen gehörten, vor der Anklage der Ketzerei nicht ſicher waren. Insbeſondere aber machte er auch der bis dahin geübten Toleranz gegen Chriſten und Juden ein Ende, ließ alle Kirchen und Synagogen einreißen, ſchärfte frühere Verordnungen, welche die Rechte der „Schutzgenoſſen" aufs Aeußerſte beſchränkten, von neuem ein: kurz an die Stelle des Indifferentismus trat die ſtarrſte Intoleranz. Da nun die Orthodoxie einige Zeit nachher auch in der wiſſenſchaftlichen Theologie das Uebergewicht über die rationaliſtiſche Richtung bekam, ſo war es natürlich mit der freien Geiſtesentwickelung, welche unter Ma'mûn einen ſo hohen Aufſchwung genommen hatte, zu Ende: freilich wirkten die gegebenen Anregungen noch in hervorragenden Köpfen weiter, und gerade die bedeutendſten Philoſophen und Naturkundigen des mohammedaniſchen Orients gehören ſpäteren Zeiten an: aber ſie mußten ihre Erkenntniſſe in zweideutige Worte kleiden, und jede Wirkung auf das Geiſtesleben breiterer Volksſchichten blieb ihnen verſagt.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſolcher Verdienſte wegen Mutawakkil von den kirchlich geſinnten mohammedaniſchen Schriftſtellern — und andere gab es ja nach ihm nicht viele mehr — hochgeprieſen wird. Nach unſern Begriffen war er ein abſcheulicher Thrann, dem die Grauſamkeit Vergnügen machte, der unter dem Deckmantel ſcheinheiliger Frömmigkeit ein ausſchweifendes Leben führte, den Staatsſchatz in der leichtſinnigſten Weiſe vergeudete, aber zu träge war, ſich ernſtlich um die Regierung zu kümmern. So gab es denn überall Empörungen: in Adherbeigân (234 = 848—849), in Syrien, wo beſonders die Chriſten unter dem harten Drucke ſich empörten (237—240 = 852—855), in Aegypten (bis 241 = 855—856), deſſen Küſte obendrein von einer griechiſchen Flotte verheert wurde (238 = 853), in Armenien (237—238 = 851—852): warfen auch die türkiſchen Feldherren, in erſter Linie die beiden Boghâ, die Aufſtände nacheinander nieder, ſo nahm doch die innere Auflöſung immer mehr zu. Auch im Oſten, wo die Tahiriden im allgemeinen gute Ordnung hielten, gelang es doch im J. 238 (852—853) dem Ja'kub ibn Leith es Sſaffâr, Stammvater des Geſchlechtes der Soffariden (genauer Sſaffâriden), in Segeſtan ſich ſelbſtſtändig zu machen, von wo aus dann die Soffariden allmählich die Nachkommen Tahir's verdrängten. — Auch an die Griechen wurde in mehrern mit wechſelndem Glücke geführten Kriegen im allgemeinen Terrain verloren; doch brachte die im J. 245 (859) verſuchte Belagerung von Samoſata den Byzantinern eine große Niederlage ein, die ſich im folgenden Jahre wiederholte.

Die Launenhaftigkeit Mutawakkil's wurde ſchließlich ſo thöricht, daß er es ſogar mit ſeiner türkiſchen Leibwache verdarb. Er verbannte Bogha den älteren, und wollte Waßîf verhaften laſſen; aber die Türken kamen ihm zuvor — in Verbindung mit des Chalifen älteſtem Sohne Muntaßir, den ſein Vater ſchlecht behandelte und der Thronfolge zu berauben vorhatte, überfielen ſie ihn in der Nacht vom 3. zum 4. Schauwâl 247 (10—11. Dec. 861) und machten ihn nieder.

Muntaßir (247—248 = 861—862), der zwar am Morde ſeines Vaters nicht ſelbſt ſich betheiligt, denſelben aber gebilligt hatte, ſtarb bereits nach ſechs Monaten unter furchtbaren Gewiſſensqualen. Die Wahl des Nachfolgers fiel natürlich den Türken zu, welche einen Enkel Mu'taßims als Muſta'în billah (248—252 = 862—866) dem widerſtrebenden, aber zu kräftigem Widerſtande unfähig gewordenen Volke aufdrängten. Muſta'în war ein Schwächling, der ruhig zuſah, wie die Tahiriden die Herrſchaft über das Reich mit den Türken theilten, während die Byzantiner die Grenzgebiete verwüſteten, und das über die Misregierung wüthende Volk, als es ſich endlich nicht blos in Bagdad, ſondern ſogar in der Reſidenz Samarra erhob, von den Türken zuſammengehauen wurde (249 = 863). Nach Bezwingung des Widerſtandes geriethen letztere ſelbſt untereinander in Streit, wobei Muſta'în ſich ſo ungeſchickt benahm, daß er ſich die Unzufriedenheit der maßgebenden Offiziere zuzog und nach Bagdad flüchten mußte, während in Samarra Mutawakkil's Sohn el Mu'tazz billah zum Chalifen ausgerufen wurde (251 = 865). Der Tahiride Mohammed ibn Abdallah, welcher in Bagdad Statthalter war, unternahm es, Muſta'în zu vertheidigen, mußte ihn aber ſelbſt aufgeben, als er bemerkte, daß er hinter ſeinem Rücken ſich mit den Türken zu einigen verſuchte. So wurde Muſta'în zur Abdankung gezwungen (252 = 866), nachdem unter ſeiner würdeloſen Regierung noch in Tabariſtan der Alide Haſan ibn Zeid, in Jspahan die Familie Abu Dolaf's ſich ſelbſtändig gemacht und überall in den Provinzen ſich die Bande der Ordnung gelöſt hatten.

Die Regierung des Mu'tazz (252—255 = 866—869) läßt ſich kurz als der Verſuch eines ſchlauen und gewiſſenloſen Mannes bezeichnen, durch Aufhetzung der das Chalifat bedrängenden Generale und Statthalter gegeneinander die Macht der einzelnen zu neutraliſiren, und inmitten der entzweiten Großen dem nur noch nominellen Oberhaupte neuen Einfluß zu gewinnen. Leider verrechnete ſich Mu'tazz dabei gewöhnlich, und erzielte lediglich neue Unruhen in Bagdad, unter welchen die ſchon ſeit Ma'mun im Verfall begriffene Hauptſtadt wiederum erheblich litt; daneben iſt zu verzeichnen die Ausbreitung von des Sſaffâr Ja'kub ibn Leith Herrſchaft auf Koſten der Tahiriden über Herat, Kerman und bis nach Fars hinein (255 = 869); die thatſächlich, wenn auch nicht dem Namen nach erfolgte Lostrennung Aegyptens durch den Türken Ahmed ibn Tulun, der daſelbſt die Dynaſtie der Tûluniden (ſ. daſ.) gründete; die Feſtſetzung eines Rebellenhäuptlings Muſâwir bei Moßul (254 = 868) und die Fortdauer der kleinen Dynaſtien der Nachkommen Abu Dolaf's bei Jspahan und der Aliden in Tabariſtan. Man kann ſich bei ſolchen Verhältniſſen nicht wundern, daß dem Chalifen ſchließlich ſelbſt das Geld fehlte, ſeine türkiſche Leibwache zu bezahlen, die ihn, als er innerhalb einer beſtimmten Friſt keinen Rath geſchafft hatte, einfach tödtete (255 = 869).

Digitized by Google

Aus der tiefen Erniedrigung, in welche das Abbaſidenchalifat gerathen war, wurde es noch einmal auf eine kurze Zeit durch vier vortreffliche Fürſten herausgehoben. Dem erſten derſelben, el Muhtadi billah, (255—256 = 869—870), gelang es freilich noch nicht, mehr als eine moraliſche Wirkung zu erzielen. Aus einem ſtillverborgenen Leben war er von den Türken hervorgezogen, weil er unbedeutend und lenkſam erſchien; aber er war ein feſter Charakter und entſchloſſen, die unwürdige Sklaverei ſeines Hauſes zu brechen oder zu ſterben. Sein Auftreten imponirte zuerſt den Türken, und ſo gelang es ihm zu Anfang, einen derſelben gegen den andern auszuſpielen, während er inzwiſchen aus den längſt durch die türkiſchen Mishandlungen aufs äußerſte gebrachten Arabern Bagdads und der Umgegend ſich neue Truppen zu ſchaffen beſtrebt war. Aber die Araber des Irak waren zu heruntergekommen, als daß ſie zu einem feſten Entſchluſſe ſich hätten aufraffen können; muthlos ließen ſie den Chalifen im Stich, der ſich vergeblich an der Spitze einer geringen Schar den rebellirenden Türken entgegenzuwerfen verſuchte — auch die bisher noch zu ihm gehalten, ließen ihn nun im Stich, er wurde gefangen und getödtet. Aber er hatte nicht vergeblich gelebt. Klügere unter den Türken mochten doch eingeſehen haben, daß auch für ſie bei der ſteten Anarchie nur Unheil herauskomme, oder fürchten, daß eine neue Bewegung unter den Arabern nachhaltigere Wirkung haben würde. Jedenfalls unterſtützten ſie zunächſt den neuen Herrſcher el Mo'tamid 'ala'llâh (256—279 = 870—892) ohne Rückhalt, und obwol dieſer als Regent eine reine Null war, ſo fand er doch in ſeinem Bruder Talha, oder, wie er mit ſeinem Beinamen gewöhnlich genannt wird, el Muwaffak billah, einen Stellvertreter, dem er die Sorgen der Regierung bald gänzlich überließ, und der mit kräftiger Fauſt die Türken bändigte und disciplinirte, den Hof ihrem Einfluſſe durch Zurückverlegung der Reſidenz nach Bagdad entzog, die Araber wieder zur Theilnahme an politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten zu bewegen und ſyſtematiſch die Macht des Chalifates zu heben anfing. Freilich konnte dies nur langſam gelingen; die entfernteren Provinzen blieben unter ihren Dynaſtien unabhängig, ja Ahmed ibn Tulun dehnte ſeine Herrſchaft 264—265 (877/8—878/9) über Syrien und einen Theil von Meſopotamien aus, und vergeblich verſuchte Muwaffak's Sohn Mo'tadid erſt Ahmed, und als dieſer 270 (884) geſtorben war, ſeinem Sohne Chumâraweih in wechſelvollen Kämpfen dieſe Provinzen wieder zu entreißen. Ebenſo breitete ſich es-Sſaffâr nicht nur im Oſten auf Koſten der Tahiriden aus, deren Herrſchaft er 257—259 (873) durch Einnahme Choraſans und der übrigen Länder bis zum Oxus ein Ende machte, ſondern beſetzte 261 (875) Fars und rückte ſogar gegen das Irak weiter, bis er dicht vor Bagdad angelangt war. Hier indeß trat ihm Muwaffak entgegen und ſchlug ihn (262 = 876), ſodaß er ſich zurückziehen und wenigſtens auf die Provinzen bis Chuziſtan beſchränken mußte. Inzwiſchen nahm ein Aufſtand eines ſeiner Unterſtatthalter in Choraſan ihn ſtark in Anſpruch, und nach ſeinem Tode 265 (879) hielt es ſein Sohn 'Amr für räthlich, ſich gegen dieſe Rebellen einen Rückhalt zu ſichern, indem er äußerlich dem Chalifen huldigte; und als er im J. 271 (885) dem inzwiſchen mehr und mehr zu Kräften gekommenen Muwaffak gegenüber ſich weigerte, aus dem Abhängigkeitsverhältniſſe Ernſt zu machen, wurde er bis zum J. 274 (887/8) aus den meiſten ſeiner Provinzen verdrängt und auf das ßaffaridiſche Stammland Segeſtan beſchränkt. Erreicht wurde dieſer Erfolg von Muwaffak mit Hülfe der Samaniden, d. h. der Nachkommen des Perſers Nûh ibn Aſad ibn Sâmân, welcher unter Ma'mun Unterſtatthalter von Transoxanien geworden war, und deſſen Familie dieſe Stellung während der ganzen Tahiridenzeit behalten hatte, bis nach dem Sturze der letztern Naßr ibn Ahmed ibn Sâmân vom Chalifen direct mit der Statthalterſchaft von Transoxanien belehnt und dadurch der natürliche Gegner der Sſaffariden geworden war, von deren Provinz Choraſan Transoxanien eigentlich abhing.

Viel Unruhe machten dem Muwaffak natürlich die Aliden. Gegen ihre tabariſtaniſche Dynaſtie wurde allerdings erfolgreich gekämpft (275 = 889) und ihre Aufſtände in Kufa (255 = 869) und Medina (271 = 885) waren von minderer Bedeutung; aber während die Nachkommen Ali's ſelbſt mehr und mehr zurücktreten, fällt in dieſe Zeit die Ausbildung einer geheimen Propaganda, welche unter dem Vorgeben, die Sache des Imamates — d. h. des religiöſen Primates wirklicher oder gefälſchter Aliden — zu vertreten, von gewiſſenloſen Abenteurern beſonders in den untern Schichten des Volkes betrieben wird. Die letztern mußten vorzüglich auf dem platten Lande, durch die ewigen Bürgerkriege, welche die ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Generale und Statthalter untereinander führten, allmählich zur Verzweiflung getrieben werden, und ſo fand jeder, der frech genug war, ſich für einen Sendling des in myſtiſcher Verborgenheit gehaltenen Imâm auszugeben, Gehör, wenn er Haß gegen die nichtsnutzigen Herrſcher predigte und Glauben an den Imâm verlangte; und kam es dann zum Aufſtand, ſo nahm der Kampf der erbitterten und ungebildeten Haufen von Bauern und Pöbel gegen die ſtaatliche und bürgerliche Autorität natürlich jenen Charakter eines grauſamen Vertilgungskrieges an, den man aus den Jacquerien und Bauernkriegen des Abendlandes kennt. Die umfangreichſte und verderblichſte Organiſation der gedachten Art, die der Ismaeliten (ſ. dieſen Art.) und der von dieſen ausgehenden Karmaten (ſ. d.) treten erſt unter dem folgenden Khalifen an die Oeffentlichkeit; aber ſchon von Anfang der Regierung Mo'tamid's an hatte ſich ein Araber vom Stamme Abd elkeis, aus der Gegend von Rei gebürtig, mit Namen Ali ibn Mohammed ibn Abderrahmân, für einen Nachkommen Ali's ausgegeben und in Bahrein wie im Irak Unruhen angezettelt. Wahrhaft furchtbar aber wurde der gewiſſenloſe Mann — der infolge ſeiner Schandthaten unter dem Namen el Chabith „das Scheuſal" bekannt iſt — als er im J. 256 (870) an der Spitze zahlreicher Scharen von Negerſklaven (arab. Zeng), die es überall gab und unter denen

Digitized by Google

er mit größtem Erfolge geworben hatte, ſich in der Nähe von Baßra erhob, zunächſt die umliegenden Orte, dann Baßra ſelbſt eroberte (257 = 871) und überall auf das entſetzlichſte hauſte. Muwaffak, ſein Sohn Mo'tadid und ſeine tüchtigſten Feldherren, deren Kräfte mehrfach durch den Krieg mit es-Sſaffâr getheilt waren, vermochten die Zenǵ, welche ſich bis Ahwâz, ganz beſonders aber in dem durch Tauſende von Kanälen und Sümpfen unwegſamen Gebiete zwiſchen der Euphratmündung und Wâſit feſtgeſetzt hatten, nur unter vielen Wechſelfällen ganz allmählich einzuſchränken, bis endlich im J. 270 (884) el Chabith an ſeinem letzten Zufluchtsorte gefangen und enthauptet wurde.

Verhältnißmäßig unbedeutender ſind die Kriege mit den Rebellen von Moßul (ſ. oben) und den Nachkommen Abu Dolaf's; erſtere wurden 279 (893) geſchlagen, letztere nach ihrer Unterwerfung 276 (890) als Statthalter belaſſen. Für die Grenzgebiete nach Byzanz konnte Muwaffak natürlich nicht viel thun, und der Kaiſer Baſilius benutzte die innern Wirren unter den Mohammedanern trefflich zu verwüſtenden Kriegszügen (beſonders 259 = 872—873; 262—264 = 876—878), doch vermochte er die feſten Bollwerke Tarſus, Adana und Malatia nicht zu überwältigen.

Muwaffak, den Mo'tamid zu ſeinem Nachfolger hatte ernennen müſſen, ſtarb im J. 278 (891); ihm folgte ſein Sohn el Mo'tadid billah zunächſt als deſignirter Thronerbe, dann, nach Mo'tamid's 279 (892) erfolgtem Tode, als Chalife (279—289 = 892—902). Er war ein gebildeter Mann und ausgezeichneter Fürſt, gleich bedeutend als Militär wie als Verwalter, dabei gerecht, wenn auch ſtreng und energiſch, ſparſam und ordnungsliebend. Vermöge ſolcher Eigenſchaften gelang es ihm, das Werk ſeines Vaters mit Erfolg fortzuſetzen und noch für einen Augenblick den Glanz des Chalifates herzuſtellen; nur für einen Augenblick, denn die Verderbniß der Zeit war zu groß geworden, als daß der Untergang der arabiſchen Herrſchaft ſelbſt durch die trefflichſten Fürſten noch lange hätte aufgehalten werden können; ſo brechen gerade unter Mo'tadid die Ismaeliten und Karmaten hervor, welche dieſen Untergang ſchließlich mit herbeigeführt haben.

Vorläufig ging dem neuen Chalifen alles nach Wunſch: Chumaraweih, ein vergnügungsſüchtiger Menſch, hatte das Kriegführen ſatt und huldigte dem Chalifen, der ſein Schwiegerſohn wurde; nach ſeinem 282 (896) erfolgten Tode ging die Dynaſtie immer mehr zurück, die Fürſten waren ſchwach, die Generale waren uneinig; ſo konnte der Chalife 286 (899) Meſopotamien ohne große Mühe den Tuluniden abnehmen. Im Oſten benutzte Mo'tadid den gedemüthigten Sſaffariden 'Amr (ſ. oben) zur Unterdrückung von Aufſtänden in Choraſan und zur Bekämpfung der Aliden in Tabariſtan; beide Provinzen verlor er indeß abermals, als er, wieder übermüthig geworden, die Samaniden in Transoxanien unterwerfen wollte; er unterlag (288 = 901), und die Sſaffariden wurden von neuem auf Segeſtan beſchränkt, während die Samaniden mit Bewilligung des Chalifen ihre Herrſchaft über Choraſan und Tabariſtan ausdehnten. Neue Selbſtſtändigkeitsgelüſte der Nachkommen Abu Dolaf's (281—284 = 894—897) wurden unterdrückt, die Rebellen in Meſopotamien definitiv bezwungen (280—283 = 893—896), und die kleine türkiſche Dynaſtie der Sâǵiten, welche ſich in den Kriegen zwiſchen den Chalifen und den Tuluniden in Adherbeiǵan feſtgeſetzt hatte, erkannte wenigſtens die Oberhoheit Mo'tadid's an.

Gebot ſo der Chalife wieder über ein beträchtliches eigenes Gebiet, welches Meſopotamien, Irak, Weſtperſien und Arabien umfaßte, und waren die großen Vaſallen, die Tuluniden (Aegypten und Syrien), Samaniden (Nordoſtperſien und Transoxanien) und Sſaffariden (Südoſtperſien) wenigſtens voll Reſpects vor dem Suzerän, mit deſſen materieller Macht ſie ernſtlich rechnen mußten, ſo brachen doch ſchon unter Mo'tadid die Geſchwüre des Ismaelitismus und Karmatismus (ſ. daſ.) auf, welche die verdorbenen Säfte des ganzen Orients an verſchiedenen Stellen gezeitigt hatten. Die erſten Unruhen fanden 286 (899) in Bahrein ſtatt, welches auch ſpäter der Hauptſitz der Karmaten blieb: die dortigen arabiſchen Stämme waren eben für den demokratiſchen Charakter der Lehre beſonders empfänglich, welche ihnen ſeit 281 (894) gepredigt wurde. Abu Sa'îd, der Führer der Karmaten, bemächtigte ſich der Provinz und wagte ſchon Züge bis in die Nähe von Baßra, während im Todesjahre des Chalifen ſelbſt in Syrien ebenfalls Unruhen ismaelitiſchen Charakters ausbrachen und in Jemen auch bereits eifrig gewühlt wurde. Von dort begab ſich der ismaelitiſche Emiſſar Abu Abdallah el Schî'i in Geſellſchaft einiger berberiſcher Pilger, auf die er in Mekka Einfluß gewonnen, in den achtziger Jahren (280 = 893 oder 289 = 902) nach Weſtafrika und begann dort ſeine Miſſionsthätigkeit, die ſpäter den Aghlabiden den Thron und dem Chalifat Aegypten koſtete.

Wurde die Regierung Mo'tadid's nur durch die erſten Anfänge des Karmatenkrieges beunruhigt, ſo brach derſelbe unter ſeinem Sohne el Muktafi billah (289—295 = 902—908) mit voller Stärke los, ſodaß er dieſem ebenfalls tüchtigen Fürſten recht ſehr zu ſchaffen machte. Zunächſt hatte der von den beiden Söhnen Zakaraweih's geleitete Aufſtand in Syrien bei der Ohnmacht der tuluniſchen Regierung mit großer Schnelligkeit den ganzen Norden des Landes ergriffen, ſodaß der Chalife interveniren mußte. Die Karmaten wurden geſchlagen und zerſprengt (291 = 903); der Chalife aber benutzte die Gelegenheit, der herabgekommenen Dynaſtie der Tuluniden ein Ende zu machen. Sein General Mohammed ibn Suleiman, der früher ſelbſt in ägyptiſchen Dienſten geſtanden hatte, nahm ganz Syrien ein, ohne Widerſtand zu finden, und eroberte nach einigen Gefechten auch Aegypten, nachdem der Tulunide Harun bei dem Verſuche, einen zwiſchen einigen ſeiner Truppenabtheilungen ausgebrochenen Streit zu ſchlichten, verwundet und geſtorben war (292 = 904). Mohammed behandelte das während der Zeit ſeiner Selbſtändigkeit, wo es nicht nach Bagdad hatte ſteuern müſſen, lebhaft aufgeblühte

Digitized by Google

Aegypten als erobertes Land und zerſtörte mancherlei Gutes, was die Tuluniden geſchaffen hatten; die noch vorhandenen Mitglieder der geſtürzten Herrſcherfamilie wurden nebſt ungeheuern Schätzen nach Bagdad übergeführt, eine bald nachher ausgebrochene Empörung im J. 293 (906) unterdrückt.

Inzwiſchen aber hatten von neuem die Karmaten das Haupt erhoben. Ali, ein Bruder der oben erwähnten Söhne Zakaraweih's, fiel von der arabiſchen Wüſte, dem ſchwer zu erreichenden Hauptſitze der Karmaten und der ſich ihnen in großer Zahl anſchließenden raubſüchtigen Beduinen, her in Syrien ein (293 = 906); von den Truppen verfolgt, floh er nach Südarabien, wo er bald einen großen Anhang gewann und ſich der Hauptſtadt Sſan'â bemächtigte (293 = 906). Einer ſeiner Jünger, Abu Ghânim, wagte noch in demſelben Jahre einen zweiten Einfall in Syrien, wo er große Verheerungen anrichtete, dann aber von einem Heere unter Huſein ibn Hamdân vertrieben und getödtet wurde; Ali ibn Zakaraweih ſelbſt tauchte gleich nachher wieder im Irak auf, plünderte die von Mekka zurückkehrende Pilgerkaravane (294 = 906) und wurde erſt etwas ſpäter (294 = 907) im Irak geſchlagen und getödtet.

Gegen die Byzantiner, die in den Jahren 291 (904) und 292 (905) die Grenzprovinzen verwüſteten, wurde 291 (904) eine große Flotte ausgeſandt, welche den Archipelagus und die Stadt Theſſalonich gründlich ausplünderte; auch einige Kriegszüge auf griechiſchem Gebiete (294 = 907) lieferten reiche Beute.

Aber der Aufſchwung, den die Dynaſtie ſeit Muhtadi genommen hat, geht mit dem vorzeitig geſtorbenen Muktafi zu Ende. Ueber die Nachfolge waren die höchſten Beamten und Offiziere getheilter Anſicht; die einen wünſchten des Mo'tazz' Sohn Abdallah, einen rechtlichen und hochgebildeten Mann, der als Dichter einen berühmten Namen hatte, zum Herrſcher freilich wenig Anlage beſeſſen zu haben ſcheint, die andern glaubten unter einem unmündigen Chalifen den eigenen Ehrgeiz beſſer befriedigen zu können, und ſtimmten für Muktafi's dreizehnjährigen Bruder Ga'far. Die letztere Partei behielt die Oberhand und man huldigte dem Ga'far unter dem Namen el Muktadir billah (295—320 = 908—938). Die Gegenpartei wollte ſich indeß noch nicht geſchlagen geben, und es wurde eine Verſchwörung angezettelt, um den Ibn el Mo'tazz auf den Thron zu erheben. Zu Anfang ſchien alles zu gelingen, die Truppen unter Huſein ibn Hamdân (ſ. oben) erkannten den Prätendenten als el Murtadâ billah an (296 = 908); aber es gelang nicht, auf den erſten Angriff das Schloß, in dem ſich Muktadir befand, zu ſtürmen; Huſein, vielleicht durch Verſprechungen des letztern gewonnen, zog mit ſeinem Heere ab, das Volk ließ ebenfalls den Ibn el Mo'tazz im Stich, und ſo wurde er am nächſten Morgen gefangen genommen und mußte ſein Eintagschalifat mit dem Leben bezahlen. War die Herrſchaft des Muktadir von nun ab vorläufig unbeſtritten, ſo konnte doch von einer Regierung deſſelben nicht die Rede ſein; er war zunächſt ein halbes Kind und entwickelte ſich zu einem vergnügungsſüchtigen Schwächling, der ſeine Miniſter und Generale ſchalten und walten ließ, wie ſie wollten, ſolange ſie, wie der niederträchtige Ali ibn el Furât, ihm Geld zum Verſchwenden ſchafften, diejenigen aber, welche die Staatseinkünfte nicht ihren eigentlichen Zwecken entzogen und auf das Wohl des Volkes bedacht waren, wie der brave 'Ali ibn 'Iſa und Mohammed ibn Mokla, bei der erſten Gelegenheit loszuwerden ſuchte. Kein Wunder, daß die Staatsmaſchine alsbald in die größte Unordnung kam, die Unzufriedenheit über die ſchamloſen Erpreſſungen der Beamten wie des Chalifen ſelbſt allgemein wurde, und ſchließlich Weſir, Polizeichef und Generale, Soldaten, Poliziſten und Volk übereinander herfielen und allgemeine Zuchtloſigkeit in der Hauptſtadt einriß. Einmal kam es wegen einer Differenz zwiſchen dem Obergeneral (Emîr el omarâ, wörtlich „General der Generale") Mu'nis und dem Polizeipräfecten Nazûk zu einer abermaligen Einſetzung eines Gegenchalifen, des Mohammed el Kâhir billâh, Mo'tadid's Sohn (317 = 929), deſſen Rolle aber auch, da Mu'nis für Muktadir eintrat, nach wenigen Tagen ausgeſpielt war. Trotzdem wünſchte ſich der thörichte und wankelmüthige Chalife der Bevormundung durch Mu'nis zu entziehen; es kam zum Kampfe zwiſchen den beiderſeitigen Truppen und Muktadir wurde erſchlagen (320 = 932).

Der Verlauf von Muktadir's Chalifat iſt typiſch für die Regierungszeit ſeiner nächſten Nachfolger und deswegen noch in ſeinen Hauptzügen von uns angegeben worden; im weitern werden wir die endloſen Zwiſtigkeiten zwiſchen den Generalen und Weſiren, insbeſondere die fortwährenden Kämpfe um die Würde des Emîr el omarâ, des Obergenerals, der die ganze Regierung und insbeſondere auch den jeweiligen Chalifen als willenloſen Figuranten in der Hand hatte, übergehen und nur anführen, was für die Lostrennung der einzelnen Provinzen und für den ſchließlichen Untergang des Chalifates als ſolchen von Wichtigkeit iſt. In erſterer Beziehung iſt Muktadir's Regierung ausgezeichnet durch das Aufkommen der Fatimiden in Afrika infolge der Thätigkeit der ſchon oben erwähnten ismaelitiſchen Sendlinge. Wir verweiſen über das Einzelne auf den Artikel Fatimiden (zu dem jetzt noch Wüſtenfeld's Geſchichte der Fatimiden im XXVI. und XXVII. Bande der Abhandlungen der Geſellſch. d. Wiſſ. zu Göttingen, auch im Separatdruck, Göttingen 1881, hinzukommt), bezw. Aghlabiden. Waren die weſtlich von Barka gelegenen Bezirke durch die Aghlabiden von dem Chalifate ſchon ziemlich abgetrennt, ſo wirkte ihre Beſitznahme durch die Fatimiden doch auf die weitere Geſchichte des letztern in höchſt nachdrücklicher Weiſe ein. Die Fatimiden gaben ſich, mit Recht oder Unrecht, als Aliden und waren jedenfalls den Ismaeliten affiliirt; in beiden Eigenſchaften waren ſie geborene Feinde der Abbaſiden, und dazu mußten die Machtmittel, welche ſie durch die ſchiitiſch fanatiſirten Berberſtämme in die Hand bekommen, die ehrgeizige Dynaſtie zu Unternehmungen gegen die Grenzländer Barka und Aegypten ohnehin einladen. So ließ denn

Digitized by Google

bereits der erſte Fatimide, Obeidallah el Mahdi, im J. 301 (913—914) Barka einnehmen, und ein großes Heer, welches unter dem Befehle ſeines Sohnes Abulkaſim nachfolgte, nahm 302 (914) Alexandria. Doch wurde er in demſelben Jahre von den Aegyptern, welche aus Bagdad Hülfe erhalten, gänzlich geſchlagen, und auch eine zweite Expedition, welche 306—309 (918—921) ſtattfand, endete ſchließlich mit der Zurücktreibung des Berberheeres.

War der Anſturm der ismaelitiſchen Fatimiden auf Aegypten vorläufig abgeſchlagen, ſo hatte das Reich von den der gleichen Wurzel entſproſſenen Karmaten um ſo mehr zu leiden. Sie verwüſteten unter Anführung von Abu Saʿîd's (ſ. oben) Bruder Abu Tâhir Suleimân von 307 (919) an das ganze Irak und Arabien auf das entſetzlichſte, ohne daß ihnen bei der Zerrüttung aller Verhältniſſe in Bagdad ernſtlicher Widerſtand entgegengeſetzt werden konnte. Ebenſo mußte man in der Hauptſtadt thatenlos zuſehen, wie die Aliden abermals zeitweiſe Tabariſtans ſich bemächtigten und die ſüdlich und weſtlich davon gelegenen Provinzen der Reihe nach von verſchiedenen Uſurpatoren in Beſitz genommen wurden. Daß (910/11—912/13) 298—300 die Samaniden die letzten Reſte des Gebietes der Sſaffariden ihrer Herrſchaft unterwarfen, konnte dem Chalifen gleichgültiger ſein, als daß in Moßul und Meſopotamien die Hamdaniden (Familie des oben erwähnten Huſein ibn Hamdân) unter mancherlei Wechſelfällen immer mehr Selbſtändigkeit gewannen.

Unter ſolchen Verhältniſſen wäre es unbegreiflich, daß die Byzantiner an der Weſtgrenze nicht erheblichere Fortſchritte machten, wäre nicht das griechiſche Reich um dieſe Zeit gleichfalls durch innere Streitigkeiten wie durch die Kämpfe mit den Bulgaren gelähmt geweſen. So begnügte man ſich meiſt mit gelegentlichen Raubzügen in den beiderſeitigen Grenzdiſtricten, doch wurden im allgemeinen die Mohammedaner zurückgedrängt, und Armenien wie die Gegenden weſtlich vom Euphrat langſam wieder für Byzanz gewonnen.

Die kurze Regierung des auf Muktadir folgenden Kâhir (320—322 = 932—934; ſ. oben), eines laſterhaften Tyrannen, der dabei als Herrſcher ſo unbrauchbar war wie ſein Vorgänger, iſt durch das Aufkommen des Geſchlechtes der Buweihiden (weniger genau Bujiden, ſ. daſ.) merkwürdig, welche bald nachher den Chalifen die weltliche Herrſchaft gänzlich entriſſen. Abu Schogâʿ Buweih war Anführer einer der zahlreichen Scharen von Soldknechten, welche in den zahlloſen innern Wirren der damaligen Zeit die Hauptrolle ſpielten und ſich zumeiſt aus den rohen, aber noch kräftigen Grenzvölkern rekrutirten. Buweih's Truppe gehörte, wie vermuthlich er ſelbſt, zu den Deilamiten, einem der barbariſchen Stämme, welche in den ſchwer zugänglichen Randgebirgen am Süden des Kaspiſchen Meeres hauſten. Er hat ſich bald bei den Samaniden, bald bei den kleinen Uſurpatoren der in der Nachbarſchaft Tabariſtans gelegenen Gebiete (ſ. oben) herumgetrieben; ſeine drei Söhne ʿAli (ſpäter mit dem Beinamen ʿImâd eddaula), Haſan (Rukn eddaula) und Ahmed (Muʿizz eddaula), die zunächſt den Landsknechtsberuf ihres Vaters fortſetzten, ſtrebten nach Höherem, und ʿAli nahm im J. 320 (932) den Truppen des Chalifen Ispahan ab. Noch in demſelben Jahre genöthigt, die Stadt wieder zu räumen, wandte er ſich nach Fars, und in Gemeinſchaft mit ſeinen beiden Brüdern gelang es ihm, den Statthalter des Chalifen zu ſchlagen (321 = 933) und Schiraz, die Hauptſtadt der Provinz, zu erobern (322 = 934), wo ſich alle drei dauernd feſtſetzten.

Unter dem folgenden Chalifen, el Râdi billah, der ein frommer und rechtſchaffener Mann geweſen ſein ſoll, jedenfalls aber auf den Lauf der Dinge ohne erheblichen Einfluß blieb, dehnte die Macht der Buweihiden ſich langſam weiter aus, denn die Generale, die in der Würde des Emir al omarâ abwechſelten und um dieſelbe ſtritten — insbeſondere Mohammed ibn Râïk und der Türke Bagkam — konnten nicht verhindern, daß die drei Brüder ſich Ispahans und Chuziſtans bemächtigten. Aber auch in den andern Provinzen ſchnitt man aus den Fetzen des Chalifates neue Fürſtenthümer zurecht: in Aegypten machte ſich der türkiſche Statthalter Mohammed ibn Toghǵ nach heftigen Kämpfen mit dem Anhange ſeines Vorgängers wie mit dem ſeinen Verſuchen auf Syrien entgegentretenden Emir al omarâ Ibn Râïk ſelbſtändig und gründete die Dynaſtie der Ichſchididen, nachdem er bereits 323 (935) einen neuen Angriff des nach dem Tode ſeines Vaters unter dem Namen el-Kâïm zur Regierung gekommenen Fatimiden Abulkaſim abgeſchlagen hatte, und von Moßul her dehnten die Hamdaniden (ſ. daſ.) ihre Herrſchaft über ganz Meſopotamien aus (323 = 935). Letzteres gereichte allerdings dem Islam zum Heil, da die Hamdaniden, beſonders der unter dem Namen Seif uddaula berühmte Ali, die Grenze kraftvoller gegen die Griechen ſchützten, als dies ſeit lange geſchehen war (324 = 936 und folgende Jahre). Doch vermochten ſie unter dem Chalifate des el Muttakî (329—333 = 940—944) trotz mehrfacher Verſuche nicht, die Ordnung in Bagdad herzuſtellen, welches beſonders ſeit dem Tode des Bagkam abwechſelnd von Türken und Deilamiten gemishandelt wurde; ſie wandten ſich daher nach Syrien, welches inzwiſchen von den Ichſchididen beſetzt war, um den nördlichen Theil des Landes ihren Beſitzungen hinzuzufügen. Dies gelang ihnen vollkommen, und bis zum J. 356 = 967 konnte Seif uddaula zu Haleb einen Hof halten, der vermöge der Empfänglichkeit dieſes Fürſten für Kunſt und Wiſſenſchaft einen erfreulichen Lichtblick in dieſer trüben Zeit gewährt. Inzwiſchen hatte der rohe Türke Turun den unglücklichen Muttakî, welcher ſich mit dieſem ſeinem Emir el omarâ überworfen hatte, entſetzt und geblendet, und ihm einen Sohn des Muktafi, el Muſtakfi billah (333—334 = 944—946), zum Nachfolger gegeben. Bereits aber war der Buweihide Muʿizz eddaula im Anzuge, der nach wenigen Gefechten Bagdad einnahm und den Chalifen entthronte. Allerdings ſetzte er einen neuen in der Perſon des el Mutîʿ billah, eines Bruders Muttakî's, ein, nahm aber gleichzeitig

Digitized by Google

ſelbſt den Titel Sultan an, zum Zeichen, daß er die Regierung allein zu führen beabſichtige. Damit hört der Chalife auf, weltlicher Fürſt zu ſein; er bleibt allerdings Beherrſcher der Gläubigen, inſofern er auch weiterhin geiſtliches Oberhaupt für alle iſt, für welche nicht das Imamat, d. h. der geiſtliche Principat, von Rechts wegen den Nachkommen Ali's zukommt. Dieſe, die Schiiten, fahren demgemäß fort, dem rein geiſtlichen Chalifen die Anerkennung zu weigern, welche ſie ſchon bisher dem beide Principate in ſich vereinigenden geweigert hatten. Freilich hat auch die geiſtliche Würde des Chalifen keinerlei ſelbſtändige Bedeutung mehr, da er ſie natürlich lediglich unter dem Einfluſſe der Sultane ausübt, in deren Gewalt er ſich befindet, und ſo iſt die Nennung ſeines Namens als Beherrſcher der Gläubigen im Kirchengebete und auf den Münzen eine leere Form.

Indem wir die Geſchichte des Orients, welche bis dahin mehr oder weniger mit der Entwickelung des Chalifates zuſammenfiel, weiter zu verfolgen jetzt den auf die einzelnen Dynaſtien bezüglichen Artikeln überlaſſen, geben wir noch eine Ueberſicht über die Schickſale der ſpäteren Chalifen, unter Hinzufügung kurzer Notizen über die gleichzeitigen bedeutenderen Ereigniſſe, durch welche jene beeinflußt wurden.

Die Buweihiden waren Schiiten und als ſolche den abbaſidiſchen Chalifen ſehr abgeneigt. Solange ſie alſo als erbliche Emire el omara, bezw. Sultane die Herrſchaft über Bagdad führten, wurden die Chalifen — es waren Mutî' (334–363 = 946–974), Tâî' (363–381 = 974–992) und Kâdir (381–422 = 992–1031) — ſehr ſchlecht behandelt, ſodaß ſie oft ſelbſt in äußerer Dürftigkeit leben mußten: auch kamen bei den bereits in der zweiten Generation der Buweihiden ausbrechenden Zwiſtigkeiten zwiſchen den zahlreichen Einzelfürſten dieſes Geſchlechts, welche von den Grenzen der Samaniden bis gegen Syrien hin kleinere oder größere Herrſchaften innehatten und ſich fortwährend untereinander bekriegten, die Chalifen häufig ins Gedränge und mußten mehr als einmal die Partei wechſeln, um ſich überhaupt zu erhalten. Inzwiſchen hatte mit dem Siege der Buweihiden natürlich die Zahl der in Bagdad wohnenden Schiiten ſich erhöht und ihr Selbſtgefühl gegenüber den Sunniten (ſ. daſ.) ſtark zugenommen, beſonders ſeit ihnen unter Kâdir ein eigenes geiſtliches Oberhaupt (nakîb) von den Buweihiden geſetzt worden war. Da nun die letztern in ihren Familienkriegen um Bagdad ſich nicht weiter viel bekümmern konnten, gab es fortwährend Reibereien zwiſchen Sunniten und Schiiten in der Stadt, und nicht einmal dieſe zu verhindern waren die Chalifen im Stande. Ferner war es, als außer den ſpaniſchen Omajjaden (ſ. unten), deren Selbſtändigkeit ja alt war und die bei der großen Entfernung keinen Einfluß im Oſten hatten, auch noch die Fatimiden den Chalifentitel angenommen hatten (297 = 910), dem Anſehen der Abbaſiden auch als geiſtlicher Fürſten ſehr abträglich, daß die Fatimiden ſeit 358 (969) Herren Aegyptens und des größten Theiles Syriens wurden, von wo ſie ihren Einfluß einerſeits nach Meſopotamien, andererſeits nach Mekka und Medina ausdehnten, auch war ernſtliche Gefahr vorhanden, daß die ſchiitiſchen Buweihiden ſich geradezu für die Fatimiden erklärten, d. h. das Abbaſidenchalifat auch als geiſtliche Würde einfach unterdrückten. Doch kam es ſchließlich nicht dazu, da die Buweihiden ihre Macht immer mehr in kleinere, miteinander in ewigen Kriegen liegende Staaten zerſplitterten, bis von Oſten her ihrer Herrſchaft ein Ende gemacht wurde. Dort hatte der berühmte Sultan von Ghazna, Mahmud ibn Sabuktegîn, ein neues großes Reich gegründet, indem er den größten Theil des Gebietes der Samaniden, deren letzter im J. 389 (999) von Ilek Chan, dem Fürſten von Turkeſtan, entthront war, ſeiner Herrſchaft unterwarf, und dann 396–416 (1006–1026) einen bedeutenden Theil Nordindiens eroberte. Seine Nachkommen geriethen ebenfalls in Zwietracht und wußten den gewonnenen Beſitz nicht zu wahren, ſodaß unter dem Chalifate des Kâïm (422–467 = 1031–1075) durch eine neue Invaſion von Türken ihnen ihre perſiſchen Provinzen raſch verloren gingen. Die Führer dieſer Invaſion waren die Nachkommen des Selǵuk, eines von dem jetzigen Kirgiſenlande aus in den Dienſt der Samaniden getretenen Türken, nach welchem die neue Dynaſtie die der Seldſchuken (ſ. daſ.) genannt wird. Seldſchuk's Enkel Toghrulbeg eroberte 433–446 (1041–1054) die nördlichen Gebiete von Perſien bis Adherbeigan, und 447 (1055) zog er bereits als Sieger in Bagdad ein. Obwol Bagdad von den rohen Türken im Anfange nicht wenig beläſtigt wurde, ſo war doch die Ankunft der Seldſchuken eine wahre Erlöſung für Kâïm: die Türken waren ſchon als Gegner der Perſer Sunniten, und Toghrulbeg ließ ſich, um ſeiner Herrſchaft den Charakter der Legitimität zu verleihen, im J. 449 (1058) vom Chalifen feierlich mit dem Sultanate belehnen; nachdem dann ein Aufſtand des buweihidiſchen Feldherrn Baſâſîrî, der die augenblickliche Abweſenheit Toghrulbeg's dazu benutzte, den Chalifen zu vertreiben und den Fatimiden Mustanßir in Bagdad zu proclamiren (450 = 1058), nach kurzer Friſt unterdrückt war (451 = 1059), konnte Kâïm ſich endlich einiger Ruhe erfreuen. Er wurde ſowol von Toghrulbeg als nach deſſen Tode (455 = 1063) von ſeinem Sohne Alp Arslan (455–465 = 1063–1073 mit Achtung behandelt, und der berühmte Weſir Nizâm ulmulk hob unter dieſem Fürſten wie unter ſeinem Sohne Melikſchah (465–485 = 1073–1092) die alte Chalifenhauptſtadt wie das ganze Reich durch eine geordnete Verwaltung und durch vielfache Förderung der materiellen und geiſtigen Intereſſen auf das erheblichſte. Während ſo Bagdad zur Zeit des Chalifen Muḳtadi (467–487 = 1075–1094) wieder zu Kräften kam, gab der Tod Nizâm ulmulk's und Melikſchah's das Signal zur innern Entzweiung der Familie Seldſchuk's, die insbeſondere während des Chalifats des Mustaẓhir (487–512 = 1094–1118) viele Kriege und das Auseinanderfallen des Seldſchukenreiches in eine Anzahl von Kleinſtaaten zur Folge hatte. Damit traf zuſammen, daß durch einen ſchlauen und gewiſſenloſen Perſer, Haſan ibn Sſabâh, die Sekte der Ismaeliten von neuem in Aufnahme gebracht

wurde, und zwar in der bösartigſten Geſtalt, die ſie anzunehmen im Stande war. Ueberall, von Perſien bis nach Syrien, dehnte ſich die Propaganda aus, und nachdem Haſan ibn Sſabâh ſich in der Felſenburg Alamut (in der Gegend von Kazwin am Südrande des Kaspiſchen Meeres) feſtgeſetzt hatte (483 = 1090), wurden die Emiſſare, die er nach allen Seiten ausſchickte, und unter deren Dolchen eine große Zahl der hervorragendſten Männer fiel, der Schrecken der mohammedaniſchen Welt — Haſchſchâſchin nannte man die entſetzliche Mörderbande, welche durch den früher unbekannten Genuß des Haſchiſch zu tollkühner Ausführung jedes Befehls berauſcht wurde, als Aſſaſſinen (ſ. daſ.) greifen ſie vom Libanon her auch in die Geſchichte der Kreuzzüge ein.

Daß die letztern im Anfange überhaupt zu Erfolgen der abendländiſchen Waffen und ſogar zur Eroberung von Jeruſalem (492 = 1099) führten, iſt auch nur durch die Zerſplitterung der Seldſchukenmacht erklärlich. Inmitten derſelben gelang es nun allmählich den Chalifen, zu dem hergeſtellten Anſehen auch einige äußere Macht wiederzugewinnen: ſeit dem Ausbruche von Kriegen zwiſchen den ſeldſchukiſchen Fürſten finden wir die Chalifen wieder als weltliche Regierer ihrer alten Hauptſtadt, und Muſtarſchid (512—529 = 1118—1135) hatte es bereits ſo weit gebracht, daß er ſich verſchiedentlich an den fortwährenden Kriegen zwiſchen den umliegenden Kleinſtaaten mit eigenen Truppen betheiligen konnte. Seinem Nachfolger Raſchid (529—530 = 1135—1136) bekam ein ähnlicher Verſuch freilich übel: zur Flucht aus Bagdad gezwungen, wurde er auf Verlangen des Sultans Mas'ûd durch die Ulema, die höheren Geiſtlichen, für abgeſetzt erklärt, und das Chalifat auf el Muktafî li amrillah (530—555 = 1136—1160) übertragen. Dieſem gelang es, allmählich ſeine Herrſchaft über die Umgegend von Bagdad auszudehnen, ſodaß ſchließlich das ganze Irak, wie eine Art Pontificium Muhammedis, dem Chalifen wieder gehorchte. Er, wie ſein Nachfolger Muſtangid (555—566 = 1160—1170), regierten ziemlich ſelbſtändig, der letztere hatte die Genugthuung, daß durch des damasceniſchen Türkenſultans Nureddin ibn Zengi kurdiſche Feldherren Schirkuh und deſſen Neffen Sſalâh eddin (Saladdin), den Ejjubiden, die Fatimidenherrſchaft in Aegypten thatſächlich beendet wurde, und Muſtadî (566—575 = 1170—1180) konnte ſich bald nach Antritt ſeiner Regierung der Nachricht erfreuen, daß der Gegenchalife in Kairo auch ſeiner geiſtlichen Würde von Saladdin entſetzt ſei, das Chalifat der Aliden alſo aufgehört habe zu exiſtiren (567 = 1171). Freilich war Muſtadî' für die Erfolge ſeiner Regierung auch ſonſt auf andere angewieſen, und ſeine Weſire, von denen er ſich abwechſelnd beherrſchen ließ, waren nicht der Art, daß ſie die Bedeutung des kleinen Staates hätten ſteigern können: nicht der Chalife war das wirkliche Haupt des Islam, ſondern Saladdin, der nach Nureddin's Tode Syrien und Meſopotamien ſeinem Gebiete hinzufügte (570—571 = 1174—1176) und 583 (1187) Jeruſalem den Chriſten wiederum entriß. Wie wenig der inzwiſchen zur Regierung gekommene Nâßir (575—622 = 1180—1225) der eigentlichen Aufgaben des Chalifates gedachte, zeigte er deutlich in der Zeit der Bedrängniß, welche über die tapfern Beſtreiter der Kreuzfahrer ſeit der Belagerung Akkon's (585—587 = 1188—1191) hereingebrochen war: er hatte ſchöne Worte, aber keine wirkliche Unterſtützung für Saladdin, der ohne die thörichte Willkür des Richard Löwenherz in dieſer ſchweren Zeit ſicher unterlegen wäre. Nâßir war überhaupt ein Menſch von kurzſichtigem Egoismus, der lediglich auf die Intereſſen ſeiner Schatzkammer und ſeines weltlichen Beſitzes bedacht war; und keineswegs klug bedacht, denn in dem Beſtreben, perſiſche Grenzgebiete ſeinem unbedeutenden Staate anzufügen, verfeindete er ſich mit dem mächtigen Mohammed ibn Takaſch, Fürſten von Chârizm, der damals über das nördliche und öſtliche Perſien gebot, und um gegen dieſen aufzukommen, beſtärkte er ſelbſt den Mongolen Dſchingischan in der Abſicht, den Oxus zu überſchreiten. So beſchleunigte er die Kataſtrophe, die früher oder ſpäter allerdings doch über das unglückliche Vorderaſien kommen mußte; im Jahre 616 (1219) brachen die Horden Dſchingischan's über das Reich des Chârizmſchah herein, und wenn ſie auch für diesmal an Bagdad vorbei über den Kaukaſus nach Rußland ſtürmten, ſo hatten ſie doch den Weg nach Vorderaſien gefunden. Der einzige, der mit ſeinem nach jeder Niederlage wieder erwachenden Muthe dieſe neue Gefahr hätte beſchwören können, war nicht mehr: kurz nach dem mit den Chriſten geſchloſſenen Frieden war Saladdin 589 (1193) geſtorben, und ſeitdem vergeudeten ſeine nächſten Verwandten ihre Kraft in faſt ununterbrochenen Feindſeligkeiten gegeneinander; während deſſen erſchienen, wie zur Warnung, wiederholt die Mongolenſchwärme an der Grenze und ſelbſt innerhalb des Gebietes des Chalifen — aber das Geſchlecht der Abbaſiden war kraftlos und indolent geworden, und der nach Zâhir (622—623 = 1225—1226) und Muſtanßir (623—640 = 1226—1242) als letzter den wankenden Thron beſtieg, Muſta'ßim, war als Regent völlig unbrauchbar, eine willenloſe Beute der Intriguen ſeiner Weſire. Sei es abſichtlich, ſei es wider Willen, ſie beſchleunigten noch das Anrücken der neuen Mongolenſcharen, die unter Hulagu 653 (1255) über den Oxus gen Weſten zogen; der Chalife fand weder den Entſchluß, ſich der Gnade des übermächtigen Barbaren rechtzeitig zu empfehlen, noch mit wirklichem Ernſt die fünfhundertjährige Reſidenz ſeines Stammes zu vertheidigen: ſo ergab er ſich nach matter und unvollſtändiger Gegenwehr im J. 556 (1258) und ſtarb in demſelben Jahre von Henkershand. Die Rettung des Islams gelang nicht dem berufenen Oberhaupte der Religion, ſondern dem Mamlukenſultan Beibars, der ſich inzwiſchen an die Stelle der heruntergekommenen Ejjubiden geſetzt hatte, und nun auch das Todtengräberamt für das Chalifat übernahm, indem er, um ſeine weltliche Macht durch das Anſehen geiſtlicher Autorität zu ſtärken, einen aus Bagdad entkommenen Abbaſidenprinzen im J. 659 (1261) als Chalifen unter dem Namen Muſtanßir in Kairo einziehen ließ. Deſſen Nachkommen haben das Amt geiſtlicher Thürſteher bei der Regierung in Kairo

Digitized by Google

fortgeführt, ſolange die Mamlukenherrſchaft währte (das Verzeichniß ihrer Namen findet man in Weil's Geſchichte der Chalifen, V, 441), andere als rein decorative Bedeutung haben ſie nie gehabt. Den letzten, Mutawakkil III., führte Sultan Selim im J. 923 (1517) nach Konſtantinopel, nachdem er auf das Chalifat zu Gunſten der Osmanen hatte verzichten müſſen; wegen leichtſinnigen Lebenswandels ließ er ihn aber von dort 926 (1520) auf eine Feſtung bringen. Sultan Soliman erlaubte ihm 929 (1522—1523) nach Kairo zurückzukehren, wo er von Ahmed Paſcha bei deſſen Empörung (929) nochmals als geiſtliche Autorität hervorgezogen wurde. Nachher hört man nichts von ihm, als daß er 945 (1538) geſtorben iſt. Seitdem gebührt die Würde des Chalifen, des geiſtlichen Oberhauptes, für alle Sunniten dem Sultan in Stambul, der in dieſer Eigenſchaft vom Scheich-ul-Islam berathen wird.

Neben den Abbaſiden haben noch einige andere Dynaſtien den Chalifentitel für ſich in Anſpruch genommen: die Omajjaden von Cordova im J. 317 (929) und die Fatimiden durch Obeidallah in Rakkâda 297 (910). Ueber die erſteren ſ. die Art. Omajjâden und Geſchichte Spaniens; hier genügt es anzugeben, daß das Omajjadenchalifat dort im J. 422 (1031) erloſch, obwol von den Theilfürſten, welchen die Regierung der ſpaniſchen Provinzen ſpäter anheimfiel, noch mehrere den Chalifentitel annahmen, ſodaß es z. B. im J. 440 = 1047 vier Chalifen zu gleicher Zeit in Spanien gab; auch die Almoraviden und Almohaden ließen ſich, ebenſo wie ſpäter die Scherife von Marokko, als Beherrſcher der Gläubigen bezeichnen. Das Chalifat der Fatimiden (ſ. daſ.) tritt, wie bereits angedeutet, als alidiſches Gegenchalifat den Abbaſiden feindlich gegenüber, iſt aber ſchließlich trotz der ſchiitiſchen Tendenzen ſeiner Vertreter als eine dem wirklichen Chalifate adäquate Erſcheinung kaum aufzufaſſen, ſo ſehr die Fatimiden beſtrebt waren, an den Ernſt ihrer Prätenſionen glauben zu machen. Es währte von 297—567 = 910—1171.

Aus der Literatur über die Geſchichte der Chalifen führen wir folgende Werke allgemeinerer Tendenz an, auf welche ſich größtentheils auch die Darſtellung dieſes Artikels ſtützt: G. Weil, Geſchichte der Chalifen. Bd. 1—3 (Mannheim 1846—1851). Bd. 4. 5 (Stuttgart 1860—1862). — R. Dozy, Het Islamisme. (Haarlem 1863, 2. Aufl. 1882; franzöſiſch von Chauvin, Leyden 1879). — Alfred von Kremer, Geſchichte der herrſchenden Ideen des Islams (Leipzig 1868). — Derſelbe, Culturgeſchichte des Orients unter den Chalifen. 2 Bde. (Wien 1875—1877). — R. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne. 4 Theile. (Leyden 1861, 2. Auflage 1881). — F. Wüſtenfeld, Geſchichte der Fatimiden-Chalifen (Göttingen 1881). — Eine neue, auf die inzwiſchen erſchienenen Publicationen von Texten arabiſcher Hiſtoriker geſtützte Bearbeitung der Geſchichte der orientaliſchen Chalifen iſt trotz der Vortrefflichkeit von Weil's vielfach nicht nach Gebühr gewürdigtem großen Werke Bedürfniß, dem freilich früheſtens nach Vollendung des gegenwärtig im Erſcheinen begriffenen Textes von Tabari's Chronik würde abgeholfen werden können.*) *(A. Müller.)*

KHALÎL, richtiger el-Khalîl oder Khalîl-er-Rahmân, iſt der heutige Name der aus der bibliſchen Geſchichte als zeitweilige Wohnſtätte Abraham's, als Erbe Kaleb's und als anfängliche Reſidenz des Königs David bekannten ſüdpaläſtinenſiſchen Stadt Hebron. Das Wort Khalil bedeutet im Altarabiſchen Freund; el-Khalil, der Freund vorzugsweiſe, oder Khalil-er-Rahmân, der Freund des Allerbarmers, aber wird Abraham genannt als der einzige Sterbliche, von dem bezeugt worden, daß Gott bei ihm freundſchaftlich einkehrte und ihm ſogar betreffs der Gerechtigkeit des über Sodom und Gomorrha verhängten Strafgerichtes Einwendungen geſtattete. Daß aber eine Ortſchaft nach einem Heiligen benannt wurde, auf deſſen Namen in ihr ein berühmtes Gotteshaus beſtand, ſodaß ihre eigentliche Benennung ganz verloren ging, iſt ein im frühen chriſtlichen Mittelalter häufiges Vorkommniß; ſchon in vormohammedaniſcher Zeit iſt St.-Abraham ebenſo an die Stelle von Hebron getreten, wie z. B. im Oſten von Jeruſalem El'azarijê, Eleaſars-Ort, bei den Lateinern St.-Lazarus, an die Stelle von Bethanien. Allerdings hat auch das Patriarchenheiligthum immer als die große Merkwürdigkeit Hebrons gegolten. Nach der Geneſis hatte Abraham von dem Gethiter Ephron daſelbſt eine Höhle „in Verdoppelung“ (ascher b'machpela), d. h. durch die Felsgeſtaltung in einen vordern, äußern, und einen hintern, innern Raum geſchieden, als Grabſtätte angekauft, welche zunächſt die Leiche der Sara, dann ſeine eigene und ſpäter diejenigen des Iſaak und Jakob, der Rebekka und der Lea aufnahm. Daß die Stelle den Juden bekannt blieb, iſt ſehr zweifelhaft; nichts in der Bibel läßt auf einen ſo früh entwickelten Heiligen-Stättencultus ſchließen, und in den hiſtoriſchen Büchern des Alten Teſtaments wird der Patriarchengruft mit keiner Silbe gedacht. Ueberhaupt verlieren die bibliſchen Nachrichten Hebron ſchon bald nach der Davidiſchen Zeit völlig aus den Augen, und es iſt nicht unmöglich, daß die gewöhnlich in die Zeit des Exils geſetzte idumäiſche Einwanderung ſchon früher begonnen und allmählich die Stammſitze Judas dem jüdiſchen nationalen Leben entfremdet habe. Jedenfalls taucht Hebron in nachexiliſcher Zeit als eine Stadt der Kinder Edom auf und wurde als ſolche von Judas Makkabäus erobert, um hinfort als nicht jüdiſches, autonomes Gemeinweſen der Makkabäerherrſchaft anzugehören. Mit Antipater kamen um 50 v. Chr. die ſeitherigen idumäiſchen Vaſallenfürſten auf den Thron von Jeruſalem, welches letztere unter Antipater's Sohne, Herodes dem Großen, die Hauptſtadt des glänzendſten römiſchen Tributärſtaates wurde. Es war eine Zeit unglaublichen Aufſchwungs des Judenthums als Volks- und Religionsgenoſſenſchaft. Stillſchweigend war in ihm die phöniziſche Nationalität Syriens, Cyperns, Aegyptens, Kleinaſiens u. ſ. w. aufge-

*) Während des Druckes dieſes Artikels erſchien noch W. Muir, Annals of the Early Caliphate from original sources (London 1883).

Digitized by Google

gangen, andere Stämme und Völker folgten dem Beiſpiele. Jede bedeutende Stadt des römiſchen Reiches hatte ihre jüdiſche Colonie, der ſich zahlreiche Proſelyten anſchloſſen. Die paläſtinenſiſchen Juden waren nur ein kleiner Theil der Volksmaſſen, über welche Jeruſalems Einfluß ſich erſtreckte. Von allen Seiten floſſen dem religiös-nationalen Heiligthume der Stadt Gaben zu; nichts ſchien hinfort unerreichbar. Der jüdiſche Krieg machte der Herrlichkeit ein Ende; aber Paläſtina war in den Vordergrund der Intereſſen der Welthauptſtadt getreten, und dieſem Umſtande verdanken wir die unſchätzbaren Werke des Flav. Joſephus, in welchen zuerſt wieder Hebrons und der daſelbſt gezeigten Patriarchengruft gedacht wird, „von ſehr ſchönem Marmor (dem Joſephus iſt der behauene Kalkſtein der Gebirge Judas immer Marmor) prachtvoll aufgebaut". Es iſt dies die erſte Nachricht von dem ſeither ſo viel bepilgerten und ſo oft beſchriebenen **Bauwerke**, und man geht wol nicht irre, wenn man daſſelbe als ein Werk der Herodianiſchen Fürſten betrachtet, welche, dem durch die fremden jüdiſchen Pilger in Paläſtina eingeführten Gräbercultus Rechnung tragend, damit dem gemeinſchaftlichen Stammvater der Juden und der Idumäer ihre Huldigung darbringen wollten. Die Stätte ſcheint, wie diejenige mehrerer anderer Heiligthümer jener frühen Zeit, durchaus willkürlich und kritiklos beſtimmt, da ſie in offenem Widerſpruche mit dem Wortlaute der Geneſis iſt; dennoch erreichte der Erbauer ſeinen Zweck, da wenige Jahrzehnte nach der Vollendung ſogar ein gebildeter Mann wie Joſephus an der Authenticität nicht mehr zweifelte. Im J. 333 ſah der Pilger von Bordeaux das Denkmal noch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt als rings geſchloſſenes Temenos; im J. 600 fand Juſtinus Martyr es zugänglich und darin eine Baſilika — wie ſich von ſelbſt verſteht, dem Abraham, dem *κύριος τῶν προπατόρων* der morgenländiſchen Kirche, gewidmet. Wie aber die Juden und die Idumäer, ſo behaupten auch die Araber von Abraham abzuſtammen; nach der islamitiſchen Eroberung Paläſtinas konnte darum das Heiligthum um ſo weniger in chriſtlichen Händen bleiben, als der Koran dem „Ibrahim" eine beſonders hervorragende Stellung unter den Propheten Gottes anweiſt. Die Kirche wurde alſo in eine Moſchee verwandelt und blieb als ſolche den nicht mohammedaniſchen Pilgern verſchloſſen, bis nach 300 Jahren Hebron in den Beſitz der Kreuzfahrer überging, welche das Gotteshaus ſeiner frühern Beſtimmung zurückgaben, zugleich aber die alte Mauer des Temenos mit in das Befeſtigungsſyſtem einer daneben angelegten Burg zogen, welche als Kaſtell St.-Abraham ein Lehen der Krone Jeruſalem bildete. Im J. 1167 wurde die Abrahamskirche ein Biſchofſitz; aber ſchon 20 Jahre ſpäter eroberte Saladin die Stadt Hebron und gab das Heiligthum dem Islam zurück, der es ſeitdem faſt 700 Jahre lang in ungeſtörtem Beſitze erhalten.

Das Innere des ſogenannten Harâm, der Patriarchengruft, zum erſten mal im J. 1862 vom Prinzen von Wales und ſpäter wiederholt von europäiſchen Gelehrten und Reiſenden beſucht, bietet nichts, das die hochgeſpannten Erwartungen des Forſchers befriedigen könnte; es iſt ein Moſcheenbau in althergebrachten Formen mit den reichgeſchmückten Kenotaphien der Patriarchen. Nur findet ſich im Eſtrich der Moſchee eine runde Oeffnung von ungefähr 33 Cmtr. Durchmeſſer, welche mit einem noch zu unterſuchenden unterirdiſchen Raume communicirt, nach Behauptung der Moſcheenhüter, der wirklichen Grabhöhle, wahrſcheinlicher aber der Krypte der alten byzantiniſchen Baſilika.

Der heutige Ort el Khalil bildet ein Kaſa des als Muteſſarriflik direct der Pforte unterſtehenden Sandſchaks von Jeruſalem und zählt angeblich 10,000, wahrſcheinlich aber erheblich weniger Einwohner, mohammedaniſche Araber und Juden. Chriſten leben in Hebron nicht. Eine Stadtmauer iſt nicht vorhanden, auch keine Spur einer frühern ſolchen bemerkbar. Die Wohnungen, nach paläſtinenſiſcher Sitte in Würfelform aus Quaderſtein aufgeführt, ſondern ſich in vier durch Felder und Anger getrennte Gruppen, aus deren größter das Harâm hervorragt. Unterhalb dieſer letztern ſieht man auf einen alten ausgemauerten Teich, wahrſcheinlich denſelben, deſſen die Bücher Samuelis als die Stätte erwähnen, wo David die Mörder Isboſeth's aufknüpfen ließ. Die Juden der Stadt ſind ungefähr 250 Familien, darunter 41 Rajah der Pforte; ſie leben ärmlich, lediglich vom Ertrage der Sammlungen, welche unter mildthätigen Glaubensgenoſſen in andern Ländern gemacht werden. Die Mohammedaner ſind die ausſchließlichen Grundeigenthümer des Orts; ſie beſchäftigen ſich mit Wein-, Feld- und Gartenbau, mit Woll- und Baumwollweberei, ſowie mit der Fabrikation von ledernen Waſſerſchläuchen. Die früher bedeutende Fabrikation von Seife ſowie von ordinärer Glaswaare iſt in neuerer Zeit quantitativ und qualitativ zurückgegangen. Die Umgegend Hebrons iſt ebenſo fruchtbar und quellenreich wie wohl angebaut. Beſondere Erwähnung verdienen die ausgedehnten Weingärten, deren Frucht allerdings aus religiöſem Vorurtheil dem Erzeuger der Weinbereitung nicht zugute kommt, demſelben aber dennoch, zu Traubenhonig, Dibs, eingekocht oder zu Roſinen getrocknet, einträgliche Handelsartikel liefert.

Drei Kilom. nordweſtlich von der Stadt wird die berühmte Abrahamseiche, balutat-Sibteh oder Sindian, gezeigt. Dieſelbe iſt neuerdings von der ruſſiſchen Kirche erworben und zu einer Wallfahrtſtätte gemacht worden. *(G. Rosen.)*

KHĀMBĀ, ein den Lepcha (Leptſcha) zugewanderter Volksſtamm, der die Sprache der letztern angenommen hat. Vgl. Journal of the Royal As. Soc. of Bengal, 1840, S. 379 fg. *(G. v. d. Gabelentz.)*

KHAMSE (ſpr. Chamsse), die Zahl fünf im Arabiſchen. Als der perſiſche Dichter Nizâmî (geſt. 606 oder 602 H. = 1209/10 oder 1205/6 n. Chr.; ſ. daſ.) unter dem Titel panǵ ganǵ „die fünf Schätze" ein aus fünf umfangreichen romantiſchen Gedichten beſtehendes Werk veröffentlicht hatte, wurde daſſelbe bald unter dem Namen Chamſe-i-Nizâmî „Fünfer des N." bekannt (ſ. **Sprenger**, Cat. of the Libr. of the King of Oudh p. 519), und danach nennt man ein Chamſe jede ähnliche Sammlung von fünf Gedichten

Digitized by Google

wie deren in Nachahmung der pang gang in der ſpäteren perſiſchen Literatur eine ganze Anzahl erſcheinen. Man ſehe über dieſe von Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens S. 86; Hâggi Chalfa ed. Flügel III, S. 174 Nr. 4795 fg.; die berühmteſten ſind die des Gâmî (geſt. 898 = 1492 3; ſ. d. Art. Dſchami), die letzten fünf Stücke ſeines Heſt Aureng umfaſſend (Sprenger a. a. O. S. 449 fg.), und des Emir Choſrau von Dihli (geſt. 725 = 1325, ſ. Sprenger S. 468 fg.; 465 fg.). Auch Hâtifi (geſt. 927 = 1521) wollte eine Chamſe verfaſſen, doch vollendete er von den beabſichtigten fünf Gedichten nur vier: Leila und Meǵnûn, Timur nâmeh, Schirin und Choſrau, Heſt manzar („ſieben Anſichten"); ſ. Sprenger S. 421 fg. (wonach das bei Hammer S. 355 und oben im Art. Hâtifi Geſagte zu berichtigen iſt). *(A. Müller.)*

KHAMTI, KAMPTI, kleiner Volksſtamm in Aſſam und Nord-Barma. Die Sprache gehört zur Thai- oder ſiameſiſchen Familie des indochineſiſchen Stammes, ſcheint ſich aber in vielen Punkten von ihren beſſer bekannten Verwandten, dem Thai und dem Shan, erheblich zu entfernen. Vgl. N. Brown im Journal of the R. Asiat. Soc. of Bengal (1837): W. Robinſon, A Descriptive Account of Assam (Calcutta 1841, 8); ferner im genannten Journal: 1849 S. 342 fg.; 1850 S. 311 fg.; Specimens of Languages of India (Calcutta 1874, Fol. S. 168 fg.). *(G. v. d. Gabelentz.)*

KHÂN iſt ein mittelaſiatiſcher Herrſchertitel unbekannten Urſprungs mit der Bedeutung Gebieter, welcher ſich unter den turko-tatariſchen und mongoliſchen, ſowie den uralo-finniſchen Völkern ſchon vor dem Eintritt derſelben in die Geſchichte eingebürgert hatte. Die Avaren, die Bulgaren, die Chazaren, finniſche Völkerſchaften, welche im 6. und den folgenden Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung dem römiſchen Reiche zu ſchaffen machten, beſaßen ebenſo wie die demſelben Stamme angehörigen, erſt ſpäter bekannt gewordenen Kirghiſen bereits ihre Khâne. Wenn aber der Khântitel bei dem im 10. Jahrhundert nach Europa gedrungenen, gleichfalls uralo-finniſchen Volke der Magyaren nicht vorkommt, ſo darf man wol ſchließen, daß derſelbe auch bei den ſtammverwandten Völkern nicht national geweſen, ſondern ihnen durch den Einfluß tatariſcher Nachbarn zugekommen iſt. Aus der urſprünglichen Bedeutung erklärt ſich ein doppelter Gebrauch des Wortes Khân; während nämlich daſſelbe in der Türkei den Gebieter vorzugsweiſe, d. h. ausſchließlich den Sultan, bezeichnet, iſt es unter den ſchiitiſchen Tataren und Perſern allgemein für einen Mann von Rang, einen hohen Staatsdiener, Grundbeſitzer u. dgl. m. in Gebrauch und entſpricht da alſo dem Beg der Osmanen. Daß übrigens dieſen letztern die weitere Begriffsauffaſſung nicht immer fremd geweſen, läßt ſich aus der Anwendung eines Femininums ſchließen, welches im Türkiſchen, wie von Beg **Begum**, von Khân gebildet wird, nämlich Khanum, geſprochen Hanum, die Khanin, in der Türkei allgemein für eine t. Hausfrau als Herrin in Gebrauch. Der Titel Khân wird dem eigenen Namen des Inhabers angehängt und bildet mit demſelben gleichſam ein Compoſitum, welches die Flexionsſilben einfach am Ende anfügt, z. B. Ahmed-Khân, Genitiv Ahmed-Khanyn. Wo aber mit dem Namen des Sultans derjenige ſeines Vaters genannt wird, wie in den Legenden der Münzen, da wird vielleicht der Raumerſparniß wegen der Titel nur einmal geſetzt. Alſo Abdulmedſchid-Ibn-Mahmud-Khân, was Abdulm. Khân, der Sohn Mahmud's (nicht Abd. der Sohn Mahmud-Khâns) zu überſetzen iſt, indem der Vatersname mit in das Namenscompoſitum des regierenden Herrſchers hineingezogen wird. Wie demnach das Wort Khân der unmittelbaren, kleinen Titulatur der Sultane angehört, ſo darf es in der erweiterten Form Khakân auch in der großen Titulatur nicht fehlen. Was dieſe Form anbetrifft, ſo iſt ſie wiederum ihrem Urſprunge und ihrem etymologiſchen Zuſammenhange nach unklar. Indeſſen bei dem großen Einfluſſe, den die iraniſchen Culturländer von jeher auf die Bewohner der turaniſchen Steppen ausgeübt, kann man nicht umhin, in ihr eine Nachbildung des Xâjathija Xâjathijânâm der perſepolitaniſchen Inſchriften, des *βασιλεὺς βασιλέων* der Diadochenzeit und des Malkan Malka der Saſſaniden zu ſehen und ſie demnach als Khân der Khâne zu deuten, wie ſie auch von der türkiſchen Staatskanzlei in den Curialien des Sultans dem neuperſiſchen Schahinſchah, Schah der Schahs, gleichwerthig gegenübergeſtellt wird. — Schon der gelehrte Kaiſer Konſtantin VII. Porphyrogenitus in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts kennt den Titel Khakân (*ὁ χαγάνος ἄρχων Χαζαρίας* de administr. Imp. Cap. 38 und ſonſt) bei uralo-finniſchen Völkern. Zwei Jahrhunderte ſpäter gründete Dſchingis-Khân das mongoliſch-tatariſche Rieſenreich, durch welches die Titel Khân und Khakan dem ganzen Orient ſo geläufig wurden, daß ſeitdem alle auf mongoliſchen oder oſttürkiſchen Urſprung Anſpruch machenden Dynaſten ſie geführt haben. Dahin gehören die Dſchingiſen und die Timuriden in Turkeſtan, Kaſan, Aſtrachan, der Krim, Sibirien, Afghaniſtan, Perſien u. ſ. w. Die nächſten Nachkommen Dſchingis-Khân's in Perſien nannten ſich als Häupter des Hauſes Îl-Khane, d. i. Großkhane, auch hier ſich den alten Iraniern anſchließend, bei denen neben dem vorerwähnten Titel Königskönig der von den Griechen mit *μέγας βασιλεύς* wiedergegebene Xâjathija wazraka beſtand. Bei den tulunidiſch- und ſeldſchukiſch-türkiſchen Dynaſtien findet ſich der Titel Khân nicht, was ſich aus ihrem Urſprunge als Leibwache der Khalifen erklärt. Daß die von den ſpäter ausgewanderten Oghuſen abſtammenden Osmanen ſich noch heutigentags ſeiner bedienen, haben wir bereits erwähnt.

Die Herrſchaft eines Khân wird in den europäiſchen Sprachen Khânat genannt mit einer unſerm Comitatus, Principatus, Banatus nachgebildeten Form, welchem die orientaliſche Unterlage fehlt. Ein beſonders häufig genanntes Khânat war dasjenige der Krim, welches Ende des 18. Jahrhunderts unter der Kaiſerin Katharina II. erobert und Rußland einverleibt wurde. *(G. Rosen.)*

Khânat der Goldenen Horde, ſ. unter Mongolen.

KHARÂDSCH, ein aus dem Arabiſchen in die übrigen islamitiſchen Sprachen übergegangenes Wort, be-

Digitized by Google

deutet im allgemeinen eine Abgabe, dann aber im beſondern diejenige Abgabe, welche der nicht mohammedaniſche Unterthan gleichſam als Schutzgebühr an den mohammedaniſchen Staat zu entrichten hat. Dieſe Abgabe hat in den religiöſen Satzungen des Islam ihren Urſprung. Der Koran gebietet die Verbreitung des Glaubens mit dem Schwert und Tödtung der denſelben Zurückweiſenden, falls ſie ſich nicht loskaufen. Die islamitiſche Lehre zerlegt demzufolge die Welt in zwei Theile, Dar el Islâm, das Haus (Heim) des Islam, und Dar el Harb, das Haus des Krieges, und erkennt den Dſchihâd, den heiligen Krieg, d. i. den Krieg der Mohammedaner wider die Andersgläubigen, als eine der vornehmſten Religionspflichten an. Wer nun als Nichtmohammedaner ſeinem Glauben treu bleiben und doch als Beſiegter nicht Leben und Freiheit verwirken will, der hat ſich zur Zahlung einer Loskaufsſumme zu verpflichten, welche als Kharâdſch oder Dſchiſièh zu einer perſönlichen Jahresabgabe geſtaltet wurde, aber dem ſie Entrichtenden den Schutz der islamitiſchen Geſetze ſicherte. Der Kharâdſch iſt demnach eine rein perſönliche Abgabe, weshalb er auch gegenüber dem ebenſo benannten Tribute chriſtlicher Staaten an die Pforte Kharadſch-i-rä's, Kopf-Kharadſch, genannt wird. Als die osmaniſche Monarchie im 14. und 15. Jahrhundert ſich raſch über volkreiche chriſtliche Länder ausdehnte, hatte ſich betreffs der Beſteuerung der Nichtmohammedaner längſt eine Norm gebildet, welcher die Pforte ſich wahrſcheinlich einfach anſchloß. Danach wurden die Kharâdſchpflichtigen in drei Klaſſen getheilt, nämlich die Reichen (Ashabl-Mâl), die Wohlhabenden (Mutewassiti 'lhâlè) und die Armen (Fukara-Mü'tamèlè), welche je ihre beſondere Steuerſtufe hatten. Diejenige der Reichen hieß A'la, die hohe, und erforderte vier kahiriner Kettenzechinen, 11 ſchweren türkiſchen Silberpiaſtern entſprechend; die der Wohlhabenden hieß ewsat, die mittlere, und erforderte zwei derartige Zechinen, 5½ Silberpiaſtern entſprechend, endlich die der Armen hieß edna, die niedere, und erforderte nur 1 Zechine, 2 Piaſtern und 80 Para entſprechend. Zahlungspflichtig waren nur die Unterthanen männlichen Geſchlechts vom Eintritt der Pubertät bis an den Tod, mit Ausnahme der Mönche, Bettler und überhaupt auf die öffentliche Mildthätigkeit Hingewieſenen. Da das allgemein übliche Zahlungsmittel nicht das einmal als feſtſtehende Norm geltende ägyptiſche Gold, ſondern das türkiſche Silbergeld war, dieſes aber im Laufe der Jahrhunderte große Verſchlechterungen erfuhr, ſo wurde eine wiederholte Erhöhung des Piaſter-Nennwerthes der Abgabe nöthig, ohne daß der urſprüngliche Betrag dadurch vermehrt, oder vielleicht auch nur erreicht worden wäre. Im J. 1803 zahlte die höchſte Stufe 12, die mittlere 6 und die niedere 3 Piaſter. Die letzte Regulirung fand im J. 1834 unter dem chriſten-freundlichen Sultan Mahmud II. ſtatt, welcher, obwol nach der Norm die höchſte Stufe den Werth von 48 Drachmen reinen Silbers und die zweite ſowie die dritte Stufe im Verhältniß weniger zu zahlen gehabt hätte, was nach dem damaligen Münzwerthe mehr als 100, als 50 und 25 Piaſter betragen haben würde, aus beſonderm Wohlwollen den Betrag auf 60, 30 und 15 Piaſter (d. h. 10 Mark, 5 Mark und 2½ Mark) feſtſetzte. Wie man ſieht, war die Steuer weder ſehr einträglich für den Staat — man rechnete das Jahresergebniß zu 40 Millionen Piaſter, d. h. ungefähr 6,700,000 Mark, einzuzahlen von 1,600,000 Individuen aus einer Geſammtbevölkerung von 9,000,000 Rajah-Unterthanen der Pforte —, noch dem Abgabebetrage nach ſchwer erſchwinglich für die Pflichtigen. Da dieſe letztern dafür von dem auf der muſelmaniſchen Bevölkerung ſo ſchwer laſtenden Militärdienſte befreit waren, ſo hätten ſie wol Urſache gehabt, in dieſer Beziehung mit ihrer ſtaatsrechtlichen Stellung zufrieden zu ſein. Gleichwol blieb die Steuer immer im höchſten Grade unpopulär, was ſich, abgeſehen von der ihrer Einſetzung zu Grunde liegenden Idee, aus dem Umſtande erklärt, daß durch ſie die ſich im Verkehr immer mehr verwiſchende perſönliche Superiorität des Türken über den Rajah lebendig erhalten wurde. Den mit dem Einſammeln der Steuer beauftragten Unterbeamten, den Kharadſchtſchis, meiſtens rohen, aber um ſo hochmüthiger auf die Rajah herabſehenden Anatoliern, mußten wegen der auf ſeiten der Rajah ſich äußernden Defraudationsſucht weitgehende Befugniſſe gegen die Pflichtigen eingeräumt werden, welche häufig gemisbraucht wurden und ſchon an und für ſich dem gebildeten und wohlhabenden Chriſten und Juden höchſt widerwärtig waren. Schon die Unterſuchung, ob ein junger Burſche ſteuerpflichtig ſei, durch Abmeſſen des Halsumfanges gegen die Kopfhöhe erregte Abſcheu; ſodann entſtand oft Streit über die Steuerſtufe, und endlich hatte der Zahler die ihm ausgeſtellte Quittung (Kharadſch-teſkerèſi) beſtändig bei ſich zu tragen, weil ſie ihm jeden Augenblick abverlangt werden konnte, und er in ihrer Ermangelung arretirt und ſelbſt, wenn er ſie nachträglich produciren konnte, zu Geldſtrafen verurtheilt wurde. Allerdings beſtand in dem Kharadſchtſchi Baſchy eine Behörde, welche eingetretene Streitigkeiten ex aequo et bono zu ſchlichten beauftragt war. Aber die Uebelſtände waren zu ſehr eingewurzelt, als daß ihre Ausmerzung hätte leicht bewerkſtelligt werden können. Wegen all dieſer Gründe betrachteten während des Krimkrieges die mit der Pforte verbündeten Mächte den Kharadſch als ein Haupthinderniß der von ihnen gewünſchten Regenerirung der Türkei durch Verſchmelzung aller ihrer Völker in eine osmaniſche Geſammtnationalität, und wurde demnach ſeine Beſeitigung in immer dringenderer Weiſe gefordert, bis die Pforte, welche in der Erhebung der Abgabe eine religiöſe Pflicht ſah und ihren Rajah nicht in den Augen ihrer mohammedaniſchen Unterthanen das Anrecht auf den Schutz der Staatsgeſetze entziehen wollte, nach langem Widerſtreben durch großherrliche Verordnung (Irâdeh) vom 10. Mai 1855 die Abſchaffung ausſprach und dieſelbe nachher durch den Hatti-Humajun vom Februar 1856 beſtätigte.

Wie bereits bemerkt worden, gibt es in der Türkei noch einen zweiten Kharadſch, welcher dieſen ſeinen Namen einer gewiſſen Analogie mit dem eben beſprochenen verdankt, d. i. der von chriſtlichen Nachbarſtaaten an die Pforte gezahlte Tribut, welcher dem Zahlenden den

Digitized by Google

Schutz der Pforte ſichert. Dies Schutzgeld entrichteten vordem die Republik Raguſa und bis zum Jahr 1878 Rumänien als vereinigtes moldavo-vlachiſches Fürſtenthum, ſowie Serbien. In dieſen Ländern beſtand keine perſönliche Verpflichtung des Einzelnen gegen den mohammedaniſchen Staat, ſondern ihr Regent, Hospodar oder Fürſt hatte aus den ihm zufließenden Steuerbeträgen den Kharadſch zu leiſten. *(G. Rosen.)*

KHÂRESM, geſchrieben Chowaresm und wahrſcheinlich früher auch ſo ausgeſprochen, während jetzt die Vocale der beiden erſten Silben ſammt dem ſie trennenden w zu einem gedehnten dumpfen a zuſammengezogen werden, iſt der alte Name des am untern Amuſtrome oder Djihûn, hauptſächlich aber auf dem linken Ufer deſſelben belegenen Landes, welches gegenwärtig als Khanat von Khiwa (ſ. d.) bekannt iſt. Die ethnographiſche Bezeichnung nach den Einwohnern als *Χοράσμιοι* findet ſich ſchon bei Herodot (III, 93), welcher dies Volk zwiſchen die Parther und Sogder verlegt; die von ihm gebrauchte Form des Namens iſt für das geſammte claſſiſche Alterthum maßgebend geblieben, obwol das Völkerverzeichniß der perſepolitaniſchen Keilinſchriften ſchon die Form Kâraʒmiah aufführt. Strabo betrachtet ſie als einen Stamm des Maſſagetenvolkes; keinenfalls gehörten ſie zu den Iraniern, doch dürfen wir annehmen, daß ſie, wie ihre Nachbarn, die Sogder, Sogdianer, wenn auch in geringerm Maße, die perſiſche Civiliſation ſich aneigneten. So häufig aber bei den Schriftſtellern des Alterthums die Erwähnung des Volkes und des Landes, ſo wenig erfahren wir von ſeinen Schickſalen. Wahrſcheinlich ſtand es, wie zu dem Reiche des Darius, ſo zu demjenigen der Parther und der Saſſaniden in einem loſen Abhängigkeitsverhältniß. Von den Arabern wurde es im J. 709 unter Koteiba Ibn Muslim erobert und ſcheint alsbald den Islam angenommen zu haben. Wichtigkeit erlangte es erſt, als der natürliche Reichthum der benachbarten Nordprovinzen des Khalifats, zuſammen mit der anfangs friedlichen Einwanderung der aus den centralaſiatiſchen Steppen ſtammenden Türken, welche als Leibwachen der Khalifen die höchſte Gewalt an ſich riſſen, den Schwerpunkt des Reiches in die Nähe ſeiner Grenzen verlegte. Tontaſch, ein Statthalter der Ghaſ'newiden, machte ſich in dem Lande unabhängig und gründete eine Dynaſtie, aus welcher um 1041 Anuſchtegin hervorging. Derſelbe mußte die Oberhoheit des Seldſchukiden Toghrul Beg anerkennen, und auch ſein Sohn Kutb-ed-Din Mohammed regierte als Vaſall der Seldſchuken-Dynaſtie, welche damals unter Melekſchah, dem gewaltigen Sohne Toghrul's, den größten Glanz entfaltete. Mohammed's Sohn Atſyz dagegen ſuchte, die Zwiſtigkeiten unter den Söhnen Melekſchah's benutzend, das Joch abzuſchütteln und wurde dafür von Sandſchar, dem Sultan Khoraſſans, mit Krieg überzogen. Es gelang dem letztern, die Hauptſtadt Khareſms, Kurgendſch (ſpäter Urgendſch), einzunehmen und Atſyz zu verjagen; kaum aber hatte er das Land wieder verlaſſen, als auch Atſyz wieder erſchien und den von Sandſchar zurückgelaſſenen Statthalter zu ſchleuniger Flucht nöthigte. Um ſich aber gegen den Beherrſcher eines ſo mächtigen Reiches wie Khoraſſan zu behaupten, that Atſyz nunmehr einen folgenſchweren Schritt, indem er die heidniſchen Oſttürken von Kara-Khatai zu einem Einfall in das transoxaniſche Gebiet Sandſchar's bewog (1153). Sandſchar, welcher ſich den wilden Horden entgegenſtellte, wurde geſchlagen und erlitt eine ſolche Einbuße an Macht, daß Atſyz mit ſeinen Khareſmiern ſengend und brennend Khoraſſan durchziehen und ungeſtraft reiche Beute in ſein Land zurückbringen konnte. Nach 60jähriger Regierung hinterließ Atſyz das Reich ſeinem Sohne Arslan Schah. Derſelbe eroberte im J. 1156 ſeinerſeits Khoraſſan, ſtarb aber ſchon 1172, als er eben ſich anſchickte, die ehemaligen Bundesgenoſſen ſeines Vaters, welche über den Amu gedrungen waren und ihm unbequem zu werden anfingen, zurückzuweiſen. Es trat nun eine kurze Periode von Schwäche ein, indem Arslan's Söhne, Ala-ed-Din Takaſch und Sultan-Schah Mahmûd, erſterer wiederum mit oſttürkiſchen Hülfstruppen, ſich wegen der Herrſchaft ſtritten. Als aber Mahmûd im J. 1193 ſtarb, vereinigte Takaſch, ein einäugiger Mann, wieder die Geſammtmacht des Hauſes in ſeiner Hand, und benutzte ſie zur Eroberung des iraniſchen Seldſchukenreiches mit der Hauptſtadt Hamadan. Der Name Khareſm-Schah, welchen die Nachkommen Anuſchtegin's führten, wurde durch ihn zu einem der am meiſten gefürchteten im ganzen Islam. Sein Sohn, Mohammed Ala-ed-Din, welcher ihm im J. 1200 folgte, züchtigte die Türken von Khatai, unterwarf die Gebiete der Ghaſ'newiden und Ghauriden und konnte nunmehr daran denken, eine ähnliche Stellung wie die früheren ſeldſchukidiſchen Großſultane zu gewinnen. Er eroberte Aſerbeidſchan und Kurdiſtan, und da der Khalif Nâſſir in Bagdad ſich zu ihm feindſelig ſtellte, ſo ernannte er in dem Aliden Ala-ed-Din Termedi einen Gegen-Khalifen, der auch in Khoraſſan, den transoxaniſchen Ländern Khareſm u. ſ. w. anerkannt wurde. Inzwiſchen hatte die Bewegung, welche ſein Großvater Atſyz den oſttürkiſchen Stämmen gegeben, auch die Mongolen ergriffen, welche, unter Dſchinghis-Khan vereinigt, gegen Weſten vorrückten, bis ſie Grenznachbarn des Khareſm-Schah wurden. Die beiden mächtigen Herrſcher traten miteinander in Verkehr, wechſelten Geſandtſchaften und ſchloſſen Freundſchaftsverträge; als aber Ala-ed-Din mongoliſche Unterthanen, welche kraft jener Verträge in ſeinen Gebieten verkehrten, da er ſie für Kundſchafter hielt, umbringen ließ, ſo brach Dſchinghis-Khan in Mawerannahr ein, ſchlug allen Widerſtand nieder und verfolgte den Schah, welcher die Flucht ergriffen hatte, mit ſolchem Ungeſtüm, daß er ſich nur mit Mühe auf eine Inſel des Kaspiſchen Meeres rettete. Die rohen Horden ſetzten ihren Siegeszug in den Culturländern des Islam fort und wütheten furchtbar in Khoraſſan, Djibal, Maſenderan und Perſien. Auch Khareſm und ſeine Hauptſtadt Urgendſch fiel in ihre Hand und wurde grauſam verheert. Ala-ed-Din, der ehemalige Beherrſcher eines Reiches, welches vom Kaspiſchen und Hyrcaniſchen Meere bis nach Indien gereicht hatte, ſtarb im J. 1220 als armer Flüchtling zu Gaſ'na, woſelbſt ſein Sohn, Dſchelal-ed-Din Mankberni, welcher dort in

Digitized by Google

ſeinem Namen regierte, ihm Aufnahme gewährt hatte. Ein um jene Zeit auch vor Gaſ'na erſcheinendes Mongolenheer wurde zwar von dem neuen Schah, Mankberni, geſchlagen; gleichwol fand derſelbe es gerathen, ſich vorläufig nach Indien zurückzuziehen, um einen nachhaltigern Widerſtand gegen die Mongolen vorzubereiten. Nach fünfjähriger Abweſenheit in Indien kehrte er nach Südperſien zurück, wo inzwiſchen ſein Bruder Ghajath-ed-Din ſich gegen die Mongolen behauptet hatte. Ueberhaupt ſchien die Kriegswuth der letztern nachgelaſſen zu haben, und ſo konnte Mankberni ſich dem Glauben hingeben, daß es ihm gelingen werde, die Idee ſeines Hauſes, die islamitiſchen Länder Aſiens unter den Kharesm-Schahen zu vereinigen, zur Ausführung zu bringen. Er beſiegte ſeinen Bruder, zwang Perſien, Kurdiſtan und Aſerbeidſchan, ihm zu huldigen, und eroberte ſodann den öſtlichen Theil von Armenien und Georgien, welche Länder dem ſeldſchukidiſchen Sultan von Iconium gehörten (1227). Zwei Jahre ſpäter erſchien er wieder in Armenien und erſtürmte das feſte Ahlât, wo ſeine Truppen nicht weniger barbariſch hauſten als die Mongolen ſelber. Nun eilten aber der Ejjubiten-Sultan Eſchref und derjenige von Iconium Keikobad mit ihren Heeren herbei, und Mankberni erlitt bei Ahlât eine furchtbare Niederlage, von der er ſich nicht mehr erholte. Zu ſeinem Unglück rückten auch die Mongolen wieder vor; nur mit Mühe entzog er ſich der Gefangenſchaft, wurde aber auf der Flucht (Juli 1231) von räuberiſchen Kurden in den Gebirgen von Miafarekein erſchlagen. Mit ihm verlor der Islam ſeine kräftigſte Stütze, den Mann, der allein den Mongolen Achtung einzuflößen verſtanden hatte. Zugleich erloſch das Geſchlecht der Kharesm-Schahe und damit ſank ſein Heimatland in das frühere Dunkel zurück. Schon längſt hatte eine türkiſche Einwanderung daſelbſt ſtattgefunden; im 16. Jahrhundert aber erlag es vollſtändig, wie Mawerannahr und Ferghana, der großen Uſ'beken-Invaſion, welche eine ſolche Veränderung hervorbrachte, daß ſogar der Name Kharesm nur noch in der Titulatur der neuen Herrſcher, der Khane von Khiwa, fortlebt. (*G. Rosen.*)

Khat, ſ. Celastrus.

KHATTI-SCHERIF, in der nachläſſigen türkiſchen Ausſprache Hattiſcherif oder Hattſcherif, eine bei den Türken vollkommen eingebürgerte perſiſche Zuſammenſtellung zweier arabiſcher Wörter, nämlich Khatt, die Linie, der Strich, und ſcherif, edel, von Mohammed abſtammend, bedeutet zunächſt einen vom Sultan als demjenigen Sterblichen, welchem vorzugsweiſe das ehrende Beiwort ſcherif, gebührt, eigenhändig ausgeführten Schriftzug, dann aber auch ein Document, welches durch ſolchen beglaubigenden Schriftzug Geſetzeskraft erhält. Das Beiwort ſcherif, edel, ſoll keine Eigenſchaft des Khatt, der Schrift, ausdrücken, ſondern bezieht ſich lediglich auf ihren Urheber und ſteht demnach auf Einer Linie mit den in den europäiſchen Sprachen aus Titeln gebildeten Adjectiven, ſodaß unſer „Kaiſerliche Unterſchrift" etwas Aehnliches beſagen würde. Wenn man aber nach europäiſchen Begriffen ſich unter einer ſolchen Unterſchrift den Namenszug des Sultans vorſtellen wollte, da würde dies für die betreffenden türkiſchen Documente nicht zuſtimmen; an die Stelle der bekräftigenden Namensunterſchrift tritt bei den Orientalen das aufgedruckte Siegel, und der Khatt enthält vielmehr einen kurz ausgedrückten Befehl wie: „So ſoll verfahren werden!"*) — Auch leidet die türkiſche Etikette nicht, dieſe Worte unter den Text zu ſetzen, ſondern ſie finden über demſelben ihre Stelle, gleich unter dem wappenähnlich, groß ausgeführten, kunſtvoll verſchlungenen Namenszuge des Souveräns, welchen ein beſonderer Würdenträger der Pforte, der Niſchandſchi, einträgt. Die hergebrachte Form eines derartigen Actenſtückes iſt alſo die folgende: In der Mitte einer der Kleinſeiten eines ſehr langen Papier-Rechtecks findet ſich eine Anzahl zu einem Dreieck gruppirter, in Gold, oder Roth, oder Schwarz ausgefüllter Kreiſe, den Buchſtaben h des arabiſchen Alphabets (ه) vorſtellend, welcher arabiſch hu (er) geleſen als Gott, Er vorzugsweiſe, zu deuten iſt. Dann folgt ein weiter freier Raum, dann die Tughra, der erwähnte große Namenszug des Sultans, darunter der Khatt, dann der Text, in welchen das Datum hineingezogen wird. Dann endlich, geſondert, die Ortsangabe. Khatti-Scherif nennt man allerdings auch die formloſen eigenhändigen Specialbefehle des Sultans; in der Regel aber ſind größere Actenſtücke wie die ſo eben beſchriebenen, deren Abſchrift den Archiven einzuverleiben, und unter dieſen wieder beſonders die wichtige, geſetzgeberiſche und politiſche Beſtimmungen erlaſſenden darunter verſtanden. Der Stil in dieſen Documenten iſt verſchränkt und ſchwülſtig, aber die Gedankenfolge klar und logiſch. Nach einer philoſophirenden Einleitung pflegt die Sache ſelbſt angegeben und in das rechte Licht geſtellt zu werden; dann heißt es mit Bezugnahme auf den über dem Texte befindlichen Khatt: „Da nun mein kaiſerlicher Wille an Vorſtehendem haftet, ſo iſt, damit beſagtermaßen verfahren werde, dieſer mit meinem kaiſerlichen und glückſeligen Schriftzuge verſehene, allgewaltige Befehl erfloſſen."

Dem Ausdrucke Khatti-Scherif identiſch iſt Khatti-Humajun; wie ſcherif den Sultan als die Nachkommenſchaft Mohammed's in ſeiner Perſon zuſammenfaſſend und vertretend, d. h. als den vornehmſten Erdenbewohner bezeichnet, ſo humajun als den, in deſſen Augurium ſich der Vogel Huma, der heilverkündende Phönix, befindet, d. h. als den glücklichſten Sterblichen.

Die berühmteſten Khatts ſind der Khatti-Scherif von Gülhane vom J. 1839 und der Khatti-Humajun vom J. 1856. Durch jenen verfügte der Sultan Abdul-Medſchid die vollkommene Sicherheit aller ſeiner Unterthanen, ohne Unterſchied des Glaubens und der Abſtammung, in Beziehung auf Ehre, Vermögen und Leben; er begab ſich alſo implicite des Rechtes, über das Leben ſeiner Beamten — nur dieſer; gegen Privatperſonen beſtand ein

*) Auf Türkiſch: boilè idschra oluna. In den früheren Jahrhunderten lautete der Befehl an den Großweſir oft: Boilè edessin, japmassan, baschyny keserim (ſo ſollſt du thun, wo nicht, ſchneide ich dir den Kopf ab).

Digitized by Google

ſolches Recht in der Türkei nie — ohne richterliches Erkenntniß nach Willkür zu verfügen, eines Rechtes, das alle ſeine Vorfahren ausgiebig angewandt hatten, und beſchränkte das ſeitherige Vorrecht der Mohammedaner als der herrſchenden Raſſe auf die rein ſtaatsrechtliche Sphäre. Der Khatti-Humajun ging noch weiter und ſprach die völlige bürgerliche Gleichſtellung der Nichtmohammedaner mit den Mohammedanern aus. Der Khatti-Humajun wurde dem Inſtrument des Pariſer Friedens vom J. 1856 als Annex beigegeben und ſomit unter die Gewähr des internationalen Rechts geſtellt. *(G. Rosen.)*

KHEDIWE, eigentlich Khidîw*), Khedive, ein in der orientaliſchen Literatur nur äußerſt ſelten vorkommendes und den türkiſchen Gelehrten in der Regel nur aus dem Wörterbuche bekanntes perſiſches Wort, bedeutet nach dem Ferhangi-Burhâni-kati' einen Padiſchah, Kaiſer, einen Vezier, einen Gebieter und großen Herrn, einen Phönix ſeiner Zeit. Das Richardſon'ſche Perſiſch-arabiſch-engliſche Lexikon, zu welchem außer dem genannten noch andere ſeltenere orientaliſche Wörterbücher benutzt worden ſind, kennt neben der Form Khidîw auch die Khadiw und Khudiw und fügt zu den Bedeutungen noch Freund, wohlwollender, reicher Mann hinzu. Aus dem allen ergibt ſich eine ziemlich vage Anwendung des Wortes. Die Ableitung iſt dunkel; verwandt iſt das Wort khidîwer mit den Bedeutungen Prinz und vornehmer Herr.

Es bedurfte eines beſondern Umſtandes, um das Wort khidîw in beſtimmter Bedeutung weit und breit bekannt zu machen. Schon längſt war die Ausnahmeſtellung Aegyptens innerhalb der osmaniſchen Monarchie nicht allein durch großherrliche Fermane, ſondern auch durch das internationale Recht anerkannt worden, und immer noch wurde der Vaſallen-Erbfürſt des reichen Landes, den Europa einen Vicekönig nannte, von der Hohen Pforte mit dem Titel Vali, demſelben Titel belegt, den jeder bedeutendere Provinzial-Gouverneur für die in der Regel zweijährige Dauer ſeiner Amtirung führt. Weder Mehemed Ali ſelber noch auch ſeine nächſten Regierungsnachfolger ſcheinen bei dieſer Eigenthümlichkeit etwas Bedenkliches gefunden zu haben. Als aber die lange Zeit für chimäriſch gehaltenen Arbeiten zum Durchſtich des Suez-Kanals an dem endlichen Erfolge nicht mehr zweifeln ließen, und die Stellung des Vicekönigs zum Sultan wie zu den europäiſchen Mächten mehr und mehr in den Vordergrund der Tagesintereſſen trat, machte ſich auch die Bedeutung des Conſervatismus der Pforte betreffs jener Titulatur mehr fühlbar. Der Divan folgerte aus dem Vali-Titel, daß Aegypten ein Vilajet, eine Provinz der osmaniſchen Monarchie, ſei, welche allerdings in dem der Familie Mehemed Ali's gewährten Privilegium der Erbſtatthalterſchaft eine Ausnahmeſtellung genieße, nichtsdeſtoweniger aber der Reichsgeſetzgebung unterworfen ſei und, was die Hauptſache, unter Umſtänden heimfallen könne. Die Beibehaltung des Vali-Titels ging alſo Hand in Hand mit andern Anſprüchen der Pforte und zwar unter andern mit dem Verlangen, der Vicekönig ſolle den Tanſimat, die von der Pforte erlaſſenen liberalen Geſetze, in ſeinen Landen einführen. Nachdem im J. 1863 nach Said Paſcha's Tode Ismail Paſcha den viceköniglichen Thron beſtiegen, glaubte die Pforte, welche damals unter der Leitung geſchickter Staatsmänner, Fuad Paſcha's und Ali Paſcha's, einer geachteten diplomatiſchen Stellung genoß, ihrer Anſicht einen weiteren Ausdruck geben zu können. Sie miſchte ſich kraft ihrer Souveränetätsrechte in die Angelegenheiten des Kanalbaues und knüpfte die Erlaubniß zur Fortſetzung deſſelben im Intereſſe Aegyptens, wie ſie angab, an gewiſſe Bedingungen, welche das ganze Unternehmen eine Weile in Frage zu ſtellen ſchienen. Ismail Paſcha, welcher ſeine eigene Stellung im Lande durch die mächtige Actiengeſellſchaft, hinter der Frankreich ſtand, untergraben fühlte, ließ ſich die Unterſtützung der Pforte gern gefallen und beeilte ſich, den Frondienſt, mittels deſſen bis dahin entgegen den Vorſchriften des Tanſimat die Erdarbeiten für den Kanalbau bewerkſtelligt worden waren, aufzuheben. Die Hintergedanken, welche die Pforte bei ihrem Schritte hegte, offenbarten ſich aber bald. Obwol der Verbleib des Sultans in Konſtantinopel und der nächſten Nachbarſchaft der Reſidenz als eine durch alte Tradition geheiligte Etiketteregel galt, ließ ſich Abdulaſis im Sommer 1863 von ſeinem Großvezier Fuad nach Aegypten führen, um ſich dem durch die Pfortengeſetze von ſchwerem Drucke der Frone befreiten ägyptiſchen Volke nicht blos als Souverän, ſondern auch als Wohlthäter zu zeigen, und auf Koſten des Vicekönigs Dankesdemonſtrationen des Volkes entgegenzunehmen. Allerdings führte das Unternehmen zu einem Fiasco der Pfortenpolitik; dennoch fühlte Ismael Paſcha ſich dadurch angeregt, ſich nunmehr die Beſchaffung einer geſicherteren ſtaatsrechtlichen Stellung angelegen ſein zu laſſen, in welchem Beſtreben er namentlich durch Frankreich unterſtützt wurde. Es kam ihm zu ſtatten, daß der hohe Flug, den die türkiſche Politik damals nahm, häufig durch den empfindlichſten Geldmangel unterbrochen wurde, und daß der Sultan ſelbſt gegen reiche Geſchenke Rechte ſeiner Krone zu opfern durchaus nicht abgeneigt war. Nachdem es Ismail Paſcha in dieſer Weiſe, d. h. durch Geldopfer, gelungen, die Ermächtigung zu einer ſeinem Lande zu ertheilenden Repräſentativ-Verfaſſung zu erlangen und ein neues Erbfolgegeſetz durchzuſetzen, ſandte er im J. 1867, während die Pforte durch den großen candiotiſchen Aufſtand ſich in ſchwere pecuniäre Bedrängniß verſetzt ſah, ſeinen Miniſter Nubar Paſcha, einen geriebenen Armenier, mit einer bedeutenden Summe nach Konſtantinopel, um nebſt andern weniger ins Auge fallenden Zugeſtändniſſen einen neuen Titel zu bekommen. So unwiderſtehlich unter den obwaltenden Verhältniſſen die Argumente des ägyptiſchen Unterhändlers waren, ſo fand ſich doch inſofern eine Schwierigkeit, als

*) Das Schluß-e in Khediwe ſcheint das unpaſſenderweiſe mit dem Worte aus franzöſiſch oder engliſch geſchriebenen orientaliſchen Zeitungen übernommene e muet zu ſein. Sonſt müßte man annehmen, daß es aus dem verbindenden i der Zuſammenſtellung Khidiw-i-Mysr nach Abwerfung des Wortes Mysr (Aegypten) umgeändert wäre. Die Türken gebrauchen die richtige Form Khidiw, wovon Khidiwè der Dativ ſein würde.

Digitized by Google

die Pforte keinen für den Orientalen den Begriff der Souveränetät involvirenden Titel gewähren wollte, und doch der geſammte Vorrath von Ehrenbezeigungen hoher Beamten in den drei islamitiſchen Hauptſprachen von dem ſchwülſtigen Kanzleiſtile der Pforte ſchon für die hohen Veziere in Anſpruch genommen worden war. So kam man auf das dem Publikum ganz unbekannte Wort Khidiw, welches neben ſeinen oben angeführten Bedeutungen auch in der Zuſammenſtellung Khidiw-i-Hind einen König von Indien bezeichnen ſoll und ſich demnach durch die Dehnbarkeit ſeines Begriffs nach beiden Seiten hin empfahl, wie es auch alsbald von den Cabineten genehmigt und in die allgemeine diplomatiſche Terminologie aufgenommen worden iſt. (*G. Rosen.*)

Kheiber, ſ. Khaibar.

KHEVENHÜLLER, ein altes fränkiſches Adelsgeſchlecht, deſſen Stammhaus Khevenhüll zwiſchen Beilngries und Dietfurt in Mittelfranken liegt. Der Name iſt nach Czerwenka, dem Hiſtoriographen dieſes Geſchlechts, von Kiefern-Hüllen abzuleiten. Unter „Hüllen" verſteht man in dortiger waſſerarmer Gegend künſtlich angelegte Waſſerlöcher, zur Schwemme der Hausthiere dienend. Analog dieſem Kiefernhüll (Khevenhüll) finden ſich auf dem fränkiſchen Jura ein Buchenhüll, Irla-(Erlen-)hüll, Weidenhüll, Schafshüll u. ſ. w., alſo nach der örtlichen Lage oder nach Verwendung ſolcher „Hüllen" (wol von Höhle abgeleitet?) benannte Ortſchaften. — Die Einwanderung von Kärnten muß ziemlich früh erfolgt ſein. Urkundliches ſteht darüber nichts feſt. Das Geſchlecht erſcheint bald reich angeſeſſen im Drauthale, beſonders um Villach. Es erlangte im J. 1427 vom Grafen Friedrich von Tirol erſt pfandweiſe, dann bald zu freiem Erbe die große Herrſchaft Aichlberg zwiſchen der Drau und dem Oſſiacher See und nahm von ihr Namen und Wappen (eine goldene Eichel mit zwei goldenen Blättern) zu den ihren an. Bereits im 16. Jahrh. erfolgte die Trennung in zwei Hauptlinien durch zwei Brüder, deren älterer Chriſtoph die Frankenburger (derzeit gräfliche) Linie gründete, während Siegmund Stifter der Hochoſterwitzer (nunmehr auch fürſtlichen) Linie wurde. — Genannter Chriſtoph (geſt. 1557) erlangte d. d. Wien 31. Oct. 1543 die Verleihung der Prädicate „von Aichlberg und Landskron", ſowie am 22. Nov. 1555 das „von Summeregg" nach ſeinen Schlöſſern. Seine Söhne Johann Baptiſt, Bartholomäus und Moritz Chriſtoph erhielten ſammt ihrem Vetter Georg (Sohn des Siegmund von der andern Linie) vom Kaiſer Maximilian II. d. d. Feldlager Raab 16. Oct. 1566 den Reichsfreiherrnſtand, ſowie d. d. Wien 10. Jan. 1572 die Wappenvereinigung mit dem Schilde der erloſchenen Herren von Weißpriach, aus deren Stamme die gemeinſame väterliche Großmutter entſproſſen war. Von dieſen Brüdern erlangte Johann Baptiſt (auch kurz Hans genannt) am 23. Aug. 1590 die Beſtätigung des Titels „von Aichlberg, Freiherr auf Landskron, Wernberg" u. ſ. w. und d. d. Prag 19. Juli 1593 den Reichsgrafenſtand (vererblich nach dem Rechte der Erſtgeburt für ſich, ſeine Brüder und eventuell für ſeine Vettern, die Gebrüder Siegmund und Franz von der Hochoſterwitzer Linie), wobei gleichzeitig ſeine Herrſchaften Frankenburg, Kammer und Kogl zur Grafſchaft Frankenburg erhoben wurden. — Nachdem Hans, der erſte Graf von Khevenhüller, am 8. Mai 1606 unvermählt mit Tode abgegangen war, folgte im Beſitze und in der Grafenwürde ſein nächſtälteſter Bruder Bartholomäus (Erb-Land-Stallmeiſter von Kärnten ſeit dem 20. Juni 1588), geſtorben 1613. Deſſen Sohn Franz Chriſtoph (geb. 1588, geſt. 1650) — Näheres über ihn ſ. unten — war der Großvater des gleichfalls unten zu behandelnden Ludwig Andreas (geb. 1683, geſt. 1744), ſowie durch den älteren Bruder dieſes letztern der Fortpflanzer des frankenburger Stammes, welcher derzeit mit dem gegenwärtigen Grafen Hugo (geb. 1817), dem Nutznießer der Fideicommißherrſchaft Kammer, zu erlöſchen droht. — Die Hochoſterwitzer Linie, begründet durch oben genannten Siegmund, erlangte in deſſen Sohne Georg vom Erzherzoge Karl d. d. Wien 13. März 1564 das Erbſtallmeiſteramt von Kärnten (für beide Zweige) und 1566, wie oben ſchon gezeigt, gemeinſam mit den Vettern den Reichsfreiherrnſtand, am 17. April 1571 das Prädicat „von Hohen-Oſterwitz", 1572 die gemeinſame Wappenbeſſerung, ſowie am 1. Mai 1587 noch das Prädicat „von Karlsberg". Des Georg älteſten Sohnes Siegmund Deſcendenz erloſch noch im 17. Jahrh.; der zweite Sohn Franz iſt der Stammhalter. Sein Enkel Ehrenreich, der ſein Geſchlecht 1666 der katholiſchen Lehre wieder zuführte, wurde für ſich und ſeine Nachkommen vom Kaiſer Leopold I. d. d. Wien 23. Juli 1673 in den erbländiſch-öſterreichiſchen Grafen-, deſſen Sohn Siegmund Friedrich d. d. Wien 6. Jan. 1725 in den Reichsgrafenſtand erhoben und letzterer erhielt noch in demſelben Jahre das böhmiſche Incolat, ſowie unter dem 24. Oct. 1737 die Aufnahme in das ſchwäbiſche Reichsgrafen-Collegium. Seinem Sohne Johann Joſeph (geb. 1706, geſt. 1776) war es vorbehalten, ſeinem Hauſe beſondern Glanz zu erwerben. Als Reichshofrath vermählte er ſich im J. 1728 mit des Grafen Adolf von Metſch Erbtochter, erlangte am 24. April 1751 die Namen- und Wappenvereinigung mit denjenigen ſeiner Gemahlin und nunmehr als Graf Khevenhüller-Metſch mittels d. d. Regensburg 30. Dec. 1763 ausgeſtellten Diploms den nach dem Rechte der Erſtgeburt vererbenden Reichsfürſtenſtand, ſowie am 3. Dec. 1775 noch das Erb-Land-Hofmeiſteramt im Erzherzogthume Oeſterreich unter der Enns. Dieſe Linie beſitzt ein bedeutendes Fideicommiß in Nieder-Oeſterreich und es iſt die Hoffnung nicht unbegründet, aus einem ihrer nachgeborenen Söhne wieder eine gräfliche Linie erblühen zu ſehen. — Beſonders ſind aus dieſem Geſchlechte zu erwähnen:

1) Franz Chriſtoph, geboren am 21. Febr. 1588 zu Klagenfurt als älteſter der den Vater überlebenden Söhne des Grafen Bartholomäus und deſſen zweiter Gemahlin Blanca Ludmilla geborenen Gräfin von Thurn. Als Kind ſiech und ſchwach, entwickelte er ſich ſpät, gab ſich dann aber mit um ſo größerem Eifer dem Studium der Wiſſenſchaften hin. Langer Aufenthalt in Italien,

Digitized by Google

der ihn namentlich in Florenz in Beziehungen zu dem dortigen kunſtſinnigen Hofe brachte, ferner Reiſen durch Frankreich und England vollendeten ſeine Ausbildung. Vom Könige Matthias von Ungarn im J. 1609 zum Vorſchneider und zwei Jahre darauf zum Silberkämmerer ernannt, begleitete er den König nach Prag, um bei der dortigen Krönung zum erſten mal ſeines Amtes zu warten, und blieb hierauf in der unmittelbaren Umgebung ſeines Herrn bis zu deſſen Kaiſerkrönung zu Frankfurt a. M. im J. 1612. Am 6. Mai 1613 vermählte er ſich zum erſten mal mit Barbara Freiin von Teuffel, folgte im ſelben Jahre dem Kaiſer zum Reichstag nach Regensburg, wurde daſelbſt zum Kämmerer ernannt und trat das Erbe ſeines am 16. Aug. dieſes Jahres verſtorbenen Vaters als Haupt ſeiner Linie an. Durch Erbeinigung mit ſeinen Brüdern waren ihm die in Ober-Oeſterreich gelegenen Herrſchaften, namentlich Frankenburg, Kammer und Kogl zugefallen, die er jedoch mit Einwilligung ſeines Geſchlechts zu verpfänden gezwungen wurde. Hierauf trat er im Auftrage des Kaiſers auf Veranlaſſung des Cardinals Khleſl im Jahre 1617 eine Geſandtſchaftsreiſe nach Spanien an, welche noch in demſelben Jahre zur Ernennung als ſtändiger ordentlicher Geſandter führte. Trotz der bedrängten Lage, in welche Khevenhüller bei ſeinen eigenen derangirten Verhältniſſen und dem Ausbleiben des ihm zugeſicherten Gehalts gerieth, und die ſeinen eigenen Aufzeichnungen nach bis zum Verſetzen, reſp. Verkaufen ſeiner und ſeiner Gemahlin Kleider führte — eine für einen kaiſerlichen Geſandten gewiß recht beſchämende Situation — wahrte er unverdroſſen des Kaiſers Intereſſe am Hofe von Madrid, mehr als ſein eigenes, bis zum J. 1621. In die Heimat zurückgekehrt und am 20. Dec. genannten Jahres zum Geheimen Rath ernannt, ließ er ſich trotz der gemachten traurigen Erfahrungen zur Rückkehr nach Spanien bereden. Hier erhielt er vom König von Spanien den Orden vom Goldenen Vließe, vermittelte noch 1629 die Vermählung der Infantin Maria mit dem König Ferdinand von Ungarn und führte erſtere ſelbſt, wiederum unter den größten pecuniären Bedrängniſſen, an den kaiſerlichen Hof, hiermit (1631) ſeine ſpaniſche Botſchaft abſchließend, nachdem er unter dem 1. Febr. dieſes Jahres zum Oberhofmeiſter der jungen Königin Maria ernannt worden war. Von nun an blieb er in den verſchiedenſten und einflußreichſten Functionen am kaiſerlichen Hofe, war gleichzeitig Aſſiſtenzrath des Erzherzogs Leopold Wilhelm, in Kärnten Oberſter Erbland-Stallmeiſter und vielfach in kleineren Miſſionen ſeines Herrſchers thätig. Er ſchrieb die „Annales Ferdinandei“ (Ferdinand's II.), deren Prodromus in Wien 1646 erſchien und die Zeit von 1578—95 behandelte. Eine fernere Auflage der Annalen in neun Bänden erſchien Regensburg 1640—41 (Band 1—4) und Wien 1642—46 (Band 5—9), die ihrer kleinen Auflage wegen äußerſt geſucht, in den Jahren 1716—26 von M. G. Weidmann in Leipzig eine Erneuerung erfuhr. — Franz Chriſtoph hatte ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gattin mit Suſanna Eleonore Gräfin von Kollonitſch vermählt, aus welcher Ehe er jedoch nur eine Tochter erzielte, während ſein gleichnamiger Sohn aus erſter Ehe ſeinen Stamm fortſetzte, nachdem er ſelbſt am 13. Juni 1650 zu Baden bei Wien ſein Leben beſchloſſen und ſein Leichnam nach Schörfling in Ober-Oeſterreich gebracht worden war.

2) Ludwig Andreas, ein Sohn des eben genannten jüngeren Franz Chriſtoph, geboren am 20. Nov. 1683 von deſſen zweiter Gemahlin Erneſtine Barbara Gräfin von Montecuccoli, die ihm — ſein Vater ſtarb bereits 1684 — eine treffliche Erziehung geben ließ. Als jüngerer Sohn bei den ohnehin ſeit der Zeit ſeines unwirthſchaftlichen Großvaters ſtark zurückgegangenen Verhältniſſen des Khevenhüller'ſchen Hauſes ohne Ausſicht auf Beſitz, wendete er ſich dem Kriegshandwerke zu, machte unter dem Prinzen Eugen den Spaniſchen Erbfolgekrieg mit, wurde 1707 zum Kämmerer des Kaiſers Joſeph ernannt und erhielt bald darauf als Oberſt das Commando eines Reiterregiments. Nach der Schlacht von Peterwardein überbrachte er die Nachricht des glänzenden Sieges über die Türken dem Kaiſer, wurde 1733 Feldmarſchall-Lieutenant und erhielt hierauf das Obercommando im italieniſchen Feldzuge. Khevenhüller übernahm nach Karl's VI. Tode im Bairiſch-öſterreichiſchen Erbfolgekriege die Leitung, rückte von Wien aus dem Feinde entgegen und über Linz, das dem bairiſchen Kurfürſten bereits gehuldigt hatte, direct auf deſſen Hauptſtadt los und dictirte 1742 in München den Frieden, ſtarb aber bereits am 26. Jan. 1744 auf der Höhe ſeines Ruhms, von ſeiner Gemahlin Philippine Maria Anna Gräfin von Lamberg nur zwei Töchter hinterlaſſend, die beide durch Heirath in die gräfliche Familie von Windiſchgrätz eintraten.

Das Wappen iſt getheilt, oben erſcheint in Schwarz eine goldene Eichel an zweiblätterigem goldenem Stabe aus der Theilung wachſend, unten in Gold ein ſchwarzer Querſtrom. Aus dem Helme mit beiderſeits ſchwarzgoldenen Decken wächſt ein gold über ſchwarz getheilter Steinbock mit ſchwarzen Hörnern. Zu dieſem uns aus den früheſten Siegeln bekannten Schilde geſellten ſich ſpäter diejenigen mehrerer aufgeerbten Geſchlechter, ſo das der Kellerberg (d. d. Eßlingen 4. Sept. 1525 von Karl V. verliehen), der Mannsdorf (d. d. Prag 22. Juli 1544 von Ferdinand I.), der Auffenſtein (d. d. Graz 28. Mai 1571 vom Erzherzog Karl), der Weißpriach (d. d. Wien 10. Jan. 1572 von Maximilian II.) und ſchließlich das der Metſch (wie oben erwähnt von Franz I. zugefügt), ſodaß ſich die Wappen beider Linien nunmehr ziemlich complicirt darſtellen.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KHIWA, auch Chiwa — das anlautende kh entſpricht unſerm ch nach a und o — ein auf der Grenze von Weſt- und Centralaſien gelegenes Land, wird in der Regel zu Turkeſtan gerechnet, welchem es auch ethnographiſch zugehört, während ſeine Lage im Weſten des Amu es geographiſch abſondert. Da ſeine Regenten den Herrſchertitel Khan führen, ſo wird es als Khanat bezeichnet. In ſeiner heutigen Ausdehnung grenzt Khiwa im Norden an den weſtlich vom Delta des Amu-Stro-

Digitized by Google

mes[1]) befindlichen Theil vom Süduſer des Aralſees; nach Weſten an die Steppe des ruſſiſchen transkaſpiſchen Gebiets, woſelbſt man ſich eine ungefähr drei Breitengrade lange, mit gelinder weſtlicher Ausbucht nordſüdlich laufende Linie zu denken hat; nach Süden in nicht näher angegebener Linie an die Steppe der Tekke-Turkomanen bis zur Niederung des Amu, dann oſt- und nordoſtwärts erſt an die Amu-Niederung und dann an den Fluß ſelber, welchem die Linie, das Delta draußen laſſend, bis zur weſtlichen Mündung folgt, wo ſie mit der Nordgrenze zuſammentrifft. Die Steppe der Tekke-Turkomanen, als deren Hauptſtadt das in blühender Oaſe liegende Merw zu betrachten, trennt Khiwa nach Südoſten von der perſiſchen Provinz Khoraſſan und von Afghaniſtan. Von Khiwa, d. i. der Hauptſtadt, welche dem Lande den Namen gegeben, nach Meſchhed, der nächſten bedeutenden Stadt Khoraſſans, gebrauchen die Karavanen 18 Tage und ebenſo viel von Khiwa nach Aſterabad. Auf erſterm Wege finden die Reiſenden weder Waſſer noch bewohnte Orte zum Raſten; auf letzterm nur im Atrek-Fluſſe Trinkwaſſer, ſonſt dieſelbe troſtloſe Oede. Was die Bodengeſtaltung anbetrifft, ſo iſt Khiwa im großen und ganzen eine dürre, meiſtentheils flache, jedoch auch hier und da hügelige Plateau-Landſchaft, in weiten Strecken mit tiefem Sande überdeckt und nur ſelten mit kleinen, ſpärlichen Graswuchs aufweiſenden Angern verſehen. An ſolchen Stellen, welche die Weideplätze für die Schafheerden nomadiſirender Horden bilden, findet ſich auch gelegentlich ſtagnirendes Waſſer. Eine Ausnahme macht nur die auch oberhalb des Delta ſehr breite Niederung des Amu, offenbar derjenige Theil des Landes, welcher ihm vor alters ſeine Bewohner zugeführt, und in welcher noch jetzt die geſammte ſeßhafte Bevölkerung ſich zuſammendrängt. Dieſe Niederung, durch ein Syſtem von wohlunterhaltenen Kanälen vom Amu her bewäſſert, lohnt den ihr gewidmeten ſorgſamen Anbau durch reichliche Ernten. Die hauptſächlichſten Producte ſind Getreide, Reis, Seſam, Lein, Obſt, Wein, Melonen, Baumwolle und Seide. In den Steppen werden außer den Schafen auch Kamele gezogen; im übrigen iſt die Viehzucht nicht nennenswerth. Die Bevölkerung beſteht aus einer herrſchenden Raſſe, den Uſbeken, und einer wol unterworfenen, aber freien ſolchen, den Sarten oder Tadſchiks. Letztere, welche den Kaufmanns- und Handwerkerſtand ausmachen, ſind die Nachkommen der alten Chowaresmier und reden unter ſich perſiſch. Erſtere, ein oſttürkiſcher Stamm, welcher ſich im 16. Jahrh. wie auf die transoxaniſchen Länder ſo auf das damalige Kharesm (d. i. Khiwa) warf, um ſich darin als Herrſchervolk niederzulaſſen, reden einen eigenen türkiſchen Dialekt. Die Uſbeken werden als roh, argliſtig, ſchmuzig in Kleidung und Wohnung, träge, gefräßig mit einem Hange zur Obeſität geſchildert; ſie dürften alſo die Raſſeeigenthümlichkeiten ihrer oſtaſiatiſchen Heimat treulichſt bewahrt haben. Ständeunterſchiede werden bei ihnen wenig berückſichtigt; der Herr ſetzt ſich mit dem Diener zur Mahlzeit nieder, und ſelbſt der Khan zeichnet ſich in der Einfachheit ſeiner Tracht und ſeines Auftretens nur wenig vor ſeinen Unterthanen aus. Die Kleidung beſteht aus einem Hemde und Beinkleidern aus weißem Baumwollſtoffe, mittels eines Gürtels in einer Weiſe zuſammengehalten, daß die Bruſt offen bleibt, darüber zwei oder drei Röcken aus geſtreiftem Seide- und Baumwollatlas in lichten Farben, ferner einer Schaffell-Mütze in Form eines flach abgeſtumpften Kegels und groben Stiefeln. Bei feierlichen Gelegenheiten legt der Khan einen mit kleinen Juwelen verzierten Turban und einen goldgeſtickten Rock an.

Durchweg beſeelt die Uſbeken das Gefühl, daß die Macht ihres Stammes auf deſſen feſtem Zuſammenhalten und einem Eifer für das Geſammtintereſſe beruht, vor welchem jede Rückſicht auf Moral und Menſchlichkeit, aber auch auf perſönliche Wünſche und Bedürfniſſe ſchwindet. Jahrhundertelang war der khiwaſiſche Staat eine wohlorganiſirte Räuberbande; Karavanen wurden ausgeplündert und Expeditionen in die benachbarten perſiſchen, transoxaniſchen und afghaniſchen, ja ſelbſt ruſſiſchen Culturdiſtricte ausgeſandt, um friedliche Dörfer zu überfallen, ihre bewegliche Habe zu rauben, vor allem aber die Einwohner in harte Sklaverei nach Khiwa zu ſchleppen, wo ſie theils zur Feldarbeit angehalten, theils als Knechte weiter verkauft, theils endlich bei ſchlechter Koſt zum Loskauf in Verwahrung genommen wurden. Solcher Sklaven waren zu Zeiten in Khiwa ſo viel, daß ſie ihre Peiniger an Zahl weit überragten; jedoch war dafür geſorgt, daß Aufſtandsgelüſte den Waffenloſen nicht in den Sinn kommen konnten, und an Flucht war bei den das Land umgebenden Sandwüſten, welche noch dazu von khiwaſiſchen Nomaden durchſtreift wurden, von vornherein nicht zu denken. Rußland hat ſich ein Verdienſt um die allgemeine Menſchlichkeit erworben, indem es durch ſeinen ſiegreichen Feldzug vom J. 1873 dieſem ſchmählichen, ſeine eigenen öſtlichen Provinzen ſchwer ſchädigenden Treiben ein Ende bereitet hat.

Der Handel Khiwas war, ſolange die Loskaufgelder für die Sklaven alljährlich die Staatseinnahmen vermehrten, nicht unbedeutend. Von Rußland erhielt es Eiſen, Blei, Cochenille, Baumwollſtoff, farbig und weiß, Wollzeuge, Stickereien, Gold- und Silberlitze, Zucker, Meſſer, Feuerwaffen, Glaswaaren, Gold in Dukaten und Pelze. Dagegen wurden nach Rußland ausgeführt: Seide, roh und verarbeitet, Häute, Baumwolle, ſchwarze Lammfelle (Aſtrachan), alte Münzen aus Bokhara, Lapis Lazuli und Rubinen aus Badakhſchan, Türkiſe aus Meſchhed, Shawls aus Kaſchmir u. ſ. w. Die Induſtrie iſt gering, ſie beſchränkt ſich auf Atlas- und Seidenweberei. Die Landesreligion iſt die ſunnitiſch-mohammedaniſche; Chriſten gibt es in Khiwa keine, doch leben unter den Mohammedanern einige wenige Juden.

1) Gewöhnlich Amu Derja (Darja). Das ins Oſttürkiſche übergegangene perſiſche Wort Derja bedeutet wie das arabiſche Bähr nicht blos ein Meer, ſondern auch einen großen Fluß, d. i. Strom; es iſt alſo Appellativum und ſollte von den Karten verſchwinden. Fällt es doch niemand ein, den Nil Bähr Nil zu nennen, obwol dies ſeine gewöhnliche Bezeichnung im Orient iſt.

Digitized by Google

Die Hauptſtadt Khiwa liegt in einer Entfernung von ungefähr 21 geogr. Meilen von dem linken Amu-Ufer. Sie iſt von einer hohen, jedoch vielfach verfallenen Mauer umgeben und enthält elende, aus Weidenflechtwerk bereitete und mit Lehm überſchmierte Häuschen, die man in Erde dargeſtellte Nomadenzelte nennen könnte. Das ſchönſte Gebäude iſt die Moſchee Polwân Agha, wie das Wohnhaus des Khans[2]), auf der Citadelle, dem beſten Stadttheile, gelegen. Andere Ortſchaften ſind Urdſchendſch (Gorgana), einſt die Hauptſtadt von Khâreſm, jetzt ein elendes Dorf, Heſâraſp, Serſân und Pitnak. Die Einwohnerſchaft der Hauptſtadt wird vielleicht zu gering auf 4—6000 Seelen geſchätzt; Sicheres iſt darüber nicht zu ermitteln.

Von der Geſchichte Khiwas iſt nur Weniges bekannt. Wie es ſcheint, hielten die Usbeken nach ihrer Beſitzergreifung des Landes anfangs die Idee der mongoliſchen Oberherrſchaft aufrecht und bezogen ihre Regenten von den nomadiſirenden Kuſak (Kirghiſen) als Sprößlinge der weitverbreiteten Familie Dſchingis-Khan's. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde dies anders; wir finden da an der Spitze des Staats einen einheimiſchen Häuptling Ilburs Khân Inag, welcher während des großen Perſerkönigs Nâdir Schah's Zuge nach Indien wiederholt plündernd und raubend in Khoraſſan einfiel. Um ihn dafür zu beſtrafen, verband ſich Nâdir nach ſeiner Rückkehr mit dem Schah von Bokhara zu einem Kriege wider Khiwa; nach einem opfervollen Marſche durch die Wüſte gelangte er an den Amu, überſchritt denſelben, verwüſtete die Hauptſtadt und führte einen Theil der Einwohner als Zwangs-Coloniſten in ſein Land. Auf Ilburs folgte Mohammed Emir Inag (Inag iſt der Name eines Usbeken-Stammes, welchem die Familie angehörte), welcher eine zahlreiche Horde von Jamuten (die Jamuten ſind ein Turkomanen-Stamm) im Lande Khiwa aufnahm. Sein Sohn und Nachfolger, Ewas Inag, ging noch weiter, indem er die Jamuten auf Koſten der Usbeken zu bevorzugen befliſſen war. Deſſen Sohn Iltenazzer dagegen verfolgte eine entgegengeſetzte Politik, indem er die Jamuten anfeindete; dies ging ſo weit, daß die Jamuten wieder auszuwandern beſchloſſen und ſich nur mit vieler Mühe zurückhalten ließen. — Iltenazzer fand ſeinen Tod in den Fluten des Amu, als er, nach einem Raubzuge in Khoraſſan von perſiſchen Truppen verfolgt, haſtig überſetzen wollte. Ihm folgte um das J. 1810 Mohammed Rahîm Khân, welcher ſich in den Beſitz Khoraſſans durch eine Verſchwörung der mit der gegenwärtig in Perſien regierenden Kadſcharen-Dynaſtie unzufriedenen Häuptlinge der Gebirgsgegenden zu ſetzen gedachte, aber durch die Wachſamkeit Feth Ali Schah's von ernſtlichen Unternehmungen gegen die perſiſchen Staaten abgehalten wurde. Auf Mohammed Rahim folgte im J. 1826 ſein Sohn Rahmân Kuli Khân.

Peter der Große hatte ſchon 1717 einen Kriegszug zur Eroberung Khiwas unternommen, welcher völlig misglückte; der Raubſtaat blieb wie eine offene Wunde an dem Staatskörper Rußlands, welches es geſchehen laſſen mußte, daß bald hier bald dort in ſeinen ſpärlich bewohnten und ſchlecht behüteten Ländern von den verſchlagenen Briganten Handelskaravanen aufgelauert und ruſſiſche Unterthanen, bisweilen Hunderte in einem Jahre, in khiwaſiſche Sklaverei geſchleppt wurden. Erſt im J. 1839, 122 Jahre nach dem Unglücke Peter's, entſchloß ſich die ruſſiſche Regierung abermals zu einer Expedition gegen das Khanat zur Befreiung vieler in der Gefangenſchaft gehaltener Unterthanen; aber auch dieſes Unternehmen ſcheiterte an der Ungunſt des Klimas und der Schwierigkeit, durch die Wüſten ein Heer zu führen. Abermals vergingen 34 Jahre, bis daſſelbe wiederholt werden konnte. Inzwiſchen hatten die Ruſſen ſich die Oſtufer-Länder des Aralſees unterworfen, von welchen aus allein das khiwaſiſche Culturland, wenn auch mit großen Mühſalen, erreicht werden konnte. Der General Kaufmann, ein ebenſo energiſcher wie umſichtiger Feldherr, wurde mit der Leitung der Expedition betraut, welche im März 1873 von der Stadt Taſchkend aus ihren Anfang nahm. Nach einem äußerſt beſchwerlichen Marſche, welcher wegen des ungeheuern, jedes Lebensrequiſit nachſchleppenden Trains ein Vierteljahr beanſpruchte, gelangte das Heer durch glühenden Wüſtenſand den 10. Juni vor der Stadt Khiwa an, welche ſich nach kurzer Beſchießung ergab und gleich den folgenden Tag von den Ruſſen beſetzt wurde. Die Macht des Khans, welche auf dem Rufe ſeiner Unangreifbarkeit beruhte, war völlig gebrochen, zahlloſen Sklaven wurden ſofort der Freiheit wiedergegeben und die Friedensverhandlungen begannen, welche zu dem am 25. Aug. 1873 abgeſchloſſenen, für Khiwa ſehr unglücklichen Vertrage führten. Thatſächlich wurde der Khan dadurch ein Vaſall Rußlands, den Ruſſen wurde völlige Handelsfreiheit gewährt, das Amu-Delta, ſammt dem auf der rechten Seite des Stromes befindlichen Gebiete, in welchem vor Zeiten die zweite Hauptſtadt Khowaresmiens, Kât, gelegen, wurde an Rußland abgetreten, die bereits durch (erzwungenes) Decret des Khans vom 25. Juli verfügte Abſchaffung des Menſchenhandels beſtätigt und unter die Gewähr des internationalen Rechts geſtellt. Nach dem dem Staate auferlegten Gebietsverluſte kann das Areal deſſelben auf kaum mehr als 1050 geogr. □Meilen geſchätzt werden, wobei man die Südgrenze auf den 40° 16′ Gr. nördl. Br. annimmt, mit einer Bevölkerung nach A. C. Kuhn's während des ruſſiſchen Feldzugs angeſtellter Schätzung von

250,000	Seelen ſeßhafter Einw.	in	50—65,000	Häuſern,
125,000	„ Karakalpak-Nomaden	in	25,000	Kibitken,
200,000	„ Turkomanen-Nomaden	in	40,000	Kibitken,
100,000	„ Kirghiſen-Nomaden	in .	20,000	Kibitken,
675,000	Seelen zuſammen	in	85,000	Feuerſtellen.

So ſeiner wichtigſten Exiſtenzbedingungen beraubt (ſchon in Khareſm wurde vor Jahrhunderten ein ſchwunghafter

2) Daſſelbe ſoll ſich nur durch eine auf dem Fußboden ausgebreitete Strohmatte vor den Häuſern der Unterthanen auszeichnen.

Digitized by Google

Sklavenhandel betrieben), dürfte Khiwa in völlige Unbedeutendheit verſinken und zuletzt als ruſſiſche Annection vom Schauplatze der Geſchichte völlig abtreten.

(*G. Rosen.*)

KHLESL oder KLESEL (Melchior), Cardinal und einflußreicher Miniſter des Kaiſers Matthias, geboren zu Wien 1553, geſtorben 1630. Aus einer evangeliſchen Familie ſtammend, Sohn eines Bäckers, trat er zur katholiſchen Kirche über, kam nach und nach zu hohen kirchlichen Würden, war Kanzler der wiener Univerſität und als ſolcher ein eifriger Förderer der Gegenreformation, als welcher er es durchſetzte, daß der proteſtantiſche Rector der wiener Univerſität abgeſetzt und eine energiſche Gegenreformation durchgeführt wurde. Die Doctorpromotion wurde wieder an die Bedingung der römiſchen Confeſſion, welche der Candidat vorher feierlich abzulegen hatte, geknüpft. Vergebens proteſtirten die drei weltlichen Facultäten dagegen, vergebens remonſtrirten ſie gegen die jeſuitiſche Akademie in Wien, deren Diplome die Univerſität hartnäckig ignorirte, deren Rector ſie, wenn ein Anliegen derſelben vorkam, vor der Thür des akademiſchen Sitzungsſaales warten ließ, deren Zuhörern die Univerſität ihre Stipendien entzog. Aber das Jeſuitencollegium zählte bald über 1000 Studirende und hartnäckig, wenn auch vergeblich, führte die herabgekommene Hohe Schule den Kampf gegen die Incorporirung des Jeſuitencollegiums fort. Die Bücher-Inquiſition wurde unnachſichtlich durchgeführt und auf dieſe Weiſe das Land katholiſirt. Khleſl war in enger Verbindung mit Erzherzog Matthias die Seele von deſſen Unternehmungen, leitete die Verhandlungen mit den proteſtantiſchen Ständen, welche zum Zweck hatten, dieſe zum Abfall vom Kaiſer Rudolf zu bewegen. Matthias wurde von den Angehörigen in einem Familienrathe zu Rudolf's Vormund eingeſetzt und nachdem er mit den Unzufriedenen in Ungarn, Mähren und Oeſterreich einen geheimen Pact geſchloſſen hatte, nahm er dieſe Länder in Beſitz und nur in Böhmen verſuchte Rudolf ſich zu halten. Der länderloſe Fürſt ſtarb am 20. Jan. 1612 und nun folgte Matthias von 1612—1619, in welchen ſieben Jahren Khleſl ſein allmächtiger Miniſter war. Er ſetzte Matthias' Kaiſerwahl durch (3. Juni 1612) und leitete die Verhandlungen der Succeſſionsfrage, da Matthias, 55 Jahre alt, bis dahin kinderlos war. Dieſe Verhandlungen drehten ſich hauptſächlich um die Perſon des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark (nachmals Kaiſer Ferdinand II.), der ſich von Herrn von Eggenberg berathen ließ und ſich zu Khleſl (jetzt Cardinal) in Oppoſition ſtellte. Ohne Khleſl in das Geheimniß zu ziehen, unterhandelte Ferdinand mit König Philipp III. von Spanien und durch die Jeſuiten mit Rom. Die proteſtantiſchen und ſtändiſchen Unruhen in Böhmen wurden von Matthias und Kleſl nicht mit jenem feurigen Glaubenseifer unterdrückt, den Ferdinand angewendet wiſſen wollte. Dazu kam, daß Khleſl mit ſeinem großen Plane, eine Reichsvertretung in Form eines General-Convents aus den Landboten der öſterreichiſchen und ungariſchen Länder zu bilden, ſcheiterte. Als Ferdinand trotz Widerſtrebens der proteſtantiſchen Partei, allerdings nachdem er zum Schutz der Reformirten den Majeſtätsbrief ausgeſtellt hatte, König von Böhmen geworden war und die Landtage von Mähren, Schleſien und den Lauſitzen die Nachfolge Ferdinand's anerkannt hatten, begaben ſich Matthias und Ferdinand mit Khleſl nach Dresden, um den Kurfürſten und mit Hülfe deſſen die andern Kurfürſten in Deutſchland zu gewinnen. Damals hatte Khleſl den Gedanken verfolgt, Ferdinand mit einer proteſtantiſchen Fürſtentochter zu verheirathen. Aber Ferdinand weigerte ſich deſſen. Es gelang auch Khleſl, für Ferdinand auf dem ungariſchen Reichstage zu Preßburg die Stände für deſſen Wahl zu gewinnen. Nach langen Verhandlungen hatte Khleſl geſchickt eine Formel gefunden, welche inhaltslos war, die aber die auf das Wahlrecht eiferſüchtigen Stände befriedigte. Am 16. Mai 1618 erfolgte auch Ferdinand's Wahl zum König von Ungarn. Während der Ceremonie gaben die vor dem Schloſſe aufgeſtellten Truppen eine Salve. Plötzlich flog eine Kugel zwiſchen Khleſl und Ferdinand's Kopfe vorbei und ſchlug in die Decke des Saales. Der Urheber konnte nicht entdeckt werden. Trotz aller diplomatiſchen Thätigkeit war offenbar Khleſl nur ein bedingter Anhänger Ferdinand's, deſſen Nachfolge er ſicherte, und fühlte gar ſehr, daß er kaum die Macht in den Händen behalten werde. Er war doppelzüngig gegen Ferdinand und machte ſich ihn zum Feinde, er hatte auch gegen ſich den päpſtlichen Nuntius, den ſpaniſchen Geſandten Oñate und ebenſo Eggenberg. Als in Böhmen der Aufſtand auf dem prager Hradſchin losbrach — Adelsrebellion und Beginn des Dreißigjährigen Krieges — war Khleſl in erſter Reihe für maßvolles Einſchreiten, während Ferdinand die Rebellion mit Gewaltmitteln unterdrücken wollte. Darüber kam es zum Bruch und Khleſl wurde geſtürzt. Ferdinand und Erzherzog Max waren wie auch Khleſl in Wien. Dieſer machte am 20. Juli einen Beſuch bei den Erzherzogen. Im Vorzimmer fand er die Herren Stadion und Breuner, die Grafen Collalto, Dampierre und Montecuccoli. Sofort nach ſeinem Eintreten verſchloß Stadion die Thür und Breuner erklärte ihn im Namen des Königs Ferdinand gefangen. Dampierre nannte ihn einen loſen Buben, hieß ihn das Cardinalskleid ablegen und einen gewöhnlichen Prieſterrock anziehen. Hierauf wurde er durch einen verdeckten Gang aus der Burg auf die Baſtei gebracht, von da zum Schottenthor geleitet, hier in einen Wagen geſetzt, von Reitern unter Dampierre nach Wiener-Neuſtadt (Bisthum des Cardinals) begleitet, dort ohne Aufenthalt wieder in einem Wagen bis Schottwien geführt und von dort aus in einer Sänfte durch Steiermark, Kärnten, Tirol nach Schloß Ambras bei Innsbruck gebracht, wo er acht Tage nach ſeiner Entführung in enge Haft geſetzt wurde. Nur zögernd theilte Ferdinand ſeinem kaiſerlichen kranken Vetter Matthias die Entführung ſeines erſten Miniſters mit. Der ohnmächtige kranke Kaiſer verbiß ſeinen Zorn und wagte nicht einmal einen Vorwurf. Nicht ſo die Kaiſerin. Aber Ferdinand, der in ſeinem Fanatismus in Khleſl das Hinderniß ſeiner glaubens-

einheitlichen Politik ſah, fiel auf die Knie, bat um Verzeihung, und erklärte lieber beide Kronen niederlegen zu wollen als Khleſl zurückzurufen. Khleſl wurde nach Innsbruck gebracht, bis zum Herbſt 1619 gefangen gehalten, dann nach einem Kloſter bei Schwaz geführt und dort auf ſein Zimmer beſchränkt, wo ihm jegliche Correſpondenz verboten war. Sein großes Vermögen wurde eingezogen und zu Rüſtungen verwendet. Endlich wurde Khleſl nach Rom entlaſſen, wo er am 27. Nov. 1622 eintraf und in der Engelsburg internirt wurde. Von hier ſchrieb er an Ferdinand Glückwünſche wegen der Siege der Kaiſerlichen (unter Tilly und Wallenſtein) und bat mit Berufung auf ſein Alter von 71 Jahren um die Erlaubniß zur Rückkehr. Ferdinand gab ihm ſeine Freiheit, doch mußte Khleſl in Rom bleiben und auf ſein Vermögen verzichten, genoß jedoch die Einkünfte der Biſthümer Wien und Wiener-Neuſtadt. Nach 9½-jähriger Verbannung durfte er (1627) zurückkehren, war dann noch als Biſchof ſehr thätig, jedoch aller Politik fern bleibend, bis er nach kaum drei Jahren, 77 Jahre alt, am 18. Sept. 1630 ſtarb.

Literatur: Hammer-Purgſtall, Cardinal Khleſl's Leben (4 Bde., Wien 1850—51); Kerſchbaumer, Cardinal Khleſl, Miniſterpräſident unter Kaiſer Mathias (Wien 1865). Dazu: Gindely's Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs, 1. Bd., und ältere Literatur eingehend in Franz Krones' Grundriß der öſterreichiſchen Geſchichte mit beſonderer Rückſicht auf Quellen- und Literaturkunde (Wien 1881—82), woſelbſt auch einzelnes monographiſches Material. *(H. M. Richter.)*

KHMER. Die Sprache von Kambodſcha bildet mit der von Annam und der peguaniſchen (Talaing, Môn) zuſammen eine Familie. Gleich ihren verwandten iſt ſie einſilbig und iſolirend, hat aber keine dem Worte anhaftenden Betonungen. Dank vorderindiſchem Einfluſſe beſitzt ſie eine reiche, bisher faſt unerforſchte Literatur, hat aber auch zahlreiche Fremdwörter aus dem Pâli und vielleicht zum Theil aus dem Sanſkrit in ſich aufgenommen. Die Khmer-Schrift iſt gleichfalls indiſchen Urſprungs und Syſtems, aber überaus unſchön in ihren kleinlichen Verſchnörkelungen.

Literatur: Aymonier, Dict. français.-camb. Saigon 1874; derſ. Vocabul. camb.-franç., ebend. 1874; derſ. Dict. Khmêr-français, ebend. 1878.

(G. von der Gabelentz.)

KHODAWEND'KJÂR*), gleichſam Herrenland, wurde das älteſte Vilajet der Türkei, die Wiege der osmaniſchen Monarchie, dem alten Bithynien, Nordmyſien und dem Nordweſttheile von Phrygien entſprechend, nach dem Regenten-Beinamen genannt, welchen der Sultan Murad I., der erſte große Eroberer auf europäiſchem Boden, führte. Der Grund jener Benennung iſt unklar, vielleicht ſollte ſie ein Land bezeichnen, deſſen Verwaltung ſich der Großherr vorbehielt, während die neuerworbenen rumeliſchen Provinzen Vezieren und Sandſchak-Begs untergeſtellt werden ſollten. Wenn aber ſolch ein Plan je beſtand, ſo iſt ihm keine Folge gegeben worden; nichtsdeſtoweniger hat die Provinz den Namen Khodawend'kjâr unausgeſetzt geführt, und ſelbſt von der neuen Provinzial-Organiſation, welche die alten Ländernamen der Vilajets abzuſchaffen und die Namen der Provinzialhauptſtädte an die Stelle zu ſetzen liebt, iſt Khodawend'kjâr beibehalten worden.

Das Vilajet Khodawend'kjâr grenzt gegen Norden an das Marmara-Meer, in welches es mit der Inſel Marmara und zugehöriger Eilandgruppe, ſowie mit der Halbinſel von Cyzicus hineinragt; weiter läuft die Grenze im Norden der Bucht von Mudania dem Samanly-Gebirge entlang, ſetzt öſtlich von Isnik (Nicäa) über den Sangarius, den von der weſtlichſten Krümmung dieſes Fluſſes rechtsſeitig umfloſſenen Karakaja-Berg mit einſchließend, ſenkt ſich dann in ſüdſüdöſtlicher Richtung nach dem Emir Daghy, folgt ſodann in weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung einer Linie bis an den obern Mäander, zieht ſich von da in großem nordweſtlichem Bogen in das Quellgebiet des Simaw-Fluſſes, von wo ſie ohne Rückſicht auf Gebirgs- und Flußläufe ſich in faſt ganz weſtlicher Richtung dem Meere zuwendet. Die Weſtgrenze folgt der Küſte des Aegäiſchen Meeres, mit der Inſel vor Aiwalyk in dieſes hineinragend bis zur Stadt Edremid (Atramyttium) im Grunde des gleichnamigen Golfs und läuft dann über das Ida-Gebirge nordwärts, bis ſie ſich in der Mündung des Kaſ'daghſüi mit der Nordgrenze vereinigt. Außer den genannten beiden Meeren berührt das Vilajet nordwärts den Sandſchak von Kodſcha-Ili (Nicomedien), oſtwärts die Vilajets von Angora und Konia, ſüdwärts diejenigen von Konia und von Aidin, und weſtwärts den Sandſchak von Bigha. — Das Vilajet iſt 1358,3 geogr. □Meilen groß und wird von 1,030,244 Seelen bewohnt. Es erſtreckt ſich, von der kahlen und unfruchtbaren Binnenhochebene Kleinaſiens ausgehend, durch fruchtbare, wohlbewäſſerte, allerdings vielfach von rauhen Gebirgen unterbrochene Thäler und Flächen bis an das Meer über Gebiete, die zu den reichſten und fruchtbarſten der Halbinſel gehören. Von den Gebirgen iſt das berühmteſte der Keſchiſch Daghy, der bithyniſche Olymp, 2327 Met. hoch, und der Ak Dagh, 2440 Met. hoch, welcher letztere einen Theil der Waſſerſcheide zwiſchen dem Simaw und dem Gedüs' Tſchai, dem Hermus der Alten, bildet.

Von Flüſſen ſind zu erwähnen der Ulubâd (Lobadia)-Tſchai, welcher den Suſyghyrlyk-Tſchai (Maceſtus),

*) Khodawend'kjâr, ein perſiſches Wort, deſſen Bedeutung die Wörterbücher als Schöpfer, Herr, hoher Gebieter, angeben, iſt ein inſofern unklares Compoſitum, als zu kjar machend, ſchaffend, ein Object erwartet wird, welches das Adj. khodawend, herrlich, nicht bietet. Wahrſcheinlich iſt es nicht ein aus dem Sprachbewußtſein frei entſtandenes Wort wie kjâmkjâr (Wunſch thuend, d. h. abſolut), ſondern ein von der höfiſchen Schriftſtellerei der perſiſch redenden Dynaſtien erfundenes, durch welches der Souverän, reſp. Gott, als ein in all ſeinem Thun herrliches Weſen bezeichnet werden ſoll, ſodaß Khodawend entweder als Abſtractum oder als Adverbium zu faſſen wäre.

ſowie den Adirnos-Tſchai (Rhyndacus) und den Nenufar, den Fluß der Bruſſa Ebene, d. h. die Gewäſſer der Nordweſt- und der Südſeite des Olymp, nebſt denjenigen des weiter ſüdlichen Gebiets bis zur Waſſerſcheide des Hermus, aufnimmt; der Gjökſu, ein vom öſtlichen Olymp herabkommender Zufluß des Sakaria (Sangarius) und der in ſeinem ganzen Laufe noch nicht ermittelte Kutâhja-Sûi. Auch an ſchönen, fiſchreichen Landſeen iſt kein Mangel, wie der See von Manias, der von Abulonie, von Nicäa, der Ainegjölü (Spiegelſee im Oſten des Olymp), der See von Bulwudun. Die Producte ſind mannichfaltig; weltbekannt ſind der Meerſchaum, ein Mineralproduct der Gegend von Kutâhja, das Opium von Kara-Hiſſâr, das danach den Beinamen Afiûn (Opium) führt, und die Seide von Bruſſa und der Bruſſa-Ebene. Außerdem ſind der Wein vom Olymp, Getreide, Häute, Saffian, Krapp, Gelbbeere, Galläpfel als Ausfuhrartikel anzuführen.

Die Hauptſtadt Bruſſa mit 100,000 Einwohnern, wovon 85 Proc. auf die Mohammedaner und 15 Proc. auf Griechen, Armenier und Juden entfallen, die alte Pruſias, liegt am Nordfuße des Olymp oberhalb einer herrlich angebauten Ebene, und iſt ſowol wegen ihrer mineraliſchen und heißen Quellen wie auch wegen ihrer Prachtbauten, Moſcheen, Imarets (Armenküchen), Mauſoleen u. ſ. w. der früheren türkiſchen Sultane merkwürdig, welche daſelbſt mit ihren Angehörigen bis auf Mohammed II., den Eroberer Konſtantinopels, begraben worden ſind. Von andern wichtigen Städten nennen wir Kutâhja (ſ. d.), Afiûn Kara-Hiſſâr, Aiwaly, Isnik mit den Ruinen des alten Nicäa, Demirtaſch wegen ſeiner bedeutenden Seidenzucht, Uſchak wegen ſeiner Teppichwirkereien.

Nach der gegenwärtig geltenden Provinzialorganiſation umfaßt das Vilajet von Khodawend'kjâr vier Sandſchaks und zwar:

1) Bruſſa, den Norden des Geſammtgebiets einnehmend, mit den Kaſas und Nahien: a) Bruſſa, Adranos mit Neu- und Alt-Dſchebel, Kirmaſti und Harmendſchi; b) Mudania mit Terlèbè; c) Gjemlik und Paſarkjöi; d) Biledſchik, Leffè, Gjölpaſary, Karadſcha Schehr, Sögüt; e) Jeniſchehir, Isnik, Bar-Hiſſâr; f) Ainèhgjöl, Paſardſchik, Dumanitſch; g) Myhalitſch, Selichân, Gjöktſchè Dagh.

2) Balikeſr, im Norden vom Sandſchak Bruſſa, im Süden vom Sandſchak Sarukhân, Vilajet Aidin, im Oſten von den Sandſchaks Kutâhja und Afiûn Kara Hiſſâr und im Weſten vom Aegäiſchen und Marmora-Meere, ſowie dem Sandſchak von Bigha begrenzt, mit den Kaſas und Nahien: a) Balikeſr, Iwrindi, Balijè, Fart mit Schami, Suſyghyrlyk, Kireſin; b) Erdek (Kyzicus), Kapydaghy, Paſcha Limani, Mermerè (die Inſel Marmora), Emir Ali, Aidinſchik, Bandyrma, Gjönen, Maniâs; c) Edremid, Nomadenſtämme Dſchini, Kyldonly, Haramèin und Nèjè; d) Kjemer Edremid, Aiwalyk mit der Inſel Buned; e) Soma mit Tell Duchân, Byghadytſch, Sandyrghy(?), Balat, Kebſût.

3) Kutâhja, im Norden an die Sandſchaks Bruſſa und Kodſcha-Ili, im Oſten an das Vilajet Angora, im Süden an den Sandſchak Afiûn Kara-Hiſſâr und Sarukhan und im Weſten an Sarukhan, Balikeſr und Bruſſa grenzend, mit den Kaſas und Nahien: a) Kutâhja, Tauſchanly mit Sultan Önü, Giregi, Ewrendſchik, Armudlu, Gümüſch, Altun Taſch, Atraf Schehir; b) Simaw, Egrigjös, Dagh Ardi, Emed, Gedüs', Schabhanè; c) Uſchak Benas', Ulu-Gjöbek; d) Eski Schehr, Sidi Ghaſi, In Önü, Bus', Oſûk.

4) Kara-Hiſſâr Sahib (d. i. die officielle Benennung von Afiûn Kara-Hiſſâr), den Südoſt-Theil des Vilajet einnehmend, mit den Kaſas und Nahien: a) Kara-Hiſſâr Sahib mit Emir Daghy, Sandykly, Hidſchanly, Soma, Daniſchmendli, Scheikhly, Gejikler, Tſchöl Owa, Iſchykly, Seradſchly; b) Tſchal mit Bakla, Tas'-Kyry, die Nomadenſtämme Bus', Olus, Chowaresm, Musliha; c) Bulwudun, Schuhûd, Ishakly, Kara Mok, Tſchai; d) Aſiſieh, Dſchanbarhin, Khosnew Paſcha, Bardaktſchi.

Jedes dieſer Sandſchaks unterſteht einem in dem Vororte reſidirenden Muteſarrif, das ganze Vilajet dem in Bruſſa reſidirenden Vali. Erſtinſtanzliche Gerichte beſtehen an denſelben vier Stellen, während Bruſſa zugleich Sitz eines Appellhofes iſt. *(G. Rosen.)*

KHOKAND, auch, weniger genau, Khokan oder Kokan, iſt der Name eines das Land Ferghana der alten islamitiſchen Geographen, d. h. den öſtlichen Theil des in der Blütezeit des Islam viel geprieſenen Mawerannahr oder Transoxana einnehmenden ehemaligen Khanats, welches ſeit 1875 unter Wiederherſtellung des alten Namens dem ruſſiſchen General-Gouvernement Turkeſtan einverleibt iſt. Das Land dehnt ſich im allgemeinen über die Quellgebiete des Sir-Stromes (Sihûn, d. i. Jaxartes) bis ſüdwärts an den Alai Tagh (Mus Tagh), die Waſſerſcheide gegen den im Lande Badakhſchân entſpringenden Amu-Strom (Gihon), aus, überſchreitet aber die letztere im Südoſten, um ſich über das obere Gebiet des Surkh-Ab auszudehnen. Oſtwärts bildet das Kaſchgariſche Gebirge ſo die Waſſerſcheide des Sir wie die Landesgrenze. Auch im Norden wird das Land durch Gebirge von Nordturkeſtan geſchieden; dieſelben werden aber von dem Narin, dem mächtigſten Zufluſſe des Sir, welcher dieſem vom Tian Schan zuſtrömt, durchbrochen. Von der chineſiſchen Grenze (Kaſchgarien) dehnt es ſich weſtwärts gegen 80 geogr. Meilen weit, von der Grenze Badakhſchâns nach Norden gegen 60 geogr. Meilen weit aus. Im Weſten bildete früher die Wüſte von Kyſyl Kum, jetzt das ruſſiſche Sareſſchan-Gebiet, im Nordweſten die Wüſte Ak Kum, jetzt das ruſſiſche Sir-Darja-Gebiet, die Grenze.

Als Theil des centralaſiatiſchen Alpenlandes, welches den größten unſerer Continente nach allen Richtungen mit Strömen verſorgt, entbehrt Khokand nicht der befruchtenden Waſſeradern, von denen die meiſten ſich in den Sir, den Hauptfluß des Landes, ergießen. Der Waſſerreichthum, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Abwechſelung von Berg und Thal, die ſüdliche Lage zwiſchen dem 39° und 43° nördl. Br. machen Khokand trotz dem durch die continentalen Verhältniſſe bedingten großen

Digitized by Google

Unterſchiede der winterlichen und ſommerlichen Temperatur zu einem von der Natur vorzugsweiſe begünſtigten Lande. Bis auf die im Weſten und Norden ſich ausbreitenden Steppen, welche von Kirghiſen, Kara Kalpaks und andern Nomadenſtämmen durchzogen werden, iſt das Land ebenſo reichlich bewohnt wie wohl angebaut. Der Obſtreichthum Khokands iſt in Aſien berühmt; unter den Früchten werden außer Weintrauben und unſern übrigen Obſtarten Granatäpfel, Mandeln und Piſtacien angeführt, welche man ſoweit nördlich kaum vermuthen würde. Außerdem wird Baumwolle gebaut und in den Berggegenden behufs der viel betriebenen Seidenzucht die Maulbeere. Zu den Feldfrüchten zählt der Reis und die Melone. Unter den Mineralien des Landes werden ſchon von einem arabiſchen Geographen des 10. Jahrh., Iſtakhri, Steinkohlen (ſchwarze Steine, welche wie Kohlen brennen), Türkiſe im Diſtricte von Khodſchend, Gold-, Silber- und Queckſilber-Minen angeführt.

Das Khanat zerfiel in eine Anzahl von Diſtricten, welche je von einer bedeutenden Stadt oder Ortſchaft den Namen führten; die wichtigſten ſind, außer dem Stadtgebiete von Khokand: Khodſchend im Südweſten, Taſchkend im Nordweſten, Isfara, Margilân, Oſch, Waddi, Namangan und Andidſchân. Die Hauptſtadt Khokand, nach welcher das Khanat ſeinen Namen führt, liegt 12 Kilom. ſüdwärts vom Sir entfernt in einem üppigen, von dem mittels vieler Kanäle vertheilten Karabell, einem linksſeitigen Zufluſſe des Sir, bewäſſerten Thale. Der Ort iſt als Stadt neueren Urſprungs und wird von den älteren Geographen nur einmal als an der Karavanenſtraße von Khodſchend nach Khaskit (bei Ibn Haukal Kwakend) gelegen, erwähnt. Früher ein kleines Dorf, verdankt er ſeinen Aufſchwung dem Regentengeſchlechte, welches in ihm reſidirte, von ihm aus das Land regierte und durch glückliche Kriege erweiterte. Obwol die Einwohnerzahl der Stadt auf 50,000 geſchätzt wird, ſo bewahrt ſie doch einen ländlichen Charakter; ſie entbehrt der Mauern und ihre von Lehmſteinen aufgeführten Häuſer, gegen 6000 an Zahl, ſind nicht aneinandergereiht, ſondern liegen innerhalb eigener Gehöfte und Gärten. Sie ſoll 300 Moſcheen beſitzen, welche aber zum großen Theil in Trümmern liegen. Beſonders wichtig iſt in ihr der große Bazar, in welchem die von Rußland bezogenen Manufacturwaaren, Waffen, Werkzeuge und dergleichen mehr ſich mit den Erzeugniſſen Chinas, namentlich dem Thee, mit den Producten des eigenen Kunſtfleißes, den Seiden- und Baumwollgeweben und endlich den Rohproducten des Landes begegnen. Vier große Karavanſerais nehmen die Handelszüge auf, welche jahraus jahrein den Verkehr zwiſchen Kaſchgar, Taſchkend, Samarkand, Bochara und deren Hinterländern vermitteln. In der Stadt Khokand berühren ſich die Straßen von Merw über Bokhara, Samarkand und Khodſchend; von der Stadt Turkeſtan über Tſchemkend und Taſchkend; von Karabura über Tus, von Kaſchgar über den Terekdawan-Paß, Oſch, Andidſchân, Marghilân; endlich von Karategin über den hohen Kokſu-Paß.

Die Bevölkerung des gegenwärtigen Ferghana als Provinz des ruſſiſchen General-Gouvernements Turkeſtan wird auf 960,000 Seelen angegeben, welche auf 73,215 □Kilom. wohnen. Rußland hat, indem es die Diſtricte Khodſchend und Taſchkend abſonderte, die Grenzen des alten Ferghana wiederhergeſtellt, über welche die Khane des Landes durch Eroberung der beſagten Städte hinausgegangen waren; mit denſelben zuſammen dürfte Khokand weit über eine Million Einwohner beſeſſen haben. Jedenfalls gehören die Culturländer Khokands zu den am beſten bevölkerten Gegenden des ruſſiſchen Aſiens.

Die Geſchichte Ferghana-Khokands iſt leider ſehr dunkel. In älteſter Zeit ſcheinen daſelbſt ſeßhafte ſogdianiſche Stämme mit nomadiſirenden Saken zuſammengelebt zu haben. Das Land vermochte ſich weder politiſch noch in Beziehung auf ſeine Culturentwickelung dem mächtigen Einfluſſe Perſiens zu entziehen, deſſen Sprache wir noch heute bei den geringen Reſten der alten Landesbevölkerung, den Tadſchiks, d. h. den Nachkommen der perſicirten Sogdianer, erhalten finden. Die älteſte beſtimmte Nachricht von Ferghana erhalten wir von dem arabiſchen Geographen Abu Ishâk Iſtakhri aus der Mitte des 10. Jahrh., welcher neben weniger bekannten Ortsnamen eine Anzahl unter ſich anſcheinend analoger, aber jetzt nicht mehr verificirbarer ſolcher, namentlich mit der Endung nket anführt. Der wenig ſpätere arabiſche Geograph Ibn Haukal nennt als die Hauptſtadt Ferghanas Akhſiket und gibt von der Lage dieſer am Fluſſe Tſchadſch, von ihrer Größe, ihrem Caſtell (Kohendiz) u. ſ. w. eine Beſchreibung, welche ſich noch in den Mittheilungen des Sultans Baber einigermaßen wiedererkennen läßt, während nachher durch fremde Einwanderung ganz andere Zuſtände eingetreten ſind. Aus dem von Iſtakhri und Ibn Haukal den Einwohnern Ferghanas geſpendeten Lobe dürfen wir ſchließen, daß ſich dieſelben ſchon im 10. Jahrh. zum Islam bekannten. Im Beginn des 13. Jahrh. wurde Ferghana, welches bis dahin zu dem Reiche der Khowaresmier gehört hatte, dem Gebiete der Mongolen unter Dſchingis-Khan einverleibt; nach dem Tode des großen Eroberers dürfte es unter der Herrſchaft der Dſchagatai-Dſchingiſen von Balkh geſtanden haben, bis in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Timur ſeine Herrſchaft von Samarkand oſtwärts nach Kaſchgar ausdehnte, alſo ohne Zweifel auch Ferghana im Beſitz hatte. Timur's Denkwürdigkeiten erwähnen Ferghanas nicht; wohl aber der Städte Khodſchend und Andidſchân als unbeſtrittener Grenzfeſtungen ſeines Reichs. Dem Timur folgte ſein Enkel Pir Mohammed, unter welchem die großen Eroberungen wieder verloren gingen. Mohammed's Oheim Schahrokh, ein Sohn Timur's, wußte wenigſtens die Stammlande in Turkeſtan zuſammenzuhalten; aber noch in demſelben Jahrhundert erſchien der oſttürkiſche Stamm der Uſbeken, welcher ſchon zu Timur's Zeit einzuwandern begonnen hatte, maſſenhaft in Ferghana und warf die Timuriden aus dem Lande. Der damalige Schah war Baber, derſelbe, welcher alsdann nach Indien ging, dort ein mäch-

Digitized by Google

tiges Reich gründete, und in ſeinen berühmten Denkwürdigkeiten, dem Baber-nâmeh, eine intereſſante Beſchreibung ſeines Heimatlandes Ferghana hinterlaſſen hat. Schon Baber's Vater, Omar Scheikh Mirza, hatte ſeinem Schwiegervater, dem Mongolenfürſten Junis Khân, Taſchkend abtreten müſſen, ſodaß ihm blos Ferghana geblieben war, und er ſeine Reſidenz in Akhſiket, der ſchon erwähnten Stadt mit feſtem Felſenſchloſſe, 7 geogr. Meilen unterhalb Andidſchân über dem Sir-Strome gelegen, genommen hatte. An Unterſtützung durch die geſchlechtsverwandten Nachbarherrſcher war nicht zu denken. Ueberhaupt war die große Zerſplitterung des Reiches der Timuriden und die Eiferſucht des einen Fürſten auf den andern das Unglück der Familie. Dieſe ſelber rief die Fremdlinge her, der eine Vetter bekriegte den andern mit uſbekiſchen Söldlingen, bis ſie beide der Uebermacht erlagen. War noch zu Timur's Zeit das Perſiſche die eigentliche Landesſprache in Ferghana geweſen, ſo wurde dies nunmehr anders. Die Mehrzahl der Einwohner beſtand aus uſbekiſchen Türken; was von den alten Einwohnern nicht umgekommen war, wanderte wahrſcheinlich in die ſüdweſtlichen Länder perſiſcher Zunge aus, ſodaß nur ein geringer Bruchtheil zurückblieb, nämlich die ſchon erwähnten Tadſchiks, welche eine ähnliche Stellung wie die Juden im mittelalterlichen Europa einnehmen, aber fortfahren, einen alterthümlichen Dialekt der perſiſchen Sprache zu reden. Mit Baber's Flucht 1504 können wir die Uſbeken-Eroberung als vollendet betrachten. Wir erfahren, daß der erſte Uſbeken-Herrſcher Scheibani Khan hieß; über die Schickſale dieſes Mannes aber und über diejenigen ſeiner Nachkommen herrſcht Dunkelheit. Nach der Mittheilung eines vornehmen Khokanders, Mahſum Khodſcha, hätte ſich das Reich allmählich in einzelne kleine Herrſchaften in der Weiſe aufgelöſt, daß die Hauptortſchaften des Landes, wie Khodſchend, Andidſchân, Oſch, Isfara, je von einem unabhängigen Khodſcha, Gebieter, regiert worden ſeien. Dies habe bis in die Mitte des 17. Jahrh. gedauert, wo ein gewiſſer Schah-Rokh Beg, ein vornehmer Mann, der ſich für einen Dſchingiſen ausgegeben, aus der Wolgagegend nach Ferghana gekommen ſei, ſich zum Khodſcha einer der Herrſchaften des Landes gemacht habe und dann durch Liſt und durch Gewalt immer weiter gedrungen ſei, bis er faſt das ganze Ferghana unter ſich vereinigt und den Grund zu dem Khanat von Khokand gelegt habe. Jedoch ſei erſt von ſeinem jüngeren Sohne und zweiten Nachfolger, Abdulkerim Beg, der Ort Khokand ausgebaut und zur Reſidenz eingerichtet worden. Dieſem letztern folgte Irdana Beg auf 20 Jahre; dann Suleimân Beg, dann Schah-Rokh Beg II. (nur auf 3 Monate), dann Narbutta Khân, ein Enkel Abdulkerim's (auf 30 Jahre, wahrſcheinlich von 1771 bis 1801), welcher alle noch unabhängigen Ortſchaften Ferghana's außer Khodſchend unterwarf; dann Alim Khan, wie es ſcheint, bis 1812; dann Amir Khan, Alim's jüngerer Bruder, welcher Khodſchend, Uratipa und Taſchkend eroberte und auch eine Landesmünze, aus überſilbertem Kupfer, ſchlug; dann Omar Khan, der dritte Sohn Narbutta's. Alle dieſe Herrſcher hatten ſich der Anſprüche Bokharas zu erwehren, deſſen Schah ein hiſtoriſches Hoheitsrecht über Ferghana zu haben behauptete und bis zur Zeit der Schah-Rokhiden die Theil-Fürſten (Khodſchas) zur Anerkennung deſſelben gezwungen hatte. Dazu kam der Gegenſatz zwiſchen dem Schiitismus der iraniſchen Länder und dem Sunnitismus der Uſbeken. Um die Mitte unſers Jahrhunderts erſchien ſogar eine Geſandtſchaft*) des Khans von Khokand in Konſtantinopel, um den Sultan als Khalifen der Rechtgläubigen die religiöſe Huldigung des Landes darzubringen und ihn um Förderung ſeiner Intereſſen anzugehen.

Dieſer diplomatiſche Schritt ſcheint aber bei Rußland den längſt gehegten Plan zur Reife gebracht zu haben, ſich des reichen und bevölkerten Landes zu bemächtigen, und damit einerſeits auf den centralaſiatiſchen Handel einen entſcheidenden Einfluß zu gewinnen, andererſeits aber der Pforte für den Fall eines ruſſiſch-türkiſchen Krieges die Ausſicht auf eine dorther zu ihren Gunſten zu veranlaſſende Diverſion abzuſchneiden. Durch lange blutige Kriege hatten die kurzſichtigen Herrſcher von Khokand und von Bokhara einander gegenſeitig geſchwächt, und dieſe Sachlage benutzten die Ruſſen, als ſchon der ſogenannte Krimkrieg (von 1854—56) unvermeidlich geworden war, im J. 1853 eine Expedition unter dem General Perowſki vom Aral-See den Sir-Strom hinaufzuſenden und dem Khan einen Begriff von der europäiſchen Waffenmacht beizubringen. Sie eroberten die Stadt Akmes-Dſchid am untern Sir, woſelbſt ſie das Fort Perowſki erbauten, und als der Khan mit ſeinem Heere gegen ſie anrückte, ſchlugen ſie ihn unter ſtarkem Verluſte zurück. Damit war der nächſte Kriegszweck erreicht. Ein Jahrzehnt verfloß über der organiſchen Angliederung des gewonnenen Gebiets und der Vorbereitung eines weiteren Angriffs, welchem ſchon der Sir-Strom als Baſis dienen konnte, und für welchen die Einrichtung einer Dampfſchiffahrt von unberechenbarem Nutzen war. Im Juni 1864 erneuerten die Ruſſen den Krieg und eroberten die Städte Aulietta und Haſ'rati-Turkeſtan, an einem Zufluſſe des untern Sir unfern dieſem gelegen, dann im Spätſommer des Jahres unter General Tſchernjajev die Stadt Tſchemkend (43½° nördl. Br.), Taſchkend und alles Land bis zum Iſſikgöl. Ein Erlaß vom 24. Febr. 1865 vereinigte dieſe im Oſten des Aral-Sees gelegene Länderſtrecke mit den ſchon genannten, in handelspolitiſcher Hinſicht wichtigen Städten zu einem neuen ruſſiſchen General-Gouvernement Turkeſtan, welches die Nordweſt-Hälfte des Khanats von Khokand in ſich faßte. Abermals verging mehr als ein Jahrzehnt, während deſſen wol Friede herrſchte, die Bewohner Khokands aber über die weiteren Abſichten des übermächtigen

*) Die Abgeſandten hatten Mühe ſich verſtändlich zu machen, da ihr türkiſcher Dialekt den Osmanlis fremd war. Uebrigens dehnten dieſe Centralaſiaten in Konſtantinopel das Gaſtrecht bis auf offene Misachtung des Privateigenthums aus, und als der ſtattliche Zug, den das Gefolge bildete, ſich zum officiellen Empfange an die Pforte begab, wurden in den paſſirten Straßen die Läden geſchloſſen.

Digitized by Google

Nachbars keinen Zweifel hegen konnten. Nachdem Rußland ſeine Vorbereitungen vollendet, fehlte es auch nicht an einem paſſenden Vorwande zum Angriff; durch einen Pöbelauflauf, hieß es, wurde die ruſſiſche Geſandtſchaft von Khokand vertrieben, und, um dieſen Schimpf zu rächen, rückten die Ruſſen in das Land, welches keinen Widerſtand mehr gewagt zu haben ſcheint. Am 20. Febr. 1876 wurde die Hauptſtadt beſetzt, und ein Ukas vom 2. März deſſelben Jahres erklärte den Reſt des Khanats zur ruſſiſchen Provinz, für welche, wie bereits erwähnt, der alte Name Ferghana wiederhergeſtellt wurde.

(*G. Rosen.*)

KHOND, KOND, Aboriginer in Oriſſa und Radſch-Mehal. Ihre Sprache gehört dem dravidiſchen Stamme an.

Literatur: Smith, Grammar of the Khond Language (Cuttack 1876). (*G. von der Gabelentz.*)

KHÔRASÂN (die Ruſſen, Engländer und Franzoſen ſchreiben kh, weil ſie keinen χ-Laut haben), richtiger Chôrasân (d. h. das Land der Sonne, Oſten, vom Parſi chôr = Sonne), iſt die nordöſtliche Provinz Perſiens, wol ein ſtarkes Drittel des perſiſchen Reiches, wird ſeiner Fläche nach zu 322,118 □Kilom. oder 5850 geogr. □Meilen, d. i. mehr als der preußiſche Staat nebſt Baiern, geſchätzt, mit 843,000 Bewohnern, alſo 144 auf jeder □Meile. Es iſt das alte Parthia und zum Theil Hyrkania. Nach Norden grenzt es an die Jomud- und die Tekke-Turkmanen nebſt Merw; nach Oſten an Herat in Afghaniſtan und ſüdlicher an Seïſtân; im Süden an Kirmân; im Weſten an Irak-Adſchmi; im Nordweſten an Maſanderân. Die weſtliche Hälfte iſt Sand- und feſte Salz-Thonwüſte: im Süden die große Salzwüſte Lut oder Lot, d. h. Kahl, 150 bis 180 Meter über dem Meere; im Norden die große Salzſteppe Deſcht-i-Kowir (Salzſumpf heißt im nördlichen Perſien Kowir, im ſüdlichen Keſih) oder Daria-i-Kebîr, wol ebenſo hoch wie erſteres, in den tiefſten Theilen vielleicht unter der Meeresfläche. Die erſtere, bildet eine weite Fläche von ſchwärzlich-graubrauner Farbe und beſteht aus dürrem Salzlehm, überdeckt mit kleinen Steintrümmern oder grobem Kies, ohne die geringſte Vegetation oder irgendein lebendes Weſen. Ein trockenes Flußbett, Chus-Rûd, durchzieht geſpenſtiſch dieſelbe; ſteile, wallartige und zerriſſene Abſtürze, wol als Rand eines ehemaligen Salzſees, der ſich an Stelle der Wüſte hier befand, umgeben ſie. Ein ganz mit Salz geſättigter Fluß und die täuſchendſten Luftſpiegelungen gehören zu den Merkwürdigkeiten dieſer Einöde. Tebbes in 500 Meter Höhe liegt, von der Wüſte umgeben, auf vegetationstragendem, an Palmen reichem Boden. — Die erſtere der genannten Wüſten iſt ein faſt geſtrecktes Oval von 30 und 100 geogr. Meilen Durchmeſſer und wol 2350 geogr. □Meilen Fläche, demnach etwa $^1/_{20}$ des geſammten eraniſchen Hochlandes, und würde alſo an Ausdehnung ungefähr dem Adriatiſchen Meere gleichzuſtellen ſein. Sie iſt zwiſchen das im Süden von Teheran gelegene Kum, zwiſchen Simnan, Boſtan, Niſchapur, Dſchumin und Tebbes eingeſenkt. Von den Bergen auf allen Seiten, ausgenommen im Südweſten, reichen Rinnſale in ſie hinein. Der bedeutendſte dieſer Waſſerläufe kommt von Weſten, wo ſich der vom Plateau von Sultaneh herfließende Abſar-Rûd und der von Hamadan kommende Kara-ſſu in ihr zum Abi-Schur vereinigen. Die Wüſte iſt zum Theil ein ſchlammiger Sumpf, welchen im Sommer eine dicke Salzkruſte bedeckt und über dem im Winter Salzſole ſteht. Südöſtlich davon, im Süden von Chaf, liegt ein anderes großes Kowir, und davon ſüdweſtlich das genannte Lut. — Kleinere Kowirs gibt es zahlloſe; überall bildet ſich auf den Alluvial-Ebenen bei hinreichender Feuchtigkeit der dieſelbe lange feſthaltende, unpaſſirbare Salzſumpf, deſſen Salz den weitverbreiteten Gipsſchichten entſtammt. Der Rand der Salzſteppen, deren ſtark von Salz durchzogener Lehmboden ſich erſt im Spätherbſte mit der ihm eigenthümlichen Vegetation von Halophyten oder Salzpflanzen bedeckt, ſcheint nirgends höher als 1000 Meter hoch zu liegen; er iſt meiſt nackt und nur zum Theil wellig. Wo die Gebirge nicht unmittelbar das Salzgebiet berühren, liegen 1000 bis 1300 Meter hohe Hochebenen, durch niedrige Hügelreihen voneinander geſchieden, ganz von der Beſchaffenheit und mit derſelben Vegetation der niedrigen Sträucher und Kräuterarten wie die Steppen Mittelaſiens, nur daß hier der eigentliche Flugſand fehlt. Für dieſelben beſonders charakteriſtiſch ſind die ſchnell zu 2 Meter und mehr aufſchießenden Doldenpflanzen, namentlich Ferulaarten, deren Stiele als Baumaterial und zu Sonnenſchirmen benutzt werden. Im allgemeinen tragen dieſe Steppen das Gepräge großer Unfruchtbarkeit und Dürre; nur an waſſerreichen Bächen, wo ſich Anſiedelungen finden und eine Vertheilung des Waſſers geſchieht, tauchen Oaſen auf, in denen auch das üppigſte Obſt, Wein, Weizen und Baumwolle, Reis, Melonen, Gemüſe, Tabak, Platanen und Pappeln prangen.

Im Südoſten grenzt an die große Wüſte zwiſchen ihr und einer andern öſtlicheren das Gebirgsland Kach-Koh, in welchem der Ort Kakk in 1770 Meter Höhe liegt; der die öſtliche Fortſetzung des Gebirgszuges bildende Goſuk-Koh hat 1960 Meter Höhe. Südlicher liegt das Kohiſtan genannte Gebirgsland, in welchem der Ort Chus, bei welchem der Chus-Rûd entſpringt, in 1340 Meter Höhe liegt. Und wieder ſüdlicher zieht der die nordöſtliche Seite der Lut-Wüſte berührende Dubuſch-Koh. Das nördliche Choraſan erfüllen die drei langen Parallelketten, von Nordweſten nach Südoſten ziehend, das Jakataigebirge; die kurdiſchen Ala-Dagh nebſt dem Binalud-Koh, nördlich von Niſchapur und im Norden von Meſchhed das 3050 Meter hohe Hazar-Masdſchid und der 2750 Meter hohe Kara-Dagh. Im Weſten neben dem Hazar, 7 Kilom. entfernt, entſpringt bei Badkhor und dem Maidan-Kuni-Paſſe der im Längenthale nach Nordweſten und Weſten ſich bewegende Atrek.

Dieſe Gebirge des nördlichen Drittels von Choraſan, deren ſüdöſtliche und öſtliche Fortſetzung wol der eigentliche Parapamiſos der Alten iſt, gilt den Perſern für ein herrliches Land; die zwiſchen den parallelen Höhenzügen gelagerten anbaufähigen wald- und quellenreichen, aber

Digitized by Google

wegen ihrer Klippenwände ſehr unzugänglichen Thäler ſind in der That der beſte Theil. Aber dieſe Thäler ſind ſeither ſtets von den plündernden Horden der Turkmanen heimgeſucht worden, welche nicht nur die Bodenfrüchte, ſondern die Bewohner ſelbſt nachts aus den Städten raubten und als Sklaven in die Länder Turans verkauften. Durch den von Rußland erreichten Anſchluß des Turkmanenlandes mag ſich dieſes Uebel vielleicht allmählich mindern. — Der Hauptort Choraſans iſt der heilige Wallfahrtsort Meſchhed, der wichtigſte Handels- und Karavanenplatz für das öſtliche Perſien, an welchem die Producte Turans zuſammenfließen. — Von Production kann in dieſem gewaltigen Wüſtenlande kaum die Rede ſein, und in den Handel liefert es faſt nur Opium, das nach China ausgeführt wird. Tebbes, in der Mitte in einer Oaſe, liefert Datteln und Orangen und baut den beſten Taback Perſiens. Unter den Pflanzen ſind 150 Arten von Aſtragalus und 40 Arten Euphorbiaceen. Die Wüſte iſt reich an Wild, auch an wilden Eſeln, deren Fleiſch die Perſer eſſen; Schakals, Panther und Tiger hört man nachts in den Städten heulen. In Kohiſtan wird Teppich- und Shawlweberei gerühmt.

Choraſan, das Land im Oſten der Wüſte, hat zu verſchiedenen Zeiten eine ſehr verſchiedene Ausdehnung gehabt. Der nördliche Theil, das alte Parthia, bildete nebſt Margiana und Aria ſeit früheſter Zeit einen Theil des perſiſchen Reiches; mit dieſem kam es an Alexander den Großen und danach an die Seleuciden, nach deren Sturze wurde es wieder perſiſch, ſo unter den Arſaciden wie unter den Saſſaniden. Das Volk, ein Gemiſch von Medern und einem eingedrungenen turaniſchen Nomadenſtamme, führt auf den an Weide reichen Plätzen ſein altes Reiter- und Hirtenleben. „Nachdem die Arſakidiſchen Stammfürſten um 250 vor Chr. durch Losreißung ihres Gebietes von dem Reiche der Seleukiden wieder eine nationale, wenigſtens der Grundlage nach eraniſche Macht hergeſtellt hatten, die ſich mehr nach Weſten als nach Oſten zu dem parthiſchen Großreiche von halbtauſendjähriger Dauer erweiterte: ſeit jener Zeit (um 170 v. Chr.) finden wir auch die Provinzialgrenzen von Parthyäa weſtlich über altmediſches Gebiet, ſowie nördlich über Hyrkanien und ſüdlich gegen die Wüſte hin vorgeſchoben.“ (H. Kiepert.) — Vom J. 646 bis 820 v. Chr. blieb das Land unter der Herrſchaft der Chalifen; zu Anfange des 11. Jahrhunderts kam es unter die Herrſchaft der Ghazneviden und ſchon 1037 ſetzten ſich im weſtlichen Theile die Seldſchuken feſt, bis 1117 Sandſchar, der ſeldſchukiſche Herrſcher von ganz Perſien, Choraſan mit ſeinem Reiche vereinigte. Im Jahre 1220 kam es unter Dſchingis-Khan an die Mongolen, 1331 an Tamerlan. Im J. 1507 verjagten die Oesbeghen die Mongolen und es kam endlich wieder an Perſien. Es hat dieſes Durchzugsland ganzer Völkerwanderungen ſeit dem Alterthume den ſtärkſten Wechſel der Bevölkerung und damit der Nomenclatur erlitten. — Der ſüdlichere Bezirk, das jetzige Kohiſtan, muß, nach H. Kiepert, das Land der Sagartier geweſen ſein, der wilden ſkythiſchen, aber perſiſch gekleideten, mit dem Schleuderriemen bewaffneten Reiter im Heere des Xerxes. *(G. A. von Klöden.)*

Ende des fünfunddreißigſten Theiles der zweiten Section.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

WELLS BINDERY INC.
WALTHAM, MASS.
APR. 1975

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google